image
not
available

4° Per. 15 (23,2

Digitized by Google

<36605031430012

<36605031430012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

4° Phys 15

Morgenblatt

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

18

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 5 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romanze von Rapp. 163.
Wiedersehen. 164.
Räthsel, von Schöll. 165.
Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl. 166. 167. 168. 169. 170. 171.
Deutsches Sprüchwort. 175.
Eine wahre Begebenheit aus den Tagen der Ueberschwemmung bey Danzig, von L. Robert. 176.
Morgenwunsch, von Schöll. 181.
Mittagstraum, von Schöll. 182.
Palindrome: Ebbe. Renner. Esse. 159. — Ecke. 165. — Neger. Regen. 177.
Räthsel: Palindrom. 171.

Romane und Erzählungen.

Eine Scene aus der neapolitanischen Revolution i. J. 1799. 156. 157. 158.
Die Muschel. 164.
Burg Gleichberg. 173. 174. 175.
Zalim Khan, eine persische Erzählung. 179. 180. 181. 182.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus Amerika. 156.
Die Samojeden 166. 167.
Skizzen aus Ostindien. 176. 177.
Chinesische Justiz. 178.
Gemälde des römischen Volkscharakters. 181. 182.

Reisen.

Briefe über die Pyrenäen. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164.
Besuch in Abbotsford, W. Scotts Landsitz. 168. 169. 170. 171.

Geschichte.

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel. 159. 160. 161. 162. 163.
Mahmud II. und seine Staatsreformen vor dem Jahr 1812. 172. 173.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber die Verhältnisse zwischen den Gefühlen, von Bonstetten. 164.
Jean Paul an A. 164. 171. 179.
Ueber die technische Benützung thierischer Substanzen. 165.
Merkwürdige Prophezeihung. 172.

Naturgeschichtliches.

Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich, von Schubert. 174. 175.
Das Thierreich, von Schubert. 177. 178.
Der Sabbath, von Schubert. 180.

Korrespondenz.

Paris. 156. 159. 160. 161. 162. 168. 169. 170. 174. 175. 180. 181. 182. — London. 157. 171. 172. 173. 174. — Genf. 157. 158. 176. 177. 178. 179. — New-York. 158. 159. — Berlin. 160. 161. 162. 163. 164. — Darmstadt. 165. 166. — München. 166. 167. 168. 169. 170. — Bern. 172. 173. — Aus Westphalen. 178. 179.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Ueber Kunsturtheil. (Beschluß.) — Kunstausstellung in Hamburg. (Forts.) — Wien.

Nro. 54.

Archäologie. 1. Antike Bildwerke, zum erstenmale bekannt gemacht von Eduard Gerhard. 2. Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, par Raoul-Rochette. — Kunstausstellung in Hamburg. (Beschluß.) — Köln.

Nro. 55.

Archäologie. (Forts.) — Neue artistische Werke. — Warschau.

Nro. 56.

Beyträge zu der Geschichte Spaniens; enthaltend: Ideen und Notizen über Künste und spanische Maler u. s. w., von dem Obersten Schepeler. — Archäologie. (Beschluß.)

Nro. 57.

Beyträge zu der Geschichte Spaniens. (Forts.) — Berlin.

Nro. 58.

Beyträge zu der Geschichte Spaniens. (Beschluß.) — Paris. London.

Nro. 59.

Deutsche Kunst in Genf. (Forts. v. Nr. 40.) — Archäologie. Bulletino degli Annali dell' Istituto di Corrispondenza archeologica. — London.

Nro. 60.

Deutsche Kunst in Genf. (Forts.) — Archäologische Untersuchungen in Frankreich. — Berlin. — München.

Nro. 61.

Die Krönung Carls des Zehnten. — Deutsche Kunst in Genf. (Forts.) — Panorama von Salzburg.

Literatur-Blatt.

Nr. 53.

Philosophie. (Beschluß.) Beyträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, zur Vermittlung ihrer Gegensätze, von J. H. Fichte. — Erbauungsschriften. Nikodemus, eine Erzählung von Wessenberg.

Nro. 54.

Literatur der vereinigten Staaten. — Geschichte. Histoire de Russie et de Pierre le Grand par Ségur.

Nro. 55.

Drama. Der Paria. Trauerspiel von M. Beer. — Geschichte. Abriß der alten Geschichte des Orients, von Georg Graff.

Nro. 56.

Dichtkunst. Romancero e historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar, recopilado por Juan de Escobar.

Nro. 57.

Dichtkunst. Romancero etc.

Nro. 58.

Reiseliteratur. Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. — Geschichte. Peter Eschenloers Geschichten der Stadt Breslau, herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. — Vermischte Schriften. Gustav Nedlichs ernste Rückblicke in die vergangenen Tage seines Lebens.

Nro. 59.

Histoire de l'école polytechnique, par Fourcy.

Nro. 60.

Biographische Literatur. 1. P. J. Spener und seine Zeit, von W. Hoßbach. 2. Süddeutsche Originalien, Bengel, Oetinger, Flattich, herausgegeben von C. G. Barth. — Geschichte. Edward Gibbons history of the decline and fall of the Roman Empire. Lipsik.

Nro. 61.

Dramatische Dichtkunst. Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar. Kaiser Ludwigs Traum.

Anzeige.

[281] Bey Ferd. Rubach in Magdeburg ist erschienen:

Kurzes Fremdwörterbuch der gebräuchlichsten aus der Fremde bey uns eingeschlichenen Wörter zur Sprachreinigung und Bereicherung, so wie zum Verstehen der Zeitungen ꝛc. erklärt und verdeutscht, zum Theil auch dem Deutschen verähnlicht. Von C. W. Heinzelmann. (13½ Bogen. Preis ⅓ Rthlr.)

Dies Werkchen soll keineswegs den verdienstlichen Werken eines Petri, Heise ꝛc. in den Weg treten, sondern blos diejenigen Wörter enthalten, welche noch in gewöhnlichen Leseschriften vorkommen, und die jeder etwas Gebildete richtig lesen und verstehen muß. Hierzu ist nicht nur die Aussprache, sondern auch der Sylbenton nöthigenfalls genau bezeichnet. Ferner ist jedes fremde Wort zuerst ganz kurz stammkundlich erklärt, und dem Deutschen zum leichtern Verstehenlernen verähnlicht; auch die geschichtliche Ableitung eines Wortes stets kurz berührt.

Digitized by Google

№. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juli 1829.

Grey. Verdammter Hauf' ihr alle von Blutsargern!
Waughan. Ihr, die ihr lebt, wehklagt hierum noch künftig.
Ratcliff. Macht fort, denn eures Lebens Ziel iſt da.

Shakespeare.
Richard III.

Eine Scene aus der neapolitaniſchen Revolution vom Jahr 1799.

Die Contrerevolution in Neapel im Jahr 1799, wobey einer der größten Helden unſerer Zeit, Nelſon, ſeinen Ruhm in Schatten ſtellte, um nicht zu ſagen befleckte, iſt eine der merkwürdigſten Epiſoden der franzöſiſchen Revolution, und wenn ſie weniger beachtet iſt, als ſie es verdiente, ſo iſt jene Zeit daran Schuld, in der ein großes Ereigniß das andere begrub. Wir ſehen dort zum erſten Male, was wir ſeitdem wieder erleben ſollten, eine aufgeklärte, muthige Minderzahl im Kampf mit dem ewig alten Pöbel von Parthenope unterliegen; wir ſehen auf der einen Seite der Königin und Actons, Nelſons und der Lady Hamilton Intriguen, Mönche, Banditen, Lazzaronis; auf der andern Seite ein enthuſiaſtiſches junges Geſchlecht, ſtolz auf ſeine europäiſche Bildung. Es iſt kein Wunder, daß ein ſolches Drama einen Schriftſteller zu einem Werke begeiſtert hat, das, nach dem Geſchmacke der Zeit, die Geſchichte jenes Ereigniſſes auf den Faden einer einfachen Intrigue reihen ſoll. Fragoletta ou Naples et Paris en 1799, par Dolatouche iſt übrigens eines der ausgezeichnetſten Werke dieſer Art. Wenn auch die Schilderungen hie und da etwas überladen erſcheinen mögen, ſo iſt doch die poetiſche Anſicht wahr und die Charaktere ſind originell und kräftig, wenn es auch, zumal einem Deutſchen, ſcheinen könnte, als ob die Situationen, in die ſie verſezt werden, oft etwas geſucht und gezwungen ſeyen. Wie dem auch ſeyn mag, ſo wird eine Scene dieſes Dramas, „die Verurtheilung der Patrioten nach der Rückkehr des Königs," nicht unwillkommen ſeyn.

* * *

Die Vicaria iſt ein großer Pallaſt in der Mitte der Stadt Neapel; ſie ſoll der Tempel der Gerechtigkeit ſeyn. Legionen von Rechtsmännern, die bey dem Volke unter dem Namen Paglietti in hohem Anſehen ſtehen, ſuchen, finden und verdrehen das Recht daſelbſt zu beſtimmten Stunden. Es ſind ihrer nicht weniger denn zehntauſend. Die ungeheuren Treppen, die zu den Audienzſälen führen, ſind abgenüzt von Sollizitanten, belagert von Lazzaronis; jede Arkade in den Corridors ertönt vom Rufe des Handelsmanns, der ſeine Seidenzeuge oder ſeine Lavadoſen ausbietet. An dieſem Abend aber hatten die Kaufleute ihre Buden geſchloſſen, die Paglietti trugen nicht mehr die Tracht ihres Standes; dichtgedrängt ſtand die Menge von den Treppen bis unten an den Richterſtuhl, um bey Fackelſchein die Angeklagten, die in den Forts Widerſtand geleiſtet hatten, und die eben gerichtet werden ſollten, vorüberziehen zu ſehen. Sie kamen; vorn, hinten und auf den Seiten Sbirren in gelb und ſchwarzen Röcken. Die Verwünſchungen, mit denen ſie der Pöbel und einige hübſche Damen überhäuften, erwiederte hie und da einer mit einem Lächeln, mit einem Achſelzucken, die meiſten ſchienen es nicht zu bemerken.

Digitized by Google

Die königliche Junta war feyerlich versammelt. Auf der einen Seite saßen auf Sammt, in Hermelin gehüllt, ein Speziale, ein Guidobaldi, Castelcicala, Damiani u. s. w., sklavische, beutesüchtige Menschen, ausgewählt unter jenen sophistischen, starrsinnigen Köpfen, wie sie immer in den schlimmen Tagen der Restaurationen auftauchen, um sich zu Schergen der Rache herzugeben, die Frankreich wie Spanien, Neapel wie London, mit Bitterkeit erfüllt haben, von unseren Tagen an bis rückwärts zu der Zeit, wo die Stuarts England den Rücken kehren mußten. Was sich auf der andern Seite auf der Armesünderbank niederließ, war ungefähr das Beste, was Neapel an Tugend, Bildung und Muth besaß. Außer den Offizieren, die sich erst vor Kurzem durch ihre Vertheidigung ausgezeichnet hatten, brachten hier Advokaten, Künstler, Gelehrte ihre Köpfe zum Opfer dar, und die Zuschauergallerie ward besser bedient, als sie gehofft hatte. Diese jungen Männer aus dem lebenden Geschlechte wegzunehmen, war soviel, als die Volksbildung einen Rückschritt von zwey Jahrhunderten thun zu lassen, so viel, als Italien in die Zeit Ferdinands des Katholischen zu versetzen.

Speziale, der Präsident der Junta, ließ beym Anblick so vieler Opfer, die meist nicht über zwanzig, deren viele kaum sechszehn Jahre alt waren, einige Verwirrung blicken; bald aber, nachdem er sich in die richterliche Würde geworfen, begann er dem Alter, oder seinem persönlichen Hasse nach das Verhör, und fragte den Vertheidiger des Kastells Uovo: „Du heißt Menthoné? was hast Du während der Republik gethan?“ — „Ich habe kapitulirt.“ — „Und vorher?“ — „Das weiß Jedermann; spart die unnützen Fragen. Ich wiederhole es, ich habe kapitulirt, und wenn diese Rechtfertigung nicht hinreicht, so müßte ich mich schämen, eine andere vorzubringen.“ — „Das sollst Du bald sehen.“ Der Präsident dieses prompten Gerichts wandte sich zu den Männern, welche die Geschichte bald seine Mitschuldigen nennen sollte, und forderte jeden durch einen Wink mit dem Kinn zur Stimmgebung auf; ringsum antworteten ihm nickende Häupter, und die Versammlung hatte damit den Spruch gethan. „Geh' nach rechts,“ sprach Speziale zum Minister, und damit war die Sentenz bestätigt. Ein Sbirre hob ein Paar Sarchelappen auf, welche den Eingang zu einem anstoßenden Kabinet bedeckten, und dort sollte das erste Schlachtopfer nur wenige Augenblicke der andern harren.

„Und Du?“ fuhr der Richter fort. „Ich war Arzt,“ sprach Cerillo, „und dann Volksrepräsentant.“ „Und was bist Du jezt mir gegenüber?“ „Dir gegenüber, Elender, ein Held!“ „Gehe rechts!“ — „Eusebio Palmieri ist mein Name,“ rief der Dritte, „und ich will als Rechtsgelehrter zur Vertheidigung der Bürger, die ihr wegen Rebellion zur Verantwortung zu ziehen nicht das Recht habt, einige Rechtspunkte geltend machen. Die Akte vom 28sten dieses Monats, die nach freywilliger Uebereinkunft abgefaßt ist, zu der der Generallieutenant des Königreichs sogar die erste Veranlassung gab, schüzt uns sämmtlich vor eurer Verfolgung.“ „Es wäre,“ fiel der Richter Guidobaldi ein, „verständiger und sicherer, sich auf die Gnade des Monarchen zu verlassen.“ „Das ist,“ erwiederte der Advokat, „das Hauptkennzeichen pflichtwidriger Richter, daß sie höher stehen wollen als das Recht. Wer mir mehr bietet, als er mir schuldig ist, macht sich verdächtig; denn offenbar will er sich von seiner Schuld losmachen, ohne sie zu bezahlen.“ „Aber Euer König ist ja so gut!“ fuhr der Richter fort. „Aber er ist der Eurige! und man schäzt die Fürsten nach den Menschen, denen sie das Heft in die Hand geben; ihr mögt ihm selbst sein Urtheil sprechen.“ „Konnten wir mit Unterthanen kapituliren?“ „Und warum thatet ihr es denn, Elende? Ihr macht euch feig aus dem Staube; das Land ist vom Feinde besezt; man stellt die besten Bürger an die Spitze einer Verwaltung, die einmal dringend nothwendig war. Sie nehmen es an aus Vaterlandsliebe, — ihr waret ja nicht da, — und um Frieden und Ordnung zu erhalten, um eure Habe zu schützen; da kommt ihr wieder zurück und bringt sie um! Es ist doch etwas Feines um Hofjustiz!“ „Rechts!“ rief Speziale dazwischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Die Paketboote.

Die zwischen der alten und neuen Welt hin- und hersegelnden Paketboote sind etwas so ganz der neuesten Zeit Angehörendes, eine so vortreffliche Anstalt, ja ich möchte sagen, etwas so Vollkommenes in ihrer Art, daß es wohl der Mühe werth ist, einen Augenblick dabey zu verweilen. Regelmäßig segelt jede Woche ein Paketboot von New-York nach Liverpool, dreymal des Monats eines nach Havre, zweymal eines nach London und jeden Monat eines von Boston nach Liverpool. Diese Schiffe sind sämmtlich amerikanische, von Privatkompagnien unterhaltene Fahrzeuge. Außerdem sendet noch die englische Regierung monatlich ein Paketboot nach Halifax in Neu-Schottland, welches von dort Briggs oder Schooner nach Boston und den Bermuden sendet. Ich spreche aber hier nur von den amerikanischen Paketbooten nach England und Frankreich. Sie sind die fliegenden Brücken zwischen beyden Welttheilen, und vereinigen sie inniger als manche Landwege zwey benachbarte Völker. Ja, ein Amerikaner der atlantischen Städte entschließt sich wohl weit leichter nach

Digitized by Google

England oder Frankreich, als nach Ohio, oder sonst einem Staate des Westen zu reisen. Ueberhaupt ist der Verkehr zwischen einer amerikanischen Hafenstadt und England oder Frankreich weit leichter als mit dem Innern. Wie viel leichter ist es nicht z. B., Bücher aus jenen Ländern und selbst aus Deutschland, als aus Kentuky oder Illinois zu erhalten! Und doch ist der Binnenverkehr in Nordamerika unglaublich groß. Zu Anfang Aprils 1829 waren alle Plätze auf den Paketbooten nach Havre de Grace auf sechs Wochen besezt. So fliegen die Amerikaner im Frühlinge aus. In demselben Monate kamen binnen 11 Tagen zur See über 17000 Briefe in Neu-York an; wobey freylich der Leser nicht übersehen darf, daß der Wind sehr lange von Westen blies, und nun mit eintretendem Ostwinde viele Fahrzeuge zugleich einliefen.

Die Paketboote zwischen hier und England und Frankreich sind sämmtlich Schiffe erster Art, die selbst die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich ziehen. An Eleganz und trefflicher Bauart zum Segeln kommen ihnen die Schiffe keiner Nation in der ganzen Welt gleich, wie sie denn auch schneller als alle andern segeln. Die Kapitäne werden unter den geschicktesten aller amerikanischen Seefahrer ausgewählt und sind fast ohne Ausnahme gebildete Männer. Ihre Ehre suchen sie in artiger Behandlung der Passagiere und in schneller Ueberfahrt, damit es in den Zeitungen heiße: Der Kapitän NN. von Liverpool in so und so viel Tagen. Ihre Freude ist, einem Kapitän, der vor ihnen ausgesegelt ist, vorzusegeln (to beat him). Alle Nationen erkennen an, daß Niemand so kühn zur See ist. Bey sehr scharfem Winde, wenn andre schon beylegen, fährt der Amerikaner noch mit einigen Segeln, und es ist eine Freude, auf dem Ocean ein anderes Segel einzuholen und rasch und frisch an ihm vorbeyzufahren. Es werden aber auch weder Segel, noch Taue geschont, wie dieß von manchen andern Kapitänen für Pflicht gehalten wird; denn Schnelligkeit ist ihr point d'honneur. Die Durchschnittszeit der Ueberfahrten von Europa ist seit fünfzig Jahren durch die großen Verbesserungen in der Schiffahrt außerordentlich verkürzt worden. Noch vor fünfzig Jahren waren sechszig bis siebzig Tage die gewöhnliche Ueberfahrtszeit, jezt dreyßig. Früher wurden gegen Abend die meisten Segel eingenommen, und bis zum Morgen legte man so bey, wie es noch einige alte Schweden und Holländer thun; jezt geht es Tag und Nacht keck durch die Fluthen, nur wenn dicker Nebel jede Aussicht verhindert, oder im Mai und Juni die Eisberge vom Norden kommen, ist man vorsichtiger. Erlaubt es der Wind nur einigermaßen, so werden Hülfssegel an der ganzen Windseite aufgezogen.

Der Passagier findet auf diesen Paketbooten alles, was er möglicherweise wünschen kann. Eine Kuh gibt täglich frische Milch; jeden Morgen werden kleine Brode gebacken. Das lange Boot, zur Rettung in Gefahr, ist zum Stall für Gänse, Truthühner, Hämmel und Schweine eingerichtet; Hühner und Enten sind in Käfigen; Fische werden bey jeder Windstille gefangen. Eingemachtes, Gemüse, gepökelt Fleisch, Thee, Kaffee, Butter, nichts der Art fehlt. Madera, Portwein, Bordeaurwein stehen jedem zu Gebote, so wie Punsch, Grog, Sodawasser, Cieder, Porter ic., und dann und wann läßt der Kapitän den Champagnerpropfen springen. Gewöhnlich finden vier Mahlzeiten statt, Frühstück, Gabelfrühstück, Mittagsbrod und Thee, wo aber wieder Fleisch und Wein auf dem Tische ist. Manche genießen ihr Leben recht froh am Bord dieser Fahrzeuge und jubeln Tag und Nacht; manche aber legen ihr klägliches Gesicht, auf welchem die Seekrankheit Jammer und Elend malt, nicht eher ab, als bis sie Land sehen. Für alle diese Meerherrlichkeit und diesen Seejammer bezahlt ein Kajütenpassagier von Liverpool nach New-York 30 Guineen; von Havre nach Neu-York etwas mehr. Ein Zwischendeck-Passagier im Vordertheil des Schiffes zahlt 30 Dollar, hat aber für alle Nahrungsmittel und seine Matratze zu sorgen. Feuer und Wasser wird ihm gegeben. Auf diese Art kommen sehr viele irländische Auswanderer nach Amerika. Zuweilen bezahlen sie mehr und essen dann mit den Matrosen.

Diesen Sommer sollen nun die ersten Versuche der englischen Kompagnie gemacht werden, welche im Sommer von einer der westlichsten Spitzen Irlands nach Halifax und von dort nach Boston mit Dampfschiffen fahren will. Man rechnet auf 12 Tage Ueberfahrt von Irland nach der Hauptstadt Neu-Schottlands, und von Halifax nach Boston 2 Tage, so daß wir also in Boston im Sommer regelmäßig Nachricht von London in 16, und von Paris in 17 und 18 Tagen haben können. Wie eng wird die Welt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Diesen Entschluß scheinen die beyden Liebenden reiflich überdacht und er den gemeinschaftlichen Tod zuerst vorgeschlagen zu haben; sie überlegte den Vorschlag acht Tage lang, weinte bey dem Andenken an ihren Vater, der sie überleben sollte, und antwortete dann: „Ja, ich glaube, der Tod ist das Einzige, was wir zu ergreifen haben; ich nehme den Vorschlag an.“ Dann wurde er etwas schwankend und wollte aufschieben; sie aber schrieb ihm: „Willst Du noch ferner leben, so thue es; ich aber bin entschlossen, nicht länger mehr zu leiden.“ Nun war auch der junge D** bald gefaßt, und sie verabredeten sich, ihr Leben im Montmorencythale zu

Digitized by Google

beendigen. Er kaufte ein Paar Piſtolen und ſie fuhren zuſammen nach dem Weiler, wo ſie an dem Leducſchen Gaſthofe abſtiegen, dem gewöhnlichen Abſteigequartier aller Fremden, welche die Gegend beſuchen. Den folgenden Tag durchſtreiften ſie das Thal und genoſſen noch zuletzt mit der ganzen Glut ihrer wilden Leidenſchaft die Freude des Beyſammenſeyns und des Sympathiſirens. Sie ſang nochmals die Lieder, die er gedichtet hatte. Am folgenden Tage wurde im Gaſthofe eine Hochzeit gefeyert; man lud das liebende Paar dazu ein. Beyde waren ſehr munter und ſchienen nicht den geringſten Kummer zu haben. Gegen Abend gingen ſie noch ſpazieren. Sie wollten ſich im Gebölze tödten; allein es war ihnen da zu kalt; ſie fürchteten, ſie möchten fehl ſchießen. Um 9 Uhr Abends mahnte der junge D** ſeine Geliebte, die Laura hieß, es ſey Zeit, ſich auf ihr Zimmer zu begeben; ſie ſchien ſich einen Augenblick zu bedenken, faßte ſich aber bald und antwortete: „Ja, laß uns hinaufgehen.“ Was weiter vorgefallen, läßt ſich aus dem Zuſtande errathen, in dem man am andern Tage die beyden Liebenden fand. Die Hochzeit hatte die Nacht durch fortgedauert; der Gaſthof war voll Lärm und ausgelaſſener Freude geweſen. Am andern Tage erſcheint ein Mitarbeiter am Voleur aus Paris im Leducſchen Gaſthofe und fragt nach dem Paare. Es war ſchon ſpät am Tage; man antwortet ihm, ſie müßten wohl früh Morgens ſpazieren gegangen ſeyn, da ſie noch kein Frühſtück gefordert hätten; der Mann aus Paris erwiedert, er habe ein ſehr bedenkliches Schreiben von dem jungen D** erhalten und er fürchte, es ſey ein Unglück vorgefallen; er dringt alſo darauf, man ſolle ihr Zimmer öffnen. Man begibt ſich dahin; es iſt inwendig verſchloſſen, Niemand drinnen antwortet. Man bricht die Thüre auf und findet ſie beyde erſchoſſen; ſie, mit verbundenen Augen, von ihm durchs Herz geſchoſſen; ihn neben ihr mit einer Wunde unter dem Herzen, die ihm nicht auf der Stelle hat das Leben nehmen können; wahrſcheinlich hat er mehrere Stunden, vielleicht die ganze Nacht, in Todesqualen zugebracht und noch Zeit gehabt, neben der Leiche ſeiner Geliebten das Gräßliche ſeiner That zu erkennen und zu bereuen. Er ſcheint ſich bis zu den Füßen ſeiner Geliebten geſchleppt und im Todeskampfe ihre Hand ergriffen zu haben. An den vorigen Tagen hatte der junge D** die Gefühle, welche ſein in wilder Leidenſchaft brennendes Herz beſtürmten, beſchrieben, und dieſe gefühlvollen Ergüſſe eines raſend Verliebten ſind ſo eben im Drucke erſchienen, wenn ſie anders ächt und nicht von einem geldgierigen Autor erdichtet ſind, um ein Seitenſtück zu V. Hugo's letztem Tage eines Verurtheilten zu liefern. Was jedoch vermuthen läßt, daß die Schrift ächt ſey, iſt der Umſtand, daß der junge D** bis zu dem Augenblicke ſeiner verzweifelten That geſchrieben und gedichtet hat; denn auf dem Tiſche ſeines Zimmers im Gaſthofe hat man ein Papier gefunden, worauf er Verſe und darunter ihren beyderſeitigen Entſchluß, ſich ums Leben zu bringen, geſchrieben und hinzugeſetzt hatte, er wolle ſeiner Geliebten die Augen verbinden, damit ihm der Muth nicht entfalle. Eins ſeiner Lieder beginnt mit folgender Strophe:

Il faut mourir! que faire sur la terre?
En s'adorant s'ennuyer et souffrir.
Oui, du destin bravant la loi sévère
Et pour briser une affreuse barrière,
Il faut mourir!

Auch an den Gaſtwirth hatte er noch geſchrieben und die Rechnung berichtigt. Man hat ihre Leichname in der Stille in einem abgelegenen Winkel des Gottesackers zu Montmorency beygeſetzt; diejenigen, welche dieſe Geſchichte oder die ebenerwähnten gedruckten Blätter leſen, werden ſich nicht enthalten können, das ſtrafbare und ganz ſeinen zügelloſen Leidenſchaften hingegebene Paar zu bedauern; vielleicht, wenn dieß Band unter ganz andern Umſtänden geknüpft worden wäre, würde eine ſelige Ehe daraus entſprungen ſeyn; vielleicht auch würde eine ſolche blinde Liebe nicht lange gedauert haben und für die beyden Unvorſichtigen eine Folter geworden ſeyn. — Die Engländer allhier haben eine andere tragiſche Begebenheit zu erzählen gehabt. Ein Offizier, Namens Crowther, hatte gewünſcht, in einen Londoner Militärklubb aufgenommen zu werden. Ein Mitglied dieſes Klubbs, der Hauptmann Helsham, hatte ſich im Klubb der gewünſchten Aufnahme widerſetzt, weil über das Betragen jenes Offiziers ein böſes Gerücht umherging. Der Offizier ſoll nämlich eine Frau zu entführen geſucht oder wirklich entführt haben, und dafür vom Ehemanne oder von ſonſt wem aus der Familie mit der Peitſche nach engliſcher Sitte angefallen worden ſeyn; ſo wenigſtens berichteten engliſche Blätter. Der Hauptmann Crowther ſoll nun den Hrn. Helsham aufgeſucht und ſich beſtrebt haben, ſich über ſein Betragen zu rechtfertigen. Der H. Helsham forderte, wie es heißt, Beweiſe ſeiner Unſchuld; Crowther glaubte dazu nicht verbunden zu ſeyn, hielt ſich für beleidigt und forderte Helsham zum Zweykampfe heraus; da aber in England Umſtände das Duell verhindern konnten, um ſo mehr, weil ſich mehrere Offiziere mit in den Streit gemiſcht hatten, ſo beſchloſſen ſie, die ſogenannte Ehrenſache auf der franzöſiſchen Küſte abzumachen, und begaben ſich daher mit ihren Sekundanten nach Boulogne; das Rendezvous war an der Pyramide, deren Errichtung Napoleon zum Denkmale des Vorhabens einer Landung in England befohlen hatte und die als Denkmal der Landung der königlichen Familie in Frankreich vollendet worden iſt. Die Engländer nennen dieſe Pyramide ſchlechtweg Bourbon-Pillar. Hier maßen ihnen die Sekundanten das Terrain ab, denn die Engländer verfahren methodiſch in Allem. Einer dieſer Sekundanten, derjenige nämlich des Hauptmann Halsham, hat nachher behauptet, man ſey dahin übereingekommen, die Entfernung ſolle 12 Schritte ſeyn, er aber habe beym Abmeſſen 12 Sprünge gethan, in der Hoffnung, die beyden Duellanten würden bey der weiten Entfernung einander verfehlen, und die Sekundanten könnten dann dazwiſchen treten und die beyden Herrn wieder verſöhnen, da es im Grunde doch nur ein Etikette-Duell ſey. Was dieß für eine Art von Duell iſt, werden diejenigen beſſer wiſſen als ich, welche in den Duellgeſetzen bewandert ſind. Da Crowther aber ein kurzes Geſicht hatte, ſo war ihm dieſer Abſtand nicht günſtig, und da er zuerſt zu ſchießen hatte, ſo mußte er wohl ſeinen Gegner verfehlen; dieſer aber, der ſchärfer ſah oder beſſer ſchoß, verfehlte leider ſein Ziel nicht und ſchoß Crowther auf der Stelle todt; alſo wieder ein neues Opfer der verwünſchten ſogenannten Ehrenſtreite. Die Freunde der beyden Partheyen haben ſeitdem in den Zeitungen hin und her geſchrieben und geſtritten über die Umſtände dieſes traurigen Duells; was hilft dieß aber und warum haben ſie nicht ihre ganze Thätigkeit daran gewandt, das Duell zu verhindern?

Dg.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Juli 1829.

— Mit freyem Sinn
Zieh ich zu dem Gebirge hin,
Das in die Wolken raget.

Bürde.

Briefe über die Pyrenäen.

Von W. v. Normann.

Bagnères de Bigorre.

Hier ſitze ich nun in Bagnères de Bigorre, ſehe am grauen Himmel Wolken Wolken verjagen, und kaue an meinen Nägeln. Wahrlich! es gibt kein unbehaglicheres Gefühl, als ſich in einer ſchönen Gegend, an der Pforte der herrlichſten Schöpfung, durch ſchlechtes Wetter aufgehalten zu ſehen.

Durch meinen lezten Brief aus Bordeaux wiſſen Sie, daß es meine Abſicht war von Bajonne aus nur in den Pyrenäen ſelbſt zu reiſen, aber leider habe ich dieſen Plan aufgeben müſſen, denn es fehlt an Karten und Führern. Die Departementskarten ſind für einen Fußgänger nicht genau genug, ein Wegweiſer, wie Keller ihn für die Schweiz geſchaffen, iſt nicht vorhanden, und die großen, von den Pyrenäen entworfenen Blätter ſind wohl in der Stube auf breiten Tiſchen zu gebrauchen, nicht aber auf dem Rücken eines Maulthieres. Eben ſo mangelt es gänzlich an guten Führern; man müßte von Dorf zu Dorf einen andern Bauern nehmen, deſſen Patois oder Baskenſprache man wenig, vielleicht gar nicht verſtände, und der von der Gegend am Ende nichts kennen würde, als die von einem Orte zum andern führenden Wege. Leute, die gleich den Führern in der Schweiz, der ganzen Gebirgskette kundig, den Reiſenden ihre Begleitung anbieten, ſucht man hier vergebens. Der natürliche Grund hievon liegt darin, daß die Pyrenäen in ihrer ganzen Ausdehnung zu wenig bereiſt werden, obgleich ſie es wohl verdienen. Der Franzoſe beſucht höchſtens die Bäder, beſteigt die von Jedermann beſtiegenen Berge, und glaubt dann etwas Außerordentliches vollbracht zu haben, theils weil die Berge in Frankreich liegen, theils weil er ſie beſtiegen hat. Von den Spaniern werden Sie hoffentlich nicht verlangen, daß ſie ſich dergleichen Bemühungen unterziehen ſollen; vom ſüdlichen Frankreich an weiß man ja nicht einmal mehr, was es heißt, ſpazieren gehen. Reiſebeſchreibungen, welche uns durch die Pyrenäen von Bajonne bis Perpignan als Leitfaden dienen könnten, gibt es, ſo viel ich weiß, nicht; an ſolchen, die ſich blos mit den Gegenden, in welchen die Bäder liegen, abgeben, iſt ein Ueberfluß. Sie wiſſen aber, ich leſe nie vorher die Beſchreibung eines Landes, in welches ich zu meinem Genuß reiſen will. Sie haben mich oft deßhalb getadelt, oft mir vorgeworfen, daß ich Manches deßhalb überſehen hätte und es auch jezt wieder thun würde. Darin mögen Sie Recht haben. Ich ſehe indeß dafür das, was ich ſehe, mit meinen eigenen Augen und nicht durch die Brille, welche ein anderer mir vorhält und mich auf dieſe Weiſe, wider ſeinen Willen, ſtatt der Sache ſelbſt ſeine Vorurtheile erblicken läßt. Da wird einem vorher geſagt: „das und das Thal iſt wunderſchön, da muß dein Herz ſich zu Gott weiß was geſtimmt fühlen.“ Meine Einbildungskraft malt ſich dann ſogleich ein Elyſium nach fremdem Ideale. Ich komme hin, und ſtatt, wenn ich nichts

geleſen hätte, von der Natur entzückt zu werden, ſehe ich meine überſpannten Erwartungen nicht erfüllt, und Verdruß über meine Täuſchung verbittert mir jeden Genuß. Nein! Gottes Werke brauchen der Poſaune ſentimentaler Geiſter nicht; ich laſſe ſie für ſich ſprechen, habe ich aber den erſten Eindruck für mich genoſſen, meinen Honig aus der Blume geſogen, ſo leſe ich gern, was andre darüber geſagt; ob ich die und die Merkwürdigkeit übergangen, darnach frage ich nicht viel.

In Bajonne habe ich Einiges für Sie aufgezeichnet; Sie erhalten es hier.

B a j o n n e.

Ich kam mit dem Courier von Bordeaux hieher; der Weg, nur theilweis eine Kunſtſtraße, führt durch das Departement des Landes, eine der Lüneburger Haide und Weſtphalen ſehr ähnliche Gegend. Auf den weiten, unbebauten Flächen ſieht das Auge nur hin und wieder eine mit Bäumen umgebene Bauernwohnung; ſchon von Fern hört man das Bellen der wachenden Hunde. Der im Winter dort faſt grundloſe Boden zwingt die Bewohner, ſich, um von einem Ort zum andern zu kommen, der Stelzen zu bedienen, welche ſie ſelbſt im Sommer nicht ablegen. Ein großer Stock dient ihnen, wenn ſie ſtill ſtehen wollen, zur Stütze und zum Springen über Hecken und Graben; ſelbſt vom Boden heben ſie Dinge auf. Es war gerade Mondſchein, als ich den Weg machte; in der Ferne die hohen Geſtalten in ungeheuren Schritten über die Haide wandeln zu ſehen, hatte faſt etwas Geiſterartiges. Die Stadt Bajonne, am Zuſammenfluß des Ardour und der Nive, iſt häßlich, eng und ſchmutzig, liegt aber in einem reizenden Thale; ja, nach der Südſeite kann die Gegend mit Recht ſchön genannt werden. Alles erinnert hier ſchon an die Nähe der ſpaniſchen Gränze; Gaſthöfe und Kaffeehäuſer verkünden ſich auf ihren Aushängeſchildern in beyden Sprachen; Wagen nach Spanien werden dem Reiſenden überall angeboten; auf der Straße hört er ein Gemiſch franzöſiſcher und ſpaniſcher Worte, und zwiſchen den feinen Erzeugniſſen galliſcher Kochkunſt erblickt er hier zuerſt eine olla podrida. Am Tage meiner Ankunft, dem Feſte Mariä Himmelfahrt, zog alles nach Byariz, einem am Meeresufer gelegenen Dorfe, wo man die Seebäder braucht. Den Weg dahin machte ich, nach der Sitte des Landes, in einem ſogenannten Lacolet. An der Porte d'Eſpagne zu Bajonne ſtehen nämlich Baskenmädchen mit Pferden und Maulthieren, über deren Rücken zwey Sitze hängen, mit einer Lehne und einem die Füße ſtützenden Brett, ziemlich bequem für zwey Perſonen eingerichtet. Iſt man nun allein, ſo nimmt, des Gleichgewichtes wegen, das junge, bisweilen ſehr ſchöne Baskenmädchen den andern Sitz ein und verkürzt die Zeit durch Singen. Sind der Reiſenden zwey, ſo nimmt ſie den Platz zwiſchen den beyden Stühlen ein. Was ſagen Sie zu dieſer Art, Luſtparthieen zu machen? ich habe noch keine angenehmere gefunden, und der Rückweg in einer lauen Sommernacht, bey dem herrlichſten Mondſchein, in der Ferne das brauſende Meer, neben mir ein reizendes Baskenkind, wird nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden. Die Ufer bey Byariz ſind hohe, ſteile, von den Wogen ausgehöhlte Felſen; die gerade eingetretene Ebbe geſtattete mir hinunter zu klettern und die noch vor Kurzem vom Waſſer bedeckten Klippen zu betreten. Ich ſah hier zum erſten Male den Ocean. Ach! es iſt doch etwas anderes als unſere fluthloſe baltiſche See, ja ſelbſt als das mittelländiſche Meer, das poetiſchſte von allen. Nach einem ſtärkenden Bade und darauf gehaltenem gutem Mittageſſen legte ich mich auf einen vorſpringenden Felſen und ſah der ſteigenden Fluth, der ſinkenden Sonne zu; nicht weit von mir ſaß bewegungslos ein Mönch, aus dem Dorfe ſchallte Geſang, Muſik, Schreyen und Lärmen von Spielenden. Die höher und höher ſteigende Woge nezte brandend meinen Fuß; der Mond ging auf. Ich kehrte zurück. —

Die Mienen eines Nordländers möchte ich ſehen, wenn er durch einen Zauberſchlag plötzlich aus ſeinem reinlichen Zimmer in eine hieſige Stube verſezt würde, wo Schmutz das hauptſächlichſte Hausgeräth und überall das Beywerk iſt. Von dem Eintritt in Frankreich an lernt aber der Reiſende ſich daran gewöhnen, und macht namentlich in der Provence eine ſo gute Schule durch, daß er ſpäter faſt nichts mehr lernen kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Eine Scene aus der neapolitaniſchen Revolution.

(Fortſezung.)

Einige ruſſiſche, engliſche, ja albaneſiſche Offiziere, welche Neugier in die Vicaria getrieben hatte, fingen an zu fühlen, daß die Ehre ihres Vaterlandes bey einem ſo offenbaren Verrathe leicht Noth leiden dürfte.

Zum Theil ſehr ausgezeichnete Männer kamen jezt, einer nach dem andern vor und Speziales Spruchformel blieb bey jeder Sentenz dieſelbe, bis ein Angeklagter erſchien, der etwas ſchüchtern auftrat; er ließ das Zeichen, vorzutreten, zweymal wiederholen. Aus ſeinem Blicke ſprach zugleich Aengſtlichkeit und Frohſinn. Er war klein von Wuchs und ziemlich beleibt. Den ganzen Mann hätte man für einen Freund des guten Lebens, einen ſorgloſen Epikuräer und luſtigen Bruder, für nichts weniger als für einen Verſchwörer gehalten, hätte nicht ſeine offene Stirne und der ſtiere Blick der kurzſichtigen Augen, die offenbar den Gegenſtand nicht ſahen, auf den ſie ſich mit einer eigenen Starrheit richteten, etwas Schwärmeriſches verrathen. „Nun dieſen, gnädiger Herr," ſagte der Richter Damiani zu Speziale, „kennen Sie recht gut; er wohnt in derſelben Straße wie Ew. Excellenz." — „Keineswegs."

— „Ein Virtuos.“ — „Dieſer armen Leute gibt es ſo viele in meiner Nachbarſchaft.“ Ein verächtliches Lächeln durchflog faſt die ganze Verſammlung, und tauſend Stimmen riefen, wohl nicht ohne Stolz: Domenico Cimarosa! „Ach, ja, ihr Herrn,“ ſprach dieſer weinerlich, „ſonſt Niemand, der arme Dominik. Was kann man mir zum Vorwurf machen? eine Hymne zu Ehren der Republik? Ich habe die Worte dazu nicht einmal geleſen. Sie war bey mir beſtellt worden, und wir Muſiker ſehen nicht auf die Worte. Ich habe auch Cantaten zur Geburtsfeyer der lezten königlichen Prinzeſſin geſezt, habe Meſſen für die Cathedrale komponirt, habe Opern für Wien und St. Petersburg geſchrieben. Es kam mir nie in den Sinn, daß ein Ding böſer ſeyn könne als das andere. Soll ich aber einmal geſtraft werden, iſt es da nicht genug, meine Herrn, daß man mir ſchon mein armes Piano zum Fenſter hinaus geworfen hat?“ — „Die Barbaren!“ ſagte ein Koſakenoffizier. „Ein Piano,“ fuhr Caraffa fort, „auf dem vielleicht ſeine Horatier und matrimonio segreto geſezt wurden!“ — „Ach!“ ſagte der Künſtler, „ich liebte es nicht weil es eben ſchön war, Herr Graf, und es hielt auch ſchlecht die Stimmung, ſondern weil ich es von Duranti, meinem guten Meiſter, habe.“ — „Wer weiß,“ ſagte Vitagliani, „ob dieſe Nachtigall nicht während der Republik geſungen hat? Sr. Excellenz ſollte darüber eine Unterſuchung einleiten laſſen.“ — „Nun ja, begann Speziale und that, als höre er es nicht, oder wollte verſuchen ſich wieder ein wenig populär zu machen, „da können wir vielleicht den Kapellmeiſter hier in unſere zweyte Kategorie bringen, zu den Verführten, wie wir ſie nennen. Er ſoll blos ins Gefängniß; doch vorläufig mag er rechts hinüber gehen.“

„Euer Wahnſinn geht noch weiter als eure Schlechtigkeit,“ ſprach der Angeklagte, der jezt an die Reihe kam; es war Nicolo Palumba. „Ihr denkt nicht daran, daß laut unſeres Vertrages der Brigadegeneral Méjean Geiſſel für uns erhalten hat und ſie nicht herausgeben wird, als bis wir ſelbſt und unſere Brüder, die bereits auf engliſchen Schiffen nach Toulon unter Wegs ſind, nichts mehr zu fürchten haben. Opfert ihr dieſe Geißeln auf? den Erzbiſchof von Salerno, Micherour, Dillon, den Biſchof von Avellino, ja den Bruder des Generals Acton ſelbſt?“ Die Mitglieder der königlichen Junta wechſelten triumphirende Blicke. „Ich ſeyd gar zu beſorgt, Herr,“ ſprach Savarelli; „beruhigt Euch, die braven Leute ſind bey den ihrigen. Méjean weiß, was er der königlichen Oberherrlichkeit ſchuldig iſt; er hat die Geißeln zurückgegeben.“ — „Alſo,“ fiel Speziale ſehr laut ein, „einen andern Beweis, Signore Palumba; nennt mir zum Beyſpiel die Mitſchuldigen, die Ihr noch in der Stadt habt, oder ihr wandert zum Tode.“ — „Da gehe ich hin,“ ſagte der junge Mann, „aber nicht auf deinen Befehl!“ Ein Fenſter hinter ihm ſtand wegen der großen Hitze offen; er lief hin, ſtieg auf das marmorne Geſims, ſtürzte ſich von der ungeheuren Höhe herab und die Schildwache, die am Fuße der Mauer im Graben ſtand, ſah ſeinen Schatten vorüberſchweben. Wie ein Tiger, dem man ſeine Beute raubt, brüllte Speziale und blieb dann wie betäubt ſitzen.

„Meine Herrn,“ ſagte nun Caraffa, „erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß ich nun lange genug vor Eurer erhabenen Gerechtigkeit ſchmachte; ich möchte gerne des Vergnügens, Euch zu ſehen, enthoben ſeyn. Ich trotze Euch und würde Euch verabſcheuen, geſchähe Euch damit nicht zu viele Ehre. Aber alles, was Ihr hochachtet, iſt mir verächtlich; gegen alles das habe ich das Schwerdt geführt, und könnte ich, ich zöge es dieſen Abend wieder. Und ſomit —“ „Und ſomit,“ ſagte Speziale, und es war, als raffte er ſich auf, um dieß Eine Wort zu ſprechen: „rechts!“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Die militäriſchen Romane und Erzählungen ſcheinen ganz Mode werden zu wollen. Eine beſonders gute Sammlung von den leztern iſt ſo eben unter dem Titel: the Chelsea Pensioners erſchienen. Sie iſt voll trefflicher Schilderungen von Naturſcenen, Menſchen und Begebenheiten, welche der Verfaſſer ſelbſt beobachtet haben muß. Die erſte: „Ein Abentheuer in den Pyrenäen,“ gibt eine ſehr lebhafte Beſchreibung von dem Leben und den Thaten der ſpaniſchen Guerillas. Ein Hauptmann von einer dieſer Banden erzählt unter andern, als einſt die Franzoſen das friedliche Dorf, in dem er lebte, überfallen, ausgeplündert und mehrere Einwohner ermordet, habe er mit ſeinen Kameraden ſich folgendermaaßen gerächt: „Wir beſchloſſen, die Ungeheuer in unſere Höhle zu locken. Zu dieſem Ende arbeiteten wir an einem großen Felſenſtück, welches gerade über der Brücke hing, bis wir es ſo los gemacht hatten, daß ein Kind es hätte in den Abgrund ſtoßen können. Eines Morgens fielen wir ins Thal ein, und da wir bisiger gefochten hatten wie gewöhnlich, waren die Franzoſen in ſolcher Wuth, daß ſie uns ins Gebirge folgten. Alle, außer Francesco, welcher der Gegenſtand ihres bitterſten Haſſes war, flohen ins Gehölz. Francesco aber ſtellte ſich, als wenn er verwundet wäre und nahm ſeinen Weg nach der Brücke zu. Er floh über den Abgrund und 45 von den Elenden mit ihrem Offiziere folgten ihm. Dieß war es, was wir wollten. Plötzlich ſtürzte der Fels herab, mitten auf die Brücke, ſchmetterte die erſten in den Abgrund und ſchnitt denen, welche ſich innerhalb der Fuenta befanden, alle Hoffnung zum Rückzuge ab. In wilder Freude blickten wir von der Wand auf unſere Beute hinunter. Die Franzoſen waren ſtarr vor Schrecken. Noch ſehe ich ihre aufgehobenen Hände, noch tönt mir das Geſchrey um Gnade in den Ohren. „Pardon!“ rief Francesco, „ja, ſolchen Pardon, wie ihr ihn gabt. Sehet da hinunter auf das Dorf, das ihr zerſtört,

sehet die Leichname der Greise und Kranken, die ihr erschlagen, hört das Geschrey derer, die ihr entehrt, und empfangt dann euern Lohn.“ Dieß war das Zeichen für uns und wir fiengen an zu feuern. Umsonst rannten sie in wahnsinniger Verzweiflung von einer Seite auf die andere oder an den Rand der Felsenspalte. Nur drey wagten den Sprung und wurden zerschmettert.“ — In der Erzählung Maida wird die Schwäche eines jungen liebenswürdigen Offiziers, der der Feigheit nicht Meister werden konnte, mit außerordentlicher physiologischer Wahrheit und so anziehend dargestellt, daß man den armen Menschen nur bemitleiden, nicht verachten kann.

So eben ist von der Feder eines ostindischen Offiziers, Obristlieutenant Briggs, eine vollständige Uebersetzung der berühmten Geschichte der mahomedanischen Macht in Indien bis zum Jahre 1612, von dem bekannten persischen Schriftsteller Mahomed Kasim Ferischta, mit der in diesem Werke fehlenden Geschichte von Hydrabod als Anhang, und mit einer Menge, besonders geographischer Noten, in 4 dicken Oktavbänden erschienen. Es war eigentlich Briggs Absicht, eine vollständige Geschichte der mahomedanischen Herrschaft in Indien herauszugeben, und er hatte zu diesem Ende, nebst dieser nach der sorgfältigsten Vergleichung der besten Exemplare gemachten Uebersetzung, so viele Materialien gesammelt, daß sie 17 Foliobände füllten. Man hätte hier gewiß ein wichtiges Geschichtswerk über jenen wichtigen Welttheil erwarten dürfen. Unglücklicherweise aber befanden sich alle diese Schriften außer der gegenwärtigen Uebersetzung zu Puna, als die Stadt im Jahr 1817 vom Peischwa geplündert und verbrannt wurde, und sind für immer verloren. Bekanntlich gilt Ferischta für einen sehr wahrhaftigen Schriftsteller, ist aber, wie alle Orientalen, ein Liebhaber von großen Zahlen. Er ist indessen im Vergleich mit andern mäßig in seinen Angaben.

Genf, Juni.

Bey dem lebhaften Interesse, mit dem jezt hier Alles aufgenommen wird, was auf J. J. Rousseau Bezug hat und was ihn gegen die Angriffe unserer Momier's vertheidigen kann, die ihm böse Gesinnung gegen sein Vaterland und gegen die Religion vorwerfen, waren die Fragments tirés des oeuvres de J. J. Rousseau, suivis de huit lettres inédites du même écrivain, pour servir de réponse à ses detracteurs, eine glückliche Idee. Die kleine Schrift hat einen Herrn Moulton zum Verfasser, den Sohn eines Genfers, der mit Rousseau selbst in genauem Verhältnisse stand. Ihm hatte Jean Jacques in den beygefügten Briefen aufgetragen, ihn nach seinem Tode gegen Angriffe und Verläumdungen zu vertheidigen, und er sagte dabey etwas precids: „Dieß sey Deine Bemühung, o Moulton! sie ist groß, edel und schön und seit lange hatte Dich mein Herz dazu erlesen.“ Man verzeihe mir, wenn ich in diesen wenigen Worten gerade die verkappte Eitelkeit finde, die Rousseau'n oft vorgeworfen worden ist. Warum doch eine so große Wichtigkeit auf seine Vertheidigung legen? Dieß mag wohl auch der erwählte Defensor gedacht haben, denn zu allen über Rousseau ergangenen Unbilden — schwieg er. Sein Sohn hat nun das Geschäft des Vaters übernommen und erfüllt. Die aus Rousseau's Schriften gezogenen Stellen thun allerdings dar, daß er große Stücke auf sein Vaterland hielt und daß er lebhaft anerkannte, wodurch sich schon zu seiner Zeit Genf von vielen andern großen, reichen und mächtigen Ländern unterschied. Eine Stelle verdient besondere Auszeichnung: „Ich war,“ so spricht R., „so unglücklich, in fremden Landen ein schwächliches und kümmerliches Alter zuzubringen und mich dabey vergeblich nach der Ruhe und dem Frieden zu sehnen, um den ich mich durch eine unkluge Jugend gebracht hatte; ich bewahrte aber dafür in meinem Gemüth Ideen und Ueberzeugungen, die in meinem Vaterlande nicht gepaßt haben würden. Bey alle dem behielt ich immer eine herzliche und uneigennützige Neigung für meine Landsleute und möchte aus dem Grund meiner Seele etwa folgendermaaßen zu ihnen sprechen: Liebe Mitbürger oder vielmehr Brüder, denn Blutesbande und Gesetze einen uns fast alle, es ist mir ein süßes Gefühl, daß ich nicht wohl an Euch denken kann, ohne mich an all' das Günstige und Glückliche Eurer Lage im Vaterland zu erinnern, dessen Werth Niemand lebhafter fühlen kann, als ich, der es verlor. Je mehr ich über Eure politische und bürgerliche Lage nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß sie menschlicherweise unmöglich besser und glücklicher seyn könnte. Wenn bey allen andern Regierungen die Rede von Feststellung und Erweiterung der Staatswohlfahrt ist, so beschränkt sich Alles auf Projekte, Ideen oder bloße Möglichkeiten (!). Bey Euch ist dieß ganz anders: Euer Glück und Wohlseyn steht schon ganz gemacht da, Ihr braucht seiner nur froh zu werden, und um ganz glücklich zu seyn, bedarf es bey Euch nur Zufriedenheit mit seinem Glücke. Eure mit Gut und Blut erworbene Souveränität, die Ihr mit Klugheit und Kraft zwey Jahrhunderte lang behauptet habt, ist jezt völlig und allgemein anerkannt.“ — Wie gar manche Stellen in Rousseau's Werken, hat auch diese das sichtliche Streben, die gegen ihn aufgebrachte Genfer Regierung durch Schmeicheleyen zu gewinnen und auf Kosten aller andern Regierungen zu preißen. Wir wissen recht gut, was unsere Regierung zu Rousseau's Zeit werth war. Sie konnte wahrhaftig nicht als Muster angeführt werden, und von dem, was damals in Toskana, Oestreich und Preußen geschah, scheint Rousseau nichts gewußt zu haben. Schrieb er heute, so wäre sein Lob der Genfer Regierung gegründet und jeder Billigdenkende würde es unterschreiben, aber damals? Meine obige Vermuthung über Rousseau's Zweck bey diesen schönen Reden findet auch noch in einer andern Stelle ihren Beleg, wo er die Syndiken und den Staatsrath folgendermaaßen anredet: „So sind, gnädige und sehr geehrte Herren, die Bürger und Einwohner des Staats, den Sie regieren, so sind die unterrichteten und klugen Männer, die Handwerksleute und Volk heißen und von denen man bey andern Nationen eine so niedrige und unrichtige Vorstellung hat. So ragte mein Vater, mit Freude bekenne ich's, durch nichts über seine Mitbürger empor. Es war nur, wie alle Andern sind; aber in jedem Land hätten die Gebildetsten gewiß seinen Umgang gesucht und selbst mit Nutzen gepflegt. Ich habe das Recht nicht und Gottlob ist es auch nicht nöthig, Ihnen zu wiederholen, daß Männer dieser Art Rücksichten erwarten können, denn sie haben mit Ihnen eine und dieselbe Erziehung genossen, sie sind Ihnen durch die Rechte der Natur und der Geburt gleich, nur im Willen untergeordnet, weil sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließen und Ihnen die Regierung übertrugen. Dafür sind Sie ihnen eine Art von Dankbarkeit schuldig.“ Wenn R. durch jene oben angeführte Stelle die unwillige Regierung für sich gewinnen und wegen seiner Jugendfehler versöhnen wollte, so war er in lezterer sichtlich bemüht, die vielen gegen ihn gestimmten Genfer durch Lob, Preis und Aufregung ihrer Eitelkeit sich wieder günstig zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. Juli 1829.

— Eilt euch, die Todesstunde
Ist abgethan. Umarmen wir uns hier;
Lebt wohl, bis wir uns wiedersehn im Himmel.

Shakespeare.

Eine Scene aus der neapolitanischen Revolution.

(Beschluß.)

Als Hektor Caraffa in dem Zimmer erschien, das seine jungen Freunde nach einander gefüllt hatten, bemerkte er mit naiver Verwunderung, daß ein Zug von Trauer, von peinlicher Befangenheit auf allen Stirnen lag. „Was soll das heißen?“ sprach er, „gehen wir nicht morgen mit einander? und was könnten wir Besseres thun, wenn man uns nicht dazu zwänge? Für unsere Plane ist keine Aussicht mehr, meine Freunde! Armes Vaterland! Kaum hat es hundert Menschen erzeugt, die der Freyheit würdig sind, so fällt ganz Europa darüber her, und läßt ihm keine Zeit sich ein Volk zu schaffen. Aber unser Tod, fände er auch keine Rache, wird für die Nachwelt doch nicht fruchtlos seyn; entehrt er doch gleich unsere Feinde. Und können wir denn unserer bitteren Gefühle nicht Meister werden? Zuweilen ist der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben so unmerklich, daß ich keine Nadel für den Unterschied gäbe. Cerillo,“ fuhr er fort, „bestätigen Sie es doch, daß meine Stirnwunde nicht tödtlich ist, und daß ich hier nicht vom Leben spreche, wie der Fuchs vom abgehauenen Schwanz.“ Die meisten Verurtheilten lächelten, Vitagliani seufzte. „Nun, was fehlt Dir, armes Kind?“ fuhr Caraffa fort, „verlangt Dich nach Deiner Amme oder nach Deinem arabischen Roß? Könnte ich zweymal sterben, gerne übernähme ich die Geschichte zum zweyteumale für Dich.“ — „Um meine Mutter habe ich getrauert und habe jezt keine Verwandten mehr,“ erwiederte Meister Dominiks Schüler, „aber wie es nun geht; ich war gewohnt im Gefängniß jeden Abend Guitarre zu spielen, und jeden Abend kamen ein Paar Mädchen und tanzten darnach unter meinem Fenster. Eine davon hatte ich ins Auge gefaßt — man unterbrach mich, um mich hieher zu bringen; da war es mit ihrer Lust wie mit der meinigen aus; als man mich aber mit so vielen Soldaten an ihnen vorüberführte, da fiel sie, die ich ins Auge gefaßt, ohnmächtig nieder.“ — „Unglücklicher!“ rief Hauteville, „Du verlierst mehr als Freyheit und Leben auf dieser Welt; Du warst geliebt! Caraffa wird Dich nicht trösten wollen.“ „Und warum nicht, lieber Major?“ erwiederte dieser, „hätten nicht die Wahrheiten, die er am Ende hätte erfahren müssen, einst diese süßen, jugendlichen Trugbilder verwischt? Bedenke doch, kein Menschenherz hat noch dem seinigen gelogen, keine Frauenliebe hat es in Verzweiflung gestürzt; er ist der Prüfungen überhoben. Wirft man nicht lieber den Becher weg, als daß man Gift mit Gift sich darin mischen läßt? Nimm sie mit Dir, Deine Träume, mein Sohn, nimm sie mit Dir! so wirst Du wie ein König des Orients begraben, mit Deinem Geschmeide und Deinen Schätzen, mit dem ganzen Menschenglück.“

Einige militärische Kommandoworte und das Rasseln der Gewehrkolben auf den Lavaplatten außen ließen einige vermuthen, die Stunde zur Hinrichtung möchte wohl früher angesezt worden seyn.

„Ein Land zu lästern, in das wir nicht gelangen

können," fuhr Velasco fort, „den Berg zu schimpfen, den wir nicht erklimmen werden, ist solche Verachtung wohl philosophisch?" — „O," sagte Caraffa, „ich gehöre nichts weniger als zur philosophischen Sekte. Aber kann ich dafür, wenn ich auf der ganzen Landschaft nichts sehe als das Alter im Hintergrunde? Ja, meine Freunde, zu warten, bis man die Welt durch eine Brille besieht, bis man Egoist wird, bis einen die Weiber von sich stoßen, bis man seines Hustens oder seiner Gicht pflegen muß, es gehört Muth dazu, und ich achte ihn, beneidet habe ich aber Niemanden je darum. Es gehört mehr Heroismus dazu als ich habe." — „Das Schauspiel ist nicht immer lustig," sagte Torillo, „das gestehe ich; aber diese Entwicklung, wie sich hier der Knoten löst . . ." — „Ich habe etwas Opium bey mir," sagte Albanese, „aber . ." — „O, weise diese Hülfe nicht von Dir, Freund," rief Doktor Cerillo; „Opium! ein Geistertrank! ein himmlisch Gift! Wüßtest Du, in welchen Himmel von Entzücken der Opiumtod uns zu erheben vermag!" — „Aber für alle hab' ich nicht," fiel Albanese ein und schleuderte das ihm geschenkte Gift weit von sich.

Man trat jezt in herzlichem Aneinanderschließen näher zusammen, alle fühlten das Bedürfniß dazu; man schüttelte sich in hochherzigen Gefühlen die Hände; wo unter den jungen Männern ein Paar recht alte Freunde waren, die fielen sich in die Arme, und Consorti sagte Logofallo ins Ohr: „Nun, als wir uns einst die Zusage gaben, daß der erste von uns, der vor Gott erscheinen müßte, um Erlaubniß bitten wolle, dem andern sagen zu dürfen, wie es ihm gehe, da hofften wir nicht, daß es uns so gut werden sollte, das große Geheimniß an Einem Tage zu erfahren." Aber Caraffa, der sah, daß die Rührung sich aller Herzen bemeisterte, gab sich Mühe, diese weichmüthige Stimmung zu bekämpfen. „Wißt Ihr was? erhabener Meister," sprach er zu Cimarosa, „Ihr solltet uns auf dieser traurigen Welt, in der wir Euch zurücklassen, zum lezten Mal noch eine Freude machen. Laßt uns noch einmal eine der schönen Arien hören, die ganz Europa entzückten, eine jener Melodien, die einem den Himmel erschließen." Und als er sah, daß der Tonsetzer zauderte, fuhr er fort: „Laßt Euch nicht lange bitten, lieber Freund, wie es die Virtuosen zu machen pflegen; denn seht, man könnte uns leicht nicht Zeit lassen, ganz so, wie es die Höflichkeit verlangt, in Euch zu dringen." Cimarosa lehnte sich zitternd auf Vitaglianis Schulter, als wollte er ihn bitten die Stimme seines Meisters zu unterstützen, und kaum hatte er die ersten Worte einer seiner Arien, die in Aller Gedächtniß leben, gesprochen: pria che spunti in ciel' aurora . . . (Eh' das Morgenroth sich hebt, gehn wir schweigend nieder), so füllten sich seine Augen mit Thränen und lautes Schluchzen erstickte seine Stimme.

Man pochte leise an der Thüre. Ein Mann, den Niemand unter den Versammelten kannte, sprach mit frommer Miene, indem er einen Zweyten vorstellte: „Meine Herrn, ein Priester."

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Pau. Tarbes.

Eine mittelmäßig gute Diligence führte mich von Bajonne nach Pau. Das schöne Wetter vermehrte meine Sehnsucht nach den Bergen, die bisweilen in blauer Ferne sich dem suchenden Auge zeigten. Am nächsten Morgen um sechs Uhr hielten wir in Pau, ohne daß ich in den lezten Stunden von der Gegend etwas gesehen hatte, weil ich schlief. Nachdem nun endlich die Gensdarmen meinen deutschen Paß richtig befunden (und zwar, wie es mir überall schien, zu ihrem Leidwesen) ging ich in den Gasthof und verlangte ein Zimmer mit der Aussicht auf die Berge. Man führte mich zwey Treppen hoch in ein Gemach, dessen Fenster mit Laden verschlossen waren; ich öffnete den einen, und ach! welch' ein Anblick! Da lag die ganze Kette der Pyrenäen in ihren schroffen, kühnen Formen vor mir! Zu meinen Füßen strömte der Gave, ein üppiges Thal begrenzte ihn, dann stiegen Hügel immer höher und höher hinauf; einzelne Häuser blinkten weiß herunter; an die Hügel schlossen sich Berge, und an die mit Wald bedeckten, dunkeln Massen die wolkengesäumten, gezackten Felsen, hie und da in steigende Nebel gehüllt; am höchsten der Pic du Midi von Pau. „Du bist nicht vergebens gekommen!" rief ich mir zu.

Daß Heinrich IV. im Schlosse, und der jetzige König von Schweden in einem kleinen dreyfenstrigen Hause hier geboren worden, weiß jeder, die Stadt bietet also wichtige historische Erinnerungen dar. Ich will aber aufrichtig gestehen, daß ich selbst in der Stube, wo Heinrich das Licht zuerst erblickt, wenig an ihn dachte, sondern mich der zauberischen Aussicht erfreute. Man zeigte mir auch die Wiege des großen Königs, und der mich begleitende Castellan vergaß nicht zu erzählen, daß der Herzog von Angouleme, wenn er sich in Pau aufhalte, sie in seine Schlafstube stellen lasse. Ich fragte weßhalb? der Mann antwortete nichts, sah mich aber mit einem mitleidigen Blicke an. Mir ward leicht, als ich durch einen Besuch im Schloß meiner Pflicht, es gesehen zu haben, Genüge geleistet hatte, denn nun konnte ich ganz mir selbst leben. Das Wetter war vollkommen schön, und die drey Tage, welche ich in Pau verweilte, habe ich theils im sogenannten Park Heinrichs IV., einem an das Schloß stoßenden, von hohen Bäumen beschatteten Spaziergang, theils auf der andern Seite des Gave, an irgend einem hübschen Plätzchen zugebracht. Bild auf Bild stieg vor meiner Seele auf und ab, und die sternenhelle Nacht schloß für mich den Tag immer zu zeitig.

Alle über die Pyrenäen eingezogenen Erkundigungen verwiesen mich auf Bagnères de Bigorre, als den Hauptpunkt, und so machte ich mich gestern früh auf den Weg, ließ die fürchterlich heißen Mittagsstunden in Tarbes vorübergehen, und fuhr dann um vier Uhr Nachmittags nach dem, nur drey Stunden entfernten Bagnères.

Tarbes, eine zwar kleine, aber nicht unfreundliche und nicht zu schmutzige Stadt, liegt in einer großen, herrlich angebauten Ebene, die sich bis an den Fuß der Pyrenäen erstreckt. Diese Gebirgskette hat hier und fast auf der ganzen französischen Seite das Eigenthümliche, daß sie sich plötzlich schroff erhebt und sich nicht in sanften Abdachungen weit in das Land hinein erstreckt. Der Eindruck, den dieß macht, ist unvergleichlich; jede Stelle gewährt einen günstigen Standpunkt, und das Auge sieht die Berge in ihren ganzen Formen, vom Scheitel bis zum Fuß, wie ein Zauberschloß da liegen. An die von der Ebene sich erhebenden Wiesen schließt sich dunkler Wald, an diesen grauer Fels, der sich mit Schnee und Eis den Wolken nähert. In Hinsicht der Höhe kann sich dieß Gebirge nicht mit den Alpen der Schweiz messen, und dennoch treten einem diese nirgends so imposant entgegen. Während meiner Fahrt stand ein Gewitter am Himmel, und obschon ich ihm den heutigen Regen zuzuschreiben habe, kann ich ihm doch nicht zürnen, denn die sich durch schwarze Wolken drängenden Strahlen, die durch die Gewitternacht erglühenden Spitzen der Berge, die magisch ausgegoßnen Schatten, alles dieß ist selbst mit einem Tage lang dauernden Regen nicht zu theuer bezahlt. Amphitheatralisch lagen die Berge da, hoch der Pic du Midi, ein Vater im Kreise seiner mächtigen Söhne, das jungfräuliche Thal von Campan zu den Füßen der Gewaltigen. Kann es Menschen geben, deren Herzen bey einem solchen Anblick nicht lauter pochen? Denken Sie sich daher meine Qual, denn neben mir saß ein Franzose, dessen Worte wie ein Wasserfall mich erbarmungslos überströmten. Vergebens war mein Stillschweigen; er fuhr fort, erzählte mir von seinen Gefahren, als er den Pic du Midi bestiegen, von Paris, von seiner Liebenswürdigkeit — und meine Stimmung, meine Freude war dahin! Verstimmt fuhr ich durch die lachende Ebene, durch neun, den Weg begrenzende Dörfer. Mein unberufener Gefährte sprach und sprach. Endlich erreichten wir Bagnères, wo ich nach langem Suchen zuletzt in Frascati, so heißt der Gasthof, ein Zimmer fand. Es war dunkel geworden, der Regen fiel in großen Tropfen, und ich nahm meine Zuflucht zum Schlaf, um jenen Menschen, der mich um schöne Augenblicke betrogen, vergessen zu können.

Bagnères.

Das Wetter ist noch immer schlecht; gestern Morgen benutzte ich einen günstigen Augenblick und durchstrich die nächsten Umgebungen. Bagnères liegt am Eingange des Campanerthals, welches indessen in seiner eigentlichen Bedeutung erst weiterhin anfängt. Die Natur hat hier alles gethan, der Mensch nichts, und vielleicht zum Glück, denn gewöhnlich kann er nur verpfuschen. Spaziergänge bieten sich dem Auge von allen Seiten dar. Die ersten Hügel sind nicht hoch; dann aber steigen sie zur Linken sogleich in die Höhe und werden kahle Felsen; auf der rechten Seite bleiben sie wiesenbedeckte Höhen, mit vielen kleinen, weißen Häusern und einzelnen Baumgruppen; der Ardour schäumt in der Mitte. Nebel verhüllten die fernen Berge und senkten sich oft bis in das Thal. Bey meiner Rückkehr sagte man mir, als ich meinen Weg beschrieb, ich sey an der schönsten Stelle des Campanerthals gewesen! Uebrigens sollen diese Zeilen seiner Schönheit keinen Abbruch thun, denn bey solchem Wetter sieht man eigentlich nichts. Die Stadt Bagnères selbst ist klein und häßlich, indeß ziemlich reinlich, und das ist in Frankreich schon etwas Großes. Ueber das Leben kann ich noch nichts sagen; es sollen viele Fremde hier seyn, gesehen habe ich erst wenige. Der Gasthof, in welchem ich wohne, ist der erste in der Stadt und hat ein Lesezimmer, in welchem man eine ziemlich reiche Bibliothek und die meisten politischen, in Paris erscheinenden Journale findet; außerdem werden wöchentlich zwey Bälle gegeben, und für das Alles, Wohnung und Kost, zwey Mahlzeiten eingeschlossen, zahle ich täglich sechs Franken. An der Table d'Hôte waren nur Spanier und Engländer; man kann die Ersteren nicht sehen und hören, ohne tiefes Mitleiden mit ihnen zu empfinden. Franzosen wohnen selten hier.

Gestern war ein Ball. Die Gesellschaft schien mir sehr gemischt, wie das meistens in Bädern der Fall ist; indeß fehlte ganz die Heiterkeit und das ungezwungene Wesen, welches an solchen Orten sonst die Fremdesten einander näher bringt. Auffallend schlecht fand ich die Musik; sie bestand aus einer Geige, einer Trommel und einem Hackbrett, zu welchem der Spielmann eine Art Hornpfeife blies. Der Franzose hat keinen wahren Sinn für Musik. Fast jeder Arbeiter singt, aber es ist keine Melodie in seinem Gesang. Getanzt ward im Ganzen schlecht, aber ziemlich viel, und nicht allein die Jugend, sondern auch das vorgerückte Alter nahm an diesem Vergnügen Theil; den nationalen Contretanz unterbrach nur selten ein Walzer, der übrigens so entstellt ward, daß ein Deutscher ihn nicht ohne Lachen ansehen konnte.

Den Contretanz muß man von Bauern tanzen sehen; in den Sälen hat er alles Nationale verloren und ist ein bloßes Bewegen der Füße. Das Tanzen des Volkes ist immer Ausdruck der Empfindung, und der Contretanz spricht deutlich den Charakter des Franzosen aus. Hazardspiele sind verboten; nur die Hauptstadt Frankreichs hat dieß traurige Vorrecht; dafür werden in Ecarté hohe Summen verloren und gewonnen. Als ich heute Morgen mein Zimmer verließ, fand ich den Spieltisch noch besezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

New-York, Mai.

Ich schreibe am Himmelfahrtstage; das ist aber kein Festtag hier; nur die Bischöflichen haben Gottesdienst und die Katholiken feyern ihre Messe. Alles um mich ist Alltag, denn ein altes Koloniegesetz verbietet bey der strengsten Strafe, Weihnachten, Ostern und andere Feste zu feyern; den strengen Puritanern ist jede äußere Form ein Gräuel und unchristlich. Wenn ich in dieser jungen prosaischen Welt mich nach etwas vom alten Europa sehne, so ist es ein wenig Poesie des Lebens und hie und da eine erträgliche Musik. Solches sucht man aber hier vergebens, und wahrhaftig, der eintönige Ruf der Matrosen, die dort im Takte ein Schiff vom Quai wegzubewegen suchen, ist keine Musik. Aber trotz dem trete ich neugierig näher und vergesse bald die Poesie meines Vaterlandes über dem grenzenlosen Unternehmungsgeiste dieses Volks; denn das Schiff, das abzusegeln im Begriffe steht, ist eines der vielen Fahrzeuge, die aus den atlantischen Städten nach der Nordwestküste und nach Canton fahren. Bey der Arbeit beschädigten sich zwey Matrosen, so daß sie der Kapitän nicht mitnehmen konnte. Unter den Zuschauern standen neben mir zwey junge Bursche, der eine ein schwedischer, der andere ein portugiesischer Matrose. „Ihr scheint," rief ihnen der Kapitän vom Schiffe zu, „ ein paar flinke Bursche zu seyn; wollt ihr mit? Ihr seht, ich brauche zwey." — „Nein," antwortete der eine, „ich habe noch Geld." Es ist nämlich der regelmäßige Gang des Matrosenlebens, daß sie nach einer Seereise, wenn sie den Lohn ausgezahlt bekommen, umherschwärmen und schlemmen, bis sie die Löhnung und noch mehr Geld dazu verzehrt haben. Dann geht der Wirth mit ihnen zu einem absegelnden Kapitän, läßt sich von ihm seinen Vorschuß auszahlen und nun geht „Bruder Táo" wieder in See. Wie sehr sie übertheuert werden, wie sehr die Gesundheit bey diesem wüsten Leben leidet, welche üble Folgen es moralisch und physisch haben muß, kann sich jeder denken. Man bemüht sich daher in New-York, Boston und andern Seestädten der Vereinigten Staaten, Matrosen-Sparkassen und Gesellschaften für die Matrosen, die in jeder Hinsicht für sie zu sorgen suchen, zu errichten, und in New-York kommt bereits ein Sailors Magazine zu ihrer Belehrung und Civilisirung mit gutem Erfolge heraus. Der Schwede sagte zum Portugiesen: „Wenn Du gehst, will ich auch gehen." Beyde entschlossen sich, in 10 Minuten waren sie mit ihren Kasten da, die sehr leicht aussahen und in die sie wohl keine Steine zur Täuschung gethan hatten, wie die Handwerksburschen zuweilen ihr Felleisen beschweren, um gewichtiger zu erscheinen, und in 12 Minuten gehörten sie zur rüstigen Gemeinde der hinsegelnden kleinen Welt. Sie bleiben vielleicht 2, 3, auch 4 Jahre aus. Dieses Schiff gehört zu den Amerikanern, die einen Handel ganz eigener Art treiben. Mit baaren spanischen Thalern und Waaren verschiedener Art, unter denen Nürnberger Spiegel und Glaskorallen, Messer ꝛc. nie fehlen, segeln sie um Kap Horn nach der Nordwestküste Amerika's und handeln dort von den Indianern Pelzwerke für ihre Siebensachen ein. Die Kapitäne müssen diesen Handel ordentlich lernen, denn es gehört einige Kenntniß der indianischen Sprachen und Gebräuche dazu.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Es herrscht jetzt gewiß mehr Bildung unter den hiesigen Einwohnern als zu Rousseau's Zeit; demungeachtet wäre es eine arge und lächerliche Uebertreibung, wenn man das bereits Angeführte von unsern Schneidern, Schustern, Hutmachern, ja von allen Uhrmachern, Juwelieren und Goldarbeitern sagen wollte, unter denen es gewiß einzelne recht gebildete und unterrichtete Leute gibt, aber auch nur Einzelne. Wer zu viel sagt, sagt nichts und muß es sich gefallen lassen, daß ihm der ruhig Erwägende eine Absicht unterlegt. Aus den mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefen geht übrigens Rousseau's Gutmüthigkeit und Frömmigkeit hervor. Sie enthalten manches Interessante über die Unfälle, die ihn betrafen und sein Leben verkümmerten.

Unter unsern bürgerlichen Poeten ist Einer, der artige Epigramme, Chansons, Trinklieder und dergleichen macht, der sich aber gegen alles Höhere in der Dichtkunst mit Händen und Füßen sträubt, und über Lamartine, Victor Hugo, A. Dumas und andere Franzosen dieser Schule die Achseln zuckt, weil sie sich nicht an die saines doctrines littéraires halten. An Kenntniß irgend einer ausländischen Literatur ist bey ihm gar nicht zu denken. Dieser Poet hat uns Alle durch ein Poëme in Erstaunen gesetzt, das unsere Genferischen Staberladen zum Gegenstand hat und deßhalb la Miliciade Génévoise, poëme en quatre chants par J. Petit-Senn heißt. Es ist eigentlich nur ein langes Epigramm auf das hiesige Bürgermilitär, das außerhalb Genf geringes Interesse hat. Ueberdieß sind die Theile unter einander nicht gehörig verbunden. Da dem Verfasser bange war, man möchte seinen Spott für Ernst nehmen, so hat er hier und da große Worte über die Wichtigkeit der schweizerischen Nationalwaffen einfließen lassen. Darin wird viel von den Déscendans de Tell, deßgleichen von den Schlachten bey Sempach und Morat (Murten) u. s. w. verkehrt, ja einmal wird die Schweiz gar eine Jungfrau genannt! Dieß ist gar artig, wenn man an gewisse Ereignisse denkt. Seine beschränkten Ansichten von Dichtkunst sind in der Stelle gar bezeichnend ausgedrückt, wo er Victor Hugo eins versetzen will:

Du Parnasse aujourd'hui la tristesse est le Code;
La plaintive élégie est le genre à la mode;
Il faut absolument, pour avoir du succès,
Gémir sur ses malheurs, ou pleurer un décès.
On dirait que Phébus, assis sur une bière,
Fait du sacré vallon un vaste cimetière;
Et le coursier Pégase, autrefois si gaillard,
Tout chargé de linceuls, traine un noir corbillard.

Ist dieß nicht ein Jammer?

Mit unserm Genfer literarischen Journal, mit der seit 1816 herauskommenden Bibliothèque universelle, ist eine glückliche Veränderung vorgegangen, die viel Gutes verspricht. Es war die höchste Zeit, denn dieß Journal sah gegen seine Pariser Kameraden, den Globo, die Revue trimestrielle und die Revue française aus wie ein gespreizter Reifrock, den nichts aufrecht erhält, als dünnes Fischbein, im Innern durch und durch leer, und magere Hüften. Die Redaktion soll von nun an stärker, schärfer und gründlicher in der Kritik seyn, kritische Bemerkungen und Ausführungen sollen bey weitem mehr Raum einnehmen als Uebersetzungen und Auszüge. Zu diesem Zwecke werden mehrere neue Mitarbeiter und Redaktoren hinzutreten, und da dieß zum Theil unsere wackersten Gelehrten sind, so wird die Zeitschrift wohl bedeutend gewinnen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juli 1829.

Der Hochmuth ist der Schwäche Strebepfeiler.

Otway.

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

Otto der Große hatte sich im Jahr 962 die römische Kaiserkrone aufgesezt, und damit das von Karl dem Großen gestiftete römisch-deutsche Kaiserthum erneuert. Di byzantinischen Kaiser, stolz in dem Gefühle, daß der Rest des morgenländischen Kaiserreichs fast der einzig noch übrige Repräsentant der antiken Welt sey, desto übermüthiger, je schwächer sie waren, hatten die Ansprüche de Barbaren auf die Herrschaft über das Abendland bald offen, bald stillschweigend zugegeben, oft aber auch ihr altes Recht von Neuem geltend gemacht. So that auch dißmal Kaiser Nicephorus Phocas. Otto glaubte, da Kaiserthum und Italien seinem Hause nicht besser erhalten zu können, als wenn er seinen Sohn Otto zum Mitregenten ernennen, und ihn vom Papste krönen ließe. Um Nicephorus zu einem Vergleiche zu nöthigen, suchte er den Griechen Calabrien und Apulien zu entreißen, die sie von Alters her zum Andenken an die Herrschaft über Italien noch besaßen; er konnte dieß um so mehr thun, als Landolf und Pandolf, die Fürsten von Benevent und Capua, sich ihm zu Vasallen ergeben hatten. Indeß scheiterte sein Plan und er sandte daher Luitprand, Bischof von Cremona, nach Konstantinopel, um Nicephorus den Frieden anzutragen, und seine Stieftochter Theophano zur Gattin für den jungen Otto zu erbitten. Daß der geistliche Herr nicht sehr gut aufgenommen wurde, läßt sich im Geiste des Kaisers und der damaligen Zeit denken; Luitprands Bericht an Otto*) ist aber ein wichtiger Beytrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeit, wiewohl man nicht verkennen kann, daß er in seiner gereizten Stimmung die Farben oft etwas zu grell aufträgt. Besonders interessant ist ein vergleichender Blick auf die damalige und auf die jetzige Zeit; je empörender der antike Hochmuth ist, mit dem ein tief gesunkenes Volk auf ein junges, kräftiges, barbarisches, der Herrschaft zureifendes Geschlecht herabsieht, desto mehr muß man diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es nach neunhundertjähriger Kultur die traurigen Reste jenes einzigen Volkes bemitleidet und achtet, und wir lernen erkennen, daß, so viel wir auch dem Alterthum verdanken mögen, die schönsten Seiten des germanischen Charakters nicht fremden Ursprungs sind. Hören wir nun den Bischof von Cremona seinem Herrn Bericht über seine Sendung abstatten.

* * *

„Am ersten Juni kamen wir vor Konstantinopel an, mußten aber mehrere Stunden lang in heftigem Regen warten, damit die prachtvollen Kleider, womit Eure Gnade uns geschmückt hat, recht schmuzig und entstellt würden. Als man uns endlich eingelassen, wurden wir in ein Gebäude geführt, das zwar groß und von Marmor

*) Es findet sich in Muratoris Scriptor. rer. ital. und in dem unter Niebuhrs Leitung seit 1828 zu Bonn erscheinenden Corpus Scriptorum hist. Byzantin. T. XI.

erbaut ist, aber sich in so schlechtem Zustande befindet, daß wir dem Regen, der Kälte und Hitze schutzlos Preis gegeben waren. Auch hatte es keinen Brunnen, und wir konnten uns nicht einmal um Geld ein erträgliches Getränke verschaffen, sondern mußten unsern Durst mit salzigem Wasser stillen; denn der Wein in Konstantinopel ist ganz untrinkbar, weil man ihn mit Gyps und Harz zu mischen pflegt. Man gab uns kein Polster, nicht einmal Heu oder Stroh zum Nachtlager, der harte Marmor mußte uns zum Pfühle, ein Stein zum Kopfkissen dienen. Wir wurden wie Gefangene auf's Strengste bewacht und von jedem Verkehr mit Außen abgeschnitten. Dazu war der Mann, welcher uns mit den täglichen Bedürfnissen versorgen sollte, ein so hartherziger Mensch und abgefeimter Betrüger, daß in den vier Monaten, die wir in Konstantinopel zubrachten, kein Tag verging, da er uns nicht die bittersten Seufzer und Thränen auspreßte.

Am 6ten Juni wurde ich vor den Großkanzler Leo, des Nicephorus Bruder, geführt, und hatte mit ihm einen sehr ernsthaften Kampf um Euren kaiserlichen Titel zu bestehen, denn er verweigerte Euch diese Würde, und nannte Euch nur Könige *). Als ich ihm bemerkte, daß der Name die Sache nicht ändere, so rief er voll Zorn: es scheint, Du bist nicht als Friedensbote, sondern zum Streiten gekommen! Auch nahm er, seine Geringschätzung zu zeigen, Euer Schreiben nicht mit eigener Hand an, sondern befahl es dem Dolmetscher zu geben. — Am 7ten Juni, dem Tage des heiligen Pfingstfestes, erhielt ich Audienz bey dem Kaiser. Er ist eine Zwerggestalt mit großem Kopfe, der auf kurzem Halse sizt, dickem Bauche und kurzen Beinen; er hat Augen so klein wie der Maulwurf, lange struppige Haare, einen kurzgeschnittenen, haldgrauen Bart und ein so schwarzes Gesicht, daß man in der Nacht vor ihm erschrecken würde. Seine Kleider waren alt, beschmuzt und abgeschossen. So schön Ihr immer in meinen Augen waret, mein kaiserlicher Gebieter, um wie viel schöner seyd Ihr mir da erschienen! so glänzend Euer Schmuck ist, um wie viel glänzender däuchte er mich jezt! so hoch ich Eure Macht, Eure Milde, all Eure Tugenden verehre, wie viel höher flieg da meine Verehrung! Der Kaiser begann also: es war mein Wunsch, Dich gnädig und mit Auszeichnung zu empfangen, aber wie konnte ich es, da Dein Gebieter alle Rechte und Pflichten so gewissenlos mit Füßen tritt! Er hat Rom mit Waffengewalt seinem Scepter unterworfen, Berengar und Adelbert **) ihrer rechtmäßigen Besitzungen beraubt, die Römer, welche sich gegen seine Anmaßungen auflehnten, grausam bestraft, über alles dieses unsere Städte in Unteritalien mit Feuer und Schwert uns zu entreißen gesucht. Und jezt, da dieser ungerechte Angriff ihm mißlungen ist, schickt er Dich, den Urhber aller seiner ruchlosen Plane, unter dem Scheine friedlicher Absichten als Kundschafter hieher. Ich erwiederte: Mein Gebieter hat Rom nicht als Feind überfallen, sondern aus der Gewalt von Tyrannen und Buhlerinnen befreit, indessen andere, nur dem Namen, aber nicht der Sache nach römische Kaiser, auf ihrem Throne schliefen. Wenn sie mächtige Herrn, wenn sie Kaiser der Römer waren, warum ließen sie Rom in den Händen von Buhlerinnen? Wurden nicht mehrere Päpste theils verbannt, theils auf die jämmerlichste Weise mißhandelt? Hat nicht Adelbert Briefe voll von Schmähungen an Deine Vorgänger, Romanus und Constantin, geschrieben? Hat er nicht die Kirchn der heiligen Apostel ausgeplündert? Wer von Euch Kaisern hatte so viel Eifer für Gottes Sache, daß er eine so große Frevelthat bestraft und die heilige Kirche von ihrem tiefen Falle wieder aufgerichtet hätte? Ihr bliebet gleichgültig, aber mein Herr konnte es nicht ertragen, sondern er eilte vom Ende der Welt herbey, entriß Rom den ruchlosen Händen, und gab den Stellvertretern der heiligen Apostel die entrissene Gewalt und Würde zurück. Wenn er in der Folge den Aufruhr der Römer streng bestrafte, so hat er blos die Gesetze des Justinian, des Theodosius, des Valentinian und anderer römischer Kaiser gegen sie in Anwendung gebracht; was aber Berengar und Adelbert betrifft, so ist es weltbekannt, daß sie meines Herrn Vasallen geworden sind, das Königreich Italien von ihm zu Leen erhielten, und in Gegenwart mehrerer Deiner Unterthanen, welche noch leben und hier in Konstantinopel wohnen, im den Eid der Treue geschworen haben. Weil sie sich nun vom Satan verführen ließen, diesen Eid zu brechen, so hat er ihnen nach vollem Rechte als treulosen Rebellen das Reich wieder entzogen; Du selbst hättest nicht anders gehandelt."

(Die Fortsezung folgt.)

*) Otto und seinen Sohn Otto II.

**) Berengar II., König von Italien; Adelbert, sein Sohn.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsezung.)

Bagnères.

Zens lächelte bisweilen heiter, und die Augenblicke seiner guten Laune habe ich benuzt, um die nächsten Berge kennen zu lernen. Man ist hier in den Pyrenäen auf keine Stunde des guten Wetters gewiß; sey der Morgen auch noch so unbewölkt, der Mittag bringt Sturm und Regen. In der Schweiz können Sie doch in diesem Monat im Durchschnitt auf gutes Wetter rechnen; hier lebt man nur von Augenblick zu Augenblick.

Der Wirth brachte mir einen Führer. Es war der Stallknecht des Gasthofes, der nach seiner eigenen Versicherung die Gegend genau kannte, eine große Liebe für die Natur besaß und mich für fünf Franken den Tag überall

hinbegleiten wollte. Gestern Morgen um vier Uhr endlich befand ich mich, eine Art Alpenstock in den Händen, auf dem Marsche. Philipp, so hieß der Führer, wunderte sich sehr, daß ich nicht reiten wollte, wie es doch alle andere thäten. Ein Fußreisender scheint hier eine Seltenheit zu seyn. Wir verließen die nach Campan führende Straße, schlugen uns links durch das Dorf Gerde, und bestiegen so von der entgegengesezten Seite den ersten zur Linken des Thals liegenden Berg, auf dessen Höhe die cabanes d'Ordinsède stehen. Hohe Eichen gaben uns in engem Thale dichten Schatten, und so stiegen wir ohne Beschwerde den Berg hinauf. Ungefähr nach einer Stunde kamen wir auf Wiesen, wo weidende Heerden von Kühen, Pferden und Eseln mich durch ihr schönes Geläute an die Schweiz erinnerten. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten die Cabanes erreicht und vor meinen Augen entfaltete sich das reizendste Bild. Gerade unter mir lag das Campanerthal, begrenzt auf der andern Seite von sanft aufsteigenden Hügeln; auf dem hellen, lebendigen Grün des Rasens bildeten weiße, schiefergedeckte Häuser und dunkles Gebüsch mannigfaltige Gruppen; Männer, Frauen und Kinder arbeiteten vor den Thüren, über den ganzen lebenden Teppich zogen lange Schatten, streiften einzelne Strahlen der Morgensonne. Hinter den Hügeln erhob sich kegelförmig der Pic dú Midi, links schloß der Pic d'Orbizon, rechts ein dritter Berg das Thal. Dabey tönte das Geläute der Heerden von allen Seiten, aus den Dörfern Campan und Baudean erschallten Glocken, und die große, nach Bagnères führende Straße war mit Bauern und Bäuerinnen bedeckt, die mit ihren Ziegenheerden aus der Stadt zurückkehrten. Es war ein vollendetes Gemälde mit lebenden Gestalten.

Auf diesem unvergleichlichen Standpunkte liegen einige Hütten, nur aus auf einander gelegten, durch keinen Mörtel verbundenen Steinen bestehend. Sie sind nicht so reinlich, als die Behausungen der Sennen in der Schweiz, und noch niedriger und ärmlicher. Gebückt muß man eintreten und kann nur deßhalb aufrecht stehen, weil die Decke fehlt. Ein Bett, eine Bank und ein alter Schlauch, das ist das ganze Hausgeräth, und doch findet es kaum Platz. Hirten aus Campan bewohnen diese Hütten während des Sommers; ich traf dort einen Vater mit seinem Sohne; er trug Sandalen von ungegerbter Kuhhaut, an welchen die Haare sich noch befanden, und die gestrickte braune Mütze von phrygischer Form gab dem von der Sonne verbrannten Gesichte ganz den südlichen Ausdruck eines Bewohners der spanischen Grenze. Während ich herrliche Milch verzehrte, sezte sich der Alte zu mir und erzählte, sein Sohn sey mit dem Kaiser in Deutschland und Rußland gewesen; dort hätte er ein reiches Mädchen heyrathen können, sey aber aus Liebe zu diesen Bergen wieder zurückgekehrt.

Nach einer Stunde verließ ich den reizenden Ort; der Alte rieth mir zu eilen, weil ein Gewitter im Anzuge sey. Da keine Wolke am Himmel war, schüttelte ich ungläubig den Kopf, der Hirte blieb indeß bey seiner Behauptung. Wir gingen darauf über einen Bergrücken nach dem seitwärts liegenden Felsen Pène de Cheyris, der ganz mit Blumen bedeckt war, auf denen sich unzählige Bienen und Schmetterlinge summend und glänzend herumjagten. Von dort aus sah ich die nach Osten sich erstreckende Bergkette, theilweis schon auf spanischer Seite; überall lag viel Schnee. Hinter mir erstreckte sich die weite Ebene von Tarbes, welche mit ihren vielen Dörfern, Häusern und Waldungen den Anblick einer Spezialkarte gewährte. Diese eigenthümliche Aussicht blieb vor mir auf dem ganzen Rückwege, welchen die drückende Hitze nicht sehr angenehm machte. Um zwey Uhr Nachmittags erreichten wir unsere Wohnung, wo Philipp mir das Zeugniß gab, daß ich ein guter Fußgänger sey. Gegen vier Uhr donnerte es und der Himmel bezog sich. Der Alte hatte Recht gehabt.

Heute bin ich den ganzen Morgen im Campanerthal gewesen. Das Eigenthümliche desselben liegt in den steilen, kahlen Felsen auf der einen, und den sanften, fast wollüstig gewölbten Hügeln auf der andern Seite. Die größte Ausdehnung des Thals von Bagnères bis Gripp beträgt drey Stunden, und der ganze Weg ist Eine Straße, Haus an Haus. Die Reinlichkeit, welche hier herrschen soll, kann nur von Franzosen mit der einer Schweizerwohnung verglichen werden; weit ähnlicher sind sich die beyden Gebirge in der Betteley und Prelleren. Doch verstehen die Kinder das erstere hier besser, denn sie reichen dem Spaziergänger einen Blumenstrauß, den er das erste Mal gewiß nicht ausschlägt. Bey dem Dorfe Campan selbst ist auf der linken Seite eine kleine Grotte im Felsen, welche es an und für sich nicht verdient, daß man deßhalb zehn Minuten lang einen schlechten Fußsteig hinaufklettert. Belohnend aber ist dafür der Augenblick, wenn man aus der dunkeln, feuchten Grotte, in welcher ein Knabe, gnomenhaft, mit flackender Kerze leuchtet, wieder an das Licht tritt und das Auge auf dem lieblichen Grün ruht.

Für die Wanderung nach Bareges, Gavarnie und Lauterez habe ich einen Reisegefährten, einen Engländer, gefunden, mit dem ich übereinzustimmen hoffe.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Man sollte nicht glauben, daß ungeachtet der schönen Jahreszeit die Pariser Schauspiele so thätig sind und so fleißig besucht werden. Seit einem Monate werden mehrere neue Kapitalstücke und eine Menge kleinerer gegeben, und dazu hat man deutsche Oper und noch hie und da ein Konzert, als ob es Winter wäre. Boyeldieu's neue Operette; „Die beyden

Nächte," (so genannt, weil die Handlung zwey Nächte hintereinander vor sich geht) ist nach langem Zögern mit großem Beyfall in dem neuen Saale der komischen Oper gegeben worden, und kurz darauf Cas. Delavigne's Trauerspiel: „Marino Faliero." Beyde Stücke hatten mit Schwierigkeiten hinter den Koulissen zu kämpfen gehabt. In Frankreich haben die Verfasser die Befugniß, die Rollen eines Stückes nach ihrem Gutdünken auszutheilen; zwar wird ihnen die Ausübung dieses Rechts manchmal streitig gemacht; indeß wenn sie Männer von Ansehen sind, machen sie doch Gebrauch davon, trotz allem Widerstreben der Schauspieler. So hatte es Boyeldieu gemacht; als es darauf ankam, die Rollen zu vertheilen, hatte er einem Schauspieler, Namens Cholet, den er mehrmals geprüft hatte, die Rolle des listigen Bedienten, eine der Hauptrollen des Stückes, zugetheilt; allein nun wollte der Hauptsänger, Ponchard, die Rolle des Hausherrn nicht mehr übernehmen, weil er fürchtete, er möchte von seinem Bedienten überflügelt werden und nur eine Nebenfigur zu spielen bekommen. Man sollte nicht glauben, daß Schauspielereitelkeit so weit gehen könne; allein wer etwas hinter die Koulissen schaut, wird dergleichen jämmerliche Zwistigkeiten in Menge erblicken. Zwar hat Ponchard dem Gerüchte davon in den Zeitungen widersprochen und sogar ein Attestat seines Arztes, daß er krank sey und nicht singen dürfe, drucken lassen; allein es ging mit dieser Gegenerklärung wie mit denjenigen, die man zuweilen in Staatszeitungen liest. Je mehr Mühe sich diese geben, die in Umlauf gekommenen Gerüchte zu widerlegen, desto mehr wird daran geglaubt. Da nun kein Ponchard zu der Boyeldieu'schen Oper zu haben war, so mußte man einen Sänger aus der Provinz kommen lassen, weil wahrscheinlich in Paris kein tauglicher zu finden war, was eben nicht von dem Ueberflusse guter Sänger zeugt. Jener mußte nun von Bordeaux erst her kommen und seine Rolle einstudieren. Endlich ward denn das längst verheißene Stück der Neugierde der Pariser Preis gegeben. Es versteht sich, daß schon längst zu dieser neuen Operette alle Logen vermiethet waren. Wenn Boyeldieu mit einer Operette hervortömmt, so ist ganz Paris voll Erwartung. Es ist aber schwer, diese Erwartung jedesmal auf gleiche Art zu befriedigen. Die romantischen Opern waren Boyeldieu besonders geglückt; dießmal war es aber kein Text einer eigentlichen romantischen Operette, wozu er die Musik zu setzen hatte, sondern eine Operette nach altem Zuschnitt. Alle Pariser Zeitungen haben die Geschichte dieses Textes dem Publikum zum Besten gegeben. Es habe sich nämlich ein 20 Jahre alter Text von Bouilly vorgefunden; da derselbe jezt aber zu altmodisch geschienen, so habe man Scribe bewogen, sich darüber her zu machen und denselben auf seine Weise zuzurichten. Dieser habe dann gethan, was er gekonnt, beschnitten, hinzugesetzt, umgeworfen u. s. w. Daraus sey nun ein leidlicher Operntext entstanden, dem man aber seinen doppelten Ursprung und das Flicken sehr wohl ansehe, und Boyeldieu müsse auch verlegen gewesen seyn, wie er zu einem so zweydeutigen Text eine gute Musik setzen solle u. s. w. So viel ist gewiß, daß „die beyden Nächte" nicht den rauschenden Beyfall wie „die weiße Frau" erhalten haben; dennoch will ganz Paris das neue Stück sehen und hören, und wahrscheinlich werden bald die vorzüglichsten Arien daraus so bekannt werden, wie es bey den andern Operetten Boyeldieu's der Fall gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

New-York, Mai.

(Beschluß.)

Von der Nordwestküste gehen diese Schiffe, wenn sie noch nicht Felle genug haben sammeln können, nach den Sandwichinseln, sonst gleich nach Canton, wo sie für ihre Felle und das baare Geld, das sie mitnehmen, Thee und Seidenzeuge einhandeln, die sie endlich um das Vorgebirge der guten Hoffnung hieher bringen, und somit die Reise um die Welt vollendet haben. Es ist dieß hier etwas ganz Gewöhnliches. Von hier geht dann der Thee oft wieder nach dem europäischen Kontinente, dahin, wo sie glauben, daß er zur Zeit das Meiste einbringen wird, nach Amsterdam, Hamburg ꝛc., denn in England kann bekanntlich nur die ostindische Kompagnie Thee einführen. Neulich kam hier in Boston ein Schiff an, welches 9 Jahre in dem beschriebenen Handel abwesend gewesen war, wobey freylich bemerkt werden muß, daß es durch Schiffe von Lima in Verbindung mit seinem Hause blieb.

Eine der lezten Nummern des Cherokee-Phönix gibt ein Beyspiel von einem langen und vielbedeutenden Worte. Es ist, mit lateinischen Buchstaben geschrieben, folgendes: Wi-ni-dau-di-ge-gi-na-li-skau-lûng-da nau-ne-li-di-se-sti. Es bedeutet: „Sie werden, in der Zeit, fast aufgehört haben, Gunst zu bezeugen aus der Ferne (oder abwesend) mir und dir." Die erste Sylbe wi bezeichnet, daß das Subjekt des Zeitworts abwesend ist. Ni bezeichnet, daß von irgend einer Sache gesprochen wird und daß die Handlung des Zeitworts vollendet seyn wird, sobald jene Sache eintritt; daher ist es übersezt: in der Zeit. Die Sylbe dau bedeutet, daß die Handlung des Verbum distributiv ist, dir und mir, jedem besonders. Die Sylbe di bedeutet den Plural des Objekts des Verbums, daß mehr als eine Gunst bezeigt wird. Das Wort Gunst ist nicht in dem obigen Worte mit einbegriffen, sondern blos der Umstand, daß mehrere erzeigt werden, der abstrakte Begriff der Pluralität des Objekts. Die nächste Sylbe ge bedeutet die Person und die Zahl des Zeitwortes, sie. Gi-na; diese beyden Sylben zeigen die Personen und Zahlen der Empfänger an, du und ich. Nur drey Sylben, li-skau-lûng, sind radikal und unveränderlich. Da wechselt mit den Zeiten und Modus, ist aber nicht besonders wichtig. Die Sylbe nau zeigt an, daß die Handlung beendet wird, sie werden fast aufgehört haben. Die Sylbe ne ist dem französischen à oder englischen to gleichbedeutend und hat eine dative Bedeutung. Li-di bedeuten fast oder vielmehr das englische to be about, damit umgehen oder nahe daran seyn, sie (werden) dabey (seyn) zu endigen (oder aufzuhören). Das Ende se-sti ist die Endung des Futurums. Dieses Beyspiel macht es klar, wie die Cherokeesprache ohne viele Partikeln und namentlich ohne alle Präpositionen fertig werden kann. Wer staunt nicht bey diesem einzigen Worte!

Auflösung der Homonyme in Nr. 155:
Bock.

Palindrome.

Wie mein geregelter Lauf in bestimmter Stunde zurückkehrt,
Kehrt mein geregeltes Wort auch in sich selber zurück.

Muß ich auch oft am Ziele vorbey, so wird es mein Ziel doch;
Aber mein Name der rennt wieder und wieder herum.

Ich bin ein Stab, doch fehlt mir Knopf und Zwinge, mein Name
Gleichet sich links und rechts, hinten und vorne, wie ich.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Juli 1829.

Ob dem Felsenpfade
Schimmert die Cascade,
Wie ein flatternd Silberband.
Hell durch Laubgewimmel
Blinkt der blaue Himmel
Und der Berge Schneegewand.

Matthisson.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Bagnères.

Morgen endlich brechen wir auf; zwar regnet es in diesem Augenblicke noch, da die Luft indeß sehr warm ist, prophezeyen alle Leute gutes Wetter, und wir haben unsre Sachen gepackt, Führer und Pferde bestellt. Es ist neun Uhr Abends; meine Stube sieht so leer und ausgeräumt aus, daß es mir ganz unheimlich darin wird. In solchen Augenblicken komme ich mir so heimathlos vor, und vor meinem Geiste schweben die schweren Stunden überstandener Abschiede.

Ich habe noch mehrere Ausflüge gemacht, interessant für mich, nichts aber der Beschreibung werthes für Sie bietend. Selten begegnete ich einem Spaziergänger; weßhalb sind die Leute denn hier? Man ist überhaupt in Frankreich meist allein und stößt selten auf interessante Menschen; die Table d'hôte ist in der Regel mit Kaufleuten besetzt, die dem Geiste wahrlich wenig genug bieten. Wer etwas Besseres will, muß nach Paris gehen, das ist der große Schwamm, der Alles in sich saugt und ringsum Dürre verursacht. Es wird in der That unausstehlich, von nichts anderem sprechen zu hören, als von dieser Stadt, denn man führe an was man will, der Franzose bringt einen auf Paris; klagen Sie über schlechte Gasthöfe u. s. w., er tröstet Sie mit Paris. Ja, dieß erstreckt sich sogar auf Städte wie Lyon, Bordeaux, Marseille; alles nimmt ab, nur Paris wächst.

Nun gute Nacht, und morgen, wenn es die Götter wollen, aus Bareges mehr. Wir nehmen den Weg dahin über Grip und den Pic du Midi.

Den 30sten August, Bareges, Abends 7 Uhr.

Es hat mich Ueberwindung gekostet, die Feder in die Hand zu nehmen, und mein Gefährte lacht mich darüber als einen deutschen Pedanten aus; indeß die Gegenstände häufen sich zu leicht, und wer auf Reisen nur niederschreiben will, was es wirklich gesehen, muß es jeden Abend thun.

Wir verließen heute Morgen Bagnères bey guter Zeit; das Wetter war herrlich. Philipp ging, zwey große Stöcke tragend (welche wir uns mit vieler Mühe verschafft hatten, indem man sich derselben hier nicht bedient) voran; wir folgten zu Pferde. Der Weg geht durch das Campanerthal, welches recht eigentlich erst bey St. Paul beginnt. Dieß ist ein Landhaus, einem Engländer gehörig, der es nie gesehen haben soll, und liegt auf einer Terrasse am Eingange in das romantische Thal von Bagnères. Dann kommt man in das Dorf Campan, wo viele Knaben sich zu Führern in die schon erwähnte Grotte anbieten und nach einer abschlägigen Antwort bettelnd weit hin nebenher laufen. Von dort bis an das Dorf St. Marie, ungefähr zwey Stunden weit, liegt Haus an Haus. Die Gegend

behält immer denselben Charakter, doch bieten die vielen Krümmungen des Thales oft neue Gesichtspunkte, und das Auge kann sich an diesem Grün nicht satt sehen. Der Anzug der hiesigen Bauern hat wenig Eigenthümliches. Die Weiber gehen in blauen Miedern und rothen Röcken, und auf den Kopf legen sie bey gutem Wetter ihren Mantel, viereckig zusammen gefaltet. Er besteht aus wollenem Zeuge, und ist entweder roth oder weiß, oft mit einer schwarzen Einfassung. Regnet es, so hängen sie ihn über den Kopf, denn er hat keine Aermel, und fällt alsdann bis auf die Knie herab. Schon in Bearn fängt diese Tracht an und findet sich fast überall in den Pyrenäen. Sehr gefällig für das Auge sind die Spindeln, deren sich die Weiber im ganzen südlichen Frankreich, von Lyon an, bedienen und die sie überall mit sich führen. Die Kleidung der Männer hat nichts Auffallendes, als die braune Mütze und die Sandalen. Bey St. Marie theilt sich das Thal; links führt der Weg nach Arreau, rechts nach Grip, und diesen schlugen wir ein. Hier drängen sich niedrige Anhöhen von beyden Seiten zusammen; anstatt der Felsen sind auch hier links Matten; Berge, mit Holz bedeckt, schließen die Aussicht, und nur selten tritt die Spitze des Pic du Midi hervor. Nach einer Stunde kamen, immer steigend, wir nach Grip, wo Philipp für die Pferde eine kurze Rast verlangte, und wir uns ein gutes Frühstück versprachen.

Fragen Sie als Ausländer einen Franzosen nach irgend einem Wirthshause in seiner belle France, und er wird ihn zum ersten Gasthofe in der Welt machen, obschon er sich denken kann, daß Sie am nächsten Tage seine Aufschneiderey erfahren müssen. Wir fanden in Grip, wo man alles sollte haben können, einige Forellen, Eyer und Schinken, dabey ächten französischen Schmutz und gute, dreymal zu große Rechnung. Das Dorf selbst besteht aus wenigen niedrigen Hütten; die nächste Umgebung ist öde, die Aussicht traurig, und nur durch zwey, an der hintern Felswand hängende Wasserfälle belebt. Wir trafen hier Franzosen, welche einen Führer hatten und den Pic du Midi besteigen wollten. Da sie uns ankommen sahen und vernahmen, daß wir denselben Weg zu machen gesonnen wären, so schickten sie ihren Führer sogleich zurück, und schlugen uns uneigennützig vor, da man in zahlreicher Gesellschaft besser reise, mit uns auf den Pic zu steigen. Wir erwiederten, daß wir uns beyde gegenseitig genug wären und für ihre Gesellschaft dankten.

Nach eingenommenem Frühstück sezten wir uns zu Pferde, um den Pic, obgleich bisweilen einige Wolken an ihm hingen, zu besteigen. Die Franzosen schlossen sich an uns an; die Straße konnten wir ihnen nicht verbieten, und daraus, daß wir ihnen auf ihre Fragen nicht antworteten, machten sie sich nichts. Die beyden Wasserfälle hielten uns kurze Zeit auf; der Adour bildet sie, und der zweyte, von Grip aus gerechnet, wird, obschon die Höhe seines Falles nicht sehr bedeutend ist, dadurch schön, daß über ihn zwey Felsen sich zusammen biegen, auf denen einige Fichten stehen. Von da aus steigt der Weg bedeutend; nach einer halben Stunde sahen wir den Berg in seiner kegelförmigen Gestalt rechts neben uns liegen, und da der Pfad für die Pferde zu steil ward, gaben wir diese einem Hirtenknaben, um sie den Weg nach Bareges zurück, in das Thal von Bastan zu führen. Unsere unberufenen Begleiter thaten dasselbe und folgten den Schritten unseres Philipps.

Um den Pic von dieser Seite aus zu besteigen, muß man ihn umgehen, und wir brauchten zwey Stunden, um, immer kletternd, endlich an den Kegel zu kommen. Der Weg ist nicht sehr beschwerlich, bietet aber auch durch keine einzige Aussicht nur die geringste Erholung. Heerden, bewacht von ungeheuren Hunden, deren jeder einzeln es mit einem Wolf aufnimmt, und die uns mit Geheul empfingen, waren das Einzige, worauf wir stießen. Zwey Hirtenknaben, ganz in braunes Tuch gekleidet, schlossen sich auf wenige Augenblicke an uns an, verließen aber bald wieder unsern langsamen Zug und jubelten auf einem hohen Felsen, als wir den See am Fuße des Kegels erreichten. Von hier aus steigt man sehr steil hinan; zuerst erleichtert ein Rasen das Gehen, bald aber treten lose, bey jedem Schritt hinabrollende Steine an seine Stele. Die Franzosen waren im Anfang weit vor uns gewesen, da wir, der alten Regel nach, langsam begannen; hier nun hatten ihre Kräfte ein Ende; der Eine warf sich ungefähr zwanzig Minuten von der Spitze ermattet auf die Steine; der andere kroch langsam nach. An uns vorüber kletterten singend die Hirtenknaben und empfingen uns auf der Spitze, welche wir, vom See aus, in anderthalb Stunden erreichten, und wo französische Ingenieurs eine kleine Pyramide errichtet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bischof Luitpard am Hofe zu Konstantinopel

(Fortsetzung.)

„Der Dienstmann Adelberts," sagte der Kaiser, „welcher gegenwärtig an meinem Hofe ist, erklärt dieß für unwahr." — „Wenn er es läugnet," erwiederte ich, „so würde ich mit Deiner Erlaubniß am morgenden Tag einen Ritter aus meinem Gefolge stellen, der es im Zweykampf beweisen soll." — „Gut," sagte der Kaiser, „ich will annehmen, Dein Herr habe hierin das Recht auf seiner Seite; aber sage mir, warum er jezt Provinzen meines Reiches mit Schwert und Feuer angegriffen hat? Wir

waren Freunde, und gedachten die Verhältnisse der Bundesgenossenschaft durch ein Eheband unauflöslich zu machen." Als der Bischof auch auf diesen Vorwurf mit großer Freymüthigkeit antwortete, indem er insbesondere bemerkte, daß diese Länder nach ihrer Lage und nach der Abkunft und Sprache ihrer Einwohner offenbar zum italienischen Reiche gehörten, auch vom fränkischen König Ludwig den Saracenen entrissen worden seyen, so rief der Kaiser: „ein andermal von diesen Dingen! jezt ist es Zeit in die Kirche zu gehen." — „Erlaubet nun, mein Gebieter, daß ich Euch eine Beschreibung dieses merkwürdigen Kirchgangs gebe. Eine große Menge von Kaufleuten und Handwerkern hatte sich versammelt und beyde Seiten der Straßen, von dem Pallaste bis zur Sophienkirche besezt. Sie waren mit schlechten Schilden und Spießen bewaffnet, und gingen barfuß, ihre Ehrfurcht gegen den Kaiser zu zeigen. Die Herrn, in deren Begleitung er durch diese Reihen ging, trugen abgeschabene Staatskleider, welche schon ihren Ureltervätern dieselben Dienste gethan. Niemand war da mit Edelsteinen geschmückt, Nicephorus selbst ausgenommen, dessen kleine, häßliche Figur der kaiserliche Schmuck nur noch häßlicher machte. Auf einer gewissen Erhöhung, wo auch mir ein Platz angewiesen wurde, stand ein Sängerchor, der in Liedern voll niedriger Schmeicheleyen den Kaiser einen glänzenden Morgenstern und furchtbaren Todesengel der Saracenen nannte. Viele Jahre, hieß es weiter, viele Jahren dem Fürsten Nicephorus! Ihr Völker fallt vor ihm nieder, beuget Eure Nacken unter dem erhabenen Gebieter!" — An demselben Tage wurde Luitpard von Nicephorus zur Tafel gezogen, erlitt aber die Demüthigung, daß ihm sein Platz in ziemlicher Entfernung von dem Kaiser angewiesen wurde. Die Speisen, welche alle mit Oel oder Fischlacke zubereitet waren, konnte er nur mit Widerwillen genießen.

Während der Mahlzeit machte der Kaiser viele Fragen an den Bischof, vorzüglich über die Kriegsmacht der Ottonen, glaubte aber seinen Worten nicht, sondern äußerte sich voll Verachtung: „Die Soldaten Deiner Herrn sind schlechte Reiter und ebenso schlechte Fußgänger, ihre großen Schilde, ihre langen Schwerter, schwere Panzer und Helme machen sie zu beyden Kampfarten ungeschickt. Dazu sind sie Fresser und Trunkenbolde, und müssen sich berauschen, um Muth zu bekommen. Auf der See vollends ist die Uebermacht ganz auf meiner Seite. Ich allein habe tapfere Seeleute, und bald werden meine Flotten auslaufen und Eure Städte, die am Meere oder an Flüssen liegen, in Asche verwandeln." Als der Gesandte antworten wollte, gebot ihm Nicephorus Stillschweigen und rief voll Verachtung: „Ihr seyd nicht Römer, sondern Longobarden!" Nun konnte Luitprand nicht mehr an sich halten. „Es ist weltbekannt," rief er, „daß Romulus, dessen Namen die Römer tragen, ein Brudermörder und Bastard war und daß er ein Asyl anlegte, worin er Schuldner, entlaufene Sklaven und Missethäter aufnahm, um Unterthanen zu bekommen; solch edeln Ursprung haben die, welche ihr Herrn der Welt nennt, die aber wir, Longobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben, Burgunder, so tief verachten, daß wir unsern Kindern keinen ärgern Schimpfnamen zu geben wissen. Du nennst uns schlechte Soldaten; wohl, der Krieg, den Deine feindselige Gesinnung herbeyführen muß, wird zeigen, wer ihr seyd und wer wir sind." Er wollte seinem Herzen noch mehr Luft machen, aber der Kaiser gebot ihm voll Zorn, sich augenblicklich zu entfernen.

Die Leiden, welche der Bischof mit seinem Gefolge erduldete, wurden indeß von Tag zu Tag unerträglicher, so daß sie alle in kurzer Zeit zu erliegen fürchteten. Er schrieb daher an den Großkanzler Leo einen Brief folgenden Inhalts: „Wenn der durchlauchtigste Kaiser die Bitten, welche ich ihm vorgebracht habe, zu erhören gedenkt, so werde ich mich in alle die Leiden, welche ich hier zu ertragen habe, mit Ergebung fügen; wo nicht, so erlaube er mir krankem Mann, ein venetianisches Schiff, das in Kurzem absegeln wird, zu besteigen, damit wenigstens mein Leichnam in der vaterländischen Erde Ruhe finde." Erst vier Tage darauf wurde er vor Leo gerufen, den er von mehreren hohen Beamten umgeben fand. „Was hat Dich," fragte einer derselben, „aus so weiter Ferne hieher geführt?" Als hierauf der Bischof erwiederte: er sey gekommen, um durch eine eheliche Verbindung ewige Freundschaft zwischen beyden Reichen zu gründen, so meynten die Herrn: „Es sey noch nie erhört worden, daß man eine so hochgeborne Prinzessin einem Barbaren zur Ehe gegeben. Dennoch werde Nicephorus das Ansuchen gewähren, wenn Otto dagegen verspreche, Ravenna, Rom und alles Land von diesen Städten bis zu den Grenzen des griechischen Reiches ihm abzutreten. Wolle er aber nur Freundschaft ohne die Prinzessin, so solle er Rom aus der Sklaverey entlassen und die Fürsten von Benevent und Capua dem Nicephorus, als ihrem rechtmäßigen Lehensherrn, zurückgeben."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Pfingsten, das liebliche Fest, war uns seit vielen Jahren in keinem so freundlichen Lichte erschienen, als dießmal, da der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland und die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin von Sachsen-Weimar in diesen Zeitpunkt fiel.

Am zweyten Pfingstfeyertage war große Parade; die

Truppen waren unter den Linden und auf dem Platze vor der Universität in Kolonnen aufgestellt. Der Kaiser und der König hielten zu Pferd vor der kolossalen Statue Blüchers. Als der König sich mit gezogenem Degen im gestreckten Galopp an die Spitze seiner Krieger stellte, um die Parade in eigener Person vor dem Kaiser vorbeyzuführen, brach die versammelte Menge der Zuschauer in einen lauten und anhaltenden Jubel aus. Der Kaiser drückte dem Könige herzlich die Hand und bemühte sich sogar, sie ihm zu küssen, wozu es jedoch dieser nicht kommen ließ. Am Mittwoch begab sich der Hof nach Potsdam, um daselbst die Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar zu empfangen. Ihren feyerlichen Einzug in Berlin hielt die Braut am 10. Juni. Nach fünf Uhr traf die Prinzessin in dem vergoldeten, mit 8 Staatsrossen bespannten Gallawagen unter dem Brandenburger Thore ein, von wo sie bis zum Schlosse von ununterbrochenem Volksjubel, Donner der Kanonen, Trompeten- und Pauken-schall begleitet wurde.

Am 11. Juni fand die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Auguste, Herzogin von Sachsen-Weimar, auf dem königlichen Schlosse statt. Zweyundsiebenzig Kanonenschüsse verkündeten der Stadt, daß die Ringe gewechselt wurden, und bald sah man in allen Straßen, noch ehe es Nacht wurde, die Fenster erleuchtet. Während die königliche Familie, dem Herkommen gemäß, sich an die Spieltische setzte, nicht sowohl zum Kartenspiel, als um mit den Karten zu spielen (denn kein einziger unserer Prinzen kennt irgend ein Kartenspiel), war Konzert, in welchem die königlich bayerische Hofsängerin, Dem. Schechner, zwey Arien sang. Man hatte dießmal der fremden Sängerin diese Auszeichnung zugestehen müssen, um sie darüber zufrieden zu stellen, daß ihr in der Vermählungsoper keine Rolle zugetheilt worden war, obwohl sie einzig und allein unter dieser Firma den Urlaub nach Berlin erhalten hatte. Dieß soll, wie man versichert, zu einem lebhaften diplomatischen Notenwechsel Veranlassung gegeben haben, bis zur endlichen Ausgleichung in der Staatszeitung ein Artikel erschien, in welchem die Ursachen auseinander gesetzt werden, aus welchen Dem. Schechner die ihr „laut amtlicher Nachricht“ eigens angetragene Parthie in der Festoper nicht habe übernehmen können. Nach dem Konzert und geendigtem Souper begann in dem weißen Saale der Fackeltanz, bey welchem dießmal neun Exzellenzen als Fackelträger vorantanzten. Nachdem das hohe Brautpaar seinen Tanz geendet, forderte die Prinzessin zuerst den Kaiser von Rußland, dann den König, dann den kleinen Großfürsten Thronfolger und hierauf die königlichen Prinzen auf. Der Prinz Wilhelm tanzte zuerst mit der Kaiserin von Rußland und hierauf mit den königlichen Prinzessinnen. Nach beendigtem Fackeltanze wurde das hohe Brautpaar nach seinen Zimmern begleitet, und nachdem daselbst das Strumpfband vertheilt worden war, wurde der Hof entlassen.

Am folgenden Tage erschien der Hof des Abends in dem königlichen Opernhause, wo Agnes von Hohenstaufen, lyrisches Drama in drey Aufzügen von Raupach, Musik von Spontini, gegeben wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Für den schönen und neuen Schauspielsaal waren „die beyden Nächte“ eine vortreffliche Weihe, und die vollen, mit geschmückten Damen besetzten Logen nahmen sich in dem herrlichen Saale während der Aufführung der Boyeldieu'schen Oper ganz vortrefflich aus. Von dem Texte, der wahrscheinlich auch bald ins Deutsche übertragen werden wird, wie das Meiste der hiesigen Bühnen, brauche ich blos dieß zu erwähnen, daß die Hauptperson des Stückes ein irländischer Lord ist, der, obwohl noch jung und lebenslustig, schon die Aufsicht über eine äußerst reiche Mündel hat, die er natürlich zu heurathen gedenkt und daher vor aller Augen in seinem einsamen Schlosse verschließt, bis am Abend vor der bevorstehenden Verbindung, da er seinen Freunden einen Schmaus gibt, ihnen das Bildniß der geliebten Mündel zeigt und die Festlichkeit des folgenden Tages ankündigt. Unter den Gästen befindet sich aber einer, welcher in dem Bildnisse ein Mädchen erkennt, das er auf einer Reise zum erstenmale erblickt, zu der er eine heftige Zuneigung gefaßt hat und die auch ihm damals wohl zu wollen schien. Dieser setzt nun seinen listigen Bedienten, der im Stücke eine Hauptrolle spielt und den Boyeldieu daher auch recht con amore behandelt hat, in Bewegung, um mit der Braut des Lords eine Unterredung zu erhalten, was auch durch List und Gegenlist gerath, so daß zuletzt der Bräutigam um die Braut und das gehoffte Vermögen kommt. Scribe würde sein Stück so nicht angelegt haben; allein durch Witz und Theatereffekte hat er diesem magern Stoffe doch eine Art von Leben eingehaucht; Boyeldieu ist dann mit seiner geistreichen Musik darüber gekommen und so läßt sich das Ganze mit Vergnügen anhören, besonders wenn man keine Vergleichungen anstellt und vergißt, daß derselbe Tonkünstler „die weiße Frau,“ „den Kalifen von Bagdad“ und „Johann von Paris“ in Musik gesetzt hat. Die große Welt und auch die kleinere vertheilt sich des Abends in die komische Oper, um dieses Stück anzuhören, und ins Theater der Porte St. Martin, um Cas. Delavigne's Marino Faliero darstellen zu sehen. Die erste Aufführung dieses Trauerspiels war eine wichtige Begebenheit für die Pariser, und es ist schon lange zuvor in Zeitungen und in Gesellschaften davon gesprochen worden. Man wird sich noch erinnern, daß dieser Dichter vor etwas länger als einem Jahre auf dem Théâtre français ein vorgebliches Lustspiel aufführen ließ: „Die Prinzessin Aurelie,“ woran aber Niemand große Lust fand, obschon die Verse vortrefflich geschrieben waren. Das Publikum blieb kalt, und einige Theaterkritiker, welche das Stück mit desselben Verfassers „Greisenschule“ verglichen, meynten, lezteres sey doch rührend, wogegen „die Prinzessin Aurelie“ nicht die mindeste Empfindung beym Zuschauer erregte. So? das Publikum will also stark gerührt seyn! gut, so will ich ihm Rührung verschaffen, rief der Dichter mit verbissenem Unmuthe aus. Darauf nahm er Lord Byrons verfehlten Marino Faliero vor und behandelte das Stück auf seine Weise, das heißt mit Kraft, Eleganz und Geschmack. Den alten Dogen ließ er, wie ihn die Geschichte und Lord Byron schildern, aber aus seiner jungen Gattin, welche die vorigen Dichter und Romanschreiber als ein unschuldiges Kind schildern, hat Delavigne zwar eine junge, aber schon verständige Frau gemacht, die mit des Dogen Neffen ein heimliches Einverständniß gehabt hat, worüber sie aber die bitterste Reue verspürt, so daß ihre Gewissensbisse gegen des Dogen väterliche und arglose Güte auf eine rührende Weise abstechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 161.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juli 1829.

— Wohl magst du von Pitus den Stamm ableiten, und wenn dich
Prächtige Namen erfreun, als Ahn selbst preisen Prometheus;
Aber wofern dich blind Ehrsucht und Begierde dahinreißt,
Gegen dich zeugt anklagend sofort der eigenen Väter
Edles Gebild und trägt die hellende Fackel der Schmach vor.

Juvenal.

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Luitprand erwiederte: „Ihr selbst wisset recht wohl, daß mein Herr Vasallen hat, die mächtiger sind als der Bulgarenkönig Peter, welcher die Tochter eures Kaisers Christoph zur Gemahlin erhalten hat.“ — „Aber Christoph,“ antworteten sie, „war nicht von so hoher Abkunft wie Romanus, Theophanos Vater.“ — „Was Rom betrifft,“ fuhr der Bischof fort, „wie könnt ihr sagen, daß es unter einem Sklavenjoche seufze? Im Gegentheil hat es mein Herr aus der schmählichsten Sklaverey befreyt, während ihr schlieset, oder vielmehr in gänzlicher Ohnmacht laget. Auch hat er der heiligen Kirche in Rom alle ihre Besitzungen, soweit seine Herrschaft reichte, zurückgegeben. Warum thut dieß nicht ebenfalls euer Gebieter, und macht die apostolische Kirche, nachdem sie durch meines Herrn Bemühung und Freygebigkeit reich und frey geworden ist, noch unabhängiger und reicher?“ — „Das wird er thun,“ war die Antwort, „sobald Rom und die römische Kirche seinen Befehlen gehorchen.“ Luitprand erwiederte: „Ein gewisser Mensch flehte Gott an um Schutz und Rache gegen seinen Widersacher, der ihn beständig kränkte und mißhandelte. Der Herr aber sprach: ich will es thun an dem Tag, da ich jedem vergelten werde nach seinen Werken. Da rief jener: ach wie lange!“ Alle, den Prinzen ausgenommen, lachten über die treffende Bemerkung, allein die Unterhandlung wurde wiederum erfolglos abgebrochen.

Am Feste der heiligen Apostel wurde Luitprand wiederum vom Kaiser zur kirchlichen Feyer und nachher zur Mahlzeit geladen. Wie groß aber war seine Entrüstung, als man dem eben angelangten Gesandten der Bulgarey, dessen ganzer Aufzug den Barbaren verrieth, und der noch nicht einmal die Taufe erhalten hatte, den Platz über ihm, dem kaiserlichen Botschafter, anwies. Er entfernte sich auf der Stelle, entschlossen, eine so empörende Beschimpfung, die nicht sowohl ihm als seinem Kaiser widerfahren sollte, nimmermehr zu dulden. Da eilten ihm Leo und der Geheimschreiber Simeon nach und versicherten, dem Bulgarenkönig Peter sey bey seiner Vermählung mit einer kaiserlichen Prinzessin durch einen beschwornen Vertrag zugesichert worden, es sollten künftig die Abgeordneten der Bulgaren vor allen andern den Vorrang haben. „Zudem hat jener Bulgare, so sehr Du ihn wegen seines Aufzugs verachtest, die Würde eines Patricius*), und da wäre es ein großer Mißgriff, wenn wir ihn einem Bischofe, zumal einem fränkischen, nachsetzen würden. Zur Strafe für Deine verkehrte Empfindlichkeit darfst Du aber nicht in Deine Wohnung zurückkehren, sondern wir lassen Dich in eine Schenke führen, um da mit den Bedienten des Kaisers zu speisen.“ Der Bischof ließ sich lieber diese äußerste Kränkung gefallen, als daß er an die angewiesene Stelle zurückkehrte. „Um mich jedoch in meinem Schmerze zu trösten,“ sagt er in bittrem Sporte, „schickte

*) Dieß war ein Ehrentitel, welcher nur den vornehmsten Männern, und zwar auf Lebenslang ertheilt wurde.

mir der gnädige Kaiser den köstlichsten Leckerbissen seiner Tafel, einen fetten Bock, von welchem er selbst gespeist hatte, und der mit Knoblauch und Zwiebeln vollgestopft und mit Fischlake übergossen war. — Acht Tage nachher, da die Bulgaren Konstantinopel verlassen hatten, wurde ich wiederum, so krank ich war, zur Tafel genöthigt. Der Patriarch und mehrere Bischöfe waren ebenfalls geladen. Nicephorus richtete viele theologische Fragen an mich, und wollte am Ende wissen, welche Kirchenversammlungen wir haben. Als ich ihm die Nicänische und die andern alle mit Namen nannte, so rief er lachend: „Du hast ja die sächsische vergessen; in unsern Büchern steht freylich kein Wort von ihr, denn sie ist noch allzu jung.“ Ich erwiederte ihm: „Nur bey einem kranken Gliede wird das Brenneisen angewendet. Das sächsische Volk hat sich, seitdem es die heilige Taufe empfing, rein von aller Ketzerey erhalten und deßhalb niemals einer Kirchenversammlung bedurft. Euch aber, bey welchen alle Ketzereyen entstanden sind und geblüht haben, Euch mußte freylich oft durch Kirchenversammlungen der Kopf zurecht gesezt werden. Wenn Du aber den Glauben der Sachsen jung nennst, so stimme ich Dir aus vollem Herzen bey, denn er ist bey ihnen die Quelle guter Werke, also nicht alt, sondern frisch und jung; Euer Glaube aber ist freylich alt, denn wo sind die guten Werke, die er schaffen sollte? Eine Kirchenversammlung jedoch ist in Sachsen gehalten und darauf der Beschluß geführt worden: es sey anständiger mit Schwertern Krieg zu führen, als mit Federn, und man soll lieber sterben als die Flucht ergreifen!“

Als Luitprand wieder einmal bey dem Kaiser speiste, befand sich der Vater desselben unter den Gästen. „Ich schäzte sein Alter auf nicht weniger als 100 Jahre, und dennoch wurden ihm noch viele dazu gewünscht! So unsinnige Schmeichler sind diese Griechen! Einem halberstorbenen Greise zu wünschen, was die Natur selbst, wie sie recht wohl wissen, nicht gewähren kann! Und daß vollends der Greis diesen Wunsch gerne hört, da er sich doch nicht verbergen kann, daß er unerfüllbar ist, ja daß die Erfüllung für ihn selbst das größte Unglück wäre! So sind es auch in der That keine Lobsprüche, sondern Schmähungen, wenn sie in ihren Liedern den Nicephorus tapfer nennen, da er doch feig; weise, da er ein Thor; groß, da er klein; weiß, da er schwarz; heilig, da er ein Sünder ist. Bey dieser Mahlzeit ließ der Kaiser, was früher nicht geschehen war, eine Homilie des heiligen Chrysostomus vorlesen. Als ich am Ende um die Erlaubniß bat, nach Italien zurückzukehren, willigte er mit Kopfnicken ein; doch er hatte nicht im Sinne mir Wort zu halten.“

Luitprand kehrte wieder in seine Wohnung zurück und wurde wieder so strenge wie zuvor bewacht, um so mehr, weil der Kaiser gerade um diese Zeit eine Flotte nach Italien abschicken wollte.

„Am 20sten August, dem Feste der Himmelfahrt des Propheten Elias, welches die leichtsinnigen Griechen mit Schauspielen entweihen, wurde ich wieder zur Audienz und hernach zur Tafel geladen. Der Kaiser ließ auch dießmal seiner Spottlust auf die Franken, so nannte er sowohl Lateiner als Deutsche, seinen Lauf. Zulezt fragte er mich, wo die Hauptstadt meines Bisthums liege und welchen Namen sie habe; Cremona, erwiederte ich, liegt ziemlich nahe beym Eridanus (Po), dem König der Flüsse Italiens, und weil Deine Majestät eine Flotte dahin abschickt, so möge es mir zum Heile gereichen, daß ich Dich gesehen habe; gib dem Orte Frieden und laß ihn, da er Deiner Macht nicht widerstehen könnte, durch Deine Gnade Rettung finden! — Er fühlte recht wohl den Spott, der in meiner Bitte lag, sagte aber ebenfalls mit dem Scheine des Ernstes zu und versprach sogleich eidlich, seine Flotte solle mich sicher in den Hafen von Ancona bringen. Allein es war nichts als schändlicher Meineid. In den vier folgenden Tagen unterblieb die Lieferung unserer Bedürfnisse, während eine so große Theurung zu Konstantinopel herrschte, daß mehr als drey Goldgulden aufgewendet werden mußten, um meine fünf-und-zwanzig Begleiter und die vier griechischen Wächter mit einer einzigen Mahlzeit zu erquicken.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Es war gegen vier Uhr Nachmittags; den Himmel bedeckten keine Wolken, dafür lagen sie aber undurchdringlich, wie die schönste weiße Wolle, über allen Thälern, um alle Felsen. Nur die dunkeln Spitzen sahen überall hervor und bildeten einen Anblick, wie ich ihn nie gesehen; es war ein weites Meer mit unzähligen Klippen. Selbst auf die Ebene senkten sich diese Wolken, und nur in weiter Ferne schlossen sich die Felder seegrün an den weißen Schaum. Philipp nannte, nachdem wir uns satt gesehen, jede Spitze mit unglaublicher Sicherheit. Verlangen Sie keine Wiederholung. Auffallend war mir die wirklich gothische Auszackung der Spitzen, welche sich bis auf die kleinsten Theile erstreckt. Die Höhe des Pics wird auf 2910 Metres über dem mittelländischen Meere angegeben.

Als wir gerade unsern Rückzug antreten wollten, kam endlich der eine Franzose auf die Spitze. Die Hirtenknaben, welche sich bis dahin passiv verhalten, fingen, als sie uns abziehen sahen, an mit Steinen auf uns zu werfen, denen wir uns durch eine schnelle Flucht zu entziehen suchten, denn wir hätten Flügel haben müssen, um unsre Feinde angreifen zu können. Nach einer halben Stunde

waren wir am See, und der Engländer rief fröhlich aus: wieder auf einem Berge mehr gewesen!

Bald hatten wir einige Hütten erreicht, wo Hirten uns gegen gute Bezahlung mit Milch und schwarzem Brod erquickten. Von allen Seiten kamen Heerden von den Bergen, die aber leider mit jedem Augenblicke von dichtern Nebeln bedeckt wurden; selten drang ein Strahl der Sonne durch. Eine Viertelstunde später trafen wir unsre Pferde und ritten nun in das Thal von Bastan hinunter. Anfangs war keine menschliche Wohnung zu sehen; auf beyden Seiten erhoben sich nackte Felsen, und wenn ein günstiger Augenblick eine freyere Aussicht gestattete, so schloß eine hohe Felswand das Thal. Bisweilen sanken die Nebel und dann blickten die von den lezten Strahlen der Sonne beschienenen Spitzen der Berge glühend hervor. Nach und nach sahen wir einzelne Hütten, und niedriges Korn deutete auf die Nähe von Menschen. Je tiefer der Weg sich hinab zog, desto höher ragten die Berge. Von allen Seiten stürzten Wasser herab; mehrere Male überschritten wir den in der Mitte des Thals strömenden Bastan; die Nacht brach herein, einzelne Lichter verkündeten die Nähe von Bareges; Soldaten in grauen Mänteln, die Köpfe nach französischer Sitte mit einem Tuche umwunden, standen am Wege, und bald führte die Straße zwischen einige Häuser, welche Philipp uns mit Freude als Bareges ankündigte. Vor den Häusern standen hie und da Kranke, die schon erleuchteten Zimmer zeigten ebenfalls Leidende, das Ganze hatte das Ansehen eines Lazareths. Ich hatte mir unter Bareges einen reizenden Ort vorgestellt; das danke ich Müllners Schuld; jezt bin ich von diesem Wahne geheilt, und will nur hoffen, daß man uns ein gutes Abendessen gibt.

Gavarnie, den 31. August.

Vor wenigen Minuten sind wir von der Rolandsbresche zurückgekehrt. Morgen gehe ich auf den Montperdü; die Führer sind gemiethet, Provisionen bestellt; übermorgen Abend bin ich zurück. Mein Reisegefährte erwartet mich in Lauterez. Wir haben Herrliches gesehen! Gute Nacht.

Lüs, den 1. September, Morgens 10. Uhr.

Lachen Sie mich aus! Anstatt von Gavarnie noch über 4000 Fuß höher zu klettern, bin ich ungefähr eben so viel herunter gestiegen. Regnete es doch heute, als wollte die Sündfluth anbrechen, und dahin war mein Lieblingsplan, den Montperdü zu besteigen. Durch und durch naß sind wir hier angelangt und sitzen vor einem Kaminfeuer, uns zu wärmen. Ein bestelltes Frühstück soll tout de suite fertig seyn, das heißt aber höchstens in zwey Stunden, und so will ich die Lücke in meinem Berichte an Sie ausfüllen.

Mit Sonnenaufgang verließen wir gestern Bareges, welches aus wenigen Häusern besteht, die nur im Sommer bewohnt sind. Während des Winters bleiben nur einige Wächter dort, zu denen, wie die Franzosen sagen, sich bisweilen Bären gesellen. Der Ort ist den Lawinen ausgesezt, die Gegend romantisch wild, steile und hohe Berge auf den Seiten, Felsen am Ein- und Ausgange des Thales. Ueber das Leben dort kann ich nichts sagen; man hat mich versichert, daß nur die Hoffnung, seine Gesundheit wieder zu erhalten, den Aufenthalt erträglich machen könne. Die Kunst kann nichts zur Verschönerung thun; ein Winter würde alles zerstören. Wen also der Arzt dort hingeschickt hat, der bleibt daselbst nur die nothwendigste Zeit und eilt dann nach Bagnères de Bigorre. Verwundete Offiziere bilden den größten Theil der Badegäste. Daß Sie übrigens auch hier Kaffeehäuser mit gewaltigen Ueberschriften finden, bedarf keiner Erwähnung; jedes Dorf in Frankreich hat ja jezt seinen grand café français u. s. w.

Von Bareges führt eine breite schöne Kunststraße hieher nach Lüs, welches zwey Stunden davon am Zusammenfluß des Bastan mit dem von Gavarnie herabkommenden Gave de Bareges liegt. Hier bilden freundliche Wiesen eine Oase zwischen den dürren Felsen. Die Stadt selbst ist häßlich und klein, bietet aber für die Bequemlichkeit dennoch mehr als Bareges. Wir verweilten einige Augenblicke, ließen unser Gepäck hier, um den Pferden das Steigen zu erleichtern, und brachen dann nach Gavarnie auf. Man schlägt die Straße zur Linken ein, den Gave hinauf. Gegenüber liegt St. Sauveur, ebenfalls ein Bad, welches mit seinen wenigen weißen Häusern aus dunkelm Gebüsch dem Wanderer freundlich entgegen lächelt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Den alten Seemann Bertuccio hat Delavigne energisch rauh geschildert, den Michel Steno stolz und die Plebejer verachtend, wie er in der Geschichte ist. Wenn Israel Bertuccio ganz erbizt vor den Doge tritt und ihm die von einem Patrizier erlittene Unbilde klagt:

Un soufflet! sur mon front, ce mot seul prononcé,
Fait monter tout le sang que l'état m'a laissé;
Il a coulé mon sang, dont la source est flétrie,
Mais sous la main d'un noble et non pour la patrie.
L'outrage est là! sa bague, en s'imprimant,
A creusé sur ma joue un sillon infamant!
Montre donc maintenant, montre tes cicatrices,
Israel! la dernière a payé tes services!

so wird gleich der Zuhörer zu Gunsten des erniedrigten Matrosen eingenommen und empfindet mit ihm die patrizische

Unbilde. Die Verschwörung des Dogen und des Volks gegen den tyrannischen Zehner-Rath ist mit vieler Umsicht vorbereitet. Den Uebermuth der Patrizier und die Erbitterung der Plebejer gegen das Joch des Zehnterraths hat Cas. Delavigne mit glühendem Freysinne geschildert. Die Verschwörung hat aber mitten auf dem St. Markusplatze statt, ein eben so ungereimter Einfall, als wenn in den ältern französischen Trauerspielen die Verschwörungen in der Vorhalle des Pallastes angezettelt werden. Um die Erbitterung des Dogen gegen Steno noch zu erhöhen, läßt der Dichter diesen einem Balle beywohnen, den der Senator Lioni gibt und auf welchem der schon zu einer leichten Strafe wegen Beleidigung des Dogen verurtheilte Patrizier Steno sich an die junge Frau des Dogen macht und thut, als ob er in heimlichem Einverständnisse mit derselben lebe. Dieß reizt den Greis aufs höchste und er, der zuvor zauderte und dem vor der Verschwörung, wozu die Unzufriedenen ihn einluden, bangt, trägt in seiner Aufwallung kein Bedenken mehr, den Verschwornen beyzutreten, um den Uebermuth des Adels zu züchtigen und dem Volke seine alte Freyheit wieder zu verschaffen. Bertram, einer der Verschwornen, hat Mitleiden mit dem Senator Lioni, dem das Schicksal bevorsteht, mit den andern ermordet zu werden, und warnt ihn in geheimnißvollen Ausdrücken. Lioni dringt in ihn, um das ganze Geheimniß zu erfahren, und droht ihm zuletzt, ihn ohne Beichte hinrichten zu lassen. Dieß ist zu viel für den andächtigen Bertram, er will gestehen; der Senator hat ihn vor den Dogen geführt, damit dieser ihn ausfrage; so befindet sich also der Doge in Gegenwart des Senators Lioni, und zwar als Richter, seinem Mitschuldigen gegenüber. Dieser Auftritt erforderte viel Kunst; der Dichter hat ihn in wenig Worten dargestellt. Nachdem nämlich der Senator mit der Hinrichtung ohne vorhergegangene Beichte gedroht hat, bricht Bertram in die Worte aus:

Je ne resiste plus!
Lioni: Parle donc!
Bertram: Eh bien — —
Der Doge (indem er aufsteht und einen fürchterlichen Blick auf ihn wirft): Quoi?
Bertram: Je vais tout dire! —
Lioni: Enfin —
Bertram (zum Dogen): A vous seul.
Der Doge: Suivez-moi.

Durch diese geschickte Wendung kommt der alte Doge aus der größten Verlegenheit; allein der Senator Lioni, ganz zum Staatsinquisitor geboren, hat schon Verdacht wider den Dogen geschöpft; er kommt seinem Thun und Treiben auf die Spur, entdeckt das Geheimniß; Faliero will den Ausbruch der Verschwörung beschleunigen; vergebens wirft sich ihm seine junge Frau zu Füßen und gesteht ganz erschüttert, daß ihre Ehre keine Rache verlange, da sie ihre Ehre verloren habe. Der arglose Greis bildet sich ein, dieß Geständniß sey nur eine List, um ihn abzuhalten, und eilt desto mehr. Er wird verhaftet und zum Tode verurtheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

So wenig ich auch geneigt war, der Musik und der Darstellung der „Agnes von Hohenstaufen“ die Aufmerksamkeit zu schenken, welche zu einem kritischen Berichte über dieselbe nöthig seyn dürfte, so glaube ich doch genug gehört zu haben, um mit Beziehung auf dasjenige, was bereits früher über die Spontinischen Opern gesagt worden ist, schon nach der ersten Vorstellung meinen Bericht abgehen lassen zu dürfen. Zuvörderst ist zu bemerken, daß bereits vor zwey Jahren, bey Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Karl, der erste Aufzug dieser Oper gegeben wurde, da es dem Komponisten nicht möglich gewesen war, die ganze Oper zu vollenden. Die Berliner, die es bey solchen Gelegenheiten an allerhand Witzen nicht fehlen lassen, haben in Bezug darauf das Räthsel aufgegeben: In welcher Oper kömmt zwischen dem ersten und zweyten Akte eine Prinzessin zweymal in die Wochen? — Dießmal hörten wir nun die ganze Oper, allein wir können nicht sagen, daß uns der zweyte und dritte Aufzug bestimmt hätte, das über den ersten Aufzug ausgesprochene Urtheil zurück zu nehmen. Nachdem Spontini die in der Vestalin und Cortez betretene Bahn, welche ihn zu dem Sonnentempel, Mozarts, Glucks, Cherubinis, Paers und anderer großen Meister führen mußte, verlassen hatte und nur durch die Aufbietung der äußeren Gewaltmittel der Musik imponiren wollte, überbot er zuerst in der Olympia, später in Alcidor seine Kraft, welche zugleich die Kraft seiner Musik war, so sehr, daß eine Steigerung nicht mehr möglich war.

So sehen wir nun, wie er in dieser neuesten Oper ringt, die böse Angewöhnung des musikalischen Lärmens und Tobens zu verlassen und in die Grenzen der schönen Kunst zurück zu kehren; allein dieß führt nur dazu, daß wir kein ganzes, sondern ein durchaus zerrissenes Werk erhalten. Was dem Komponisten bey seiner Arbeit besonders hinderlich gewesen seyn mag, ist der deutsche Text. Spontini hat zwar, wie wir hören, mehrfach geäußert, daß ihm keine andere Sprache so geeignet für seine Komposition scheine, als die deutsche; allein wir glauben an vielen Stellen dieser Oper bemerkt zu haben, daß der Komponist sich weit mehr nach dem Klange, als nach dem Sinne der Worte gerichtet hat, so daß die Verse und die Musik sehr oft auseinander fallen. In einigen Chören und in der Balletmusik erkennt man indeß den großen Meister mit Vergnügen wieder. Da das Gedicht zu dieser Oper von Herrn Raupach ist, dürfen wir es nicht mit Stillschweigen übergehen. Uns ist nicht bekannt, ob Raupach so viel musikalische Kenntnisse besitzt, um zu wissen, welche Anforderungen an einen guten Operntext gemacht werden; der gegenwärtige läßt uns sehr daran zweifeln. Da indessen Raupach seine Arbeit nicht einen Operntext, sondern ein lyrisches Drama genannt hat, so macht er den höheren Anspruch, daß wir sein Gedicht nicht mit dem gewöhnlichen Maaßstabe, den man sonst an die Operntexte zu legen pflegt, messen sollen. Der Dichter hat seinen Stoff aus der Geschichte der Hohenstaufen gewählt. In dem ersten Auftritte des ersten Aufzuges finden wir in dem Thronsaal in der kaiserlichen Pfalz zu Mainz den Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause der Hohenstaufen und die Kaiserin Constantia, seine Gemahlin und Erbin beyder Sicilien, Konrad von Hohenstaufen, des Kaisers Oheim und Pfalzgrafen am Rhein, Philipp, Bruder des Kaisers, Heinrich, Herzog von Braunschweig, Sohn Heinrich des Löwen, und den ganzen kaiserlichen Hofstaat versammelt. Der Kaiser hat die Vasallen zu einem Rheinerzuge aufgeboten und die Oper beginnt, sehr geschickt angelegt, mit einem Chor, in welchem die Fürsten und Ritter dem Kaiser geloben, dem Adler des Reichs zum blutigen Kampfe zu folgen. Acht Edelknechte werden zu Rittern geschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juli 1829.

Des Wandrers Tritte wanken
Auf schmaler Kieselbahn,
Durch wildverschlungne Ranken,
Den Fichtelberg hinan.
Wie bebt des Waldstroms Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Zach in die Tiefe reißt.

Matthisson.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Der Weg steigt hart an den Ufern des Gave hinan, und ist nur für Fußgänger und Reiter geeignet. Dabey geschieht sehr wenig zu seiner Unterhaltung; nirgends findet sich ein Geländer, und es gibt manche Stellen, wo ein Pferd kaum Platz hat und hart daneben ein tiefer Abgrund gähnt. Die Pferde sind meistens schlecht; man nimmt sie aus der Ebene von Tarbes; der Berge nicht gewohnt, haben sie keinen sichern Tritt. Der Gave strömt unten zwischen steilen Felsenwänden, an welchen grüne Ranken oft bis in das Wasser hinunter hängen, so daß man den Stein nicht sieht. Wie mahnt diese Ueppigkeit der Vegetation an den Süden! Welchen Reiz verleiht die Nähe Spaniens dem Ganzen! Bey Sia führt eine Brücke auf das andere Ufer. Donnernd und zischend stürzt hier der Fluß hinab, und noch fernhin sieht man im Sonnenschein den erzürnten Strom über die grünen Wände den Staub seiner Wellen schleudern. Von dort aus wird die Gegend wilder und öder, die Berge immer höher und höher. Bey Pragnères leitet eine zweyte Brücke wieder über den Gave, und immer steigend, wobey die Gegend allmählig rauher wird, und wir bisweilen die schneebedeckte Grenzwand zwischen Spanien und Frankreich erblickten, gelangten wir nach Gedre. Hier liegen Douanen, und während Philipp einen Passavant für unsre Pferde löste, besuchten wir die schöne Grotte, welche der Gave hier in einem Felsen bildet, und ritten dann weiter. Der Weg ist mit Felsstücken bedeckt, zwischen welchen der Pfad sich durchwindet; die Wasserfälle häufen sich, alles kündet dem Wanderer das baldige Ziel an. Endlich enthüllt sich die ungeheure Felswand immer mehr und mehr; wie das Ende der Welt schließt der Marboré die Aussicht. Von Felsen zu Felsen, zwischen denen der Gave hinunter schießt, führt wieder eine Brücke; wir waren in Gavarnie, und sahen den Cirkus vor uns liegen.

Nur wenige Minuten blieben wir im Wirthshause, nahmen einen Führer auf die Rolandsbresche, ließen uns Crampons geben und eilten weiter. Der Weg führt durch einen Wiesengrund; mehrere Gesellschaften von Engländern kehrten schon zurück; nach einer starken Stunde waren wir im Cirkus selbst. Es ist eine im Halbkreis geformte Wand von dunkelblauen Felsen, die sich 2000 Fuß hoch senkrecht erhebt. Oben liegt ewiger Schnee; zwölf Wasserfälle stürzen herab. Unter einer Brücke von Schnee windet sich der Gave hervor.

Die Sonne stand über uns, es war die zweyte Stunde nach Mittag, und unser neuer Führer, Etienne Campball, ließ uns kaum Zeit, etwas zu frühstücken; dann schritten wir über die Brücke von Schnee, aus welcher die Franzosen mit Unrecht etwas Ungeheures machen, und kamen nach einer Viertelstunde an die rechte Wand des Cirkus, die wir hinaufsteigen mußten. Was ich auf dem Pic du Midi über die gothische Auszackung der Felsen bemerkt hatte, fand ich auch hier wieder bestätigt; wir stiegen

oft wie auf Treppen, mußten aber auch an manchen Stellen die Hände zu Hülfe nehmen. Unser Führer ging so leicht als auf ebener Erde; er trug Sandalen, eine Jacke und Beinkleider von blau und weiß gestreiftem Zeuge, eine braune Mütze, und auf dem Rücken die Crampons nebst einem Beile. In seiner Hand führte er einen langen Stab, mit welchem er uns die Stellen anzeigte, wohin wir unsre Füße setzen sollten. Nach einer Stunde hatten wir die erste Felswand erklommen, und sahen nun die bis dahin unsern Augen versteckt gewesene Rolandsbresche in bedeutender Höhe über uns liegen. Der Weg führte über Rasen, der sich aber nach dreyßig Minuten an eine steile Schneewand schloß, die, wie der Führer uns ankündigte, zu ersteigen war. Es war halb vier; wir brauchten, nach Campballs Aussage, noch zwey Stunden, um die Bresche zu erreichen, im Cirkus ward es früh Nacht, und den Weg zurück im Finstern zu machen, hieß sich der größten Lebensgefahr aussetzen. Wir hielten Kriegsrath, ich selbst dachte einmal an Umkehren, besonders weil mein Gefährte langsam ging; Campall aber rief, nachdem er uns beyde prüfend angesehen: allons! und schritt voran. Wir folgten im Schnee seinen Fußstapfen, erstiegen die Wand in einer Stunde, und befanden uns nun auf losen Steinen, welche uns viele Mühe machten und uns über eine Viertelstunde aufhielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Trotz der Erbitterung des Kaisers wurde Luitprand wieder zur Tafel gezogen, aber auch jezt mußte er die schmählichsten Aeußerungen über die Lateiner und Deutschen hören. Nicephorus nahm zwar keinen unmittelbaren Antheil an dieser Kränkung, allein sie war auf seinen Befehl geschehen, wie ihm bald nachher von den Beleidigern selbst auf's Heiligste versichert wurde. Bey derselben Mahlzeit fragte ihn auch der Kaiser, ob sein Gebieter Thiergärten mit Waldeseln und andrem Wilde hätte. — „Allerdings," antwortete Luitprand, „nur Waldesel sind keine darin." — „Ich will Dich," erwiederte der Kaiser, „in meinen Thiergarten führen; Du wirst staunen über seine Größe und über die Waldesel, welche da zu sehen sind." Ich wurde also in den Thiergarten geführt, welcher eine bedeutende Größe hat, doch nichts weniger als angenehm ist. Wie ich nun, den Hut auf dem Kopfe, einherritt, sah ich, wie Leo seinen Sohn zu mir schickte und mir sagen ließ, es sey nicht erlaubt in Gegenwart des Kaisers einen Hut, sondern nur einen Schleyer zu tragen. Ich entgegnete: „unsre Frauen tragen zu Pferde Mützen und Schleyer, die Männer Hüte, und es wäre sehr unrecht, wenn Ihr mir nicht erlauben wolltet, die Sitte meines Vaterlandes beyzubehalten, da Eure Gesandten bey uns diese Freyheit genießen; denn sowohl bey Tisch, als wenn sie ausgehen oder ausreiten, sieht man sie mit langen Aermeln, Leibbändern und Schnallen, langen Haaren und bis auf die Knöchel reichenden Kleidern, und was keiner von uns jemals sich beygehen läßt, sie küssen unsern Kaiser mit bedecktem Kopf. — Was Gott ferner nicht zugeben möge," fügte ich im Herzen hinzu. — „So gehe augenblicklich von dannen," sprach jener. Auf dem Rückwege begegneten mir die angeblichen Waldesel. Aber wie fand ich sie? Ganz wie die zahmen Esel in Cremona: dieselbe Farbe, dieselbe Gestalt und Größe, die gleichen Ohren, eine ähnliche Stimme, auch an Geschwindigkeit sind sie nicht verschieden. Dennoch sagte ich zu dem neben mir reitenden Griechen: „solche Esel habe ich in Sachsen nie gesehen." — „Dein Herr thue nur," erwiederte jener, „was unser Kaiser verlangt, so wird er ihm viele dieser Thiere zum Geschenk machen, und es wird ein großer Ruhm für Otto seyn, Thiere zu besitzen, die keiner von seinen Vorgängern je gesehen hat." — „Aber glaubet mir, mein Mitbruder und Mitbischof, Herr Antonius, kann eben so gute Esel liefern, wie man auf den Märkten von Cremona sehen kann, und zwar keine wilde, sondern zahme, die nicht unnütz umherlaufen, sondern Lasten tragen." Als übrigens dem Kaiser meine eben angeführte Erklärung hinterbracht wurde, überschickte er mir zwey Rehe, und ließ mir sagen, ich könne nach Hause gehen.

Erlaubt mir nun, daß ich Euch erzähle, warum Nicephorus eben jezt einen Feldzug gegen die Saracenen unternommen hatte. Die Griechen sowohl als die Saracenen besitzen gewisse Bücher, welche sie Gesichte Daniels, ich aber Sibyllinische Weissagungen nenne. Darin steht die Lebensdauer jedes Kaisers geschrieben, und die Ereignisse seiner Regierung, ob er Krieg oder Frieden haben wird, ob die Saracenen glücklich oder unglücklich seyn werden. Nun liest man auch darin, zu den Zeiten dieses Nicephorus können die Saracenen den Griechen nicht widerstehen, er werde aber nur sieben Jahre lang regieren *). Nach seinem Tode komme die Regierung an einen schlechteren Kaiser, unter welchem die Saracenen bis nach Chalcedonien ganz nahe bey Konstantinopel vordringen und alles sich unterwerfen werden; deßwegen sind jezt die Griechen voll zuversichtlichen Muthes, die Saracenen aber halten jeden Widerstand für vergeblich, wobey sie sich aber der Hoffnung getrösten, daß bald wieder das Siegen an sie, das Fliehen an die Griechen kommen werde. Der Kaiser hatte aber auch noch einen andern, sehr niedrigen Beweggrund. Es herrscht gegenwärtig im ganzen

*) Nicephorus regierte wirklich nur sechs Jahre, vier Monate. Was sonst als Weissagung angegeben wird, hat der Erfolg nicht bestätigt.

griechischen Reich eine große Theurung, welche Nicephorus durch seine Habsucht noch vergrößert hat. Er kaufte nämlich zur Zeit der Ernte alles Getreide um einen niedrigen Preis zusammen, so sehr auch die armen Besitzer über diese Ungerechtigkeit seufzten und jammerten. Um nun seine großen Vorräthe desto theurer absetzen zu können, brachte er unter dem Vorwande des Krieges 80,000 Mann zusammen, die ihm einen ganzen Monat lang, was er um einen Goldgulden gekauft, mit zwey bezahlen mußten. Fragt Ihr mich aber nach der Beschaffenheit dieses Heeres, so könnt Ihr diese am besten daraus abnehmen, daß die Miethtruppen von Venedig und Amalfi den Kern desselben ausmachen; die Griechen selbst haben wohl eine freche Zunge, aber ein feiges Herz und eine schwache Faust."

Am 27sten Juli erhielt endlich Luitprand von Nicephorus in seinem Lager bey Umbrien die Erlaubniß zur Heimkehr. Allein der Eunuche Christoph, des Kaisers Stellvertreter in der Hauptstadt, verzögerte unter erdichtetem Vorwande die Abreise. Auch hielt er den Bischof mit seinem Gefolge in noch strengerer Haft, ließ die armen Lateiner, welche Almosen bey demselben holen wollten, schlagen und einkerkern, erlaubte selbst dem Dolmetscher nicht mehr, das Haus zu verlassen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen. „Meine Noth zu vernehmen, kamen am Tage der Himmelfahrt Maria's Gesandte vom Pabst Johannes mit einem Briefe, worin er den Kaiser der Griechen, Nicephorus, bat, mit dem Kaiser der Römer, Otto, Verwandtschaft und ewige Freundschaft zu schließen. Diese beyden Titel reizten die Griechen zum heftigsten Zorne. Sie schalten das Meer, ja sie stießen die ärgsten Flüche gegen dasselbe aus, daß es ein Schiff, welches solche Schmähworte überbracht, getragen, nicht in den tiefsten Abgrund verschlungen habe. Wie, riefen sie, den Kaiser aller Römer, den allerdurchlauchtigsten, den großmächtigsten, hat er blos Kaiser der Griechen genannt, dieser Barbar, dieser arme Wicht! O Himmel, o Erde, o Meer! Aber was sollen wir mit den ruchlosen Botschaftern anfangen! Sie sind arm; wenn wir sie tödten, so werden wir unsere Hände mit schlechtem Blute beflecken; sie sind lumpige Sklaven und Bauern; wenn wir sie geißeln, so entehren wir uns, nicht diese Elenden, für welche die goldgeschmückte Peitsche der Römer viel zu gut ist. Wäre doch der eine ein Bischof, der andere ein Markgraf, dann sollten sie jämmerlich gepeitscht, mit zerrauftem Barte und Haaren in einen Sack genäht und ins Meer versenkt werden! Doch jezt mögen sie am Leben bleiben und in hartem Gefängnisse schmachten, bis der Kaiser diese Schmach erfahren hat." Der Brief des Pabstes wurde also an Nicephorus nach Mesopotamien geschickt, und erst als der Ueberbringer um die Mitte des Septembers zurückgekehrt war, wurde Luitprand wieder in den Pallast gerufen. „Der Eunuche Christoph empfing mich dießmal gütig und stand vor mir mit den Herren, welche bey ihm waren, von seinem Sitze auf. „Die Blässe Deines Gesichtes, begann er, Deine Magerkeit, Dein langes Haar, Dein herabhängender Bart verrathen, daß der Aufschub Deiner Heimkehr Dich in den tiefsten Kummer versezt. Wir bitten Dich, weder unserm heiligen Kaiser, noch uns deßwegen zu zürnen. Vernimm die Ursache. Der römische Pabst (wenn ein so ruchloser Mensch den Namen Pabst verdient) hat an unsern heiligen Kaiser einen höchst empörenden Brief geschickt, worin er ihn nicht Kaiser der Römer, sondern der Griechen nennt, und davon ist Niemand anders als Dein Herr der Anstifter. Aber der Pabst, willst Du sagen, ist der einfältigste Mensch von der Welt, und dieß geben wir Dir gerne zu." — „Dieß sage ich keineswegs." — „Höre nur; der dumme, ungebildete Pabst weiß nicht, daß Konstantin den kaiserlichen Scepter, den ganzen Staat, alle bessern Römer hierher verpflanzte und in Rom nichts als die unterste Hefe des Volkes zurückließ." — „Der heilige Pabst, erwiederte ich, glaubte damit Euren Kaiser zu ehren, nicht zu kränken. Was Du von Konstantin sagst, ist uns recht wohl bekannt; allein weil ihr Sprache, Sitten und Kleidung verändert habt, so glaubte der Pabst, ihr wollet auch den römischen Namen nicht mehr tragen. Dieß werden euch, wenn ich das Leben behalte, die künftigen Briefe zeigen, deren Ueberschrift also lauten soll: Johannes, römischer Pabst, dem Kaiser der Römer, Nicephorus." Ich sagte dieß aber in ganz anderm Sinne, als sie es verstanden. Nicephorus hat nämlich die Krone durch Meineid und Ehebruch erlangt; weil nun der Pabst für das Heil aller Christen zu sorgen hat, so schicke er an Nicephorus einen Brief, der gleich sey wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine (Ev. Matth. 23, 27); er halte ihm darin seinen schändlichen Thronraub vor, lade ihn vor eine Synode und schmettere ihn, wenn er nicht kommt, durch einen Bannstrahl zu Boden. Die angegebene Ueberschrift aber ist durchaus nothwendig, wenn der Brief an Nicephorus gelangen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die Schlußscene, worin der Doge Abschied von dem edeln Matrosen Bertuccio und seiner Frau nimmt, ist äußerst rührend. Er sagt zum erstern:

Sois sans remords! — avant de rubir ton arrêt ambrasse ton ami —

Bertuccio: Mon prince daignerait —

Der Doge: Titre vain! — Entre nous il n'est plus de distance,
Quand la mort est si près, l'égalité commence.

Zur Frau, die mit ihm sterben will, sagt Faliero:

Songe à ces malheureux qui viennent de périr,
Veille sur leurs enfans dont je plains la misère.

Natürlich war dieß Schauspiel für das Théâtre français bestimmt, welches denn auch das Manuskript nach Vorlesung desselben mit vielem Eifer angenommen hatte; als es aber ans Vertheilen der Rollen ging, wollten die Schauspieler sich nicht nach den Wünschen des Dichters fügen. Dieser zog sich unmuthig zurück. Wenn die dramatische Laufbahn eines Dichters in Paris sehr glänzend ist, so hat sie dagegen auch manches Bittere, besonders wegen der Verhältnisse zwischen dem Dichter und denjenigen, die seine Geistesprodukte dem Publikum darstellen sollen. Cas. Delavigne war in der unmuthigsten Stimmung, als ihm ein Freund rieth, das Théâtre français fahren zu lassen und sich an ein Volkstheater zu wenden, z. B. dasjenige der Porte St. Martin. Dieß schien ein gewagter Schritt zu seyn, und gewiß war es ein unerhörter; denn so lange das Théâtre français besteht, hat nie ein ausgezeichneter Dichter seine Trauerspiele anderswo aufführen lassen, als hier, es wäre denn am Odeon, so lange diese Bühne die Vorrechte eines zweyten Nationaltheaters hatte. Cas. Delavigne bedachte sich einige Stunden lang, indem er heftig auf- und abspazierte. Endlich entschloß er sich; das Theater der Porte St. Martin nahm das Anerbieten begierig an; es wurden in der Eile einige Schauspieler für das tragische Fach angeworben. Aber auch hier fand sich wieder ein Stein des Anstoßes; der Dichter hatte auf einen vorzüglichen Schauspieler, Nameus Frédérik, gerechnet; dieser aber hofft Theaterdirektor zu werden und es mußte ein anderer während des Einstudierens der Rollen angenommen werden. Endlich hatte denn die erste Aufführung unter rauschendem Beyfalle statt; der Dichter wurde hervorgerufen, hütete sich aber wohl, dem Wunsche seiner jubelnden Freunde nachzukommen. Boyeldien hatte sich nachgiebiger gezeigt; denn er hatte in Person den Dank des Publikums empfangen. Seitdem ist es beständig voll im Saale der Porte St. Martin. Alle Zeitungen und Journale, klassische sowohl als romantische, haben dem Dichter Beyfall gezollt; doch nein, nicht alle; die Gazette de France meynt, die Regierung habe einen großen Fehler begangen, daß sie die Aufführung eines so revolutionären Stückes erlaubt habe; denn es sey ja ein offener Angriff auf den Adel. An die Bemerkungen und frommen Seufzer der Gazette de France kehrt sich aber Niemand. Merkwürdig ist es, daß vom Théâtre français kein Versuch gemacht worden ist, um sein Vorrecht geltend zu machen, und daß es dadurch von selbst auf sein Privilegium Verzicht gethan hat; denn warum sollte jezt nicht jedes andere Theater eben so gut Trauerspiele und Lustspiele aufführen können? Auch hat bereits das Théâtre de Madame ein neues Lustspiel von Scribe aufgeführt. Privilegien und Vorrechte können sich in Frankreich nicht wohl mehr aufrecht halten; die Zeit ihrer Herrschaft ist vorüber. — Am 9. Juni hat die deutsche Schauspielertruppe die lezte Darstellung in Paris gegeben. Im Ganzen ist das Publikum mit diesem ersten Versuche wohl zufrieden gewesen, obschon es im Einzelnen Manches zu tadeln fand. Die Aachner Truppe hatte die Absicht, eine Auswahl der deutschen Opern den Parisern vorzustellen; allein diese Auswahl hat sich auf drey Opern beschränkt. Webers „Freyschütz" ist sieben Mal, Beethovens „Fidelio" drey Mal und Mozarts „Zauberflöte" zwey Mal gegeben worden. Es thut mir leid, es sagen zu müssen, Mozart hat am wenigsten Beyfall erhalten. Bey der zweyten Darstellung der „Zauberflöte" mußte schon Mehreres abgekürzt werden, wie dies auch mit Fidelio der Fall war, und dennoch gefiel die „Zauberflöte" das zweyte Mal nicht viel mehr als das erste. Beethoven, der während seiner Lebenszeit den Franzosen sehr wenig bekannt war, wird erst jezt nach seinem Tode von ihnen geschäzt. Jezt erst erkennt man dieses erstaunliche musikalische Genie, und bricht vor Entzücken manchmal in ein enthusiastisches Beyfallklatschen aus. Was hilft dieses aber dem verstorbenen Beethoven, der kurz vor seinem Tode ein so klägliches Schreiben wegen seines Verlassenseyns nach England sandte? Dg.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Auftritte erscheint der König **Philipp August von Frankreich** als sein eigener Gesandter; ihm folgen seine Troubadours und Ritter. Nach förmlicher Begrüßung des französischen Gesandten wendet sich im dritten Auftritte der Kaiser an den Herzog Heinrich von Braunschweig mit der Frage: weßhalb er nicht mit den andern geschworen habe, ihm nach Italien zu folgen? Heinrich will es nur unter der Bedingung thun, daß er die ihm verlobte Agnes von dem Kaiser zur Gemahlin erhalte. Der Kaiser, ein Wälberich und geschworner Feind der Welfen, will nichts von einer Versöhnung mit diesem Hause wissen und geht voll Zorn ab. Heinrich macht in einer großen Arie seinem gepreßten Herzen Luft und theilt hierauf seinem Freunde Philipp, dem Bruder des Kaisers, sein Leid mit und beyde schwören sich ewige Treue.

Im sechsten Auftritte verwandelt sich die Scene; wir finden die Prinzessin Agnes, von einigen Frauen umgeben, in einer Vorhalle des Schlosses Stahleck (dessen Ruinen man noch jezt bey Bacharach sieht) mit einer Aussicht auf den Rhein. Sie klagt den Winden und Wellen ihre Liebe in einer schönen Romanze. Ihre Mutter Irmengard kommt hinzu und sucht die Tochter zu trösten. Bald finden sich auch die beyden Freunde Philipp und Heinrich bey ihnen ein; der Bund der Liebe wird aufs Neue in einem Quartett beschworen, und alle vier kehren nach dem kaiserlichen Hoflager zurück. Eine neue Verwandlung überrascht uns im zehnten Auftritte. Wir sehen den kaiserlichen Hof, Fürsten und Ritter in einem kaiserlichen Festsaale versammelt. Die Fürsten sind darüber entrüstet, daß der Kaiser seine Nichte dem König von Frankreich zur Gemahlin geben will. Jezt erscheinen im Saale der Kaiser, die Kaiserin, der König von Frankreich, Konrad, Irmengard, Agnes, Philipp und Heinrich; ein allgemeiner Chor begrüßt sie. Als aber der Kaiser der Versammlung ankündigt, daß er Agnes dem Könige von Frankreich verlobt habe, kommt es bald zu einem allgemeinen Tumulte, welcher zulezt damit endet, daß Heinrich gegen den König von Frankreich in der Gegenwart des Kaisers das Schwert zieht, für welches Vergehen er verhaftet und von dem Kaiser auf der Stelle zum Tode verurtheilt wird. Der erste Akt schließt mit folgendem Chor:

„Wie walten Schmerz und Zagen,
„Wo Freude jüngst gebot!
„Den Tag beschließen Klagen,
„Und neues Leid zu tragen,
„Weckt uns das Morgenroth."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juli 1829.

Laß mich theilen deinen Schlummer,
Laß auch mich in Zion seyn.
Lös' aus Leide,
Führ' in Freude
Mein beschwertes Leben ein.

G. Schwab.

Romanzen von Georg Rapp.

Nur Sie*).

Keine Kerzenreihen gehen
Durch das blüthenvolle Thal;
Fepernde Gesänge flehen
Zu dem stillen Mondesstrahl.
Jenem Frühling in den Fernen
Gilt der schöne Feyerzug,
Jenem Scheiden zu den Sternen,
Das die liebste Blüthe schlug.

In die Bahre hingepflücket
Tragen ihre Blume sie,
Von der Schöne noch geschmücket,
Die ein kurzer Mai ihr lieh.
Denn der Tod, der gierig endet,
Was das holde Leben gab,
Hat sich scheu hinweggewendet,
Harrt der Beute in dem Grab.

Und er fühlt, was er gerissen
Gierig und erbarmungslos
Von der Kinder Scheideküssen,
Von dem Mann, der sie umschloß.

Der den Tod bestanden hatte
In den Donnern mancher Schlacht,
Ein Gefangner geht der Gatte
Von der schweren Leidensmacht.

Eine friedliche Kapelle
Wölbet er zu ihrer Ruh.
Sieh, er bringet sie zur Stelle,
Schließet stumm die Pforte zu.
An den Eingang läßt er graben,
Was sein Herz ihm ewig ruft:
„Sie nur.“ — all sein Seyn und Haben,
Nun sein Leid bis in die Gruft.

Die an ihr bewährte Treue
Weiht er seinem Waisenpaar;
Sorget sanft, daß es sich freue,
Trauert doch unwandelbar.
Sie nur in der Waisen Zügen,
In der Kleinen Kindessinn.
Euer Kosen, euer Schmiegen
Sie nur, sie — und ewig hin!

Ja die Treue will dich mahnen!
Vater auf, du Heldenherz,
Führe deines Kaisers Fahnen,
Hülle dich in Stahl und Erz.

*) Nach einer wahren Begebenheit; manche Leser werden sich derselben erinnern.

Deines Glaubens Trauerzähre
Bietet Krieg dem Muſelmann,
Deines Vaterlandes Ehre
Sucht in dir ſich ihren Mann.

Deiner Feinde Donner ſchallen,
Stürme kalt auf ihre Wuth.
Deiner Feinde Mauern fallen,
Heil dir, heilig rinnt dein Blut!
Deine Heldenglieder ſinken,
Sie, nur Sie, Dein Scheidewort.
Deines Himmels Palmen winken,
Sie, nur Sie im Frieden dort.

Nimm den Abſchied von der Leiche,
Du verwaiſter Heldenſchwarm,
Daß ſie ſchnell ihr Ziel erreiche
In der Gattin treuem Arm.
Schlummert ſanft, ihr wacht ja ſelig;
Werde freundlich trüber Tod;
Biſt ja nimmer unerflehlich,
Bringſt und nimmſt der Liebe Noth.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Wir ſtanden nun nahe an der Rolandsbreſche; zwiſchen ihr und uns lag aber eine ſchräge Wand von Eis, zu deren Ueberſchreitung wir die Crampons oder Eisſporen anlegten. Die Sonne hatte das Eis erweicht; Campball ſchlug noch einige Löcher hinein, raſch ging ich in zehn Minuten hinüber und ſtand da, wo auf dem Gipfel der Pyrenäen ſich eine Felſenmauer, ungefähr dreyhundert Fuß hoch erhebt, in welcher ſich eine etwa zwanzig Schritt breite Breſche befindet, welche, wie die Sage erzählt, Roland auf ſeiner Flucht gehauen habe. Vor mir lag plötzlich Spanien, zu meinen Füßen Berge, dann reiche Ebenen bis Saragoſſa, hinter mir konnte ich bis Toulouſe ſehen; auf beyden Seiten ſchneebedeckte Höhen. Die Mauer trennt die beyden Länder, ich ſtand auf ihrer Grenze; hoch in den Wolken kreiſte ein königlicher Adler. Todtenſtille herrſchte ringsum. Mein Reiſegefährte war zurückgeblieben, weil ſeine Crampons nicht gut befeſtigt geweſen waren. Ich ſah ihn ankommen, und den Eindruck, den in dieſer Umgebung, auf dem Schnee, ſeine Geſtalt und die des Führers auf mich machten, kann nur der begreifen, der etwas Aehnliches geſehen.

Fünf Uhr war vorüber; die Luft wehte kalt, das Steigen hatte uns erhizt, die Sonne ſank, alles trieb zum Rückzug. Das Eis war zu dieſer Zeit wieder hart gefroren, die Erwartung ſpornte uns nicht mehr, und ſo bemerkten wir denn den tiefen Abgrund, der die Eisfläche begrenzte, und in den ein falſcher Tritt uns ſtürzen konnte. Campball zeigte hier eine große Gewandtheit; wo einer von uns einen Augenblick zauderte, war er Hülfe leiſtend bey der Hand; überall ſchlug er mit Schnelligkeit das Eis auf, und führte uns ſicher bis an den Steinhaufen, wo die Schneewand begann. Dieſe betrat er mit dem Engländer, um ihm zu zeigen, wie man ſie raſch hinunter rutſchen könne, ohne zu fallen, und immer im Stande ſey, mit dem Stocke ſich jede Richtung zu geben, oder auch anzuhalten. Mitten in dieſer Vorleſung glitt aber mein Reiſegefährte aus, ſchoß den glatten Schnee hinunter und verſuchte vergebens, ſich mit Händen, Füßen und Stock zu halten. Da ſtürzte ihm Campball wie ein Adler nach, erreichte ihn und hielt, mit den Crampons ſich in den Schnee bohrend, den Britten am Kragen glücklich auf. Der Anblick war ſo komiſch, daß ich, aus vollem Halſe lachend und gar nicht mehr bedenkend, wie nah ich ſchon dem verrätheriſchen Schnee ſtehe, einen Schritt vorwärts that, ausglitt, im Fallen meinen Stock verlor und nun wie der Blitz auch hinunter ſchoß. Ein Schrey machte Campball aufmerkſam, er warf ſich mir in den Weg und fing mich auf; ich war aber zu ſehr im Schuſſe. Dreymal drehten wir uns im Kreiſe herum, dann mußte er mich loslaſſen, der eine meiner Crampons riß ihm die Beinkleider von unten bis oben auf, und weiter ging es mit mir. Doch Campball hatte die Vorſicht gehabt, mir während unſerer unwillkührlichen Umarmung ins Ohr zu rufen, daß kein Abgrund da ſey, und ſo verwandelte ſich denn meine Angſt in Vergnügen. Unter mir rutſchte der Engländer, jeden Augenblick ſich nach mir umſehend, eifrigſt bemüht, aus der gefährlichen Richtung zu kommen; doch umſonſt, ich faßte ihn, und er mußte mit mir, bis wir auf dem immer ſchwächer werdenden Abhange uns endlich mit vereinten Kräften halten konnten. Der Führer, welcher meinen Stock erwiſcht hatte, holte uns bald ein, und nachdem er uns gezeigt hatte, wie man auf dem Schnee laufen müſſe, legten wir, ſpringend und uns auf die Stöcke ſtützend, ſchnell einen großen Theil des Weges zurück. Die ſteile Wand, an der wir eine Stunde hinauf geklettert waren, kamen wir in wenigen Minuten hinunter. Gegen ſieben Uhr Abends ſtanden wir wieder im Cirkus. Die Nacht brach raſch herein; an den dunkeln Wänden hingen die ſilbernen Ströme, neben uns rauſchte der Gave. Bald ward es finſter; aber der Schnee erhellte das ungeheure Theater. Es war als habe der Herr der Pyrenäen ſein Prunkgemach aufgethan, anderer Berge mächtige Geiſter würdig zu empfangen.

(Der Beſchluß folgt.)

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

(Beschluß.)

„Ich kehre zur Sache zurück. Christoph hielt mein Versprechen für ganz aufrichtig und sagte: „Wir danken Dir, ehrwürdiger Bischof; es macht Deiner Weisheit Ehre, in einer so wichtigen Sache als Vermittler aufzutreten; Du bist der einzige Franke, welchen wir jezt lieben; doch wenn Dein Herr und der Pabst ihre Fehler gegen uns wieder gut machen, so sollen auch sie uns werth und theuer seyn. Aber Dein Kaiser hüte sich ja, uns zu reizen, sonst wird unser Gold alle Nationen der Erde gegen ihn bewaffnen, daß er gleich einem Töpfergeschirr zerschmettert werde. Und da wir vermuthen, Du habest zu seinem Schmucke Mäntel gekauft, so befehlen wir Dir, sie uns im Augenblick zu zeigen, damit die, deren ihr werth seyd, mit einem Bleysiegel bezeichnet in euren Händen bleiben, die verbotenen aber, d. h. diejenigen, welche uns Römern allein vorbehalten sind, gegen Erstattung des Geldes Dir abgenommen werden.“ Als ich mich nothgedrungen dem Befehle fügte, entrissen sie mir fünf der köstlichsten Purpurgewänder, indem sie sagten, wir und alle Italiener, alle Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben, ja alle Völker der Erde, die Römer ausgenommen, seyen unwürdig, solche Kleider zu tragen. — „Haltet ihr, rief ich voll Zorn, eures Kaisers Worte so wenig in Ehren? Er hat mir beym Abschiede erlaubt, einige kostbare Gewänder zum Schmucke meiner Kirche anzukaufen, und durchaus keine Einschränkung dabey gemacht.“ — „Der Kaiser, antworteten sie, konnte nicht ahnden, daß Du an solche Purpurgewänder auch nur im Traume denkest; denn sie sind für Fremde gänzlich verboten, da es billig ist, daß wir Griechen, wie wir an Reichthum und Weisheit alle Nationen übertreffen, auch in der Kleidung vor allen den Vorzug haben.“ — „Glaubet ja nicht, war meine Antwort, ihr seyed die einzigen, welche solche Gewänder tragen; sieht man doch bey uns gemeine Bublerinnen und alte Mönche darin einhergehen!“ — „Woher erhaltet ihr sie?“ — Von Kaufleuten aus Venedig und Amalfi.“ — „Das sollen sie künftig nicht mehr thun. Man wird ihre Schiffe aufs Strengste untersuchen, und wehe denen, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machen.“ — „Zu den Zeiten Konstantins VII. war ich auch hier, nicht als Bischof, sondern als Diakon, nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern des Markgrafen Berengar, und habe viel mehr und viel kostbarere Gewänder gekauft, ohne daß sie untersucht und mit Bley besiegelt wurden, und jezt, da ich von Gottes Gnaden Bischof und Gesandter der großmächtigsten Kaiser Otto, des Vaters und des Sohnes, bin, werde ich von euch so gering geachtet, daß ihr mir wie einem venetianischen Handelsmanne meine Gewänder bezeichnet, und die, welche einigen Werth haben, wegnehmet, da sie doch zum Gebrauche der mir anvertrauten Kirche bestimmt sind. Ist es nicht genug, daß ihr mich, oder vielmehr meinen Gebieter in mir, mit Kränkungen überhäuft, daß ihr mich eingekerkert, durch Hunger und Durst gequält und so lange nutzlos hingehalten habt, müsset ihr mich auch noch, um das Maaß voll zu machen, meines Eigenthums berauben? Nehmet wenigstens nur, was ich gekauft, und lasset mir, was ich von Freunden zum Geschenke bekam.“ — „Konstantin,“ entgegneten sie, „hatte eine sanfte Gemüthsart, blieb immer im Pallaste, und suchte durch solche Vergünstigungen die Freundschaft auswärtiger Völker zu gewinnen; Nicephorus aber ist ein kriegerischer Fürst, der den Pallast flieht wie die Pest, und weit entfernt, um die Freundschaft der Fremden zu buhlen, sie mit der Schärfe des Schwertes bezwingt. Und damit Du siehst, wie wenig wir uns um Deinen Herrn bekümmern, so nehmen wir Dir alle Gewänder, welche diese Farbe haben, die geschenkten nicht minder als die gekauften!“ Als sie diese Drohung in Erfüllung gebracht hatten, übergaben sie mir einen mit goldenen Buchstaben geschriebenen und mit Gold gesiegelten Brief, an meinen kaiserlichen Gebieter; einen andern mit Silber gesiegelten hießen sie mich dem Pabste überbringen, mit der Bemerkung; „dieses Schreiben ist von Leo, dem Großkanzler; denn wir achten Euren Pabst nicht für würdig, einen Brief des Kaisers zu erhalten. Er wird übrigens daraus ersehen, daß er Sinn und Benehmen ändern muß, oder ohne Rettung verloren ist.“ Hierauf sagten sie mir Lebewohl und entließen mich mit ziemlich freundschaftlichen Küssen. Aber wie ich nun die Reise antreten wollte, wurden mir blos die für mich und meine Begleiter nothwendigen Reitpferde geschickt, und ich sah mich genöthigt, für die Fortschaffung meines Gepäcks nicht weniger als fünfzig Goldgulden zu bezahlen.“

Zum Schlusse noch einiges Wenige aus den Bemerkungen, welche Luitprand auf der Rückreise machte. „Als wir nach Leucate (der Insel St. Maura) kamen, wurden wir von dem dortigen Bischofe, einem Eunuchen, wie überall von allen Bischöfen, höchst unfreundlich empfangen. In ganz Griechenland, ich sage die volle Wahrheit, habe ich keinen einzigen gastfreyen Bischof gefunden. Sie sind reich und arm; reich an Geld, arm an Dienern und Hausgeräth. Ganz allein sitzen sie an einem unbedeckten Tisch, legen sich das schlechteste Brod vor und schlürfen aus einem kleinen Glase ein höchst erbärmliches Getränke. Sie selbst kaufen und verkaufen, sie selbst öffnen und schließen die Thüre, sie selbst besorgen Stall und Küche; ja sie schämen sich nicht Schenkwirthschaft zu treiben. Und zu allem diesem treibt sie die verruchte Geldgier. Freylich ist zu bedenken, daß ihre Kirchen zinsbar sind. Wenigstens hat mir der Bischof von Leucate eidlich versichert, seine

Kirche müsse dem Kaiser jährlich hundert Goldgulden bezahlen, und so auch die übrigen, je nach ihren Kräften. Wie unbillig aber dieß ist, lehrt schon der heilige Patriarch Joseph, der, als er ganz Egypten zu der Zeit der Theurung dem Pharao zinsbar machte, doch das Land der Priester mit allen Abgaben verschonte."

So endete diese Gesandtschaft ohne allen Erfolg. Als jedoch im nächstfolgenden Jahre Nicephorus durch den Verrath seiner Gemahlin das Leben verloren hatte, wurden mit seinem Nachfolger Zimisces von Neuem Unterhandlungen angeknüpft, und der Erzbischof von Köln war endlich so glücklich, den Heyrathsvertrag abzuschließen. Die Prinzessin Theophano kam im Jahre 972 mit einem glänzenden Gefolge nach Rom und wurde daselbst vom Pabst Johann XIII. mit Otto II. vermählt. Sie hatte von ihrer sehr übelberufenen Mutter blos Namen und Schönheit ererbt. Tugendhaft, hochgebildet und von seltener Seelenstärke wußte sie während der neunjährigen Unmündigkeit ihres Sohnes Otto III. die Würde des kaiserlichen Thrones zu behaupten. Sie starb im Jahr 990 und wurde zu Köln in der Kirche des heiligen Pantaleon bestattet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Man hatte diese Verse bey der ersten Aufführung, wo sie den Schluß bildeten, eben nicht geeignet gefunden, als Anspielung auf den festlichen Tag, an welchem die Oper gegeben wurde, gelten zu können. Noch ungeschickter hat man es dießmal gefunden, daß in einer Oper zu Ehren der Vermählung eines Prinzen des königlichen Hauses, zu welcher sich aus dem Süden und Norden hohe, fürstliche Gäste eingefunden hatten, folgende Strophen gesungen wurden:

„Durch die goldnen Pforten ziehet
„Der Gäste ungemeßne Zahl;
„Und wie die Flur im Lenz erblühet,
„So schmücket Farbenpracht den Saal."

„Wohl aus dem Süden, aus dem Norden
„Erscheinen sie zum Festestanz;
„Es kommen Söhne wilder Horden,
„Zu schaun des mächt'gen Cäsars Glanz."

So geschickt auch der erste Akt angelegt ist, so dehnt er sich dennoch viel zu sehr aus, ohne daß an irgend einer Stelle das Interesse des Zuschauers besonders in Anspruch genommen würde.

Reicher ausgestattet an musikalischen Schönheiten, als der erste und dritte Akt, ist der zweyte, in welchem ein Chor der Nonnen, ein Gebet der Irmengard und ein Quartett, welches sich daran anschließt, in einfachem und großartigem Style geschrieben sind. — Der zweyte Aufzug beginnt damit, daß wir den Herzog Heinrich in einem Gefängnisse des kaiserlichen Pallastes finden, klagend über die Trennung von seiner Geliebten. Ein Burggraf bringt dem Herzoge im Auftrage des Kaisers die Botschaft, daß ihm nur die Wahl gelassen sey zwischen Verbannung, wenn er auf die Hand der Prinzessin Agnes Verzicht leiste, oder Tod, wenn er dieß nicht thue. Heinrich ruft aus: „Fluch dem Tyrannen! das ist meine Wahl!" worauf der Burggraf über ihn den Stab bricht und ihn zum Tode führen will. Von außen entsteht Lärm; die Fürsten nahen, den Herzog zu befreyen, allein der Burggraf führt ihn schnell durch eine versteckte Thüre in ein unterirdisches Gemach und erklärt hierauf den eingedrungenen Fürsten, daß der Herzog auf Befehl des Kaisers hingerichtet sey. Als es hierüber zu neuem Aufruhr kommt, erscheint die Kaiserin. Die Fürsten entfernen sich und nun gesteht der Burggraf der Kaiserin, daß Heinrich noch lebe. Diese dringt in ihn, bis er ihr den gefangenen Herzog ausliefert. Von der Kaiserin erfährt Heinrich, daß Agnes vom Kaiser in ein Kloster verbannt worden sey. Heinrichs Flucht nach England wird verabredet. — Im siebenten Auftritte (oder der zweyten Scene des zweyten Aufzuges) sehen wir das Innere eines gothischen Domes, in dessen Vordergrunde Agnes und ein Kapellan knieen. Ein Chor der Nonnen, welcher nicht sichtbar ist, singt die Hora. Unpassend erscheint es, daß Agnes aus ihrem inbrünstigen Gebete mit einer Bravour-Arie aufsteht, in welcher sie, gegen die königliche Loge gewendet, mehrmals den Refrain wiederholt:

„Mein, König droben,
„Nicht kann dich loben
„Mein blutend Herz!"

Und noch unpassender erscheint es, daß sie sich mit dem Kapellan über ihre Liebesangelegenheit unterhält. Der dazwischen einfallende lateinische Chor der Nonnen ist ebenso wie in Göthe's Faust von großer Wirkung. Im folgenden Auftritte überrascht uns der nach England entflohene Heinrich mit Agnes Mutter in demselben Dome, und das Brautpaar empfängt den priesterlichen Segen. Hier wird nun des Betens etwas zu viel, indem Mutter, Tochter und Bräutigam zusammen niederknieen und außerdem noch das Chor der Nonnen unablässig singt. Ein fürchterliches Donnerwetter macht diesem Akte ein Ende.

Dritter Aufzug. Ein Gemach im kaiserlichen Pallaste. Der Kaiser (Hr. Blume) hatte darauf bestanden, eine große Arie zu erhalten, und so ist ihm an dieser Stelle ein Genüge geschehen. Wir hören hier einen deutschen Kaiser Redensarten im Munde führen, wie wir sie kaum aus der iberischen Halbinsel zu hören gewohnt sind. Der deutsche Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause der Hohenstaufen singt folgende Arie:

Ha! schwäng' ich, Himmel, deine Flammen,
Zu tilgen jene Meuterbrut,
Die es wagt voll Uebermuth,
Des Herrschers Thaten zu verdammen,
Zu widerstehn,
Wann Majestät gebeut: das soll geschehn!
Doch führ' ich auch nicht deine Waffen,
Mein Rächerarm soll nicht erschlaffen,
Bis keiner lebt,
Der nicht vor meinem Worte bebt!

Wir sehen aus diesen Versen, daß Hr. v. Raumer zu seiner Geschichte der Hohenstaufen einen Nachtrag zu machen haben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Juli 1829.

— Wir buchſtabiren,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen? Wer
Sah dir, o Urgeiſt, in das Angeſicht?

Herder.

Ueber die Verhältniſſe zwiſchen den Gefühlen *).

Von Karl Viktor v. Bonſtetten.

Man darf nicht glauben, daß die einfache Analyſe der zuſammengeſezten Leidenſchaften uns in das Geheimniß der moraliſchen Gefühle einweihen werde. Will ich den Gang einer Uhr erforſchen, ſo mag ich immerhin das Räderwerk aus einander legen, aber dieſer Verſuch enthüllt mir noch lange nicht die Urſachen ihrer Bewegung. Dieſe ſind nicht in den einzelnen Beſtandtheilen der Uhr zu ſuchen; ſie liegen vielmehr in den ganz abſtrakten Geſetzen der Mechanik. Wer hat nun je an eine ſolche geiſtige Mechanik des Gefühls gedacht? Die Zerſetzung der Körper würde uns nichts lehren, wenn wir nicht zum Voraus ſchon mit den Geſetzen bekannt wären, nach welchen ihre Theile in einander greifen und zuſammenwirken; aber mit dieſen kann keine Begriffsanalyſe uns jemals bekannt machen. Eben ſo iſt es nun mit den Gefühlen. Die Geſetze ihres gegenſeitigen Einwirkens können nur durch eine lange Erfahrung erkannt werden; dieſe enthüllt uns erſt die Thatſachen, aus denen in der Folge der Verſtand Grundſätze zieht.

Zwey Sachen ſind in einer Theorie der Gefühle zu beachten: 1) die einfachen Gefühle; 2) die Verhältniſſe zwiſchen dieſen Gefühlen. Dieſe wechſeln nach jedem verſchiedenen Grade der Intenſität unſerer Gefühle. Ein und daſſelbe Grundgefühl kann ſo ganz verſchiedene Verhältniſſe darſtellen, daß es kaum mehr es ſelbſt zu ſeyn ſcheint. So kann z. B. in der Liebe daſſelbe Gefühl, das uns zur Aufopferung für die Geliebte begeiſtert, in einem Anfall von Eiferſucht uns verleiten, ſie zu ermorden. Oder auch daſſelbe religiöſe Gefühl, welches alle Chriſten zu einer Familie vereinigt, kann bewirken, daß ſie ſich unter einander erwürgen, ſobald es nämlich gewiſſe Gränzen überſchreitet. Sobald der Glaube überſpannt wird, verwirft er alles, was nicht er ſelbſt iſt, und ſofort greift die Unduldſamkeit um ſich in dem Maaße, wie der Glaube geſteigert wurde. In dem Gefühle iſt eine abſtoßende Kraft, welche mit ſeiner Intenſität zunimmt, bis ſie am Ende zu den allerentgegengeſezteſten Wirkungen führt. Wer hätte je a priori ſich eingebildet, daß eine Geſellſchaft von Chriſten Jahrhunderte lang kein angelegentlicheres Geſchäft haben würde, als ſich zu morden, und all' dieſes in Folge eines religiöſen Gefühls?

Man darf das Organ der Empfindung nicht als rein leidend betrachten. Wir haben eben ſo gut ein Bedürfniß, die Gefühle zu entwickeln, als im Körper der Trieb iſt, zu wachſen und zu erſtarken. Die Entwicklung dieſes Bedürfniſſes bedingt den ganzen Fortgang der geſellſchaftlichen und der Gefühlswelt. Sein Prinzip wirkt geiſtig auf die Vorſtellungen und materiell auf die äußern Gegenſtände. Es wirkt gleicher Weiſe auch auf die Einbildungskraft, und es iſt z. B. ein Erfahrungsſatz, daß alle Na-

*) Bruchſtück des ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienenen Werks: Philoſophie der Erfahrung, oder Unterſuchungen über den Menſchen und ſeine Vermögen, durch K. Viktor v. Bonſtetten.

tionen in ihrem Bildungsgange auf einen Punkt kommen, wo sie sich in dramatischen Vorstellungen gefallen, die selbst nichts anders als Darstellungen des wirklichen Lebens sind. Die dramatische Kunst verdankt diesem Bedürfnisse ihre Entstehung. Sie ist auf die moralischen Gefühle gebaut, und strebt nach einem bestimmten Punkt des Genusses, in dem das Bedürfniß endigt. Der Geizige von Molière findet seinen Schatz wieder, und Rodrigo vermählt sich mit Ximene. Eben so ist es in der Musik; auch sie beruht auf einem Bedürfniß von Gefühlen, auch sie strebt nach einem Punkt des Genusses, welcher der Katastrophe im Drama ähnlich ist. Alle Erzeugnisse der Kunst sind Früchte des im Sinn für das Schöne wirkenden Schöpfertriebs. Die Wissenschaften desgleichen sind die Entwicklung des Thätigkeitstriebes, der im Verstande wirkt, ihr Ziel ist das Gefühl der Evidenz, in welcher die Untersuchung endigt.

Die unaufhörliche Thätigkeit der Seele reflektirt sich im ganzen Getriebe des geselligen Lebens, das in Wahrheit selbst ein Drama ist, nur freylich zu lange dauernd und zu ausgedehnt, um von den Mitspielenden selbst verstanden zu werden. Um es zu begreifen, muß man es aus der Entfernung betrachten. Wer wird, wenn er die Geschichte unserer Tage in unsern Zeitblättern liest, nicht ein Interesse empfinden, das eben so dramatisch ist, als wenn er ein unermeßliches Schauspiel betrachtete, dessen Schauspieler Könige und Nationen, dessen Schauplatz Reiche und Jahrhunderte wären? Es ist die Sache des tiefen Historikers, die Punkte der Einheit in der Geschichte hervorzuheben, indem er das, was man in der historischen Sprache Epochen nennt, herausfindet. Aber der Schlüssel zur Geschichte und zu dem Geheimniß der Politik ist die Kenntniß der moralischen Gefühle; denn diese sind im Weltdrama die bewegenden Mächte.

Die moralischen Gefühle, welche die Seele der großen wie der kleinen Gesellschaften sind, stellen sich dem Geschichtschreiber des Geistes unter zwey verschiedenen Gesichtspunkten dar. In Masse betrachtet, erhalten sie viel Licht durch das einfache Gesetz, daß die sympathetischen und einstimmigen Gefühle anziehend wirken, und zwar nach dem Verhältniß der Masse, welche sie den Gefühlen der Menschen darstellen.

Man hat bis jezt die Entstehung der Gesellschaften als eine Folge der Willensübereinstimmung der Einzelnen betrachtet; dieß ist unrichtig. Die Gesellschaften verdanken vielmehr der Gefühlsübereinstimmung ihren Ursprung, und aus den Gesetzen dieser muß ihre Entstehung erklärt werden. Die moralische Kraft, welche die Seele der politischen Gesellschaften bildet, steht in geradem Verhältnisse zu der Masse und der Intensität der harmonischen Gefühle, aus welchen sie zuerst entstand.

Die Gefühle geben die Bewegung; die Vorstellungen dagegen, oder vielmehr der Verstand bestimmt die Richtung dieser Bewegung. Die große Basis aller moralischen Macht sind die Gefühle der Furcht und der Hoffnung. Diese sind die Seele alles gesellschaftlichen Verbandes, sie sind es, welche die Verehrung der Götter und Menschen schufen. Was wir bey Einzelnen wie bey ganzen Nationen Charakter nennen, ist immer der Ausdruck der vorherrschenden Gefühle.

Die Gefühle in Masse stellen Gesetze der Anziehung dar, welche denen der himmlischen Körper ähnlich sind, während die individuellen Gefühle Erscheinungen zeigen, die mit der chemischen Affinität Aehnlichkeit haben. Die Gefühle in Masse geben den Nationen und Reichen ihre Bewegung; die individuellen Gefühle stellen Anziehungskräfte dar, welche die Verhältnisse zwischen den Einzelnen bestimmen.

Briefe über die Pyrenäen.

(Beschluß.)

Ich hatte mich auf dem Wege bey unserm Führer nach dem Montperdü, den man von dieser Seite gar nicht sehen kann, erkundigt. Er versicherte, ihn mehrmals bestiegen zu haben. Man braucht zu diesem Unternehmen von Gavarnie aus zwey Tage. Von der Rolandsbresche steigt man nach Spanien hinab und bringt die erste Nacht in einer Hütte zu, welche Hirten im Sommer bewohnen. Von dort aus erreicht man die Spitze des Berges in vier Stunden und kann bis zum Abend wieder in Gavarnie seyn. Ich war so ziemlich zu dem Unternehmen entschlossen; der einzige Zweifel, den ich hatte, war, ob man mich wirklich auf den eigentlichen Montperdü führen würde, da die Hirten viele Berge mit diesem Namen bezeichnen. Campbell behauptete indeß, der Berg, von dem er spreche, sey der wahre Montperdü, und zum Beweise würde ich dort eine Flasche finden, in welche jeder Reisende ein Papier, mit seinem Namen beschrieben, lege. Vor Gavarnie erquickten wir uns noch einmal an dem Anblick des schneebeleuchteten Circus und traten alsdann in das Wirthshaus, wo wir ein Abendessen und Vorräthe auf morgen bestellten. Aber der Himmel wollte es anders; Regen und Sturm weckten uns auf. Einige Führer meynten, es wäre zu hoffen, daß es sich aufklärte; mein ehrlicher Campbell rieth mir aber selbst, von dem Vorhaben abzustehen, und so traten wir mißmuthig den Rückweg an. Bey der Kirche von Gavarnie sind die Ruinen eines Ordenshauses der Templer, wo man noch die Schädel zwölf enthaupteter Ritter zeigt. Der Rückweg war des schlechten Wetters wegen beschwerlich, und namentlich für mich, da mein Pferd so unsicher ging, daß ich mich ihm nur selten anvertrauen konnte. Wir begegneten einigen spanischen Maulthiertreibern; welch charakteristische, schöne Gesichter! Die Maulthiere selbst waren größer, als ich sie je gesehen, und mit bunten Decken behängt. Vor

zehn Uhr trafen wir hier ein und wollen heute noch nach Lauterez.

Da haben Sie nun den Kern meiner Wanderungen, denn Gavarnie ist der interessanteste Punkt der Pyrenäen.

Lauterez, den 3. September.

Die größere Hälfte meiner Briefe an Sie fängt mit Klagen über das Wetter an. Schelten Sie mich dieser Einförmigkeit wegen nicht, ich hätte sie gern vermieden; indeß wenn der Regen an die Fenster schlägt, ist es natürlich, daß ein Reisender daran denkt. Heute fällt sogar bisweilen Schnee.

Wir kamen vorgestern Abend hier an. Von Lüs führt eine schöne Kunststraße nach Lourde; dieser folgt man neben dem Gave de Pau bis nach Pierrefitte. Das Thal bis dahin ist angenehm; einige Punkte, wo der Weg am Felsen hinaufsteigt und der Fluß tief unten braust, verdienen schön genannt zu werden; die Berge sind mit Holz bewachsen. In Pierrefitte verläßt man diese Straße und folgt einer andern, die sich links in die Berge hineinzieht. Nach anderthalb Stunden waren wir in Lauterez, welches in einem Thale liegt, das die an den Vignemale stoßenden Berge schließen. Die Stadt ist klein, hat aber ein freundliches, reinliches Ansehen, das sich sogar bey näherer Bekanntschaft nicht verliert. Die in der Nähe befindlichen Marmorbrüche erleichtern die Benutzung dieses Steins, und überall findet man ihn angewandt. Da im Gasthofe kein Platz war, so nahmen wir eine Wohnung in einem Privathause, wo uns die große Sauberkeit wahrhaft überraschte; blendend weiße Wände, an den Fenstern kein Schmutz, kein Spinngewebe, rein gewaschene Vorhänge, sauberes Bettzeug, einfacher, aber sorgfältig gepuzter Hausrath! Wundern Sie sich nicht über mein Entzücken bey so gewöhnlichen Dingen; im südlichen Frankreich ist Reinlichkeit ein Wunder.

Von der Gegend konnten wir am Abende unserer Ankunft nur wenig sehen; desto früher waren wir am andern Morgen, als der Himmel unbewölkt lachte, auf dem Wege nach dem Port d'Espagne und dem Lac de Gaube. Der Weg führt neben dem Gave (hier heißen fast alle Flüsse Gave, ein celtisches Wort für Waldstrom) das Thal von Marcadou hinauf. Der Fluß bildet hier einen immerwährenden Wasserfall, von dem drey Punkte besondere Namen führen. Der lezte und schönste ist der am Port d'Espagne, wo sich das Thal trennt und zwey zusammentreffende Ströme sich im Falle vereinigen. Man kann auf einer Brücke oberhalb des Falles den aus Spanien kommenden Gave überschreiten und steht alsdann auf einem Felsen zwischen ringsum hinabstürzenden Wassern, deren Gewalt ungeheure ausgerissene Fichten bekunden. Den Fall von unten zu sehen, fehlt es an einem guten Standpunkte.

Wir gingen das sich uns zur Linken öffnende Thal hinauf und standen nach einer Stunde am Lac de Gaube. Dieß ist ein kleiner See, dessen Ufer lose Steine bilden; auf den Seiten erheben sich Berge und im Hintergrunde steht der Vignemale mit einem Gletscher, aus welchem ein Gave nach einem schönen Falle sich in den See ergießt, um, aus demselben abfließend, nach dem Port d'Espagne zu gelangen. Der See selbst ist nicht schön, wenigstens hat er den Eindruck auf mich gemacht. Ein alter Mann führte uns hinüber, und die scheinbare Nähe des Vignemale verleitete uns, den Berg von seinem Fuße aus sehen zu wollen. Wir bedurften aber anderthalb Stunden, um nur einen mittelmäßigen Standpunkt aufzufinden. Der Berg erhebt sich steil zugespizt hoch in die Lüfte; die sich herunterstreckenden Gletscher sind unbedeutend. Unser Führer, ein Einwohner von Lauterez, den Philipp, selbst der Gegend unkundig, statt seiner gestellt hatte, rief aus: voila le plus grand glacier dans le monde! Wir lachten ihm ins Gesicht, und er sagte beleidigt: oui oui! en Franco! Die Franzosen sind sich doch überall gleich.

Morgen kehren wir nach Bagnères de Bigorre zurück. Wahrscheinlich erhalten Sie den nächsten Brief aus Spanien. Leben Sie wohl.

Jean Paul an A.*)

Hof, den 8ten Januar 1794.

Wenn nach 60—70 Jahren — weil das Blatt, aus unsern Kleidern gemacht, doch länger dauert als die, die sie tragen — irgend ein fremdes Auge auf diese fremde Hand zu einer Zeit stößt, wo wir doch alle in unserm eignen Staube schlafen, nicht mit zugedrückten, sondern ausgehölten Augen, und wenn der Leser fragt, wer der Fremde ist, so sag' ich ihm's hier: es war der warme, zu sehr gerührte Freund der edlen Seele, deren magischer Widerschein auf den ewigen Blättern sein Herz so sanft wie Abendroth bewegte, es war Ihr Freund, A...., der's immer war und immer bleibt. Aber ich wünsche Ihnen nichts; das große, stille, nicht blos Menschen, sondern weltenfreundliche Schicksal, das mit den kurzen Linien unsers kleinen Lebens die Zeichnung der großen Weltenzukunft macht, kann wohl unsere engen Wünsche für fremde Freuden weder stillen noch billigen, die wir täglich thun, da wir doch wissen, daß wir die Töne der zweyten Welt nicht im Lustgetümmel, sondern in der dunkeln Stille des Grams vernehmen, wie die Mundharmonika sich am schönsten ohne Lichter in der Finsterniß an unsere ungetheilte Seele legt. —

*) Nach Mittheilung eines Tagebuchs geschrieben.

Aber der ohnmächtige Mensch muß wünschen, so wie die in Leiber eingesenkte, eingemauerte Seele fremde Hüllen in der Liebe berühren muß — und ich wünsche Ihnen, edelste Freundin, die jezt wie ein, in die Ewigkeit zurückgegangener Frühling vor mir blüht, alles, alles, alles, was die ewige Freundschaft wünschen kann: — du ewiges Schicksal, gib ihrem Auge andere Thränen als bisher, und ihr nach Besserung schlagendes Herz ruhe sanft und still an einem andern aus, an und in dem mein eignes wohnt.

Jean Paul Fr. Richter.

Wiedersehen.

Seyd mir gegrüßt, ihr wohlbekannten Auen,
In Abendrothes Schein;
Hier denk' ich eine Hütte noch zu bauen,
Das mag die lezte seyn!
Mein Herz schlägt nicht mehr bey entfernten Plänen;
Sie machten sonst mein Glück,
Und mit den Jahren bleibt von vielem Wähnen
So wenig, ach! zurück.
Ich fühlt' es tief: da sah ich diese Fluren,
Die ich so oft geseh'n,
Und ließ der süßesten Erinn'rung Spuren
An mir vorüber geh'n.
Hier, unter diesem Baum, hab' ich gesessen,
Und dieß und das gedacht,
Mir ist, als könnt' ich niemals ganz vergessen,
Wie mich das froh gemacht!
An diesem Hügel sah ich unsre Heerden
So oft vorüberziehn,
Von seinem Gipfel sah ich's Morgen werden
Und Abendroth erglüh'n;
Hier schien der Mond, hier funkelten die Sterne
Auf stiller Himmelsbahn,
Und oft war mir, als säh'n sie in der Ferne
Mich nicht so freundlich an.
Ach! Niemand weiß, mit wie geheimem Reize
Mich dieß und das besticht,
Das, wonach ich mit allen Sinnen geize,
Für Manchen wär's wohl nicht:
Ein Mondenstrahl, vergoldend Waldes Säume,
Hat oft mein Glück gemacht,
Und aus der Ferne führten mich noch Träume,
Zurück in Waldes Nacht.
Da liegt er wieder nun im Mondenscheine
Der schöne, stille Wald,
Und das, was ich im tiefsten Herzen meyne,
Wird laut mit Allgewalt.
Ja, man muß missen, daß das Wiedersehen
So recht zum Innren dringt,
Entbehrung ist es, die mit ihren Wehen
Erst neue Lust erringt.

Dr. Nürnberger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

In einem folgenden Auftritte erscheint die Kaiserin mit dem Könige von Frankreich und erklärt dem Kaiser, daß die Hallen zum Hochzeitfeste geschmückt sind. Der König bittet für den gefangenen Herzog um Gnade; allein der Kaiser läßt sich hierauf nicht ein, sondern singt lustig und guter Dinge:

Freudentöne,
Sie erfüllen
Mich mit Lust.
Dieß vollendet,
Athmet frever
Meine Brust.

Im fünften Auftritte verwandelt sich die Scene in einen Prunksaal im kaiserlichen Pallaste. Die Fürsten haben sich versammelt, um eine Verschwörung gegen den Kaiser auszuführen. Dieser erscheint im sechsten Auftritte mit der Kaiserin, mit dem Könige von Frankreich, mit Irmengard, Agnes, Philipp und Konrad. Der Kaiser kündigt der Versammlung die Verlobung der Fürstin Agnes mit dem Könige von Frankreich an. Ein großes Ballet beginnt; damit man aber erfahre, was die Pantomime eigentlich vorstelle, so macht der Kaiser selbst den Ausrufer und singt als Recitativ folgende Strophen:

„Der ernsten Handlung geh' ihr Bild voran,
„Und zeige, wie sich Deutschland jezt und Frankreich,
„Von Rhein und Seine vorgestellt, vereinen
„Durch treuer Freundschaft unverwüstlich Band!"

In wiefern die Verbindung des deutschen Kaisers mit dem Könige von Frankreich eine passende Anspielung auf ein Fest war, bey welchem ein deutscher König dem russischen Kaiser als seinem Freund und Bundesgenossen zutraulich die Hand drückte, lassen wir dahin gestellt seyn.

In dem großen Finale will der Kaiser selbst die Ringe des Brautpaars wechseln; da tritt Irmengard mit der Erklärung dazwischen, daß ihre Tochter mit Heinrich vermählt sey. Der Kaiser verkündigt jezt, daß Heinrich bereits hingerichtet sey; die deutschen Fürsten ziehen die Schwerter, um den Kaiser niederzuhauen oder ihn doch wenigstens vom Throne zu stürzen. — Auch diese Scene erschien bey der Anwesenheit des Kaisers von Rußland als durchaus unpassend. Für die anwesenden deutschen Fürsten war es ebenfalls keine Schmeicheley, daß in der Oper die deutschen Fürsten als Meuterer dargestellt werden und der tyrannische Kaiser sich in den Schuß des Königs von Frankreich begeben muß. Schon hat der Kampf begonnen, da erscheint Heinrich, trennt die Kämpfer, wird von dem Kaiser begnadigt und erhält Agnes zur Gemahlin. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juli 1829.

Droht gleich die See, ist sie doch mild; ich habe
Sie ohne Grund verflucht.

Shakespeare.

Die Muschel.

Lord Byron unternahm, während seines Aufenthaltes in Venedig, häufig Seefahrten, und einmal hätte diese Liebhaberey ihm und denen, die mit ihm waren, fast Unglück bereitet. Jedermann wünschte ihn begleiten zu dürfen, und in ganz Venedig war kein Gondolier, im adriatischen Meere kein Seemann, der den englischen Lord nicht als einen Landsmann betrachtet und es gering geachtet hätte, sich seinetwegen einiger Gefahr auszusetzen. Lord Byron liebte ganz vornehmlich die Insel Sabioncello, nahe bey Ragusa gelegen, und in einer vierrudrigen Barke begab er sich oft dorthin, von der Gräfin Guiccioli und zwey oder drey andern Freunden begleitet. Was zum Schreiben nöthig war, führte er immer mit, und die Gräfin, die ziemlich gut nach der Natur zeichnete, hatte ihr Portefeuille bey sich.

Bekanntlich liegen an der dalmatischen Küste mehrere kleine Inseln, und häufig landeten sie auf einer derselben, um sich zu erquicken, zu jagen oder zu fischen. Die Insel Grossa Minore ist eine Klippe, mit wenigem Grün bedeckt, nur eine halbe englische Meile lang und ungefähr eben so breit. Dort stiegen sie eines Morgens früh ans Land, und da fast im Mittelpunkt des Eilands eine schöne Quelle sich findet, von mehreren Sträuchen umgeben, der einzige Platz, wo man sich vor den heißen Strahlen der Sonne schützen kann, so beschlossen sie, daselbst Mittag zu halten. Die Gondoliere stiegen an's Land und waren beschäftigt, Feuer zu schüren und Fische zu kochen, und die ganze Gesellschaft vergnügte sich mehrere Stunden; als man sich aber wieder einschiffen wollte, fand sich, daß die Barke, die schlecht befestigt gewesen war, sich losgemacht hatte, und man sah sie zwey Meilen weit vom Lande auf den Wellen treiben. Grossa Minore liegt ungefähr fünf-und-zwanzig Meilen von Sabioncello, und keine der nahe liegenden Inseln ist bewohnt.

Lord Byron lächelte, als er seine Gefährten erbleichen sah; die Sache war indessen durchaus nicht zum Lachen, da nur selten Schiffe diesem Orte nahe kamen. Flinten, Schrote, Fischergeräthe hatten sie in Menge, auch einige wenige Lebensmittel; auf der Barke aber lagen Vorräthe für eine Woche, und dieß alles war verloren. Der Gräfin weißen Shawl befestigten sie als Nothflagge auf einer Stange und breiteten Mäntel über die Gesträuche, um eine Art Zelt zu bilden. Es blieb ihnen nichts übrig als zu erwarten, daß sie vor Hunger und Kälte umkämen, oder durch ein Fahrzeug gerettet würden, das die Nothflagge gewahren oder die Flintenschüsse hören möchte, welche sie von Zeit zu Zeit abfeuerten. Zum Glück war das Wetter schön, die Gräfin schlief in dem Zelte und die übrigen lagerten sich, gleich arabischen Beduinen, auf dem Boden. So lange Wein und Branntwein dauerten, erhielt sich auch ihr Muth; nachdem aber zwey Nächte so hingegangen waren, geriethen alle in die größte Unruhe, und sie beschlossen, ein Floß zu bauen; auf der ganzen Insel aber fand sich kein Stamm, der dicker war als einige

Zolle. Von einer Insel zur andern zu schwimmen, war unmöglich, und auch Lord Byron fing an, unruhig und besorgt zu werden, als ein Venezianer, den man den Cyclopen nannte, weil er nur ein Auge hatte, einen Vorschlag zur Rettung that, und verführt von der versprochnen Belohnung und getrieben von der eigenen Gefahr, sich entschloß, ihn in Ausführung zu bringen. Auf Sabioncello gab es kein gutes Wasser, und sie hatten deßhalb ein Faß ans Land gebracht, um es an der Quelle zu füllen; daran arbeiteten sie mit ihren Messern, bis sie es mitten durchgeschnitten hatten und so eine Art Canot oder Muschel bekamen, in welche sich der Cyklope sezte, ein Paar Stangen als Ruder nahm, und sich zur größten Freude der Gesellschaft in gutem Gleichgewicht erhielt. Um ihm Muth zu machen, hatte man ihm etwas Branntwein mitgegeben, und er begab sich mit dieser seltsamen Barke auf das offene Meer, wo das Fahrzeug sich Anfangs immer im Kreise drehte, nach Verlauf einer Stunde aber in eine rasche Strömung kam und den Blicken der Zurückbleibenden entschwand. Sie erkannten, daß die Strömung nach dem Lande führe, und es erwachte in ihnen die Hoffnung gerettet zu werden, welche sie auch nicht täuschte. Am folgenden Morgen, vor Tage, kam der Cyclope, von allgemeinem Freudenruf begrüßt, mit einer sechsrudrigen Barke und reichlichen Vorräthen an Wein und Früchten.

Er war auf seiner Muschel über die Insel Sabioncello hinaus, nicht weit von Ragusa getragen worden, und hatte in seinem neuen, seltsamen Fahrzeuge eine Reise von fast hundert Meilen gemacht. Lord Byron belohnte ihn großmüthig, und als sie nach Venedig zurückkamen, kaufte er ihm eine Barke, welcher der Cyklope den Namen: die Muschel beylegte, zum Andenken an jene merkwürdige Begebenheit, auf die er mit Recht stolz war.

Jeronimo.

Ueber die technische Benützung thierischer Substanzen *).

Wenn wir es wagen, aus dem interessanten Berichte der zu Untersuchung der Abdeckereyen zu Paris niedergesezten Kommission einige Notizen mitzutheilen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß selbst Leserinnen ihr Zartgefühl nicht verlezt glauben, wenn es sich um Bekämpfung von Vorurtheilen und Belehrung über Zweige menschlicher Industrie handelt. Wir sprechen von der Benützung des Blutes, des Fleisches und der Knochen der Pferde.

Da das Blut der geschlachteten Pferde gegenwärtig für Berlinerblau-Fabriken, Zuckerraffinerien ꝛc. so hohen Werth hat, so schlägt die Kommission folgende Behandlung desselben vor. Dasselbe soll, entweder um den Faserstoff abzuscheiden, so wie es frisch aufgefangen wurde, gerührt oder geschlagen, und das Flüssige an die Zuckerraffineurs verkauft werden; oder man soll es bey einer mäßigen Wärme abdampfen und eintrocknen, wie dieß gegenwärtig in einer eigenen Anstalt des Herrn Derosne zu Paris mit dem Ochsenblute geschieht. In diesem Falle müßte aber der Faserstoff und das weniger reine Blut einzeln behandelt werden. Wenn man den Faserstoff nicht abscheiden, sondern das Blut im Ganzen benützen will, muß man es durch Hitze gerinnen lassen, und dann in einer Trockenstube oder auf einer Darre oder auf Netzen in Rahmen vollkommen trocknen. Das auf diese Weise getrocknete Blut wird dann in diesem Zustande oder verkohlt an die Berlinerblau-Fabrikanten verkauft. Das übrige Blut, welches man nicht mehr an die Fabrikanten absetzen kann, kann frisch zu Dünger oder zu sogenannten Compots verwendet werden. Man kann auch das Blut kochen, ausdrücken und Schweine und Hühner damit mästen, indem man dasselbe dem übrigen Futter beymengt. Durch die Benützung des Pferdeblutes in Berlinerblau-Fabriken würde das Rinderblut ganz zum Gebrauche der Zuckerraffinerien gestellt, die gegenwärtig schon auf zehn Jahre voraus alles Blut von den Mezgern zu Paris gekauft haben. Das Liter frisches gerührtes Ochsenblut wird zu Paris für die Zuckerraffinerien mit fünf Centimen bezahlt.

Die Kommission äußert unumwunden ihre Ueberzeugung, daß gegenwärtig zu Paris viel Pferdefleisch für Rindfleisch verkauft und von der ärmeren Klasse verzehrt wird. Die Regierung sollte daher geradezu den Verkauf des Pferdefleisches legalisiren, und auf diese Weise, nach dem früheren Beyspiele anderer Regierungen (der dänischen, und wir können hinzusetzen, der neapolitanischen), die Unterschleife, den Betrug beseitigen, der bis jezt damit getrieben wird. Die ärmere Klasse würde dadurch sehr gewinnen, indem sie um geringere Preise gesundes und nahrhaftes Fleisch erhielte, während sie jezt um solche Preise entweder nur verdorbenes, übelriechendes, ungesundes Rindfleisch, oder geradezu Pferdefleisch für Rindfleisch erhält, in diesem Falle aber auch das Pferdefleisch zu theuer bezahlt. Die Kommission schlägt der Regierung vor, geradezu Fleischbänke, in welchen nur Pferdefleisch verkauft werden darf, zu errichten. Sie erinnert sie an die alte Sitte der Deutschen, Pferdefleisch als tägliche Kost zu genießen, eine Sitte, die der heilige Bonifacius erst verbannte (vergleiche Keysler antiquitates selectæ septentrionales) und die noch jezt unter den Tataren allgemein ist; sie erinnert an die Erfahrungen, welche die französischen und deutschen Armeen in Deutschland und in Italien, in Rußland und in Egypten über den Genuß des Pferdefleisches zu machen Gelegenheit hatten; Larrey hat seine Kranken und Verwundeten bey der Belagerung von Alexandria, von El-Arisch in Syrien, nach der Schlacht von Eylau und auf der Insel Lobau nach der Schlacht von Eßling mit Brühe von Pferdefleisch

*) Nach dem recueil industriel und dem polytechnischen Journal, zweytes Juniheft. 1829.

gestärkt, genährt und erhalten; sie erinnert an die Erfahrungen Bertholle t's, an die Zeiten der Revolution, wo halb Paris Pferdefleisch für Rindfleisch aß. Hieraus erhellt die Brauchbarkeit des Pferdefleisches nicht blos als Nahrung für gesunde und starke Magen, sondern auch für kranke. — Die Kommission geht sogar noch einen Schritt weiter und beruhigt das Publikum über das Vorurtheil, daß Fleisch von kranken Thieren ungesund sey. Sie führt eine solche Menge unläugbarer, durch obrigkeitliche Urkunden erwiesener Thatsachen an, daß das Fleisch von Rindern, die an der Seuche fielen und die an den Metzgern, welche sie abzogen, tödtliche Karbunkeln erzeugten, ohne allen Nachtheil nicht blos von Gesunden, sondern auch von Kranken genossen wurde. Diese wichtigen Urkunden verdienten beherzigt zu werden, um ein Vorurtheil zu beseitigen, das mehr auf Eckel und Einbildung, als auf wirklichen physischen Schädlichkeiten beruht, mehr durch gelehrte Grillen und Hypothesen, als durch Erfahrungen begründet ist. Die Geschichte der Kochkunst beweiset, daß wir faules, stinkendes Fleisch (Wildpret) ohne allen Nachtheil genießen; so viele tausend Fälle beweisen, daß das Schädliche, was in dem Fleische kranker Thiere seyn mag oder blos angenommen wird, durch das Kochen, das Sieden und Braten vollkommen zersezt, zerstört und unschädlich gemacht wird; die Geschichte so vieler Völker und Völkerstämme, die jezt noch von Aesern aller Art leben, wie die Zigeuner, bestätigt diese Erfahrung und beweiset sogar, daß Thiere, die an der Hundswuth starben, ohne Nachtheil gegessen werden können; die Naturgeschichte aller fleischfressenden Thiere aller Welttheile beurkundet endlich, daß, bey guter Dauungskraft, selbst das Fleisch von Pestkranken roh ohne allen Nachtheil von diesen Thieren verzehrt wird. Die Kommission hat eine solche Fülle von Tausenden von Fällen für die Unschädlichkeit des Fleisches kranker Thiere als Nahrung in ihrem Berichte zusammengedrängt, daß jeder, der nicht ein Gelehrter von Profession und nach dem bekannten Trugschlusse: „post hoc, ergo propter hoc“ zu schließen gewohnt ist, und dem seine theoretischen Grillen nicht mehr gelten als die reinsten Resultate tausendfältiger Erfahrungen, sich vollkommen beruhigen kann, wenn die sogenannte Fleischbeschau schlecht bestellt ist. Diese Thatsachen sind nicht aus den neueren Zeiten allein; sie sind kein Mistpilz einer neuen ärztlichen Theorie; die Natur hat sie seit Jahrtausenden wiederholt, und der Erste, der sie zu würdigen verstand, war Graf Carcani, dessen zu wenig beachtetes Werk: Considerazioni su le ragioni, sperienza ed autorita ch'approvano l'uso innocente delle carni, pelle e sevo avanzi dell' epidemia bovina presente, die Kommission auch anführt. Pferdefleisch, das nicht für Menschen taugt, kann an Schweine, Hunde, Hühner verfüttert, zur Fettwachsbereitung, und mit Kalkwasser oder brenzlicher Holzsäure behandelt, dann ausgepreßt und gut ausgetrocknet, als Futter für Thiere im Winter, und für Ammonium- und Berlinerblau-Fabriken verwendet werden.

Während die Abdecker zu Paris die Knochen zum Aussieden des Fetts verbrennen, führen die Fabrikanten aus Spanien, Italien, ja selbst aus Amerika Knochen in Frankreich ein. Nicht blos Dreher, Fächermacher und Messerschmiede brauchen Knochen; die Leimsieder, die Salmiakfabrikanten, die Fabrikanten des Beinschwarzes und der thierischen Kohle, besonders aber fleißige Landwirthe verbrauchen mehr, als Frankreich erzeugt. Man rechnet 12 bis 15 p. C. Leim, den man mittelst Dampfes aus den Knochen ausziehen kann und die dann noch immer guter Dünger bleiben. — Die Kommission erhielt aus Menschenknochen, die bereits 5 bis 600 Jahre in den Katakomben von Paris lagen, 27 p. C. Leim. Wie sehr die englischen Landwirthe Knochen als Dünger zu schätzen wissen, erhellt aus der Thatsache, daß man an den Humber allein im Jahr 1820 aus London und seinen Umgebungen 33 Millionen Kilogramme Knochen als Dünger ausführte. 1000 Kilogramme reichen für 120 Acres auf vier Jahre als Dünger hin und gelten, gemahlen, 120 — 140 Franken. Die Kommission berechnet das Gewicht der Knochen der jährlich zu Paris getödteten Thiere zu 8,572,000 Kilogramme; ferner das Gewicht eines Pferdskeletes im Durchschnitte zu 25 Kilogr. (frisch wiegt es 40). Nimmt man nun 10,000 Pferde an, die jährlich zu Paris abgedeckt werden, so gibt dieß 250,000 Kilogr. Knochen.

R ä t h s e l.

Bengel gibt es mancherhande,
Bengel gibt es mancher Lande;
Nun, laßt sehen, ob ihr wißt,
Welches der größte Bengel ist?

Nennt man Bengel, unmanierlich,
Teufelsjungen sonst figürlich,
So wird dieser unverblümt
Als des Teufels Geburt gerühmt.

Nicht bey Barbaren, nicht bey Mohren,
Nicht bey den Baschken ist er geboren,
Nicht in Hol- und Engelland,
Deutschland ist sein Vaterland.

's ist kein Heid' und ist kein Christ nicht,
Auch kein Rationalist nicht;
Aber Kirche, Pabst, Doctor'n
Seufzen unter seinem Zorn.

's ist kein Knecht und ist kein Ritter,
Auch kein Jud', kein Jesuiter,
Aber Kaiser, König und Land
Kommen all' in seine Hand.

Kurz, 's ist nichts so klein, er findet's,
Nichts so groß, er überwindet's,
Höll' und Himmel packt er ein,
Drücket die Welt bald groß, bald klein.

Soll ich ihn wohl gar noch nennen,
Wie, du wolltest ihn nicht kennen?
O mein deutsches Vaterland,
Preßbengel ist er zugenannt!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, Juli.

Unser gutes Darmstadt muß viel leiden, theils von Lob, welches ihm die Reisenden spenden und worüber es verlegen die Augen niederschlägt, theils von Tadel, welcher ihm noch weit weniger bequem und erfreulich ist. Der Sand, die leeren Straßen der Neustadt, die etwas unbedeutende Lage, namentlich in seinen nächsten Umgebungen, sind Hauptanklagepunkte, und Darmstadt befindet sich um so übler dabey, als es der Schlüssel zu den umliegenden Paradiesen ist. Denn der Schlüssel schließt nicht nur diese Paradiese, sondern er selbst ist davon ausgeschlossen. Die romantischen Gegenden des Odenwaldes und der Bergstraße, Heidelberg, das Rheingau, alles dieses sind verhältnißmäßig nahe liegende Punkte, ebenso geographisch, als der Vergleichung. Der nahe erste Aufschwung der Bergstraße mit der Ruine Frankenstein, dann der schöne Buchwald, die blau dämmernden Rheingebirge, der Taunus mit seinen Wellenformen wirkten gewiß sicherer und vollständiger, wenn nicht hinter und zwischen ihnen noch so viel größere Wirkung verborgen läge. Von Frankfurt, Offenbach und Heidelberg kommend, wird man allerdings die neuerbauten Darmstädter Straßen einsam, öde, oder gar, wie sich ein etwas ungalanter Reisender ausdrückte, pestartig leer finden, und nur der einkehrende Mannheimer ist, bey einem Anfalle von Heimweh, vielleicht in dieser Hinsicht billiger. Aber Darmstadt ist weder Handels- noch Fabrik-, sondern Residenzstadt; was sie ist, verdankt sie mehr, als irgend eine deutsche Stadt, ihren Fürsten, den Dikasterien und mannichfachen wissenschaftlichen und Kunstanstalten, endlich seinen Garnisonen; lauter Umstände, welche allerdings Wohlstand, aber keine vielfache, so zu sagen körperlich erscheinende Regsamkeit bringen müssen.

Aber das Theater! sagen Sie; und in der That gehört das hiesige Hofoperntheater zu den Celebritäten Darmstadts. Schon der äußere Bau, vor etwa elf Jahren von einem geachteten Künstler sinnvoll, einfach und nicht ohne Effekt geordnet, besticht den Fremden, und der allgemeine Ruf des hiesigen Theaters ist Bürge dafür, daß er nicht ganz unverdient ist. Allerdings fordert man heut zu Tage viel von einer Bühne, und man kann um so mehr viel fordern, wenn viel darauf verwendet wird. Der Großherzog, der mit fürstlicher Freygebigkeit eben sowohl Unterrichtsanstalten, als öffentliche Sammlungen und Talente angehender Künstler unterstützt, ist, wie bekannt, eben so sehr Kenner, als Freund der Musik und musikalischer Uebungen. Da sich nun hauptsächlich auf seinen Beytrag die Existenz des hiesigen Hoftheaters gründet, so wird die Hervorhebung der letztgedachten Kunstproduktionen, d. h. der Oper, eben so begreiflich, als gerechtfertigt erscheinen. Auch ist ein Opernpersonal (abgesehen von den Chören) weit leichter in einzelnen, wenigeren Individuen gebildet, als ein Schauspielpersonal, wozu viele mitwirkende Kräfte gehören, die denn freylich nicht alle mit dem Maaßstabe gemessen werden dürfen, welchen die Schauspielkunst und höhere Anforderungen der Zuschauer anzulegen für gut finden. „Aber das kleinere Sangpersonal ist um vieles kostspieliger!“ Möglich; damit ist aber immerhin nicht beseitigt, daß ein gewählteres Schauspielpersonal die Sache nicht noch weit kostspieliger machen müßte. Und gestehen wir es nur, die Schauspielkunst ist im Abnehmen. Liegt es an ihren Priestern oder Opferknaben, oder an der Menge, welche sich um ihre Altäre drängt? Ist man zu klug, zu frivol oder zu sehr selbst Schauspieler geworden, um sich täuschen, oder anders als mit Amüsement sich täuschen zu lassen? Sind endlich die vielen schlechten Produktionen des letzten Jahrzehents daran Schuld, welche übrigens ganz folgerecht auf Kotzebue sich gestimpft haben? Genug, irgendwo muß es liegen, denn es ist; und es ist so lange von Rechtswegen, als es nicht anders wird; vielleicht könnte hier ein erklärt großer Schauspieler den Zauberer, und mehr noch, den Lehrer seiner Kunstgenossen abgeben.

Die letzten neu einstudirten Opern waren: „Die bezauberte Rose“ von Gehe und Wolfram, und Spontini's „Nurmahal.“ Bey letzterer war der Prachtaufwand erstaunlich. Von den Brüdern Gropius zu Berlin waren die Dekorationen gemalt, und außerdem kamen noch die mannichfaltigsten neuen Kleidungen aus der Fremde.

Geselligkeit kann man dem Darmstädter nicht absprechen. Die abgesonderten Wintergesellschaften unsers Adels ausgenommen, ist sonst eine Scheidung der Stände nicht eigentlich sichtbar, namentlich nicht bey den Tanzlustbarkeiten im vereinigten Gesellschaftshause, wo wir vielmehr den gebildeten Stand im Ganzen schon mehrmals zu recht allgemeinen Zwecken auch allgemein wirken sahen. Konzerte kommen hier selten vor. Wissenschaftlich-gesellige Vereine, außer kleinen Lesezirkeln, bestehen hier nicht, und es haben uns in dieser Hinsicht die Städte Mainz und Frankfurt den Rang abgelaufen. Als Ludwig Tieck voriges Jahr einige Tage in unserer Stadt verweilte, da traten zu gemeinschaftlichem Mahle mehrere Freunde der Kunst und Wissenschaft zusammen. Eben so theilnehmend wurde das Hierseyn Zschokke's, welcher von Schlangenbad zurückkehrte, gefeyert. Vielleicht, daß das dießjährige achtzigste Geburtstagsfest Goethe's wiederum einige Theilnehmende zusammenführt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Palindrome in Nr. 159:

Ebbe, Renner, Elle.

Palindrom.

Wie zwey Seiten jenes Baues,
Dessen Viereck du umschreitest,
Gleichen sich des Wortes Sylben.
Das du bey der Wendung fandest,
Gleichen sich, wie deine Schritte
Rückwärts auf dem vorigen Wege.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. Juli 1829.

Amor lauscht in Rosen und Violen,
Und nahst du dich, um sie zu holen,
Fliegt er als Biene heraus und sticht.

Lessing.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl *).

1. Prolog.

Die Liebe.

Warum verfolgst du mich, o Knabe wild?
In diesen Schatten will ich einsam bleiben.
Mein Aug' ist feucht und meine Seele mild,
Die tolle Lust magst du mit Andern treiben.

Der Scherz.

Und würdest eine Rose du im Thal,
Ich pflanzte mich als Dorn an deine Seite.
Es hilft dir nichts, ich liebe dich einmal,
Am meisten aber, wenn ich mit dir streite.

Die Liebe.

Die Einsamkeit ist meine höchste Lust.
Ich will mich liebend in mich selbst versenken,
Denn an dem Glücke der verschwiegnen Brust
Kann sich die Liebe nie zu Ende denken.

Der Scherz.

So lebe wohl, du ernstes Angesicht,
So will ich dich dir selber überlassen.
Erfreust du dich an meinen Spielen nicht,
Wohlan, so wollen wir uns fliehn und hassen.

Die Liebe.

Wie, du entfliehst mir? bleibe, komm zurück,
Ich will dich wieder meinen Liebling nennen.
Denn uns verbindet ewig das Geschick;
Nur uns zu finden, dürfen wir uns trennen.

Der Scherz.

Ich werde mild an deiner zarten Hand
Und du wirst holder immer an der meinen,
So soll in einem ewig jungen Band
Der Dichter Liebe mit dem Scherz vereinen.

*

2. Lied von den blauen und schwarzen Augen.

Amor zankte mit der Psyche,
Welches Auge schöner sey,
Das dem ihren, blauen, gliche,
Oder schwarz, wie seines, sey?

Psyche sprach: nur eines blauen
Treuen Auges süßem Licht
Kann die Liebe sich vertrauen,
Einem schwarzen kann sie nicht.

Amor sprach: der Liebe Kerze
Brennt nur in der Leidenschaft,
Und des Auges tiefe Schwärze
Zeigt allein von tiefer Kraft.

*) Rübezahl, ein dramatisches Mährchen von Wolfgang Menzel, erscheint in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Psyche sprach: nur Blitze fahren
Aus der dunkeln Wolke Nacht,
Während aus der morgenklaren
Bläue sanft die Sonne lacht.

Amor sprach: in Licht und Schatten
Trennt sich ewig die Natur,
Eins nur kann sie wieder gatten,
Doch ein schwarzes Auge nur.

Psyche sprach: der Augen Bläue
Jenes tiefe Meer uns zeigt,
Darin täglich uns auf's neue
Venus aus den Fluthen steigt.

Aber Amor sprach zum lezten:
Als ihr Auge, blau zuvor,
Um Adonis Thränen nezten,
Hüllt' es sich in schwarzen Flor.

Die Samojeden.

Längs dem Eismeer, im europäischen sowohl als im asiatischen Rußland, vom weißen Meere bis an die Lena, in einem öden, rauhen, unwirthlichen Landstriche, wohnen sparsam und einzeln die kleinen, schmuzigen Samojeden. Sie sind Nachbarn der Ostiaken, Fischer, Jäger und Hirten zugleich, untersezt von Person, und selten über vier bis fünf Fuß hoch. Sie haben kurze, dicke Füße, kleine und eng geschlizte pechschwarze Augen, platt gedrückte Nasen, einen dicken und flachen Kopf, einen großen Mund mit dünnen Lippen, ein überaus scharfes und weites Gesicht, große Ohren, schwarzglänzende dicke, borstige Haare, wenig Bart, und sind beynahe alle gelbbraun und von Fett glänzend. Die Weiber sind zwar etwas besser gewachsen, im Ganzen aber eben so häßlich. Sie werden früh reif, und ein Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren ist schon heirathsfähig, dafür aber auch schon im dreyßigsten Jahre mit Runzeln versehen. Sie haben ein sehr reizbares Nervensystem, denn ein unerwarteter Anblick, ein ungewöhnlicher Schall, eine unvermuthete Berührung, jeder kleine Schreck sezt sie außer sich und zieht ihnen Ohnmachten zu; dennoch ist gefühllose Gleichgültigkeit der hervorstechendste Zug ihres Charakters.

Die Samojeden nähren sich im Sommer meistens vom Fischfange, im Winter von der Jagd und ihren Rennthieren, die ihnen auch Kleider geben und ihr einziger Reichthum sind. Wenige von ihnen sind Christen, die meisten Heiden.

Die Abstammung dieses Volks ist zweifelhaft. Wegen der Verwandtschaft und Aehnlichkeit desselben in Körperbildung, Sprache, Sitten und Lebensweise mit den Tungusen und Wogulen, könnte man sie nicht mit Unrecht für Zweige eines gemeinschaftlichen Völkerstammes halten, den man den samojedischen nennen mag, ohne deßhalb genau zu bestimmen, ob die eigentlichen Samojeden wirklich das Ur- und Stammvolk sind. Sie sind im Verhältniß zu der Größe des Landes, welches sie bewohnen, nicht zahlreich, doch zahlreicher als die Ostiaken und Wogulen. Ihre zwergartige Gestalt und rohe Gefühllosigkeit beweisen indessen, daß gegen den Nordpol hin nicht nur die vegetabilische, sondern auch die animalische Natur immer mehr verkümmert, und daß die Kälte das Wachsthum wie die natürlichen Gefühle erstickt.

Sie stehen auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Stumpfsinnig und gleichgültig gegen jede Verbesserung ihres Zustandes vegetiren sie dahin und übertreffen an Geistesarmuth, Schmuz und Wildheit noch die stupiden, unfläthigen Ostiaken. Da nur selten Russen zu ihnen kommen, so wissen sie noch weniger wie jene von den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens. Sie sind furchtsam wie Kinder, abergläubisch, in hohem Grade einfältig, aber auch, wenn sie gereizt werden, heftig, ungestüm, und schlagen gleich mit Beilen, Messern, kurz mit allem, was sie erfassen können, auf die Person oder das Thier los, von dem sie beleidigt zu seyn glauben, schreyen und wälzen sich wie wahnsinnig herum, bis sie ermattet in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem sie erst spät wieder erwachen.

Aus Rennthier-, Fuchs-, und Hundefellen, so wie aus der befiederten Haut mancher Wasservögel besteht ihre Winterkleidung. Den Sommeranzug verfertigen sie aus Fischhäuten, welche, so wie die Felle, von den Weibern gegerbt werden. Männer und Weiber gehen beynahe völlig gleich gekleidet, außer daß die Leztern den Saum und die Nähte ihrer Kleider mit rothem oder blauem Tuche einfassen, und die jungen Mädchen ihr Haupthaar in zwey oder drey hinten herabfallende Zöpfe flechten. Die Weiber verschleyern sich nicht, obschon sie sehr verschämt und sittsam sind.

Ihre Jurten oder Winterhütten stehen halb in der Erde und haben ein mit Birkenrinde oder Rennthierfellen bedecktes Dach. Auf den Wanderungen tragen ihnen ihre Rennthiere die Sommerjurten nach, welche aus Stöcken pyramidenförmig errichtet, mit Rinde bedeckt und oben mit einer Oeffnung für den Rauch versehen sind.

Die Jagd und der Fischfang sind ihre vornehmsten Beschäftigungen und Erwerbsquellen, besonders die Jagd auf Rennthiere, von denen sie ganze Heerden haben. Die wilden Rennthiere ziehen in Heerden von 50 — 100 und mehr Stück. Wird eine Jagdgesellschaft eine solche Heerde gewahr, so stellt man die zahmen Rennthiere auf eine Anhöhe nach der Windseite, und steckt von da aus, nach der Heerde zu, lange Stangen, an welchen Gänse-

flügel frey hängen, in geringer Entfernung von einander in den Schnee. Auf der andern Seite werden gleichfalls solche Fittige aufgepflanzt. Hierauf theilen sich die Jäger, einige verstecken sich in der Nähe der durch die Stangen gebildeten Gasse, andere legen sich mit Bogen und Pfeilen in die Oeffnung unter dem Winde, und noch andere treiben das Wild zwischen die flatternden Fittige. Aus Furcht vor diesen läuft es gerade auf die zahmen Thiere zu. Hier wird es von den versteckten Jägern den mit Gewehr (Bogen, Pfeilen, Schlingen, Fallen, Spießen, Fangeisen ꝛc.) versehenen zugetrieben, und so mit Hülfe der Hunde erlegt. Weidet eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges, so hängen die Jäger rund um den Fuß desselben allerley Kleidungsstücke an Stangen, und machen mit den bereits erwähnten Schreckflügeln eine weite Gasse, in welche sie das Wild zusammentreiben. Ist dieß geschehen, so verschließen die Weiber die Gasse mit den Schlitten den Ausgang, und die Thiere, welche nun rings um den Berg laufen, werden eine Beute der Jäger.

Im Winter 1798, als ich noch in Rußland war, kamen einige Samojeden mit einer Heerde von 120 Rennthieren nach Reval, die sie theils in der Stadt selbst, theils auf dem Lande auf den Edelhöfen verkauften. Sie waren vom Kopf bis auf die Füße in Pelze gehüllt. Täglich drey Mal trieben sie ihre Thiere vor die Stadt hinaus, auf eine weite Fläche unfern von Catharinenthal, einem von Peter I. erbauten Lustschlosse, wo sie unter dem Schnee das Moos, ihre einzige kärgliche Nahrung, hervorkrazten. Eine Menge Menschen fand sich täglich daselbst ein, um die fremden Wunderthiere zu sehen. Der Baron von S. hatte einen vortrefflichen Wettrenner (Traber nennt man sie in Ehst- und Liefland), der ihm nicht unter 1000 Rubel feil war, und der, wie er meynte, wohl einen Wettlauf mit einem Rennthiere bestehen konnte. Er bot einem Samojeden eine Wette darauf an, und sezte sein Pferd gegen ein Rennthier. Dieser nahm die Wette an. Auf Befehl des Barons wurde nun nahe bey Catharinenthal auf demfinnischen Meerbusen von einem Haufen Bauern ein Werst (etwas über 1500 Schritt) lang der Schnee weggefegt, und auf der glatten Eisfläche, in Gegenwart von Tausenden von Zuschauern, das Wettrennen mit Schlitten gehalten; allein der Baron verlor, wie vorauszusehen war, die Wette. Sein Reitknecht saß in dem einen, der Samojede in dem andern Schlitten. Anfangs war das Pferd wirklich voraus, aber der Samojede ließ es mit Absicht etwas müde werden und fuhr weniger schnell. Mit einem Male aber schoß er wie ein Pfeil dahin, so daß er bald das Pferd überflog und das Ziel weit früher erreichte. Er hatte nach dem Vertrage die Wette gewonnen und sollte das Pferd bekommen, war aber mit hundert Rubel, die ihm der Baron anbot, zufrieden.

Der zahmen oder Hausrennthiere bedienen sich die Samojeden hauptsächlich zum Schlittenfahren und Reisen, und es ist erstaunlich, was diese Thiere aushalten. Täglich zwanzig bis dreyßig Stunden zurückzulegen, ohne zu ermüden, ist für sie etwas Gewöhnliches. Der Samojede pflegt sie daher mit eben der Sorgfalt, wie der Europäer das Pferd, und schlachtet auch nur selten eins. Das wilde Rennthier hingegen gibt ihnen Kleidung, Dach, Speise und manches andere, was sie brauchen. Aus dem Blute bereiten sie Leim, aus dem Geweihe Schaufeln, Löffel und andere Werkzeuge, aus den Sehnen ihren Zwirn und dickere Fäden zum Nähen und Binden. Einen Theil des Bluts trinken sie, und halten es für das köstlichste Getränk, auch für ein gutes Mittel gegen Scorbut. Das Mark aus den Knochen essen sie roh, und das noch warme Gehirn ist ihr größter Leckerbissen. Das übrige Fleisch wird gekocht. Salz, Essig und Branntwein lieben sie nicht. Seit einiger Zeit haben jedoch die Russen angefangen, sie mit dem lezten Getränke bekannt zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

Zum erstenmale: Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Akten, frey nach Shakespeare bearbeitet von Förster.

Die ganze Welt weiß es, auf wie vielerley Art Shakespeare seit Menschengedenken zu Paris, Wien und Hamburg umgearbeitet worden ist. Die Franzosen haben an diesem großen englischen Garten mit seinen Wäldern, Gebirgen und rauschenden Wassern gerade wie an ihren Bäumen und Hecken so lange herumgeschnitten, bis sie denselben in schnurgerade Alleen zugestuzt und seine donnernden Wasserfälle zu allerley artigen Springbrunnen und verirenden Wasserkünsten abgerichtet hatten, so daß man getrost auf den ebengewalzten Fußpfaden mit dem spanischen Rohre in der Hand umherspazieren konnte, ohne sonderlich durch Auf- und Absteigen in der erhabenen Wildniß jener großen Natur inkommodirt zu werden. Anderes, was sich darin durchaus nicht der Scheere fügen wollte, tiefe Schluchten, an denen man nicht ohne Schwindel vorbeygeht, allzu unbändige Gebirgswasser, schaurige Wälder voll seltsam wiederhallender Stimmen ließ man, als jeder Dressur völlig widerstrebend, zur Seite liegen.

Wir Deutschen blieben hinter jenen Naturschneidern nicht zurück. Uns war der große brittische Riese, wie jener ungeschlachte starke Hans im Mährchen, ein unbequemer Knecht, der uns in unserer guten bürgerlichen Haushaltung mehr Unordnung anrichtete, als Dienste leistete. Wir wollten, daß uns die Bühne ein wenig bessere, ein wenig rühre und ein wenig lachen mache; aber Alles mäßig, gleichsam aus diätetischen Rücksichten, weil gelinde Thränen und gelindes Lachen der Verdauung wesentlich unter die Arme greifen. Was sollten wir uns aber auch das Herz zu so gewaltigem Pochen anschwellen lassen, daß wir uns entweder genöthigt sahen, unsere Westenknöpfe aufzumachen, oder sie uns aussprengen lassen mußten? Und da wir in unserer bürgerlichen Gemächlichkeit jeden starken Schmerz so sehr scheuen, als podagrische Füße starkes Auftreten, sollten wir es so ruhig mit ansehen, wie die besten Leute von einem unerbittlichen Schicksale so elend abgeschlachtet wurden? Gewiß, es war uns nicht zu verargen, wenn wir mit Lebensrettungsapparaten herbeyeilten

sen und von den sterbenskranken Helden noch retteten, was zu retten war. So haben wir als mitleidige Samariter eine erdrosselte Kordelia vom Stricke geschnitten und sammt dem alten Lear wieder zum Leben gebürstet, um sie noch einmal die freundliche Gewohnheit des Daseyns kosten zu lassen. Es ist wahr, wir haben dabey mit unterlaufende Spitzbuben nach peinlichem Recht verdientermaßen Andern zum warnenden Exempel hingerichtet; allein gewiß hat auch irgend ein Umarbeiter Shakespeare's in menschenfreundlicher Hochherzigkeit sich der wahnsinnigen Ophelia ins Wasser nachgestürzt, sie gerettet, aus der Ohnmacht aufgerüttelt, zu Verstand gebracht und schließlich dem wohlbeleibten Prinzen Hamlet zur Frau gegeben. Kurzum, Mangel an Gutmüthigkeit und Mitleid, das muß unser Feind bekennen, kann man uns hierin, wie in keinem Stücke, vorwerfen. Freylich haben wir dabey nichts anders, als eine umgekehrte Transsubstantiation zu Wege gebracht, nämlich den Gott in ordinäres Hausbrod verwandelt, und das ist denn doch, offenherzig gesagt, eine arge Ketzerey.

Aber Dank sey es der neueren und neuesten Zeit, sie hat uns ein wenig blutdürstiger gemacht. Ihre Guillotinen, ihre republikanischen Hochzeiten, Schlachtfelder und Restaurationen gewöhnten uns doch nach und nach daran, Blut zu sehen, was uns jedoch bey unserer Löwennatur wieder dahin brachte, daß wir, sobald unsere Zunge den ersten Tropfen gekostet, sofort Blut aus Fässern zapfen wollten. Nun ging es an ein unbarmherziges Schlachten, die Bühne wurde ein Revolutionstribunal und, schuldig oder schuldlos, das arme Bühnenvolk hingerichtet; ja wir rissen dem Schicksal sein Messer aus der Hand, mit dem es, ungeachtet seiner blinden Dummheit, doch bisweilen die rechte Kehle trifft, und stachen unbarmherzig auf die Heldenheerde los. Wir konnten nicht genug Leute auftreiben und nicht genug Todesarten aussinnen, sie aus der Welt zu schaffen. Nicht blos Tyrannen, Kriegsheldeu und sonstige Ungeheuer, die billigerweise allein das Vorrecht haben, auf eine elende Art ums Leben zu kommen, sogar unschuldige Bürgersleute wurden aus ihren Betten gerissen, auf die Bühne geschleppt und, ehe sie noch erfahren konnten, was sie verbrochen hatten, füsilirt. Kein Wunder daher, wenn in diesen dramatischen Bartholomäusnächten und Septembertagen ein wohlgesinnter Bürger eine große Volksversammlung der ganzen Bühnenrepublik zusammenriefe und, trotzend der Gefahr, vor unsern dramaturgischen Dezemvirn etwa folgendergestalt das Wort erhöbe:

„Die Drangsale und das Elend, von welchen unser Staat heimgesucht wurde, o ihr edlen Bürger und angenehmen Freunde, ist so augenfällig, daß es keiner weiteren Schilderung desselben bedarf. Das ganze Land ist mit Verwirrung erfüllt, alle Ordnung zerrissen, das Gesetz vernichtet und an seine Stelle die Willkühr frecher Demagogen getreten. Der Boden unserer Republik, welchen einst die edelsten Menschen mit ihrem heiligen Märtyrerblute weiheten, ist von abscheulichen Metzeleyen eines erbärmlichen Gesindels besudelt, und wo einst Brutus und Kassius sich ins Schwert stürzten, sehen wir jetzt den widerwärtigen Pomp grasser Henkerceremonien und blutdürstige Sansculotte's mit bloßen Messern. Wie lange noch erdulden wir einen so unerträglichen Zustand? Etwa so lange noch, bis selbst die Lampenputzer eines schmählichen Todes sterben und wir, im Dunkel dasitzend, in stumpfsinniger Gleichgültigkeit nicht einmal fühlen werden, daß uns das Messer an der eigenen Kehle sitzt? Es bleibt uns nichts übrig, als, wie einst die Venetianer ihre Feldherrn, uns aus dem Auslande einen Diktator zu verschreiben, der den wahnsinnigen Haufen unserer dramaturgischen Demagogen unterdrücke, die Zügellosigkeit und Ausschweifung tragischer Poissarden wieder unter das Gesetz der Freyheit bringe und die Plebejerin Phantasie mit den aristokratischen Prinzipien des Verstandes aussöhne. Keinen würdigeren, o ihr Bürger, weiß ich zu diesem Riesenwerke vorzuschlagen, als jenen britischen Riesen, jenen Shakespeare, dem wir einst in unserm spießbürgerlichen Sansculottismus den königlichen Purpur von den Schultern gerissen und so lange mißhandelt haben, bis wir ihn zu unsers Gleichen herabgebracht oder vielmehr aus unserm Staate vertrieben hatten. Schon sind von Schlegel und Tieck mächtige Schritte gethan worden, den tiefgekränkten Fürsten mit uns auszusöhnen und zu uns zurückzuführen. Allein je größer und unbändiger sein Genius ist, desto weniger würde ich rathen, ihm eine unbeschränkte Herrschaft einzuräumen. Wir müssen ihn, wie unsere alten Kurfürsten ihre Kaiser, gewisse beschränkende Kapitularien beschwören lassen. Und auch hiezu sind schon Versuche gemacht worden."

Wir nehmen uns die Freyheit, hier den ehrenwerthen Redner zu unterbrechen, indem wir hinzufügen: wie mit dieser freyen Bearbeitung des Julius Cäsar durch Herrn Förster.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, Juli.

(Beschluß.)

Die Lust an Badereisen, aber auch an ländlichen Excursionen in die Umgebung hat sich in den lezten Jahren sehr vermehrt. Namentlich der Weg durch den Buchwald nach dem Dippelshof oder auf die Ludwigshöhe ist geeignet, allzu schlimme Nachreden über Darmstadts Lage zu widerlegen. Man kehrt gewiß belehrt zurück.

Daß in Darmstadt sowohl Kirchen- als Schulzeitung und das theologische Literaturblatt zur Kirchenzeitung, endlich die Militärzeitung herauskommen, ist bekannt; dagegen erscheint nur eine politische Zeitung, theils in Folge ihrer Privilegien, theils weil das nahe Frankfurt und sonstige politische Blätter des Auslandes dem Bedürfniß vollständig abhelfen. Belletristische Zeitschriften machen, wie es scheint, hier nur wenig Glück; ein Montagsblatt, geistvoll, nur vielleicht mit zu weniger Berücksichtigung des Geschmacks des Publikums und nicht gerade seines am wenigsten beachtungswerthen Theils redigirt, hielt sich neun Monate; ein späteres, Teutona, hat es blos zur Ankündigung und zum Probeblatte gebracht.

Die Handelsverbindung mit Preußen hat in den lezten Jahren den politischen Blättern vielerley zu sprechen gegeben. Darmstadt, die Stadt Darmstadt, merkt hiervon nicht viel mehr, als daß sich ihre Bewohner auf die Kenntniß preußischer Münzsorten, welche man außer Scheidemünze beynahe einzig noch kursiren sieht, verlegen mußten.

Sind Sie nun genugsam in Darmstadt gewesen, haben Sie außer dem Angeführten auch die Bildergallerie, das Naturalienkabinet, das alte Museum, die Gallerie der Gypsabdrücke, fast alle während der Regierung des jetzigen Großherzogs gesammelt, endlich das berühmte Exerzierhaus, die neue katholische Kirche und unser Gesellschaftshaus gesehen, haben Sie sich überzeugt, daß es anderwärts wohl von größerem Leben rauschen mag, daß aber ächte Freysinnigkeit und Kunstliebe, wenn nicht immer unverkümmert, doch in allen Regionen der Gesellschaft und namentlich in dem Hause des Großherzogs zu finden sind, dann stehen Ihnen die Thore offen. Dreymal in der Woche können Sie mit dem Eilwagen in kaum sechs Stunden zu Heidelberg, jeden Morgen in ganz kurzer Zeit in Frankfurt, endlich durch von Mainz abgehende Dampfboote in vierthalb Tagen zu London seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juli 1829.

O diese weisen Narren! wenn sie wählen,
Sind sie so klug, durch Witz es zu verfehlen!

Shakespeare.

Proben aus Wolfgang Menzels Rhbezahl.

3. Die Freyer.

Die Prinzen.

Nun wohlan, wie steh'n mit steifen
Rücken, wie die Orgelpfeifen.
Einen Ton herauszugreifen,
Hebe Deine schöne Hand;
Stille halten wir galant.
Wähle, schöne Seele, wähle
Den, der sich mit Dir vermähle!

Prinzessin.

Uebereilt Euch nicht, Ihr Herrn,
Denn so schnell sind wir nicht fertig.
Erst erkunden möcht' ich gern,
Wessen ich von Euch gewärtig.
Drum erlaubt mir, Euch zu fragen:
Was für ein Mann
Mir allein gefallen kann?
Wer die Wahrheit mir wird sagen,
Der ist selber dieser Mann,
Und ich nehm' ihn ohne Zagen
Gleich zu meinem Gatten an.

Gottfried.

Schönes Kind, die ganze Welt
Weiß ja, daß Euch Weibern allen
Der am besten nur gefällt,
Der sich alles läßt gefallen.
Eurer unverdienten Huld
Einz'ger Preis ist — die Geduld!

Prinzessin.

Nun, so wartet in Geduld,
Bis Euch winket meine Huld,
Und laßt ewig Euch gefallen,
Daß Ihr niemals mir gefallt.

Firlefanz.

Ich, o Holde, der ich immer
Um die schönen Frauenzimmer
Wie ein Schmetterling geschwebt,
Weiß, ihr holden Damen alle
Fühlt nicht eher, daß ihr lebt,
Bis ihr glänzt auf einem Balle.
Lieben, Leben ist euch Tanzen,
Wechseln wollt ihr mit der ganzen
Männerschaar voll Unbestand,
Stets hinüber und herüber
Tanzen nur von Hand zu Hand;
Drum auch habt ihr keinen lieber,
Als den leicht beschuhten Mann,
Der am besten — tanzen kann!

Prinzessin.

Drum seht Ihr wohl-selber ein,
Wär't Ihr auch der beste Tänzer,
Müßt' es doch langweilig seyn,
Immer nur mit Euch allein
Durch das Leben fortzutanzen.

Siegwart.

Von den zarten Huldgöttinnen,
Von den milden, süßen Frauen
Kann man nie zu Hohes glauben,
Darum ist mein Hochgefühl
Hochgedanke, Hochgesang:
Sie sind Engel,
Ohne Mängel,
Die zum Himmel uns erhöhn,
Wenn ihr Wesen wir verstehn,
Wenn in jedes zarte Fältchen
Ihres Herzens wir uns schmiegen,
Und uns immer feiner stimmen,
Immer sachter, immer leiser,
Bis in reiner Harmonie
Seel' in Seele kann verschwimmen.
Ja, der zarten Seelen würdig
Ist nur selbst die zarte Seele,
Die empfindsam schmelzende,
Und die holden Frauen müssen
Immer den am meisten lieben,
Der mit ihnen warm empfinden,
Sehnen, lieben, schmachten, schwärmen,
Und im Nothfall — beten kann.

Prinzessin.

Eins vergeßt Ihr. Wenn auch wir
Mit Empfindsamkeit nicht heucheln,
Heuchelt sie gewiß mit uns.
Und Ihr könnt auf's Wort mir glauben,
Daß so wahr, als Ihr Euch irrt,
Alle schwärmerischen Mädchen
Darum Männer nur verlangen,
Um das Schwärmen zu vergessen.

Casanova.

Frauenherzen haben immer,
Wie des Janus Doppelkopf,
Zwey Gesichter, eins, das offen,
Ungescheut zur Schau sie tragen,
Und dahinter ein geheimes,
Das sie nie zu zeigen wagen.
Was in jenem ist zu lesen,
Wäre lächerlich zu sagen,
Da es keinem unbekannt;
Doch das Räthsel jenes andern
Aufzulösen, ist gefährlich.
Da ihr aber Wahrheit fordert,
Und auf Wahrheit habt den höchsten,
Köstlichsten gesetzt der Preise,
Will ich sie Euch frey bekennen.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, der von vielen
Andern Frauen wird geliebt,
Denn ein Gegenstand des Neides
Sind sie gern, auch wenn dem Neide
Selber sie zum Opfer fallen.
Frauen lieben insgeheim,
Mögen sie sich auch verstellen,
Den am meisten, dem der Ruf
Freye, freche Sitten zuschreibt.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, der das meiste
Weiß zu fordern von den Frauen,
Der am meisten ihnen kostet
Und am wenigsten zurückgibt.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, den sie offen
Bitterlich zu hassen scheinen,
Der am tiefsten sie beleidigt,
Und die Klagenden mit grausam
Schonungslosem Hohn verspottet.
Frauen lieben den am meisten,
Den sie ohne Hoffnung lieben,
Den sie niemals fesseln können,
Der nothwendig nur ihr Unglück,
Ihr Verderben ist und Fluch,
Und den, weil sie dieses wissen,
Immer mehr sie lieben müssen.
Oder soll ich Euch mit einem
Worte lösen allen Zweifel,
Niemand ist so interessant
Für die Frauen, als — ein Teufel.

Prinzessin.

Doch für die nur, die nicht selber
Art'ge kleine Teufel sind.
Eure Worte haben Sinn,
Doch er ist nur halb getroffen.
Engel nur könnt Ihr verführen,
Ich, mein Herr, ich bin kein Engel.

Türkenfresser.

Alle Frauenzimmer wissen,
Daß der Mann sie überwindet,
Wenn er will, und ihre Schwachheit
Würde keinen Unterschied
Jemals unter Männern machen,
Wenn die Männer selber nicht
Unter sich verschieden wären.
Stünden alle Frauenzimmer
In der Welt nur Einem Manne
Gegenüber, würden alle
Diesem Einen sich ergeben,
Wenn er auch der Schwächste wäre.

Doch sobald der Männer viele
Sich um eine Frau bewerben,
Schenkt sie dem nur ihre Liebe,
Der am stärksten ist von allen,
Den die andern alle fürchten,
Dem sie zitternd alle weichen,
Oder der zu seinen Füßen
Sie zermalmend niederwirft.
Die Gewalt, die Weiber zwingt,
Ist nicht würdig, sie zu zwingen.
Die nur, die auch Männer zwingt,
Hat verdient, daß sich die Weiber
Ungezwungen vor ihr beugen.

Prinzessin.

Eure Rede, stolzer Herr,
Würde jeden meiner Zweifel
Und Ihr selber würdet wohl
Auch mich selber überwinden,
Lebten wir in der Türkey,
Wo Gewalt allein entscheidet.
Doch wir leben hier im Frieden
An dem Fuße der Sudeten.
Vor Gewalt gilt hier das Recht,
Und der Frauen Recht ist — Weigern,
Was Gewalt sich nur erzwingt.

Die Samojeden.

(Beschluß.)

Im Winter ziehen oft kleine Gesellschaften auf die Insel Nowoja-Semlja, wo sie vornehmlich auf die weißen Bären und Füchse Jagd machen. Um den Weg in den ungeheuren Schneefeldern nicht zu verlieren, stecken sie Stangen oder Zweige von Tannen und Fichten in den Schnee, oder graben Figuren in denselben. Im Frühjahre lauern sie den Seehunden auf, wenn sich diese aus den Eislöchern der Flüsse auf's Trockene begeben. Bey der Oeffnung wird ein Brett mit einem Seil hingelegt; der Samojede sizt hinter einer Eisscholle und zieht, sobald die Thiere auf's Eis kommen, das Brett über die Oeffnung, wodurch ihnen der Rückzug abgeschnitten wird und sie ohne Mühe erschlagen werden können. Die Fischerey wird wie bey den Ostiaken getrieben. Die großen, zwey bis drey Klafter langen Weissische im obischen Meerbusen sind der Hauptgegenstand derselben. Außer der Jagd auf eigentliches Wild, verschafft ihnen der Vogelfang und die Fischerey manches gute Gericht. Sowohl Seebären als Seehunde, wilde Gänse, Enten und andere Vögel werden von ihnen mit Appetit gegessen. Die, welche an der See wohnen, verschmähen sogar die ausgeworfenen todten Wallfische und andere bereits in Fäulniß übergegangene Seethiere nicht.

Das weibliche Geschlecht wird schon bey den Ostiaken schlecht und hart behandelt, indessen sieht der Ostiake seine Gattin doch immer noch als seine Lebensgefährtin an; allein der Samojede behandelt sie ganz wie seine Sklavin und als ein verächtliches, niedriges Geschöpf. Da er so viel Weiber nehmen kann, als er zu nähren vermag, oder mit Rennthieren zu bezahlen im Stande ist, so glaubt er an ihnen eben so viel Dienstmägde zu haben, denen er fast alle Arbeit aufbürdet. Wird die Jurte abgebrochen und wo anders aufgerichtet, so muß die Frau beydes, das Einreissen und Aufbauen, besorgen, den Schlitten auf- und abpacken, den Mann bedienen, und wird dabey kaum eines Blickes oder guten Wortes gewürdigt. Dieß ist noch nicht genug; die ungesitteten Samojeden betrachten die Frauen sogar als unreine und von den Göttern verworfene Geschöpfe. Sie werden beym Heirathen nicht um ihre Neigung gefragt. Das Mädchen ist dem unerbittlichsten Zwange unterworfen, und wird mit Gewalt dem Frever zugeführt, so sehr sie sich auch sträuben mag. Sie sowohl als die Frauen sind vom Götzendienste ausgeschlossen, und gleichsam exkommunizirt. In der Jurte weiset man ihnen ihre eigenen Plätze und Speisegeräthe an, und duldet es nicht, daß sie über den Fußsteig der Männer und Rennthiere, auch beym Auf- und Abpacken der Schlitten um dieselben herumgehen; sondern sie müssen unter der Stange durchkriechen. Gleichwohl sehnten sich die Samojedinnen, die man 1792 nach Moskau und St. Petersburg gebracht hatte, wieder in ihre Heimath und Dienstbarkeit zurück.

Der Samojede zeigt viel Eifersucht, ungeachtet er nicht selten 3, 4 — 6 Weiber hat. Deßhalb hat er die Geliebteste immer um sich, nimmt sie, wenn sie gesund ist, mit auf die Jagd und den Fischfang, und sie dürfte bey der geringsten Ausschweifung seiner Rache gewiß seyn. Gebährt sie mit Schmerzen (was jedoch selten geschieht), so argwöhnt der Mann, zumal wenn sie sich in der Nachbarschaft fremder Nationen befinden, daß sie seine Wachsamkeit getäuscht habe. In diesem Falle sucht er durch Schläge ihr das Bekenntniß der Untreue abzunöthigen. Gesteht sie das Vergehen ein, so schickt er sie ihren Aeltern zurück, die den für sie erhaltenen Kaufpreis (die Rennthiere) zurückzahlen müssen.

Die Samojeden glauben und verehren ein böses Grundwesen, vor dem sie sich ausnehmend fürchten. Auch die Sonne, den Mond und die Sterne verehren sie und sehen sie als Untergötter an; von religiösen Gebräuchen aber wissen sie nichts. Ihre Priester (Ködensike) haben weder bey der Geburt ihrer Kinder, noch bey ihrer Verheyrathung, noch beym Tode oder andern wichtigen Angelegenheiten ihres Lebens das Mindeste zu thun. Blos in mißlichen, zweifelhaften Fällen wenden sie sich an sie um guten Rath. Außer diesen Priestern gibt es bey ihnen noch, wie bey den Ostiaken, Zauberer. Man bemerkt

bey diesen Gauklern, so wie bey den Beschwörern mehrerer sibirischer Völkerschaften, eine übermäßige Anspannung der Muskeln und Nerven, welche in geringerem Grade dem ganzen Volke eigen ist.

Bey körperlichen Schmerzen zeigen sie sich, wie alle rohen Völker, völlig gleichgültig, ruhig, ja beynahe unempfindlich. Von Tugend und Laster haben sie keine Begriffe, mithin auch in ihrer Sprache keine Worte dafür. Von Gesetzen wissen sie nichts, also auch nichts von Strafen; daher ihre Deputirten bey der Gesetzkommission im Jahre 1783 unter Katharina II., als ihnen der Zweck der Versammlung aller Nationen unter russischem Scepter bekannt gemacht wurde, sagten: „Sie brauchten keine Gesetze, weder Gebote, noch Verbote, weil ihnen Verbrechen und Strafen unbekannt wären.“ — Daß sie regiert werden, erkennen sie blos an dem ihnen auferlegten Tribut an Pelzwerk. Diesen bringen sie ohne Zwang und Widerrede, weil sie dieß ihre Väter schon haben thun sehen und weil ihnen zu gut bekannt ist, daß die Russen denselben mit der äußersten Härte eintreiben.

Unter sich selbst leben sie ruhig und verträglich, eben so friedlich mit ihren Nachbarn, und man hört selten etwas von Schlägereyen. Sie theilen sich in Stämme und diese in Geschlechter von 500 — 600 Familien. Jeder Stamm lebt für sich und hat seinen eigenen Richter und sein Oberhaupt an dem Aeltesten im Stamme. Das Andenken muthiger Jäger und berühmter Zauberer erhalten sie in Liedern und Mährchen. Bey ihren Freudenfesten belustigen sie sich mit Tanzen, Ringen und Springen über ein gewisses Ziel, nach dem Takte eines wunderlichen, durch die Nase hervorgebrachten Schnarrens, wozu die Weiber kreischen. Ihre Todten tragen sie nie zur Jurtenthüre hinaus, weil sie glauben, daß dann der Todte bald einen andern nachholen würde. Sie umwickeln vielmehr den Leichnam mit Rennthierfellen, ziehen ihn mit einem Stricke am Halse oben zum Rauchloche hinaus und beerdigen ihn dann. Auf das Grab legen sie einen Topf oder Kessel, in dem abergläubischen Wahne, daß die Seele des Verstorbenen, nach Verwesung des Körpers, darin ihre Wohnung nehmen werde.

J. C. Petri.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

(Fortsetzung.)

Wir müssen, so ungerne wir es thun, offenherzig bekennen, daß wir von Bearbeitungen, wie die uns vorliegende, wenig Ersprießliches, ja vielleicht sogar Nachtheiliges erwarten. Zwar haben wir die noch als Manuskript bestehende Bearbeitung nicht vor uns und können daher nicht beurtheilen, wie viel von der Hand des Bearbeiters oder dem Amputationsmesser der Bühne weggeschnitten worden ist. Nur so viel sey uns erlaubt zu sagen, daß, wie uns bedünkte, das Stück an Fülle und Kraft des Ausdruckes, an Frische und Lebendigkeit der Charaktere verloren hat und das großartige Gemälde des römischen Volkes, wie es Shakespeare mit einem glänzenden Farbenreichthum entworfen hat, uns aus zweyter Hand ziemlich verschossen und abgeblichen vorkam. Daß die Bearbeitung jenen Cicero „mit seinem glutherfüllten Iltisblick,“ jenen blassen, kranken Ligarius, die beyden Tribunen, den Poeten Cinna, den jungen Cato und die an diese Personen sich knüpfenden Scenen, die zwar als kleine, aber deßhalb nicht weniger mit dem Ganzen innig verwebte Episoden angebracht sind, wegließ, ist vielleicht keine kleinere Verstümmelung, als wenn man Hintergrund und Nebenfiguren aus einem Gemälde Michel Angelo's wegschneiden wollte. Eben so wenig kann es gebilligt werden, daß man höchst willkührlich die Volksscenen verkürzte oder ganz wegdichte, in denen Shakespeare's Meisterhand überall so ganz einzig und unerreichbar bleibt, daß die Versuche anderer, selbst großer Dichter, ihm darin zu folgen, nicht selten völlig mißrathen sind. Unnöthigerweise ist ferner auch der Sophist Artemidorus mit dem Wahrsager in eine Person verschmolzen und die Schlußscene des zweyten Aktes, wie die Anfangsscene des dritten, weggelassen worden. Dadurch ging uns die ganze schöne Scene verloren, in welcher die liebliche Gestalt der schwärmerischen und doch so römisch großartigen Porzia uns zum letztenmale erscheint und dann wie ein wehmüthig lächelnder Sonnenstrahl hinter dem aufziehenden Ungewitter verschwindet. Ueberhaupt sind Porzia und Calpurnia mitten unter diese harten, rauhen Männer voll schroffen Trotzes und zorniger Leidenschaft wie zwey milde Farbentöne aufgetragen, auf welchen das Auge gerne verweilt, und unverkennbar war es Absicht des Dichters, kurz vor der entsetzlichen That der Verschwornen dem Gemüthe des Zuschauers durch die Erscheinung Porzia's noch einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Warum hat man nicht lieber die eröffnende Scene des dritten Aktes zu der Schlußscene des vorhergegangenen hinübergezogen, wodurch überdieß die Unschicklichkeit vermieden worden wäre, den Wahrsager (eigentlich Artemidorus) mit seinem Verzeichnisse der Verschwornen in den Senat stürmen zu lassen? Cäsar, noch im höchsten Glanze seiner Würde, jene Versammlung von Königen, den Senat, hinter sich als dienendes Gefolge, umringt von dem staunenden Volke, indeß der Tod ihm auf der Ferse nachschleicht, die Stufen des Kapitols hinaufsteigen zu sehen — ist ein Bild von so tief ergreifender Wirkung und so ganz im Geiste Shakespeare's, daß man es nicht ohne eine Versündigung gegen denselben so geradehin aufgeben konnte. Nicht weniger unbedachtsam ist die Episode von dem tragischen Ende des Poeten Cinna weggestrichen worden, da der Dichter in ihr mit so wenigen und treffenden Strichen den römischen Pöbel, die Wirkung von Antonius wohlberechneter Rede und die Volksstimmung über Cäsars Ermordung gezeichnet, zugleich aber auch die Verbannung der Verschwornen aus Rom und ihren endlichen Untergang darin motivirt hat. Ohne diese, an sich kleine Scene, kann es dem Zuschauer unmöglich begreiflich seyn, bey dem Beginne des vierten Aufzuges Brutus und Kassius mit den Waffen in der Hand im Felde erscheinen zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Juli 1829.

— Seit Bonnet
Hier ein Cabinum bewohnt, hab' ich mit Leuten den Rang.

Matthisson.

Besuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landsitz.

Von Andersen Feldborg.

Mit einem literarischen Auftrag von Oehlenschläger, dem großen Dichter Dänemarks, an Sir Walter Scott versehen, nahm ich freudig der Gelegenheit wahr, den berühmten Mann auf seinem Landsitz Abbotsford aufzusuchen. Es war am 10ten Oktober 1822, als ich den Postwagen bestieg, um nach Galashiels, der nächsten Stadt bey Abbotsford, zu fahren. Der Weg führt durch Dalkeith, an dem Landsitz des Herzogs von Buccleugh vorüber, und windet sich anfänglich an den lieblichen Ufern des Flusses Esk hin; doch nicht lange erfreut sich das Auge dieser Aussicht. Die Landschaft nimmt plötzlich einen andern Charakter an und bietet dem Blick des Reisenden mehrere Meilen weit nichts als einen kahlen, unfruchtbaren Boden, auf welchem der Ackerbau bis jezt noch keine großen Fortschritte gemacht hat. Nur dann und wann eröffnet sich ein kleines Thal, aus dessen Mitte der ehrwürdige Thurm des alten Schlosses Borthwick stolz hervorragt. Immer beschränkter wird jezt die Aussicht, indem der Fahrweg einige Zeit zwischen Hügeln hindurchläuft. Zur Rechten, dicht an der Straße, verfolgt der kleine Fluß Galawater seinen Lauf nach dem Tweed, anfänglich in einem schmalen Bett still dahinfließend, dann aber schnell an Breite und Kühnheit zunehmend.

In Galashiels forderte ich einen Führer, mich über den Hügel nach Abbotsford zu geleiten, und kaum hatte ich den Gipfel erstiegen, von dem man das reizende Tweedthal überschaut, als sich meinen erstaunten Blicken ein imposantes Schauspiel darbot. Von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, sah ich ein phantastisches, nicht ganz vollendetes Gebäude, wie in einem Goldmeer schwimmend, zu meinen Füßen liegen, das ich sogleich für die Wohnung Sir Walter Scotts erkannte. Es wird behauptet, und fast hätte ich es hier geglaubt, der Verfasser des Waverly treibe den Ehrgeiz so weit, sogar in Stein einen schottischen Roman aufführen zu wollen. Ich eilte den Hügel hinab an die Ufer des sanften Tweed's, dessen Wasser klar wie ein Bach, aber sehr breit, tief und reißend ist. Die Fähre, welcher Sir Walter Scotts Wohnung ihren Namen verdankt, brachte mich schnell über den Fluß. Im Hause herrschte tiefe Grabesstille, nur dann und wann durch das Heulen des weltberühmten Hundes Maida *) unterbrochen. Kaum erscholl jedoch dieser Ton, als ein kleiner Junge, den ich an der Fähre mitgenommen, erschrocken zurückprallte und mir im breiten schottischen Dialekt zurief: „Herr! ich gehe nicht weiter, ich fürchte mich vor des Sherifs **) großem Hund; vor einigen Tagen hat er ein Pferd in Edinburg gefressen!“

*) Ein Mittelding zwischen einem Jagdhund und einem Windspiel.

**) Sir Walter Scott ist Sherif oder erste Magistratsperson der Grafschaft, und bey den Landleuten, die ihn leidenschaftlich lieben, nur unter dem Namen des Sherifs oder Sherra bekannt.

Sir Walter war mit seiner ganzen Familie ausgegangen, und da auch sämmtliche Bauarbeiter ihr Werk verlassen hatten, konnte ich ungestört das seltsame Gebäude betrachten, welches gewiß noch nach Jahrhunderten manchem Alterthümler Stoff zu Untersuchungen geben wird. Schon jezt staunt der Reisende, wenn sein Auge auf Inschriften stößt, wie: „Hinauf mit den Schustern von Selkirk. 1616.“ oder Steinmassen vom Herz von Midlothian, dem alten Gefängniß in Edinburg, vom Wind herabgewehte Zinnen von einer kürzlich in Edinburg errichteten bischöflichen Kapelle u. d. m. diesem schottischen Roman von Stein einverleibt sieht. Aber de gustibus non est disputandum.

Sir Walter Scotts Landsitz besteht aus einem großen Thurm, dem sich mehrere kleine, sämmtlich von schönem grauen Granit, anschließen. Die große Mannigfaltigkeit der alterthümlichen Dächer, Schornsteine, Zinnen und Thürmchen zeugt von der Verschiedenheit der Bauart, und die ganz willkührlich angebrachten Fenster von gesuchter Unregelmäßigkeit. Die meisten Zwischenräume oder leeren Stellen über denselben sind mit Nischen, worin Heiligenbilder und Ritterwappen stehen, ausgefüllt. Das Ganze erinnert lebhaft an jene alten englischen Landsitze, welche religiöse und kriegerische Architektur auf eine anmuthige Weise in sich vereinen.

Das Innere von Abbotsford stimmt vollkommen mit dem Charakter des Aeußern überein. Die Bibliothek, oder besser gesagt, Sir Walters Studierzimmer, zog meine Aufmerksamkeit zuerst auf sich. Es schmeichelte meinem Nationalstolz *), daselbst deutsche Ausgaben von Oehlenschlägers vorzüglichsten Werken, als: Aladdin, Hakon Jarl, Palnetoke, Correggio u. m. a. zu finden. Die Bibliothek gilt für reich an alten Romanzen und spanischen Ritterballaden, und besizt nebenbey die beste Sammlung deutscher Volksmährchen und Volkslieder, die in England zu finden ist. Auch fehlen in derselben die Uebersetzungen der eigenen Werke Walter Scotts nicht; lauter Tribute auswärtiger Bewunderung und Verehrung.

Sehr angenehm war es mir, in der Rüstkammer keine Trophäen jenes „nordischen Krieges“ zu finden, den der Dichter in Marmion seines Sanges würdig gehalten hat. Hier waren keine dänischen Streitärte oder andere kriegerische Waffen zu sehen, selbst nicht einmal der Stab eines friedlichen Kopenhagener Nachtwächters, den der Führer in der Rüstkammer des Towers von London allen Fremden als eine schreckliche, irgend einer wilden, unbekannten Nation angehörende Waffe vorzeigt.

Das Speisezimmer ist merkwürdig wegen seiner reich verzierten Decke. Unzählige Wappen, Schnörkel und Abgüsse der Blumen und Pflanzen, die, mit seltener Kunstfertigkeit in Stein gehauen, auf dem Dach der Abtey von Melrose zu sehen sind, schmücken den Plafond. Unter vielen andern Bildern enthält das Zimmer eins, dessen Anblick das Auge kaum zu ertragen vermag. Es stellt das Haupt der unglücklichen Königin Maria von Schottland auf einer Schüssel liegend vor. So gräßlich sowohl Idee als Ausführung bey diesem Gemälde sind, hat sich doch, wie mir erzählt worden, ein seltsamer Liebhaber gefunden, der den berühmten Eigenthümer desselben zu bewegen gesucht hat, das fürchterliche Bild in Kupfer stechen zu lassen.

Nachdem ich eine geraume Zeit damit zugebracht hatte, das wundersame Gebäude von Außen und von Innen zu betrachten, mahnte mich die einbrechende Dunkelheit und ein regenartiger Nebel, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen, welches, wie ich gehört, nur in Melrose, zwey Meilen von Abbotsford, zu finden sey.

Ein Knabe bot sich mir zum Führer dorthin an, und da er zufällig ein kleines Geschäft in einem am Wege liegenden Pachthof zu besorgen hatte, kehrte er mit dem Besitzer desselben zurück, welcher mich der, diesem Lande eigenthümlichen Gastfreyheit gemäß aufforderte, bey ihm einzutreten. „Es fängt an dunkel zu werden,“ sagte der brave Schotte, „und der schottische Nebel ist wohl im Stande, einen Fremden bis auf die Haut zu durchnässen. Kehret bey mir ein und nimmt fürlieb mit dem, was mein Haus vermag.“ Ein solches Anerbieten unter solchen Umständen ward natürlich mit dem größten Dank angenommen. Auch hatte ich mich kaum an des Pächters Kamin, dem wahren Sitz häuslicher Glückseligkeit, behaglich eingerichtet, als ich in der Unterhaltung und dem Benehmen meines Wirths, in dem Betragen seiner Frau und Kinder, und in der ganzen innern Einrichtung des Hauses die schönste Erläuterung folgender Stelle aus Guy Mannering fand: „Die jetzigen Pächter im südlichen Schottland sind eine weit feinere Klasse von Menschen als ihre Vorfahren. Ohne ihre ländliche Einfachheit verloren zu haben, sieht man sie jezt mancherley Künste treiben, die frühern Generationen völlig unbekannt waren; nicht allein solche, die Bezug auf eine fortschreitende Verbesserung ihres Besitzthums haben, sondern auch solche, welche recht eigentlich die Comforts des Lebens betreffen. Ihre Häuser sind bequemer, ihre Lebensweise geregelter und auf gleichen Fuß wie die der übrigen civilisirten Welt, und der edelste Luxusartikel, der Luxus in Kenntnissen, hat seit den lezten dreyßig Jahren in diesen Berggegenden mächtig um sich gegriffen. Die Neigung zu starken Getränken, sonst ihre größte Schwäche, hat sehr abgenommen, und während ihre weit ausgedehnte Gastfreyheit dieselbe geblieben ist, hat sich der Charakter derselben verfeinert und gereinigt.“

(Die Fortsezung folgt.)

*) Der Verfasser ist von Geburt ein Däne.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

4. Die neue Proserpina.

Prinzessin.

Dieß Abentheuer fängt mich an zu freu'n,
Es ist doch nicht so schwer, mit Geistern umzuspringen,
Denn eine schöne Frau gefällt
Und herrscht auch in der Geisterwelt.
Bis zu des Weltalls lezten Ringen,
Durch Himmel selbst und Hölle dringen
Die Pfeile, die von Amors Bogen springen.
Der Liebe mächt'ge Lockung fühlte
Selbst Pluto einst, der Fürst der Finsterniß,
Daß er Proserpina, die unter Blumen spielte,
Mit ihren Blumen in den Orkus riß.
Doch ich, die in die gleiche Lage kam,
Ich werde klüger mich benehmen,
Als sich Proserpina benahm.
Wer sich nicht grämen will, muß andre grämen.
Gleichgültigkeit ist der erprobte Talisman,
Womit ich jeden Mann zum Sklaven machen kann.
Die Männer sind so sehr uns überlegen
An Kraft, an festem Willen und Verstand,
Daß wir mit unserm kleinen Widerstand
Nur in den engsten Fesseln uns bewegen.
Wenn der Gewalt wir trotzen, so geschieht's,
Um unsre Ohnmacht lächerlich zu machen,
Und wenn wir bitten, weinen, klagen, sieht's
Der Mann mit Lust, um desto mehr zu lachen.
Mit allem unserm Schmeicheln, Heucheln, Lügen
Vermögen wir den Mann nicht zu betrügen,
Deß Wille wie die Nadel am Magnet
Gradaus nach seinem Ziele geht.
Gleichgültigkeit allein, nur sie
Besiegen diese Herrn der Schöpfung nie.
Hier kann Gewalt uns nicht mehr schwächen,
Hier muß der stärkste Wille brechen,
Der feinsten Ueberredung Schlauigkeit
Prallt nutzlos ab an der Gleichgültigkeit;
Und aller seiner Waffen blos,
Tauscht hier der Mann des Weibes Loos,
Muß trotzen, bitten, weinen, zart sich schmiegen,
Uns kosen, schmeicheln, heucheln, lügen,
So daß alsbald das Scepter dieser Welt
Uns spielend in die Hände fällt,
Und wir, die Zärtlichen und Schwachen,
Die Starken uns zu Sklaven machen.
Zwar diese köstliche Gleichgültigkeit
Vermöchte niemals solche Wunderdinge,
Wenn nicht der Männer Eitelkeit
Hülfreich mit ihr im Bunde ginge.
Wenn je ein Mann, von Selbstsucht rein,
Mich lieben könnte nur allein,
Und nicht zugleich verlangen wollte,
Daß ich ihn wieder lieben sollte,
Dann hülfe die Gleichgültigkeit
Mir nichts mehr, und ich wär' bereit,
Der stärkern Macht zu unterliegen,
Ich ließe diesen Mann mich gern besiegen.
Doch nirgends lebt ein solcher Mann,
Denn eitel sind sie alle, alle,
Und wem nur ich gefallen kann,
Der glaubt auch, daß er mir gefalle.
Wenn heuchelnd ihre Liebe sie gestehn,
So wollen nur sie selbst geliebt sich sehn,
Und wo ich diesen Eigennutz erblicke,
Zieht sich mein Herz tief in sich selbst zurücke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Das Gérardsche Krönungsgemälde hat man schon wieder den Augen des Publikums entzogen; die Zeitungen bekrittelten es so sehr, und es wurde so viel über die rothwangigen Hofleute, welche Gérard in ihrem vollen Ornate so stattlich dargestellt, gespöttelt, daß der Maler sowohl als die Regierung für gut befunden haben, dieses große Gemälde nicht länger dem Spotte preiszugeben und es in einem Saale des Tuilerienschlosses aufzustellen, wo es wenigstens nicht mehr dem großen Haufen zugänglich seyn wird. Nach den Zeitungen bekommt Gérard für dieses Gemälde 30,000 Franken; allein die kritischen Bemerkungen und Aeußerungen, wozu seine Arbeit Anlaß gegeben hat, müssen ihm diesen Lohn sehr verbittern. Gérard ist ein großer Maler und dazu einer der geistreichsten Männer von Paris; sein Kunsttalent sowohl als sein Witz und sein Scharfsinn haben ihm ein großes Ansehen erworben; er ist Hofmaler, Mitglied des königlichen Instituts, Professor der Malerey, und selten wird von der Regierung eine große Kunstarbeit beschlossen und unternommen, ohne daß man ihn zu Rathe zögr. Seine Soirées, die jeden Mittwoch, vom Anfang des Jahres bis zum Ende, statthaben, die Feste, die er zuweilen auf seinem Landhause zu Auteuil gibt, werden stets von einer glänzenden Versammlung besucht, und Fremde sowohl als Einheimische, Hohe und Niedrige sehen es als eine Gunst an, wenn sie zugelassen werden. Gérard hat also eine Stellung in der Pariser Welt, wie sie wenige Menschen haben; denn nichts gibt einem Manne mehr Uebergewicht, als die so seltene Vereinigung von großem Talent, Reichthum und Geist. Einem solchen Manne huldigt man, als wenn er ein geborner Fürst wäre, und sein Einfluß ist manchmal eben so groß, als der eines kleinen Fürsten. Wenn man aber großen Einfluß hat, so läßt man sich zuweilen verleiten, ein wenig Mißbrauch damit zu treiben und diejenigen vorzugsweise zu beschützen und zu empfehlen, die sich durch Schmeicheleyen oder Gefälligkeiten in unsere Gunst geschlichen haben, und dagegen verdienstvolle Männer, die sich nicht so geschmeidig bewiesen haben, stehen zu lassen. Man sollte glauben, dieses sey Hrn. Gérard auch zuweilen begegnet; denn bey der Ausstellung des Krönungsgemäldes haben sich einige Stimmen bitterböse über ihn ausgelassen, und dieses muß doch wohl einen andern Grund haben, als die in seinem Gemälde entdeckten Fehler, welche noch dazu durch die Schönheiten aufgewogen, oder doch verdunkelt werden. Seitdem der Verfassungs-

geist die französische Nation durchdrungen hat. ist man aufmerksam auf Mißbräuche aller Art, und die freyen Zeitungen ermangeln nicht, sie unverholen aufzudecken; wer also sein Ansehen dazu benuzt, um sich und die Seinigen mit allen möglichen zeitlichen Gütern zu versehen, und dann zunächst für diejenigen sorgt, welche seinen kleinen Hofstaat bilden, das allgemeine Beste aber erst in dritter Linie nachfolgen läßt, der muß sich darauf gefaßt machen, daß die Zeitungen ihn ein wenig übel zurichten, denn die Oppositionspartheyen betrachtet ihn als einen von denjenigen, welche sich die ungeheure Geldsumme, die von der Nation jährlich dargebracht werden muß, zu Nuze machen. Besonders arg hat den Baron Gérard und sein Gemälde ein gewisser Hr. Jal mitgenommen, der eine eigene, recht drollichte Broschüre darüber ans Tageslicht gefördert hat. Diese Broschüre heißt le Peuple au Sacre und ist in Kapitelchen eingetheilt, worin er sich auf alle mögliche Weise über das Gemälde, über die darauf dargestellten Personen und über den Künstler selbst lustig macht. So z. B. stellt Jal in einem Kapitelchen eine enthusiastische Verehrerin des Baron Gérard auf, welche sich vor das Gemälde im Louvre hinstellt und einen erhabenen Hymnus singt, zum Preis des großen Künstlers, den sie weit über alle Maler sezt. In einem andern Kapitel, das mit Venite, adoremus! überschrieben ist, unterhalten sich ein Marquis, ein Vicomte, eine Herzogin, ein Kritiker und ein Kunstliebhaber über das Krönungsstück. Die erstern vergleichen Gérards Gemälde mit andern im Louvre ausgestellten Gemälden, und seyen sie weit unter das Krönungsgemälde; die Herzogin bemerkt, daß die Diamanten im Gemälde vortrefflich gemalt sind, der Marquis ist entzückt über die Tribune mit den so reich geschmückten Prinzessinnen; ein Anderer kann nicht genug die frischen Gesichter der dargestellten Hofleute rühmen; das seyen, meynt er, wahre Gesichter du bon ton.

(Die Fortsezung folgt.)

München, Juli.

(Fortsezung.)

Es ist einer jener großen Züge unsers Dichters, wodurch er über unsere neueren Tragiker so unendlich hervorragt, daß seine Schöpfungen nach ihren kleinsten Theilen im unzertrennlichsten Zusammenhange, in der innersten Nothwendigkeit zu einander stehen und eben deßhalb wie aus einem Gusse erscheinen, so daß man nicht den kleinen Finger an diesen abgerundeten Kunstgebilden wegschlagen kann, ohne sich eines Vandalismus schuldig zu machen. Dagegen kennen wir freylich dramatische Erzeugnisse unserer Zeit, welche sich wie durch eine allmählige Alluvion zusammengehäuft haben. Ihr lockeres Gebäude gleicht einem Ameisenhaufen, der aus tausend einzelnen Sandkörnern zusammengetragen und voll Geschäftigkeit und rührigen Gewimmels ist, wovon man aber recht gut einige Händevoll wegnehmen oder eine tüchtige Anzahl seiner Bewohner todtschlagen kann, ohne gerade eine Störung des Ganzen bemerkbar werden zu lassen. Doch keine Seite der Bearbeitung ist so gänzlich mißrathen zu nennen, als der fünfte Act unsers Trauerspiels. Der dem Brutus erschienene böse Genius erfüllt seine Drohung, auf dem Schlachtfelde von Philippi wieder zu erscheinen. Schlag auf Schlag bricht das Verderben über Cäsars Mörder herein. Die Scenen jagen sich, wie Wolken, die ein Orkan auf einander wirft. Selbst der auf einem Flügel des Heeres erfochtene Sieg wird den Verschwornen verderblich. Eine finstere Macht hat die Sinne der Sterblichen verwirrt und richtet die Schwerter der Feldherrn im Augenblicke der Entscheidung gegen ihre eigene Brust. Wie dürftig erscheint dagegen die Bearbeitung! Es ist Mondschein; wozu? Brutus selbst sagt bey Shakespeare, noch unerschüttert selbst von dem Tode seines Freundes:

> Flavius und Labeo! die Schlachtreih'n vor!
> Es ist drey Uhr, und Römer, vor der Nacht
> Versuchen wir das Glück der zweyten Schlacht! —

Also wozu Mondschein? Etwa um der nochmaligen Erscheinung von Cäsars Geist etwas Geisterhaftes zu geben? Gewiß, sie war nöthig, diese Mondscheinmagie, um dieses vorüberschleichende Phantom nicht bey hellem Tage zu einer lächerlichen Gaukeley zu machen. Shakespeare scheint recht gut eingesehen zu haben, daß es da keines Gespenstes mehr bedürfe, um das Gemüth der Zuschauer zu erschüttern, wo es ohnehin der Donnergang des hereinbrechenden Schicksals thut. Der Bearbeitung war diese Spiegelfechterey der Hölle allerdings nothwendig, sollte es dem Gemüthe des Zuschauers nicht ergehen, wie den Helden des Stückes, die einzeln nach einander auftreten (die Schlacht hört man in der Ferne, bey Shakespeare braust sie mit ihren Schrecken über die Bühne), ihre Klage über ihr Mißgeschick hersagen und dann mehr vor übergroßer Ermattung einzuschlafen, als zu sterben scheinen. Indeß geht das Treffen irgendwo außer der Bühne seinen Gang; man hört es von Zeit zu Zeit an den Tubatönen und dem fernen Feldgeschrey; allein fast ist man versucht, sich darüber zu ärgern, wenn man die Feldherrn so daher wanken, ihre Monologe halten und sterben sieht, während man draußen um die blutige Entscheidung ringt. Doch selbst diese siechе Kraftlosigkeit, in der das Stück sich zu Ende schleppt, ist noch verzeihlich gegen den Mißgriff jener ungeschickten Hand (wir wissen nicht, ist es die des Bearbeiters oder des Bühnenschneiders), welche die beyden ersten Scenen des fünften Actes so ohne alle Umstände wegamputiren konnte. Dadurch fällt erstens die Unterredung der Feldherrn der beyden feindlichen Heere, die so voll kühnen Männertrotzes ist, dann der Abschied der beyden Freunde, Brutus und Kassius, weg, die sich hier zum leztenmale umarmen, um auf ewig von einander zu scheiden. Hierdurch ist der Bearbeitung ein doppelter Verlust zugewachsen. Nicht nur, daß eines der schönsten und rührendsten Gemälde unsers Dichters: der Abschied der zwey edelsten Männer und Römer, in deren großen Seelen die ganze Wärme der Freundschaft noch einmal in schöner, männlicher Rührung sich ergießt, verloren ging, sondern auch in Brutus Charakterzeichnung ist einer der tiefsten Züge verwischt worden, der allein Shakespeare's Meisterhand verrathen würde. Auf die Frage des Kassius nämlich, was Brutus zu thun gedenke, wenn die Schlacht unglücklich ausfiele, erwiedert dieser:

> Was mich gelehrt hat die Philosophie,
> Die mich den Cato tadeln hieß, der selbst
> Den Tod sich gab u. s. w.

und am Schlusse:

> mit Geduld mich waffnend,
> Harr' ich der Vorsicht einer höhern Macht,
> Die uns hienieden lenkt. —

Und doch vermag er nicht diesem Entschlusse treu zu bleiben und stürzt, da er Alles verloren sieht, in sein Schwert. So groß ist die Gewalt des bösen Geschickes über die Willenskraft selbst der erhabensten Seelen. Auch dieser Selbstmord des Brutus ist in der Bearbeitung nicht im Geiste Shakespeare's aufgefaßt. Er erflicht sich selbst. Shakespeare hat ohne Zweifel gegen diese reine Seele, diesen lezten und edelsten Römer eine gewisse zarte Schonung im Auge behalten, da er ihn nicht selbst Hand an sich legen, sondern in das vorgehaltene Schwert seines Dieners fallen läßt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Juli 1829.

Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben
Und die Träume selbst ein Traum.

Calderon.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

4. Elfengesang.

Hörst Du ein Klingen
Wie Stimmen der Seligen,
Wenn in allmähligen
Engeren Schlingen
Dich mit den üblichen
Reigen die lieblichen
Elfen umringen?

Die Salamander.

Hörst Du den sonnigen
Aether erklingen,
Wenn wir den wonnigen
Frühling euch bringen,
Durch Waldes Dunkelgrün
Goldene Saiten ziehn,
Und aus den keimenden
Knospen die träumenden
Blumen erwecken,
Drin sich die glühenden
Spitzen der blühenden
Triebe verstecken?
Aber ein Schatten
Tödtet den Sonnenstrahl,
Mit ihm ermatten
Und sterben zumal
Die Blumen im Thal.

Nimmer entfalte Dich, nimmer erblühe,
Liebliche Jungfrau, flieh', o fliehe!
Weck' in der schweigenden
Ruhigen Brust
Nimmer die steigenden,
Fallenden Triebe
Vergänglicher Liebe,
Vergänglicher Lust;
Denn sie erblühet,
Ach, einen Mittag kaum,
Und sie entfliehet
Hinweg wie ein Traum.

Die Sylven.

Hörst Du den säuselnden
Wind in den kräuselnden
Blättern der Erle?
Siehst Du im Schooße
Der duftenden Rose
Zittern die Perle?
Leicht in der Luft
Schweben und gaukeln wir,
In Rosenduft
Wiegen und schaukeln wir
Leicht uns vorüber,
Doch immer hinüber
Von einer zur andern
Müssen wir wandern,

Weil uns der Wind
Entführt so geschwind.
Darum, o Mädchen, hüte vor Liebe Dich,
Denn wie der Wind so ist sie veränderlich.
Hast Du gefunden,
Was Dich bewegte kaum,
Ist es entschwunden
Hinweg wie ein Traum.

Die Nixen.

Siehe die hellen
Wasser umrauschen Dich,
Elfen im schnellen
Tanze belauschen Dich.
Rings aus den Quellen
Neigen und winken wir
Und mit den Wellen
Steigen und sinken wir,
Schweben empor wir,
Schweben hernieder,
Singen im Chor Dir
Sehnende Lieder,
Sehnender Liebe
Unendliche Lust,
Drängende Triebe
Der zärtlichen Brust.
Siehst Du der Quellen
Perlende Thränen?
Siehst Du der Wellen
Ewiges Sehnen?
Wie sie verschwinden,
Hin in die Ferne ziehn,
Blumen sie finden
Lieblich am Ufer blühn,
Augen so fromm und licht,
Blaue Vergißmeinnicht,
Aber sie weilen,
Ach, um zu küssen kaum,
Immer sie eilen
Hinweg wie ein Traum.

Die Gnomen.

Hörst Du die friedlichen,
Froh unermüdlichen,
Treuen Kobolde
Tief in den Kämmern
Der Berge hämmern
Und wühlen im Golde?
Gold aus dem Schacht
Bringen herauf wir
Und Edelsteine.
Für all' die Pracht
Nehmen zum Kauf wir
Eure Gebeine.
O Mägdlein roth,
Daß fern sie Dir bliebe
Die werbende Liebe,
Denn ach, für Liebe
Kauft man nur Tod.
Schwer ist die Liebe,
Des Herzens Fülle,
Schwer gleich dem Golde;
Es zieht, o Holde,
Tief Dich hinab
Ins vergessende stille
Vergessene Grab.
Selig wenn immer
Dich Schlummer deckt,
Und störend nimmer
Ein Traum Dich weckt,
Wenn alle Schmerzen
Im stillen Herzen
Sind ausgerungen,
Und selbst verklungen
Im stummen Raum
Erinnerungen,
Der Träume Traum.

Besuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landsitz.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich dem gastfreyen Pächter den Zweck meines Besuchs in dieser Gegend mitgetheilt hatte, fragte er mich mit dem Ausdruck gerechten Stolzes: „wie die weltberühmten Werke seines Landsmanns und nächsten Nachbars (denn damals wußte man schon, daß sie aus Sir Walters Feder geflossen) in Dänemark aufgenommen worden wären, ob sie Beyfall gefunden hätten?“

Da ich zufällig eine sehr pomphafte schriftliche Lobpreisung des Genies und der Werke Walter Scotts von einem talentvollen dänischen Schriftsteller bey mir hatte, konnte ich die Neugier meines gefälligen Wirths durch Vorlesung derselben auf die leichteste Art befriedigen. „Ich kenne,“ sagt der Däne, „den Verfasser des Waverly nicht persönlich; aber ich kenne seinen rothhaarigen Campbell mit dem langen Arm und der weitreichenden Wirksamkeit; seine holde Diana Vernon, kalt, leuchtend und schön wie der Mond; den trotz seiner Unbedeutendheit dennoch höchst poetischen Samson mit den schiefen Beinen; den königlichen Bettler im blauen, abgetragenen Rock mit der messingenen Platte. Ich schaudere vor den Schreckensbildern der blassen Schwärmer, wie sie ihre Blicke mit glühender, fieberhafter Heftigkeit auf die Uhr heften, um die Zeit zum Schlachten ihrer Opfer nicht zu versäumen.

Ich erblicke Maria Stuart, als Gefangene zwar, doch frey durch ihre Reize, und Elisabeth, trotz ihres Throns, im Geiste gefesselt. Ich finde den Herzog von Argyle im reizendsten Verhältniß zur heroischen, interessanten Jenny Deans. Die jüdische Madonna Rebecca zerreißt mein Herz, und in der Schilderung ihres Vaters, so wie des Narren Wamba erkenne ich den Landsmann und Bruder des unsterblichen Shakespeare. Ich lebe in England mit den alten Sachsen und den ritterlichen Normannen, ich kenne Schottland, ohne es besucht zu haben; die einsamen Fußpfade durch die Moräste der Wiesen, die monddeleuchteten Steinhaufen, die Hütten mit ihren Höhlen, der Bach mit seinen Elfen, das Kloster mit seinen Mönchen, die Burg mit ihren Rittern, alles ist mir bekannt. Selbst in Glasgow finde ich einen vertrauten Freund in dem liebenswürdigen und fleißigen Spiesbürger Jarvie. Ich erkenne zum Theil die Züge meines Waulundurs in den ihm ähnlichen Weland wieder; und ein andrer würdiger Bekannter spricht mich in dem affektirten, hochtrabenden und putzliebenden Sir Percy Shafton befreundet an. Vor den herrlichen Porträts des Alterthümlers und Sir William Ashton's stehe ich mit denselben Gefühlen wie vor Raphaels Leo dem Zehnten, und bewundere den großen Maler in den häßlichen Gesichtern. Des edlen Ravenswoods trauriges Ende auf dem Alfensand preßt mir Thränen des innigsten, wärmsten Mitgefühls aus, und ich sehe wohl, daß der große Dichter nicht allein das menschliche Herz in allen seinen Tiefen kennt, sondern selbst eins im Busen trägt."

Es versteht sich von selbst, daß ich in Erwiederung der Berichte, die ich meinem wißbegierigen Pächter über dänische Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten geben mußte, Gebrauch von dem schottischen Privilegium machte, welches dem Gast zwey Fragen für jede ihm von dem Wirth vorgelegte gestattet. Auf diese Weise verstrich der Abend sehr angenehm, und die eigentliche Zeit des Schlafengehens, von welcher es im Hamlet heißt: „nun ist die wahre Spükezeit der Nacht, wo Grüfte gähnen und die Hölle selbst Pest haucht in diese Welt," war längst vorüber, als wir endlich daran dachten, uns zur Ruhe zu begeben. Am folgenden Morgen sezte mir mein Wirth ein Frühstück vor, das den Ruf Schottlands in Zubereitung dieses Mahls vollkommen rechtfertigte. Ich wünschte mir Glück zu dem günstigen Zufall, bevor ich den vollkommensten aller schottischen Lairds gesehen, einen so klugen, unterrichteten und gastfreyen Pächter gefunden zu haben, und begab mich nun in die Baumanlagen von Abbotsford, wo ich, wie man mir in Sir Walters Hause gesagt hatte, den Dichter und seinen Förster mit Besichtigung der jungen Bäume beschäftigt finden würde. Er war nicht da, kam jedoch bald darauf, begleitet von mehreren großen Hunden einem Jagdhund, Hühnerhund, Dachshund und Schooßhund aus dem nahen Wald zurück; Maida führte den Zug an.

Nachdem ich Sir Walter einen offenen dänischen Brief von Oehlenschläger überreicht hatte, bat er mich, ihm in seine Bibliothek zu folgen, und äußerte sich auf dem Wege dahin sehr verbindlich über die ihm von seinen literarischen Freunden in Dänemark erwiesenen Aufmerksamkeiten. Die Art, wie er mich empfing, konnte nicht freundlicher, nicht gütiger seyn. Sein Wesen ist so einfach und anspruchslos, daß ich nicht umhin konnte, es im Stillen mit der Art und Weise mancher andern Dichter zu vergleichen, die, wenn gleich an Höfen großgezogen, dennoch häufig an Allem Mangel leiden, was zur Höflichkeit gehört.

Er begann mit mehreren Fragen über den gegenwärtigen Zustand der dänischen Literatur, und gleich die erste fiel mir besonders auf, weil sie am besten jene Beschuldigung widerlegt, die man Sir Walter Scott so oft und gewiß ohne Grund gemacht hat, als ob, mit Hazlitt zu reden, „sein geistiges Auge sich jeder, auf das zukünftige Wohl des Menschengeschlechts Bezug habenden Aussicht verschlösse."

„Wie steht es in Dänemark mit der Preßfreyheit?" fragte er. — „Es gibt keine Preßfreyheit in meinem Vaterlande," erwiederte ich. — „Großer Gott, dieß muß ja alle geistige Vervollkommnung und Entwicklung hemmen?" rief Sir Walter. — „Dieß würde auch gewiß der Fall seyn, wenn die Liberalität der Regierung dem Geist des Zeitalters nicht etwas nachsähe und die Bedürfnisse des Volks berücksichtigte, so weit es nämlich mit den ausländischen Verhältnissen vereinbar ist. Keine Regierung hat wohl je stärkere Beweise von der Ergebenheit ihrer Unterthanen erhalten als die dänische; und es muß daher vorausgesezt werden, daß sie bemüht seyn wird, die größte der politischen Wohlthaten und das festeste Bollwerk für den Regenten wie für die Regierten so weit als möglich auszudehnen."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

(Fortsetzung.)

Aus diesen wenigen Andeutungen mag es einleuchten, welche Behutsamkeit bey Bearbeitungen Shakespeare's nothwendig ist, da seine oft zufällig scheinenden Verzierungen wie Arabesken und Schnörkel eines gothischen Gebäudes sind, deren Verlust erst recht augenfällig wird, wenn sie hinweggebrochen worden sind. Ueberhaupt halten wir es für das größte Wagstück, unsern Dichter in sogenannten freyen Bearbeitungen wiedergeben zu wollen, da dieß eben so viel heißt, als eine Welt zerstören, um aus ihren Trümmern eine neue zu erbauen. Dieß vermag aber nur ein Genius, der mit nicht geringerer Schöpferkraft ausgestattet seyn müßte, als derjenige, welcher jene ersten Schöpfungen ins Leben rief.

Wandelt nun ein so hochbegabter Genius unter uns, so öffne er uns die Wunder seiner eigenen Schöpfungen, auf daß wir ihm den Altar einräumen, den wir bis jezt noch dem unbekannten Gotte aufgespart haben. Bis dahin gebe man uns diesen Shakespeare, wie er leibt und lebt, und wir wollen derzlichgerne mit seinen großen Schönheiten auch seine Mängel mit in Kauf nehmen.

Unstreitig war es das kraftlose Ende des Stückes, das wie ein laues Bad mehr erschlaffte, als erfrischte, was dem Ganzen bey seiner Aufführung dahier auch nur einen lauen Beyfall erwarb. Indessen schien diese Schläfrigkeit, die ohnehin wie das Gähnen ansteckend ist, auch unsere darstellenden Künstler befallen zu haben. Wenn wir die im Stücke noch übriggelassenen Paar Volksscenen und die Ermordung Cäsars ausnehmen, so zeigte die übrige Darstellung wenig Kraft, Ausdruck und Lebendigkeit. Fast alle unsere Künstler schienen nur die schroffe Härte, die kalte gebieterische Strenge des römischen Charakters hervorheben zu wollen, und vernachlässigten so die bey Shakespeare gar nicht außer Acht gelassene Urbanität. Es drückte sich außerdem im Spiele mehr eine gewisse Kühlheit, als Kälte aus. Selbst Cäsar (Eßlair) ließ Manches zu wünschen übrig; besonders vermißte man an einigen Stellen jene geschmeidige Leutseligkeit und von dem ganzen Alterthume so hoch gepriesene Güte Cäsars, die wie eine unwiderstehliche Zauberkraft auf Heer und Volk wirkte. Allzu ernst blickte überall die Strenge des Dictators hindurch, offenbar gegen die Absicht des Dichters, der seinen Cäsar beym Morgenbesuche sagen läßt:

So auf mich warten lassen, ist nicht recht;
Ey, Cinna! auch Metell! Krabonius,
Ein Stündchen zum Geschwätz hab' ich für euch.

Dagegen entfaltete seine Gemahlin Calpurnia (Mad. Fries) die ganze Anmuth eines liebenden, von trüber Ahnung umdüsterten Gemüthes. In Marcus Brutus (Hrn. Höfken), diesem lezten Römer, einer Seele, die mit ihrem reinen Gipfel in ruhiger Erhabenheit weit über alle menschlichen Seelen hinausragt, dessen weiches Gemüth in der ernsten Schule der Stoa zum unerschütterlichen Gleichmuthe der Weisheit erstarkte, kam keiner dieser Züge zum Ausdruck. In dem Streite der beyden Freunde (eine Scene, die zu den gelungensten und tiefergreifendsten unsers Dichters gezählt werden muß) ließ sich weder auf der einen Seite die schöne, klare Würde in Stimme und Gebehrde, noch auf der andern (in Kassius, Hrn. Heigel) das vom tiefsten Schmerz zerrissene Gemüth des gekränkten Freundes und der bis ins Mark verwundete Stolz des harten Römers erkennen, der endlich sich in unwiderstehlicher Rührung auflöst. Indessen schien Kassius offenbar tiefer in seine Rolle eingedrungen zu seyn und entwickelte deßhalb auch ein lebendigeres und charaktervolleres Spiel in größerer Sicherheit, als sein Freund Brutus, an welchem eine gewisse Unbehaglichkeit in der Toga nicht zu verkennen war.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

In einem andern Kapitelchen von Jals Broschüre kommt wieder eine Unterhaltung über das Gemälde vor; diesmal spricht ein Bürger mit einem Herzoge. Der Bürger meynt, es sey nur ein Hofgemälde, denn das Volk oder die Nation sey durch nichts angedeutet, man sehe blos die Hofherren und Hofdamen; eine Krönung sey aber doch eine Handlung, welche das Volk ein Bischen angehe, indem bey derselben der König schwöre, die Verfassung und die darin enthaltenen Volksrechte aufrecht zu halten und getreu zu beobachten. „Mitten unter die Nation," sagt der Bürger, „hätte der Maler den König versezen sollen; nun befindet er sich aber mitten unter seinem Hofe, mitten unter den Leuten seines Hauses. Ich suche einen Volksdeputirten, erblicke aber keinen. Daß der Hr. Marquis von Rochemore dasteht, weil er in seiner Eigenschaft als Ceremonienmeister in einem gewissen Zeitpunkte der Handlung die violetsammtnen Stiefelchen dargereicht hat, welche Hr. v. Talleyrand dem Könige anlegen mußte, mag zwar gut seyn; allein vor ihm wünschte ich einen der Volksvertreter aus den Departementen zu sehen." — „Vor ihm?" ruft der Herzog aus, „aber die Etiquette?" — „Mit der genauen Beobachtung der Etiquetteregeln," erwiedert der Bürger, „macht man Gemälde ohne Wärme und ohne Interesse. Anstatt des Herzogs von Aumont, dem (ich bemerke es im Vorbeygehen) der Maler eine theatralische Stellung gegeben hat, vermuthlich, um daran zu erinnern, daß der Oberkammerherr Vicekönig des Operettentheaters war, an seiner Stelle, sagt ich, hätte ich lieber einen unserer berühmten Fabrikanten gesehen." — „Einen Fabrikanten?" ruft der Herzog wieder aus; „Sie lästern ja, lieber Herr! ein Fabrikant hat keinen Rang unter uns." — „Das kann wohl seyn," versezt der Bürger; „allein er hat einen Rang in Frankreich, und ich seze immer voraus, der König befinde sich mitten in seinem Reiche. Wäre es nicht besser, wenn man an der Stelle des Herzogs von Uzès, der den mit Fleurs de lis gezierten Großmeisterstab schwingt, einen berühmten Gelehrten, einen ausgezeichneten Schriftsteller, einen großen Künstler, einen weltberühmten Kaufmann oder irgend einen andern Bürger aus den interessanten Klassen der Gesellschaft sähe?" — „Ich bitte Sie um Verzeihung," unterbricht ihn der Herzog, „das wäre höchst ungereimt. Hr. v. Uzès ist unentbehrlich da, wo er steht, und weder ein Astronom, noch ein Bildhauer könnte den Beywohnenden den Großmeisterstab zeigen." — „O dieser Umstand," versezt der Bürger, „könnte füglich bey der Ceremonie wegbleiben, denn es liegt darin nichts Rührendes. Wäre ich Hr. Gérard gewesen, so hätte ich auf das Tabouret da meinen Kameraden, den Maler Gros, hingesezt; die HH. d'Aumont, Latour-Maubourg, d'Avaray, Dreux-Brézé, Cossé und Talleyrand hätte ich ein wenig in den Hintergrund geschoben und sie Männern, wie v. Chateaubriand, Biot, Cuvier, Thénard, Lamartine, Dupin, Casimir Perrier, Royer Collard, Lainé u. a. untergeordnet u. s. w." In einem andern Kapitel handelt der Verfasser einzig von dem Herzog von Aumont, der eine Hauptstelle im Gemälde einnimmt, und meynt, wenn der Baron Gérard doch nun einmal die Hofbeamten darstellen wollte, so hätte er sie wenigstens lassen sollen, wie sie sind, und keine Adonis aus ihnen machen. So z. B. sey aus dem Herzoge v. Aumont ein Jupiter geworden, da doch Jedermann wohl wisse, daß dieser Herzog alt, klein, schwerfällig und, unter uns gesagt, häßlich ist. Ferner gibt der Verfasser ein Kapitelchen über die 33 Beine, die er im Gemälde gezählt hat und die alle nach Einem Muster gemalt zu seyn scheinen; Jal vermuthet, Gérard habe diese Beine einem seiner Schüler zu malen überlassen, und dieser habe ein hölzernes Muster vor sich genommen und 33 Stücke darnach verfertigt, ohne sich darum zu bekümmern, wem diese schöngeformten Beine und Waden gehören sollten, und ob sie zu den Personen paßten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Juli 1829.

Wenn Lieben Leiden iſt,
Wohne mein Leiden iſt.

Schlegel.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

6. Liebestroſt.

Der Reiſende.

Es will die Liebe ſich im Leide zeigen,
Drum will ich nimmer über Leiden klagen,
Nach Luſt und Freude mögen andre jagen,
Ich gebe liebend mich dem Leid zu eigen.

Will ſich die Freude zu der Liebe neigen,
Muß vor der Nebenbuhlerin ich zagen.
Nur Leiden werden mir die Wahrheit ſagen,
Im Leide kann ſich Liebe nicht verſchweigen.

Hab' ich der Blumen Königin gefunden,
Muß leiden ich der Dornen ſüße Wunden,
Denn unter Dornen nur blüht auf die Roſe.

Warf uns ein dunkles Schickſal ſeine Looſe,
Und ſcheidet die Geliebten weite Ferne,
Nur nächtlich ferne ſtrahlen Liebesſterne.

Wen nie die wilde Leidenſchaft zerriſſen,
Wer niemals an des Abgrunds Rande ſchwankte,
Nicht an der Liebe bis zum Tod erkrankte
Und ſich verblutet an des Grames Biſſen:

Was kann er von der Liebe Frieden wiſſen,
Zu dem noch keiner ohne Sturm gelangte?
Wem je der Sold der ſüßen Liebe dankte,
Hat um die Liebe kämpfen, leiden müſſen.

Das Feuer, dran ſich Erd' und Himmel zünden,
Läßt aus der Lava milde Reben blühen,
Schwellende Trauben ſüß im Purpur glühen.

Lakrimä Chriſti ſind die Liebesthränen;
Nur dort könnt ihr der Erde Frühling finden,
Wo ihre ſchwarzen Todesſchlünde gähnen.

*

7. Böſes Wetter.

Auf dem höchſten Gebirgrücken über dem Felſenabgrund, den man die große Schneegrube nennt. Der Berggeiſt ſitzt traurig auf einer Steingruppe, der ſogenannten Rübezahlkanzel, und macht böſes Wetter.

Berggeiſt.

Das leuchtende Gewand des Bräutigams,
Es wird zum langen ſchweren Trauermantel
Und breitet über alle Berge ſich,
Und hängt in tiefen Nebeln rings hinab.
Statt der verlornen Braut umarm' ich jetzt
Die wilde Windsbraut, der Erinn'rung
Phantom, das die Verzweiflung angſtgepeitſcht
Auf kahler Haide jagt in finſtrer Nacht,
Und nie mehr einhelt und lebendig macht.
Ich weine, weine, und der Thränen Saat
Strömt in das Land in langen Regengüſſen.
Ich zürne mir ſelbſt und blut'ge Blitze ſchlagen
Des alten Berges eigne Bruſt,
Und meinen Grimm verkündigen die Donner,
Die fern in der Geliebten Ohr verhallen.

Sturmwind.

Wie die in Wuth aufheulende Löwin
Das eben geborne, verlorne Kind
In Verzweiflung ſuchet und blind
Sich in des Abgrunds Tiefe herabſtürzt,
Heulen und ſauſen und brüllen die Winde
Hinab in die Schlünde,
Suchen und ſuchen und finden nicht.

Blitz.

Wie in des Fiebers Gluth
Alle Pulſe fliegen und drängen,
Bis ſie die läſtigen Bande ſprengen,
Flammendes Blut
Hoch aufſprizt in ſpringenden Quellen,
Springen die hellen
Blitze hervor aus dem Wolkenbruch.

Donner.

Wie ein Dummer
Immer zu ſpät kommt
Mit ſeinem Kummer,
Wenn's nicht mehr frommt,
Pfleg' ich alter Brummer
Hinterher zu grollen,
Lange zu rollen,
Bergunter,
Die Wolken hinunter;
Laß' in den Rachen
Der Nacht mit Krachen
Plumpe Bomben fallen,
Dumpf verhallen,
Daß der Tiefe Schlund,
Des Berges Grund
Muß zittern,
Erſchüttern,
Stöhnen,
Erdröhnen.

Regen.

Aber in ein ſanftes Weinen
Unabläßig unermüdlich
Löſen endlich alle Schmerzen
Sich im milden Herzen auf.
Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu ſeinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen,
Liebend zu ihr niederfließen.
Hätt' er Augen mehr als Sterne,
Alle würden weinen, weinen,
Nicht mehr ſchauend aus der Ferne,
Niederthauend, ſterbend gerne,
Innig ihr ſich zu vereinen.

Beſuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landſitz.

(Fortſetzung.)

Nach dieſem Geſpräch ſchlug Sir Walter einen Spaziergang in die Gegend von Melroſe-Abtey vor. Obgleich etwas lahm, iſt er dennoch ein vortrefflicher Fußgänger, und dieſe Art von Bewegung ſeine gewöhnliche, wenn er auf dem Lande lebt.

Er iſt groß und ſtark; ſein Geſicht entſpricht auf den erſten Anblick dem Bilde, welches man ſich unwillkührlich von einem berühmten Mann macht, durchaus nicht, und trägt die Nationalzüge der Schotten. Die Naſe iſt eingedrückt, der Raum zwiſchen Mund und Naſe groß, das Kinn klein, das Haar dunkel. Dabey ſind die Wangen breit und blaß, und die Augenbraunen weiß. Er lächelt oft, ſey es nun aus angeborner guter Laune, oder weil er alles Lächerliche ungemein ſcharf und ſchnell auffaßt. Iſt von Poeſie, und ich möchte wohl hinzuſetzen, von irgend etwas rein Menſchlichem die Rede, dann blizt ſein graues Auge feuriger, um den Mund zieht ſich eine nachdenkliche Falte, auf ſeiner erhabenen Stirn thront Ernſt und Begeiſterung. Daſſelbe beſtätigt Lord Byron in dem, im Mercure du 19-ème siècle, 1826, Nr. 15 mitgetheilten Geſpräch mit einem jungen Franzoſen. Auf deſſen Bemerkung, daß Walter Scotts Bildniß auf den Pariſer Boulevards den großen Dichter nicht verrathe, antwortet Byron: „Nicht wenn er ſchweigt, wohl aber wenn er ſpricht, hat ſein Geſicht Adel und Ausdruck; dann erräth man, was er iſt.“ Seine Stimme iſt wohllautend, von großem Umfang, zeigt ſich aber erſt dann in voller Kraft, Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit, wenn er, was in traulichen Kreiſen öfters geſchieht, ein Nationallied recitirt. Es iſt dabey auf kein Deklamatorium abgeſehen; die Begeiſterung, die Stimmung des Augenblicks ruft ihm das Lied ins Gedächtniß.

Da Sir Walter nach dem Zuſtand der Preßfreyheit in Dänemark geforſcht hatte, war es natürlich, daß er auch zu wiſſen verlangte, welche Belohnung und Aufmunterung dem däniſchen Gelehrten für ſeine Arbeiten zu Theil werde? Ich erwiederte hierauf, daß die däniſchen Schriftſteller, troß des beſchränkten Umfangs ihrer Sprache und des daraus entſtehenden geringen Abſatzes ihrer Bücher, dennoch einen verhältnißmäßig bedeutenden Beytrag zu dem allgemeinen Schatz literariſcher und wiſſenſchaftlicher Werke geliefert hätten. „Ehemals, als ſie noch in lateiniſcher Sprache ſchrieben, war der Erfolg ſowohl hinſichtlich des Ruhms als des pekuniären Vortheils weit bedeutender als jezt, wo ſie ſich der Mutterſprache bedienen. Doch hat die Regierung in den leztern Jahren eine bedeutende Summe vom Nationalvermögen zur Beförderung der inländiſchen Literatur ausgeſezt. Der Hof be-

wies hierbey wahrhaft leontinische Freygebigkeit, und die Vornehmen und Reichen folgten seinem Beyspiel. Ich hörte einen jüdischen Buchhändler erzählen, daß die königlichen Subscriptionen während der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Hälfte der Kosten der meisten herausgekommenen Bücher gedeckt hätten. Aber diese Zeiten sind vorüber. Man hört jezt Männer, deren literarischer Ruf ihnen sonst Anwartschaft auf die höchsten Staatswürden gegeben hätte, bitter darüber klagen, daß die Menschen sich nicht viel um den Preis der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse kümmerten, wenn er auch noch so ungebührlich steige; daß hingegen jedes Buch unverkauft bleibe, sobald der Preis des Bogens auch nur um einen halben Schilling erhöht würde. Die beliebtesten Schriften von Oehlenschläger haben nur eine Auflage von 1500 Exemplaren erlebt."

„Das ist allerdings kein günstiger Stand der Dinge," bemerkte Sir Walter. „In unserem Lande gibt es, Gott sey gedankt! der Preise viel, nach welchen die Schriftsteller ringen, und können sie auch nicht alle den höchsten erreichen, so gibt es noch immer genug andere, die der Annahme werth sind." — „Meine Landsleute," fuhr ich fort, „haben sich deßhalb in den lezten Jahren bemüht, ihre Werke weiter zu verbreiten, theils durch Uebersezung derselben in fremde Sprachen, theils aber auch dadurch, daß sie gleich selbst darin zu schreiben versuchten. Die französische Sprache hat in dieser Hinsicht Malte Brun und Helberg (beyde wegen ihrer politischen Meynungen aus Dänemark verbannt) sehr gute Dienste geleistet. Auch in deutscher Sprache sind einige Werke von den Dichtern Oehlenschläger und Baggesen erschienen, und der Bischof von Seeland, Dr. Münter, hat seit einiger Zeit mehr in deutscher als in dänischer Sprache geschrieben." — „Der Bischof von Seeland!" rief Walter Scott. „Dieser Name mahnt mich an eine große Schuld. Ich versäumte einen Auftrag zu erfüllen, mit dem mich der ehrwürdige Prälat beehrt hat. Er wünschte von mir zu erfahren, auf welche Art die alten Könige von Schottland mit dem dänischen Elephantenorden (heißt er nicht so?) bekleidet worden sind. Nun muß ich gestehen, daß Nachforschungen über solche Gegenstände nicht in mein Fach gehören, weßhalb ich denn auch nicht im Stande gewesen bin, die Wünsche des Bischofs zu erfüllen. Aber ich hoffe, daß Seine dänische Majestät, trotz dieser Versäumniß von meiner Seite, dennoch auf gebührende Weise mit dem Hosenbandorden bekleidet worden ist?" — „Einige Verzögerung fand allerdings hierbey Statt, in Folge einer Geschwulst, womit die Beine Se. Majestät behaftet waren. Die guten Einwohner von Copenhagen hatten bey Gelegenheit der Ueberreichung dieses Ordens fest auf den als gewiß angekündigten Besuch Sir Walter Scotts gerechnet und äußerten inniges Bedauern, als ihre Hoffnung vereitelt wurde. Doch ersparte es dem dänischen Hof zugleich eine große Verlegenheit, die leicht einen schrecklichen, damals zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsterniß (wie die Anhänger der Dichter Oehlenschläger und Baggesen ihre Oberhäupter nannten) stattfindenden Kampf hätte noch hitziger machen können." — „Wie so? wie hätte ich in denselben verwickelt werden sollen?" fragte Sir Walter lächelnd. „Ganz leicht. Die Aufmerksamkeiten, welche Ihnen von Seiten des Hofes ohnfehlbar erwiesen worden wären, hätten die Eifersucht der inländischen Dichter und Romanschreiber rege gemacht. Sie würden zum Beyspiel zur Tafel geladen worden seyn; man hatte zwar einigen Professoren der Theologie in aller Schnelle den gehörigen Rang verliehen, um sie fähig zu machen, Doktor Hobart, dem Dechanten von Windsor, einem der Abgeordneten, welche dem Könige von Dänemark den Hosenbandorden überbrachten, an der königlichen Tafel Gesellschaft zu leisten; es bleibt aber immer noch sehr zweifelhaft, ob unser größter Dichter hinsichtlich des Ranges fähig gewesen wäre, mit Ihnen bey dieser Gelegenheit hohen Orts zusammen zu treffen." — „Rang! Rang!" rief Sir Walter erstaunt. „Weßhalb hätte Ihr größter Dichter sein Mittagsmahl nicht mit mir bey dem Könige von Dänemark einnehmen können? Welchen Rang bedarf ein Mann, um mit dem König zu essen?" — „Er muß wenigstens Staatsrath seyn, um sich an der königlichen Tafel niedersetzen zu dürfen. Selbst Thorwaldsen mußte erst zu diesem Rang oder zu dieser Würde, wie man es nennen will, erhoben werden." — „Aber konnte denn der König seinen größten Dichter nicht zu einem solchen Staatsrath machen?" fragte Sir Walter. „Allerdings stand dieß in seiner Macht; aber, um mich eines einfachen englischen Sprüchworts zu bedienen: küssen geht nach Gunst, und die dänischen Dichter sind im Allgemeinen ein etwas hartnäckiges Geschlecht, zu stolz, um zu bitten, und deßhalb nicht geeignet, was man so nennt, ihr Glück in der Welt und am Hof zu machen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

In den vielen sonderbaren Kapitelchen dieser Broschüre erzählt Jal auch einige Anekdoten, unter andern folgende zwey: Ein Hofbeamter, der eine Menge Ordensbänder trägt, soll sich bey Gérard bitter darüber beklagt haben, daß dieser ihm auf dem Krönungsgemälde ein Ordensband zu wenig an-

gemalt habe, und er soll stark darauf bestanden haben, er müßte alle seine Ordensbänder haben, sonst würde er nimmer zufrieden seyn. Jal meynt, es sey grausam von Seiten des Künstlers gewesen, dem Hofmanne ein wenig Azurblau oder Mennig zu versagen. Die zweyte Anekdote bezieht sich auf die Geschichte des Gemäldes. Gérard, nachdem er den Auftrag erhalten, das Krönungsgemälde zu verfertigen, soll zwey ganz verschiedene Skizzen entworfen haben. Auf der ersten hatte er nämlich den König unter den Händen des salbenden Erzbischofs dargestellt, und auf der zweyten den Augenblick gewählt, wo der König die Huldigung der Prinzen und der Hof- und Staatsbeamten empfängt. Mit diesen beyden Skizzen begab sich Gérard zum Könige, und obgleich der Künstler schon im Stillen seine Wahl getroffen hatte, so wünschte er doch den Befehl des Königs in dieser Hinsicht zu empfangen. Der König, als ein andächtiger Mann, hielt sich an die erste Skizze und sagte blos: „Diese hier, Hr. Gérard.“ — „Erlauben mir Ew. Majestät,“ fing nun der Künstler an, „Sie zu bitten, die andere Skizze genau anzusehen. Unsere Kunst hat mancherley Gebrechen. Nicht alle Linien in einer Komposition sind pittoresk; eine lange, weißgekleidete, niedergebeugte Figur würde dem Effekt, den ich darstellen möchte, sehr ungünstig seyn.“ — „Das begreife ich sehr wohl,“ erwiederte der König; „freylich ist dieß eine Schwierigkeit; allein Sie sind ein geschickter Mann, Hr. Gérard, und Sie werden sie sicher beseitigen.“ — „Verzeihen mir Ew. Majestät, wenn ich darauf bestehe — „Je nun, Hr. Gérard, so führen Sie beyde Skizzen aus; fangen Sie mit derjenigen an, die Sie als Künstler vorziehen.“ Dieß that Gérard, nachdem er dem Könige wegen seiner Gnade gedankt und für seinen Bruder eine einträgliche Einnehmerstelle erhalten hatte. Die zweyte Skizze wurde im Großen ausgeführt, die erste wird der Künstler aber wahrscheinlich auf immer in petto behalten; denn er weiß wohl, daß ein Gemälde solcher Art wohl dem Könige und der Geistlichkeit, nicht aber der Nation gefallen könnte. Jal äußert in seiner Flugschrift, eine Summe von 100.000 Franken und der Grafentitel werde Hrn. Gérard für die Kritiken, denen sein Krönungsstück ausgesezt gewesen, wohl entschädigen. Die 100.000 Franken sind aber, den Zeitungen zufolge, zu 80.000 herabgesunken, und vom Grafentitel ist bis jezt keine Rede. Gérard ist schon Baron, und vom Baron bis zum Grafen ist der Sprung freylich nicht sehr weit; auch hat mancher Graf sicher weniger Verdienst, als Gérard; allein man meynt doch, so viel Auszeichnung habe der Künstler, der das Krönungsgemälde verfertigt, nicht verdient. Nimmt man alles zusammen, so wird man vielleicht finden, daß eigentlich Niemand bey dieser Angelegenheit befriedigt worden ist, weder der Künstler, noch der Hof, und am allerwenigsten die Nation. Vielleicht ist Jal der einzige Zufriedene, denn seine malizibse Broschüre hat guten Absaz.

Dg.

München, Juli.

(Beschluß.)

Die liebenswürdige Porzia, die nur allzu schnell den Augen des Zuschauers entrückt wird, was auch der Dichter fühlen mochte, da er, um gleichsam über sie zu beruhigen, die Kunde ihres Todes mitten in der gewaltigsten Bewegung des Stückes wie einen ferne klagenden, wehmüthigen Ton herübertlingen läßt, wurde (von Dlle. Hagen) befriedigend gegeben. Hr. Urban als Antonius erschien zwar nicht durchgehends in der klaren Bestimmtheit, mit welcher der Dichter diesen verständigen, scharfsichtigen, nie von der Macht des Herzens zu sehr überwältigten und nach allen Seiten hin abgeschliffenen Charakter zeichnete; indeß entfaltete er doch in vielen Stellen die ganze Kraft eines schönen Talentes, namentlich in der Rede vor dem Volke, die unstreitig zu den glänzendsten Parthien der Deklamation gehört. Caska (Hr. Rake), der, wie ihn der Dichter selbst schildert, „zwar diese träge Form annahm, aber doch kühn und edel ist, wo es eine Unternehmung auszuführen gibt, der seine Rohheit zu seinem guten Witz als Brühe gibt,“ blieb zu wenig Römer und erinnerte zuweilen an einen jener Lanzen- und Humpen-brechenden Harnischmänner unserer ehemaligen Ritterschauspiele. Warum man aber Hrn. Vespermann eine so untergeordnete Rolle, wie die eines Bürgers, zugetheilt hat, das mögen jene wissen, die wie der homerische Jupiter die Loose in ihrer Urne durcheinander schütteln und dem einen, wie es fällt, Ehre und Reichthum, dem andern Drangsal und Armuth zutheilen. Wenn es nun auf der einen Seite sehr betrübend erscheint, eine Schöpfung unsers Dichters, die unstreitig zu seinen tiefgedachtesten und großartigst empfundenen gehört, mit solchen Lücken und Mängeln dargestekt zu sehen, so kann es anderseits nicht befremden, wenn man bedenkt, daß nur ein allseitiges Verständniß des Dichters, eine innige Vertrautheit mit seiner Art zu denken und zu empfinden, ein psychologisches Studium seiner oft aus der geheimsten Tiefe der menschlichen Seele entnommenen Charakterzeichnungen, ein für Natur und Wahrheit durchaus offener und unverdorbener Sinn der Aufführung Shakespeare'scher Stücke Gelingen verheißen können. Wie sollten aber unsere Schauspieler zu einer solchen vertrauten Bekanntschaft mit diesem Dichter kommen? Doch wohl nicht durch eins oder zwey Stücke desselben, die man alle Jahre ein- oder zweymal gibt, wie seinen König Lear? Und noch dazu, wenn ein solches aus der Fluth tragischer Puppenspiele aufgetauchtes Meisterwerk sogleich wieder von einem Schwalle derselben, wie von einer Johanna von Montfaucon, den Räubern auf Maria Kulm, Partheywuth, Armuth und Edelsinn und dergleichen Machwerken verdrängt und weggeschwemmt wird. Wir wagen es, hier auszusprechen, daß die Werke Shakespeare's, zum unersezlichen Schaden des Geschmackes der Schauspieler und des Publikums, so lange matt, ohne Leben und Bedeutung auf der Bühne hinschleudern müssen, als dieselbe sich nicht die Mühe gibt, uns einen ganzen Cyclus jener Meisterwerke, mit möglichst kurzen Unterbrechungen, hinter einander vorzuführen. Bis dahin wird es seyn und bleiben, wie Tieck so treffend von dem Verfalle der Schauspielkunst in unserer Zeit sagt: „Wenn man nur Dichtungen gibt, denen Natur und Wahrheit völlig mangeln, so kann der Schauspieler zwar verkleiden und überhüllen, um die Karikatur wieder zu einem Gemälde zurechtzurücken; soll er aber lange diese mißliche Uebung vornehmen, so wird er endlich erschlaffen, er wird auch die grellen Uebergänge nicht mehr scheuen, sich in der Uebertreibung und den groben Pinselstrichen gefallen, und der Zuschauer wird, verwöhnt, sich bald überreden lassen, dieß rohe Bild sey die wahre Erscheinung der Natur, und durch ungeziemenden Beyfall den Darsteller um so sicherer und auf immer verderben.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juli 1829.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bey der Verehrung dieser Menge haben!
O glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!

Goethe.

Besuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landsitz.

(Beschluß.)

Bey diesen Worten heiterten sich Sir Walters Züge sichtbar auf; seine Gestalt bekam etwas Martialisches, und sein Mund, dessen Muskelspiel immer sehr lebendig ist, verkündete, daß eine angenehme Erinnerung in ihm aufstieg. „Da wir einmal von irdischen Auszeichnungen, von der Ehre, an königlichen Tafeln zu speisen, und von dergleichen Dingen sprechen," sagte er, „muß ich offenherzig bekennen, daß mir das schönste Kompliment, das ich jemals gehört, von einem Sergeanten der schottischen grauen Dragoner (derselben, welche Bonaparte in der Schlacht bey Waterloo „ces terribles gris" nannte) gemacht worden ist. Ich war in London, wohin mich die Gnade Sr. Majestät des Königs zur Krönung berufen hatte. Eines Tags, als ich bey Herrn Arbuthnot zu Mittag gespeist hatte, ging ich nach dem Essen aus, einige Besuche zu machen, und hinterließ das Versprechen, bald wieder zurückzukehren. Dieß war jedoch nicht so leicht zu erfüllen, indem das ungeheure Gedränge in der Straße das Durchkommen fast unmöglich machte. In solcher Verlegenheit beschloß ich, mich an einen meiner tapfern Landsleute zu wenden, und redete deßhalb einen Sergeanten von den schottischen grauen Dragonern an. Kaum hatte ich meinen Wunsch, durch das Gedränge zu kommen, ausgesprochen, als der Sergeant freudig ausrief: „Walter Scott! mein berühmter Landsmann! Herr, im Augenblick werde ich Ihnen Platz machen!" Unvergeßlich bleibt mir der edle Ausdruck und die stolze Haltung, womit der Dichter des Soldaten Worte wiederholte. Man sah ordentlich, wie er sich durch diesen lakonischen Lobspruch gehoben fühlte, eine Art von Lob, wie es seinem Landsmann Robert Burns noch in einem weit höhern Grad zu Theil geworden ist.

Unser Spaziergang führte uns an das Ende eines kleinen Thals, durch welches sich ein Bach schlängelt. Hier stand ein zierliches Häuschen, dessen Bewohnern Sir Walter einen Besuch zugedacht hatte, die er aber nicht zu Hause fand. „Dieß ist Doktor Morris*) Studierzimmer," sagte er mit einem bedeutenden Lächeln, als wir um die Ecke des Hauses traten. „Er ist nach Dryburgh-Abtey gegangen." Da ich wohl wußte, wie gern er sich hier aufzuhalten pflegte, äußerte ich den Wunsch, meinen frühern Plan, nach Melrose zu gehen, aufzugeben, da es doch zu spät geworden sey, um vor dem Mittagessen wieder in Abbotsford seyn zu können. Der Vorschlag ward angenommen, und so gewann ich Zeit, die reizenden, interessanten Umgebungen zu betrachten.

Der lebendige Geist des besten aller Cicerones wußte das Gespräch immer durch neue, interessante Gegenstände zu beleben, und alle Merkwürdigkeiten der Umgegend auf die anziehendste Weise zu beschreiben. Jeder Fluß, jedes

*) Sir Walters Schwiegersohn, Herr Lockhart, schrieb unter dem angenommenen Namen Doktor Morris eine Beschreibung von Schottland. Er wohnte in dem kleinen Häuschen.

Feld, ja fast jedes Haus ruft die herrliche Gabe der Darstellung in ihm hervor. Als wir an einigen Hütten in der Nähe von Abbotsford vorübergingen, fragte ich zufällig: „ob Milch in Schottland ein Luxusartikel für die ärmere Klasse sey, wie ich es häufig in England, und noch mehr in Irland gefunden?“ — „Milch ein Luxusartikel!“ rief Sir Walter beynahe erschrocken aus, „Gott verhüte, daß die Armen in meiner Nachbarschaft jemals dieses nothwendige Lebensbedürfniß entbehren sollten. Nein! die meisten unserer Hüttenbewohner besitzen selbst eine Kuh, und diejenigen, welche keine halten können, sind berechtigt, ihre Milch für einen sehr geringen Preis von den wohlhabendern Kuheigenthümern zu fordern. Doch hier sehen Sie die beste Antwort auf Ihre Frage,“ fuhr er fort, indem er sich bückte und einem blühenden Knaben, der auf dem Rasen saß, die Wangen streichelte. „Betrachten Sie diesen kleinen Burschen; würde er wohl so voll und rosig aussehen, wenn er nicht täglich sein Quantum Milch bekäme?“ Es war mir ein erfreulicher Gedanke, die Hüttenbewohner in der Nähe des Schlosses mit allen den kleinen Lebensbedürfnissen versorgt zu wissen, die sie an andern Orten so häufig entbehren müssen, und dieses beruhigende Gefühl erhöhte den Reiz der Gastfreyheit, die meiner in Abbotsford wartete. . . .

Ich vermißte bey der Tafel eine Art von Unterhaltung, die, wie ich wußte, noch wenige Jahre vorher hier stattgefunden hatte. Es pflegte nämlich gegen Ende des Mahls eine hochländische Kriegsmelodie in der Nähe des Speisezimmers zu ertönen, und wenn dann die Gäste ihre Blicke nach dem Fenster richteten, sahen sie einen edlen Hochlandspfeifer auf dem Rasen vor dem Hause auf- und abschreiten, die Federn seines Barets, die Falten seines Plaids und die Bänder seines Dudelsacks phantastisch vom leisen Abendwind bewegt. Nachdem er ein Dutzend Lieder gespielt, wurde er, dem alten Gebrauch zu Folge, hereingerufen, den Dank der Gesellschaft zu empfangen. Mit militärischem Anstand, ohne das Barret zu lüften, trat er dann herein, nahm das ihm von seinem Herrn gereichte Glas Branntwein, leerte es auf einen Zug und entfernte sich hierauf wieder eben so feyerlich, wie er gekommen. Hoher Ernst ruhte während dieser Handlung auf dem braunrothen Gesicht, auf den edlen celtischen Zügen des Pfeifers. Nachdem ihn der geistige Strom erwärmt und belebt, pflegte dann wohl eine fröhlichere Weise, als man bis jezt von ihm gehört, hinter der Thüre der weiten Halle zu ertönen, bis die Lunge, nicht länger fähig, gleichen Schritt mit dem guten Willen zu halten, ihre Dienste versagte und den Pfeifer verstummen ließ. Roderik von Skye, so hieß er, hatte, wie ich nachher erfuhr, Sir Walters Dienst mit dem Sr. Majestät Georgs IV. vertauscht, da der Schöpfer des Rhoderik Dhu (lady of the lake) und des Fergus Mac Ivor, der sich damals, im Jahr 1819, noch nicht als solcher bekannt hatte, es nicht länger schicklich fand, einen hochländischen Pfeifer unter der Dienerschaft seines Hauses in den Niederlanden zu halten.

Auch bedurfte es keiner hochländischen Musik, so mächtig und ergreifend sie auch seyn mag, um die Lebensgeister des Herrn des Festes zu wecken. Man kann sich nichts Anmuthigeres denken als die leichte und scherzhafte Weise, mit welcher er die Unterhaltung führt, besonders wenn sie sich auf den Verfasser der Waverly-Romane lenkt. Bey einer solchen Gelegenheit hat, wie mir erzählt worden, der verstorbene Buchhändler Constable einmal seine ganze Fassung zusammen nehmen müssen, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen, als Sir Walter bey Erzählung einiger Anekdoten, mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd, ganz ernsthaft rief: „Was würde der Verfasser des Waverly hieraus gemacht haben! Wie herrlich hätte sich dieß in einem schottischen Roman ausgenommen!“ Doch obgleich der Dudelsack aus dem Ritterschloß des berühmten Dichters verbannt worden ist, ertönte dennoch in seinen schönen Gemächern eine Musik, deren Eindruck ich nie vergessen werde. Und wenn man mich nach vielen Jahren fragen sollte, welches Bild aus diesen interessanten Tagen mir in der Erinnerung die meiste Freude gewähre, antworte ich ohne Bedenken: das Andenken an jenen schönen Augenblick, als Sir Walter, nachdem seine älteste Tochter eine schottische Ballade zur Harfe gesungen, rasch aufsprang,

his eye in a fine phrenzy rolling,

und, mit großen Schritten das Zimmer messend, die Ballade laut wiederholte.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

7. Todtenfeyer.

Einsames Thal. Nacht mit einem Mondregenbogen. Die todte Arabella wird von den Elfen begraben.

Gesang der Elfen.

Die Nacht so heilig und düster
Soll heute Kirche seyn,
Der Mond als frommer Priester
Das Todtenopfer weih'n.

Von Farben zart gezogen
Zwey Säulen gehn empor.
Es wölbt der Regenbogen
Des heil'gen Tempels Chor.

Wo die holde Lilie träumet,
Da ist der Altar schon.
Der Bach, der am Felsen schäumet,
Stimmt an den Orgelton.

Zum Weihrauch wollen wir holen
Den Duft vom Lilienblatt,
Oder von Nachtviolen,
Zum Tode so süß und matt.

Der Thau im Perlenglanze,
Weihwasser soll er seyn.
Es bleichen zum Todtenkranze
Die Rosen im Mondenschein.

Andächtig ist die Gemeine
Und betet still für sich,
Die lispelnden Blätter im Haine,
Kaum hörbar regen sich.

Ist die Todtenmesse gelesen,
So tragen die Todte wir fort,
Wo niemand noch gewesen,
An den geheimsten Ort.

Kein menschlich Aug' ihr weine,
Sie hat geweint genug.
Nachtpfauenaugen alleine
Sehn sie im Vorüberflug.

Johanniswürmchen begleiten
Den Zug vom Berge herab,
Die Blumenglocken läuten,
Die Elfen graben das Grab.

Die Sonne sank mit ihren Blitzen
Tief hinter des Gebirges Saum,
Die Blume schloß des Kelches Spitzen
Und starb an einem süßen Traum.

Doch bey des bleichen Mondes Schimmer
Stehn Knospen rings, entkeimet kaum,
Und blühen neu des Morgens immer,
Und träumen fort den süßen Traum.

Jean Paul an A.

Hof, den 15. März 1795.

Ihre schönen Briefe, besonders der nicht an mich gehörige, zwingen mich ordentlich, heute mein Arbeitsgewühl mit einem Vergnügen zu unterbrechen, ich meyne mit einem Brief an Sie. Warum soll ich nicht, was ich kann, beytragen, die Tazen, die der Zufall in Ihre Seele schlägt, aus der Wunde zu ziehen, um Ihre trüben Stunden wegzunehmen? Einer Person, die (wenige Züge abgerechnet) einen so wohlwollenden, gelinden, erweichenden Brief voll stiller und ergebener Schmerzen schreibt, wie Sie, darf man ja wohl rathen, wieder einen zu schreiben, weil sonst das Gewitter immer über Einem Orte bleibt, und zwar einen nach folgendem Plane: Denken Sie sich in die fremde Person — jeder hasset durchaus nur moralische Häßlichkeit — eingebildete oder wahre, folglich müssen Sie nicht Ihre Meynung von sich beym Andern voraussetzen (und daraus gegen seine Billigkeit folgern), sondern seine. Folglich müssen Sie diese angreifen. Ich würde so sagen (verzeihen Sie ja, meine Theuerste, mein vielleicht ungelenkes Wohlmeynen, um so mehr, da ich jezt keine Zeit habe, ihm die sanftere Wendung zu geben): Sie müssen jezt mit Anstrengung sich in die Verdrehungen hineindenken, womit man Ihr Schweigen, Dulden, Handeln zu einem schlimmen verkehrt. Nicht das Auge, womit Sie gesehen werden, sondern das Licht ist falsch, in dem Sie gesehen werden.

Lassen Sie, theure Freundin, immer Ihr schuldloses, reines Herz, das so oft gekränkt wird, sprechen; aber beleidigen Sie nur die Eitelkeit nicht. Wählen Sie die weichsten Worte. Man muß sanft sprechen, obwohl fest, wie Sie es thun, auch oft hart handeln; unter meinen Handlungen erlaubt mir das Gewissen keine Wahl, aber unter meinen Worten, und glauben Sie mir, man macht sich zehnmal weniger Feinde durch strenges Thun, als durch strenges Reden. Sonderbar! an sich liebt man Heftigkeit, an andern Ergebung; im Roman achten Sie nicht die stürmende, kräftige, sich entgegenstemmende Heldin am meisten, sondern die, die mit allen Kräften zur Gegenwehr gerüstet, doch mit einem feuchten Auge alle Waffen hinlegt und sagt: „Mißhandelt mich nur, ich will es dulden." Nur dann ist Nachgeben und Dulden verächtlich, wenn es aus Kraftlosigkeit und Muthlosigkeit entsteht; aber wenn man in sich das Vermögen brennend fühlt: „ich habe Trotz und Mark zum Kampf, ich könnte alles wagen, und wenn man dennoch, göttlich zufrieden mit dem Gefühl des Muths, nicht sowohl vor dem Gegner die Waffen streckt, als vor der Sanftmuth, dann hat man etwas Höheres als Muth: Ergebung in die Vorsehung. Man siegt über einen größern Gegner als den äußern — über den innern. Erreichen Sie keine äußere Absicht, so erreichen Sie doch Alles: den innern Gehalt. Sie lesen ja die Bücher nicht, um sie zu doziren und davon zu leben. Eben so üben Sie ja die Geduld nicht, um damit Menschen zu gewinnen, sondern weil sie göttlich ist.

Sie können in diesem Blatte ein treumeynendes Herz nicht verkennen. Ich habe Ihnen freylich, und das auf eine unpolirte Weise, nichts gesagt, als was Sie schon wußten, und was Ihre moralische Kraft Ihnen selbst eingibt; aber die Wahrheit wird, wie der Schall, schöner durch das Echo, ich meyne kräftiger. Der Himmel lasse der besten Freundin die Dornenkrone in einen Blumenkranz ausblühen, und schließe die bangen Prüfungen nicht nur mit Freude für ihr edles Herz, sondern auch mit fremder Besserung.

Ihr alter Freund
Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Juli.

Vor einigen Tagen wurde ein junger Mann, Namens Fenlayson, vor Gericht beschuldigt, seiner Herrschaft Silbergeräth gestohlen zu haben. Die Umstände waren sehr verdächtig; alles, was der Bursche bey dem ersten Polizeyverhör über sich selbst, seine Erziehung und Herkunft gesagt, war erlogen, aber man hatte keinen einzigen entscheidenden Beweis und er wurde freygesprochen. An demselben Tage noch brachte er, von einem Oheim, einem rechtlichen Handelsmann, begleitet, alles Gestohlene unversehrt zurück, bat wegen des Geschehenen um Verzeihung und erzählte, auf welche Weise er den Diebstahl verübt und verborgen, wobey er versicherte, daß es von Anfang an seine Absicht gewesen, die Sachen nach einiger Zeit wieder zurückzuschicken, da er dieselben blos darum genommen, um sich an seiner Herrschaft zu rächen, die ihm den Schlüssel eines Zimmers entzogen hatte, zu dessen Besitz er sich berechtigt glaubte. Nach den englischen Gesetzen kann bekanntlich Niemand desselben Vergehens wegen zweymal gerichtet werden, und folglich hat der Dieb nichts mehr von seiner Entdeckung zu fürchten. Der Vorgang zeigt jedoch, wie leicht es bey der englischen Prozedur für einen Verbrecher ist, freygesprochen zu werden, und wie sehr dieser Umstand dazu beytragen muß, die Verbrechen zu häufen, läßt sich aus unsern Parlamentsberichten über diesen Gegenstand entnehmen. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde ein junger Mann, der Bediente eines Offiziers, von einem Morde freygesprochen, den allen Umständen nach kein anderer als er begangen haben konnte. Ja er hatte die That einem Mitgefangenen gestanden, der durchaus keinen Beweggrund haben konnte, die Aussage vor Gericht gegen einen ihm ganz fremden Menschen zu erdichten; aber da er selbst ein abgehärteter Verbrecher war, wollte ihm die Jury als solche nicht glauben, obgleich sie als Menschen keinen Zweifel über die Schuld des Mannes hegen konnten.

Im Laufe dieses Jahres haben sich hier meines Wissens nicht weniger als drey unserer Landsleute entleibt, ein junger Wundarzt aus Berlin, ein junger Weinhändler von Köln, und vor wenigen Tagen eine junge Hannoveranerin, alle drey aus Verzweiflung über Geldmangel. Der Vater der leztern, ehemals Hoffechtmeister in Hannover, lebte in den lezten Jahren mit seiner Familie zu Bern. Er hatte sechs Töchter, wovon die jüngste mit einem englischen Offizier entfloh, der sie nachher heyrathete; zwey von den Schwestern aber nahmen sich die Sache so zu Herzen, daß sie sich in die Aar stürzten und ertranken. Einige Zeit nachher starb der Vater, und da man hierauf einen Theil des Jahrgehaltes, den er von seinem Hofe genoß, einzog, kamen die drey übrigen Töchter hierher, um den König um die Fortsetzung des Ganzen zu bitten oder, wie Andere versichern, um gewisse Ansprüche geltend zu machen, über deren Beschaffenheit Niemand im Reinen zu seyn schien. Die Frauenzimmer sollen gut erzogen seyn, d. h. sie verstehen einige Sprachen, Musik, Zeichnen u. s. w. und haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine Menge Romane gelesen. Wenigstens hatten sie sich fest in den Kopf gesezt, sie seyen sehr vornehme Personen, wollten nirgends als in den vornehmsten Gasthöfen wohnen und dort nach dem höchsten Styl leben. Da sie aber keine Mittel hatten, das vornehme Leben zu bestreiten und die erträumten Summen vom Hofe auch ausblieben, mußten sie endlich ins Gefängniß. Aus diesem rettete sie die Wohlthätigkeit eines der Sheriffs; mehrere andere Herren, unter andern auch der Graf Münster, interessirten sich für sie, der König selbst schickte ihnen 50 Pfund zum Reisegeld; aber die theuren Gasthöfe waren das Sieb der Danaiden; das Geld ward verzehrt, ein Wirth nach dem andern trieb sie aus dem Hause, und sie schienen endlich so berüchtigt geworden zu seyn, daß sie fast nirgends Unterkommen zu finden hoffen durften. Ob alles, was man von den Eigenheiten dieser sonderbaren Schwestern erzählt, wahr ist, mag wohl zu bezweifeln seyn; gewiß indessen ist es, daß alle drey Dolche bey sich zu führen pflegten und bald sich selbst, bald eine die andere zu erstechen drohten. Vor ein paar Tagen aber ließen sie sich gegen Mitternacht mitten in den Fluß rudern und stürzten sich alle drey zugleich ins Wasser. Der Bootsmann, nach Hülfe rufend, hatte das Glück, eine zu erfassen, während die andere sich an einem Ruder festhielt, das er ihr entgegenstreckte. Auf diese Weise rettete er beyde, aber die dritte ertrank, ehe man ihr zu Hülfe kommen konnte. Die Ueberlebenden wurden Anfangs in eine elende Hütte gebracht und von da in ein Armenhaus, wo sie sich noch befinden; ein warnendes Beyspiel für die, welche im Leben Romane spielen wollen, und für Eltern und Erzieherinnen, welche alles gethan zu haben glauben, wenn sie einem Mädchen die äußere Bildung gegeben, die man leider allein in der Gesellschaft zu suchen und zu schätzen scheint, und die sie zu Puppen karrikirt. Wären diese Mädchen nicht von falschem Hochmuthe verleitet worden, so hätten sie bey den Geschicklichkeiten, die sie besaßen, leicht ihr Brod erwerben können, ohne um Gnadengehalte betteln zu müssen. Aber es ist nicht allein in Deutschland so schlecht mit der Frauenerziehung beschaffen, es ist hier eben so, ja mit wenigen Ausnahmen in dem an den höheren grenzenden Theil des Mittelstandes noch schlimmer; nur ist das hiesige Frauenzimmer von Natur weniger zum Romanhaften geneigt. — Das Todtenschaugericht kam nach langer Berathung zum Schlusse, daß Hermandine B. sich in einem Anfalle von Geisteszerrüttung entleibt habe. Ein Hr. Dickinson, welcher die Schwestern, seitdem sie zum zweyten Male im Schuldengefängnisse gewesen, oft gesehen hat, gab an, daß der hochfahrende Geist der ältesten Schwester an all ihrem Unglück Schuld gewesen sey; daß die beyden jüngeren gern Unterstützung angenommen hätten oder in Dienst gegangen wären, wenn jene es gelitten hätte.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 165:

Ede.

Räthsel.

Rückwärts laufen und doch den Hals nicht brechen, ist meine
Kunst und Bestimmung zugleich; übe sie nun auch an mir!
Sieh! so erscheinet zuerst der Thaten gräßlichste, welche,
Seit das Menschengeschlecht lebt, zu zernichten es strebt.
Drauf erscheinet ein Fluß, der nöthigste unter so vielen;
Ohn' ihn wäre das Land Wüste nur, das er ernährt.
Noch ist ein Restchen vorhanden, an dieses hänge die Sylbe
is, und von obigem Land hast du den göttlichen Stier.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 172.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. Juli 1829.

Dein Thun war vorwärtsgehn, dein Feind das Hinderniß;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbst durch des Freundes Herz, gewiß.

Lamartine.

Mahmud II. und seine Staatsreformen vor dem Jahr 1812 *).

Mahmud II. wurde im Jahr 1785 geboren. Er ist ein Sohn des Sultan Abdul-Hamid, und der einzige Ueberlebende von sehr zahlreichen Geschwistern. Zur Zeit als Selim III. abgesezt wurde, war er, wie er es von seiner Geburt an gewesen, ein streng bewachter Gefangener im Harem, wo er seine Zeit unter Sklaven und entmannten Geschöpfen hinbrachte. Als Selim, vom Throne gestürzt, in sein altes Gefängniß im Serail wandern mußte, hatte die Familie der Osmanlis, an deren Fortdauer die Türken bekanntlich das Schicksal ihres Reiches knüpfen, so sehr abgenommen, daß man ihr Aussterben zu besorgen anfing. Denn außer dem abgesezten Selim, waren nur noch zwey Prinzen am Leben, und diese waren Söhne Abdul-Hamids und seine Vettern. Mahmud, der jüngere, mußte dem Gebrauche gemäß vor wie nach im Gefängniß schmachten, sein schwachsinniger Bruder Mustapha aber bestieg den Thron, auf den ihn die vereinigte Stimme des Muftis, der Ulemas und Janitscharen berief. Wäre Selim so grausam gewesen als manche seiner Vorgänger, so hätte er nur seine beyden Vettern ermorden dürfen, um sich Leben und Thron zu sichern, da er alsdann der einzige überlebende Abkömmling Osmans gewesen wäre, und sein blutdürstiges Volk eine solche Handlung leicht entschuldigt haben würde. Aber einer solchen blutigen That war der sanfte Selim nicht fähig, und schaudernd vor den Schrecknissen eines Bürgerkrieges, ergab er sich demüthig in den Willen des Geschickes.

Selims Unglück hatte die glücklichsten Folgen für Mahmud. Der abgesezte Fürst, welcher den Edelmuth gehabt haben soll, seinem Nachfolger auf der Schwelle des Thrones, den er verlassen mußte, die weisesten Rathschläge zur Erhaltung desselben zu geben, ward jezt der Lehrer seines Mitgefangenen, und theilte ihm alle die Bildung mit, die er von dem klugen Chelibi-Effendi erlangt und sich selbst als unumschränkter Herrscher auf dem Throne errungen hatte. Selim war nicht nur ein hellsehender Politiker, sondern auch ein Freund der Musen; er übte selbst Dichtkunst und Musik, und von ihm erbte Mahmud den gleichen Geschmack und die Kenntniß seiner eigenen sowohl als der arabischen Sprache; selbst diejenigen, welche keine Ursache haben ihm zu schmeicheln, erkennen an, daß er darin sehr bewandert ist. Das einzige, was Selim ihm nicht beyzubringen vermochte, war seine eigene Milde, Nachsicht und Großmuth; Mahmud blieb vor wie nach hartnäckig und heftig, und sein ganzes Wesen verrieth den grausamen, unbeugsamen Charakter. Einmal, so erzählt man, schlug er in der Gegenwart Selims einen Sklaven, der es in einer Kleinigkeit versehen hatte, auf den Mund, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. „Ach Mahmud," sprach der ehemalige Monarch in ver-

*) Aus Macfarlanes vor Kurzem in London erschienenem Konstantinopel im Jahr 1828.

weisendem Tone, „wenn Du erst wie ich in dem Feuerofen der Erdenplagen erprobt worden bist, wird Dich eine so kleine Sache nicht mehr aufbringen; wenn Du gelitten hast wie ich, wirst Du auch für das Leiden eines Sklaven Mitgefühl lernen.“ Wenn es auch schwer ist, die Aechtheit dieser und vieler andern Anekdoten der Art zu beweisen, so zeigt doch ihr Daseyn überhaupt, welche Meynung die Türken von dem Charakter der beyden Fürsten hegen, und wessen man sie beyde für fähig hält. Als Selim den Unterricht Mahmuds übernahm, war dieser 22 Jahre alt, und man muß sich daher noch mehr wundern, daß sein Geist in diesem Alter noch so viel Bildung annahm, als daß sein bereits gebildeter Charakter keine Aenderung erlitt. Indessen sind ihm seine Laster auf seiner stürmischen Laufbahn gut zu statten gekommen, so wie andernseits Selim seine Tugenden zum Verderben gereichten. Sein stürmisches Wesen hat Mahmud über Schwierigkeiten weggeführt, vor denen sein sanfter Vetter zurückgebebt wäre; er ließ sich, galt es seine Plane durchzusetzen, durch nichts aufhalten, wenn er auch dabey durch Ströme Blutes waten und alle menschlichen Gefühle und Rechte mit Füßen treten mußte.

Die Revolution, wodurch Selim wieder auf den Thron gesezt werden sollte, aber auf Befehl des elenden Mustapha seinen Tod fand, ist zu bekannt, um hier ausführlich erzählt zu werden. Mustarba gewann jedoch nichts durch seine Grausamkeit, als daß sein hartherziger, unbiegsamer Bruder die Stelle einnahm, die der Bairactar durch seine Rebellion seinem liebenswürdigen Vetter zugedacht hatte. Mustapha selbst mußte in Selims Gefängniß wandern, Mahmud wurde aber lange vergebens gesucht, bereits glaubte man, er sey von seinem Bruder ermordet, da ward er unter einem Haufen von Teppichen hervorgezogen, worunter er sich aus Furcht vor diesem Unmenschen versteckt hatte, welcher ihn, wie man versichert, von dem Kislar-Aga, der Sultan Selim ermordet, suchen ließ, und vor den, über die Ermordung seines angebeteten Herrn wüthenden Mustapha-Bairactar gebracht. Alle anwesenden Oberhäupter erklärten ihn sogleich für den rechtmäßigen Sultan; der Bairactar warf sich auf sein Angesicht nieder, und blieb so vor seinem neuen Gebieter liegen, bis dieser ihn aufstehen hieß und ihn zu seinem Großvezier ernannte. Noch an demselben Tage erblickte man drey-und-dreyßig Köpfe auf den Mauern des Serails. Es waren die Häupter der Mörder Selims und der vornehmsten Anhänger Mustaphas, und unter diesen erschien das häßliche Gesicht des obersten Verschnittenen kraft seiner Würde auf einer silbernen Schüssel. Die Offiziere des Shamacks und eine Menge anderer Personen wurden erdrosselt und ins Meer geworfen, und alle Weiber des Serails, die über den Tod Selims Freude bezeugt, oder, wie andere behaupten, an dessen Ermordung Theil genommen, in Säcke eingenäht und den Tiefen des Bosphorus übergeben. Aber bey all dieser furchtbaren Strenge widerstand der junge Sultan doch allen den zudringlichen Einflüsterungen seines Großveziers und seiner andern Anhänger, auch Mustapha den Strang fühlen zu lassen: „er ist mein Bruder,“ war immer seine Antwort, „er kann mir nicht mehr schaden, und ich mag sein Blut nicht auf mein Haupt laden.“

Mahmud erfuhr indessen bald, daß der Besitz des Thrones nicht nothwendig den Besitz des Glückes nach sich zieht. Er fand im Bairactar, welcher dem verehrten Selim wahrscheinlich ein treuer Diener gewesen seyn würde, einen anmaßenden Gebieter, der ihn nöthigte, die schonungslose Heftigkeit, mit der er Selims beabsichtigte Veränderungen und Reformen durchzusetzen suchte, gut zu heißen und einen Theil des Hasses, welchen der Vezier und seine alten Mitverschworenen zu Mustaphas Sturz auf sich luden, selbst zu tragen. Die allgemeine Unzufriedenheit, genährt von den Ulemas, brach endlich in einen der furchtbarsten Stürme aus, welche je Konstantinopel erschüttert, wobey Tausende erschlagen wurden und ein großer Theil der Stadt in Flammen aufging. So lange derselbe blos dem Vezier zu drohen schien, nahm Mahmud keinen Theil an dem Kampfe; als sich aber das Geschrey vernehmen ließ, man solle ihm selbst thun wie Selim und Mustapha wieder auf den Thron setzen, da nahm er die regelmäßigen Truppen (Seymens) in dem Pallaste auf; und als dieselben zulezt nach einem blutigen Ausfall zurückgeschlagen wurden, und der Pöbel mit den Janitscharen ernstliche Anstalten traf, das Serail zu erstürmen und seine Drohungen in Erfüllung zu bringen, gab er endlich, nach Einigen in einem Anfall rasender Wuth, nach Andern nach einem langen und schweren Kampfe mit sich selbst, den Befehl zur Ermordung seines Bruders. Jezt war er allein; keiner von Osmans Geschlecht konnte ihm nunmehr den Thron streitig machen, und sein Leben war jedem Türken heilig; dieß wußte, dieß fühlte er; und auf diese Ueberzeugung bauend, hat er Dinge unternommen und ausgeführt, die sich keiner seiner Vorgänger träumen lassen durfte, und wofür er mehr als einmal vom Thron gestürzt worden wäre, hätte ein anderer Prinz gelebt, den man ihm hätte zum Nachfolger geben können. Die Geburt von Söhnen konnte ihm keine unmittelbare Gefahr bringen, da die Türken nichts von Regentschaften wissen und ihre Prinzen für nichts rechnen, bevor sie das Mannesalter erreicht haben; der plözliche Tod seines ältesten Sohnes, eines zehnjährigen Kindes, wird indessen von seinen Feinden der Vergiftung von Vaterhand zugeschrieben; doch ist es viel wahrscheinlicher, daß das Kind an den Blattern starb.

Bairactar war in den Flammen umgekommen, die seinen Pallast verzehrt hatten; und der Tod dieses Mannes, welcher auf einer Seite die Rebellen befriedigte und auf der andern den Muth der Neuerer niederschlug,

stellte die Ruhe wieder her. Die Seymens machten Frieden mit den Janitscharen, und die Menschen, welche drey Tage lang mitten in der brennenden Stadt wie Tieger mit einander gekämpft hatten, gaben einander den Friedenskuß und drangen vereint auf die Auslieferung des Cadi-Pascha, welcher in dem Kampfe die Seymens angeführt, so wie der andern Häupter der Neuerer; aber Mahmud, welcher nie eine Grausamkeit um ihrer selbst willen begangen zu haben scheint, so wenig ihm das Leben von Tausenden etwas gilt, wenn es sich um Befriedigung seiner Wünsche handelt, blieb fest in seiner Weigerung und verschaffte den Verfolgten die Mittel sich zu retten. Er opferte aber dieselben wenige Monate nachher ohne Gewissensbisse und auf die niederträchtigste Weise, als sie ihm selbst gefährlich zu werden drohten, und that dabey dem Pöbel den Gefallen, daß er ihm den Kopf des Cadi-Pascha einen Monat lang zur Schau stellte.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdige Prophezeihung.

In den Schriften des berühmten Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim findet sich eine merkwürdige Prophezeihung der französischen Revolution und Napoleons, die wir hier mittheilen, weil sie noch gänzlich unbekannt zu seyn scheint. Wie sehr man auch den ehrlichen alten Theophrastus verunglimpft hat, so zeigt doch eine nähere Prüfung seiner Werke, daß er ein Mann war, der erstaunlich viel wußte und dachte, nicht nur über theologische, philosophische und naturwissenschaftliche Gegenstände, sondern auch über politische; und wenn er sich auch vieler Irrthümer schuldig gemacht, und selbst das Richtige in ein etwas phantastisches und wunderbares Gewand einkleidete, so liegt doch allen seinen Werken keineswegs Schwärmerey, sondern ein ausgebreitetes Forschen in der Erfahrung, und ein tiefes Nachdenken zum Grunde. Dieß gilt auch unter andern von den folgenden Prophezeihungen, die zwar in einer mystisch-allegorischen Einkleidung erscheinen, aber nichtsdestoweniger nur Resultate eines besonnenen Erforschens des Nationalcharakters und der politischen Entwürfe der Franzosen sind.

Das Werk, dem wir diese Prophezeihung entnehmen, führt den Titel: Astronomica et Astrologica des edlen, hochgelehrten, wohlerfahrnen Herrn Doktor Aureoli Theophrasti von Hohenheim, Paracelsi genannt. Gedruckt zu Cölln, bey Arnold Byrkmans Erben 1567 (in Quart). In einer darin enthaltenen Abhandlung sucht Theophrastus die Behauptung eines andern damaligen Astrologen, Lichtenbergers, zu widerlegen. Dieser nämlich hatte in der allegorischen Sprache ausgesagt, der französische Hahn (Gallus) werde ein Prälat werden. Theophrastus sezt selbst hinzu, Seite 103: „wie er's gemeynt hat, nämlich, daß Frankreich soll mit der Kirche eins seyn." Er selbst, Theophrastus, behauptet dagegen, jenes Sinnbild habe einen gerade entgegengesezten Sinn, denn der Prälat bedeute nur „die Kirchengüter, die von den Franzosen werden geraubt werden." Er fügt hinzu: „die Tempel und Gotteshäuser werden in Paläste und Jägerhäuser verwandelt werden, und eher wird eine Henne goldne Eyer legen, ehe noch eine Pfründe seyn wird, die nicht die Franzosenkammer verschlingen wird (S. 103)." Wir mögen von dieser Prophezeihung halten was wir wollen, so ist doch erwiesen, daß unser Theophrastus Paracelsus schon vor 300 Jahren für möglich hielt, was nachher in Frankreich wirklich geschehen ist, die Plünderung der Kirchen und Aufhebung des Gottesdienstes während der Revolution.

Er geht noch weiter und thut Seite 106 folgenden auffallenden Ausspruch: „Nun ist aber das offenbar in der Figur coeli, daß einer aus Frankreich einfallen werde in das römisch-deutsche Kaiserthum, derselbige werde einen Streif thun und mit demselben Streif (auf diesem Kriegszuge) ihm (sich) selber einen Adler zueignen, und also sich einen Kaiser nennen, und mit solchem Pompa in Frankreich wieder einziehen, wird auch trefflich Schaden thun, aber nichts namhaftes besitzen oder inne haben (behalten)." Dieß paßt eben so genau auf Napoleon, als das Obige auf die Revolution.

W. Menzel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern. Juli.

Der hiesige, im Juli 1821 gebildete Hülfsverein für die Griechen hat sich nun im Monat Juni 1829 aufgelöst und eine Schlußrechnung über seine Einnahmen und Ausgaben bekannt gemacht. Während der acht Jahre seiner Wirksamkeit hat derselbe die Summe von 30,685 Schweizerfranken für die Griechen gesammelt und solche nach bestem Vermögen, im Verein mit dem, was die übrigen gleichnamigen Schweizergesellschaften sammelten, für jene heilige Sache der Humanität verwandt. Der Schlußrechnung ist ein interessanter Brief von dem Philhellenen Hahn aus Bern, der seit 1825 in Griechenland für die Griechensache kämpft, angehängt. Er ist aus Nauplia im Oktober vorigen Jahrs geschrieben, und wir entheben ihm einige Angaben. Der Hauptmann Hahn hatte unter dem Oberst Fabvier der Expedition auf Scio (1827 und 1828) beygewohnt. Er erzählt die Begebenheiten umständlich und fährt dann fort: „Die wahren, völlig zuverlässigen Gründe des Mißlingens unserer Expedition sind folgende: nicht sowohl Mangel an Geld war daran Schuld, als weibische Bedenklichkeit, der schmutzige Geiz dieser Judenkaufleute von Scio und die niederträchtige Feigheit der Sioten, längst zum Sprüchwort in Griechenland geworden. Früher ließ es die Sciotenkommission, welche diese Expedition veranstaltet, an Geld fehlen, wodurch mancher brave Soldat mißvergnügt wurde und die Insel verließ; besonders aber ward ihr Geiz verderblich, weil er sie veranlaßte, die Blokade so elend einzurichten und nur den Nelson allein die See halten zu lassen, während man von Tschesme her mit günstigem Winde in einer Stunde, von Smyrna in 4 bis 6, von Mitylene in 6 bis 8 Stunden nach Scio gelangen konnte. Mochte

Oberst Fabvier noch so oft dieß dringend vorstellen, selbst drohen, diese schmutzigen Kaufleute meynten, sie könnten die größeren Kosten ersparen; die türkische Flotte sey ja bey Navarin verbrannt, also von der Seeseite her durchaus nichts zu fürchten; dazu kam die Feigheit der Scioten, die, sobald ein Gefecht drohte, eine Luftveränderung in den Bergen suchten. Sobald die türkischen Schiffe erschienen, schifften sich auch die elenden Schurken von der Kommission ein und überließen gefühllos ihre unglücklichen Landsleute von Neuem dem türkischen Joche, von dem sie dieselben so leicht hätten befreyen können. So mußten wir freylich an den Rückzug denken, der bey den Irregulären mehr einer Flucht glich. Auf diesem Rückzuge kamen wir durch die Mastixdörfer. Die Mastixpflanze ist ein kleiner Baum, aus dessen Stamm und Zweigen diese harzähnliche Substanz heraustrieft; im Herbste wird dem Trieben dadurch nachgeholfen, daß man kleine Löcher schlägt; um den Mastix reinlich zu bekommen, breitet man leinene Tücher über dem Boden aus. Sonderbar ist, daß in diesen Gegenden weder Trauben noch Orangen gedeihen, und umgekehrt, wo diese Früchte wachsen, sich kein Mastix findet."

„Wollen Sie sich ein treues Bild von unserm Einzuge in Mesto, einem großen Dorfe etwa 15 Stunden von Scio, machen, so denken Sie sich ein Korps von 3000 Mann, die einen Schaafe und Ziegen oder Ochsen vor sich vertreibend, oder Hühner an die Gewehre gehängt, alles Vorrath aus den verlassenen Dörfern; andere mit geistlichem Vorrath versehen, mit ungeheuern Heiligenbildern und Centnerschweren Gebetbüchern beladen, oder hie und da einen mit einem kolossalen Kreuze, unter dessen Gewichte er schwankte. So erfreulich nun auch für uns dieser leibliche und geistliche Proviant war, so herzzerreißend war der Anblick der unglücklichen flüchtenden Familien; hier ein Hausvater, unter seiner Last fast erliegend, dort eine weinende Mutter, die ihren Kleinen Muth einzusprechen sucht, dort ein ehrwürdiger Greis, in dessen weißem Barte sich eine Thräne verliert, der vielleicht in seinem Innern den schmutzigen Geiz seiner Landsleute verwünscht, welcher Schuld an seinem neuen Unglücke ist. Einer meiner Grenadiere brachte mir ein Dutzend Hühner und sagte zugleich, er habe noch etwas, wenn ich es annehmen wolle, griff in seinen Ranzen und überreichte mir ein drey Monate altes Kind, das er im Straßengraben gefunden; wie ich es auf meine Arme nahm, lächelte es mich so freundlich mit seinen hellen schwarzen Augen an, als ob Alles in Ordnung wäre; doch merkte es bald, daß etwas mit seiner Mutter vorgefallen seyn müsse, da es bey mir nicht die gewohnte Nahrung fand; diesem Uebel half ich indeß ab, indem ich seine unnatürliche Mutter mit einer Ziege ersezte, die ich melken ließ und so die Kleine besänftigte."

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Als diese Frauenzimmer den lezten verzweifelten Schritt begingen, sollen sie so arm gewesen seyn, daß sie kaum so viel übrig hatten, um ein Boot zu miethen. Es ist indessen billig, daß ich den Schwestern, nachdem ich sie getadelt, das Lob nicht versage, welches ihre treue Liebe gegen einander verdient: so wie sie sich im Tod nicht von einander trennen wollten, wollten sie es auch im Leben nicht. Denn es war eigentlich nur eine von ihnen, welche wegen ihrer Schulden eingekerkert war, und die beyden andern folgten ihr nicht nur freywillig, sondern erzwangen es auch durch die Drohung, sich zu ersteehen, wenn man sie trennen wollte, daß man sie gegen die Gefängnißordnung bey ihr im Kerker schlafen ließ. Der Himmel weiß, was aus ihnen werden wird; die, welche sie gesehen und gesprochen haben, sind alle der Meynung, daß sie sich früher oder später auch entleiben werden.

Baron Feruſſac ist hier in London in der Absicht, die Beschüzer und Beförderer der Wissenschaften zur Theilnahme an seinem Institut des Bulletin universel zu vermögen. Die Aufnahme, die er bey unsern wissenschaftlichen Männern fand, war sehr schmeichelhaft, indem dieselben sowohl öffentlich bey den Gastmahlen der königlichen, der Linné'schen und geologischen Gesellschaft, wozu sie ihn einluden, als durch persönliche Aufmerksamkeit ihre Achtung für den freysinnigen Mann zu erkennen gaben, der sich so große Verdienste um die Wissenschaften erworben. Mehrere unserer Vornehmen haben Aktien bey seinem Institut genommen, und auf den Antrag des Hrn. Brougham hat ein Ausschuß von der Gesellschaft für die Verbreitung nüzlicher Kenntnisse die Frage in Untersuchung genommen, auf welche Weise diese Gesellschaft mit der französischen in einen gemeinnüzigen Verein treten könne? Dieses Entgegenkommen der ausgezeichnetsten Männer zweyer sonst feindseligen Völker ist eines der Zeichen der Zeit; sind nur erst die Völker durch die Wissenschaften und den Handel so eng mit einander verknüpft, als sie es werden können, so ist auch die Aussicht zu einem ewigen Frieden unter der gesitteten Menschheit so utopisch nicht mehr, als Manche glauben.

Dem. Sontag gab bey ihrer neulichen Benefizvorstellung einige Bruchstücke aus der Zauberflöte in deutscher Sprache; das Stück war aber so zerstückt, daß die Vorstellung, trotz den Bemühungen der Sänger, nur einen sehr mittelmäßigen Begriff von deutscher Kunst zu geben vermochte.

Wir haben ein neues Werk von Washington Irving, nämlich A Chronicle of the Conquest of Granada, angeblich nach dem handschriftlichen Werke des Fray Antonio Agapida bearbeitet.

Die Schwierigkeit, neue Ideen im Orient zu verbreiten, ist allgemein anerkannt, und die Europäer, welche bisher auf die Chinesen oder Hindus zu wirken suchten, haben meistentheils die Schwierigkeit dadurch vermehrt, ja oft unüberwindlich gemacht, daß sie keinen andern Weg dazu einschlagen wollten, als den sie bey Europäern verfolgt haben würden; so bestehen die Missionarien darauf, unter den Hindus die Bibel zu verbreiten und ihnen zu predigen, obgleich sie meistentheils durch beydes sich nur ihrem Spotte aussezen. Die Jesuiten verstanden es besser und borgten den Priestern und Regierungen das Geheimniß ab, dem Volke die Begriffe, die sie ihm vom Christenthume beybringen wollten, durch dramatische Vorstellungen einzuprägen. Leider aber blieben sie dabey beym Aeußerlichen, beym blos Geschichtlichen und vorzüglich beym Wunderbaren stehen, welches, seiner höhern Bedeutung beraubt, eine bloße Spielerey blieb und keine dauerhafte Wirkung hervorbringen konnte. Sir Alexander Johnston, vormaliger Statthalter der Insel Ceylon und einer der größten Wohlthäter, den Indien je gehabt — denn er hat das Geschwornensystem auf jener Insel eingeführt, welches seitdem über ganz Indien verbreitet worden ist, er vermochte Europäer und Eingeborne, allen seit dem 12. August 1816 auf der Insel gebornen Sklavenkindern die Freyheit zu geben, er hat allgemeine Lehranstalten unter ihnen verbreitet — dieser Mann hat, dem Fingerzeig der Jesuiten folgend, in Indien mit der Einführung von Dramen den Anfang gemacht, welche europäischen und christlichen Gesinnungen unter den Eingebornen Eingang verschaffen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juli 1829.

— Amor hält
Nicht Schloß noch Riegel auf, er kommt, wie's ihm gefällt.

Wieland.

Burg Gleichberg.

Eine Hennebergische Volkssage.

Vor langen Jahren lebte in der Grafschaft Henneberg Graf Hans von Gleichberg auf der Burg seiner Väter. Nachdem ihm seine Ehefrau für diese Welt Valet gesagt, hatte er sich noch mehr mit seinen Nachbarn herumgeschlagen als zuvor; denn er war ein finsterer Mann, mit sich und mit der ganzen Welt zerfallen. Aber er hatte in Krieg und Fehde kein Glück, verlor eine seiner schönsten Besitzungen um die andere, seine reisigen Männer fielen von ihm ab, und mit einem Herzen voll Gift und Galle und ohnmächtiger Wuth, schloß er endlich sich, sein einziges unerzogenes Töchterlein und dessen Amme in seine ihm noch übrig gebliebene Burg, den kleinen Gleichenberg, ein. Zur bestimmten Zeit mußten ihm die Bauern Wein, Brod und andere Bedürfnisse liefern; außerdem durfte Niemand die Burg betreten. Auch versuchte es keine Katze, geschweige ein Mensch, denn der alte mürrische Graf war weit und breit übel berüchtigt, und die Ritterschaft der Umgegend scheute ihn wie einen bösen Geist. Weil er nun von keinem seiner Nachbarn etwas zu fürchten hatte und auch nicht gesonnen war, in seinen alten Tagen noch großen Hader und Streit anzufangen und durchzufechten, so ließ er die Mauern seiner Burg verfallen, ohne daß er der Hand des Maurers je geboten hätte nachzuhelfen und auszubessern.

Hatte er doch keinen Sohn und Erben seines Namens und seine Beatrix sollte mit ihrem achtzehnten Jahre ins Kloster treten, für wen sollte er da noch bauen und sorgen? Wenn du erst in der Gruft deiner Väter moderst, dachte er, mag das alte Nest vollends zusammenfallen und dir als Grabstein dienen. So saß der mürrische Graukopf in seinem morschen Bau einsam und still, und lugte Stunden lang ins Thal hinab. Seine Tochter sah er nicht anders, als wenn er mit ihr speiste und seinen Becher Wein trank. Da wurde meist kein Wörtchen gesprochen; denn Beatrix fürchtete sich sehr vor dem Vater. Nach der einfachen Tafel ritt der Alte auf die Jagd und kehrte erst in der Nacht auf die Burg zurück, wenn Tochter und Amme längst in den Federn lagen.

So ging es einen Tag wie den andern, Sommer und Winter, bey gutem und schlechtem Wetter. Die Amme war allmählig auch alt, die kleine Beatrix aber zur stattlichen Jungfrau geworden, was weder der Herr Graf noch Frau Ursula zu bemerken schienen. Leztere erzählte nach wie vor der jungen Gräfin Mährchen von Feien, Wasserniren und andern überirdischen schönen Weibern, die in Liebe für tapfere Ritter entbrannt und dieselben gefreyt, von mächtigen Kämpfern, schönen starken Jünglingen, welche Riesen und Lindwürmer erlegt, und Alles, was sie selbst von der Welt in Lieb und Leid in ihren jungen Jahren erfahren hatte. Beatrix hatte diese Dinge wohl schon hundert Mal gehört und konnte sie auswendig, aber sonderbar genug ließ sie sich dieselben, je älter

ſie wurde, deſto lieber erzählen, ſo daß es endlich ſelbſt der Amme verdächtig zu werden anfing. Beatrix träumte mit offenen Augen von den herrlichen, gewappneten Rittern, die da gefeite Prinzeſſinnen aus dem Schloſſe des Elfenkönigs oder eines mächtigen Zauberers befreyt, und die Amme hatte viel zuzureden, daß dem Fräulein nicht zu Sinne kam, ſich ſelbſt für eine gefangene Prinzeß und ihren alten, grauen, geheimnißvoll ausſehenden Vater für den Zauberer Merlin ſelbſt zu halten. Je länger, je ſchlimmer; Beatrix wurde täglich heftiger, phantaſtiſcher, ſo daß ſich die Alte nicht zu rathen und zu helfen wußte. Dem alten Grafen etwas von der Veränderung in der Tochter ganzem Thun und Weſen zu ſagen, hielt ſie aus guten Gründen für unerſprießlich, und Beatrix hütete ſich wohl, in des Vaters Beyſeyn eine unvorſichtige Aeußerung zu thun, welche dieſen hätte ſtutzig machen können, und ſo blieb Alles beym Alten. Als aber eines Nachmittags Beatrix gegen Frau Urſula den lebhaften Wunſch äußerte, die Burg auch einmal zu verlaſſen und durch die blumigen Thäler nach den fernen blauen Bergen zu wandeln, da fiel Frau Urſula ihrer Pflegebefohlenen laut jammernd um den Hals und beſchwor ſie, doch ja ſolchen Gedanken keinen Raum zu geben. Aber nach der verbotenen Frucht gelüſtete es ja unſer aller Urelternmutter am meiſten, ſie hat dieß Verlangen allen ihren Töchtern als Erbtheil hinterlaſſen, und ſo konnte Beatrix nun nicht mehr ruhen noch raſten, es ſchmeckte ihr nicht Speiſe noch Trank, und wenn Frau Urſula ſie etwas fragte, ſo gab ſie gewiß eine verkehrte Antwort. Der Gedanke war wie ein Funke in den Zunder ihres Herzens gefallen, und es ſtand in lichten Flammen, die ſie nicht wieder zu löſchen vermochte. Doch die Schlaue äußerte kein Wörtchen mehr, und täuſchte ſo Amme und Burgpfaffen, den Frau Urſula zum Bundesgenoſſen geworben. Aber im Stillen brütete ſie ein Plänchen aus und hoffte von der Zeit ſeine Erfüllung. Sie wußte, daß der Thorhüter, ſobald der Vater fortgeritten war und er das Hauptthor geſchloſſen hatte, jezuweilen ein kleines Pförtchen, welches nur von innen verriegelt war, öffnete und hinaus ſchlüpfte, wohin, wußte ſie nicht. Sie beſchloß dieſen Umſtand ſich zu Nutze zu machen, ſobald ſich wieder die Gelegenheit dazu darböte. Deßhalb machte ſie jeden Tag, ſobald der alte Graf in ſeinen Forſt geritten war, die Runde um die innere Burgmauer und blickte aus dem verſteckteſten Winkel derſelben nach dem Thürchen, ob es verſchloſſen ſey. Lange war ſie vergeblich gegangen, aber eines Tags fand ſie das Pförtchen nur angelehnt. Wer war glücklicher als Beatrix? Wie ein geſchmeidiger Aal ſchlüpfte ſie durch die Spalte, wie eine Gazelle hüpfte ſie flüchtig den ſteilen Burgberg hinab. Als wenn ihr Flügel gegeben wären, eilte ſie durch den blumigen Wieſenplan des Thales, lauſchte mit Entzücken den wunderbaren Tönen des Bachs zu und ſtaunte jeden neuen Gegenſtand mit großen Augen an. So war ſie durch Thal und Wald fortgeeilt und auf eine Straße gekommen; die Zeit, die väterliche Burg, die Amme und ſich ſelbſt hatte ſie aber ganz und gar vergeſſen. Da geſchah es, daß ein junger ſtattlicher Ritter des Wegs daher zog. Die Abendröthe ſpiegelte ſich in ſeinem blanken Harniſch, die weißen und blauen Federn wallten majeſtätiſch von ſeinem Helmſturz herab, das geöffnete Viſir zeigte ein edles jugendliches Antlitz, ſein Wuchs war ſchlank und voll; er ritt ein ſtolzes, reichgeſchmücktes Roß. Beatrix blieb ſtumm vor Verwunderung am Wege ſtehen und verſchlang den Rittersmann faſt mit den Augen. Beatrix außerordentliche Schönheit, neben ihrer ſonderbaren, verblichenen Kleidung, mußte dem jungen Manne auffallen, er hielt ſein Roß an, und beyde betrachteten ſich unverwandten Blickes. In Beatrix Geſicht ging das Erſtaunen bald zum höchſten Entzücken über, und ſie vermochte ihrer Zunge ſo wenig mehr Einhalt zu thun als ihren Geberden. „Du biſt wohl ein wackerer Wigand,“ ſagte ſie, „und haſt ein gefeites Schwert, womit Du den Alten bekämpfen möchteſt, der mich gleich einem Drachen bewacht?“ Noch mehr verwundert über dieſe ſonderbare Frage, ſprang der Ritter von ſeinem Roß, faßte die Schöne bey der Hand und fragte ſie: „Biſt du eine Fee oder ein Feenkind? Hielt Dich ein alter Zauberer in ſchnöden Banden? Wo iſt er, daß ich ihn beſtrafe?“ — „Er iſt jezt auf die Jagd geritten, wie er alle Tage zu thun pflegt, er wohnt aber dort auf jener Burg, und die Amme ſagt, er ſey mein Vater.“ — „Wie?“ rief der Ritter, „Du biſt die Tochter des alten Grafen von Gleichberg?“ — „Ich ſagte Dir ja, daß meine Amme ſo ſpricht.“ — „Und er hielt Dich ſtets auf ſeiner Burg eingeſchloſſen?“ — „So iſt's.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Mahmud II. und ſeine Staatsreformen vor dem Jahr 1812.

(Beſchluß.)

Die Janitſcharen hatten ſich unterworfen, nachdem ſie jede Spur von Neuerung ausgetilgt und wegen ihrer Rebellion um Verzeihung gebeten hatten; der Mufti war an der Spitze der Ulemas vor dem Sultan erſchienen und hatte ihm zu der Wiederherſtellung des reinen Mohametanismus Glück gewünſcht, und dieſer hatte Beyder Huldigung und Glückwunſch ſcheinbar mit größter Zufriedenheit aufgenommen. Aber bald zeigte es ſich, daß weder ſie ihr Mißtrauen gegen einen, in der Schule Selims gebildeten Monarchen abgelegt, noch er dem Plane, die von ſeinem Lehrmeiſter begonnenen Reformen auszuführen und ſich an den Janitſcharen für die ihm zugefügten Beleidigungen zu rächen, entſagt hatte.

Es war im November 1808, als er mit den beyden Körperschaften, welche seither den Sultan und den Staat beherrscht hatten, Friede schloß; aber nicht lange, so reizten die Ulemas die Janitscharen zum Aufstande, weil sie sahen, daß der Sultan sich mit Leuten umgab, die, wie Chelibi-Effendi, sich durch ihren Eifer für die Nizam-djedid und ihre Anhänglichkeit an Selim ausgezeichnet hatten. Die Janitscharen steckten die Stadt in Brand und zwangen den Sultan, seine Freunde zu entfernen. Kaum aber war der Sturm vorüber, so rief er sie wieder zu sich und vertraute ihnen die höchsten Staatsämter an. Auf's neue empörten sich die Janitscharen, die Stadt brannte noch einmal, und noch einmal mußte sich der stolze Herrscher entschließen, einem Soldatenpöbel zu Gefallen seine Räthe zu verbannen. Doch hiebey blieben die Rebellen aus der schon oft angegebenen Ursache stehen, nachdem sie den Sultan auf's Aeußerste gereizt und ihm ihre Vernichtung so zu sagen zur Pflicht gemacht hatten. Aber noch waren die Janitscharen zu mächtig, oder vielmehr es fehlte dem Sultan an Mitteln, sie offen und mit Gewalt anzugreifen; doch in Halet-Effendi fand er den Mann, der ihm die Mittel an die Hand gab, wie er durch heimtückische, machiavellische Mittel ihre Macht untergraben und sie endlich gänzlich zu Grunde richten könnte. Dieser Halet, welcher auf einer Gesandtschaftsreise nach Paris sich die europäische Politik und andere Künste zu eigen gemacht, ward der Günstling Mahmuds, und beherrschte mehrere Jahre lang, unter dem Titel eines Nizanji oder Siegelbewahrers, den Sultan und das Reich mit unumschränkter Gewalt. Sein Grundsatz war, der Zweck heilige das Mittel, und in dem hartherzigen Sultan fand er einen bereitwilligen Schüler für solche Lehre. „Wenn ich einen Feind verderben will," pflegte dieser politische Mephistopheles zu sagen, „und zwar einen starken Feind, so erkläre ich ihm nicht etwa meinen Haß und mache ihn mit meinen feindlichen Absichten bekannt; nein, ich lulle ihn in Sicherheit, bis eine Tasse Kaffee oder der Dolch eines Weibes ihm den Garaus machen kann!" Dieß war das System, dessen man sich gegen die Janitscharen zu bedienen beschloß. — Geschenke und Ehrenstellen zogen die wichtigsten Männer von dem Korps ab, und andere, die sich nicht so leicht erkaufen ließen, verschwanden allmählig in den Wellen des Bosphorus; andere von weniger Bedeutung wurden zu Vergehungen gegen die Gesetze verleitet, oder durch geschickte Zwischenträger ihren Kameraden verhaßt gemacht, und verloren die Köpfe nach aller Form Rechtens; man säete Zwietracht und Mißtrauen unter die Regimenter, und allmählig wußte man es zu leiten, daß nur solche Leute zu den Offiziersstellen gewählt wurden, die bereit waren, das Korps vernichten zu helfen. Alles dieß geschah so langsam und behutsam, daß die Janitscharen nichts Böses ahnen konnten. „Der Maulwurf arbeitet im Stillen," soll Halet im türkischen Styl gesagt haben, „aber sein Weg führt zum sichern Ziele. Der Gang der Schildkröte ist langsam, aber wenn sie nur immer sicher vorwärts geht, so erreicht sie am Ende den höchsten Gipfel. Der Scorpion versteckt seinen Stachel, und ist ein stilles, verachtetes Insekt, bis er ihn mit Sicherheit in seinen Feind stoßen kann!" Zu gleicher Zeit bediente man sich eben solcher heimtückischen, blutigen Mittel, um die Macht ferner Paschas und der Ayans, oder des Landadels, zu schwächen oder zu lähmen. Dieser alte Adel stand als eine Schutzmauer zwischen dem Volke und den Eingriffen der Priesterschaft, so wie den Bedrückungen der Kronbeamten, und ihr Fall muß große und schädliche Folgen für die türkische Nation haben. Durch die Beschränkung der Paschas und die Unterdrückung der kriegerischen Räuber, welche das Land durchzogen und sich an den Meistbietenden vermietheten, beraubte der Sultan oder Halet-Effendi die Janitscharen des Beystandes, den sie hätten in den Provinzen finden können. Die Räuber erreichte jezt die lang verzögerte Strafe, die man ihnen namentlich wegen ihrer Verbindung mit den Janitscharen zugedacht; nachdem man sie durch List getrennt, wurden sie haufenweise zusammengehauen, verbrannt, gepfählt, und auf jede mögliche Weise gemartert.

Auf diese Weise schritt Mahmud auf seiner Bahn fort, bis er alle Pascha's gedemüthigt hatte, außer Ali von Janina und Mehemed von Egypten; diese allein wußten sich durch die regelmäßige Entrichtung des Tributs zu erhalten. Das Glück, das ihn in allen seinen Unternehmungen begleitete, bezeichnete ihn dem Volke als den Mann des Schicksals, und der Sieg seines Statthalters Mehemed über die ketzerischen Wechabiten umgab seinen Namen bey den frommen Moslims selbst mit einer Art von Heiligenschein, und eine Zeitlang lieh ihm der Fanatismus neue Kraft. Der Krieg mit Rußland von 1805 bis 1812, so wie der Abfall der Griechen befreite den Sultan auf der einen Seite von vielen der ihm verhaßten Janitscharen, und machte den Nutzen der neuen Kriegseinrichtung demjenigen Theile der Nation anschaulicher, welcher nicht zu den Janitscharen gehörte und darum kein persönliches Interesse dagegen hatte; eine Ueberzeugung, welche später durch die von den regulären egyptischen Truppen in Morea errungenen Vortheile noch bedeutend verstärkt wurde.

Deutsches Sprüchwort.

Heute nicht und auch nicht morgen,
Eher aber übermorgen,
Und wenn übermorgen nicht,
Etwa überübermorgen,
Wenn's jedoch an Zeit gebricht,
Ueberüberübermorgen.
Und wenn's dann auch nicht geschicht,
Nun so laßt das ewige Sorgen!

A. Schöll.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortſetzung.)

Miß Johanna Baillie hat, in Johnſtons menſchenfreundliche Abſicht eingehend, unter dem Titel: die junge Gattin (the Bride), ein Schauſpiel geſchrieben, welches Sir Alexander in Indien in 56 der gewöhnlichſten Mundarten überſetzen läßt, damit ſolches in allen Gegenden des Landes und vor allen Volksklaſſen vorgeſtellt werden könne. Es behandelt vorzüglich die Leidenſchaft der Eiferſucht, zu welcher bekanntlich die Hindus bis zum Uebermaaß geneigt ſind, und zeigt ganz leiſe, auf welche Weiſe dieſe ſonſt ſo verderbliche Gemüthskrankheit durch chriſtliche Geſinnungen in Schranken gehalten werden kann. Das Original wird in Kurzem, von indiſchen Koſtümen begleitet, hier bey Colburn erſcheinen, und der aus dem Abſatze des Werkes zu erzielende Gewinn iſt zur Beförderung der von Sir Alexander Johnſton auf Ceylon gebildeten Lehranſtalten beſtimmt. Wer muß nicht einem Unternehmen Glück wünſchen, deſſen Ziel nichts Geringeres iſt, als die Bildung von mehr als 120 Millionen in der tiefſten Finſterniß befangener Menſchen und ihre Vorbereitung zu den Lehren des Chriſtenthums!

Sir Alexander Johnſton iſt jezt Präſident des Korreſpondenz-Ausſchuſſes der hieſigen aſiatiſchen Geſellſchaft, deren lezter Bericht eben vor mir liegt. Je ausgedehnter die Plane dieſer achtbaren Geſellſchaft ſind, deſto thätiger hat ſich dieſer Ausſchuß gezeigt, dieſelben ihrer Ausführung näher zu bringen. Zu dem großen Unternehmen, nach und nach alle wichtigen aſiatiſchen Werke überſetzen zu laſſen, welche es noch nicht ſind, hat ſich derſelbe des Beyſtandes der oſtindiſchen Geſellſchaft, der beyden Univerſitäten und vieler Großen des Landes verſichert, und das Geſchäft hat bereits begonnen. Der Ausſchuß iſt mit dem königlichen Inſtitut, der mediziniſch-botaniſchen Geſellſchaft und dem Mechaniker-Inſtitut in London in Verbindung getreten, um über orientaliſche Kunſterzeugniſſe, über alle Gewächſe, welche in irgend einem Theile Indiens als Nahrungs- oder Heilmittel dienen, und die Maſchinen, welche dort im Gebrauche ſind, die genaueſten Berichte zu ſammeln, und zwar in der Abſicht, um in Indien ſowohl als in England dasjenige einzuführen, was dem einen oder dem andern Lande fehlt und was das andere beſizt. In Indien und andern Theilen Aſiens und Afrika's läßt er durch amtliche und andere Perſonen Nachrichten ſammeln, einerſeits über die an der öſtlichen Küſte von Afrika, auf den Comoroinſeln, auf der nordweſtlichen Küſte von Madagascar, den Küſten von Indien und Ceylon, auf den Lacadive- und Maldiveninſeln, auf Sumatra und andern Eilanden der dortigen See wohnenden Araber, die ſich ſeit dem 10ten Jahrhundert in jenen Gegenden niedergelaſſen und den mohrmedaniſchen Glauben mit mancherley Modifikationen beybehalten haben, und zweytens, über die im ſüdöſtlichen Aſien verbreiteten Buddhiſtiſchen Sekten, über welche übrigens die Geſellſchaft bereits bedeutende Notizen beſizt. In ſeiner Korreſpondenz mit den europäiſchen Höfen hat ſich der Ausſchuß eben ſo thätig bewieſen, und die Antworten von den meiſten Höfen ſind aufs befriedigendſte ausgefallen, beſonders von Kaiſer Nikolaus, welcher der Geſellſchaft zugleich ein vollſtändiges Exemplar von Pallas Werken ſchenkte. Auch die aſiatiſche Geſellſchaft zu Paris zeigt ſich ſehr eifrig, der hieſigen in ihren größen Zwecken behülflich zu ſeyn. Wenn dieſe Geſellſchaft ſo fortfährt, wie ſie angefangen hat, ſo darf man ſie als die thätigſte und nüzlichſte in Europa betrachten.

(Der Beſchluß folgt.)

Bern, Juli.

(Beſchluß.)

Nach mehreren Monaten eines beſchwerlichen Seeaufenthalts erfolgte im Juni (1828) Befehl zur Rückkehr nach Samos. „Wir kamen," erzählt Kapitän Hahn, „nach Samos und ich ging ans Land, die Stadt zu beſehen. Da ich Niemand kannte, folgte ich meinem Feldwebel zu einem Prieſter von ſeiner Bekanntſchaft, der ein hübſches Weibchen hatte, dieſe aber eine noch viel ſchönere Schweſter, die vor drey Stunden Mutter geworden war. Das Räuſpern und die Ausgenſprache konnte ich zuerſt nicht verſtehen, endlich merkte ich, daß ich das Kind über die Taufe halten ſolle. Anfangs machte ich einige Schwierigkeiten, willigte aber ein, da ſie es für eine unermeßliche Ehre hielten, einen Kapitän der Taktiker und noch dazu einen Deutſchen zum Gevatter zu bekommen. Mein Entſchluß war bald in der ganzen Stadt bekannt, und von unſerm Hauſe bis zur Kirche bildete ſich eine Reihe von Menſchen. Die Geſchenke waren eingekauft; ein ſchöner Shawl wurde mir um den Hals gebunden, worin man das niedliche Mädchen mit ſeinen ſchönen ſchwarzen Augen legte, das ich nun bis zur Kirche tragen mußte; um dem Ding ein Anſehen zu geben, hatte ich zwey lange Grenadiere hinter mir. In der Kirche verrichtete ich alles mit der größten Ernſthaftigkeit, machte meine Kreuze und küßte die Bilder, ſo daß die Leute meynten, ich müſſe ein Kalos Christianos (guter Chriſt) ſeyn. Aller Aufmerkſamkeit war nun auf den Namen gerichtet, den ich dem Kinde geben ſollte, und als ich mit lauter Stimme ſprach: Albertina Athina, hielten ſie ſich beym erſten, ihnen unbekannten Namen nicht auf, wie ſie aber den zweyten hörten, war die Zufriedenheit auf jedem Geſichte zu leſen. Nun warf der Prieſter das Kind ganz nackt in einen mit lauwarmem Waſſer gefüllten Keſſel, wobey mir um das Leben meiner Albertine bange wurde; auch mußte ich den Körper mit Oel einreiben, um ihn gegen alles Böſe zu ſichern, dann einige dem Kinde abgeſchnittene Locken ins Waſſer werfen, ſo wie noch mehrere Ceremonien beobachten. Nachdem ich mit der nämlichen Prozeſſion wieder zu Hauſe angekommen war, übergab ich der Mutter das Kind mit dem griechiſchen Spruche: Gott möge es gegen alles Ungemach während ſeines irdiſchen Lebens bewahren! Vater und Mutter wollten ſich mir zu Füßen werfen, um ſich für die große Ehre zu bedanken, allein ich ließ es nicht zu; ich ſollte noch die Nacht im Hauſe zubringen, ich mußte jedoch auf die Fregatte zurück. So übte ich nicht nur eine Chriſtenpflicht aus, ſondern wurde auch lebhaft an manche ſchöne Stunde in meinem Vaterlande erinnert. Wie wünſche ich doch, es möchte mir möglich werden, mein theures Vaterland wiederzuſehen! Allein der Sold für einen Hauptmann, zwölf Thaler monatlich, iſt kaum hinreichend für den Lebensbedarf, ohne die andern nothwendigen Ausgaben zu rechnen, wobey alles in ſo hohem Preiſe ſteht und der Offizier doch gleich den Europäern erſcheinen ſoll. Ob der Staat Rückſicht nehmen wird auf unſere geleiſteten Dienſte, unſer überſtandenes Elend, weiß ich nicht, weil der Präſident beſonders mit dem Militär ſehr haushälteriſch verfährt. Alles iſt ſehr geſpannt, ob Griechenland ein Freyſtaat werden, oder unter einer der drey Mächte ſtehen ſoll; mich dauert das arme Volk, das gewiß viel beſſer iſt, als man in der Welt ausſchreit, ſo wie das Blut der Europäer, wenn wir hier vergeblich ſollten gelitten und gekämpft haben."

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

№. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juli 1829.

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück;
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Goethe.

Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich.

Von Schubert.

Wie die Handlungen eines überlegenden Mannes plötzlich aus der unsichtbaren und unerkennbaren Region der Gedanken und innern Vorsätze hervortreten und nun erst dem Auge sichtbar werden, so tritt mit einem Male die Welt des Lebens, die Welt des Organischen in das Gebiet der Zeit herein, aus einem Umfange, welcher für sich selber unsichtbar und unerfaßbar, erst durch sein Hineinwirken in die Elemente der unorganischen Natur erkennlich und verständlich wird. Er selber ist überall und immer da, wie das Sonnenlicht im Raume der Planetenbahnen. Wie aber jenes erst zum sichtbaren und wärmenden Lichte wird, wo es in den Regionen des lichtlosen Aethers der festen, undurchsichtigen Oberfläche eines Planeten begegnet, so werden die Bilder und Rathschläge eines ewigen Denkens für unsere Seele erst wahrnehmbar und wirksam, wenn und wo sie sich der Behausung der Leiblichkeit nahen.

Es ist hier kein Uebergang. Die Nacht, welche die Oberfläche der Erde umschattet, würde für sich selber nie aufhören Nacht zu seyn, würde für sich selber nie zum Tage werden, wenn nicht eine Sonne von obenher aufginge und in den nordischen Winter, in das Dunkel der Nacht den Tag brächte. Ein trefflicher, tiefblickender Naturforscher, Berzelius, hat mit überwiegender Kraft der Erfahrung gezeigt, „daß dieses Etwas, welches wir Lebenskraft nennen, gänzlich außerhalb den unorganischen Elementen liege.“ In der That, wer aus einer Steigerung der Kälte die Wärme, oder, was dasselbe ist, wer aus einem Geschäfte der unorganischen Elemente die Welt des Lebens herleiten und schaffen will, der gleicht jenem Landmanne bey Hans Sachs, welcher aus den Käsen einer Kuh Kälber ausbrüten wollte.

In der unorganischen Natur gestaltet sich immer nur das, was der Grundform nach und in seinen Elementartheilen bereits schon sinnlich wahrnehmbar vorhanden war; der in die salzige Auflösung eingetauchte, bereits gebildete Krystall drängt freylich durch seinen polarisirenden Einfluß der Flüssigkeit alsbald einen gleichartigen Krystall nach dem andern ab; wenn aber in ihr der Vorrath des schon vorhandenen, nur noch nicht zur festen Gestalt gewordenen Salzes erschöpft ist, hört dieses wetteifernde Nachahmen der Bildungen auf. So können überall die in der unorganischen Welt selber wirkenden Kräfte nichts anders, als die schon in diesem bestimmten Maaß, in dieser bestimmten wechselseitigen Beziehung vorhandenen Stoffe vereinen oder wieder trennen.

Dagegen erzeugt das organische Leben etwas, das dem niederen Element unmöglich war; es schaffet aus einem Umfange, der für viele verschiedenartige Wesen derselbe und gleiche ist, ein in den herbeygezogenen, ernährenden Elementen weder begründetes, noch aus ihnen, nach dem Gesetz der niederen Anziehungen herzuleitendes System der Gestaltungen und Wechselwirkungen, welches entsteht,

ſeine Zeit hindurch wächſt, ſeines Gleichen erzeugt und wieder vergeht. In dieſem Akt eines ſelbſtſtändigen Schaffens, in dieſer Kraft, ſeines Gleichen zu erzeugen, liegt ein Hauptunterſchied der organiſchen von der unorganiſchen Natur. Dieß wird ſchon in dem alten, heiligen Schöpferworte angedeutet: „Es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach ſeiner Art Frucht trage, und habe ſeinen Saamen bey ſich auf Erden.“

Jener Phanes der Egypter, darſtellend als Widder des Thierkreiſes die allgebärende Frühlingszeit des Jahres, trägt ſchon das alle Lebenskeime der Dinge enthaltende Ey im Munde, und nach ihm folget dann als Stier die Gebärerin der beyden Zwillingsgeſtirne des Tages und der Nacht, der Sonne und des Mondes. So geht das ſtill wachſende Pflanzenreich dem Thierreich voran, gleich wie der Zuſtand des noch unbefruchteten Eyes, dem vom oberen, ſelbſtſtändigen Leben bewegten Zuſtande des befruchteten.

In dieſem einfachen Bilde erſcheint das eigentliche, innere Verhältniß des Pflanzen- zum Thierreich klar und deutlich:

Die weibliche gebärende Kraft der Thiere, namentlich der Vögel, erzeuget für ſich ſelber das Ey, ein Gebilde, in welchem die Maſſe, die nachmals vom zeugenden Prinzip überkleidet, und durch dieſes von Neuem geboren, zum ſelbſtſtändig bewegten, lebenden Thier wird, ſchon ganz als dieſelbe vorhanden iſt. So iſt und wirkt in der Pflanze dieſelbe Kraft, welche im Ey wächſt, welche die Häute mit ihrem zarten Gewebe, welche Dotter und Eyweiß ſammt ihren Banden aus dem wäßrig Flüßigen geſtaltet und zuſammenfügt; das entſtandene Gebilde weiß aber noch nichts vom Ein- und Ausathmen der Luft, noch nichts vom Bewegen und Empfinden. Ein Augenblick der neuen, höheren Geburt und Belebung — die Befruchtung — kommt hinzu; die Maſſe des Eyes wird von einem nie wägbaren, dem Auge nie ſichtbaren Einfluſſe überkleidet, und wie wird nun das Alles ſo anders! Ein Herz pulſirt zwiſchen Eyweis und Dotter, Muskeln bewegen ſich; mitten unter den Häuten und Flüſſigkeiten entſtehen Nerven und Knochen, Gehirn und Augen und Glieder.

So iſt das Pflanzenreich, im Vergleich mit dem Thierreiche, das Werk einer blos mütterlich geſtaltenden, den belebbaren Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel iſt für beyde dieſelbe und dennoch von einem zum andern kein Uebergang. Es iſt ein Moment, ein unſichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachſende, unbewegliche Pflanze war, das iſt durch jenen Moment mit einem Male zum beweglichen, empfindenden Thier geworden.

Das Pflanzenreich gleichet mithin dem Ungebornen im Mutterleibe; das Thierreich dem Ausgebornen, ſelbſtſtändig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborne im Mutterſchooße, es geſtaltet ſich nicht durch eigene, inwohnende Kraft, ſondern es wird geſtaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man ſagt, daß die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der Leztern auf das Ungeborne geſtaltend einwirken, in ihm ſich ſpiegeln. So ſpiegeln ſich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen einer unſichtbaren, die Sichtbarkeit im Schooße tragenden und gebärenden Mutter. Denn die Lebendigen alle, ſie ſind die zur ſichtbaren That gewordenen, vorhin unſichtbaren Gedanken und Willensmeynungen einer ewigen Weisheit, die ſie trägt und kennt.

(Der Beſchluß folgt.)

Burg Gleichberg.

(Fortſezung.)

Von des Ritters Seite erfolgten nun Fragen auf Fragen, und von der ihrigen die naivſte Erzählung ihres ganzen Jugendlebens mit allen Ammenmährchen, allen Träumen und Wünſchen, ſo daß der Ritter endlich, von Seligkeit berauſcht, zu ihren Füßen ſtürzte, was Beatrix gar nicht übel gefiel. Sie ſezten ſich ſcherzend und koſend unfern des Wegs auf eine Raſenbank unter einer breitäſtigen Linde, und bemerkten nicht, wie der Tag ſich zu neigen begann und die Sonne zur Ruhe ging; aber des Ritters Rößlein, welches ſeither auf der fetten Weide gegraſt, erinnerte ſie, herbeykommend, an Zeit und Stunde. Da wurde Beatrix gar traurig, als ſie von ihrem Geliebten vernahm, wie ſie ſich nun trennen müßten, aber als er ihr mit Hand und Mund verſprach, ſie morgen wieder auf der Burg aufzuſuchen, ergab ſie ſich getroſt in ihr Schickſal. Der Ritter begleitete ſie bis an den Burgberg, ſchwang ſich dann auf ſeinen Gaul und trabte davon, Beatrix aber ſchlüpfte raſch durch das noch geöffnete Pförtchen. Die Liebe macht nicht allein verliebt, ſie macht auch liſtig; Beatrix ſtahl ſich durch die Dämmerung in den Burggarten, bettete ſich in einem entfernten Winkel deſſelben unter einem blühenden Fliederbaum in's Gras, und ſtellte ſich, als ob ſie ſchliefe. Dabey konnte ſie ungeſtört ihren Gedanken an den Ritterjüngling nachhängen und ſich das Entzücken des Wiederſehens am morgenden Tag ganz ausmalen. Da ertönte der Amme angſtvoller Ruf plözlich durch den dunkeln Garten, und Beatrix antwortete aus ihrem Grasverſteck mit ſchwacher Stimme. „Beym heiligen Antonius! was habt Ihr hier zu ſchaffen?“ rief die erſtaunte Amme. — „Ey, ich habe geſchlafen,“ entgegnete Beatrix unſchuldig. „Hab' ich daran etwa auch eine Sünde gethan? Im Schatten dieſes Fliederbuſches ruhte ſich's ſo ſanft, ich bin entſchlummert, und eben jezt bin ich auf Deinen Ruf erwacht, gute Amme.“ — „Aber ich

habe Euch doch schon seit drey Stunden durch die ganze Burg gesucht und wohl hundert Mal Euren Namen im Garten und ganz nahe an diesem Platze mit der lautesten Stimme gerufen.“ — „Das macht der Flieder,“ versetzte Beatrix. „Ihr habt mir ja selbst gesagt, daß die Fliederblüthe den Schlaf befördere und daß man unter einem blühenden Fliederbusche wie ein Todter fest schlafe und wunderliche Träume habe. So ist es mir nun heute ergangen; denn ich habe Euer starkes Rufen durchaus nicht vernommen, sondern einen wunderschönen, gar seltsamen Traum gehabt.“ — „Ei, so erzählt doch, liebstes Fräulein,“ rief die Amme, auf einmal ausgesöhnt; denn Träume hörte sie ganz besonders gern. Die schlaue Beatrix hätte das schönste und herrlichste Geheimniß ihres Lebens unmöglich ganz für sich behalten können — wo wäre ein weibliches Herz, das solches vermöchte? — deßhalb hatte sie schnell eine List ersonnen, mittelst welcher es ihr gelang, der Amme ihr ganzes Glück mitzutheilen und sich doch nicht zu verrathen; denn sie erzählte die Ereignisse des verflossenen Nachmittags als ihren Traum. Dabey schmückte ihre Phantasie den Ritter und alle Umstände ihres Abentheuers mit so glühenden Farben, daß der guten Amme nicht einmal die leiseste Ahnung kam, als sey dieß Alles wirklich geschehen. Ja Frau Ursula wurde durch Beatrix Beschreibung so sehr für den Traumritter eingenommen, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als er möchte auch ihr einmal erscheinen. Ein Umstand des Traums beschäftigte sie vorzüglich stark, nämlich daß der Ritter ihrer Milchtochter versprochen, sie den folgenden Tag wieder heimzusuchen, und sie quälte sich die ganze Nacht, ob das wieder von einem Traume oder von der Wirklichkeit zu verstehen sey. Wie dem aber auch seyn mochte, der Ritter besaß ihre Gunst im vollsten Maaße.

Der Morgen kam; der Traumritter spukte noch immer in Ursula's Kopfe, aber Beatrix wollte vor Ungeduld vergehen, als eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß sich eine Spur vom Ersehnten blicken ließ. Schon waren sie mit Bereitung des Mittagsmahles beschäftigt und die Jungfrau tröstete sich in ihrem Innern eben mit der Annahme, der feine Ritter werde wohl in der Abwesenheit ihres Vaters ihr die Aufwartung machen, und das sey jedenfalls auch das Vernünftigste; da ertönten plötzlich drey Trompeten vor dem Thore, ein Ton, welchen seit Menschengedenken auf der Burg Niemand vernommen hatte. Frau Ursula, aufs höchste überrascht, Beatrix, entzückt, warfen die Löffel aus den Händen und flogen über die ausgetretenen Stufen in den Hof und der Ringmauer zu. „Er ist's! er ist's gewiß!“ rief die Jungfrau und umarmte freudetrunken die Amme, und diese kreuzte und segnete sich, und verkündete dem Fräulein, daß es der Elfenkönig oder der Bergkönig seyn müsse; denn nur diese Majestäten könnten einem so natürlich im Traume erscheinen und nachher selbst kommen. Endlich war man oben und der Blick hinab vergönnt. Wie schlug da die gute Amme ihre Hände zusammen! Welch' unwillkührliche Töne trunkener Lust entfuhren ihr! Ein schmucker Ritter im herrlichsten Staate hielt mit drey Trompetern und zehn Reisigen vor dem Thore. Die Pracht ihres Anzugs blendete fast das Auge. Unter allen aber ragte der Ritter an Gestalt, Schönheit und Pracht hervor. Seine Rüstung strahlte wie lauter Diamanten, seine Binden waren von Gold und Silber, und ein Fähnlein führte er, blau und roth, die Farben der Liebe und Treue. Beatrix wußte vor Entzücken und Wonne nicht wo sie war, da ertönten wieder die Trompeten und der Herold rief mit lauter Stimme: „Graf Treumann von Hoheneck begehrt ritterlichen Einlaß auf die Burg Gleichberg. Er hat dem Grafen etwas Wichtiges zu entdecken. Er verspricht auf sein ritterliches Wort, die Burg nach einer Viertelstunde zu verlassen.“ Zu aller Zuschauer ungemessener Freude öffnete sich das Thor, und da ging es nun an ein Händedrücken und Verneigen herüber und hinüber, und die alte Amme trieb's schier noch bunter, als ihr junges Milchtöchterlein. Die Freude des Bewillkommens wurde aber bald durch den alten Grafen gestört, welcher sich auf den Hausstufen zeigte, um den zudringlichen Gast zu empfangen und nach dessen Begehr zu forschen. Der Ritter stieg vom Pferde, ging auf den Grafen los und verneigte sich tief vor ihm. „Was führt Euch auf diese meine Burg?“ fragte der Graf barsch. „Ich bin in minniglicher Absicht gekommen,“ erwiederte der Ritter, „damit ich bey Euch, wie sich ziemt, um die Hand Eurer Tochter anhalte, welcher ich in ritterlicher Minne zugethan bin.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, Juli.

Daß Chateaubriand nicht lange zu Rom aushalten würde, wußte man schon im Voraus; für diesen genialen Mann ist Paris das einzige Element; er muß frey sprechen und frey schreiben können, über Literatur und Politik, mit geistesverwandten Personen; was kümmern einen solchen Mann die kleinlichen Intriguen einer Curia? Kaum war er wieder in Paris angelangt, so regten sich auch seine Verleger wieder, denen vermuthlich angst war, die Sammlung seiner Werke möchte unvollendet bleiben; was ließ sich von Chateaubriands Aufenthalte unter den Kardinälen und den Diplomaten hoffen? Hier in Paris aber reizt ihn jeden Augenblick etwas; bald hält er eine Rede in der Pairskammer, bald schreibt er eine Flugschrift über Zeitereignisse, bald ist es wieder etwas anderes, was seine rege Phantasie und seine Feder in Bewegung setzt, und der listige Buchhändler Ladvocat ist sogleich dahinter, um es in die Sammlung der Chateaubriandschen Werke einzutragen, ohne das Urtheil der Nachwelt abzuwarten, oder sich auch nur darum zu bekümmern, ob das, was Chateaubriand heute schreibt, nach Verlauf von einigen Jahren noch interes-

ſant genug ſeyn wird, um einen Platz in der Sammlung der Schriften des Verfaſſers zu verdienen. Dieſe bänderreiche Sammlung iſt ſchon teſtbar genug, und könnte füglich bey den eigentlichen literariſchen Schriften Chateaubriands ſtehen bleiben; allein Hr. Ladvokat hat eine halbe Million Franken für das Verlagsrecht der ſämmtlichen Schriften bezahlt, folglich muß auch alles mit hinein, was ſich nur auffinden läßt; je mehr Bände, deſto beſſer, denn das Exemplar läßt ſich theurer verkaufen. Nun wußte man, daß Chateaubriand ſchon ſeit langer Zeit ein Trauerſpiel „Moſes“ gedichtet habe. Dieſe Dichtung war bisher im Pulte verborgen geblieben; jezt aber, da Ladvocat das Eigenthum der ſämmtlichen Geiſtesprodukte des Verfaſſers erworben hat, muß auch das Trauerſpiel heraus. Natürlich drangen die zahlreichen Freunde Chateaubriands darauf, er möchte ihnen daſſelbe vorleſen. Zu den Verehrern des großen Schriftſtellers gehört auch die berühmte Mad. Recamier, die, obwohl jezt fünfzigjährig, doch noch immer ſchön und reizend iſt, und die ſich zwar aus dem großen Getümmel dieſer Hauptſtadt in eine einſame Wohnung zurückgezogen hat, aber noch immer einen großen Cirkel von Freunden, meiſtens Schriftſtellern und Künſtlern, Abends um ſich verſammelt. Dieſer Freundin nun hatte Chateaubriand verſprochen, ſeinen Moſes an einem Sonntag vorzuleſen, und ſeine auserleſenen Freunde, ungefähr 60 an der Zahl, waren bey ihr am Abend zum Anhören des längſt dem Titel nach bekannten Trauerſpiels beſchieden worden. Man kann leicht denken, daß Niemand fehlte. Es war ein merkwürdiger Anblick, die berühmten Männer aus der Pariſer Schriftſteller- und politiſchen Welt, als Keratry, Barante, Villemain, die hübſche Dichterin Delphine Gay und ſo viele andere um den genialſten Schriftſteller Frankreichs und um die Frau, die vor 20 Jahren als die ſchönſte im ganzen Reiche geprieſen ward, verſammelt zu ſehen. Mad. Recamier wohnt in dem äußern und nicht verſchloſſenen Theile des Nonnenkloſters, Abbaie-aux-bois genannt. Schon der Umſtand, daß die ſchönſte der Frauen, die ſonſt in einem Bankierhôtel, das einem Kloſter ſo unähnlich ſieht, und in dem glänzenden Cirkel von Weltleuten den Vorſitz führte, jezt in einem Kloſter wohnt, hat etwas Auffallendes; allein ihre gewöhnliche Geſellſchaft hat nichts Klöſterliches; die am vorigen Sonntage verſammelte war nun auch ganz und gar nicht klöſterlich, und ihr Geſellſchaftsſaal ſieht auch nicht aus, wie ein Kloſter, denn es hängt da das große Gerardſche Gemälde, Corinna am Geſtade des neapolitaniſchen Meerbuſens, und dieſes Gemälde wird Abends auf eine geſchickte Art beleuchtet, ſo daß das Licht ganz auf die hehre Geſtalt Corinnens fällt, welche dadurch gleichſam magiſch glänzt, indeß der übrige Theil des Gemäldes, das heißt die Küſte und das Meer, noch dunkler erſcheint, als ihn der Künſtler gemalt hat. Schon das bloße Anſchauen dieſes Kunſtwerkes wäre ein Genuß für den Abend geweſen; aber wie viele andere waren hier noch für die Gäſte bereitet! Gegen 9 Uhr trat Chateaubriand hervor und begann mit dem Vorleſen ſeines Trauerſpiels, wovon er aber ſelbſt nur die lezten Aufzüge vorlas; die erſten wurden von Lafond, Schauſpieler des Théâtre français, vorgeleſen. Bey dem Trauerſpiel Moſes hat dem Dichter unſtreitig Racines Athalia vorgeſchwebt; Moſes iſt ganz in dieſem Geiſte und nach dieſem Muſter gedichtet. Die eigentliche Handlung im Stücke iſt die halb menſchliche, halb göttliche Geſetzgebung des Anführers des iſraelitiſchen Volkes. Während Moſes auf dem Berge Sinai die Geſetztafeln empfängt, ſtiftet Aarons Sohn, der eine Moabiterin liebt, einen Aufruhr unter dem Volke an und wirft ſich zum Anführer der Iſraeliten auf, die er zur fremden Religion verführen will. Moſes kommt mit den Geſetztafeln vom Berge herab. Nun beginnt der Kampf zwiſchen Religion und Abgötterey, Nationalität und fremder Herrſchaft, bis endlich Aaron unterliegt und ins Verderben geſtürzt wird.

(Der Beſchluß folgt.)

London, Juli.

(Beſchluß.)

Der Redakteur einer nordamerikaniſchen Zeitung, des Harriſon-Telegraph, in dem neuen Staate Ohio, beſchwerte ſich neulich, daß er vom 1. Auguſt bis zum 1. März von ſeinen Subſcribenten nicht mehr als 2½ Buſchel Weizen, 2 Buſchel Maiz, 6 B. Kartoffeln (wovon die Hälfte erfroren), 127 Pfund Schweinefleiſch, ½ Centner Rind- und ½ Kalbfleiſch empfangen habe, aber nicht ſo viel Geld, „als das Papier für die Zeitung gekoſtet;“ und er meldet ſeinen ſaumſeligen Subſcribenten, daß er „ohne Papier, ohne Dinte, ohne Mehl, ohne Grütze, ohne Rindfleiſch, ohne Schweinefleiſch, ohne Geld, ohne Kredit, in ſchrecklich übler Laune ſey und ein wenig zu tief in Schulden ſtecke.“ In Europa mag es gar manchem Zeitungsſchreiber nicht beſſer gehen, aber es hat wohl keiner die naive Ehrlichkeit, es dem Publikum bekannt zu machen, bis es ſich aus dem Eingehen des Journals und oft einem kleinen Bankerott errathen läßt.

Am 27. Juni gab die Gartenbaugeſellſchaft ihr jährliches Frühſtück in ihren Gärten zu Chiswick, wobey wie gewöhnlich 5 bis 600 der vornehmſten Herrn und Damen zugegen waren. Das Wetter war trübe; doch hoffte man, es werde nicht regnen, und die meiſten hatten ihre Wagen in die Stadt zurückgeſchickt, als gegen 10 Uhr plötzlich ein heftiger Regen ſich ergoß und in Kurzem die ſchönen Kiespfade in Pfützen und die zierlichen Damenanzüge in naſſe Lumpen verwandelte. Umſonſt flüchtete man ſich in die Zelte, denn hier fand man zwar reichlich zu eſſen und zu trinken, aber auch bald Waſſer bis über die Schuhe. Zulezt, da es gar nicht beſſer werden wollte, rettete man ſich in die nahen Dörfer, bis die Wagen herbewegholt werden konnten, und wer mit einem bloßen Schnupfen davon gekommen iſt, kann von Glück ſagen.

Die beyden großen Theater Drurylane und Coventgarden wurden vorige Woche nach einer ſehr unvortheilhaften Saiſon geſchloſſen. Das engliſche Opernhaus wurde mit einer engliſchen Bearbeitung von Mozarts Cosi fan tutte eröffnet. Die italieniſche Oper geht auch in ein Paar Tagen zu Ende; das franzöſiſche Luſtſpiel iſt geſchloſſen.

Der Krieg im Oſten und die großen Veränderungen in den türkiſchen Sitten und Gebräuchen, welche der Sultan erzwungen hat, haben uns hinſichtlich der türkiſchen Angelegenheiten ſehr wißbegierig gemacht. Ein eben erſchienener Quartband aus der Feder eines hellſehenden, unpartheyiſchen Reiſenden, Macfarlane, welcher ſehr viele Gelegenheit gehabt zu haben ſcheint, Nachrichten über ältere und neuere Begebenheiten an Ort und Stelle zu ſammeln, wirft auf vieles, was uns ſchon früher bekannt geweſen, ein neues Licht, und theilt Manches mit, was meines Wiſſens noch nicht bekannt war. *) Ein anderes Werk von Hrn. Madden beſchreibt eine Reiſe durch die Türkey, Egypten und Nubien, und enthält auch ſehr viel Neues. Beyde Bücher werden ſehr vieles dazu beytragen, um den Nimbus zu zerſtören, womit manche Schriftſteller in England ſowohl, als auf dem feſten Lande die Türken im Gegenſatz zu den Griechen zu umgeben geſucht haben, und ſind ſchon deßwegen empfehlenswerth.

*) Wir haben in unſern vorigen Nummern bereits etwas aus dieſem Werke mitgetheilt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juli 1829.

— Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über Alles, wie ihr wißt.

Bürger.

Burg Gleichberg.

(Beſchluß.)

„Nimmermehr!“ lachte der Graf bitter, und die Amme ſammt dem Fräulein wurden bleich vor Schreck. „Laßt Euch die ſtolzen Gedanken vergehen, Graf; meine Tochter wird keines Mannes Weib, ſie wird dem Himmel verlobt; wäre dieß aber auch nicht, Euer würde ſie nimmermehr; denn Euer Vater war einer meiner bitterſten Feinde, und die Burg da drüben, die Ihr jezt bewohnt, jüngſt noch mein Eigenthum.“ — „So gebt mir die Tochter, damit ich ihr wieder zu ihrem rechtmäßigen Erbe verhelfe.“ — „Nein! ſag' ich, und ein Wort ſo gut als hundert: Ihr werdet nicht mein Tochtermann.“ — „Beatrix liebt mich, ſie wird nicht von mir laſſen, fragt ſie ſelbſt.“ — „Ich ſeyd ein Thor. Meine Tochter ſah Euch nie.“ Beatrix war unterdeſſen laut jammernd ihrem harten Vater zu Füßen gefallen und ſchluchzte laut, und die Amme knieete daneben und rief: „Er iſt ihr geſtern im Traum erſchienen, gnädiger Herr Graf! Erkennt Ihr in dieſem Wunder Gottes Finger nicht?“ Der Ritter lächelte; der Graf aber trieb Amme und Tochter mit harten Schelt-worten von dannen. „Iſt das Euer leztes Wort, Graf Gleichenberg?“ fragte der Ritter. „Mein leztes!“ verſezte jener; „und nun ſeyd ſo gut und verlaßt meine Burg.“ „Nicht eher, als bis ich Euch den Beſcheid gegeben, daß zwiſchen uns von dieſer Stunde an Fehde iſt. Morgen um dieſe Zeit bin ich mit allen meinen Reiſigen und Knechten vor Eurer Burg, um mir, ſo Gott will, das Fräulein zu erkämpfen. Rüſtet Euch!“ Damit ritt er von dannen; der alte Graf aber ſtand zitternd und bebend vor Zorn, und wußte nicht, was er beginnen ſollte. Aber bald ſich ermannend, ließ er es ſeine erſte und vorzüglichſte Sorge ſeyn, die Mauern ſeiner Burg in Augenſchein zu nehmen, und was er ſeit ſo vielen Jahren vernachläßigt hatte, ſollte nun in einem Nachmittage geſchehen. Aber wie wüſt und verfallen waren die Mauern! wie leicht konnte der ſchwächſte Feind durch ſie in die Burg dringen! Sogleich gab der Graf Befehl, daß Alles, was auf der Burg lebte und zwey Hände hätte, ſich an der Mauer einfinden ſollte, Beatrix und die Amme nicht ausgenommen. Da ging's nun an ein Arbeiten und Bauen; die boshafte Amme aber warf immer in des Herrn Rücken wieder ein, was die Andern gebaut hatten, und auch bey dieſen war keine rechte Luſt zu der Arbeit, die ſie in Jahr und Tag nicht zu vollenden hoffen durften, geſchweige in einigen Stunden. Sie ſpotteten des Grafen, und als er gegen Abend wie toll in ſeinen Waffenſaal rannte, um die roſtigen Waffen hervorzuſuchen und in Stand zu ſetzen, gingen ſie lachend davon und erwarteten ruhig den folgenden Tag, wo ſie in die Gewalt des Ritters zu fallen hofften. Als nun der Graf bey eingebrochener Nacht wieder herauskam und den Uneifer ſeiner Leute gewahrte, ergrimmte er über die Maaßen, und Verzweiflung erfaßte ſein altes, felſenhartes Herz. Wie ein Wüthender ſprang er auf dem Hofe herum, auf welchem ſich außer ihm nur noch die Amme befand. Dieſe

hatte in der Dämmerung noch ſtark daran gearbeitet, ein Stück Mauer niederzureißen und einen guten Weg in die Burg zu bahnen. Als ſie aber ihren Herrn kommen hörte, verbarg ſie ſich aus Furcht vor ſeinem Zorn in einem Winkel. „Der Himmel will mir nicht beyſtehen,“ rief der Graf, „er, dem ich doch mein Kind habe ſchenken und verloben wollen! Der Tag wird anbrechen, und der junge Fant wird meine Burg erſteigen, ich aber werde ihm mit Schande und Spott erliegen. So wollte ich denn, der Teufel käme und ſtände mir bey, dafür wollte ich Beatrix nicht Gott, ſondern ihm übergeben.“ Kaum hatte er dieſe verruchten Worte zum gräßlichen Schrecken der Amme ausgeſprochen, da ſammelte ſich urplötzlich über der Burg ein ſchwarzes Gewölk, das ſenkte ſich tiefer und tiefer zu des Grafen und der Amme Erſtaunen, und als die Leztere genau hinſah, bemerkte ſie mit Entſetzen, daß die Wolke die Geſtalt einer ſcheußlichen Larve hatte. Aber die Sinne vergingen ihr faſt, als die Wolke ſich vor dem Grafen im Hofe niederließ und aus derſelben ein großer Mann in einem Purpurmantel und mit einer Hahnenfeder auf dem ſchwarzen Hute heraus und auf den Grafen zutrat. „Ich bin der, welchem du eben gerufen haſt,“ redete er den zitternden Alten an und ſeine Augen glühten dabey wie Kohlen. „Dir ſoll geholfen ſeyn, wenn Du mir noch einmal zugelobſt, was Du eben ausſprachſt.“ Der Graf beſann ſich nicht lange und erwiederte: „Gut, ich will Dir meine Tochter verſprechen und zuſagen, wenn Du bis morgen dieſe meine Burg ſo befeſtigſt, daß ich meine Feinde von der Mauer herab höhnen kann, und ſie mit Spott und Schande abziehen müſſen.“ — „Ich will's!“ ſagte der Böſe. „Vor dem erſten Hahnenſchrey ſoll Alles fertig und im ganzen Lande keine Burg ſo feſt ſeyn als die Deinige.“ — „Ein Wort, ein Mann!“ ſagte der Graf, und der Handel war richtig. Der, deſſen Namen man nicht gern ausſpricht, verſchwand wieder in der Wolke, und dieſe ſegelte ſchnurſtracks über die Gebäude hin und zerrann in der ſternenloſen Nacht. Der Graf aber ging hohnlachend in ſein Gemach, um ſich ſchlafen zu legen. Obgleich Frau Urſula faſt kein Glied vor Schrecken und Entſetzen rühren konnte, ſo war doch ihr Geiſt nicht in gleichem Maaße gelähmt. Sie trat aus ihrem Verſteck hervor, kreuzte und ſegnete ſich, fiel dann auf ihre Knie und betete inbrünſtig zu allen Heiligen, zu ihrem Schutzpatron aber ins Beſondere, daß er ihr ein Mittel an die Hand geben möchte, die geliebte Pflegetochter den Stricken des Satans zu entreißen. Ihr Gebet blieb nicht unerhört. Urplötzlich kam ihr ein Gedanke, und der mußte ihr gar trefflich dünken, denn ſie ſchlug ein Schnipprchen in die Luft und ging hohnlachend, gleich dem Grafen, in ihre Kammer. Beatrix erwartete ſie dort ſchon mit Thränen und Seufzern; ſchon war das Kiſſen naß von ihrer Thränenfluth, und doch freute ſie ſich innerlich auf den morgenden Tag und wußte eigentlich ſelbſt nicht, weßhalb ſie ſo gar traurig war. Aber die Amme ſchwieg klüglich von des Vaters böſem Pakt und von ihrem Vorhaben, und erzählte, um die Betrübte einzuſchläfern, ein Mährchen nach dem andern. Als ſie endlich überzeugt war, ihr Pflegling ſey der ſüßen Wirkung derſelben unterlegen, erhob ſie ſich leiſe vom Lager, kleidete ſich an und ſchlich auf den Zehen aus der Kammer, ſonder Furcht und Beben, vielmehr muthig und im Bewußtſeyn eines gottſeligen Werkes. Sie verfügte ſich in die Küche und wartete daſelbſt unter frommen Gebeten die Mitternachtsſtunde ab. Und ſiehe, als dieſe eintrat, entſtand ein gewaltiges Getöſe und Gebrauſe in der Luft, nicht anders, als ob der wilde Jäger über die Burg hinzöge. Frau Urſula ſchlug ein Kreuz vor ſich, ſprach ein Paternoſter und trat mit dem Roſenkranz in den Händen ans Fenſter. Da ſah ſie den Höllenfürſten mit all ſeinen Geſellen, den großen und kleinen Teufeln, durch die ſchwarze Nacht in den Lüften einherfahren, und ein langer feuriger Streif, gleich wie wenn eine Sternſchnuppe zur Erde fährt, bezeichnete eines jeden Bahn. Das Herz erbebte der frommen Frau zwar im Buſen, nichtsdeſtoweniger ſah ſie genau hin nach den böſen Geiſtern, und da gewahrte ſie, wie dieſelben ungeheure Felſenblöcke durch die Lüfte herbeyführten, womit der Meiſter eine dreyfache gewaltige Mauer um die Burg zog. Unter Hämmern und Pochen und Stoßen thürmte ſich die furchtbare Mauer hoch und höher. Schon begann der Himmel im Oſten zu grauen und in einer halben Stunde wäre ſicher das ganze ungeheure Werk vollendet geweſen, da hörte Frau Urſula auf mit Beten, griff nach dem Feuerzeug und zündete die Laterne an. Mit dieſer ſchlich ſie unter lauten Segnungen zum Hühnerſtall in den Hinterhof hinab, öffnete ihn behutſam und ſtellte die Laterne davor, ſo daß das Licht volle Strahlen hinein warf. Dann trat ſie vor das Hühnerhaus und klatſchte mit beyden Händen aus Leibeskraft auf ihre ſteifleinene Schürze, und ſiehe, alſobald wurden die Hühner munter, und der Hahn, die Hellung erblickend, meynte nicht anders, als der Tag ſey ſchon angebrochen, hüpfte heraus, trat auf die Leiter und krähte, ſo laut er nur immer vermochte. In demſelben Augenblick erſcholl ein erſchreckliches Krachen rings um die ganze Burg, ſo daß der Amme die Haare zu Berge getrieben wurden. Nach kurzer Friſt aber wurde es wieder ſtill und ruhig, und als die Geängſtete die Augen aufhob, ſah ſie die Höllenſchaar wieder durch die Lüfte entweichen. Frau Urſulas Herz ward nun ruhiger, und da allmählig der Tag anbrach und die ſchönſte Morgenröthe der Sonne voranſchickte, ſo wagte es die ſchlaue Amme, auf den Söller zu ſteigen und ſich nach des Teufels Werk umzuſehen. Aber welche Zerſtörung erblickte ſie da! Die böſen Geiſter hatten wohl auf Befehl ihres betrogenen Meiſters die beynahe vollendeten drey Mauern ſelbſt wieder zerſtört. Und ſo lagen denn in drey Ringen um die Burg

ungeheure Steinhaufen unordentlich durch einander, über die man aber jedenfalls mit leichter Mühe hinwegsteigen konnte. Triumphirend ging sie nun hinab, löschte die Laterne, gab dem guten Hahne ein vortreffliches Futter und harrte verborgen des Grafen. Wie stuzte der böse Grazkopf, als er die unordentlichen Steinhaufen sah statt der Mauern, und wie verfluchte er den Teufel, daß er sein Wort so schlecht gehalten! Aber wie freute sich Frau Ursula über die Wuth des Mannes, welcher sein einziges engelschönes Kind dem Teufel verhandeln konnte! Indem sie ihn aus ihrem Winkel hervor unbemerkt belauschte, warf sie ihre Augen hinab in das Thal, und siehe, da blizte die Morgensonne in den blanken Waffen rüstiger Knechte und bepanzerter Ritter. Die waren früh aufgebrochen, und schritten rasch und munter vorwärts über Steinhaufen und Mauer in die Burg hinein. Da war aber gar kein Feind zu bekämpfen; denn als sie der alte Graf in solcher Masse anrücken sah, stürzte er sich auf der andern Seite von der Mauer in die gräßliche Tiefe hinab, daß seine Gebeine an den Felsen zerschellt wurden. Die Knechte öffneten das Thor, und der junge Graf ritt herein, von Frau Ursula gegrüßt und bewillkommt. Als aber nach kurzer Frist Beatrix, angethan mit den kostbarsten Kleidern ihrer Mutter, aus ihrem Gemache trat, war seines Weilens nicht länger in dem bösen Neste; er sezte die Braut auf seinen Zelter, und geleitete sie im Triumphe heim auf sein Schloß.

Schon lange ist die Burg auf dem kleinen Gleichenberg bey Hildburghausen in der Grafschaft Henneberg verfallen, aber bis diese Stunde sieht man noch die drey Steinwälle, aus großen Basaltstücken bestehend, welche den Gipfel des Bergs wie drey Ringe umgürten.

Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich.

(Beschluß.)

Die ewige Weisheit ist höher als alle Kreatur. Ist doch im unvollkommenen Abbilde die leibliche Mutter höher, als das in ihr verschlossene lebende Ungeborene, höher, als das schon selbstständig gesonderte, ausgeborne Leben des schwachen, der Pflege bedürftigen Kindes. Aber je zärter und schwächer dieses noch ist, desto anhaltender und sorgfältiger wird es gepflegt, und das Ungeborene stehet der Mutter noch näher, ist noch Ein Leben mit ihr. So hat auch das Pflanzenreich das noch vor dem Thierreich voraus, daß jenes so ruhend, so treu, so unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluß jener jungfräulichen Werkmeisterin, der bildenden Weisheit, empfängt, wie die noch wachsende Blüthe und Frucht den Saft des tragenden Stammes.

Und das ist der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, voraus vor dem Thierreich, für die Seele des Menschen hat: es ist ein Gefühl von der noch unmittelbareren, wesentlicheren, gleichsam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es sind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin selber, welche da, strahlend in den Farben des Regenbogens und in sinnvollen Gestalten, dunkel in ihrer Bedeutung, aber tief ergreifend, wie die Bildersprache des Traumes, dem denkenden Geist begegnen. Da sind die Kräfte, nährend und heilend, welche noch unmittelbar aus dem Quell des Lebens und der Gesundheit der Wesen kommen; es sind die Pulsschläge des mütterlichen Herzens selber, welche gefühlt und bemerkt werden, wenn auch in dieser stummen, schlafenden Welt nirgends noch eine Stimme oder selbstständig entgegenkommende Bewegung der fragenden Mutterliebe antwortet, wenn auch das Bild, das da erscheint, dem Ebenbild der Urform, welchem zulezt das Thierreich sich nahet, eben so unähnlich und unvergleichbar ist, als der Bildungssaft, aus welchem das Auge sich gestaltet, jener Sichtbarkeit, welche einst in der kleinen Welt des Auges sich abspiegeln soll. Denn wer sollte in der Gestalt des innern und äußern Ohres die Welt der Harmonieen erkennen und errathen, welche da nachmals aus- und eingehen und walten wird? wer sollte in der Gestalt der Netzhaut und Krystallfeuchtigkeit, in der der Linse und der künstlich gewebten Iris des Auges jene ganze sichtbare Schöpfung, vom leuchtenden Sterne bis zum schweren, festen Stein, errathen und ahnen, welche bald hernach hier aufgehen und innerlich sich gestalten soll? wer in der Gestalt des Gehirns die Gedankenwelt des Geistes?

So äußerlich unähnlich denn, als die empfindenden Organe dem Kreis ihrer künftigen Empfindung, so unähnlich als die dunkle Zeichen- und Gestaltensprache des Traumes der wachen Wortsprache, so anscheinend unvergleichbar als das Geschäft der Seele der Thätigkeit des Geistes, ist das Pflanzenreich dem Thierreich. Und dennoch stehen alle diese äußerlich und anscheinend so unvergleichbaren und unvereinbaren Gegensätze innerlich und wesentlich in einer nahen und unmittelbaren Beziehung zu einander, so wesentlich als die Gestalt und Ernährung der Raupe zur Gestaltung des künftigen Schmetterlings oder der physische Akt der Entzündung und des Verbrennens zu dem Akt der Bildung und Entwickelung des brennbaren Wesens.

Es ist nur ein Moment, und eine Thätigkeit des Geistes überkleidet, wie das Leuchten der Flamme die Bewegung der Wärme, so das ihr entsprechende Streben der Seele; nur ein Moment, und die niederwärts gehende, blos bildende und gestaltende Richtung des Schlafes und

Traumes wird in die aufwärts gehende, geistig erkennende und sprechende des Wachens hinaufgerückt.

*

Bemerkungen. Das organische Leben hat die Fähigkeit, die Elemente und Grundstoffe nicht blos in anderm Verhältniß zu verbinden, sondern sie ganz zu verwandeln. Zwar ist nicht zu läugnen, daß bey den Pflanzen die Mischung des Erdbodens und des Wassers, wovon die Pflanzen sich nähren, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Bestandtheile habe, und daß sie, vorzüglich die niedern Ordnungen derselben, allerdings mehr Theil an der Mischung der Substanzen nehmen, von denen sie umgeben sind, als die Thiere. Indessen bleibt doch im Ganzen das Naturgesetz standhaft, daß jeder Organismus aus den Urstoffen, die ihn umgeben, seine eigenthümlichen Bestandtheile bildet und daß der Kalkgehalt der Pflanzen, die im klaren Sande gewachsen sind, oder die auf Granit stehen, um nichts geringer ist, als der Gehalt an diesem Bestandtheil in solchen Pflanzen, die auf Kalkboden wachsen. In Beziehung auf die Erzeugung der Kalkerde waren auch die Versuche mit Pflanzen, die man in porzellanenen Geschirren gezogen und blos durch kohlensaures Wasser ernährt hatte, sehr überzeugend. Eben so scheinen auch die Kieselerde, ja nach Döbereiner die Metalle, welche man in vielen Pflanzen findet (Kiesel besonders in Rohrgewächsen, Kupfer in den Knollen der Scitamineen, Eisen und Mangan fast in allen Familien), durch den Vegetationsprozeß aus Kohlen- und Wasserstoff wirklich neu erzeugt, geschaffen zu seyn.

Im thierischen Leben liegt die verwandelnde, neuerschaffende Kraft noch viel deutlicher vor Augen. Kalkerde und Phosphor und eine Menge für ganz unzerlegbar gehaltener Grundstoffe werden da offenbar, wie zum Theil Versuche bewiesen, z. B. mit Hühnern, nicht durch die Nahrung als solche in den Körper gebracht, sondern hier aus den ganz andersartigen Elementen, woraus die Nahrungsmittel bestehen, erzeugt.

Bey den Bewegungen der Planeten und anderer Weltkörper um ihren Centralpunkt besteht und erhält sich weder die eine, beständig zum Centrum hinziehende, noch die andere, beständig in gerader Linie von der Bahn hinwegtreibende Kraft (eine wie die andere wird beständig durch ihren Gegensatz aufgehoben und vernichtet), sondern es besteht und erhält sich blos die aus dem gegenseitigen und immerwährenden Aufheben der einen durch die andere hervorgehende dritte, die Bahnbewegung. So erhält sich im organischen Leben weder die eine noch die andere der zwey einander entgegengesetzten, zuletzt als Unterschied der Geschlechter erscheinenden Richtungen; aus der sich wechselseitig aufhebenden Gegenwirkung beyder wird aber das Fortbestehen der Art erhalten, so wie das Fortbestehen des Lebens- und Bildungsprozesses des einzelnen Organismus.

Ein sehr alter, vielverbreiteter Volksglaube nahm die Verbindung von einer geisterhaften, lebenden Natur mit dem Pflanzenreiche an, eine Welt der Dryaden und Hamadryaden, deren Daseyn und Leben z. B. mit jenen des Baumes in einer sehr innigen, nahen Beziehung stände. Das Kind, wie der im Einklang und beständigen Umgange mit der Natur lebende Mensch fühlt den Schauder oder die Lust der Nähe einer unsichtbaren Geisterwelt an der stummen, schlafenden Pflanzenwelt noch mehr, als an der des wachen, immer bewegten Thieres. Selbst gewisse Züge aus der Geschichte des Lebensmagnetismus lassen in den lebenden Pflanzen bessere Leiter, Verbindungsglieder für die oberen siderischen Lebenseinflüsse erkennen oder errathen, als in den Thieren. Je unvollkommener das erscheinende, sichtbare Wesen eines organisch Lebenden, desto höher und vollkommener ist das dazu gehörige unsichtbare Complement dieses Lebens. M. v. Schuberts allgem. Naturgeschichte, Erlangen 1826, auf S. 637.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Nach Racines Beyspiel hat Chateaubriand Chöre angebracht, welche nach biblischer Weise den Herrn lobpreisen; besonders merkwürdig ist ein Wettstreit zwischen einem israelitischen und einem moabitischen Chore, welcher der Göttin Astarte Lob verkündigt. Die dramatische Handlung ist etwas leer und greift den Zuschauer nicht stark genug an; allein die Sprache ist durchaus poetisch, und Chateaubriand, der sich bisher nur in Prosa als Dichter bewiesen hatte, erscheint hier auch als ein sehr geschickter metrischer Dichter. Mehrere Tagesblätter haben folgende schöne Verse mitgetheilt, welche Maria, Aarons Schwester, an die Israelitinnen richtet:

Mes enfans, c'est assez: allez, toujours dociles,
Vous livrer au repos sous vos tentes tranquilles.
Voici l'heure pesante accordée au sommeil.
Tout se tait à présent sous les feux du soleil,
Les vents ont expiré. Du palmier immobile
L'ombre se raccourcit sur l'arène stérile;
L'Arabe fuit du jour les traits étincelans,
Et le chameau s'endort dans les sables brûlans.

Aus einer Vorlesung läßt sich indessen nicht wohl ein Trauerspiel beurtheilen; es wäre möglich, daß es auf der Bühne ganz anders erschiene, als in einem Saale, wo alles zum Wohlwollen gegen den Dichter gestimmt ist. Mit den Singchören kann das Stück auch wiederum ganz andere Wirkung hervorbringen, als ohne dieselben, obschon bisher die Chöre im französischen Trauerspiel wenig Beyfall gefunden haben; vielleicht haben die Tonsetzer bisher noch nicht den rechten Styl getroffen, in welchem solche tragische Chöre gesetzt werden müssen, oder sie haben ihnen zu viel Ausdehnung gegeben, wodurch die Aufmerksamkeit des Publikums zu lange in Anspruch genommen worden ist. Dem sey, wie ihm wolle, so hat das Théâtre français große Lust, Chateaubriands Trauerspiel aufzuführen, und es wird nun in den Staatsminister gedrungen, er möge geruhen, seinen Moses aufführen zu lassen. Die Einwilligung wird wohl nicht lange ausbleiben, und dann wird das Publikum in Menge herbeyströmen, um den ersten und vermuthlich auch letzten tragischen Versuch des berühmten Schriftstellers und Staatsmannes auf der Bühne darstellen zu sehen; der Buchhändler Ladvocat wird sich vor Freude die Hände reiben, und das Théâtre français wird froh seyn, auf diese Weise den Schaden ersetzen zu können, den ihm Casimir Delavignes Abfall und Uebergang zum Theater der Porte St. Martin verursacht hat. Eine merkwürdige Erscheinung in der französischen Literatur aber würde es seyn, wenn Frankreich ein zweytes Meisterwerk, wie Athalia eins ist, bekäme, und zwar zu einer Zeit, wo die Religiosität eben nicht ein hervorstechender Zug der Pariser ist. Allein wenn sie an dem Rossinischen Moses schon so großes Gefallen bezeigt haben, so könnten sie auch sehr wohl den Chateaubriandschen mit Enthusiasmus aufnehmen, ohne eben so religiös zu seyn, wie man es zur Zeit war oder zu seyn vorgab, als Racine seine Athalia dichtete. Freylich herrschten zu jener religiösen Zeit Maitressen am königlichen Hofe, der sich an den religiösen Chören erbaute, und jezt herrscht die Verfassungsurkunde.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Juli 1829.

Doch klingt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.

Bürger.

Eine wahre Begebenheit aus den Tagen der Ueberschwemmung bey Danzig.

Erzählt von Ludwig Robert.

„Ein schwerer Traum! . . . Es ist noch Nacht . . .
„Das hat was zu bedeuten.
„Hör' ich denn recht? es braust, es kracht,
„Ja! helf' uns Gott!! sie läuten!
„Zünd' Licht an, Weib! geschwind! geschwind!
„Nur Eile kann hier retten.
„Das Wasser schon in's Zimmer rinnt;
„Ihr Kinder! aus den Betten!"
„„Was ist geschehn?"" — „Hört Ihr denn nicht
„Die Glocken und die Fluten?
„Wenn nur das Eis den Damm nicht bricht!!
„Greift zu! Ihr müßt Euch sputen!
„Nur frisch! Was hilft das Weinen? Schweig!
„Jezt ist nicht Zeit zu Jammer.
„Tragt Betten, Linnen, Silberzeug
„Rasch auf die Giebelkammer!" —

Und auf den Speicher war gebracht
Der Leute beste Habe.
Da sitzen sie in dunkler Nacht,
Gleichwie am offnen Grabe.
Sie sehen nichts, sie hören nur
Und fühlen, kalten Grauses,
Den lauten Aufruhr der Natur,
Das Beben ihres Hauses.

Und immer höher schwillt die Flut,
Bis zu dem Giebel droben,
Und immer näher scheint die Wuth
Des Elements zu toben;
Und Thier-Geheule zwischenein,
Nothschießen, Sturmgeläute,
Und wie die Flut, so steigt die Pein,
Die Angst der armen Leute.
So sitzen sie und schauen stier
In finsteres Verhängniß;
Kein Ausweg zu entrinnen hier
Dem schrecklichen Gefängniß.
So sitzen sie in Dunkelheit,
Von Schrecken festgebunden,
Am offnen Grab, zum Tod bereit;
Die Nacht währt hundert Stunden!

Endlich und endlich entfliehen
Die nächtlichen Schatten;
Da knieen die Gatten,
Die Kinder knieen
Nieder zum Morgengebet.
Und der Vater fleh't,
In aller Namen,
Zu Gott auf, Ihnen beyzustehn,
Und alle sprechen in Thränen: „Amen!
„Sein heiliger Wille, er möge geschehn!" —

Und nun erſt dürfen ſie ſich getrauen,
In's offne Feld hinauszuſchauen.....
In's Feld?... Ach, nein!... O Graus!...
o Schrecken!
So weit das Auge reicht umher,
Seh'n ſie ein ſturmgeſchlagnes Meer
Die reiche Niederung bedecken.
Nur verſchonte Bäume ſtrecken
Ihre höchſten kahlen Reiſer,
Ihre Giebel nur die Häuſer
Aus den Wellen rings empor.
„Weint nicht, Kinder! gebet Ruh'!
„Liebes Weib! Du mußt Dich faſſen.
„Gott wird uns nicht ſo verlaſſen,
„Schickt gewiß uns Hülfe zu.
„Hör' ich recht? Ja ja, es klingen
„Drüben, fern am Feſtungswall,
„Trommelwirbel, Hörnerſchall.
„Das gilt uns! uns beyzuſpringen!
„Darf ich's glauben! Herr im Himmel!
„Oder täuſcht mich mein Geſicht?
„Nein, mein Auge trüget nicht.
„Das ſind Truppen! Welch Gewimmel!
„Seh't Ihr nicht? Zur Weichſel nieder
„Drängen ſich die braven Blauen.
„Auf den Beyſtand edler Brüder
„Soll und darf der Preuße bauen! —
„Ein Boot! Ein Boot!
„Hieher, Ihr Freunde! hier!
„Wir ſind in höchſter Noth!
„Ein weißes Tuch mir!
„Um Gott! das Haus ſinkt!
„Winkt, Kinder! winkt!!
„Hieher, hier! — Sie haben's vernommen!
„Sie kommen!“
Wer kommt? Großmüthige Retter?... Nein! —
Es durchſchneiden die Wellen,
Es ſteigen zum Giebel ein
Entmenſchte Raubgeſellen!
Und während die Jubelnden droben
Sie preiſen und loben,
Sie dankbar begrüßen mit Wort und Geberde,
Reißen die Sünder
Den Vater zuerſt, dann Mutter und Kinder
Nieder zur Erde;
Umwinden den Mund, erſtickend den Segen,
Zu dem er ſo eben geöffnet noch war,
Und binden die Hände, die ihnen entgegen
Die Hülfloſen ſtreckten in Todesgefahr.
Dann greift das Geſindel
Nach Kiſten und Bündel,
Und ſchafft ſie in's Boot,
Und läßt die Armen,
Ohn' Erbarmen,
Allein und gefeſſelt, zur Beute dem Tod!

Wer kommt auf dem Nachen an?
Das ſind die Pioniere!
Wie viele ſind's? Es ſind drey Mann
Mit ihrem Unteroffiziere.
Getroſt! Bald endet Eure Pein;
Die — löſen Eure Ketten!
Sie ſchlagen raſch die Ruder ein,
Sie kommen Euch zu retten;
Sie halten ſchon am Giebel, ja!
Betreten ſchon die Kammer,
Und ... ſtehen wie verſteinert da
Bey ſolchem Gräu'l und Jammer.
„Die Tücher los!“ ruft der Sergeant,
„Laßt Euch nicht lange bitten!
„Und nun die Stricke von der Hand!
„Nur raſch entzwey geſchnitten! —
„Wer that Euch das?“ — „„Gott ſegne Euch!““
„Ich bin genug geſegnet!
„Den Räubern nach! Nur fort! und gleich!
„Sie ſind uns hier begegnet.
„Nur fort! Wir holen ſie noch ein;
„Marſch, marſch! Schnell in den Nachen!
„Ich will kein preußiſch Landskind ſeyn,
„Schaff' ich nicht Eure Sachen!
„Das Segel auf! Gut iſt der Wind;
„Es ſoll ſich bald entſcheiden.
„Sie merken nichts... Dorthin!... Geſchwind!
„Vom Land ſie abzuſchneiden.“
Und ſo mit Wind und Ruderſchlag —
Es durfte Keiner raſten —
Ging pfeilſchnell es den Räubern nach,
Die ſie jezt ſeitwärts faßten.
Hier ſtarren, angelegt, geſpannt,
Sechs Läufe ihm entgegen;
Doch flink in's Boot ſpringt der Sergeant —
Er hat, im Nu, verwegen,
Entriſſen ſchon das Mordgewehr
Dem nächſten Raubgeſellen;
Da, hinterrücks gefaßt, ſtürzt er
Kopfüber in die Wellen.
Er ſinkt!!... Nein, nein! Der ſchafft ſich Rath,
Wie er ſich tapfer wehrte:
Er iſt ein preußiſcher Soldat,
Den man das Schwimmen lehrte.
Denkt er an ſich jezt? Nein, o nein!
Er iſt ja noch am Leben,
Und ſo muß es gehalten ſeyn
Das Wort, das er gegeben.

Auch sollt' er wohl — als Gotteslohn —
Ganz seine That genießen:
Er sieht in nächster Nähe schon,
Herbeygelockt vom Schießen,
Ein mächtiges Ponton, bemannt
Mit braven Kameraden,
Er winkt mit hocherhob'ner Hand,
Ruft: Mord! ruft: Scharf geladen! —
Und in dem Fahrzeug ist er jezt,
Und rudert unverdrossen;
Es wird den Buben nachgesezt
Und tüchtig nachgeschossen.
Sieg! Sieg! Geborgen ist das Gut,
Die Armen sind gerettet.
Und knirschend liegt die Räuberbrut
An das Ponton gekettet.

* * *

Denkt man so grauser Unthat nach,
Und muß sich selbst dann sagen,
Daß man auch Mensch ist — diese Schmach,
Sie wäre nicht zu tragen,
Wenn uns der schöne Trost nicht bliebe,
Ein Land, ein ganzes Land zu seh'n,
Wo, dort der Muth, hier reiche Liebe
Sich eilt, dem Nächsten beyzusteh'n.

Skizzen aus Ostindien.

Die Dayaks auf Borneo.

Wer so glücklich ist, in das Innere dieser großen Insel zu dringen, dessen warten ohne Zweifel noch große Entdeckungen. Man hat vielleicht bisher die Gefahr, die von den wilden Eingebornen droht, übertrieben, denn die Chinesen, die doch in Asien nicht für das beherzteste Volk gelten, besuchen Borneo seit Jahrhunderten, und haben daselbst bedeutende Niederlassungen. Von der Geschichte der Insel wissen wir nichts, aber einzelne von Europäern gemachte Entdeckungen beweisen, daß sie wohl nicht uninteressant ist. Man stößt auf alte zerstörte Städte, Tempeltrümmer, Statuen, und, was noch merkwürdiger ist, auf Inschriften in einer, den jetzigen Bewohnern von Borneo unbekannten Sprache. Vor alten Zeiten scheinen Japaner und Chinesen in genauer Verbindung mit den Insulanern gestanden zu haben, und schon daraus läßt sich auf einen gewissen Grad von Kultur in frühern Zeiten schließen, während jezt das Land in tiefe Barbarey versunken ist. Sicher hatten jene Völker blühende Kolonien auf einer Insel, wo es Goldminen gab, und sie haben wohl auf Borneo die Rolle gespielt, welche einst die Phönizier und Karthager in Spanien spielten. Zeugen ihrer Niederlassung sind an verschiedenen Orten der Insel vorzüglich Porcellangefäße, namentlich Krüge, welche die Eingebornen im Innern sehr suchen und theuer kaufen, denn sie glauben, diese Krüge haben einst die Asche ihrer Ahnen enthalten.

Hört man von der schrecklichen Barbarey der Eingebornen im Innern, so muß man bedauern, daß die Chinesen ihre Kolonien nicht über die ganze Insel verbreitet und sie nach ihrer Art civilisirt haben. Besonders bey den Gebirgsbewohnern herrscht der abscheuliche Gebrauch der Menschenjagd, der leider auch auf andern Inseln vorkommt, mehr als irgendwo, und bedenkt man, daß diese Sitte vielleicht seit Tausenden von Jahren besteht, so muß man das Menschengeschlecht bedauern, daß es solcher Verirrungen fähig ist. Nach einem holländischen Reisenden, Palm, der im Jahr 1779 die Dayaks oder Biadjos besuchte, haben sie so gut wie nichts von bürgerlicher Verfassung und Religion; sie leben mit ihren Sklaven in großen hölzernen Hütten; oft wohnen hundert und mehr Menschen in solchen düstern, räucherigen Häusern, die in kleine Zellen für die verschiedenen Familienglieder abgetheilt sind. Sie glauben an einen Schöpfer der Welt, scheinen indessen von Gottesdienst nichts zu wissen, sind aber deßhalb doch sehr abergläubisch und lassen sich wahrsagen, bevor sie etwas von irgend einiger Bedeutung unternehmen; sie tatowiren sich und gehen fast ganz nackt. Sie kommen zuweilen von ihren Bergen herab an die Küste, und vertauschen ihr Gold, ihre Rohre und ihren Reis gegen Zeuge, Geschirr, Werkzeuge und Glaswaaren. Dieses Volk, das indessen doch nicht auf der untersten Stufe der Barbarey zu stehen scheint, ist der Schrecken der benachbarten Königreiche, besonders Banjermassings. Für jeden Dayak ist es Ehrensache, außerhalb des Stamms auf die Menschenjagd zu gehen und einen Menschenkopf in sein Dorf zu bringen, um mit dem schrecklichen Siegeszeichen seine Hütte zu schmücken. Jeder Jüngling, der sich auszeichnen will, bevor er ein Weib nimmt, jeder Wittwer, der sich wieder heirathen will, begibt sich mit seinen Bekannten auf die Jagd; er folgt dem Laufe des Banjerflusses, schleicht sich in ein friedliches Dorf, überfällt einen Menschen, schneidet ihm den Kopf ab und trägt ihn triumphirend nach Hause; die Einwohner gehen dem Sieger, oder besser gesagt dem Mörder, entgegen, singen sein Lob und feyern ihn wie einen Helden. Palm erzählt, er sey einmal in eine Hütte getreten, und habe mit Entsetzen vor allen Zellen Köpfe aufgehängt gesehen, die zum Theil ganz frisch abgeschnitten schienen. Wie kommt ein Volk dazu, einen feigen Mord wie eine Heldenthat zu feyern? Europa hat sich leider früher mit Grausamkeiten befleckt, die, wenn auch nicht so empörend, doch gleich verdammlich waren; sie lassen sich indessen aus den Leidenschaften, zu denen man die Menschen steigerte, oder aus den Vorurtheilen erklären, die sie mit der Muttermilch einsogen. Sollte nicht auch ein Umstand in der Geschichte der Dayaks den Ursprung des entsetzlichen Gebrauchs der Menschenjagd erklären? Vielleicht wurde

dieſes Volk einſt von einem grauſamen Eroberer in die Gebirge der Inſel zurückgedrängt und hat ſich ſeitdem, zu ſchwach, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, durch Einfälle in das Gebiet der Eroberer gerächt. Lange haftet bey den Völkern das Andenken an das verlorne Heimathland und die Verzweiflung macht ſie wüthend, gleich den Thieren, denen man ihre Jungen raubt. Die Gold- und Diamantminen Borneos haben furchtbare Wächter an dieſen Menſchen. Vor einigen Jahren wurde in England der Plan einer Kompagnie zu Ausbeutung dieſer reichen Minen entworfen; aber welche Geſellſchaft wird es auf ſich nehmen, jenen Barbaren Menſchlichkeit zu predigen? Doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß es der Regierung der Niederlande am Ende gelingen wird, die Dayaks völlig zu unterjochen, deren viele ihr bereits als Soldaten dienen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Werfen wir einen Blick auf die neueſten Erzeugniſſe der hieſigen Literatur, ſo fallen uns zuerſt zwey Werke als unnöthig, ja ſchädlich auf: Armorial genevois et suisse, contenant 40 planches, chacune avec 30 écussons, und in genauer Beziehung zu dieſem ſtehend: Glanures ou pièces et citations historiques et philosophiques par M. le baron de Grenus. Was ſoll uns ein Wappenbuch? was brauchen wir Klagen über die hier eingeriſſene Geringſchätzung des Adels, der Titel und Orden? was ſoll das alles uns, die wir ſo hochverdiente und doch ſo beſcheidene Männer haben wie Dumont, Decandolle, Charrauvieux und Andere? Das iſt unſer Adel, den auch die Erleuchtetſten im Ausland anerkennen und ehren. So ſagte das Edinburgh-Review über erſtern, als er J. Benthams Gerichtsverfaſſung überſetzt hatte: „Können je dieſe Friedenseroberungen (Geſetzgebung) gemacht werden, ſo iſt es auf einer andern Stelle unſers Erdballs, auf einem Pünktchen unſerer Halbkugel, in einer kleinen Republik ohne Gebiet, ohne Armee, ohne Finanzen, die aber durch ihren geiſtigen Einfluß ſchon viel für die politiſche und religiöſe Freyheit Europa's und Amerika's gewirkt hat. Glücklicherweiſe für die Sache der Vernunft und der Menſchheit lebt dort einer der eifrigſten und geſchickteſten Schüler Benthams, es lebt dort Dumont als Bürger und Mitglied des repräſentativen Raths. Dieſer kleine Staat beſchäftigt ſich ernſtlich mit der Abfaſſung eines peinlichen Geſetzbuchs nach Benthams Grundſätzen, und Dumont ſteht an der Spitze dieſes neuen Werks. Beyſpielgebend wird auch hierin Genf daſtehen; wie vor drey Jahrhunderten mehrere Strahlen von dort ausgingen, welche das dicke Gewölk des Aberglaubens zerſtreuten, welches damals auf Europa laſtete, ſo können wir nun von da das erſte Beyſpiel erwarten, daß eine neue Geſetzgebung, auf Wahrheit und Vernunft gegründet, aus dem Dunkel ſteigt, das unſere peinliche Legislation noch umfängt."

In verjüngtem Maaßſtabe gehört auch Sellon hierher, der bereits einen zweyten Theil ſeiner Reflexions hat erſcheinen laſſen. Sie ſind wie der erſte Theil reiner Ausdruck eines für die gute Sache der Menſchheit begeiſterten Herzens. Alles, was er bey ſeinem fleißigen Leſen hierhergehörig fand, hat er ausgezogen und kurz commentirt. Manchmal ſind die Uebergänge etwas ſchroff; dieß kann aber in einer Compilation dieſer Art nicht anders ſeyn. Der Verfaſſer iſt ein ſteinreicher Mann, der ſeine Sachen auf eigene Koſten drucken läßt und dann zu Hunderten vertheilt. Da in ihnen Alles aufgenommen wird, was ihm in Beziehung auf Regierung, Verwaltung, Juſtiz, peinliches Recht, Legislation, konſtitutionelles und Internationalrecht, ja für das bürgerliche Zuſammenleben und die Civiliſation der Geſellſchaft überhaupt in neuen franzöſiſchen Werken und Zeitſchriften intereſſant ſcheint, ſo wäre es ihm leicht, einige zwanzig Bände zuſammenzuſchreiben, die immer anziehend, unterrichtend und nützlich für die wären, welchen die neueſten Literaturerzeugniſſe gar nicht oder nur ſpät zu Geſicht kommen. Die Abſchaffung der Todesſtrafe und die Unrechtlichkeit alles Angriffskriegs ſind die Angeln, auf denen ſich alles Denken, Schreiben, Reden und Handeln des wackern Mannes herumdreht. Möchte er erleben, daß ſeine Bemühungen wenigſtens in Genf die erwünſchte Folge hätten; zwar nicht in Beziehung auf den Angriffskrieg, denn zu dieſem werden wir uns aus mehreren Gründen nicht leicht entſchließen, aber hinſichtlich der Abſchaffung der Todesſtrafe. Aber auch dazu hat es keinen Anſchein, denn in dem Projekt des neuen Kriminalgeſetzbuchs iſt die Todesſtrafe beybehalten und die Jury nicht angenommen. Nun kommt aber noch Alles auf den Erfolg der Diskuſſion über das Projekt an.

Notice sur les livres apocryphes de l'ancien testament, en reponse à la question: Faut il les supprimer? par C. E. T. Moulinié, pasteur à Genève. In der ſchottiſchen Bibelgeſellſchaft wurde vor drey oder vier Jahren die Frage aufgeworfen, ob künftig die apokryphiſchen Bücher aus dem alten Teſtamente weggelaſſen werden ſollten oder nicht? Ihre Weglaſſung wurde entſchieden. Die Bibelgeſellſchaft in London tadelte dieß höchlich, denn ſie fand, daß die Bibeln dieſe Bücher nach wie vor ohne allen Uebelſtand enthalten könnten. Die ſchottiſche Geſellſchaft ging aber darum nicht von ihrer Entſcheidung ab, ſo daß die Londoner, um kein Schisma zu machen, nachgab und ihre Bibeln auch ohne apokryphiſche Bücher drucken und vertheilen ließ. Dagegen erhebt ſich hier Hr. Moulinié, einer unſerer ausgezeichnetſten Geiſtlichen, und hält ſich nach ſeinen Unterſuchungen überzeugt, daß die Apokryphen nicht allein nicht aus der Bibel weggelaſſen werden dürfen, ſondern daß ſie ſogar recht nützlich darin ſind; denn nach ſeiner Anſicht enthalten ſie nicht allein nichts gegen chriſtliches Dogma und Moral, ſondern auch gute Lehren der Frömmigkeit und gute Beyſpiele von Tugend. Hierauf ſpricht er von den Nachtheilen, die aus ihrer Weglaſſung hervorgehen, worunter wohl der obenan ſteht, daß das Volk bey ihrem Verſchwinden aus der für Gottes Wort ausgegebenen Bibel, worin ſie ſo viel Jahrhunderte geſtanden, auf den geringen Werth des ganzen Buchs ſchließe, von dem Geiſtliche nach Willkühr ganze Stücke weglaſſen können. In dieſer Beziehung iſt die katholiſche Kirche viel klüger, denn ſie erkennt dieſe Bücher für kanoniſch. Bekanntlich waren ſie dieß bey den Juden nicht, wegen der fabelhaften und irrigen Erzählungen, welche darin vorkommen.

Auch für unſer Kirchenthum haben des Baſelſchen Profeſſors Vinet zwey Schriftchen: Observations sur l'article sur les sectaires, inséré dans la Gazette du 13. Mars 1829, und Nouvelles observations sur un nouvel article de la Gazette de Lausanne (du 17. Mars 1829) sur les sectaires beſonderes Intereſſe, wiewohl unſere Regierung keine tadelnswürdigen und irrigen Maaßregeln gegen die religiöſen Sekten ergriffen hat, wie der waadländiſche Staatsrath, wodurch die gehäſſigen Volksſcenen, ſo wie alle die Reibungen, Anfeindungen und Gewaltmaaßregeln ab irato u. ſ. w. vermieden wurden, die dort täglich vorfallen und eines kultivirten Landes ſo unwürdig ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

№. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juli 1829.

Ich schweig' und staune nur, blick' auf und nenne
Die Sonnen jener Nacht,
Die Welten! — blick' tiefer noch und kenne
Den Abgrund seiner Macht,
Die Seelen, mehr als Welten! —

Herder.

Das Thierreich.

Von Schubert.

Die untere, der Schwere und der gröberen Leiblichkeit unterworfene Welt der Planeten, eine Schöpfung des jüngsten Aeons, ist sie nicht ein Abbild einer oberen, ursprünglicheren Welt der Gestirne, in den Verhältnissen der Bewegungen und Zeiten? Sie wäre dieses Abbild nicht, stünde nicht leuchtend, wie die obere Lichtwelt selber, die Sonne da, den um sie kreisenden Welten Zeiten gebend und Bewegung. Die Erde zwar, sie erglänzet während der langen Polarnacht in dem phosphorischen Schimmern des Nordlichts; an den sonnenferneren Planeten dämmert, je ferner sie stehen, desto deutlicher, ein eigenthümliches, in ihnen selber wohnendes Leuchten, und es ist ein selbstständiges Prinzip der Helle in den Atmosphären und festen Oberflächen der Planeten; ein Prinzip, welches nur durch das gleichnamige, aber übermächtige, das von der Sonne ausgeht, gebunden und unwirksam gemacht wird. Dennoch ist dieses planetarische Schimmern gegen das Licht der Sonne nur wie ein Traum gegen das Wachen; denn das Ebenbild des oberen Urbildes erwacht erst mit und in der Sonne. Das leuchtende Gewölbe zertheilt sich in einzelne Welten, ein Lichtträger ruhend in ihrer Mitte, und zugleich nun beginnen die eigenthümlichen Bewegungen des Suchens und sich Fliehens, Gebens und Nehmens (Wirkung und Rückwirkung), wodurch die unaufhaltsam nach dem Gesetz eines inwohnenden Lebens bewegten Weltkörper, wie dieß schon das Alterthum erkannte, mitten unter den ruhenden, gleichsam nur vegetirenden Lichtnebelgebilden der obern Räume, den von inneren, selbstständigen Kräften bewegten Thieren gleichen.

Wir erkannten im Aufsatz über den Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich eine noch ruhende, schlafende Welt des Lebens. Ein einziger Augenblick des Erwachens ist es, und mit ihm wird das vorhin in sich selber verschlossene, schlafende Wesen ein ganz neues, anderes. Und doch war es an Gestalt und Beschaffenheit der Glieder, in den inneren Bewegungen der Säfte und ihren Ausscheidungen derselbe Mensch, der eben noch da lag und schlief, und der nun wacht und aufsteht. Die Kraft des erwachten Gesichtssinnes, des erwachten Gehörsinnes, vorhin blos ein Vermögen, welches das für's Licht empfängliche Auge, das für den Schall empfindliche Ohr bildete und ernährte, dehnt jezt auf einmal den Kreis ihrer Wirksamkeit auf Weltenräume aus: das Auge sieht die Millionen von Meilen entfernte Sonne und Sterne, das Ohr vernimmt Töne, welche aus Weiten, tausend Mal größer als die Ausdehnung des Leibes, herüberkommen.

Es wird schwer für einen solchen Sprung, für ein solches mächtiges Hinausflammen eines vorhin nur auf den engen Kreis seines leiblichen Umfanges beschränkten Wesens, in unserer Sichtbarkeit ein entsprechendes Bild zu finden.

Unter den unorganischen Körpern erinnert am öftesten das Wasser an eine solche plötzliche Entfaltung des

ſchlafenden Zuſtandes zum wachenden: vorhin tropfbar flüſſig, nur ein Saamenkorn gegen den ausgewachſenen Baum, dann als Dampf auf einmal zum ſiebzehnhundertfältigen Raum ausgedehnt. In dieſer Geſtalt des Dampfes wird das Waſſer der Erde an Umfang und Geſtalt gleich, wird ein Urbild der tragenden und bergenden Erde ſelber.

So pflegen auch die brennbaren Stoffe im Moment des Verbrennens des Volumens, die Geſtalt des Sauerſtoffs anzunehmen. Es iſt ein Augenblick, und die vorhin in einem mehrhundertfach kleineren Raum zuſammengedrängte Kohle wird an Geſtalt (Volumen) dem höheren Gegenſatz gleich, der jezt um ihre Verbindung wirbt. Und weil nur das Gleichartige das Gleichartige erkennt, ſo wird der Moment des Gleichwerdens zugleich der des Erkennens, ſich dem betrachtenden Sinne durch das, mitten aus dem Rauche erwachende helle Licht der Flamme verkündend.

So iſt auch das Wachwerden, das zum Thiere werden des Lebens der Sichtbarkeit ein Entfalten dieſes Lebens zur Gleichartigkeit, zum Ebenbild eines obern Urbildes. Das tropfbar flüſſige Waſſer wurde gehalten durch den Zug der Schwere, ſo lange es nur ein Theil des Ganzen, der Geſammtmaſſe war. Als es aber in Gasform ſich zur Ebenbürtigkeit, zur Gleichgeſtaltung dieſes Ganzen ſelber erhob, löſte ſich das Band der Schwere und das Gas ſtieg über die Erdoberfläche empor, welcher es ſich jezt mit gleicher Kraft der Ausdehnung (Selbſtſtändigkeit) entgegenſtellt.

So war auch das Pflanzenleben, gleich wie der Stein von dem unteren Zug der Schwere und des Zuſammenhaltes mit der Geſammtmaſſe, ganz von den Kräften und dem belebenden Zug einer oberen Licht- und Lebenswelt durchwirkt und umſchloſſen, ohne dieß zu erkennen und zu ſchauen. Das Thierreich iſt jener Befangenheit, jenem Umſchloſſenſeyn entwachſen; ein Ebenbild des oberen Lebens, hat ſich ſein unſichtbarer Wirkungskreis, ſchon in der Thätigkeit der Sinne, nach der Höhe und Tiefe auf Weltenräume erweitert, es erhebt ſich außer und neben ſeinen bisherigen Lebensträger, dieſen als Gleichartiges erkennend und empfindend; zugleich aber auch nun, als ein Aeußerliches, bald ihn ſuchend bald fliehend, bald ihm gehorchend, bald ſich ihm widerſetzend.

Es erſcheint hier zwiſchen Pflanzen und Thierleben ein Verhältniß, welches an die alte Dichtung von Eros und Pſyche erinnert. Im Dunkel der Nacht, ungeſucht und noch ungeliebt, naht ſich der Gott. Pſyche beſizt ihn, iſt von ſeinem Arm umſchloſſen, ohne ihn zu ſehen und zu erkennen. Sie genießt ungeſtört ſeine Nähe, bis es ſie gelüſtet, den Schlafenden beym Licht der Kerze zu ſehen. Da entflieht der nun gekannte, geſchaute Gott. Aber erſt jezt, im Augenblick des Erkennens und der Trennung zugleich, erwacht in Pſyche die Liebe und mit ihr das Sehnen, das Suchen, das Hinausbewegen nach dem Geliebten.

Das Thierreich, in ſeinem beſtändigen, unruhigen Bewegen, in ſeinem mannigfachen, öfteren Wechſel der Geſtalten und Arten, ſcheint ein Etwas zu ſuchen, das in der Sättigung des Hungers und des Durſtes, in der Luſt des Geſchlechts oder der Bewegung und des Ausruhens noch nicht allein gefunden wird. Wie in der Seele des Kindes und aller noch nicht verbildeten Völker das Ahnen eines höheren, unſichtbaren Geiſterreiches, das neugierige Forſchen darnach, verbunden mit den Unruhen der Furcht oder des hoffenden Sehnens, ſo wird im Thierreich ein neugieriges Hindrängen nach einer, ſcheinbar ihm ſelber völlig nuzloſen und unverſtändlichen Region des geiſtigen Bewegens bemerkt, deren Herrſcher und Eigenthümer der Menſch iſt. Neugierig horchend, ſtreckt die zarte, eßbare Leguaneidechſe den Hals der Schlinge entgegen, wenn der Klang der indianiſchen Zitter ertönt; das Sehnen nach dem Tone der ſingenden Menſchenſtimme und der Saiten wirket mächtiger als die Todesfurcht, wenn am Abend, mühſam an's Land kriechend, der harmloſe Manati oder der Seehund ſich der Geſellſchaft ihrer Jäger nahen, und es läßt ſich durch den Klang der geſchlagenen Cymbel ſelbſt der mit lautem Getös hinwegziehende Schwarm der Bienen in ſeinem Lgufe zurückhalten und lenken. So nahen ſich auch, unfähig dem Reiz einer dunkeln Wißbegierde zu widerſtehen, der Seehund und die Schaaren der Fiſche dem von Nordländern angezündeten Feuer; neugierig nach dem Anblicke des vorüberziehenden Menſchen, ſtrecken die Bewohner der Tiefe ihre Häupter aus dem Meere hervor; Seefahrer, welche an nie beſuchte Inſeln oder Küſten kamen, ſahen ſich hier von einem ſie anſtaunenden Gedränge der Vögel umgeben, die ſich, das Spiel in den Zweigen verlaſſend, dem Menſchen wie dem Wunder einer höhern Welt genaht. Der Blick ſelbſt des ſterbenden Thieres ſagt es öfters ſeinem, „mit Vernunft begabten“ Pfleger oder Mörder, daß es die geiſterhafte Tiefe des menſchlichen Weſens, wo nicht verſtehe, doch ahne.

(Der Beſchluß folgt.)

Skizzen aus Oſtindien.

Das Königreich Palembang auf Sumatra.

Das Königreich Palembang, das der Muſſyfluß durchſtrömt, iſt etwas beſſer bekannt als die übrigen Landſtriche von Sumatra. Das Küſtenland iſt ſumpfig, das Hochland dagegen geſund und ſehr fruchtbar. Im Jahr 1821 wurde das Land von den Holländern, die kurz vorher vom Sultan vertrieben worden waren, völlig mit Gewalt der Waffen unterworfen und der Sultan vom Thron geſtoßen. Sie fanden dieſen herrlichen Landſtrich im kläglichſten Zuſtande. Das Land trägt Pfeffer, Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo, die ſchönſten Tropenfrüchte, faſt ohne Anbau; im Hochland findet ſich Goldſtaub, Lak, Drachenblut; es wimmelt auf dem Muſſy von chineſiſchen und malaiſchen Handelsfahrzeu-

gen; aber der Despotismus hatte, wie gewöhnlich, alles verdorben, der Schatz war leer, und der Hof wußte nicht, von was er leben sollte. Der König gab dem Adel Ländereyen zu Lehen, und dieser erpreßte von den Dörfern, die seiner Habsucht preisgegeben waren, was er konnte; jedes Fahrzeug, das bey Palembang anlegte, mußte dem Sultan ein Geschenk geben, die hohen Beamten verlangten ein Gleiches, und der auswärtige Handel war, statt den Schatz zu füllen, nichts als ein weites Feld für Plackereyen aller Art. Die Holländer verstehen sich nun freylich besser auf ihren Vortheil; ihre Douane ist aber auch für ganz Palembang ein Gegenstand der Bewunderung. Ehe die Holländer in das Land kamen, wußten die Eingebornen nichts von einer Schrift und jezt erst fangen sie hie und da an, das Malaische mit europäischen Buchstaben zu schreiben. Sie kennen kein Buch als den Koran. Die Bildung dieses Volkes muß also von den allerersten Elementen ausgehen. Die Palembangesen haben indessen Geschick und Geschmack in mechanischen Künsten; sie arbeiten sehr gut in Eisen, Kupfer, Zinn, Elfenbein, sie gießen Kanonen, ihre Weiber sticken sehr schön mit Gold und farbigen Fäden, gemeine Fischer verzieren mit bewundernswürdiger Kunst die Dolchgriffe, wie sie die Reichen tragen, mit Fischgräten. Sie lieben auch den Handel, und doch ist er größtentheils in den Händen der Chinesen und Araber, die sich in Palembang niedergelassen haben. Er ist indessen bey weitem nicht, was er bey der günstigen Lage des Landes, bey der leichten Verbindung mit China, Bengalen, den Molukken, Java und Borneo seyn könnte. Palembang müßte, wenn es mit der Zeit civilisirt würde, sich zu einem bedeutenden Rang unter den Staaten Asiens aufschwingen, und die Regierung der Niederlande hat allerdings die Verpflichtung dazu übernommen; denn was fragt der Eingeborne darnach, ob sein Oberhaupt der Sultan Mahmud-Bahar, oder der König der Niederlande ist, wenn er nicht an Wohlfahrt gewinnt, was er an Unabhängigkeit einbüßt?

Es ist interessant zu sehen, wie Plackerey und Erpressung, an sich überall dieselben, sich auf verschiedenen Punkten des Erdbodens in so verschiedenen Formen wiederholen. Im Königreich Palembang bildeten die Diebe eine Art von Kaste, Sumbanwaresen genannt. Es waren meist arme, den Einwohnern zugehörende Sklaven, die sich zu Allem, selbst zum Morde, brauchen ließen und mit unglaublicher Frechheit bey Tag und bey Nacht stahlen. Ihre Herrn bekamen einen Theil von der Beute, ebenso der Anführer, und dieser theilte wiederum mit dem Großschatzmeister des Reichs. Ertappte man sie auf der That, so wurden sie oft zur Verstümmelung verurtheilt, meistens aber, wenn der Handel ernstlich wurde, machte sich der Anführer verbindlich, das Gestohlene wieder herbeyzuschaffen, und damit war Alles abgethan. Nach einem andern sonderbaren Gebrauche konnte der König sich das Eigenthum der reichsten Leute zueignen, ohne dafür angesehen zu werden, als hätte er es geraubt. Er brauchte nur einem reichen Manne die Würde eines Schatzmeisters zu verleihen, so gehörte von Stunde an das ganze Eigenthum desselben dem Schatze; durch seine Hände gingen alle Wohlthaten, die von der Krone ausflossen, er selbst aber hatte gar kein Eigenthum mehr und konnte bey seinem Tode über nichts verfügen. Je mehr Nachfolger ihm nun der König gab, desto besser befand sich natürlich sein Schatz dabey.

Auch ihre gesellschaftlichen Verhältnisse haben manches Sonderbare. Den Priays oder dem Adel steht das Volk gegenüber; aber auch der Adel hat verschiedene Stufen; die höchsten sind die Pangherans; der König ertheilt diesen Titel, der nicht erblich ist; die zweyte Klasse heißt Radins, ein Titel, der den Söhnen der Pangherans beygelegt wird, wenn sie Mädchen aus ihrer Kaste geheyrathet haben; hat aber ein Pangheran mit einem Mädchen aus dem Volke eine Mißheyrath eingegangen, so sinken seine Söhne zur dritten Rangstufe herab. Gewöhnlich suchen die Priays Frauen von einer höhern Kaste als die ihrige zu bekommen; diese Weiber sind aber sehr stolz auf ihre Abkunft und eifersüchtig auf ihre Macht. Manche halten es unter ihrer Würde, sich gegen ihren Mann einer andern Sprache, als der Volkssprache, d. h. eines schlechten malaiischen Dialekts zu bedienen, während er unterthänigst die Frau auf hochjavanisch oder in der Hofsprache anredet. Diese Frauen dulden keine Kebsweiber und die armen Männer müssen für die Sucht, sich vornehm zu verheyrathen, hart büßen. Bis jezt hat der Wechsel der Dynastie nach dem Sturze der eingebornen Fürsten auf den tief gesunkenen sittlichen Zustand des Volks noch keinen wohlthätigen Einfluß geäußert.

Indianische Vogelnester.

Es ist bekannt, daß die Nester einer Meerschwalbenart in Indien und China für einen kostbaren Leckerbissen gelten und nur auf die Tafeln der Reichen kommen; sogar die europäische Feinschmeckerey hat diesen Artikel in ihre Sphäre gezogen. Diese Nester bestehen aus einem schleimigten oder gallertartigen Stoff, den der Vogel, wie es scheint, aus seinem Magen nimmt; man glaubt, er nähre sich blos von Wasserinsekten, die er am Meeresufer aufsucht. Die Nester kleben an Felsen, an welche die Woge schlägt, und man bringt sie daher nur mit Mühe und Gefahr herab; die Erndte ist dreymal jährlich. Glücklich ist, wer einen Nesterfelsen sein Eigenthum nennen kann; es ist ein herrliches Besitzthum, das nichts zu unterhalten kostet und ein schönes Geld einbringt; es gibt aber Nesterdiebe, und Felsen im Meer sind nicht gut hüten. Die phlegmatischen Chinesen, die überall auf kräftige Nahrungsmittel ausgehen, bilden sich ein, diese Schwalbenne-

ſter ſeyen außerordentlich ſtärkend; die Europäer glauben es aber nicht und eigene, damit angeſtellte Verſuche haben es auch nicht beſtätigt; friſch iſt der Stoff erhitzend und könnte leicht als Arzneymittel Dienſte leiſten, aber der Chineſe läßt es ſich nicht nehmen, daß ihn die Neſterkoſt zu einem Herkules machen werde. Auch iſt der Handel mit dieſer ſonderbaren Waare, die übrigens ſo gut, wie alle indiſchen Produkte, verfälſcht wird, auf den ſundiſchen Inſeln ganz in den Händen der Kaufleute dieſer Nation. In der Gegend von Batavia gibt es zwey an Neſtern ſehr reiche Felſen, die Calappa-Nongal und Sampia heißen; früher waren ſie ein Eigenthum der holländiſch-indiſchen Kompagnie, da ihr aber der Schleichhandel zu viel zu ſchaffen machte, ſo entſchloß ſie ſich, die Felſen zu einem ſehr bedeutenden Preiſe zu verkaufen. Sonderbar iſt, daß, obgleich die beyden Felſen nicht ſehr weit von einander entfernt ſind, die Neſter von Sampia dreymal mehr gelten, als die von Calappa-Nougal, und die Neſter, die von den kleinen Inſeln oſtwärts von Borneo kommen, werden noch weit mehr geſchätzt. Batavia iſt die Hauptniederlage für dieſen Handelsartikel. Ehe die Gebirgsbewohner von Java auf das Neſterſammeln ausziehen, ſchlachten ſie einen Büffel und ſalben ſich mit wohlriechendem Oel; ein Büffel wird überhaupt vor jeder gefährlichen Unternehmung geſchlachtet. Die javaniſchen Jäger verehren ſogar eine beſondere Göttin, die Fürſtin der Südſee genannt, und feyern alle Freytage einen Gottesdienſt in den Höhlen der Neſterfelſen, wo eine reich aufgeputzte Bildſäule der Göttin ſteht. Man verbrennt Weihrauch vor dieſem Bilde; jeder Jäger berührt daſſelbe, ehe er den Felſen erklimmt, und glaubt dadurch vor dem Sturze bewahrt zu ſeyn; dennoch ſind Unglücksfälle ſehr häufig, beſonders bey den Neſterdieben, die nicht alle nothwendigen Vorſichtsmaßregeln anwenden können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortſetzung.)

Ich faſſe die Hauptideen von Vinets Schriften zuſammen. Wohl alle Billigdenkenden wollen die Freyheit und Unabhängigkeit religiöſer Meynungen. Dieſer Grundſatz ſteht in der Theorie feſt. Darf man nun in der Praxis davon abgehen, weil die Freunde der Einigkeit bedenkliche Folgen für die Ruhe fürchten, wenn der Grundſatz aufrecht gehalten würde? Dieß muß mit einem runden, kategoriſchen Nein beantwortet werden. Wer die Religionsfreyheit ernſtlich und ehrlich will, muß ſie mit all ihren Folgen annehmen. Wenn Andere nicht unſerer Meynung ſind, wenn ſie ſich aus wahrer Ueberzeugung, aus Eitelkeit, aus Stolz oder aus irgend einem Grunde kirchlich von uns abſondern, eine eigene Gemeinde bilden, um einem andern religiöſen Glauben zu huldigen, ſo müſſen wir ſie dulden, ſo lange ſie nicht auf entſchiedene Weiſe die beſtehende öffentliche Ruhe und Ordnung ſtören. Sie mögen ſich unter ſich verſammeln, auf ihre Weiſe ſingen und beten, ſich von der Landeskirche trennen, ja ſich auch allenthalben bemühen, Proſelyten zu machen; was hat das zu bedeuten? So wie ſie einmal nicht mehr denken und glauben wie wir, iſt es beſſer, daß ſie dieß mit ihren Glaubensbrüdern laut ausſprechen, als daß ſie Glaubenseinigkeit mit uns heucheln und mit Verſtellung in unſere Kirchen gehen. Sie wollen uns bekehren und ihre Religionsanſichten immer mehr ausbreiten. Wenn aber einmal freye Diskuſſion in allen Dingen herrſcht, wenn es erlaubt iſt, in Allem unſere Meynung zu ſagen und Andern plauſibel zu machen, warum nicht in dem wichtigſten Gegenſtand? Wenn unſere Glaubensanſicht beſſer iſt als die ihrige, ſo haben wir nicht zu fürchten, daß ſie uns abtrünnig machen; ſind wir aber im Irrthum, ſo dürfen wir doch gewiß die nicht ſtrafen, die es für ihre Pflicht halten, uns daraus zu reißen. Man mag ſagen: die Separatiſten ziehen allgemeinen Haß auf ſich, man iſt allgemein ungehalten über ſie und ſieht ihre Vereine mit Unwillen; wenig fehlt, ſo werden ſie geſteinigt, faſt überall erhebt ſich das Volk in Maſſe gegen ſie. Zugegeben. Auf welcher Seite iſt denn aber der Skandal? Iſt er in den Vereinen, wo die Sektirer auf ihre Weiſe zu Gott beten und ſingen, oder bey den lärmenden Volkshaufen, die ſie öffentlich verhöhnen, ausſpotten und beleidigen? Wie kann man den Separatiſten einen Vorwurf wegen der Beleidigungen und Thätlichkeiten machen, die gegen ſie geübt werden? Dieß wäre wohl ungerecht. Auch das iſt wenig gegründet, daß ſie Uneinigkeit und Feindſchaft in den Familien hervorbringen, zu Ueberſpannungen, Exaltationen und ſelbſt zu manchem Unglück Veranlaſſung geben. Möchte es zu den Familienzwiſten keine andere Veranlaſſung geben, als die Religion! Dieſe entſtehen aus ganz andern Dingen. Ueberſpannung und myſtiſche Exaltation iſt allerdings bey den Separatiſten zu beklagen; dagegen aber helfen nicht die im Kanton Waad angewendeten Mittel. Gewalt und Zwang nützen nichts und ſind nicht an ihrer Stelle. Ueberdieß ſind ſie eine gefährliche Maaßregel. Heute wird Gewalt gegen eine religiöſe Meynung angewendet, die der Regierung im Wege ſteht, morgen gegen politiſche Meynung, die hinderlich und unangenehm iſt. Was wird dann aus der geprieſenen Freyheit und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit? Wer in der Kunſt, der Wiſſenſchaft, dem Gottesdienſt die althergebrachte Weiſe verließ und einen neuen, eigenen Weg ging, ward immer Anfangs für einen gefährlichen Abtrünnigen gehalten, der mit Gewalt zur Ordnung gebracht werden müſſe; daher die Chriſtenverfolgungen, daher die Scheiterhaufen. Nach einiger Zeit begann man ſeine neue Meynung zu prüfen; hier und da fand ſie Anhänger; endlich wurde der Abtrünnige zum Weiſen und oft zum Reformator. Dergleichen iſt zwar von den Häuptern unſerer Momiers nicht zu erwarten, aber wir nehmen auch für ſie die Freyheit in Anſpruch, die wir für uns und für Alle wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nro. 171:
Palindrom.

Palindrom.

Ich dunkles Kind der Erde,
Gezeugt in warmen Zonen,
Kehrſt du mich um, ſo bin ich
Ein helles Kind des Himmels,
Und falle meiner Mutter,
Die mein mit Sehnſucht harret,
Mit Thränen an die Bruſt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Juli 1829.

Ihr habt euch zu der Schuld bekannt,
Der Buchstab des Gesetzes soll euch richten.

Raupach.

Chinesische Justiz.

Der Kapitän und dreyzehn Mann vom französischen Handelsschiff Navigateur hatten sich im verflossenen Sommer in Cochinchina auf einer chinesischen Jonke nach Macao eingeschifft. Als sie auf die Höhe der Insel Hainan kamen, wurden sie plötzlich von der Mannschaft der Jonke überfallen und umgebracht. Nur einem portugiesischen Matrosen, Namens Francisco, gelang es, sich in die See zu stürzen, und da er ein guter Schwimmer war, erreichte er ein Fischerboot, das ihn bey Macao an das Land sezte. Der portugiesische Gouverneur ließ auf die Anzeige des Matrosen Passagiere der Jonke, die in Macao ausgestiegen waren, verhaften, und von diesen erfuhr man den Namen des Kapitäns und des Eigenthümers des Fahrzeugs. Am 28sten August 1828 meldeten die Portugiesen den Fall der chinesischen Regierung, und diese ernannte sogleich eine Kommission von Mandarins und ließ den Prozeß einleiten. Während der ganzen Verhandlung wurde Francisco auf Kosten der chinesischen Regierung unterhalten, und sie bewies überhaupt große Achtung vor den Rechten fremder Nationen. Diese Rechte erkennen die Chinesen, wenn es sich wahrhaft darum handelt, immer an; halten es aber für unnöthig, das Gleiche zu thun, wenn diese Rechte nur Einbildungen europäischen Stolzes sind. Man erfuhr, die Jonke sey bey Emouy gestrandet; eilf Mann von der Bemannung wurden ergriffen, bekannten vor dem Untersuchungsrichter in Emouy den an den Franzosen begangenen Mord, und wurden nach Canton gebracht, um gerichtet zu werden.

Am 24sten Januar 1829 war das Verhör im großen Saale der Kaufmannschaft. Fast sämmtliche in Canton sich aufhaltende Fremde waren zugegen. Die Gefangenen saßen in Bambuskäfigen, drey Fuß lang und hoch, zwey Fuß breit, mit leichten Ketten an Hals, Arm und Fuß; ihre Lage war äußerst unbequem, und sie konnten blos den Kopf oben zu einem Loch herausstrecken; an jedem Käfig hing ein Zettel mit dem Namen des Gefangenen, seinem Verbrechen und der Strafe, zu der er verurtheilt war. Einer namentlich, ein Mann von fünfzig Jahren und einnehmender Gesichtsbildung, fiel den Zuschauern auf; er gab durch Deuten auf Mund und Ohren den Fremden zu verstehen, er möchte gerne mittelst eines Dolmetschers mit ihnen reden; einer, der Chinesisch kannte, ging hin, verstand aber, weil der Mann blos seinen Provinzialdialekt sprach, nichts, als man habe ihn fälschlich der Theilnahme am Mord der Franzosen angeklagt. Neben seinem Namen Tchai-kong-tchao stand: than-fan, „soll geköpft werden.“ Die Folter schien ihm das Bekenntniß der Schuld abgedrungen zu haben.

Die Sitzung des Tribunals eröffnete die gewöhnliche Proklamation der Gerichtsdiener; darauf wurden die Gefangenen zu drey und drey hereingeführt. Sie mußten auf den Knieen liegen, während man sie mit Francisko konfrontirte. Er erkannte fast alle auf den ersten Blick, und sobald er einen für schuldig erklärt hatte, machten die

Richter ein rothes Zeichen hinter seinen Namen. — Der Portugiese hatte wiederholt eines Mannes erwähnt, den er seinen Retter nannte, weil er ihm von dem Komplott der Mannschaft gegen die französischen Passagiere einen Wink gegeben hatte; diesen, sagte er, wünsche er rechtfertigen zu können. Derselbe Tchai-kong, von dem oben die Rede war, befand sich unter den lezten Gefangenen, die hereingebracht wurden. Kaum trat er vor Francisko, als sich beyde erkannten. Dieser Auftritt war sehr rührend; sie umarmten einander, und der Portugiese ließ seinem lebhaften Gefühle, das ein Hauptcharakter seiner Nation ist, freyen Lauf. Auch die Richter schienen sich, wie Jedermann, des Vorfalls zu freuen, und machten statt des rothen Zeichens eine Anmerkung hinter den Namen des Unglücklichen. Er mußte aber doch wieder in seinen Käfig kriechen, denn wenn er gleich vom Verdachte des Mords freygesprochen war, so möchte es ihm doch vielleicht schwer fallen, von der Anklage, an der Plünderung des Guts der Ermordeten Theil genommen zu haben, sich loszumachen. Man glaubt, er werde blos verbannt werden.

Die Richter und ihre Beysitzer flößten durch ihren Ernst und ihre Würde der ganzen Versammlung Achtung ein, und der Akt war überhaupt äußerst imposant. Die Gefangenen wurden aber allgemein bemitleidet; alle waren krank und abgemagert, und an den meisten waren Spuren der Folter sichtbar.

Die Hinrichtung hatte am 30sten Januar am Ende einer Straße statt. Der Platz war mit einem Bambusgitter umgeben; am Eingang hatte man für die Gerichtspersonen einen offenen, 200 Fuß langen, 30 Fuß breiten Saal gebaut; am Zugang war eine doppelte Reihe von Soldaten und Polizeybedienten mit Piken aufgestellt. Außer den Fremden und der Dienerschaft der Beamten wurde kein Zuschauer zugelassen. Ein Kreuz war für den zur härtesten Strafe verurtheilten Verbrecher errichtet. Die Werkzeuge zur Hinrichtung lehnten an der Mauer, so wie Fässer für die Köpfe, die in die Heimath der Mörder geschickt werden sollten, um daselbst begraben zu werden. Die Richtschwerdter sind sehr schwer, drey Fuß lang, zwey bis drey Zoll breit und sehr scharf. Die Zuschauer durften sie nach Gefallen besehen. — Um zehn Uhr kamen die Ngan-tchai-sser oder oberste Kriminalrichter, die Bezirksrichter von Canton und zwey Kriegsobersten. Gleich darauf wurden die Gefangenen in Körben gebracht; jeder hatte auf dem Rücken ein langes hölzernes Bret, worauf sein Name und der Urtheilsspruch standen. Sie mußten sich je zu zwey auf die Knie niederlassen; zwischen jeder Gruppe war ein Zwischenraum von acht Fuß; allen waren die Arme mit einem Strick gebunden, den ein Mann so hielt, wie es für die Hinrichtung am bequemsten war. Auf ein vom Befehlshaber der Truppen gegebenes Zeichen, führten sechs Henker den ersten Streich mit großem Geschick, und eilten dann, auch die Uebrigen abzuthun. Alle Verurtheilten waren reinlich gekleidet, und sahen ganz anders aus als zuvor in ihren Bambuskäfigen. Nur Einen hörte man vor dem Tode seufzen, alle Uebrigen starben mit großer Kaltblütigkeit. Einer wurde an das Kreuz gebunden; die Gliedmaßen sollten ihm lebend abgeschnitten werden, aber Menschlichkeit wußte die Strenge des Gesetzes zu mildern; ein Dolchstoß ins Herz hatte ihn getödtet, ehe das grausame Geschäft seinen Anfang nahm. Die Henker zeigten nicht allein kalte Gleichgültigkeit, sie waren sogar sichtbar froh, ihre Geschicklichkeit sehen lassen zu können, und diese war allerdings nicht gering. An der Mauer des Richtplatzes lief ein vergitterter Raum hin, der gegen hundert Menschenschädel enthielt, wovon einige in kleinen Käfigen waren. Zwey Männer in groteskem Aufzuge, mit karmosinrothen Atlasröcken und hohen grünen Federn zu beyden Seiten des Kopfes, wohnten auch der Hinrichtung bey; es waren die eigentlichen Amtsnachrichter, die aber nicht selbst Hand anlegten.

Das Thierreich.

(Beschluß.)

Jenes Sehnen nach einem unbekannten Etwas drückt der, wie um ein Verlorenes klagende, Gesang des Vogels aus; es verräth uns sein Geheimniß, da wo es das Thier zu mancher, außer dem Kreis des gewöhnlichen Bedürfnisses liegenden Aeußerung des Instinktes und Kunstfleißes antreibt, unerklärlich wie jene Lust, mit welcher eine Ameise des wärmeren Amerikas in ihrem Baue die glänzenden, für sie ungenießbaren Steine (Hialithe) aufhäuft. Jenes Sehnen, da überkleidet mit wildem Zorn und vergiftender Zerstörungslust (beyde wären mit dem räthselhaften Sehnen zugleich auf immer befriedigt und gestillt), dort mit einer beständigen Unruhe des Bewegens, brüllt uns aus dem Löwen und Tiger, zischt uns aus der Schlange, plärrt uns aus dem Affen entgegen, oder scheint anderwärts stille, bildend und duldend, auf einen endlichen Ausgang der Räthsel zu sinnen.

Was ist denn dieses Etwas, nach welchem das Leben, das in dem Thiere lebt, bald deutlicher, bald verhüllter, zugleich aber so unaufhaltsam sich hinringt, wie die Pflanze nach dem Licht, der fallende Stein nach dem Boden?

Der Stein suchet die Erde, von welcher er genommen, deren Theil er ist; das Leben, das im Thiere lebt, suchet den Quell des Lebens, aus welchem es gekommen, dessen Ausfluß es ist. Denn es ist ein Funke jenes erkennenden Geistes, jener ordnenden Weisheit, durch welche die Welt geschaffen worden, selber, und dieser Funke ist es, der in der Biene, der im bauenden Termiten Bildungen eines berechnenden, weislich ordnenden Verstandes vollbringt; es ist jene Harmonie, nach deren

Lauten der Gang der Welten geordnet worden, welche mit selbstständiger Kraft aus der Brust des singenden Vogels ertönt. Der Albatroß schwimmt und taucht im Meer nach Fischen und achtet nicht des Standes der Sonne und der Gestirne. Wenn aber seine Zeit gekommen, erhebt er sich von seinem Orte, in derselben Kraft, welche den Gang der Sonne vom Südpol hinauf nach dem Nordpol lenkt. Die schlafende Distel erwacht nicht durch eigene Kraft, sondern wird am Morgen durch die Sonne geweckt; im Thiere aber wohnt jene obere Lichtwelt, deren sammlender Brennpunkt für uns die Sonne ist, selbstständig und eigenthümlich, und weckt aus der tönenden Bienenkönigin noch lange vor dem dämmernden Morgen die schlafende Schaar der Arbeiter, oder aus der singenden Nachtigall, mitten in finsterer Nacht, das Sehnen der sie hörenden Wesen. Endlich aber, wenigstens im höhern Thierreich (wir wissen jedoch nicht, wie weit die traumartig bildende Kraft der Phantasie in der Reihe der Lebendigen hinabreiche), kann ein selbstständig geistiges Vermögen der Erinnerung das Licht der untergegangenen Sonne und alle Farbenpracht des vergangenen Tages selbstständig sich zurückrufen; kann die längstverklungenen Harmonieen noch einmal sich ertönen lassen, und mitten in die Oede des Winters einen lieblichen Frühling hineinbauen. Denn es waltet und wohnt da dieselbe Schöpferkraft, welche im Frühling das Erdreich mit den mannigfachen Blüthen bekleidet und Wald und Flur mit lebendigem Gewimmel erfüllt.

Wie die rastlos bewegten Planeten durch die in ihrer Mitte ruhende Sonne die Kraft und Gemeinschaft der obern Lichtwelt empfangen, so ist es in der Mitte der Thierwelt der Mensch, welcher den andern Lebendigen das Licht einer Welt des Göttlichen zurückstrahlt. Denn das Thier erkennt Gott nicht; es fragt nicht nach einem ewigen Jenseits. Wohl aber ahnet es im Menschen, dem Ebenbilde Gottes, eine wärmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott strebt, und wie die thierische Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkt, der Menschenähnlichkeit sich naht, so drängt sich ein dunkles Sehnen im Thierreich immer mehr und näher nach der Gesellschaft, nach dem Umgang des Menschen hin, um an seiner lebenden Flamme sich zu sonnen. Diese Sonne, in der Mitte der Lebendigen, flammte einst hell, nun aber ist sie verdunkelt, und es dringt kein Strahl durch das Gewölk, die schlafenden Blüthen des Feldes zu wecken. Dennoch ist auch die verdüsterte Sonne noch die Ursache der, wenn auch schwachen Tageshelle in Wald und Flur.

So ist denn das Thierreich in allen seinem Suchen und Bewegen ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geistes im Menschen, wie im Leben der Pflanze sich das Geschäft der Seele abspiegelt. Jene Richtung der innern Kräfte, welche, wie das zum Gas gewordene Wasser oder die leichte Flamme nach oben steiget, jenes Sehnen, welches ausgeht, nach dem Anfange des Lebens zu forschen und die Vereinigung mit ihm zu suchen, mithin die eigentliche, mit freyem Willen sich bewegende Kraft des innern Menschen, ist der Geist. Nur der Geist auch, selber göttlicher Natur, empfindet, bemerkt, erkennt die Welt des Göttlichen. Die Seele aber, gleich jener niederwärts steigenden Richtung in der Körperwelt, wodurch ein vorhin leichtes, flüchtig bewegliches Gas in der Verbindung mit seinem basischen Gegensatz zu einem, jetzt selber festen, die feste Masse bildenden Elemente wird, folget willenlos dem Zuge zu dem Leiblichen, ist für sich allein der freyen Bewegung (der freyen Wahl zwischen geistig gut und böse) und der Erkenntniß der oberen Welt des Lichtes beraubt. Zwar auch in dem Geschäft der Seele spiegeln sich nachmals die leuchtenden und wärmenden Strahlen des Geistes; sie selber aber würde ohne seinen Einfluß nicht Licht seyn.

Das Thierreich ist denn auf diese Weise ein Buch, welches die Entwicklungsgeschichte des Geistes im Menschen vorbildlich erzählt. Seine Hieroglyphensprache erscheint jedoch dem jetzigen Menschen so dunkel, daß er sie erst dann verstehen lernt, wenn ihm der Inhalt des Buchs selber bereits vertrauter geworden.

Es ist das von oben gegebene Wort der Menschensprache, voll tiefen, hehren Sinnes, welches den Geist im Menschen zum Leben weckt, gestaltet und aufwärts bewegt. Dieses Wort waltet und spielet mit dem noch sprachlosen, „unmündigen“ Kinde, leitet und gängelt das innre Verständniß in mütterlicher Kraft, bis der Geist mündig, des Wortes mächtig, zum selbstständigen, freywilligen Aufflug fähig geworden. So leitet und gängelt eine bildende, schaffende Weisheit die Bewegungen des stummen, niederen Thierreichs als kunstvollen Instinkt, der das Insekt zu bewußtlosem, und doch das Ferne und Künftige erfassendem Wirken antreibt. Das Thierreich, je unmündiger es ist, desto weniger begreift es dieses mit ihm waltende Wort, diese das Verlassene und Geringe am sorgfältigsten bedenkende Weisheit. Der Mensch aber erkennt und versteht dieß, und in seinem Verhältniß zum Thiere wiederholt sich von Neuem, auf einer höheren Stufe, jene Entfaltung, durch welche das Leben aus dem stille aufnehmenden Wesen der Pflanze zu dem selbstständig bewegten des Thieres sich erhebt.

*

Bemerkung. An den drey sonnenferneren Planeten, z. B. Uranus, welcher wenigstens viermal so hell strahlt, als eine nur von Sonnenlicht erhellte, gleich große Erde oder Venus an seiner Stelle im Weltraume leuchten würde, Saturn, welcher ein wenigstens dreymal so helles Licht zeigt, als er nach der gewöhnlichen Ansicht haben sollte, verräth sich auch der unvollkommensten Beobachtung ein eigenthümliches, nicht mehr blos von der Sonne abhängiges Prinzip der Erleuchtung und wahrscheinlich auch der Erwärmung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Es ist viel besser, einige vorübergehende Irrthümer und Unannehmlichkeiten zu tragen, als irgendwo den freyen Umschwung der Idee, die freye Entwickelung der Wahrheit zu hindern. So dachte und handelte die Regierung in Genf, als vor einigen Jahren die stolzen und eitlen Methodisten im Lande erschienen und nur ein Bischen Druck und Verfolgung wünschten, um rechten Bestand zu gewinnen und sich als Märtyrer zu brüsten. So wohl ward es ihnen jedoch in Genf nicht und seit einem Jahre ist die unverfolgte Sekte, um die sich Niemand bekümmert, im Abnehmen. Eine religiöse Meynung hingegen, die man mit Gewalt unterdrücken will, bekömmt größere Bedeutung und wächst immer mehr an.

Einem großen Bedürfnisse für Einheimische und Fremde hat das Itinéraire et abrégé du voyage à Chamouny, autour du Montblanc, au grand et petit St. Bernard, autour du lac de Genève, et dans les différentes vallées de Sixt, Boëge etc. abgeholfen, das durch seine Gründlichkeit, Bestimmtheit und Ausführlichkeit alle bisherigen Itinéraires und Guides de voyageur weit übertrifft. Es gehörte deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit zu solch einem übrigens anspruchslosen Werkchen. Verfasser ist der als guter Statistiker bekannte v. Malten, der seit mehreren Jahren hier lebt, all' diese Reisen selbst zu Fuß gemacht und dabey Alles genau verzeichnet hat. Es herrscht darin ein wahrer Luxus von Angaben, die geringsten Stellen, Ruhepunkte, Pfade, Aussichtspunkte, von denen vorher auf keiner Karte und in keinem Buche die Rede war, sind hier mit trigonometrischer Genauigkeit angegeben, und dabey mit kurzen Worten manches sonst Merkwürdige von kleinen und größern Ortschaften, Schlössern, Ruinen, Gasthöfen u. s. w. angeführt. Die Entfernung der Orte ist nach Minuten genau bestimmt, wie in W. Gells trefflichem Itinerary durch Morea und Griechenland. Hier und da sind kleine Irrthümer mit untergelaufen.

Dieß wären so ziemlich unsere bedeutendsten Literaturerscheinungen. Dazu kann ich noch eine französische Uebersetzung von Göthe's Werkchen über die Pflanzenmetamorphosen fügen. Bekanntlich erschien es 1790 zu Gotha. Dieß hindert aber einen hiesigen Literator nicht, in einem Artikel über das Buch zu sagen: „Wer hätte es glauben sollen, daß der berühmte Dichter, der Verfasser Werthers sich auch in die ernsten Wissenschaften wagen würde?“ Diese wenigen Worte sind ganz bezeichnend. In der That wissen hier nur sehr Wenige, daß Göthe außer Werther noch etwas geschrieben hat, denn er heißt immer nur l'auteur de Werther. Des großen Dichters naturwissenschaftliche Studien und Schriften sind völlig unbekannt, und als neulich in einem literarischen Kreis von seinem Buch zur Morphologie die Rede war, hielt ein Professor einen andern Göthe für den Verfasser.

Wir hatten dieß Jahr nur Einen Literaturkurs, und ihm gebührt allerdings Lob. Adolph Peschier las über die französische Literatur im 17ten Jahrhundert. Es ist freylich nichts leichter und bequemer, als diesen Gegenstand zu behandeln, über den in Frankreich seit zweyhundert Jahren so viel geschrieben und gesagt worden ist, und wo es bey einigem Lesefleiß nicht an einer reichen Erndte von Materialien und anziehenden allgemeinen Bemerkungen fehlen kann. Dazu Villemains gedruckte Literaturvorlesungen, welche Fund- und Schatzgrube! noch so neu und von so Wenigen gekannt, besonders nicht von den Damen, die bey uns zu drey Vierteln die Literaturvorlesungen füllen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Westphalen, Juli.

Es mag wohl wenige Gegenden geben, die den Einfluß einer freysinnigen und wahrhaft um das Wohl ihrer Unterthanen sich bekümmernden Regierung auf Kultur und Wohlstand so sehr bewähren, als die preußische Provinz Westphalen. Freylich hat seit den letzten dreißig Jahren, seit Zertrümmerung des heiligen römischen Reichs durch eine Reihe von Umwälzungen, ganz Deutschland schnell und rasch eine höhere Kultur, einen geistigeren Aufschwung bekommen; in dem Grade und mit der Schnelligkeit, wie Westphalen, mag sich aber wohl kein anderer Theil unsers deutschen Vaterlandes gehoben haben. Wer vor dreyßig Jahren in den Ländern Münster, Paderborn, Arnsberg (das Herzogthum Westphalen) und in den übrigen kleineren Theilen der jetzigen Provinz Westphalen war, und nun diese Länder wieder zu Gesichte bekommt, dürfte sie kaum wieder erkennen. Nicht nur ihre äußere Gestalt hat in jeder Hinsicht gewonnen, auch die Bildung und Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Gegenden, deren Wege in frühern Zeiten dem Reisenden schon Grauen erregten, wenn er sie nur nennen hörte, erfreuen sich jetzt breiter, dauerhafter Chausseen; wo man früher ganze Tage, oft Wochen nöthig hatte, um mit Lebensgefahr durchzukommen, da reiset man jetzt, ohne zu ahnen, daß der Reisende hier früher mit Gefahren oder Strapatzen könne zu kämpfen gehabt haben. Unsere Schulhäuser waren ehemals dumpfe Hütten, auf dem Lande oft nur Löcher, die mit dem Viehstalle eines Bauern sich selten messen durften; die Schullehrer waren alte Kammerdiener, entlaufene Korporals; helle, geräumige Schulhäuser findet man jetzt überall in dem geringsten Dorfe, und Schullehrerseminarien sorgen für die Ausbildung der Lehrer. Fabriken und Handel lagen darnieder, oder lebten ein kümmerliches Leben; jetzt gedeihen und blühen sie; Haiden, die früher Stundenweit sich erstreckten und kaum zu übersehen waren, sind jetzt belebt und bebaut. Der Einwohner hat nicht nur ein netteres, gewandteres Aussehen bekommen, der Kreis seines Wissens in Sachen der Religion sowohl als des Lebens ist nicht nur erweitert, mit dem bessern Wissen ist ihm auch eine höhere Aufklärung geworden; namentlich hat der strenge Gegensatz, in den Katholiken und Protestanten sich früher stellten, wenn er auch nicht ganz aufgehoben ist, doch wenigstens viel von seiner Schroffheit verloren und die Gemüther haben sich bedeutend genähert. — Die Grafschaften Mark und Ravensberg und das Fürstenthum Minden, preußische Erbstaaten und seit Jahrhunderten unter preußischem Scepter, erfreuten sich immer eines entschiedenen Vorzugs an Bildung und Wohlhabenheit vor den übrigen genannten Theilen der Provinz, und auf sie paßt das Bild der Verwahrlosung nicht, das eben von den übrigen Theilen Westphalens entworfen wurde. Indeß hatten sie doch von dem französischen Drucke viel gelitten, und insofern bedurften auch sie einer nicht unbedeutenden politischen Regeneration, die ihnen nach ihrer Wiedervereinigung mit Preußen denn auch nicht entgehen konnte. Westphalen, das früher, unberühmt und unbeachtet, gleichsam nur vegetirte, ist jetzt auf dem Wege, eine der kultivirtesten und gewerbfleißigsten Provinzen eines großen Staats zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 28. Juli 1829.

— Wenn Uebermuth des Mächt'gen fordert,
Soll keiner arm, ſoll keiner dürftig ſeyn.

Johnſon.

Zalim Khan.

Eine Erzählung aus dem neueren Perſien.

„Der Khan will alſo heute noch hier ſeyn?“ fragte der Ketkhoda (Schultheiß) des Dorfes Gurbadeh in unruhigem Ton einen ſtattlichen, rothwangigen Mann mit ſtarken Augenbraunen und einem großen ſchwarzen Bart, der behaglich an der Thüre des Ketkhoda auf einem Teppich ſitzend, und von zwey wildausſehenden Burſchen bedient, ſeine Pfeife rauchte. „Gewiß,“ verſetzte der Angeredete, „Ihr dürft Euch darauf verlaſſen, daß, ehe noch die Sonne ſich hinter jenem Berge verſteckt, Seine Hoheit, der Zalim Khan, in dieſem Dorfe ſeyn wird, wo es ſein erhabener Wille iſt, dieſe Nacht zuzubringen; habt daher Sorge, daß alles nach der Euch gegebenen Liſte herbeygeſchafft und zubereitet wird.“ — „Es iſt unmöglich,“ entgegnete der Ketkhoda, „wir können nicht ſo viel Weizen, Korn und Stroh auftreiben; die geſammten Felder des Dorfes liefern ſo viel in zwey Jahren nicht; und wo ſollten wir den feinen Reis bekommen? — wir, die wir nie einen Pillau ſehen, die wir froh ſind, wenn wir einen Biſſen Gerſtenbrod und ein wenig ſaure Milch haben?“ — „Das geht mich Alles nichts an,“ fiel der Andere ein, „ich ſage blos, Ihr müßt dieſe Dinge zur Stelle ſchaffen.“ — „Und weißen Zucker, allerley Backwerk, Roſinen von Bockhara und getrocknete Aprikoſen von Cabul!“ unterbrach ihn der Dorfſchulze, „woher, in Allahs Namen, glaubt Ihr, daß wir dergleichen bekommen? Woher ſollen Leute, die zur Würze ihrer einfachen Nahrung nichts haben oder verlangen, als den Hunger, das Eingemachte, die Spezereyen, die ſüßen und ſauren Brühen bekommen, die Ihr haben wollt?“ — „Alles das mag ſchon wahr ſeyn,“ entgegnete der Andere mit unverſchämter Gleichgültigkeit, „aber trotz dem, was Ihr ſagt, erkläre ich Euch, daß Ihr den Befehlen des Khans Genüge leiſten, oder für die Folgen ſtehen müßt. Ihr dürft weder die ſchon erwähnten Früchte vergeſſen, noch auch die leckern Melonen von Iſpahan, die Granatäpfel von Caſchan, oder die Orangen und Limonen von Mazanderan. Vor allem aber ermangelt nicht, für Seine Hoheit ein paſſendes Geſchenk zu rüſten; Shawle von Caſchmir, Brokate oder Waffen von ausgeſuchter Arbeit werden angenehm ſeyn; baare Gelder aber ſind faſt immer willkommen. Und hört, Burſche, vergeßt des Khans würdigen Nazir nicht, wenn Ihr ſeinen Gebieter Euch geneigt machen wollt. So ſollt Ihr Gnade finden vor dem großen Zalim Khan, und die Roſe der Sicherheit ſoll aus dem Saamen aufgehen, den die Hand der Freygebigkeit ausgeſtreut hat.“ — „Allah kerim! Gott ſey mir Unglücklichen gnädig!“ rief der geängſtigte Ketkhoda, und ſein Geſicht verlängerte ſich, bis ſich in jedem Zuge der höchſte Schrecken malte. „Welch ein Staub iſt auf mein Haupt gefallen! Und reißt Ihr mir die Glieder Stück für Stück vom Leibe, ich könnte nicht den zehnten Theil von dem, was Ihr verlangt, aufbringen; ich ſchwöre es bey Eurem Haupt!“ — „Und doch muß es zur Stelle, und dieß ohne Zeitverluſt,“ erwiederte der Nazir kaltblütig, nachdem er eine dicke Rauchwolke von ſich geblaſen. „Ein einziger Artikel, wel-

cher fehlt, wird den Zalim Khan auf Euch aufmerksam machen, und Ihr sollt der Folgen in Euren lezten Tagen noch gedenken. Ihr wißt, Freund, daß Seine Hoheit selten ohne die nöthigen Mittel reist, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Es wollte verlauten, daß die Vorrathskammern des würdigen Ketkhoda wohl das Durchsuchen verlohnen; auch fehlt es uns nicht an Falken, die auf ihr Wild zu stoßen wissen. Dann gibt es auch noch Steuerrückstände bey gewissen Personen, deren Gedächtniß geschärft werden muß."

Während der Nazir dieß mit ruhigem, aber bedeutungsvollem Tone sprach, ging der Ausdruck der Aengstlichkeit und Bestürzung, welcher sich über das Gesicht des Ketkhoda verbreitet hatte, allmählig in den stieren Blick des höchsten Entsetzens über, seine Knie schlotterten und er rang in der Angst seiner Seele die Hände. „O Mahomed! o Allah!" rief er endlich, „was wird aus mir werden! Was kann ich thun! O würdiger Nazir, habt Erbarmen mit einem Unglücklichen! Ich habe keine Vorrathskammern — kein Geld — keine Güter! Nichts als die armseligen Lumpen, die alten zerrissenen Teppiche und die Kleider meines Weibs und meiner Tochter! Schmuck hab' ich keinen; dieser wurde mir, als der Fürst das lezte Mal dieses Weges kam, von einem seiner Läufer weggenommen, und das sind jezt vier Jahre her! Ich habe nichts zu geben. Ein wenig rohen Weizen, einige Gerste und geschnittenes Stroh mag sich finden; vielleicht auch einige Trauben mit etwas Honig und Butter; aber weiter nichts, weiter besize ich nichts; ich schwöre es beym Haupt meines Vaters, und bey dem Leben des Khans, bey Eurer eigenen Seele!" — „Hm, das ist in der That verdrießlich," erwiederte der Nazir kalt. „So seh ich denn keinen Ausweg; ich muß es berichten, der Khan selbst soll Richter seyn; Ihr wißt, ich bin nur sein Diener. Vier Jahre, sagt Ihr? — Vier Jahre, seit der Fürst durchkam? — ein Weib und eine Tochter? — auch Söhne, ohne Zweifel? sind's schöne Jungen?" — „Nein! nein! Gott helfe ihnen; der eine ist lahm, der andere von Blattern verunstaltet!" — „Und die Tochter? eine liebliche Rose ohne Zweifel?" — „Ach nein! 's ist ein armseliges Ding!" — „Gut, Freund, kehrt Alles zum Besten; ich habe blos meine Pflicht gethan und Euch des Khans Befehle entboten; Euch liegt ob, denselben nachzukommen. Ich muß jezt Sr. Hoheit entgegengehen." — „Ach! ich darf seine Ankunft nicht erwarten!" schrie der Ketkhoda, indem er verzweifelnd die Hände rang, während der Nazir wieder sein Pferd bestieg, das an der Thüre in Bereitschaft stand. „Aber Ew. Excellenz werden doch nicht ohne eine zweyte Pfeife gehen?" fuhr er fort, „und der Tag ist heiß. Seht, meine Frau hat eine Flasche köstlichen kühlen Sorbets für Euch bereitet; wollte Gott wir hätten mehr davon für den Khan! allein es ist das Lezte von einem kleinen Geschenk, das mir mein Bruder von Ispahan gesendet hat. Verweilt nur einen Augenblick, würdiger Nazir, und kostet ihn; oder begebt Euch wenigstens mit mir in mein inneres Gemach, wo Ihr's behaglicher finden werdet."

Der Nazir warf einen durchdringenden Blick auf seinen Wirth und bedachte sich einen Augenblick; dann gab er seinen beyden Dienern ein Zeichen, zu bleiben wo sie waren, und folgte dem Ketkhoda. Das innere Gemach war von der äußern öffentlichen Stube blos durch einen kurzen Gang und eine Matttenthür getrennt, den Boden deckte ein von Motten zerfressener Teppich, und Decken von rohen Fellen waren an dem oberen Ende ausgebreitet. Von Reichthum war hier nichts zu sehen, alles verrieth kaum mäßigen Wohlstand. Als aber der Nazir einen flüchtigen Blick umher warf, ruhte sein Auge einen Moment auf einigen Bündeln, welche eilig aufgerollt schienen und nur nachläßig mit grobem Kattun bedeckt waren. Der kurze scharfe Blick argwöhnischer Forschung entging dem Wirthe des Nazirs nicht, er machte aber einem verächtlichen Lächeln Platz, als der Ketkhoda bemerkte: „Entschuldigt die Unordnung hier, mein Herr, mein Weib war nicht wohl, hier liegt ihr Bett aufgerollt; das nachläßige Mädchen hat es noch nicht weggeschafft; doch wir müssen uns schon darein fügen! — Husseini bringe den Sorbet!"

(Die Fortsezung folgt.)

Jean Paul an A.

Hof, den lezten Herbsttag 95.

Edle Freundin, ich hoffe, ich habe jezt die Minute, die zwischen Kälte und Wärme, zwischen Empfindlichkeit und Empfindsamkeit so das Mittel hält, daß ich mir Ihnen von Ihnen selber mit der reinen Gleichmüthigkeit voll Wohlwollen sprechen kann, als wenn ich in der zweyten Welt einer abgeschiedenen Seele die Ihrige zu malen hätte. Wäre es möglich, daß jeder von uns zweymal da wäre, und im moralischen Sinn sich selber sähe, so wäre jeder besser; müßten wir gewiß, wir haben gewisse Fehler, wir legten sie ab.

Ihre Selbstbeschauungen, wie ich aus Ihren Tageblättern, aus Ihren Gesprächen, aus Ihren Briefen weiß, bewahren Sie größtentheils vor dem Einfluß Ihrer Umgebungen; aber mehr oder minder leiden wir alle darunter.

Sie verlangen, meine Theure, viel von mir, wenn Sie mich als Ihr zweytes Ich auffordern, oder vielmehr als Ihren Schatten betrachten, um sich selbst zu erkennen, und ich betheure Ihnen, ich denke jezt an den Ewigen und an sein Auge, vor dem mein enthülltes Herz mit dem enthüllten Vorsatz liegt, ohne Einmischung meines Ichs die kleinen Schatten des Ihrigen zu schildern. Aber da Sie diese Schilderung wünschen nicht nur, sondern da Sie mir meinen eignen, größern Schatten und Flecken gezeigt haben, so geben Sie mir wohl nicht das Recht, aber den Muth.

Alle kraftvolle Menschen halten das Recht des Stärkern für ein Recht, sie leiden über sich keinen Scepter,

weil sie selber einen führen wollen. Daher sind die meisten Genies egoistisch. Das Talent, das sie erst verdienen müssen, machen sie zu einem Vorwand größerer Forderung; das Geschenk ist ihnen ein Recht auf Tribut. Die ganze Dankbarkeit, die der geistig Reichere gegen den Schöpfer hat, besteht darin, daß er desto mehr von den ärmer Gelassenen fordert, anstatt daß gerade die Menschen vom meisten Werth den andern am meisten — schuldig sind, und nichts zu fordern, sondern nur mehr zu geben haben.

Ihr Egoismuß kommt von etwas Besserm her als von Ihrer Erziehung, und so ist Ihre Seele wieder umgekehrt von andern, dieser Erziehung anhängigen Mängeln ganz rein, z. B. von Verstellung.

* * *

Ich fange, vielleicht ohne wieder einzutunken, die Fortsetzung des Briefs an Sie mit dem Tropfen Tinte an, womit ich den heitern an Otto beschloß. Ihrer überraschte und erquickte mich so, wie die blühenden Nelken, vor denen ich in Bernek einnathmend vorüberging. Im Winter, A..., schmiegen sich diese duftenden Kinder der Frühlingswärme erstlich wie Epheu an die Brust, und dann gar ans Herz. So oft ich diese Stelle des Ihrigen sehe, zumal im Hintergrund von 12 Stunden, so steigt in mir über die nahe Vergangenheit glänzend die Ferne herauf und ich vergesse, um mich zu erinnern. Wenn wir nur ein Jahr auseinander gewesen wären, so würden alle kleinen Flecken verlöschen, wir würden in Briefen nur den bessern Theil unsers Wirs im Fluge sehen und — ich würde mich unendlich nach Ihnen sehnen. Gleichwohl thut mir das schleichende Nervenfieber in Ihrer Seele weh, weil es dagegen nur Einen Arzt und gerade den gibt, den der Mensch nie braucht — Sie selber. Ihr Absterben und Abstumpfen der Gefühle ist gerade das Gegentheil. Die Wage ruht, wenn leere Schaalen, aber auch, wenn gleiche Lasten an ihr hängen. Sie haben nämlich nicht absterbende, sondern gesättigte Gefühle. Es fehlt ihnen nicht die Wärme, sondern der Stoff. Es ist der höchste Grad von Lebenskraft, wenn — anstatt daß sonst das Bedürfniß die Wünsche macht — umgekehrt die Wünsche das Bedürfniß machen. Sie sehnen sich nach der Sehnsucht. Leider (oder gottlob) wird Ihre Seele, wie meine, von Jahr zu Jahr nur wunder und weicher. Stellen Sie sich jezt zum Beweis nur einen äußerst fröhlichen oder trüben Zufall vor, der sich plötzlich auf Ihrem Lebenswege aufrichtete, und sehen Sie, wie Ihr Inneres schlagen, zucken, bluten oder wallen wird.

Sie haben sich daran gewöhnt, immer von der nächsten Zukunft zu erwarten oder zu befürchten; da aber jezt jede nächste hinter ihrem sehr transparenten Schleyer Ihnen jede Ruhe und Frieden zeigt, so verliert Ihre nur in Unruhe sich fühlende Seele über die Ruhe die Ruhe. Eines Theils brauchen Sie einen eigenen Kreis voll mehrerer Pflichten, andern Theils brauchen Sie statt der Erde den — Himmel.

Ihnen, wie allen idealischen Menschen, wird auf der begränzten Erde die begränzte Brust voll unbegrenzter Wünsche zu enge. Daran ist nicht Hof, sondern die Erde Schuld. Horchen Sie auf Ihre leisesten Antworten: sie werden Ihnen die jetzige Unzufriedenheit in jeder Lage versichern, die Sie sich — träumen. Denken Sie mehr auf fremdes Glück, so wird Ihr eigenes näher rücken. Sie bedürfen ein unendlich entferntes Ziel; es gibt nur zwey solche, die Tugend und die — Wissenschaften. Sie besitzen die erste, und lieben und treiben die lezten. Diese Unerschöpflichen erschöpfen und erfüllen den Menschen, und sind das beste Mittel gegen geistige Ueberfüllung.

Sie können mir einwenden, Ihre Sorge komme noch von einer zweyten Sorge her; aber die zweyte unbestimmte würde ohne die Ueberfüllung keinen Eindruck machen.

Sie folgen noch überall zu sehr Ihren Gefühlen, und können daher die Ewigkeit keines Ihrer Zustände verbürgen. Sehen Sie den Abstand, den zwischen diesen eine einzige Musik macht, so sind Sie gewiß nach dem wärmsten Briefe, eben weil Sie sich nicht ausgeströmt haben, der Kälte am nächsten, und nach dem Zorne der Güte. Um sich zu heilen, muß man sich recht hart und durchgreifend fragen: was man denn will. Oft verstecken sich zwanzig Gefühle wie Kinder hinter einander, und das Lezte will nicht reden.

Ihr ewiger Freund
Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, Juli.

(Beschluß.)

Es ist gewiß, daß nur eine freysinnige, das Wohl ihrer Unterthanen fördernde Regierung solche Zwecke erreichen konnte; es ist aber auch eben so gewiß, daß eine solche Regierung dieß nur durch einen Mann vermochte, der so ausgezeichnet an Geist, Kenntnissen und Unverdrossenheit an der Spize der Verwaltung der Provinz steht, wie unser Oberpräsident, der Geheimerath Freyherr von Vincke. Der Name dieses Mannes ist (auch literarisch, besonders durch sein Werk: „Ueber die Verwaltung Großbritanniens" 1805) zu bekannt, als daß hier noch Notizen über ihn gegeben werden dürften. Westphalen verdankt ihm Alles, seine ganze jetzige Gestaltung, alle seine schönen, wohlthätigen und nüzlichen Einrichtungen. Unter seiner Direktion ist die Provinz vermessen, und dadurch für dieselbe ein berichtigter und verhältnißmäßiger Maaßstab der Grundsteuerbelastung hergestellt worden; unter seiner Einwirkung wurden Marken und Halden getheilt und bebaut; seinem Eifer verdankt Westphalen die Menge von Chausseen, die es gegenwärtig nach allen Richtungen durchschneiden; unter seinen Auspizien wurden Weserschifffahrt und Weserhandel regulirt und ihm gelang die Schiffbarmachung der Lippe, jezt von Lippstadt an. Er errichtete (1820) ein Landarmenhaus zu Venninghausen, dem jede Kommune der Provinz ihre Bettler und ihr unnützes, liederliches Gesindel zubringen kann, und zwar fast ohne Kosten, da Einrichtungen getroffen sind, daß die Gefangenen ihren Unterhalt sich fast ganz selbst verdienen. Er rief eine Taubstummenanstalt für die Provinz ins Leben, zuerst bey Hamm, jezt in Münster. Er errichtete die beyden Schullehrerseminarien für die Provinz, ein evangelisches zu Soest und ein katholisches zu Büren, und sorgte

für Verbesserung des Unterrichts und der Schulhäuser; er gab der Provinz Handwerks- und Gewerbsschulen, zu Münster, Minden und Hagen; er sorgt, wo er nur kann, für Verbesserung der Land- und Forstwirthschaft.

Gegenwärtig arbeitet er an einem Plan, von dem auch bereits die Allgemeine Zeitung gemeldet hat, nämlich die Weser durch eine Eisenbahn mit dem Rheine zu verbinden. Es ist kaum zu berechnen, welche Vortheile durch ein solches Unternehmen für Westphalen entstehen müssen. Wie es heißt, schwankt man noch über das Wie? der Ausführung, ob nämlich die projektirte Eisenbahn von der Weser direkt bis an den Rhein, vom Rheine unweit Minden bis Köln, oder ob sie nur bis nach Lippstadt geführt und von hier die Kommunikation mit dem Rhein vermittelst des von diesem Orte an schiffbaren Lippeflusses unterhalten werden soll. Schon dieser zweyte Weg würde viele und große Vortheile hinsichtlich des leichteren und wohlfeileren Transports sowohl, als des vermehrten Austausches von Waaren und Produkten darbieten. Von dem entschiedensten Vortheile ist aber der zuerst genannte Weg, indem dieser nicht nur, was bey dem andern nicht der Fall ist, gerade die fabrikreichsten Gegenden Westphalens, vielleicht Preußens, in der Grafschaft Mark, Iserlohn, Hagen, Enneperstraße u. s. w., worin auch das benachbarte gewerbreiche Wupperthal, durchschneidet und ihnen für ihre Fabrikate den bequemsten Absatz verschafft, sondern indem er auch eine Konkurrenz Bremens mit Holland auf dem Rhein, im Bergischen und in den westlichen Theilen Westphalens eröffnet, die dem holländischen Handel nach Deutschland eine ganz andere Gestalt, und der Rheinschifffahrt von einer andern Seite plötzlich eine Freyheit geben dürfte, welche man ihr bisher vergeblich gegen die Sperrungen Hollands zu erringen gesucht hat. Man hat nämlich berechnet, daß durch Vermittlung dieser Eisenbahn Bremen künftig alle Artikel seines Seehandels um 2 Grot wohlfeiler als Rotterdam nach Köln wird liefern können. Mögen die Untersuchungen, die über diesen Gegenstand gegenwärtig geführt werden, nur recht bald ein erfreuliches Resultat geben.

Mit der steigenden Bildung ist auch die Industrie in Westphalen gestiegen, Fabrikation wie Oekonomie. Nur in wenigen Gegenden Westphalens findet man noch unbebaute Steppen, in Münster und Paderborn, wo ein unfruchtbarer Boden zu viele Kulturkosten verlangt und wo ohne Ueberölkerung wohl schwerlich ein Anbau erfolgen wird. Diese abgerechnet, hat Westphalen im Ganzen einen guten Boden und liefert reichlich alle Arten von Korn und Gemüse. Die fruchtbarste Gegend ist derjenige Theil der Grafschaft Mark, den man den Hellweg nennt; es ist dieß der nördlich der Ruhr gelegene Theil derselben, eine hügelichte Ebene von Lippstadt über Soest, Hamm, Dortmund, die Kornkammer Westphalens. In uralten Zeiten war hier die große Heerstraße der Römer vom Rhein zur Weser, daher noch jetzt der Name Hellweg oder Heerweg. — Hauptgegenstände der Industrie Westphalens sind Leinwand in den Regierungsbezirken Münster und Minden, bekannt ist besonders das feine Garn der Grafschaft Ravensberg, ferner Garn- und Leinwandbleichen, besonders in Warendorf und Bielefeld; Zuckersiedereyen, in Blotho an der Weser, Minden, Schweim; ganz vorzüglich aber die vielen und mannigfachen Stahl-, Eisen- und Messingfabriken in der Grafschaft Mark, in Iserlohn, Altena, Hagen, Enneperstraße, in einer Strecke von 5 — 6 Meilen, wo Hammer an Hammer, Rolle an Rolle, Fabrik an Fabrik grenzt. Die Leinwandfabrikation scheint gegenwärtig im Sinken zu seyn, wozu der seit einigen Jahren verminderte Absatz nach Amerika und die Konkurrenz Irlands wohl das Meiste beygetragen haben.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Peschier hat mit Geschmack zusammengestellt und kannte sein Publikum genug, um schöne Sprache, Reiz des Styls, die sogenannten rhetorischen Flonflons als die Hauptsache zu betrachten. Hier und da kamen auch artige eigene Bemerkungen, recht gute historische Aperçus und hübsche Witze vor. Peschier hat keine literarische Farbe, sondern hält sich zwischen französischem Klassicismus und Romantismus, bald diesen, bald jenen lobend. Da er selbst bisher nichts Dichterisches geliefert hat, so läßt sich nicht sagen, welches Element ihm am meisten zusagt. Peschier hat im Sinne, künftiges Jahr nach Deutschland zu gehen, um dort seine Literaturvorlesungen in französischer Sprache in München, Berlin, Dresden oder auf irgend einer Universität zu halten. Wir wünschen ihm glücklichen Erfolg und hoffen sogar darauf, wiewohl er dort ein anderes Publikum finden wird, als hier, wo eine Menge Verwandtschafts-, Gesellschafts- und Cotterie-Rücksichten gelten, auf deren Hülfe bey uns ein fremder Literator nicht rechnen darf.

Unsere Société de lecture hat vor einiger Zeit ihren Jahresbericht abgestattet, der sehr erfreuliche Resultate gab und von Neuem darthat, daß diese Anstalt eine der trefflichsten in ihrer Art ist, deren Einrichtung, Konstitution und Polizey bedeutende Städte Europa's für ähnliche Institute nachahmen und sich deßhalb mit ihr in Korrespondenz setzen. Sie zählte das vergangene Jahr 382 ordentliche Mitglieder, und hat damit ungefähr das Maximum erreicht, das sie ohne Unbequemlichkeit für Alle nicht überschreiten darf. Die Zahl der für kurze oder längere Zeit mit großer Liberalität — am längsten für dreyzehn Monate — ganz unentgeldlich zugelassenen Fremden belief sich fast auf das Doppelte, nämlich 620, darunter 177 Engländer, 116 Franzosen, 72 Genfer, die nur für kurze Zeit in der Stadt sind, 74 Schweizer, 63 Deutsche, 38 Italiener, 35 Polen und Russen, 17 Amerikaner, 12 Savoyer, 9 Griechen, 9 Holländer oder Belgier, 5 Spanier, 2 Portugiesen, ein Schwede. Die mehrsten waren im Juli, August, September und Oktober hier. Die Bibliothek hat jetzt 21.000 Bände, welche alle Zweige der Literatur umfassen; die mehrsten gehören jedoch der schönen Literatur, der Geschichte, periodischen Werken, politischen Zeitschriften und Reisen an. Es sind in Paris, London und Edinburg neue Verbindungen angeknüpft worden, um von da die interessantesten Broschüren und gedruckten parlamentarischen Verhandlungen so schnell wie möglich zu erhalten. Die Bibliothek erhielt von In- und Ausländern, von ordentlichen Mitgliedern und Fremden bedeutende Geschenke. Der Umschwung des Lesens ist erstaunlich, denn immer sind 700 Bände im Kurs. Es besteht ein eigener Verein für die deutsche Sprache, der im Winter in dem sogenannten deutschen Zimmer seine Sitzungen hält; darin darf nur deutsch gesprochen werden. Die Einnahme betrug 38.475 Genfer Gulden, die Ausgabe 35.090 Gulden. Für Bücher wurden 8413, für Karten 191, für Zeitschriften 6355, nämlich für französische 4856, für englische 1224, für deutsche 109 (denn fast alle deutsche Zeitschriften werden unentgeldlich hierher gegeben) und für italienische 164 Gulden ausgegeben. Der Zahl nach stehen die französischen Journale oben an, dann kommen die deutschen, englischen und italienischen. Unser Bischof zu Freyburg hat den katholischen Geistlichen zu Genf und in der Gegend den Besuch dieser Société de lecture ernstlich und bey Kassation untersagt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juli 1829.

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. —

Goethe.

Der Sabbath.

Von Schubert.

Es ist in der Natur ein beständiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn schneller als ein Weberspul fleugt es von der Geburt zum Tode, und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt; nach kaum genommenem Anfange suchet es schon das Ende und kann dieß nirgends finden, denn das scheinbare Ende ist nur der verhüllte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende.

Die Wasser alle laufen ins Meer, und dennoch wird dieses von ihnen nicht voller, denn sie kehren bald wieder um an den Ort, daher sie gekommen. Ein Geschlecht der Lebendigen vergeht, und ein anderes ist wieder da an seiner Statt; der einschlummernde Schwan, er singt im Augenblick des Scheidens: es ist Alles eitel und voll Mühe, und dennoch, so oft er zum neuen Leben erwacht, eilet er wieder der neuen Welle nach, bis er, des Spieles müde, von Neuem einschlummert.

Jenes Bewegen, jenes Streben und Suchen in der Natur könnte nicht bestehen, wäre nicht, wie innerhalb den Bahnen der Planeten die Sonne, so mitten unter dem Bewegten ein Ruhendes da, ginge nicht mitten durch das Jauchzen der Lust, durch das Geschrey der Angst und der Mühe, eine tiefe, heilige Stille des Sabbaths.

Was ist denn das Ruhende, das die Bewegten trägt und das diese suchen, und wo ist der Tempel, zur Feyer jenes Sabbaths bestimmt?

Die Wasser, so sagt ein alter persischer Spruch, sie rauschen vom Gebirge herab, und eilen hinaus in alle Lande, suchend, ob sie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, sobald sie erwacht, schaut den Boden nicht mehr an, sondern geraden Zuges richtet sie sich empor zum Himmel, ob sie den Herrn des Himmels erblicken möchte; die Erde, sie hat hier, sie hat dort die hohen Warten der Gebirge aufgestellt; diese ragen weit empor und schauen sehnend hinauf und umher, ob der Richter der Welt noch nicht komme?

So ist in der ganzen Welt des Sichtbaren, ohne den Menschen, das Warten und Hoffen auf ein Etwas, das gewesen und das künftig ist; ein Etwas, dessen nur der Geist des Menschen als eines gegenwärtigen genießt. Jene Welt des Sichtbaren gleicht der Arbeit und Mühe der Woche, welche nach einer Feyer des Sabbaths hinringt, deren geweihter Tempel der Mensch ist.

Ein Ahnen, ein Vorgefühl dieser Feyer ist schon in der Natur. Wenn da oben, wo das Gebirge sich aufmacht und sein Haupt über das Gedräng der Ebene hebt, daß es mit den Wolken des Himmels und ihren Stürmen allein sey, der einsame Adler hinausblickt nach dem Grauen des Morgens, ob der Tag noch nicht komme? wenn der Rabe am Felsenbach horcht, ob die Gemse noch nicht wiederkehre von der nächtlichen Weide im Thale, und wenn dann bald die aufgehende Sonne den Duft der Gewürz-

gärten der Höhe weckt, die Alpenblumen mit dem tiefen Blau des Himmels und mit der Gluth der Abendröthe: da erwacht auch in der Natur, dieß bemerkt der sie verstehende Geist des Menschen, das Ahnen einer zukünftigen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes. Dieses Ahnen erwacht, wenn in der Trunkenheit der Lebensfülle Feld und Wald am Mittage ruhen, und durch die Stille nur noch das Summen der von Blume zu Blume fliegenden Bienen und der Gesang der Cicade aus den Zweigen der Mannaesche ertönt; es erwacht, wenn am Abend die singende Lerche zwischen den duftenden Weingärten emporsteigt, oder wenn in der späteren Stunde der Nacht Orion zum Aufgange sich rüstet.

Aber das Ahnen wird zur Gewißheit, das Harren der Kreatur zur Erfüllung im Geist des Menschen. Siehe da, eine Hütte Gottes im Lande der Sichtbarkeit, eine Arche der Ruhe und der Errettung auf den sturmesbewegten Wellen des Sehnens und Suchens der Leiblichkeit.

Das Licht der Sonne und der Sterne geht durch den Aether, und wird da nirgends sichtbar und bemerkt; die Planeten eilen mit mehr als Sturmesschnelle durch den Weltraum, und ihr Gang wird nicht gehört; wo aber das Sonnenlicht der festen Fläche des Planeten, wo der Sturmwind der Wand der Felsengebirge begegnet, da wird jenes gesehen, dieser gehört. So wird die Herrlichkeit Gottes sichtbar und wird geschaut, wo sie einem gleich ihr Unwandelbaren, Feststehenden, im Geiste des Menschen begegnet.

Die belebende und ernährende Kraft der Mutter ging vorhin durch das Ungeborne, und dann wärmend und ernährend durch das Neugeborne, und das geschlossene Auge von jenem oder das bewußtlos dem Lichte geöffnete Auge von diesem bemerkt die Mutter nicht. So erging sich die schaffende, belebende, bildende Herrlichkeit Gottes durch das ganze Reich der Sichtbarkeit, und kein Auge war da, sie zu erkennen, bis der Mensch geschaffen worden, ein Tempel und Ebenbild jener Herrlichkeit.

Dieser ist ein Gebirge an der Gränze zweyer Welten; sein Fuß steht in der einen, der Gipfel ragt hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannigfaltigkeit und die Erquickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblickt, und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In diesem Tempel der Höhe beginnt die Feyer eines Sabbaths, der nie aufhört; es ist hier ein Bleiben-, eine Ruhe der Herrlichkeit Gottes, noch diesseits des Grabes.

Dahin kommen nie die Stürme oder die verheerenden Gewässer des niedern Grundes. Das Gedräng der leiblichen Mühe und der Angst und der Schmerzen geht in dieses geweihte Innere nicht hinein; mitten in den Flammen, welche die äußere Hütte verzehren und den Vorhof des Tempels reinigen, werden die ersten Töne eines Liedes vernommen, welches nie verstummt, denn es singt das Lob dessen, welcher ohne Aufhören derselbe ist.

So spiegeln sich uns denn in der Natur des Menschen beyde Welten, die des Endlichen und jene des Ewigen ab.

Zalim Khan.

(Fortsezung.)

Kaum hatte der Nazir seinen Sitz in der obern Ecke des Zimmers genommen, als ein junges Mädchen, dessen Gesicht dicht verschlevert war, durch eine innere Thüre eintrat und auf einer weißen Metallplatte einen großen Napf Sorbet trug, worin ein künstlich gearbeiteter Löffel von Birnholz schwamm. Obgleich ihre Kleidung, grob in Stoff und schlecht in Schnitt, durchaus nicht geeignet war, ihre Gestalt vortheilhaft zu heben, so konnte doch ihr leichter Gang, ihr schlanker, zierlicher Wuchs dem durchdringenden Blick des erfahrenen Nazirs nicht entgehen. Er nahm den Napf, recitirte einen Vers aus Hafiz über die doppelt berauschende Kraft des Weins, wenn er von der Hand der Schönheit dargeboten wird, und bedauerte in einer zweyten Strophe, „daß so ein schöner Mond fortwährend durch Wolken verdunkelt werde.“ Allein das Mädchen blieb stumm; der Nazir sah ihren Vater an, dieser stand auf und trat zu seiner Tochter: „Hast Du kein besseres Gewand denn dieses, um darin vor dem geehrten Gast Deines Vaters zu erscheinen? — Ach daß wir so arm sind! Dessen ungeachtet aber solltest Du, was Du hast, mit anständiger Zierlichkeit tragen; muß ich Deine Nachläßigkeit gutmachen?“ Mit diesen Worten that er, als wollte er etwas an ihrem Anzuge zurecht machen, und löste unbemerkt das Band ihres Schlevers, so daß, als sie auf seinen Befehl sich beugte, den Sorbet wegzunehmen, er von ihrem Haupte fiel und ein Gesicht enthüllte, so jung, so reizend, daß sie der Nazir in sprachloser Verwunderung anstarrte. Groß war die Verwirrung des armen Mädchens über den vermeintlichen unglücklichen Zufall, aber die Röthe, die sich über ihre Wangen ergoß, und der niedergeschlagene Blick ihrer großen schwarzen Augen, hinter den langen, seidenen Wimpern, erhöhten mächtig ihren Liebreiz, so daß der Nazir, in Bewunderung verloren, dem Ketkhoda zurief: „Du ein armer Mann! Du ein Bettler! Bey all den verheißenen Freuden des Paradieses, Du besitzest einen Schatz, der würdig ist, in den Pallast des Königs der Könige versezt zu werden!“ — „O welch ein Unglück! ich geschlagener Mann!“ rief der Ketkhoda und rang wieder die Hände, geberdete sich aber lange nicht mehr so erbärmlich. „Ach! ich bin verloren! Meine Ehre ist für immer dahin! Fort, meine Tochter! Fort, unglückliches Mädchen, zu Deiner Mutter! und sorge dafür, daß Dein Schlever ein ander Mal besser befestigt sey, wenn Du gerufen wirst,

Deines Vaters Gäste zu bedienen!“ — „Barik illah!“ sprach der Nazir, „gut gemacht! Freund Hussun, Du verstehst Dich allerliebst darauf, das Federspiel zu werfen, um einen scheuen Falken zu locken. Wie, Mann? dieß ist ja ganz, wie es seyn sollte! Deine Ehre ist ganz im Trocknen. Sind wir nicht als Freunde hier? Und nun was in's Ohr! Halte Dich nur an den Nazir Mehdi, und verlasse Dich auf seinen Schutz!“

Nun begann ein vertrauliches Gespräch, worauf der Nazir sein Pferd bestieg und davon ritt; der Ketkhoda aber kehrte, nachdem er ihm den Steigbügel gehalten, langsamen Schrittes, gebeugt, wie es schien, unter großer Sorgenlast, in seine Behausung zurück, indem er vor sich hin murrte: „Der Schurke! möge sein Vater im Feuer umkommen, sein Grab geschändet werden! — Welcher böse Feind hat ihn hieher gebracht!“

An demselben Abend zog Zalim Khan in dem Dorfe ein, wie der Nazir angekündigt hatte, mit all seinem Gefolge, das sich auf volle dreyhundert Köpfe belief, die sich mehr wie Feinde in einem durch Sturm genommenen, der Plünderung preisgegebenen Platze benahmen, denn als Freunde gegen Landsleute, die demselben Herrscher unterthan sind. Das wenige Eigenthum, das sie fanden, ward geraubt, die Weiber mißhandelt, und die Thiere, deren sie habhaft werden konnten, ohne Umstände geschlachtet. Die Einwohner aber, welche aus früherer Erfahrung wußten, daß es so kommen werde, hatten ihre beste Habe und die Mehrzahl ihrer Weiber geflüchtet und nur wenige zum Empfange des Khans zurückgelassen. Der Ketkhoda allein blieb mit seiner ganzen Familie zurück. Er hatte mit den Einwohnern sich zur Lieferung von minder kostspieligen Artikeln, die als Sursat (so heißt in Persien die für Gäste und Reisende von Bedeutung erzwungene Kontribution) verlangt wurden, verstanden, und hoffte, daß der Einfluß, den er bey dem Nazir gewonnen zu haben schien, ihn für den Mangel der übrigen geforderten Bedürfnisse entschuldigen würde. Das Haus des Ketkhoda ward von seinem armseligen Hausrath gesäubert und mit prachtvollen Teppichen aus den Reisekisten des Khans geschmückt und dieser nahm Besitz davon, ohne im Geringsten zu bedenken, welche Unbequemlichkeit er hiedurch seinem Eigenthümer verursachte. Als er endlich in seinem Staate da saß, mit einem glänzenden, mit Zobel besetzten Scharlachmantel angethan, und aus einer goldemaillirten Pfeife rauchte, Kaffee und wohlriechenden Sorbet vor sich hatte, gab er seinen Dienern Befehl, den Ketkhoda zu rufen. „Schurke!“ sprach der Khan, „wie kam es, daß Du meinen Befehlen zu gehorchen verabsäumtest und die gebotenen Vorräthe nicht herbeyschafftest? Ha! sprich, weißt Du nichts von dem Fellick und dem Baton?“ *) — „Möge Euer Sklave das Opfer Eures Willens werden!“ antwortete zitternd der Unglückliche; „aber Allah ist gnädig und Ew. Hoheit wird es sicherlich gleichfalls seyn; — Ewr. Hoheit würdiger Nazir hat ohne Zweifel berichtet“ — „Was sagt der Hund?“ brummte der Khan. „Mehdi Nazir, trete vor, erkläre, was der Schurke meynt!“ Der Nazir machte, die Hände in die Hüften gestemmt, eine tiefe Verbeugung, trat vor und flüsterte dem Khan von hinten einige Worte ins Ohr. „Ha! — gut — wir wollen sehen; aber bey dem Bart des Propheten, wenn es nicht ist, wie Ihr sagt, so nehmt Euch alle in Acht! Er hat die Erlaubniß abzutreten.“

Der Ketkhoda zog sich zurück und der Khan begab sich, nachdem er einen Theil des Abends geschmaucht, mit seinen Leuten gesprochen, einige Schreiben seinen Sekretären diktirt und auf die Schmeichelreden seiner Diener gehört hatte, in sein inneres Gemach zurück.

Als das Gefolge sich am Morgen auf Befehl des Khans zum Aufbruch in Bereitschaft sezte, bemerkte man, daß der Zug desselben mit einer dicht verschleyerten weiblichen Gestalt vermehrt worden war. Der Khan rauchte seine lezte Pfeife, der größere Theil seines Gefolges zog voraus und die Weiber schlossen sich eben unter der Aufsicht ihrer Eunuchen demselben an, als man plötzlich einen Lärm vernahm und ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, dessen unordentlicher Anzug und wilde Blicke die höchste Leidenschaft verriethen, sich durch die Menge Bahn machte und rechts und links Jeden von sich stieß, der sich seinem Vordringen widersetzen wollte. Umsonst suchten die Ferasche durch Worte und Schläge ihn zurückzuhalten; er warf sie bey Seite und rannte gerade auf die Vorderseite des offenen Gemachs zu, wo der Khan noch saß. „Beschützer der Verlassenen!“ rief er, „Schatten der Unterdrückten! lange lebe der König und glücklich! Neige ein Ohr dem Flehen Deines Sklaven, dessen Herz zerrissen ist und dessen Lebenslicht, ohne Deinen wohlthätigen Beystand, finsterer als der Abgrund des Verderbens werden muß.“ — „Sprich!“ versezte der Khan mit einem wohlgefälligen Blick auf die schöne männliche Gestalt, indem er seinen Dienern gebot, von ihm abzulassen, „sprich und sag an, wer Du bist und was Dein Begehr ist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Block und die Schlinge, womit die Füße derjenigen, welche die Bastonade bekommen, befestigt werden.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, Juli.

Die deutsche Schauspielertruppe ist wieder abgereist, nachdem sie nur noch eine einzige Vorstellung außer den zwölf versprochenen gegeben hatte. Die Pariser Musikliebhaber hoffen, daß es die deutschen Schauspieler bey diesem ersten Versuche nicht werden bewenden lassen und daß auch in den folgenden Jahren, während der Ruhezeit der italienischen Oper, eine deutsche die sich nach allerley Genuß sehnenden Pariser ergötzen werde. Es ist ja nun einmal bewiesen, daß sie deutsche Schauspieler reden und singen hören können, ohne zu

lachen oder zu gähnen; in dieser Hinsicht haben sich in Paris sowohl als in London die Sitten sehr geändert; denn auch ein Londoner Blatt macht bey Gelegenheit der von einer deutschen Schauspielergesellschaft auf einer Londoner Bühne gegebenen Vorstellung die Bemerkung, daß es wirklich an John Bull zu verwundern sey, wie er sich so gut betrage, da er sonst bey Anhörung fremden Gesanges und fremder Sprache einen gewaltigen Anfall von Patriotismus bekam, und in seinem Nationalstolze alles Fremde weit von sich wies. Der lange Friede hat offenbar äußerst wohlthätig gewirkt, indem er die Verhältnisse der Nationen zu einander auf mannigfache Weise verschlungen und vervielfacht, und ihre Geistes- und Kunstprodukte gegenseitig so verbreitet hat, daß sie beynahe Gemeingut geworden sind. Auch hat die Bildung bey allen europäischen Völkern zugenommen; die Rohheit einiger hat sich abgeschliffen und sie haben eingesehen, daß diejenigen Nationen, auf die sie sonst mit Stolz oder Nationaleitelkeit herabblickten, auch manches Schöne und Nachahmungswerthe hervorgebracht haben, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, wenn man für gebildet gelten wolle. Die Pariser verläugnen aber auch mitten im Genusse fremden Gutes ihre Nationalität nicht; sie wollen wählen, was ihrem besondern Geschmacke behagt. Die deutsche Truppe war in der Absicht hierher gekommen, die Pariser eine Auswahl deutscher Opern hören zu lassen. Allein Mozart mußten sie fahren lassen; nur eine einzige Oper des großen Meisters konnten sie darstellen und auch diese nur zweymal aufführen; einigermaaßen lag die Schuld an ihnen, da einige Rollen schlecht besetzt und mittelmäßig ausgeführt wurden; das Orchester, welches zu wenig Zeit gehabt hatte, die Partituren einzustudieren, mochte auch Schuld seyn; aber unstreitig hat die Oper selbst Einiges zur kalten Aufnahme beygetragen. Es kommen in der „Zauberflöte" Arien vor, welche bereits etwas veraltet sind, weil der Styl, worin sie gesetzt sind, noch zu sehr an Opern erinnert, die zwar sonst die Zuhörer entzückten, aber jetzt durch Rossini's Styl dem Publikum verleidet worden sind. Dazu kommt, daß in dieser Oper viel gesprochen wird; den meisten Franzosen aber war dieser Text unverständlich; dagegen kannten sie den „Freyschütz" schon aus der französischen Nachahmung, und in Fidelio's Texte haben sie eine Bearbeitung eines französischen Stückes von Bouilly erkannt; „Freyschütz" und „Fidelio" waren ihnen also bekannt, nicht aber die „Zauberflöte;" denn in den Mystères d'Isis, die eine französische Bearbeitung dieses Stückes seyn sollen, war man vom deutschen Texte ganz abgegangen. Also im Ganzen sind den Parisern durch die deutsche Truppe nur drey Opern vorgeführt worden. Den meisten Genuß gewährte den Kunstkennern wohl Beethovens Fidelio; erst seit einem oder zwey Jahren kennt man den genialen Tonsetzer recht in Frankreich durch die Konzerte am Musikkonservatorium, und seitdem war man begierig, auch die dramatische Musik eines solchen Riesen kennen zu lernen. Nun hat seine Oper freylich nicht so elektrisch auf die Zuhörer gewirkt, wie bey den Winterkonzerten einige seiner Symphonieen; indessen erkannte man doch den großen Meister an einigen Arien und besonders an dem Finale, welches enthusiastischen Beyfall erregte. Zuletzt wurde noch zur Benefizvorstellung Haitzingers, welcher wohl ein Benefiz verdient hatte, „die weiße Frau" gegeben; eine sonderbare Wahl in Paris, wo man beständig das Originalstück aufführen sieht. Es hatte jedoch für manche Pariser etwas Anziehendes, Haitzinger mit Ponchard zu vergleichen, welcher dieselbe Rolle (des schottischen Offiziers) in der Dame blanche spielt; man bemerkte, daß Haitzinger die Rolle etwas anders aufgefaßt hatte, als der beliebte Pariser Schauspieler; aber die Darstellung des deutschen Sängers gefiel; zweckmäßiger wäre es jedoch gewesen, ein den Parisern unbekanntes deutsches Stück aufzuführen; wahrscheinlich fehlte es an Zeit, um es vom Orchester einstudieren zu lassen. Es war schon keine Kleinigkeit, in Zeit von sechs Wochen drey große, in fremder Sprache geschriebene Opern auf die Pariser Bühne zu bringen und vor Kunstkennern aufzuführen, ohne daß etwas daran fehlte. Ein anderes Jahr werden sich die deutschen Schauspieler besser einrichten und eine größere Auswahl von Opern oder Bruchstücken deutscher Opern den Parisern darstellen können. — An der französischen komischen Oper haben Beveldieu's „beyden Nächte" bereits über zwanzig Darstellungen erlebt; aber einen Zulauf wie die „weiße Frau" erregt dieses Stück doch nicht; es wird dem „umgeworfenen Wagen" desselben Tonsetzers gleichgestellt, und wahrscheinlich zu seinen Stücken zweyten Ranges gerechnet werden. Cas. Delavigne's „Marino Faliero" wird dagegen zu den besten Stücken dieses Dichters gerechnet und jeden Abend fleißig vom Publikum besucht. Auch ist bereits eine Parodie dieses Trauerspiels auf die Bühne des Variétéstheaters gebracht worden. Schon ehe Delavigne's Trauerspiel aufgeführt wurde, hatte es einem Vaudevilledichter lustig geschienen, den Streit, den der tragische Dichter mit dem Théâtre français gehabt hat, komisch darzustellen. Er hatte daher eine Posse gedichtet, worin er den Dogen Marino Faliero als zu Paris ankommend darstellt. Er kehrt in einem Gasthof ein, Théâtre français genannt, oder vielmehr in der Richelieustraße liegend, wo sich das Théâtre français befindet. Er kommt aber bald wieder heraus, weil er darin übel bewirthet wird. Nun suchen sich andere Gastwirthe seiner zu bemächtigen; er gibt endlich den dringenden Vorstellungen des Gastwirthes der Porte St. Martin nach und kehrt bey ihm ein. Diese Posse ist mit allerley Scherzen und witzigen Anspielungen gewürzt. Die Parodie, welche, seitdem das Trauerspiel so vielen Beyfall hat, auf der Variétésbühne gegeben wird, heißt Merinos Beliero und stellt einen geplagten Ehemann aus der ärmern Volksklasse dar, welcher von einer jungen Gattin hintergangen worden ist und sich in seinem drolligten Mißmuthe verleiten läßt, an einem Auflaufe Theil zu nehmen, wie der Doge Marino Faliero an einer Verschwörung gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes Theil nimmt. Nun gibt es aber schon so viele Theaterstücke, in welchen die betrogenen Ehemänner eine Hauptrolle spielen, daß diese Parodie, die übrigens auch nicht allzu reichlich mit Witz ausgestattet ist, wenig Pikantes enthält; übrigens haben es sich die Verfasser derselben angelegen seyn lassen, öffentlich ihre Verehrung Cas. Delavigne's auszusprechen; denn sie legen am Ende der Posse einer Person derselben folgende Verse in den Mund:

Quand vous ferez des vers aussi sublimes,
Partout, sans interrompre, on vous écoutera,
Et malgré vos défauts, chacun vous absoudra.
Toutefois, croyez-moi, ne tentez pas la chance,
Celui dont vous parlez, n'a point d'égal en France.

Das Lob ist etwas übertrieben, beweist aber doch die hohe Achtung, die man für den Verfasser des Marino Faliero hegt, und die ihm alle Schauspieldichter in Paris gern zollen. Wenige Schriftsteller können sich überhaupt eines Beyfalls rühmen, wie ihn Cas. Delavigne genießt, und wenn man die Schmähungen abrechnet, womit die scheelsüchtige Gazette de France ihn überhäuft, wie so manche achtbare Männer, so sind alle Parteyen, politische und literarische, mit ihm höchst zufrieden und sehen ihn als eine Hauptzierde der französischen Literatur an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juli 1829.

Weiche, melodische Zaubersormeln
Lispelt dein Römermund.

Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Singanlage der Römer.

Schon seit Jahrhunderten hat man den Italienern vorzügliche Anlagen zur Komposition und zum Gesange zugestanden; unter ihnen aber besitzen wiederum die Römer das meiste Talent für den Gesang. Ich weiß nicht, in wiefern diese Beobachtung schon von andern gemacht worden ist; aber mir hat sie sich nicht allein in den ersten Tagen meiner Ankunft in Rom aufgedrungen, sondern, was mehr sagen will, ich erhalte davon täglich überzeugendere Beweise. Schon die materielle Stimme der Römer hat einen so unterscheidenden Charakter, daß wahrlich nur ein ganz gewöhnliches Ohr, ist es einmal aufmerksam gemacht, dazu gehört, um nicht allein unter hundert Nordländern (die Aufgabe wäre nicht schwer), sondern unter eben so vielen andern Italienern einen einzigen Römer herauszufinden. Das Organ der hiesigen Einwohner ist eben so weit von der kreischenden, magern, schwächlichen Höhe, als von der rauhen, heißern Tiefe der Nordländer entfernt; es klingt wie Metall; dieser gewöhnliche Vergleich ist so bezeichnend, daß ich nicht lange nach einem andern suchen will. Dabey ist ihm eine solche Fülle eigen, daß man unwillkührlich auf die Vermuthung geräth, ein solches Organ könne nur aus einer, auf eine besondere Weise geformten Brust kommen. Dieß ist nun auch wirklich der Fall; ihre Brust hat gewiß einen größeren Umfang und eine erhabenere Wölbung als man sie in der Regel bey andern Völkern, besonders den Nordländern, findet. Eine andere hieher gehörige Erscheinung möchte nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen. Wie bekannt, wechseln im übrigen Europa, besonders im Norden, die Knaben in der Regel bald nach dem vierzehnten Jahre die Stimme, und haben dann meistens mehrere Monate, oft gar ein ganzes Jahr lang, jenes zwitterartige Organ, welches dem Ohre so widerlich klingt. Erwägt man, daß in Rom der Körper wenigstens um zwey Jahre früher reift als im Norden, so sollte man glauben, daß hier nur noch unter Knaben von weniger denn zehn Jahren Diskantstimmen angetroffen würden, und daß sich der Stimmwechsel bey ihnen, ihres sonoren, metallreicheren Organs wegen, besonders auffallend zeigen müßte; aber gerade das Gegentheil: nicht allein hört man den Stimmwechsel gar nicht, so daß man fast glauben sollte, er fände nicht statt, und ich versichere, daß mir während meines ganzen Hierseyns kein einziger Knabe mit dem Zwitterorgan aufgestoßen ist, sondern die Jungen reden bis ins sechszehnte, siebzehnte Jahre im schönsten, lieblichsten Diskant. Der Zufall hat gewollt, daß während voller zwey Jahre jeden Abend unter meinen Fenstern ein Rudel der ausgelassensten Buben, welche sämmtlich schon erwachsene Männer zu seyn schienen, ihr Unwesen trieb, und unter diesen befanden sich so reine Diskantstimmen, daß ich oft meinen Ohren nicht traute und vielfältig hinschaute, ob vielleicht Mädchen darunter seyen. Diese Erscheinung für eine Folge der Sittenreinheit nehmen zu wollen, wäre bey den hiesigen Verhältnissen Unsinn. Aber

wo liegt die Ursache? Mich dünkt, im schon erwähnten kräftigern, solidern Baue der Brust, und folglich der Stimmwerkzeuge. Ganz Rom kennt den jungen Mann, der, jezt schon im ein-und-zwanzigsten Jahre, in der Kapelle der Peterskirche fortwährend Diskant singt.

Einmal im Besitze von so vollendeten Stimmwerkzeugen, fühlen sich natürlich die Römer auch geneigt, einen entsprechenden Gebrauch davon zu machen. Dieser Umstand möchte der Grund zu dem seyn, was wir bey ihnen die Anlage zum Singen nennen, große physische Tauglichkeit und daraus sich ergebender vorzüglicher Trieb zur Anwendung und Ausbildung desselben. Der Trieb zum Singen zeigt sich jedoch im Volke bey dem männlichen Geschlechte überwiegender als bey dem weiblichen. Den Grund dieser sonderbaren Erscheinung habe ich nirgends anders finden können als in der Sitte der Weiber aus den untern Ständen, Winters nicht allein sehr leicht bekleidet zu gehen, sondern auch Kopf und Hals blos zu tragen. Die Männer wickeln sich dagegen nicht allein bis über die Nase in ihre Mäntel, sondern verhüllen den Kopf doppelt mit Mütze und Hut. Diese Vermuthung bestätigt der Umstand, daß die Fuhrmannsknechte, Winzerbursche u. d., welche Hals und Brust Sommer und Winter offen tragen, die wenigste Anlage, und folglich auch die wenigste Lust zum Singen haben. Was diese Menschen von Gesang hören lassen, klingt wie das Gebrüll eines wilden Thieres. In meinen Augen ist es erwiesen, daß die hiesige Luft auf die Hals- und Brustnerven, besonders wenn die Theile erhizt sind, einen nachtheiligen Einfluß ausübt, und daß hierin die aria cattiva besteht, über welche sich die Römer so sehr beklagen. Aus demselben Grunde ist hier die Anzahl der Brustkranken überwiegend groß, und die Krankheit selbst in der Regel von schlimmem Ausgange.

Beweise von der Anlage der Römer zum Gesange findet man bey jedem Schritte. Personen, welche die Theater besuchen, singen gleich nach den ersten Vorstellungen einer Oper ganze Stücke, ja sogar mehrstimmige Nummern aus derselben, mit einer Treue, einer Kunstfertigkeit ab, welche den Nordländer in Erstaunen setzen. Die Erfahrung läßt sich in allen Kaffee- und Speisehäusern, ja Abends auf allen Gassen machen. Noch dazu sind dieß sämmtlich Leute, welche in ihrem Leben keine Note gelernt haben; denn in der Regel ist hier der Musikunterricht aus allen Bürgerhäusern verbannt und nur auf die adlichen Familien beschränkt. Mir ist im vergangenen Karneval ein Beyspiel von einem solchen Gesangstalente aufgestoßen, dessen ich vorzugsweise erwähnen will. Auf einer meiner Streifereyen in den hiesigen Ruinen schallte mir aus einem, in einer entfernten Stadtgegend gelegenen, kleinen Kaffeehause ein männlicher Gesang von zwey Stimmen entgegen. Die Schönheit desselben, so wie der vortreffliche Vortrag, zogen dergestalt meine Aufmerksamkeit auf sich, daß ich in's Kaffeehaus trat. Hier war ein Rudel junger Leute, Tischler- und Schneidergesellen, versammelt, von welchen sich zwey als Sänger hören ließen. Ich erkannte alsbald in dem von ihnen vorgetragenen Gesangstücke das nichts weniger als leichte Duett aus dem zweyten Akte der Rossinischen Semiramis, zwischen Semiramis und Arsaces, dasselbe, welches der Komponist späterhin für Wien statt des zuerst in Venedig gesezten, fast zu galanten komponirt hat. Daß diese jungen Leute keinen Begriff von Musik hatten, ergab sich daraus, daß sie, ohne alle Kenntniß der Tonlage des Duetts, zwey bis dreymal zu hoch anfingen, und folglich nicht auskommen konnten. Die Semiramis hatte ohngefähr ihre sechste Vorstellung erreicht. Selbst vorausgesezt, daß diese jungen Leute alle sechs Vorstellungen besucht hatten, woran sich jedoch sehr zweifeln läßt, weil es eben nicht schien, als ob sie im Stande wären, sechs Mal hinter einander jedesmal dreyßig Bajocchi wegzuwerfen, mußte die bewunderungswürdige Virtuosität, mit welcher sie das schwere Duett ohne Instrumentalbegleitung vorzutragen wußten, dennoch jeden Musikverständigen mit Erstaunen erfüllen. So gibt es hier ein halbes Dutzend Speise- und Kaffeehausaufwärter, welche gemachte Sänger sind, ob sie gleich, wie ich bestimmt weiß, keine Note verstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Morgenwunsch.

O wie auf den Triften
Alle Blumen sich schmücken mit Perlenschnüren,
O wie in den Lüften
Alle Vögel königlich jubiliren,
Weil die Sonne sich hebt!
Wer so schmücken könnte,
Schmücken die Welt mit tausend Thränen der Wonne,
Wer so füllen könnte,
Füllen die Welt mit tausend Tönen der Wonne,
Einem Bilde zu lieb!

A. Schöll.

Zalim Khan.

(Fortsetzung.)

„Zuflucht der Unglücklichen!“ erwiederte der Jüngling, „mein Vater ist ein naher Verwandter des Kethoda dieses Dorfs, und sie waren Freunde von Jugend auf; unsere Familien lebten zusammen und es war die Absicht unserer Eltern, ihre Freundschaft durch die Vereinigung ihrer Kinder noch fester zu knüpfen. Lange habe ich die Tochter dieses Greises geliebt; sie war die Gespielin meiner Kindheit und sollte bald meine Gattin werden, als ich hörte, daß in der verflossenen Nacht einige Eurer Diener mir

meine Verlobte entrissen haben. Ich eilte herbey und fand die Nachricht nur zu gegründet. O Khan, laßt diese grausame That nicht geschehen! laßt sie mir zurückgeben, die mir lieber als mein Leben ist! Möge Allah's Gnade Euer Glück erhöhen, bis Ihr es mit den Freuden des Paradieses vertauschet!"

Mit diesen Worten warf sich der Jüngling dem Khan zu Füßen und begrub sein in Thränen gebadetes Gesicht in den Teppich, auf welchem Se. Hoheit saß. Das Wohlgefallen, womit das Auge des Khans anfänglich auf dem Jüngling geruht hatte, ging im Verlaufe der Erzählung in den starren Blick des Erstaunens über. „Der junge Mensch ist verrückt!" bemerkte er gegen den Nazir, welcher neben ihm stand; „schafft ihn fort, was geht mich seine Husseini an?" — „Ach, um Allah's Willen! beym Haupte Eures Vaters, Khan!" rief der junge Mann, als man ihn unsanft hinwegzog, aber seine Worte erstarben im Getümmel. Der Ketkhoda war bey all' dem zugegen, obgleich aber seine Lippen sichtbar bebten, so sprach er doch kein einziges Wort. Als die Diener den Jüngling eine Strecke weit fortgeschleppt hatten, ließen sie ihn los und sein Auge fiel auf das Harem des Khans, das eben aus dem Dorfe zog. „Da ist sie!" schrie er; „sie ist unter ihnen. — Ich sehe, wie sie sich sträubt! — Ich will sie befreyen, und wenn es mein Tod seyn sollte! — Husseini! Husseini! sprich! zeige Dich! — Ibrahim ist in Deiner Nähe." Mit diesen Worten stürzte er auf die Gruppe der reitenden Weiber zu, hinter ihm her die Hälfte von des Khans Dienern und der Pöbel des Dorfes, und ohne Zweifel wäre er dem Tode nicht entgangen, denn Schwerter blitzten nnd Keulen erhoben sich wider ihn, als eine Gestalt in der gewöhnlichen Tracht eines Verheyratheten sich durch die Menge drängte, den Jüngling mit kräftigem Arme ergriff, sich über ihn beugte und ihm die bedeutungsvollen Worte zuflüsterte: „Laß ab! Wozu dieser nutzlose Streit! Willst Du Rache, so schweig' und folge mir!" Ergriffen von dieser Rede, blickte der Jüngling wild auf; seine Kraft war erschöpft, er sank zu Boden. Die Aufmerksamkeit der Verfolger ward von dem beynahe leblosen Jüngling auf ihren Gebieter gelenkt, der jezt laut nach seinem Pferde rief. „Triff mich zwey Stunden von hier an dem Imam zadeh, eine Parasange ostwärts von dem Dorfe!" sprach der Fremde mit gedämpfter Stimme, indem er sich entfernte, und bald war er hinter den Einfriedigungen des Dorfes verschwunden.

Als der Jüngling aufstand und um sich blickte, zog der Khan, umgeben von seinen Ghosams und andern Dienern, in einem glänzenden Zuge lustig dahin und verschwand bald in den Windungen des hügeligten Grundes, über welchen der Weg nach Ispahan führt, und das Dorf sank in tiefe Stille, wie nach einem furchtbaren Sturme. Die Bewohner, als fürchteten sie immer noch Mißhandlungen, schlichen nur schüchtern aus ihren Schlupfwinkeln hervor und flüsterten sich zu. Der Ketkhoda stand in düsterem Nachsinnen vor seiner Thür, als der Jüngling vor ihn trat. „Dieß ist eine schöne Geschichte, Vater!" sprach er. — „Was konnt' ich thun, mein Sohn? konnt' ich der Gewalt des Khans widerstreben? Ist nicht mein Unglück größer noch als selbst das Deine?" — „Größer als das meine? Allah! aber Worte nützen nichts. — Mein Vater, ich verlasse Euch. Entweder kehr' ich mit Husseini zurück, oder Ihr sollt mich nie wieder sehen!" — „Nein, Ibrahim, nein, mein Sohn!" Aber der Jüngling entfernte sich mit Gebärden der Ungeduld, und der Ketkhoda schüttelte, nachdem er ihm eine Zeitlang mit den Augen gefolgt, den Kopf und trat in seine Wohnung zurück.

Eine Stunde nach Mittag erreichte Ibrahim Imam zadeh; dieß ist eine Ruine von beträchtlichem Umfang und hohem Alterthum, ehedem durch ihre Heiligkeit berühmt, jezt aber vernachläßigt und gemieden als der Aufenthalt von Gespenstern und Räubern. Der Unbekannte erwartete ihn am Eingang. „Gegrüsset seyst Du, Jüngling!" sprach er, „Du suchest Rache, sie soll Dir werden, wenn Dein Muth der Ausführung gewachsen ist." — „Fremdling," entgegnete Ibrahim mit feuersprühendem Auge und glühenden Wangen, „allerdings suche ich Rache, aber nicht Rache allein; ich suche sie wieder zu gewinnen, die mir entrissen ward durch die Grausamkeit eines Tyrannen, den Allah verderben möge; zeige mir den Weg und sieh, was mein Muth vermag!" — „Gut, der Weg steht Dir offen, aber unter einer Bedingung: ich verlange Dein volles Vertrauen; wer oder was ich bin, sage ich Dir nicht, und Du sollst es nicht zu erforschen suchen. Ich verspreche dagegen, Deinem Wunsch zu willfahren und Dir die Mittel zur Wiedererlangung der Geliebten in die Hände zu geben; Du mußt Dich aber gänzlich meiner Leitung überlassen; willigst Du ein? sprich, wir haben keine Zeit zu verlieren!" — „Halt!" erwiederte der Jüngling, „ich verstehe Dich nicht; wie kann ich mich blindlings der Führung eines Fremden übergeben, dessen Denkungsart und Absicht mir unbekannt ist? einem Manne, der unbedingtes Vertrauen von mir verlangt, und mir verbietet, zu forschen, in wie weit er dazu berechtigt ist? Ich kann nicht! Ich habe Freunde, Genossen, die mir beystehen werden, auch ist mein Arm nicht unmächtig, damit versuche ich die Befreyung meiner Geliebten; ich kann blos siegen oder sterben." — „Jüngling," entgegnete der Unbekannte mit finstrer Stirne, „meine Gewalt übersteigt Deine kühnsten Wünsche, aber ich kann mich Dir nicht entdecken. Unterwirf Dich mir, und erreiche das Ziel Deiner Wünsche, verwirf meine Hülfe, und entsage jeglicher Hoffnung. Deine Macht! Deine Freunde! Dein Arm! Unglücklicher! was hülfe Dir all dieß gegen die hohen Mauern und die be-

wachten Thürme, die Deine Verlobte in dem Harem Zalim Khans umschließen? In diesem Augenblick schon ist seine Beute außer dem Bereich Deiner schwachen, säumigen Hülfe. Keine Macht auf Erden, außer der meinigen, vermag ihn einzuholen und sie seinen Klauen zu entreißen! Entscheide! Der Augenblick flieht, ich muß diese Stelle verlassen; vertraue und folge mir unverweilt, oder entsage Deiner Geliebten und der Rache auf ewig.“ — Der Jüngling schwieg unschlüssig, aber bald erkannte er die Wahrheit der Rede des Fremdlings. Das kühne, achtunggebietende Wesen des Mannes lud zum Vertrauen ein, und die vollen Töne der tiefen, gebieterischen Stimme bestärkten ihn in seinem wankenden Entschluß. „Fremdling,“ sprach er, „ich nehme Dein Anerbieten an. Mit Freuden setze ich ein Leben aufs Spiel, das ohne Hussein für mich werthlos ist; ich vertraue mich und meine Sache der Ehre eines Mannes, der, wie mir ein unbekanntes Etwas zuflüstert, das Anvertraute nicht verrathen wird. Führt mich, ich folge Euch.“ Das wohlwollende Lächeln, welches über die Züge des Unbekannten flog, war feiner, als die Kleidung, die er trug, erwarten ließ. „Jüngling,“ sprach er, „Du sollst dieses Vertrauen nicht bereuen; genug, hier sind Waffen und Pferde nicht fern; wir müssen eilen.“ Mit diesen Worten gürteten sie die Schwerter um, ergriffen die Büchsen und verließen die Trümmer; in einem tiefen Hohlweg fanden sie zwey wohl bewaffnete und berittene Diener mit einem Paar starker, edler Rosse. Kein Wort wurde gesprochen; sie schwangen sich auf und sprengten quer über das Land nach der Gebirgs-Kette jenseits des Dorfs. „Wir sind spät genug auf,“ sprach der Unbekannte mit gedämpfter Stimme zu Ibrahim; „wir dürfen weder Pferde noch Reiter schonen.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

In seinem lezten Trauerspiele hat Delavigne, der bisher als die Stütze der klassischen Dramatik angesehen wurde, es versucht, sich der romantischen Schule zu nähern, und Lord Byron nachgeahmt, ohne jedoch sich von den, als Gesez auf der französischen Bühne geltenden Einheitsregeln zu entfernen; dadurch hat er den Klassischen sowohl als den Romantischen Genüge geleistet, und daher kommt das einstimmige Lob, das ihm in allen Zeitungen gespendet wird und das er wirklich verdient, denn Niemand dichtet jezt in Frankreich mit solcher Energie, Eleganz und Korrektheit, wie Cas. Delavigne; mit der Erfindung sieht es vielleicht nicht so glänzend aus, denn sein Marino Faliero ist eine Bearbeitung des Byronschen, aber freylich eine geschmackvolle, freye Bearbeitung, die bewahre das Verdienst eines Originalstückes hat. Andere Theater wollen nun auch ihre Marino Faliero's haben, und schon hat eins derselben eine „Anaiolina“ von Theaulon aufgeführt, die eine ganz willkührliche Variation desselben Thema's ist. In diesem Stücke hat die Dogaressa die Hauptrolle und der Doge ist nur eine Nebenperson. Es ist etwas ganz Gewöhnliches in Paris, daß sich ein Dutzend Dichter mit einem beliebten Thema abgeben und es, jeder auf seine Weise, zurichten, so daß es zulezt kaum noch kenntlich ist. Dem berühmten Scribe haben neulich zwey junge Dichter den Streich gespielt, daß sie eine Fortsetzung seiner „Heyrath aus Vernunft“ auf die Bühne gebracht und in dieser Fortsetzung der Handlung eine ganz andere Richtung gegeben haben, als der Dichter beabsichtigt hatte. In dem Scribe'schen Vaudeville nämlich thut das unschuldige Bauernmädchen Verzicht auf die Liebe des Sohnes des Generals, heyrathet einen Invaliden und ist mit diesem glücklich. In dem zweyten Theile aber, welchen die beyden jungen Dichter hinzugesezt haben, fällt diese Heyrath schlecht aus, und die Moral, die Scribe hatte dramatisch darstellen wollen, geht hier ganz in Rauch auf. Ob sie wohl daran gethan haben oder nicht, eine dramatische Handlung in ihrem moralischen Zweck wider den Willen des Dichters zu entstellen, will ich hier nicht entscheiden; allein ein possierlicher Einfall war es doch, das Blatt umzukehren und der guten Heyrath, womit ein beliebter Dichter sein Stück endet, in einem andern Stücke eine üble Wendung zu geben, was im wirklichen Leben häufig vorkommt. Uebrigens hat Scribe, den gewisse Blätter wegen des moralischen Zweckes seines Stückes sehr gelobt hatten, es seitdem selbst mit ihnen verdorben; denn er hat in einer neuen Zeitschrift, Revue de Paris, dramatische Skizzen eingerückt, die etwas zu freymüthig schlechte Sitten schildern und daher mit Recht getadelt worden sind. Scribe hat sich hier in einer Gattung versuchen wollen, worin andere Dichter gelungene Stücke geliefert haben, nämlich in den sogenannten Proverbes dramatiques, einer in Frankreich sehr beliebten Gattung von Literatur; denn solche Proverbes dramatiques, wenn sie heiter und witzig sind, werden eben so gern in Gesellschaften gelesen, als dargestellt. In der lezten Zeit hat sich besonders Theodor Leclerc durch seine Sammlung von Proverbes dramatiques einen großen Ruf erworben, und Scribe hat mehrere derselben für die Bühne bearbeitet, die seitdem als Werke seiner Phantasie bewundert werden, wiewohl die Ehre dem wahren Erfinder Leclerc gebührt. Man hat es auch einigemal Scribe'n als etwas Ungerechtes vorgeworfen, daß er die Arbeit eines Andern als ein Gemeingut behandle und Gewinnst daraus ziehe; denn bekanntlich bringen die Scribe'schen Stücke viel ein, wogegen Th. Leclerc nichts empfängt, als das Honorar des Verlegers seiner Proverbes dramatiques. Die Versuche, die Scribe nun so eben geliefert hat, scheinen zu beweisen, daß er mit Th. Leclerc nicht wetteifern kann und daß er besser thun wird, wenn er sich an seine Vaudevilles und Operetten hält; denn hier ist er ganz in seinem Elemente. Als Skizzen von Darstellungen aus dem Leben der großen Welt sind indessen auch jene Versuche nicht ohne Werth; nur sollten sie nicht Proverbes dramatiques heißen; denn dieß sind sie nicht. Vor zwey Jahren hatte Scribe bekanntlich ein Vaudeville für das Théâtre de Madame geliefert, worin er die Gesellschaft vor, während und nach der Revolution in drey Abtheilungen schilderte. Dieses dreyfache Gemälde erhielt vielen Beyfall; allein die Ultras partheyfand sich durch die possierliche Schilderung der Anmaßungen und der Aufgeblasenheit eines Adelichen aus dem alten Regime beleidigt, welcher sich einbildet, die Dinge müßten jezt so seyn, wie sie es vormals waren, und welcher sich in die neuen Staatseinrichtungen und die daraus für Gemeinwohl entsprungenen Vortheile gar nicht fügen kann, und auf eine komische Weise seinen Unmuth darüber äußert.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. Juli 1829.

Verfolge muthig die betretne Bahn;
Denn wiß', es kann kein Hinderniß entstehen,
Das fähig sey, zu stören deinen Plan;
So daß du nicht den Räuber, der verwegen
Dein Gut geraubt, zu Boden sollest legen.

Arioſto.

Zalim Khan.

(Beſchluß.)

Mit dieſen Worten ſtieß der Fremde ſeine ſcharfen Bügel dem Pferd in die Seiten, und lenkte es plötzlich rechts die ſteile, ſteinigte Bergwand hinan; der Boden war ſehr uneben und gefährlich, kein Weg weit und breit; oft ritten ſie abſchüſſige Anhöhen hinauf, die ganz mit lockern Steinen bedeckt waren, oder drückten ſich an bodenloſen Abgründen hin, in deren Tiefe die Gebirgswaſſer toſten, oder glitten mit den Pferden ſo ſteile Abhänge hinab, daß Ibrahim, obgleich mit Gebirgsreiſen vertraut, doch zu glauben verſucht war, ein Berggeiſt oder Kobold ſpiele mit ſeinem Leben. Aber die Roſſe trugen ſie wacker dahin, und er entſchloß ſich, alles zu wagen. Das ſcharfe Auge ſeines Führers ruhte mehrmals mit wohlgefälligem Blicke auf ihm. Sobald wieder wegſamer Boden kam, ſtießen ſie den ſcharfen eiſernen Bügel ihren keuchenden, aber unermüdlichen Roſſen in die Seite, und langten endlich nach mehreren Stunden in einer kahlen Felſenſchlucht an, die ſo eng war, daß kein Sonnenſtrahl zu dem düſteren Bache drang, der durch dieſelbe hinfloß. Hier hielt der Führer zum erſten Mal an, ſezte ein kleines Horn an den Mund und ließ einen gellenden Ton hören. Ehe noch das Echo erſtorben war, erhoben ſich Geſtalten von Menſchen und Pferden überall in der Schlucht, in wenigen Minuten ſah ſich der erſtaunte Ibrahim von mehr denn hundert wohlbewaffneten und gutberittenen Männern umgeben, und nicht lange blieb er im Zweifel, welches ihr Oberhaupt ſey; denn jeder machte vor dem Unbekannten eine tiefe Verbeugung.

„Nun, junger Freund,“ ſprach endlich dieſer, indem er den erſtaunten Blick Ibrahims mit huldreichem Lächeln erwiederte; „wie gefällt Dir dieß? Biſt Du mit meiner Macht zufrieden? Zweifelſt Du immer noch an meinem guten Willen? Glaube mir, nie ſoll Dich gereuen, daß Du Aſſad Alli Khan Feili vertraut haſt! Du ſtaunſt? aber es iſt Wahrheit, dieſer gefürchtete Häuptling ſteht vor Dir. Bedenke, der Löwe der Gebirge, die Geiſſel habſüchtiger Statthalter, der Plünderer übermüthiger Khane und reicher geiziger Kaufleute konnte ſich nicht entdecken, als er allein war, in der Verkleidung eines armen Landmanns; nur im Kreiſe dieſer wackern Männer, mit denen er ſeine Feinde beſtrafen und ſeine Freunde beſchützen kann, nennt er ſeinen Namen. Doch treffen wir uns nicht zum erſten Mal, junger Mann; gedenke des kranken, verwundeten Wanderers vom Gebirge Deſattu, deſſen Wunden Du pflegteſt, den Du mit Nahrung und Kleidung verſaheſt, und dem Du in Deiner Höhle ſo viel Sorgfalt ſchenkteſt.“ — „Allah!“ rief Ibrahim, „iſt es möglich? Und doch, dieſe Stimme, ſie war mir bekannt, ich konnte mich nicht täuſchen; jener Reiſende —“ — „War ich; ich ſchwor, Dir zu vergelten, wenn der Tag kommen werde, und er iſt gekommen. Du ſiehſt hier nur wenig von der Macht, die gleich einem Zauber auf dieſem Landſtriche liegt. Niemand durchreiſt das Land

ohne mein Vorwissen, meine Kundschafter sind überall; die Reise dieses ausschweifenden Khans war mir nicht verborgen, ich kenne seinen Reichthum, seine Macht, ja selbst unter seinem Gefolge lauern Leute, die mir ergeben sind; seine Schätze, sein Reisegeräth sind bereits ausersehen, meine Kisten zu füllen. Aber keine Zeit ist zu verlieren!" — „Möge Dein Stern in ewigem Glanze schimmern! Möge Dein Pfad stets glücklich und siegreich seyn, mächtiger Häuptling!" rief der Jüngling mit funkelnden Augen, „gieb mir die Möglichkeit, diesen Schändlichen zu züchtigen, die verlorene Husseini wieder zu gewinnen, und ich bin Dein Sklave bis zu den Thoren der Verdammniß!"

Kein Wort wurde weiter gesprochen; der Haufen verfolgte seinen Weg die enge Schlucht entlang, bis sie zwischen den Felsvorsprüngen, die deren Eingang beynahe verschlossen, ferne Gebirge jenseits eines breiten Thales gewahrten; es wurde zum zweyten Male Halt gemacht, und der Häuptling warf einen besorgten Blick umher. „Nun sind wir der Stelle nah," sprach er; „der Paß muß untersucht werden, verbergt Euch, während Ibrahim und ich mit vier andern vorreiten." In weniger als einer Minute war der ganze Trupp hinter den Wellungen des Bodens verschwunden, weder Pferd noch Mann sichtbar; kein Laut ließ sich vernehmen.

Der Häuptling ritt in größter Stille mit Ibrahim vorwärts an eine Felsenecke, wo sich die Aussicht auf den ganzen Paß und das unten liegende Thal öffnete; zu ihren Füßen lag eine tiefe Schlucht, an deren einer Seite der Weg sich hinschlängelte, bis er zu einer ebenen Stelle führte, wo Wanderer mit ihren Thieren nach mühsamem Steigen eine Weile ausruhen konnten.

Als der Häuptling diesen hohen Punkt erreicht hatte, warf er einen scharfen Blick umher und horchte lange und ernst. Seine Miene verfinsterte sich, als die Zeit verstrich, ohne daß man einen Laut in der Luft vernahm, als den kurzen Schrey des Bergrebhuhns oder das Gekreisch der Raubvögel, die aus ihren Nestern aufgescheucht in lustigen Kreisen hoch über ihren Häuptern schwebten. „Was kann dieß bedeuten?" murmelte einer der Begleiter seinem Kameraden zu. „Sicherlich sind sie noch nicht vorbeygekommen, und doch sollten wir sie hören, wenn wir sie auch noch nicht sehen können." — „Wie?" fragte der ungeduldige Ibrahim, ängstlich flüsternd; „das wolle Gott verhüten, daß sie uns entkommen!" — „Seyd unbesorgt!" antwortete Assad Alli grimmig, „sie sind noch nicht vorüber, ohne mein Vorwissen konnten sie's nicht, wenn nicht etwa —" — „Horcht!" fiel der Jüngling lebhaft ein, „ich höre etwas, gewiß, es konnte der Wind nicht seyn! — nein — nein — ich höre es wieder, es ist der Sang eines Maulthiertreibers! hört! noch einmal! das sind die Maulthierschellen! Wo aber sind die Leute? Warum sehen wir sie nicht?" — „Du hast Recht," versetzte der Häuptling, „Dein Ohr trügt Dich nicht, es ist der Zug des Khans; dieß ist der kunstgerechte Sang von eines großen Mannes Maulthiertreibern, und die Schellen sind größer und lauter als die eines gewöhnlichen Cafilah. Sie sind noch hinter jenem Hügels, doch, gepriesen sey Allah, jezt sind sie unser!"

Tiefe Stille herrschte, bis die vordersten des Reitertrupps hinter dem Hügel vorkamen und den Zickzackpfad heraufzogen. Der Häuptling gab jezt in wenigen Worten seine Befehle. „Laßt sie ziehen, bis die Bewaffneten vorne jene Höhe gewinnen, mit ihnen haben wir nichts zu thun, das Gepäck kommt hinter ihnen und dann das Harem mit seinen Wachen; das ist Dein Ziel, Ibrahim, meine Leute werden sich mit den beladenen Maulthieren begnügen. Laßt diese die Plattform auf dem Berge erreichen, und dann Bismillah! auf sie los! Und Ibrahim — Rache ist süß! — der Khan wird nicht ermangeln, zur Vertheidigung seines Eigenthums heranzusprengen, und dann mögt Ihr ihn zur Rechenschaft ziehen!"

Die arglosen Reisenden zogen langsam die steile Höhe herauf, und als der Vortrab des Zuges endlich über den Bergrücken weg war und wieder hinabstieg, erspähte der Häuptling mit scharfem, beweglichem Auge den wahren Zeitpunkt, und war eben im Begriff, das Zeichen zu geben, als er noch einmal in seinen Versteck zurücktrat. „Es kommt immer besser!" bemerkte er mit gedämpfter Stimme; „die Maulthiere halten eine Weile auf dem Bergrücken, um frischen Athem zu schöpfen; laßt die Uebrigen sich anschliessen; dann haben wir sie auf einem Haufen beysammen, wo sie weder fechten noch fliehen können, und wir werden ihrer mit geringerem Verluste auf unserer Seite Meister."

Das Gepäck und der Harem hatten jezt die Spitze des Berges erreicht; die Diener bereiteten Pfeifen für den Khan und sein Gefolge, und alle genossen arglos der Ruhe, als ein einziger, schriller Ton aus einem Horne über ihnen vernommen ward. Dieses Signal hatte kaum Lärm gemacht, als hundertstimmiges Geschrey in der Schlucht wiederhallte, und die Bergseite von bewaffneten Reitern belebt ward, die auf das bestürzte und hülflose Volk des Khans niederstürzten. Alles war voll Schreck und Verwirrung, die Maulthiertreiber schnitten die Stricke an den Lasten ihrer Thiere ab und suchten zu entfliehen, andere sprengten hin und wieder durch die Menge, wodurch sie die Verwirrung noch erhöhten, bis sie in den Abgrund stürzten und dort ihren Tod fanden. Die Frauen schrieen, die Männer riefen um Hülfe oder Gnade. Indessen war Ibrahims Aufmerksamkeit nur auf einen Gegenstand gerichtet; bald vernahm er die Stimme Husseinis, machte sich Bahn zu ihr, spaltete dem Eunuchen, der ihm mechanisch den Weg zu versperren suchte, den Kopf, flüsterte ihr seinen Namen zu, hieß sie außer Sorge seyn,

hob ſie hinter ſich auf ſein Pferd, lenkte dieſes aus dem Kampf und ſprengte dem ſteilen, felſigen Hinterhalte zu, aus welchem ſie den Zug angegriffen hatten. Als er aber einen Blick zurückwarf, ſah er, daß das Glück des Tages nicht mehr zweifelhaft war; denn die Leute des Khans waren von paniſchem Schrecken ergriffen, in der allgemeinen Verwirrung einzig auf ihre Rettung bedacht, indeß ein gutes Drittheil bereits unter dem Schwerte der Räuber gefallen oder über die Felſen in den Abgrund geſtürzt war. Der Khan allein war nicht feige; er rief, als er den Tumult des Angriffs hörte und die Gefahr ſeiner Leute ſah, ſeinen Golams und zuverläßigſten Anhängern, und ſprengte mit verhängtem Zügel den engen, gefahrvollen Pfad herauf zu ihrer Rettung herbey. In dieſem Augenblick fiel das Auge Ibrahims, der mit Huſſeini, welche ihre Arme um ihn geſchlungen hatte, das Gebirg hinauf eilte, auf den Khan, und von Siegesluſt und Wuth entbrannt, rief er laut: „Ha, Tyrann, biſt Du hier! Du eilſt Deinem Schickſal entgegen, empfange den Lohn deiner Grauſamkeit!“ Der Khan hörte den Ruf und erkannte die Stimme, da vergaß er vor Begierde, den Schmähenden zu züchtigen, die Gefahr ſeines Gefolges, warf ſein Pferd herum und ſprengte wüthend nach der jähen Felswand ſeinem Feind entgegen. Ibrahim aber hielt ſein Pferd an, drehte ſich kaltblütig im Sattel, nahm den wüthenden Khan auf das Korn und ſchoß ab. Die Kugel traf ſein Pferd mitten auf die Stirn; es bäumte ſich, überſchlug mit dem unglücklichen Reiter, beyde rollten an den Rand des Abgrundes, und ſtürzten plötzlich in die finſtere Tiefe. Dieſer Fall entſchied das Schickſal des Tags. Der Tod des Khans ward nicht ſobald bekannt, als auch jeder Widerſtand aufhörte, alles, was Füße hatte, floh, und die Räuber achteten, nachdem ſie ſich derjenigen verſichert hatten, deren Gefangennehmung ihnen reiches Löſegeld verſprach, der Uebrigen nicht. In weniger als einer halben Stunde nach dem Angriff waren die Gefallenen eine Beute für die Thiere der Wüſte und die Vögel des Himmels, und die Sieger auf dem Weg nach dem Felſenverſtecke Aſſad Alli Khans.

Der Schluß der Geſchichte iſt bald erzählt. Ibrahim blieb, im Beſitz ſeiner geliebten Huſſeini, bey ſeinem Freunde, dem Häuptling Feili, bis der Lärm über den Vorgang in dem Paſſe Karakothul ſich etwas gelegt hatte, und ein Wechſel der Herrſcher es ihm möglich machte, wieder in ſeine Heimath zurückzukehren. Dahin begab er ſich endlich, bereichert durch die Freygebigkeit des gütigen Aſſad, um daſelbſt den Reſt ſeiner Tage zu verleben.

Gemälde des römiſchen Volkscharakters.

(Beſchluß.)

Die beſte Gelegenheit, über die Singanlage der Römer ein Urtheil fällen zu lernen, bietet ſich ungefähr vier Stunden nach Untergang der Sonne dar, wo die Leute aus den Trattorien und Weinſchenken nach Hauſe aufbrechen. Von Speiſe und Trank zur Freude geſtimmt, machen ſie ihrer Begeiſterung im Freyen ohne Zwang dermaßen Luft, daß man ihr Talent in ſeinem ganzen Umfange ſchätzen und bewundern kann.

Wer ſollte nicht glauben, daß eine ſo vorzügliche Anlage auch einen entſprechenden Dilettantismus zur Folge haben müßte? Aber hier zeigt ſich, wie auffallend dieſe intereſſante Nation ſich vor vielen andern, beſonders der deutſchen, auszeichnet. Im erſten beſten deutſchen Krähwinkel wird mehr muſikaliſche Liebhaberey getrieben, als in Rom. Schon oben habe ich geſagt, daß der Muſikunterricht aus allen Bürgerhäuſern, mit Ausnahme einiger reichen Wechsler, Kaufleute und Fruchtaufkäufer (Mercanti di Campagna), verbannt iſt; wer hier ſingt, thut es aus roher, natürlicher Eingebung ſeines muſikaliſchen Genius. Der Geſang iſt kein Luxus, ſondern erſtes, nothwendigſtes Lebensbedürfniß, ſo zu ſagen das geiſtige Brod, welches der Römer Tag für Tag ißt. Wie es aber Niemanden einfällt, mit einem Gerichte Brod offene Tafel zu halten, ſo prunkt der Römer mit ſeinem Geſang keineswegs; während die deutſchen Dilettanten Thür und Fenſter aufſperren, wenn der Muſikdämon über ſie kommt, macht der Römer (und dieß habe ich unzählige Male geſehen, beſonders wenn es Weiber waren), behorcht man ihn bey ſeinem Geſange, beyde zu, weil ihn, der auf ſeinen Geſang nicht den geringſten Werth legt, dünkt, man wolle ſich luſtig über ihn machen.

Daß dieſe Fähigkeit der Römer von keinen äußern Umſtänden erzeugt oder wenigſtens begünſtigt werde, ergibt ſich daraus, daß ſie weniger Muſik hören, als die Einwohner anderer großen Städte Europa's. In der Regel gebt der römiſche Bürger nur während der Karnevalszeit ins Theater; hat er einmal die komiſche, einmal die ernſte Oper und dann der Reihe nach die übrigen vier oder fünf recitirenden Schauſpiele, nebſt den verſchiedenen Marionettentheatern, von denen er bey ſeiner Kindlichkeit ein eben ſo großer Freund iſt, als ſeine Kinder, beſucht, ſo ſind ſeine theatraliſchen Freuden für das Jahr zu Ende. Die übrigen drey Theaterzeiten (Stagioni) exiſtiren eigentlich nur für den Adel, für die Elite der höhern Bürgerſchaft und die Künſtler. Die Maſſe des römiſchen Volks iſt gewöhnt, ſeine körperlichen, wie ſeine geiſtigen Freuden nur im Karnevale zu ſuchen, eben weil dieſe Zeit, ſeit Menſchengedenken, die eigentliche Zeit der Freude und ihr vorzugsweiſe, ja ausſchließlich gewidmet iſt.

Schon der Gebrauch, das ganze Jahr hindurch die Theater erst zwey Stunden nach Untergang der Sonne zu öffnen, macht besonders im Sommer, wo die Vorstellungen in den längsten Tagen um 10 Uhr (europäisch) beginnen, der arbeitenden Klasse den Besuch derselben unmöglich. Wer in einer der größeren Pfarren wohnt, kann an einem oder dem andern hohen Fest- oder Patronstage einer gesungenen Messe oder Vesper beywohnen; die päbstlichen Messen werden, theils der Art von Toilette, welche hier erforderlich ist, besonders aber ihres antiken Styls wegen, von den Eingebornen gar nicht besucht. Rechnet man die Harmoniemusik, welche mit den im Mausoleum des August während der drey heißesten Sommermonate gegebenen vortrefflichen Feuerwerke verbunden ist, hinzu, so ist damit der Cirkel der musikalischen Freuden des Römers abgeschlossen.

Ich ende mit einer Bemerkung, welche mir die Wahrheitsliebe abnöthigt, ob sie gleich keineswegs den Nordländern zur Ehre gereichen dürfte: wer, der Musik zugethan, ihrer kundig und als Denker darüber reflektirend, die Gesangsfähigkeit der Italiener und besonders der Römer beobachtet, wer die Virtuosität zu würdigen weiß, zu welcher es hier Menschen aus den untersten Ständen ohne allen Unterricht bringen, dem wird begreiflich, daß der Gesang eigentlich nur in Italien und, im engeren Sinne, hauptsächlich in Rom zu Hause, und daß das, was die nordischen Nationen davon besitzen, kaum als der Schatten desselben zu betrachten ist.

Mittagstraum.

Still schau' ich in's Tiefgrün,
In der Gebüsche dunkles Grün,
Wo Schatten das Licht deckt,
Wo sich der kleine Vogel versteckt.
O vielgrüne Ruh!

Sink', Herz, in den Traum ein,
In den verschwiegenen Traum hinein,
Wo die Lieder so still sind,
Heimliche Schmerzen schlummern so lind.
O vielstille Lieb'!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die Ultraleute bewirkten, daß jenes Scribe'sche Gemälde auf dem Théâtre de Madame, das einigermaßen von der Gunst der Herzogin von Berry abhängt, nicht mehr aufgeführt wurde, so daß sich das Publikum mit dem gedruckten Texte begnügen mußte. Andere Theater nahmen nun aber denselben Stoff vor, und obschon er nicht mit demselben Talente behandelt wurde, wie unter den Scribe'schen Händen, so wurden diese Gemälde doch nicht übel aufgenommen; seitdem sind einige Theater noch weiter gegangen und haben die Gräuel der Revolution zu schildern versucht; so hat das Theater der Porte St. Martin unter dem Titel Septembreurs ein Stück vorgebracht, worin die kühne That Charlotte Cordays und Marats Tod, wiewohl unter fremden Namen, dargestellt wird. Einige Tageblätter haben zu beweisen gesucht, daß die Darstellung solcher Gräuel aus der jetzigen Zeit, deren Helden oder Schlachtopfer noch in so frischem Angedenken seyen, nichts Aesthetisches habe. Auf einer Volksbühne behauptet aber die Aesthetik selten ihr Recht; dem Volke gefallen solche gewaltsame Auftritte; auch ist es längst an die Darstellung derselben gewöhnt und läßt sich nicht abhalten, denselben beyzuwohnen. Auf einem andern Theater, dem Ambigu comique, hat man sogar die berüchtigte Pariser Bluthochzeit aufzuführen versucht. Das Stück heißt Nostradamus, wie ein bekannter Sterndeuter aus dem Mittelalter; dieser Name bedeutet hier aber nicht viel; in dem Stücke selbst wird nicht gesagt, wo und wann eigentlich die Handlung vorgeht; genug, es wird darin weidlich gemordet und der Mond scheint darin so helle und so schön, daß dieses Mondstück allein des Sehens werth ist; weßhalb auch einige Journale dem Publikum gerathen haben, sich erst bey dem dritten Aufzuge einzufinden, wann der Mond zu scheinen beginne, indem es nichts dabey verliere, wenn es den ersten Aufzügen nicht beywohne. Dieses Theater besitzt einen neuen hübschen Saal; allein es kostet der Direktion viele Mühe, denselben zu füllen, oder, was dasselbe ist, gute Stücke zu bekommen, welche das Publikum herbeyziehen; denn des Grausenden hat man in den Melodramen bereits so viel angebracht, daß es schwer hält, das schaulustige Volk mit etwas Neuem zu bewirthen. Nachdem das Gaîtétheater die „Pest" auf die Bühne gebracht hatte, konnte sein Nebenbuhler, das Ambigu comique, nichts Besseres darstellen, als die Pariser Bluthochzeit. Dies ist nun geschehen; was bleibt aber noch übrig, nachdem man die Bühne mit Pestkranken und mit Ermordeten angefüllt hat, und nachdem auf der Bühne der Porte St. Martin Charlotte Corday in einem blutrothen Hemde zum Schaffot geführt wird? Die Vaudevillebühnen haben jetzt sehr mit den „Spioninnen" zu thun. Nachdem nämlich zwey Theater einen „Spion" nach dem bekannten Cooperschen Romane dargestellt hatten, kam Scribe mit einem seiner Gehülfen auf den Einfall, nach dem vorgeblichen Théâtre de Clara Gazul von Mérimé die Spionin zu dramatisiren, die von der Napoleonschen Polizey dem spanischen General Romana nach Dänemark nachgeschickt worden seyn, aber anstatt ihn auszuspioniren, zu seiner Parthey übergetreten und seine Geliebte geworden seyn soll. Da so etwas auf der Bühne viele Schwierigkeit gefunden haben würde, so hat Scribe nach seiner Weise diesen Stoff zugerichtet und weder von Romana, noch von Napoleon Meldung gethan. Die „Spionin" ist keins von seinen bessern Stücken, hat aber doch interessante Züge und wird am Théâtre de Madame gut gespielt. Andere Bühnen haben nun auch ihre „Spioninnen" haben wollen. Es ist gut, daß sie nur noch im Vaudeville zu thun haben. Unter Napoleon und unter dem letzten Ministerium gab man ihnen Beschäftigung in der Gesellschaft. Jetzt scheint dieß verächtliche Amt ganz aufgehört zu haben, und in der That kann die Regierung aus den freyen Zeitungen zehnmal mehr erfahren, als aus den zugetragenen Berichten elender Spione.

Dg.

Beylagen: Literaturblatt Nr. 61. u. Monatsreg. Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Anzüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Abendseufzer, von Schöll. 187.
An den Schillerverein in Stuttgart. 190.
Begebenheiten, von Schöll. 193.
Bruchstück aus dem Lauf der Zeit, von Pollet. 199. 200.
Schnelle Reise. 201.
An Goethe, von G. Schwab. 206.
Die Erscheinung, von G. Rapp. 208.
Palindrome: Edam. Made. — Reissak. Kassier. 183.
Räthsel: Taschenbuch. 189. — Glas. 195. — Kannegießer. — Feder, Feile, Feuer. — Schneider. 201. — Hofrath. — Mondschein. 207.

Romane und Erzählungen.

Der Schiffbruch. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193.
Der Hofmann und der Henker. 198.
Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung. 203. 204. 205. 206. 207.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200.
Maurische Sitten. 201.
Skizzen aus Amerika. 202.
Bilder aus der Lombardey vor hundert Jahren. 205. 206. 207.

Geschichte.

Mahmud II. und seine Staatsreformen. 187. 188.

Naturwissenschaftliches.

Der Leib des Menschen, von Schubert. 183.
Das Muttertorn des Maises. 195.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Peter der Große in Paris. 184. 185. 186.
Bonaparte in Ermenonville. 184.
Jean Paul an A. 188. 195.
Geschichte der Heilung der Krbyse und Stropheln durch Berührung, von J. Kerner. 189. 190. 191.
Therese Huber, geb. Heyne. 191.
Organische Oper. 196. 197.
Ueber die Pferdzucht in England. 197.
Schiller an Goethe. 201. 208.
Goethe an Schiller. 201. 208.
Gesangfest des Aarauischen Männerchors zu Baden. 202. 203.
Die schnellsten Fahrten von Amerika nach Europa. 202.
Ein Wunderknabe in Palermo. 204.
Züge zur Charakteristik der Russen. 208.

Korrespondenz.

Frankfurt. 183. 203. 204. 205. — Aus Frankreich. 184. — Prag. 184. 185. — Genf. 185. 186. 187. 188. — Darmstadt. 186. — Paris. 189. 194. 195. 196. 200. 201. 204. — Aus der Schweiz. 190. 191. 192. — Berlin. 192. 193. — London. 197. 198. 199. 202. 203. — Aus Rheinbayern. 200. 201. — Dresden. 206. — Hospiz auf dem großen St. Bernhard. 207. 208.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Deutsche Kunst in Genf. (Beschluß.) — Archäologische Untersuchungen in Frankreich. (Beschluß.) — Fulda. — Nekrolog.

Nro. 63.

Architektur. Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln, von Sulpiz Boisserée. — Neueste Ausgrabungen in Pompeji. — Lithographie. 1) Malerische Ansichten der Rittersburgen Deutschlands. 2) Oken und Berzelius. 3) Dignum mundo, angelis et hominibus Christi patientis spectaculum. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 64.

Poetische Kunsturtheile. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 65.

München im Juli 1829. — Weimar im Juni 1829. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 66.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris, im Jan. 1829. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 67.

Der Schlachtenmaler G. P. Rugendas. Ein biographischer Beytrag. — Rom. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 68.

Der Schlachtenmaler G. P. Rugendas. (Forts.) — Drey Blätter lithographirter Ansichten, 1) der berühmten Eggesteinsteine, 2) und 3) der Residenzstadt Detmold. — Subscriptionsanzeige. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 69.

Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. — Der Schlachtenmaler G. P. Rugendas. (Beschluß.)

Nro. 70.

Venus beschützt Paris gegen Menelaos, und Priamos bittet Achilles um Hektors Leichnam. — Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. (Forts.) — Canovas Gedanken über Kunst. — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nro. 62.

Aristoteles und die neuen Dramatiker.

Nr. 63.

Aristoteles und die neuen Dramatiker. (Forts.)

Nro. 64.

Aristoteles und die neuen Dramatiker. (Forts.)

Nro. 65.

Aristoteles und die neuen Dramatiker. (Beschluß.) — Archäologie. Die Christin im heidnischen Hause, vor den Zeiten Konstantins des Großen, von Fr. Münter.

Nro. 66.

Poetik und Staatswissenschaft. 1) Du courage civil et de l'éducation propre à inspirer les vertus publiques, par H. Corne. — 2) Das Königthum und die Repräsentation, von Dr. König.

Nro. 67.

Literargeschichte. Geschichte der römischen Literatur von Dr. J. C. F. Bähr. — Statistik. Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie, von Prof. Bernoulli. — Die alte und neue Erzdiözese Köln in Dekanate eingetheilt, von Dr. A. J. Binterim.

Nro. 68.

Französische Romantik und Romane. 1572. Chronique du temps de Charles IX. Canon d'alarme, par Baour-Lormian. Epitre aux Anti-Romantiques, par Ch. N. — Erzählungen. Für ruhige Stunden, von Fr. Rochlitz.

Nro. 69.

Notiz über: Francisco de Moncada. Zug der Katalonier und Arragonier gegen Türken und Griechen. — Dichtkunst. Lied der Liebe (,) das älteste aus dem Morgenlande. — Naturkunde. Botanik für Damen, Künstler und Kunstfreunde der Pflanzenwelt überhaupt.

Anzeige.

[560] Ganz neu ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

G. T. Raynal,

philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer

in Nordafrika.

Aus dem Französischen von F. G. Hennig.

Zwey Bände gr. 8.

Leipzig bey Friedrich Fleischer. Preis 3 Rthlr. 12 Gr. — 6 fl. 24 kr.

Dies letzte Werk des berühmten Geschichtschreibers von Indien verdiente gewiß von allen, was uns Frankreichs neuere Literatur darbeut, zuerst mit auf deutschen Boden verpflanzt zu werden, wo man von jeher gediegene Werke zu würdigen wußte. Dabey ist der Gegenstand gerade in jetziger Zeit, wo die Barbareskenstaaten die Aufmerksamkeit der Europäer mehr als jemals beschäftigen, von großem Interesse für jeden Gebildeten. Eine sehr schöne Charte des mittelländischen Meeres und eine interessante Darstellung des Zustandes des heutigen Griechenlandes sind eben so angenehme als zweckmäßige Zugaben.

No. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. August 1829.

Mörder. Herr, söhnt Euch aus mit Gott, denn Ihr müßt sterben.
Clarence. Hast du die heil'ge Regung in der Seele,
Und bist der eignen Seele doch so blind,
Daß du, mich mordend, Gott betriegen willst?

Shakespeare.

Der Schiffskoch.

Erzählung von D. L. B. Wolff.

Eine völlige Windstille war eingetreten. Die Matrosen saßen hier und da vertheilt auf dem Schiff und flickten die Segel. Das Fahrzeug selbst lag ruhig auf der spiegelglatten Fläche des Meeres zwischen dem 21sten und 22sten Grade nördlicher Breite. Es regte sich kein Lüftchen, und langsam ging die Sonne unter. Da fing mit einem Male Jakob, ein Matrose, an ein Lied zu pfeifen, das eine rasche, einem Tanz ähnliche Melodie hatte. Zürnend eilte der Kapitän, der auf dem Verdeck hin- und herging, auf ihn zu, und rief ergrimmt: „Kerl, plagt Dich der Teufel, daß Du jezt anfängst zu pfeifen! Willst Du den Sturm herauf rufen? Im Augenblick hältst Du das Maul, oder das getheerte Ende fliegt Dir um die Ohren und pfeift Dir ein Lied.“ Jakob antwortete ihm nichts und pfiff ruhig weiter. — Wüthend hob der Kapitän den Arm, um nach dem Pfeifenden zu schlagen, da packte ihn der Schiffskoch von hinten und warf ihn zu Boden; die beyden andern, auf dem Schiffe dienenden Matrosen, traten hinzu, und ließen in ihren drohenden Mienen deutlich lesen, daß sie nichts Gutes im Schilde führten. „Um Gottes Willen, Kinder,“ rief der Kapitän, „was soll das, was wollt Ihr? Wollt Ihr Meuterey anzetteln?“ — „Was das soll, Seehund von einem Patron,“ sagte der Schiffskoch in breitem Inselländisch, „was das soll? Das kannst Du doch wissen. Hast Du wohl vorgestern den fliegenden Holländer gesehen? der winkte Dir. Und der Sturm, den der Jakob herauf gepfiffen hat, der ist auch für Dich; denn wir haben's satt, schwedische Katze, und von Dir länger kujoniren zu lassen; darum bet' Dein Vaterunser, Deine Stunde ist gekommen; grüß Deinen Bruder, den Hay.“ — „Um Gottes Willen, habt Erbarmen,“ erwiederte, an allen Gliedern zitternd, der noch immer auf dem Boden liegende Schiffsherr; „denkt an meine arme Frau und an meine Kinder; ich will Alles thun, was Ihr wollt, schont nur mein Leben; ich will dem das Kommando übertragen, den Ihr wählt, will gar nichts mehr zu sagen haben, will als Passagier, als Spielvogel, als Kochsmaat mitgehen; nur schenkt mir das Leben.“ — „Daß wir Narren wären!“ sagte der riesige Schiffskoch, „damit Du wieder nach Tönningen kämest und uns anklagtest wegen Meuterey. Da verstehen die Landratten keinen Spaß, und wir könnten, ehe wir uns dessen versähen, Klöppel in der großen Feldglocke werden. Hast Du kein Erbarmen mit uns gehabt, haben wir kein's mit Dir; meynst Du, daß wir vergessen haben, woran Hans Steen gestorben ist? Du hast ihn umgebracht, denn er war noch nicht todt, und hätte davon kommen können, vom schwarzen Fieber nämlich, das er sich holte, weil Du bey dem Löchen ihm nicht erlaubtest, sich auszuruhen. Da gabst Du ihm, dem Todtkranken, als wir wieder in See stachen, einen Schlag auf den Kopf, und wir mußten ihn in's Salzwasser werfen, mit einem Stein um den Hals; der arme Junge fuhr ab, ohne Vaterunser und Gebet. Aber den Abend haben wir's

geschworen, so wie Du wieder Einen schlecht behandeltest, solltest Du selbst Salzwasser saufen; und jezt halten wir Wort."

Sprachlos lag der Kapitän auf dem Boden und blickte die Meuterer mit stehenden Mienen an. „Glaub' nicht, daß wir Dir an Hab' und Gut wollen," sagte Wilm Kundsen, ein dritter Matrose; „bey Heller und Pfennig überliefern wir Alles an die Rheder; Du kannst Dein Testament aufsetzen, und wir wollen's redlich abgeben. Schreib!" Bey diesen Worten gab er ihm Bleyfeder und Papier hin. „Ich muß mit Dinte schreiben," sagte der Kapitän; „das Bley verwischt sich; laßt mich in die Kajüte." „In die Kajüte?" grinste der Schiffskoch; „behüte, das würde den Steuermann sein Leben kosten, der sich zum Schlafen in die Kajüte gelegt hat; denn wenn er darum wüßte, so müßten wir ihn Dir zur Gesellschaft mitgeben, damit er uns nicht verriethe; wir brauchen ihn aber zu nothwendig, er soll uns zurückbringen. Wir wollen nur unsern Kameraden rächen; Schiff und Ladung wird redlich an die Rheder abgeliefert, denn wir sind ehrliche Dänen, und keine schwedischen Schufte; also schreib hier gleich." Sie richteten ihn in die Höhe. Unerschrocken blickte er sie an, mit der Resignation eines Mannes, der dem Tode mehr als einmal kühn entgegen trat; ein eigenes Lächeln zog um seinen Mund, als es schrieb. Dann reichte er das Blatt dem Schiffskoch hin und sagte: „Schwört mir, daß Ihr den Zettel an den Rheder überliefern wollt, und wenn auch nur Einer von Euch am Leben bleibt; so Ihr aber Schiffbruch leidet, so gelobt mir, ihn in eine Bouteille zu thun und in die See zu werfen." — „Lies erst einmal, Wilm Kundsen," sagte Jakob, „unwissentlich muß man keinen Eid schwören." Wilm las:

„Ich, Jens Lundquist, Kapitän der Amalia, bin geneigt zu sterben, habe mich eigenhändig umgebracht am 16ten Juni 181—. Von den Matrosen, welche mir dienten, Jakob Roloffsen, Wilhelm Kundsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, Kund Ywersen, hat mir ein jeder versprochen, diesen Zettel, wenn er glücklich in Tönningen ankommt, dem Rheder, Herrn Julius Torsten, zu übergeben. Ihm, Herrn Julius Torsten, trage ich auf, mein ganzes kleines Besitzthum meiner Frau zu übergeben und für sie zu sorgen, auch bey den Gerichten zu klagen, wofern ihr Jemand noch etwas schuldig ist und nicht bezahlen will. Der Steuermann, Johann Petersen, hat keinen Theil an meinem Vermögen, und in der That nichts zu fordern, obgleich er mein Vetter ist. Geschrieben am 16ten Juni 181—, unter dem 21ten Grade nördlicher Breite, auf dem Schiffe Amalia."

Jens Lundquist aus Gothenburg.

„Das ist ein kurioses Testament," sagte der Schiffskoch; „nun, Jedem sein Wille, besonders wenn's der lezte Wille ist. Habt Ihr weiter nichts, Kapitän?" — „Weiter nichts; so Ihr mir aber das Leben schenkt, so schwöre ich, Eurer keinen zu verrathen, und Euch von Stund' an zu behandeln wie meine leiblichen Brüder." — „Hört, laßt ihn leben," sagte Kund Ywersen. — „Junge, denk an Hans Steen," erwiederte der Schiffskoch. „Hast Du auch Gelüst nach dem Salzwasser? Das Gewisse für's Ungewisse. Seyd Ihr fertig, Kapitän?" Der Kapitän betete. Es dauerte den wilden Gemüthern zu lange. „Laßt die Litaney," sagte Jakob, „und hört unsern Eid." Sie schwuren unter gräßlichen Betheurungen, sein Testament abzuliefern, oder es im Falle eines Schiffsbruchs auf die oben beschriebene Art den Wellen anzuvertrauen. Der Kapitän betete noch fort. Ein leichter Wind erhob sich. Auf der Höhe zeigte sich ein dunkles Segel. „Seht Ihr Jungen? da kommt der Holländer wieder; das war ein eben solcher Strick wie Du," rief der Schiffskoch, riß den Betenden nieder, befestigte mit Jakobs und Wilms Hülfe einen schweren Stein an seine Füße und stieß ihn dann vom Verdeck hinunter in die See. Der Unglückliche wollte sich anklammern, Jakob aber zerschmetterte ihm mit einer Axt die Hand. Da rief er: „Peer Hansen, über Dich das Gericht und meine Sünde!" sank unter, und ward nicht mehr gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leib des Menschen.

Von Schubert.

Der Mensch theilet, seinem Leibe nach, mit dem blöckenden Thiere, dessen Milch ihn ernährt, dessen Wolle ihn bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens. Denn er wird, gleich einem solchen Thiere, unter Lust und Schmerzen gezeugt und geboren, nimmt athmend die Luft des Himmels, wird von einer Mutter an Brüsten gesäugt, gewärmt und gepflegt. Gleich dem Thiere bewegt er sich auf künstlich gegliedertem Gebein, mit dem Thiere zugleich suchet er nach dem nährenden Kraut und der süßen Frucht der Gewächse, oder nach dem Wasser des Quells. Denn auch ihn, den Dränger der andern Lebendigen, treibt der Stachel des Hungers und des Durstes; auch ihn ängstet die auflösende Hitze der Sonne und der beengende Frost, auch ihn gesellet und entzweyt das Bedürfniß des Geschlechts, in Liebe und eifersüchtigem Haß. Zwar es sind seine Glieder vor den Gliedern der andern Thiere zu künstlichen Verrichtungen geschickt; doch mit den Werken der Hände wetteifern ungestraft die webende Spinne und der bauende Termit; spottend über die geringere Schärfe seiner Sinnen, fragt das Auge des Falken den Menschen: wohlauf, siehst Du dort die Lerche im fernen Thale? es fragt ihn das Ohr des Auerhahns: hörst Du auch das Säuseln da unten am Grashalm, das ich vernehme? und es wird der Mensch

von vielen Thieren an Schärfe der einzelnen Sinne, wie an Stärke der Muskeln übertroffen.

Erfreuet ihn etwa, blickend in den Bach, das Bild der eignen, vergänglichen Gestalt, siehe da ein Bild und Gleichniß dieser Gestalt, welches ein Maler mit Grausen erregendem Ernst auf die Tafel der Natur gezeichnet: der spät geborne Affe. Es grinzt aus diesem den Menschen sein eignes, verzerrtes Ebenbild an; ein Schein ist da, welcher trügerisch das Höhere vorspiegelt, aber unter dem äffenden Schein verbirgt sich die giftige Bosheit und die gräuliche Wollust der Schlange. Der Maler, er scheint im Wesen des Menschen jenen Zug, von welchem Furcht und Schrecken ausgeht über alle Lebendige, für den wesentlichsten und bezeichnendsten gehalten zu haben, denn er hat die Menschenähnlichkeit am öftesten in der Gestalt von solchen Thieren ausgedrückt, welche, im Bunde mit der Furcht und dem Schrecken, auf Blut lauern.

Rühmt sich etwa der sichtbare „Beherrscher" der Erde jener innern Beugsamkeit und Lenksamkeit des Leibes, welche diesen zum Ertragen aller Climate, zum gedeihlichen Genusse der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt macht, und ihm ein längeres Leben als den meisten ihm näher stehenden Thierarten sichert: siehe, es ereilt und zerschmettert ihn der fallende Stein mitten im Laufe des Lebens, eben so leicht als den weidenden Stier; die Seuche, welche das Thier ergreift, legt ihre tödtende Hand auch an ihn, und die Gierde des Tigers so wie des Wurmes, wenn sie seinen noch im Blute rauchenden oder verwesenden Leichnam verzehren, sagt zum Menschen: du bist Fleisch wie andres Fleisch.

Mit dieser Handvoll Staubes, dem Leibe des Menschen, spielt, so lange sie lebend sich bewegt, ein Strahl des Geistes, der von oben kommt und nach oben wieder entflieht. Gleich der Lampe, welche in einsamer Kammer neben dem starren Angesichte eines Todten glimmet, beleuchtet jener Strahl an dem Menschen des Fleisches und des Todes nur den Zug des Grausens und des Elendes. Denn in jenem Lichte sieht der Mensch den nahenden Tod, welcher den andern Lebendigen ungesehen, im Dunkel begegnet; in jenem Lichte, mitten inne schwebend zwischen Hoffen und Furcht, sieht und empfindet er schon die fernstehende Noth, die künftigen Schmerzen, welche an dem Thier unbemerkt vorübergehen, oder dasselbe unversehens im Laufe ereilen. Doch siehe! ein Lebenshauch von oben weht in die Kammer herein, und an dem glimmenden Dochte der Todtenlampe entzündet sich die Flamme, welche aus dem unansehnlichen Staube das lautere Gold scheidet, mitten im Menschen des Fleisches den Menschen des Geistes weckt und gestaltet, welchem der Tod ferner kein Leid thut.

* * *

Bemerkungen. Der Mensch ist Säugethier, gehört zu der Klasse von Thieren, bey welchen das vorhin außerhalb des sichtbar leiblichen Wesens fallende, unsichtbare Complement des thierischen Daseyns und Wesens leiblich und sichtbar geworden ist; jenes Complement, das als waltende, für Alle sorgende Mutterliebe (wie der Geist über den Wassern) in und über allen lebenden Wesen der Natur webt und schwebt. Die Biene wie der Vogel müssen zu Aufnahme des noch ungebornen Eyes kunstreich eine Zelle, ein Nest bereiten, müssen über Berg und Thal das für das Junge zuträgliche Futter suchen. Das Säugethier trägt den Bergungsort, worin das Ey sich entwickelt, in seinem Leibe, braucht kein Nest zu bauen, nicht zu brüten. Es hat die Nahrung für die Jungen als Milch in seinem Leibe. Das Complement, das, so lange es noch nicht leiblich geworden, als wundervoll prophetischer Instinkt erschien, ist hier zur Erfüllung, zu Fleisch geworden.

Merkwürdig bleibt es immer, daß man unter den Ueberresten der vor der großen Katastrophe auf unserer Erdoberfläche heimisch gewesenen Thiere noch niemals Spuren von einem wahrhaft affenartigen Thiere gefunden hat. Der Affe scheint wenigstens nach der großen Katastrophe ungleich häufiger geworden zu seyn, sich mehr ausgebreitet zu haben, als vor derselben.

Sonderbar ist die Angrenzung, ja der Uebergang des unruhig bewegten Affen in das Faulthier. Die trägen, langarmigen Affenarten, wie Ateles hyporanthus, und in anderer Beziehung der mühsam sich bewegende, in verschiedenen Zügen des innern Baues mit dem Faulthier übereinstimmende Lori (Stenops Tardigradus) bilden den Uebergang. — Die faulthierartigen Formen waren vor der großen Erdkatastrophe in mehreren Arten und auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche verbreitet.

Nächst den Affen haben die fleischfressenden Säugethiere, besonders die vom Katzengeschlecht am meisten Menschenähnliches in ihrem Körperumriß. Wenigstens haben sie dieses alle viel mehr, als die von Pflanzen lebenden Arten.

Diese Angrenzungen des Thierreiches an den Menschen zeigen sämmtlich, so wie der Wahnsinn, was die Menschennatur mit ihren Leidenschaften und Begierden ohne eine leitende, herrschende Vernunft wäre. Jene (platonischen) Rosse, welche im menschenähnlichen Thiere noch vor dem Wagenlenker und ohne ihn vorhanden und zubereitet sind, werden freylich brauchbar und nützlich zur Reise durch das Leben, sobald der des Weges und seines Zieles kundige Menschengeist die Zügel in die Hand nimmt.

Die Annäherungen, welche ihrerseits die menschenähnlichsten Thierformen an das Faulthier und manche im Wasser lebende Säugethiere machen, erinnern an die, auch durch ihren physischen Sinn höchst bedeutungsvollen, in der Naturgeschichte oft vorkommenden puppenähnlichen Zustände, welche, wie der scheintodtähnliche, tiefe Schlaf die Munterkeit und Thätigkeit des Wachens, ihrerseits eine höhere Entfaltung des Lebens begründen.

Krankheiten des Menschen geben mit ansteckender Gewalt auf (Säuge-) Thiere (in furchtbar eckelhafter Art namentlich auf den Affen) über, und umgekehrt manche Arten der Krankheiten der Säugethiere auf den Menschen, der sich ja in der Vaccination dieser ansteckenden Kraft zu seinem Vortheile bedient. Auch hierin, wie in der Möglichkeit des Pfropfens der einen Baumart auf die andere, zeigt sich die nahe, leibliche Verwandtschaft des Menschen mit dem menschenähnlichen Säugethiere.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Gleich andern ansehnlichen und reichen Städten ist auch Frankfurt zur gegenwärtigen Zeit des Jahres ziemlich verödet, indem ein beträchtlicher Theil der guten Gesellschaft die Stadt verlassen hat, um in die Bäder zu gehen oder die schöne Jahreszeit in ihrer Fülle auf dem Lande zu genießen. Folgen wir derselben auf einen Augenblick dorthin, insofern sie sich nicht zu weit aus dem Gesichtskreise unsers individuellen Standpunkts verliert, um einige Worte über die Oerter zu sagen, welche sie vorzugsweise, nach den Geboten des Geschmacks oder den Launen der Mode, als ihr Wanderziel gewählt hat. Darunter verdient Soden zuerst genannt zu werden. Es ist dieser Ort drey Stunden von hier, am Fuße des Taunusgebirges, gelegen; es verbindet derselbe mit allen Reizen, die einen ländlichen Sommeraufenthalt nur immer zu schmücken vermögen, den Vorzug, sich im Besitze von Mineralquellen zu befinden, deren Wirksamkeit sich freylich mit den berühmteren Bädern eben jenes Gebirges nicht vergleichen läßt, die aber dennoch vielen Familien und Individuen einen Beweggrund mehr gewähren, daselbst für Wochen und Monate ihren Wohnsitz aufzuschlagen. In ältern Zeiten war Soden wegen seiner Salzsiedereyen bekannt; daher auch sein Name. Seit einer Reihe von Jahren sind jedoch dessen Salzwerke eingegangen, wogegen seine Mineralquellen immer größere Beachtung zu erhalten scheinen. An der Hauptquelle hat das Wasser, das zum Trinken und Baden benuzt wird, 19 Grad Wärme, schmeckt angenehm salzig und etwas eisenhaft; es ist dasselbe in kurzen Worten ein Eisen-Säuerling mit vielem Kochsalz versezt. Für die bequeme Aufnahme der Kurgäste ist aber bis jezt in Soden noch sehr wenig gesorgt. Das, was dem Aufenthalte daselbst seinen vorzüglichsten Reiz verleiht, ist die wahrhaft pittoreske Gegend, in deren Mittelpunkt es liegt und wohin denn auch, sofern die Witterung es nur gestattet, tagtäglich, vornämlich aber an Sonntagen, wo viele Frankfurter hinauswandern, um die ihnen befreundeten Kurgäste zu besuchen, häufig Ausflüge in zahlreichen Parthieen gemacht werden. Unter den Zielpunkten dieser Ausflüge nennen wir nur die Ruinen der alten, anderthalb Stunden von Soden gelegenen Feste Königstein, den Ort Kronenberg nebst seinen, an historischen Erinnerungen so reichen Ruinen, die Ueberreste des Schlosses Falkenstein, Eppstein u. s. w. — Nächst Soden kommen die Frankfurt ganz nahe gelegenen Ortschaften Rödelheim, Hausen und Bockenheim mit jedem Jahre mehr in Aufnahme durch die von hier aus dorthin für den Sommer übersiedelnden Familien. Mehrere unserer angesehensten Bankiers und Handelsleute besitzen in jenen Orten eigene Villen, die zum Theil mit großem Luxus eingerichtet sind. Auch erheben sich, vornämlich in Bockenheim, artige Wohnhäuser in immer größerer Menge, deren Anlage ganz besonders zur Beherbergung von Freunden des ländlichen Aufenthalts berechnet ist. Die Zahl dieser aber vermehrt sich unter allen Klassen der Bevölkerung sichtlich, so daß man den Hang dazu eine Idyllomanie nennen könnte, die sogar bereits unsere Theaterkünstler ergriffen hat, weßhalb sich denn auch die Theaterdirektion, Kraft ihrer Autonomie, vor nicht gar langer Zeit genöthigt fand, jenen Künstlern das Gesez aufzudrängen, ihre Wohnsitze nicht außerhalb der Stadt zu nehmen. — So groß indessen auch die Vorliebe der Frankfurter im Allgemeinen für jene Genüsse ist, so ward dennoch dadurch die lobenswürdige Thätigkeit unsers physikalischen Vereins keineswegs unterbrochen. Wir vernahmen daselbst vielmehr in der Zwischenzeit unter Andern einen Vortrag, der sowohl wegen des Gegenstandes, den er betraf, als auch wegen seiner Ausführung großes Interesse gewährte. Es war nämlich in jenem Vortrage, der vom jüngeren Hrn. Albert gehalten wurde, von der Polarisation des Lichts die Rede, die bekanntlich der französische Gelehrte Malus im Jahr 1811 durch einen Zufall entdeckte. Albert wiederholte die von jenem Gelehrten angestellten, höchst merkwürdigen Versuche mittelst eines von ihm selber konstruirten, sehr einfachen Apparats, der sich, da er, durch das Sonnenlicht erleuchtet, die nämlichen Versuche auf zwey matten Glastafeln in einem verfinsterten Zimmer objektiv darstellt, ganz vorzüglich zum Gebrauche bey öffentlichen Vorträgen eignet. Auf Anregung eben dieses Vereins sind vom 17. Juli an die schon seit drey Jahren durch denselben veranlaßten 24stündigen meteorologischen Beobachtungen in der Stadt sowohl, wie auf dem Feldberge wiederholt angestellt worden. Die Resultate derselben, wie auch die ähnlichen Beobachtungen, die gleichzeitig zu Wiesbaden, Worms, Mainz, Essen in Westphalen, Würzburg, Jena und an mehreren andern Orten seither stattfanden und die dem hiesigen Vereine mitgetheilt wurden, sollen von diesem in Kurzem in lithographirten Tabellen herausgegeben werden. Die Uebersichten von den Ergebnissen der ersten zwey Jahre sind bereits in der Zeichnung vollendet. — Im Lokale des Städelschen Kunstinstituts ist dermalen Hr. Zwerger, den der Ruf als einen der vorzüglichsten Schüler Danneckers nennt, damit beschäftigt, die Büste des Stifters dieser Anstalt für dieselbe zu fertigen. Frühere Leistungen von dem nämlichen Künstler berechtigen zu der Erwartung, daß auch dieses Werk, dessen möglichste Vollendung für Frankfurt ein ganz besonderes Interesse hat, seinen Ruf bestätigen werde. — Bey der bekannten Achtung, welche die Frankfurter für tonkünstlerische Verdienste hegen, durfte man wohl erwarten, daß die kürzlich zum Besten der Erben Maria v. Webers gegebene Benefizvorstellung seines lezten Werkes, Oberon, einen zahlreichen Zuspruch erhalten würde. Dem war aber nicht also; das Haus, besonders die Logen, war ziemlich leer, so daß sich die ganze Einnahme nur auf 300 fl. belaufen haben soll, da doch ein volles Haus wohl an die tausend Gulden erträgt. Die Ursache dürfte indessen weniger in dem abnehmenden Kunstsinne des Publikums, oder in einem Nicht-Anerkennen der Verdienste des betreffenden Tonsezers, als vielmehr in den Verhältnissen der Jahreszeit zu suchen seyn. — Der verflossene Juni war auch noch durch eine jedes Maaß früherer Erfahrungen übersteigende Anzahl von Selbstmorden merkwürdig. Man muß wohl annehmen, daß die unmittelbaren Motive dazu in der Witterung lagen, die auf krankhafte Körper oder überspannte Gemüther einwirkte und sie zu dem Entschlusse brachte, ihrem physischen oder moralischen Leiden willkührlich ein Ziel zu setzen. Nach einer Angabe, deren Glaubwürdigkeit wir jedoch nicht verbürgen wollen, sollen in jenem Monat auf diese Weise gegen 40 Individuen ihre irdische Laufbahn beendigt haben.

Auflösung des Palindroms in Nr. 177:

Neger. Regen.

Palindrome.

Ihr könnt recht guten Käse von mir essen,
Doch kehrt mich um, so werd ich selbst ihn fressen.

*

Ein Sack voll Reis wird umgekehrt, o Wunder!
Ein Geldverwalter steckt darunter.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. August 1829.

Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beydes seyn.

Lessing.

Peter der Große in Paris, im Jahr 1717 *).

Als der Regent von Kurakin, dem russischen Gesandten, die bevorstehende Ankunft des Czars von der See her erfuhr, schickte er die Equipagen des Königs nach Dünkirchen, ihn daselbst zu erwarten, ihn und sein Gefolge bis Paris ganz frey zu halten, und ihm überall dieselbe Ehre wie dem König selbst erweisen zu lassen. Der Monarch gedachte hundert Tage dieser Reise zu widmen. Man möblirte für ihn im Louvre die Gemächer der Königin Mutter, zugleich aber lies man das Hôtel Lesdiguières, bey dem Arsenal, für ihn und sein Gefolge einrichten, weil man nicht wußte, ob ihm nicht vielleicht eine Privatwohnung, wo er alle seine Leute um sich haben konnte, lieber seyn würde als das Louvre. Man möblirte das Haus vollständig und prachtvoll mit königlichem Geräthe.

Der Czar stieg am 7ten Mai um neun Uhr Abends am Louvre ab und ging überall in den Zimmern der Königin umher. Sie waren ihm viel zu prächtig eingerichtet und beleuchtet; er stieg daher alsbald wieder ein, und begab sich in das Hôtel Lesdiguières. Auch hier fand er die für ihn bestimmten Zimmer viel zu schön, und ließ sogleich sein Feldbett in einem Garderobezimmer aufschlagen. Der Marschall von Tessé, der mit dem Ehrendienste im Hause hatte und bey der Tafel beauftragt war, begleitete ihn überall hin, wohnte, um beständig in seiner Nähe zu seyn, im Hôtel, und hatte viel damit zu thun, ihn zu begleiten, oft auch wohl hinter ihm her zu rennen. Das Gefolge bestand aus vierzig Personen aller Art, worunter vierzehn bis fünfzehn an sich oder durch ihre Aemter sehr vornehme Herrn, die mit ihm speisten. Bewundern mußte man den Monarchen ob seiner ausnehmenden Wißbegier, wobey er immer seine Plane im Regierungswesen, für Handel, öffentlichen Unterricht, Polizey im Auge hatte. Diese Wißbegier verbreitete sich über alles und ließ das Geringste nicht außer Acht. Die auffallendsten Eigenschaften seines Geistes waren Verstand, richtige Urtheilskraft, schnelle Auffassungsgabe; aus allem ersah man, wie ausgebreitet seine Kenntnisse waren, und daß überall bey ihm Konsequenz herrschte. Er vereinigte in ganz erstaunlichem Grade eine Würde, so hoch, so stolz, so leicht verletzlich und sich gleich bleibend, als man sich nur denken kann, die einem aber dabey lediglich nicht lästig fiel (war er anders ganz wohl auf, wenn er sie fühlen ließ), mit einer Artigkeit gegen Jedermann und in allen Fällen, wobey aber jene Hoheit durchblickte und er der Herr war und blieb. Diese Artigkeit hatte indessen Abstufungen je nach den Personen. Er hatte eine gewisse Familiarität, deren Quelle sein Freysinn war. Die alte Barbarey seines Landes fühlte man ihm aber doch noch stark an, und daher kam es, daß er in allem, was er that, rasch, ja stürmisch war, und daß sein Wille schwankte, wobey er aber

*) Ungedrucktes Fragment aus St. Simons Memoiren.

nie weder Hinderniß noch Widerſpruch leiden mochte. An ſeiner Tafel ging es oft nicht ganz anſtändig zu, noch weniger nachher; manchmal äußerte ſich auch die Rückſichtsloſigkeit eines Königs, der überall zu Hauſe iſt, frank und frey. Hatte er ſich vorgeſezt, etwas zu ſehen oder zu thun, ſo geſchah es, ohne daß ihn die Mittel und Wege dazu kümmerten; alles mußte ſich nach ſeinem Gefallen und ſeinem Worte fügen. Der Wunſch, alles zu ſehen, die Laſt, ſich angaffen laſſen zu müſſen, die gewohnte ſchrankenloſe Freyheit machten, daß er oft lieber in Miethkutſchen, ja in Fiakern fuhr; er ſprang in die nächſte beſte Kutſche, die etwa Leuten gehörte, die bey ihm im Hauſe waren und die er nicht kannte, und ließ ſich in der Stadt herum oder auf's Land hinaus führen. Dieß begegnete einmal Frau von Mattignon, die aus Vorwitz hergekommen war; er nahm ihre Kutſche nach Boulogne und an andere Orte auf dem Lande, und ſie wunderte ſich nicht wenig, als ſie ſich zu Fuße ſah. In ſolchen Fällen hatten der Marſchall von Teſſé und ſein Gefolge, denen er auf dieſe Weiſe entſchlüpfte, nichts zu thun, als hinter ihm her zu rennen, konnten ihn aber nicht immer auffinden. Er war ſehr groß, gut gewachſen und ziemlich hager; das Geſicht faſt rund, die Stirne hoch, die Augbraunen hübſch, die Naſe ziemlich kurz, doch gar nicht zu viel, unten dick, die Lippen waren etwas aufgeworfen, die Geſichtsfarbe röthlich braun; die ſchönen Augen ſchwarz, groß, lebendig, durchdringend, gut geſpalten; der Blick majeſtätiſch und graziös, wenn er Acht auf ſich hatte, ſonſt aber ſtreng und wild; er konnte, was aber nicht oft geſchah, einen Ausdruck annehmen, der die Augen und alle Züge entſtellte und Schrecken einflößte. Solch ein wilder, gräßlicher Blick dauerte einen Moment, dann war alles wieder wie zuvor. Aus ſeinem ganzen Aeußern ſprach ſein Geiſt, ſein ſinniges Weſen und ſeine Größe, auch ermangelte es keineswegs eines gewiſſen Anſtandes. Er trug blos einen Kragen von Leinwand, eine runde, braune Perrücke ohne Puder, die nicht bis auf die Schulter reichte, ein braunes Kleid, einen glatten Leibrock mit goldenen Knöpfen, Weſte, Beinkleider, Strümpfe, weder Handſchuhe noch Manſchetten, den Stern ſeines Ordens auf dem Rock, das Band darunter; ſein Kleid war oft ganz aufgeknöpft; ſein Hut lag auf einem Tiſch, ſaß nie auf dem Kopf, ſelbſt nicht auf der Straße. Trotz dieſer Einfachheit, und mochte er einen noch ſo ſchlechten Wagen, ein noch ſo geringes Gefolge haben, war er an dem Zug von Größe, den ihm die Natur eingeprägt, leicht kenntlich. Kaum glaublich iſt es, wie viel er an zwey ordentlichen Mahlzeiten aß und trank, ohne das Bier, die Limonade und die Getränke aller Art zu rechnen, die er zwiſchen dem Eſſen zu ſich nahm; noch weit mehr trank ſein ganzes Gefolge. Eine oder zwey Flaſchen Bier, ebenſoviel, manchmal mehr Wein, darauf ſeine Weine, zu Ende der Tafel Liqueur, ein Schoppen und zuweilen eine Pinte, das war ſo das Gewöhnliche über jede Mahlzeit. Sein mitſpeiſendes Gefolge trank noch mehr und aß verhältnißmäßig dazu, um eilf Uhr Morgens und acht Uhr Abends. Wurde das Maaß nicht größer genommen, war es, als ob nichts geſchehen wäre; es war auch ein Prieſter mit bey Tiſch, der gut zur Hälfte mehr aß als einer; der Czar, der ihn wohl leiden konnte, hatte vielen Spaß mit ihm.

Der Czar verſtand gut franzöſiſch und hätte es, glaube ich, geſprochen, wenn er anders gewollt hätte, aber um des Anſtandes willen bediente er ſich beſtändig eines Dolmetſchers. Latein und verſchiedene andere Sprachen ſprach er ſehr gut.

In einem Saale des Hauſes waren königliche Garden, er litt aber faſt nie, daß ſie ihn beym Ausgehen begleiteten. Er wollte, ſo groß ſeine Neugierde war, keinen Fuß aus dem Hôtel Lesdiguières ſetzen, überhaupt kein Lebenszeichen von ſich geben, bevor ihm der König nicht die Aufwartung gemacht hätte.

Am Sonnabend Morgens, den Tag nach ſeiner Ankunft, beſuchte ihn der Regent. Der Czar trat aus ſeinem Kabinet, ging ihm einige Schritte entgegen, umarmte ihn mit vieler Hoheit, wies auf die Thüre ſeines Kabinets, drehte ſich auf einmal, ohne weitere Höflichkeitsbezeugung um, und ging hinein. Der Regent folgte, und hinter ihm Kurakin, der als Dolmetſcher dienen ſollte. Sie fanden zwey Lehnſtühle einander gegenüber; der Czar ſezte ſich in den am obern Ende, der Regent in den andern. Die Unterhaltung dauerte gegen eine Viertelſtunde, wobey von Geſchäften nicht die Rede war; darauf trat der Czar aus ſeinem Kabinet, der Regent hinter ihm, und dieſer verabſchiedete ſich vom Czar mit einer tiefen Verbeugung, die halbwegs erwiedert wurde, am ſelben Platze, wo er ihn beym Kommen begrüßt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortſetzung.)

Kund Ywerſen betete ſtill für ſich hin. „Bete laut,“ ſagte der Schiffskoch; „er hat ſeine Strafe, nun wollen wir für ihn bitten, daß Gott ihm Ruhe gibt.“ Er that, wie ihm geheißen ward, die andern ſtimmten ein. „So, nun wär' er geliefert,“ ſagte, nachdem ſie ihr Amen geſprochen hatten, der Schiffskoch. „Nun müſſen wir noch ſchwören, daß keiner, was auch komme, weder vor Gericht noch ſonſt gegen irgend eine Menſchenſeele die andern verräth, oder überhaupt ſich etwas von der That merken läßt. Denn ſeht, Ihr Kinder, die Schleswiger Landratten, die würden ſo lange bugſiren, bis ſie uns dem Scharfrichter in die Hände gelootſt hätten; ſie würden nichts darauf geben, daß

wir ehrliche Leute ſind, und würden ſagen, wir hätten einen Mord—“ Hier hielt er plötzlich erbleichend inne, dann rief er: „ſchwört nun! ſchwört.“ Und ſie ſchwuren abermals einen fürchterlichen Eid, einander nicht zu verrathen, es möchte auch kommen was das wollte. „Jezt will ich den Steuermann wecken,“ hob der Schiffskoch wieder an. „Aber erſt komm Du einmal her, Jakob Roloffen.“ Dieſer that, wie ihm gehießen ward. Der Schiffskoch ließ ſchnell einen Eimer in die See, füllte ihn, zog ihn heraus und goß ihn dem Jakob über den Kopf. „Zum Teufel, Peer, biſt Du toll?“ „Toll, Junge? habe den beſten Verſtand. Es bleibt nun genau ſo, wie wir es verabredet haben. Der Kapitän hat ſich in's Waſſer geſtürzt, Jakob iſt ihm nachgeſprungen, wir haben ihn aber ſchnell wieder herausreißen müſſen, weil ein Hay herbeygeſchoſſen kam, der auch gleich dem Kapitän nachtauchte.“ — „Du biſt ein Pfiffkopf, Peer Hanſen,“ ſagte Jakob. „Jezt dran, den Steuermann zu wecken,“ erwiederte dieſer, ſtieg in den Raum hinab und kam bald darauf mit erſterem, einem jungen Manne von 24 Jahren zurück. Der Steuermann, der zum erſten Mal eine Reiſe in dieſer Qualität machte, konnte ſich Anfangs gar nicht von ſeinem Schrecken erholen, allmählig gewann er jedoch ſeine Faſſung wieder und begab ſich nun in die Kajüte hinab, um als des Kapitäns Verwandter und der Erſte im Dienſt, ſowohl deſſen als die Schiffspapiere in Verwahrung zu nehmen.

Während er unten war, ſagte Kund Ywerſen zum Schiffskoch: „Du haſt ihm ja gar nicht des Kapitäns Teſtament gezeigt.“ — „Kommt Zeit, kommt Rath,“ erwiederte dieſer; „wir haben ja auch nicht geſchworen, das zu thun.“ — „Ich wollte, wir hätten das verfluchte Teſtament gar nicht angenommen,“ fiel Jakob ein; „ich wette, es bringt uns Unglück; wir wollen es in's Waſſer werfen.“ — „Nein,“ erwiederte Kund Ywerſen; „wir haben einen leiblichen Eid darauf abgelegt, wenn wir glücklich in Tönningen ankommen, es dem Rheder zu überliefern.“ „Das iſt wahr,“ verſezte der Koch; „auf jeden Fall will ich es in eine Flaſche thun und dieſe verpichen. Da iſt es gut aufgehoben.“ — „Thue das,“ ſagten die andern. Und es geſchah, das Gericht des Herrn aber blieb nicht aus.

* * *

Drey Tage ſpäter erhob ſich ein gewaltiger Sturm; die Amalia gerieth auf eine Sandbank und ſcheiterte; die Mannſchaft warf ſich in das lange Boot und wurde glücklich von einem nach Norwegen beſtimmten Schiffe gefunden und aufgenommen. Als der Schiffskoch ſich auf daſſelbe begab, entfiel ihm die Flaſche, die das Teſtament des Kapitäns enthielt, und die er aus innerem Drange, von dem er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wußte, gerettet hatte. Der noch immer tobende Sturm führte ſie ihm bald aus dem Geſicht. Laß ſie ſchwimmen, dachte er, ſo hat der Zufall meinen Eid gelöſt.

Zur großen Verwunderung der Matroſen der Amalia erzählte der Steuermann der Mannſchaft des Schiffes, durch das ſie gerettet waren, ſein Kapitän ſey vom Bord gewaſchen worden. *) Als ihn ſpäter jene darum befragten, antwortete er: „Wollt Ihr denn, daß ich von meinem leiblichen Vetter erzähle, er ſey ein Selbſtmörder, ſo unbegreiflich mir auch ſeine That iſt, und noch mehr, was ihn dazu trieb?“ Dann gab er ihnen gute Worte, daſſelbe auszuſagen, was ſie auch, aus leicht zu errathenden Gründen, gern verſprachen.

Die Motive, die jene Leute antrieben, den Kapitän zu ermorden, müſſen dem Leſer noch für eine Weile, damit wir nicht dem Gange dieſer wahren Begebenheit vorgreifen, verhüllt bleiben.

(Die Fortſezung folgt.)

*) Von einer Welle herabgeriſſen.

Bonaparte in Ermenonville.

Nach Girardin.

Bonaparte frühſtückte in Ermenonville. Er beſah die Gärten, die ihm noch unbekannt waren. Auf der Pappelinſel angelangt, blieb er vor Jean Jacques Grabmal ſtehen und ſagte: „Es wäre beſſer für Frankreichs Wohl, dieſer Mann hätte nie gelebt.“ — „Und warum, Bürger Konſul?“ — „Er hat die franzöſiſche Revolution vorbereitet.“ „Ich dächte, Bürger Konſul, Sie hätten ſich eben nicht über die Revolution zu beklagen.“ — „Nun, die Folgezeit wird lehren, ob es für die Ruhe der Welt nicht beſſer geweſen wäre, wenn weder Rouſſeau noch ich gelebt hätten.“ Bonaparte ſezte, in Nachdenken verloren, den Spaziergang fort.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Juli.

— Man kann ſich wohl von der kleinen Zahl von Käufern ernſthafter, wirklich belehrender Schriften, die nicht Tagsmaterien im ſchneidenden Partheyton behandeln, in Deutſchland kaum eine Vorſtellung machen. Es wird eben ſo ſehr befremden, als es vollkommen richtig iſt, daß die gründlichſten, durch wichtige Reſultate und muſterhafte Darſtellung gleich ausgezeichneten Werke nur kümmerlichen Abſatz finden und höchſtens den Verleger ſchadlos halten; dahin gehören Raynouards Histoire du droit municipal, worin die, für die Gegenwart ſo wichtige Thatſache des nie unterbrochenen Beſitzes einer unabhängigen Municipalverwaltung und Theilnahme an den Biſchofswahlen in

frühern Zeiten, von Seite der größten Zahl der Städte des Reichs, unumstößlich dargethan ist; Monteils Histoire des français des divers états, wo das Ergebniß zwanzigjähriger Forschung in einer meisterlichen, die Schilderung von Alt-Griechenland im Anacharsis an Treue weit übertreffenden Darstellung des Mittelalters, dem nach Gemälden jener Zeit sonst so lüsternen Publikum dargeboten wird; die Education progressive von Madame Necker de Saussure, durch Stoff, feine Beobachtung und Styl gleich anziehend; Benjamin Constants Werk de la religion; A. Thierrys Histoire des Gaulois, ja selbst die von Guizot, dem Herzog de Broglie, C. Remusat u. s. w. verfaßte Revue française. Auch müssen die meisten Schriftsteller die Früchte lang anhaltender Arbeit und eines unbestrittenen Talents auf ihre eigenen Kosten drucken lassen. Dieses ist meines Wissens der Fall mit vielen schätzenswerthen Produkten, zum Beyspiel den Schriften des Baron Massias, Bigot de Morogues, C. Salverte und anderer mehr. Kaum dürfte eine andere Erscheinung Deutschlands Ueberlegenheit in intellektueller und wissenschaftlicher Hinsicht auffallender beurkunden. Bey näherer Ueberlegung ist sie übrigens nichts weniger als unerklärbar. Ohne des Hanges der Deutschen für geistige Beschäftigung und ideelle Thätigkeit, der Vorliebe der Franzosen für gesellschaftliche Gemeinwirksamkeit zu gedenken, steht offenbar einer aufgeklärten Geistlichkeit, die an allen philologischen, historischen und philosophischen Arbeiten innigen, mit ihrer eigenen Existenz unzertrennlichen Antheil nähme, kein ähnliches Publikum in Frankreich gegenüber. Die eigentlichen Gelehrten oder Savants, d. i. die Naturforscher und Mathematiker, denn einem Philologen oder Metaphysiker wird der Titel S a v a n t durchaus verweigert, interessirt die Literatur (so nennt man hier alle moralischen und historischen Fächer) nur als Spielwerk, oder insofern sie mit den politischen Angelegenheiten zusammenhängt. Die Staatshaushaltungskunst ist der einzige dieser Rubrik angehörige Zweig, der dem Savant einigen Respekt einflößt. Und doch ist Says Oeconomie politique in Deutschland ungleich bekannter, als in seinem Geburtsorte.

Sollte man dieser Darstellung das Institut, worin Humanisten und historische Forscher von der ersten Größe glänzen, entgegensetzen, so ist die Antwort: Paris leuchtet, in intellektueller, wie in politischer Rücksicht, gleich dem israelitischen Gosen mitten in der egyptischen Finsterniß; mit Ausnahme von Straßburg ist in dem ganzen übrigen Reiche weder geistiges noch bürgerliches Leben. Paris ist ganz eigentlich der Konsummationsort für alle literarischen Erzeugnisse; was sich davon anderswohin verirrt, kommt, merkantilisch wie moralisch, in keinen Anschlag.

Bey meiner lezten Wanderung durch die Touraine (Departement d'Indre et Loire) habe ich zu nicht geringem Erstaunen in einer Gegend, die intellektuell zu den unbedeutendsten des Reichs gehört, die öffentliche Meynung um vieles weiter vorgerückt gefunden, als ich sie vor zwey Jahren unter Villèle fand. Gegen die Deputirtenkammer herrscht wegen ihrer übertriebenen Furchtsamkeit und verschwenderischen Gefälligkeit gegen den Hof und die Minister auffallendes Mißvergnügen. Diese Spuren aufwachenden Gemeingeistes in einer Provinz, die so sehr in Bildung und Freysinnigkeit zurückstehet, sind erfreulich; allein ob dieses Leben in dem Fortschritte der bürgerlichen Kultur und dem Einflusse der Publizität hinreichende Pflege und kräftigen Schutz gegen entgegenstrebende Elemente finden und sich zu einem selbstständigen Daseyn entfalten wird, kann erst die Zeit lehren. Die Priestergewalt greift immer mehr um sich, und ohne redliche Entgegenwirkung von Seite der Regierung, wozu vor der Hand wenig Hoffnung ist, sehe ich weder in der religiösen Indifferenz, die allerdings im Volke herrscht, noch in der Verstandesentwickelung der Individuen, deren Fortgang nicht in Zweifel gezogen werden kann, wahrhafte Beruhigungsgründe. Aller Kulturfortschritt dieser Nation, nicht blos in der Masse, sondern auch bey den Städtebewohnern, (Paris und Straßburg indeß ausgenommen) besteht in negativer Aufklärung, die so gut wie keine ist. Freylich ist aufgeräumt worden; aber in die leere Stelle können die feindseligsten Unholde so gut als freundlichere, der Menschheit und ihren Kräften Hand bietende Geister einziehen.

Prag, Juli.

Die Religionsgebräuche der Katholiken zeichnen sich immer durch eine gewisse Wärme der Andacht und hellen Farbenschmelz vor dem Kultus anderer Glaubensverwandten aus. Diese Eigenschaften wurden in erhöhtem Grade bey dem ersten hundertjährigen Jubiläum der Heiligsprechung St. Johanns von Nepomuk sichtbar, welches im Laufe des vorigen Monats hier feverlich begangen wurde. Das Volk der Böhmen betrachtete dasselbe als ein ächtes Nationalfest, und schien mit gerechtem Stolze das Gedächtniß des Triumphes eines Landesgenossen zu feyern, der schon Jahrhunderte vor seiner Kanonisation als erster Blutzeuge des Beichtsiegels, als Muster des Priesterthumes, als Held des Glaubens im Kampfe gegen Tyrannenwuth verehrt, als Fürbitter und Vertheidiger des guten Leumunds von dem frommen Glauben angerufen ward. Schon damals wurde sein Grabmal von Schaaren der Gläubigen häufig besucht, man hing silberne Lampen und Votivtafeln an demselben auf und brachte Almosen zu seinem Ruhme dar. Die hundertjährige Wiederkehr des Festes war seit mehreren Monaten das allgemeine Gespräch, der Gegenstand der Sehnsucht und Neugierde, und die Stadt füllte sich in den lezten Tagen vor dem Feste so mächtig an, daß sie kaum die Zahl ihrer Gäste zu fassen vermochte. In langen Zügen strömten die Landleute, betend und singend, heran, und eine lange, ununterbrochene Wagenreihe, vom glänzenden Wiener Reisebarard bis zur einfachsten Landkarrete und dem bescheidenen Einspänner herab, durchschnitt die Straßen der Stadt. Die Bevölkerung derselben schien sich mit einem Male beynahe verdoppelt zu haben. Am Vorabend des 8. Juni verkündigte das feyerliche Geläute aller Thurmglocken der weiten Stadt das Beginnen des Festes, und mit dem Erwachen des folgenden Tages weckte der Donner der Kanonen die Bewohner. Die Wände des imposanten Gotteshauses, die Chöre und Pfeiler waren mit rothen Damastdecken behängt. Unter dem purpurfarbenen, reich mit Silber gestickten Sammt-Baldachin und am Fuße der pyramidenförmigen Verkleidung des Hochaltars war der krystallene Sarg des Johanns von Nepomuk zur Verehrung ausgestellt, auf ihm das goldene, mit Edelsteinen besezte Gefäß mit der heiligen Zunge, und demselben zur Seite die kolossalen silbernen Büsten der vier Landespatrone: St. Adalbert, Siegismund, Veit und Wenzel. Nach und nach füllte sich die Kirche, und Alles nahm nach der vorgeschriebenen Ordnung seinen Platz ein.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. August 1829.

— Du wirthlich Dach,
Du gastlich Feu'r, willkommen mir,
Nach Wintersturm und Ungemach.

W. Hauff.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Mitten durch das gesegnete Holstein zieht sich ein breiter Haiderücken, der sich in langer Ausdehnung fast bis an die Ufer des Lymfiord erstreckt, und eine Fortsetzung der Lüneburgischen Haide ist. Der Weg über denselben ist, wie es sich leicht denken läßt, eintönig und still, und wird nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Bauernhäuser unterbrochen, da die bedeutenderen Dörfer seitwärts oder in gerader Richtung meilenweit von einander entfernt liegen. Am unangenehmsten ist er aber im Winter, zumal für Fußreisende, da die hindurch führende Landstraße, die von der Regierung noch nicht zu dem Range einer Chaussee erhoben ist, leicht verschneit, wodurch der Wanderer bey einbrechender Nacht sich verirrt, und Gefahr laufen muß, statt das gehoffte Ziel zu erreichen, weit von demselben abzukommen und erst nach stundenlangem Umherirren ein schützendes Obdach zu erreichen.

Es war im Januar 18—, Abends gegen fünf Uhr, als sich zwey Kieler Studenten in dieser Verlegenheit befanden. Sie hatten sich in Bramstedt, einem bedeutenden Flecken, auf dessen Markte noch ein zertrümmerter Roland prangt und an die Vergänglichkeit irdischer Dinge erinnert, zu lange aufgehalten, und mußten jezt befürchten, nicht mehr vor gänzlicher Dunkelheit das nächste Nachtquartier, Kaltenkirchen, zu erreichen. Trotz dem, daß der Himmel trübe war, hatte die Kälte doch einen ungemein hohen Grad erreicht, so daß die Tabakspfeifen, diese beständigen Begleiter unserer deutschen studierenden Jünglinge, mehr als einmal erloschen und überhaupt nicht recht mehr brennen wollten. Die beyden Musensöhne gaben endlich auch den Versuch auf, sich durch den Dampf des narkotischen Krautes die Zeit zu verkürzen, und schritten rüstig, aber stumm neben einander her. Nur von Zeit zu Zeit machten sie sich mit einem derben, halb burschikosen, halb seemännischen Fluche Luft über die zunehmende Dunkelheit, welche die Witterung und die einbrechende Nacht verursachte. Sie hefteten dabey die Augen scharf auf den Boden, um die Wagenspur, die ihnen andeutete, daß sie sich noch auf der rechten Straße befänden, nicht zu verlieren; durch diese Bemühung wurde aber ihre Sehkraft bedeutend angestrengt, denn der Schnee leuchtete kaum genug, um den Weg zu erhellen. So verharrten sie noch eine geraume Zeit im Schweigen. Endlich fing der Eine, ein schlanker, lebhafter, junger Mann, dem die rothe Mütze und der mit vielen Schnüren besezte Pelzrock gar wohl standen, an: „Siehst Du, Bruder, das ist der Einfluß des kategorischen Imperativs; hätte der Großmogul den Hugo Grotius de jure belli et pacis nicht als Stiefelzieher gebraucht, so würden ohnmaßgeblich die beyden wandernden Burschen, Cajus und Sempronius, nicht die Erde zu ihrer Füße Schemel, und —“ — „Fängst Du schon wieder an?“ unterbrach ihn hier ungeduldig der andere; „mit Deinem verdammten Babylonischreden hast Du mich nun gestern und heute entsetzlich ennuyirt; auf der Golsterstraße

fingst Du an, und wirst noch plappern, wenn wir in Altona auf der großen Freyheit sind.“ — „Undankbarster aller Undankbaren, die da sind, seyn werden und schon waren,“ entgegnete der Erste; „er hört, daß der Bräutigam seiner Schwester, der von Meriko kam und per Schiffbruch über Norwegen nach Altona ging, angelangt ist, und findet es ganz ersprießlich, denselben zu besuchen, die Ferien, welche der hochbelobte Kieler Umschlag den Musensöhnen gewährt, benutzend. Er hat aber keine Baaria; ich leihe sie ihm, lasse mich überreden, mit ihm bey zwanzig Grad Kälte diesen Spaziergang zu machen, und nun schimpft er, wenn ich als Vorbereitung auf mein nahes Examen mich übe, babylonisch oder gelehrt zu sprechen. — Aber halt,“ rief er auf einmal,“ siehst Du dort das Licht?“ — „Wo?“ — „Nun da!“ — „Da? Ja! Gehen wir drauf los?“ — „Cur non, mi domine? es muß ja dort ein Mensch logiren. Der Herr mit Schwanz und Pferdefuß wird dort nicht residiren; hin, cito, hin! schon wittere ich ein gutes Gläschen Doppelkümmel, um die erstarrten Glieder zu heizen,“ erwiederte halb mit Langbein der lustige Musensohn, den wir Werner nennen wollen, so wie seinen Begleiter Runge.

Sie verdoppelten nun ihre Schritte und erreichten nach einer guten Viertelstunde das Haus, aus welchem ihnen das Licht so freundlich entgegengeleuchtet hatte. Es war ein einsames, ziemlich bedeutendes Gehöft. Unsere jungen Freunde, mit der Einrichtung der holsteinischen Bauernwohnungen genugsam bekannt, schritten sogleich über die große Tenne, auf welcher sie sich den Schnee abschüttelten, nach dem Hintergrunde zu, wo auf dem Feuerheerde eine lustige Flamme prasselte. Ein sehr hübsches Mädchen sagte ihnen freundlich guten Abend und öffnete ihnen die Stubenthüre, wo eine alte rüstige Frau sie wohlwollend empfing, ihnen geschäftig Holzpantoffeln, wie sie in jenen Gegenden üblich sind, herbeybrachte, und dann, nachdem sie ihren erstarrten Gästen Stühle an den Ofen gerückt hatte, sich mit demselben Eifer anschickte, ein kräftiges Abendbrod zu bereiten, das ihnen auch bald entgegendampfte. Unsere beyden Musensöhne machten sich eben so schnell darüber her, und die Hausfrau sah mit Vergnügen zu; denn der lustige Kieler Student ist dem holsteinischen Bauer immer ein willkommener Gast, da er gern und viel verzehrt, willig bezahlt, immer guter Laune ist, und mit dem Landmann in dessen Sprache schwazt; als plötzlich das junge Mädchen in die Thüre trat und auf Plattdeutsch rief: „Mutter, wie bin ich auf den Tod erschrocken; ich will eben die Kartoffeln vom Feuer nehmen, da klopft mir etwas derb auf die Schulter und eine bekannte Stimme sagt: „Guten Abend, Annemarie, Du bist ein schmuck Mädchen geworden;“ so daß ich beynahe den Topf fallen lasse. Und wer steht hinter mir? Kein anderer als Peer Hansen.“ — „Peer Hansen?“ entgegnete die Alte verdrießlich; „was will der?“ — „Was der will, Trinilse?“ antwortete statt des jungen Mädchens eine tiefe Stimme auf Plattdeutsch, jedoch mit dänischem Dialekt; „was der will? nu mein' Seel, das könnt' Ihr wohl denken; er will sich einmal umsehen, wie's mit Euch steht, Möhm, und warten, bis die Elbe aufgeht, und er wieder in See stechen kann.“ — „Wir haben keinen Platz,“ erwiederte die Frau; „Peter hält Fastnacht Köste, und bis Maitag wohnen die jungen Leute bey uns, dann ziehen sie hinüber nach Küßdorf.“ — „Ach Fanden gale mig,“*) erwiederte der Fremde, „die alte Koje wird wohl noch leer seyn für mich, Alte?“ Während dieser Reden war er in die Stube getreten, und unsere Studenten hatten Muße, ihn genau zu betrachten. Es war eine riesige Figur, mit rothem Gesicht, hellblondem, fast weißen Haar und kleinen Augen, welche scharfe, aber doch nicht eben stechende oder tückische Blicke hervorsandten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Teufel krähe mir. — Dänischer Fluch, häufig im Munde des gemeinen Mannes.

Peter der Große in Paris.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Montag besuchte der König den Czar. Dieser empfing ihn am Wagen; er ging in gleicher Linie mit dem König zu seiner Linken, bis in das Zimmer, wo zwey gleiche Lehnsessel standen; der König nahm Platz im rechten, der Czar im linken; Kurakin war Dolmetscher. Man war sehr erstaunt, als man sah, wie der Czar den König unter beyden Armen nahm, ihn zu seiner Gesichtshöhe aufhob und ihn so schwebend umarmte, und nicht minder darüber, daß der König, da er doch so jung war *) und darauf nicht hatte vorbereitet werden können, durchaus keine Angst bekam. Man konnte sich nicht genug wundern über die Liebenswürdigkeit, die Peter dem König gegenüber entwickelte, den zärtlichen Ton, den er gegen ihn annahm, über seine Artigkeit, die von Herzen ging, worin sich aber doch das Gefühl der Größe und des Rangs, und ganz leise das Bewußtseyn der Altersüberlegenheit mischten; denn alles dieß ließ sich deutlich herausfühlen. Er lobte den König vielfältig, schien entzückt von ihm, und überzeugte Jedermann davon; er umarmte ihn zu wiederholten Malen. Der König sprach seine kleine, kurze Anrede äußerst artig, und Herr du Maine, der Marschall von Villeroy, und was von vornehmen Personen zugegen war, führten die Unterhaltung. Der Besuch dauerte eine kleine Viertelstunde; der Czar begleitete den König zurück bis an den Wagen.

*) König Ludwig XV. war sieben Jahre, Peter 45 Jahr alt.

Dienstag besuchte der Czar den König zwischen vier und fünf Uhr. Er wurde vom König am Kutschenschlag empfangen und war überall zur Rechten des Königs. Man hatte sich, ehe der König ihn besuchte, über das ganze Ceremoniel verständigt. Der Czar war so liebreich und artig gegen den König wie den Tag vorher, und der Besuch dauerte eben so lang. Worüber er sich aber sehr wunderte, war das Volksgedränge. Seit Morgens acht Uhr hatte er die Plätze Vendôme und des Victoires besucht, und Tags darauf war er im Observatorium, in der Gobelinsmanufaktur und im königlichen Arzneygarten. Ueberall untersuchte er alles mit großem Interesse und machte eine Menge Fragen.

Am 13ten Mai nahm er ein Abführungsmittel, ging aber nichtsdestoweniger nach Tische zu mehreren Handwerkern von Ruf . . .

Am 14ten besuchte er im Palais Royal Madame, die ihn durch ihren Ehrenkavalier hatte bekomplimentiren lassen; den Lehnstuhl ausgenommen, empfing sie ihn, wie sie den König würde empfangen haben. Der Herzog von Orleans holte ihn von hier in die Oper ab; sie saßen in seiner großen Loge allein auf der vordern Bank. Nach einiger Zeit fragte der Czar, ob kein Bier zu haben sey. Sogleich brachte man einen großen Becher auf einem Credenzteller; der Regent stand auf, nahm ihn und präsentirte ihn dem Czar; mit einem Lächeln und einer Verbeugung ergriff dieser den Becher ohne weitere Umstände, trank und stellte ihn wieder auf den Credenzteller, den der Regent fortwährend hielt. Als er ihn weggab, ergriff dieser einen Teller mit einem Handtuch und präsentirte es dem Czar; ohne aufzustehen, nahm dieser das Handtuch, wie zuvor das Bier, worüber sich die Zuschauer nicht wenig zu wundern schienen. Beym vierten Akt ging er zum Nachtessen, und gab nicht zu, daß der Regent seine Loge verließ. Tags darauf bediente er sich einer Miethkutsche und besah eine Menge Seltenheiten bey den Handwerkern.

Am 16ten, am Pfingstfeste, ging er zu den Invaliden, wo er alles sehen und untersuchen wollte. Im Speisesaal kostete er die Suppe der Soldaten und ihren Wein, trank auf ihre Gesundheit, klopfte ihnen auf die Schulter und nannte sie Kameraden. Er bewunderte die Kirche, die Apotheke und den Spital sehr, und schien entzückt von der Ordnung im Hause. Der Marschall von Villars machte ihm hier die Honneurs; die Marschallin, seine Gemahlin, war als Bayeuse hergekommen, um ihn zu sehen, er erfuhr, sie sey es, und war äußerst zuvorkommend gegen sie.

Am 19ten ließen die Herzogin von Berri und die Herzogin von Orleans, nach dem Beyspiele von Madame, den Czar durch ihre Oberststallmeister bekomplimentiren; sie hatten sich auf ein Kompliment oder gar auf einen Besuch gefaßt gemacht; sie wurden es endlich müde, als sie nichts von ihm zu hören bekamen, und besannen sich eines andern. Der Czar ließ ihnen antworten, er werde kommen und sich bedanken. Um die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt kümmerte er sich so wenig als um die vornehmsten Herrn bey Hof, und zeichnete sie um nichts mehr aus. Er hatte es mißfällig aufgenommen, daß die Prinzen vom Geblüt Schwierigkeiten gemacht hatten, ihn zu besuchen, wenn sie sich nicht darauf verlassen könnten, daß er den Prinzessinnen vom Geblüt einen Besuch abstatten würde, eine Zumuthung, die er in sehr hohem Tone von sich wies, so daß ihn keine zu Gesicht bekam, außer als Voyeuse (als Neugierige); nur die Prinzessin von Conti sprach ihn zufällig.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Juli.

(Beschluß.)

Der Erzbischof von Prag mit dem Domkapitel und seinen hohen geistlichen Gästen, unter denen der Abt der Mechitaristen-Kongregation, Azaria, Erzbischof von Cesarea in partibus infidelium, durch sein orientalisches Kostüm allgemeines Interesse erregte, versammelten sich in den Gemächern der kaiserlichen Burg und verfügten sich gegen 8 Uhr durch den Oratoriumgang in die Kirche herab, wo sie von dem Metropolitan-Klerus, den Stadtpfarrern und den nicht infulirten Domherrn empfangen wurden. Der 80jährige Erzbischof von Prag, den Hirtenstab in der Hand, und mit ihm 30 infulirte Häupter in goldstrotzenden Pluvialen, begaben sich auf ihre Plätze, und nachdem das Chor der Sänger den Hymnus: „Invictus Heros!“ geendet hatte, setzte sich der Zug in vorgeschriebener Ordnung in Bewegung. Die hohe Geistlichkeit erhob sich und nach dem: „Procedamus in pace!“ des Diakonus übernahm der Erzbischof die Zunge des Heiligen aus den Händen des Archi-Diakonus und schloß sich mit den gesammten infulirten Bischöfen, Prälaten und Chorherrn dem Zuge an, der sich langsam und feyerlich aus der Domkirche durch die eigens vor der St. Veitskapelle errichtete Triumphpforte und die Schloßhöfe auf den Hradschinerplatz begab. Nach einem vor dem an der Marienstatue erhöhten Altar verrichteten Gebet übergab der Erzbischof die heilige Zunge dem Kardinal von Rudnay, der sie in die Kirche zurücktrug, woselbst sie der Archidiakon wieder auf dem Sarg ausstellte. Der Domdechant hielt eine deutsche Predigt in der Kirche und ein anderer Domherr eine böhmische an dem im Schloßhofe errichteten Altar, und der Kardinal-Erzbischof von Gran hielt das Hochamt, dessen Feyerlichkeit durch eine dazu eigens von Witasek mit vielem Geist und Gemüth komponirte Messe erhöht wurde. Durch die ganze Oktave dieser Feyer zogen täglich einige Pfarrgemeinden, manche bey den fürchterlichsten Regengüssen, auf das Schloß. Auch aus allen Kreisen kamen täglich lange Züge frommer Pilgersleute an und wanderten mit frommem Gesange durch die Stadt zum Sarge des Heiligen. Täglich hielt einer der fremden Bischöfe das Hochamt, zahllose Messen wurden an den Seitenaltären gelesen. Tausende und aber Tausende legten ihre Beichte ab und empfingen das Sakrament, und die hiesigen Domherrn predigten in- und außerhalb der Kirche in deutscher und böhmischer Sprache. Zum Schlusse der Jubiläumsfeyer erfolgte den 15. Juni der zweyte Umgang bey noch größerer Volksmenge. Nachmittags wurde die Vesper gehalten und nach einer herkömmlichen Rede des Rektors der

Universität, Dr. Kanka (welche 5 — 6 Bogen in groß Folio stark ist und worin er meynt, er wolle an Weisheit und Kenntniß wohl den Rektoren nachstehen, welche vor ihm 1729 und 1779 diese Pflicht erfüllt, doch nicht an Gottesfurcht, welche ihm sein Vater — der gleichfalls Johannes geheißen! — in der zartesten Jugend eingeimpft), der Ambrosianische Lobgesang unter dem Klange aller Kirchenglocken und dem Donner des Geschützes abgesungen. — Verschiedene Denkmünzen zu dieser hundertjährigen Jubelfeyer der Heiligsprechung des heiligen Johann von Nepomuk in Gold, Silber, Eisen und andern Metallen und Kompositionen wurden in großer Menge geprägt und ausgegeben. Die vorzüglichsten sind die beyden von dem Münzgraveur Lang. Kupferstiche und lithographirte Bilder zeigen den Heiligen in allen Größen, in allen Gruppirungen und Momenten seines Lebens und Wirkens. Auch die Literatur war nicht unthätig und von hundert Stimmen wurde der Held des frommen Festes gefeyert. Ein junger Böhme, Eduard Habel, weihte dem Patron seines Vaterlandes ein episches Gedicht in zwey Gesängen: „Johann Hasil von Nepomuk.“ Hr. Welleba, seit Jahren als fleißiger Sänger religiöser Gegenstände bekannt, lieferte „die Glorie der hellstrahlenden Sterne des heil. Johann von Nepomuk.“ Lebensbeschreibungen, Betrachtungen, Predigten und Gebetbücher drängen einander, und auch die Todten trugen dazu bey, denn bey dieser Gelegenheit wurden die Predigten des weil. Domherrn Pallas de Lauro auf den heil. Johann zum Vortheil des Privatvereins für Hausarme neu aufgelegt. — So glänzend nun auch dieses Säkularfest ausgefallen ist, hält es doch freylich noch keinen Vergleich aus mit der ersten Feyer der Heiligsprechung Johanns (am 8. Oktober 1729). Ganz Prag war damals in einen Freudentaumel versezt. Jubeltöne und fromme Gebete schallten vereint zum Himmel empor, überall flossen Freudenthränen und die Domkirche konnte das wogende Gedränge des andächtigen Volkes nicht fassen, welches sich den ganzen Tag in die Nähe der theuern Ueberreste drängte. Die kirchlichen Feyerlichkeiten wurden mit einigen hundert Glocken eingeläutet und die Pracht des Umganges, welcher vom Strahof durch zwey hohe Triumphpforten in die Schloßkirche zog, blendete durch den Glanz des Goldes und der Edelsteine. Die Stadt schwamm in den Nächten vom 9. bis 16. Oktober 1729 in einem durch Lampen, Windfackeln und Pechpfannen erzeugten Feuermeer. Im Kloster Strahof, auf den Inseln und in den Gärten vieler Paläste wurden Feuerwerke abgebrannt. Hunderte von Spielleuten schifften in geschmückten Booten bis an die Brücke und erfüllten die Luft mit ihren Symphonien. Viel tausend Fackeln, Wachskerzen und Lampen brannten in und an allen Kirchen und Gebäuden, und von allen Bergen strahlten während der ganzen Oktave des Festes nächtliche Freudenfeuer. E.

Genf, Juli.

Bey unserer Akademie geht es langsam vorwärts. Da in der Fakultät der schönen Wissenschaften eine Professur erledigt ist, so wird dafür nächstens ein Konkurs stattfinden. Wer aus Deutschland hierher kommt, dem scheint dieß unzweckmäßig, ja sogar unwürdig für Männer, die sich fühlen. Unser wackerer Professor Humbert, der Vorstreiter in Allem, was rationellen Unterricht und Erziehung betrifft, hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht und die Besetzung der akademischen Professuren und der Regentenstellen beym Kolleg durch Vocation oder Ruf vorgeschlagen, wie dieß in Deutschland, Frankreich und England der Fall ist. Die Konkurse beweisen durchaus nicht sicher die Summe der positiven Kenntnisse bey den Kandidaten. Manches wahre Talent wird bey einer öffentlichen Prüfung aus Befangenheit und Schüchternheit unterliegen, während ein oberflächliches Subjekt durch Zuversicht, Sprachtalent und lebhafte Antworten den Preis davon trägt, ohne ihn verdient zu haben. Die mehrsten Menschen halten ohnehin den Redefluß für Talent und Genie. Wenn man meynte, Konkurse und Examen hin derten Kabalen, Rücksichten und Begünstigungen, so wäre man sehr im Irrthum. Jeder Kandidat hat unter den Mitgliedern der Akademie seine guten Freunde und Protektoren; sie sind von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, von seinem Eifer und seiner Moralität überzeugt und werden nicht anders von ihm denken, sie werden ihn nicht verlassen, wenn er auch in der sehr ungewissen Probe des Examens nicht besonders besteht. Dieß ist auch ganz recht; denn in einer kleinen Stadt, wo sich Jedermann kennt, wo die Gelehrten, Professoren und Geistlichen alle mit einander umgeben und im Allgemeinen durch tägliche Berührung so richtige Ideen von ihrem gegenseitigen Werth haben, sind Konkurse und Prüfungen ganz überflüssig und bestimmen die Akademie in ihrer Finalentscheidung nicht. Die Stelle erhält doch immer der, welcher auch dazu berufen worden wäre. Seit zwölf Jahren hat die Akademie sich oft für die entschieden, welche im Examen am wenigsten gut antworteten. Man hat dieß auch getadelt, aber sehr mit Unrecht; man hätte nur sagen sollen, Konkurs und Examen sind also ganz unnütz. So ist es wirklich.

Die Frage, welche uns lange beschäftigt hat und über die viel hin und her gestritten worden ist, die Frage: ob neben der lateinischen Schule noch eine Industrieschule für die Kinder der Handwerker, kleinen Kaufleute u. s. w. gegründet, oder ob künftig bey der lateinischen Schule auch Unterricht in allgemein nützlichen und industriellen Gegenständen gegeben werden soll? ist nun auf die lezte Art durch große Stimmenmehrheit entschieden. Ich selbst habe meine Ansicht in dieser Beziehung geändert und begreife, daß es in unserer kleinen Republik unpolitisch wäre, die Schulanstalten zu trennen. Früher oder später würde sich Neid und Rivalität zwischen den Schülern erheben; die wohlhabende Klasse würde ihre Knaben immer in die lateinische Schule schicken; diese würden die Schüler der wohlfeilern Industrieschule bald gering schäzen und verachten; dadurch würde eine Spaltung in unserer Jugend und vielleicht einmal bedenkliche Unruhen in unserer Republik entstehen. In unserer lateinischen Schule sind die Knaben aller Stände gemischt; die Buben des Syndics, des Staatsraths, des Millionärs und der sogenannten du Haut-Familien sitzen neben, unter oder über den kleinen Schustern, Schneidern und Handschuhmachern; in den Spielstunden sind sie mit vollständiger Gleichheit untereinander gemischt, die Armen sind gewöhnlich stärker und prügeln daher die Reichen und Vornehmen, diese heulen und schreyen, aber es fällt ihnen nicht ein, sich zu beklagen; nach einer Viertelstunde sind sie und die kleinen Plebejer wieder die besten Freunde, und empfangen wohl von ihnen eine Birn oder einen Apfel, den diese in der Tasche haben. Dafür bewirthen sie sie ein andermal in der Stadt oder auf den schönen Campagnen; die vornehmen Aeltern sind freundlich mit ihnen und stellen sie gar manchmal ihren eigenen Knaben als Muster im Lernen vor. So verschwindet früh bey den Kleinen alle Idee von Stand und Kaste, oder vielmehr sie entsteht gar nicht, und für das ganze künftige Leben sind sich die Genferkinder nah und helfen sich gegenseitig, wo sie nur wissen und können. Dieser große Vortheil verschwände ganz, wenn die Schulen getrennt würden. Es ist daher sehr wohl gethan, auch hier die Einheit zu erhalten und zu bewahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. August 1829.

Der König ist der König, und das Maaß,
Das ihr an and're Menschenkinder leget,
Paßt nicht für ihn. —

Johnson.

Peter der Große in Paris,

(Beschluß.)

Freitag den 21. besuchte Peter die Frau Herzogin von Berri im Lurenbourg, wo er wie der König empfangen wurde. Am 26. war er in Bercy bey Pajot d'Ons-en-Bray, dem Hauptpostdirektor, dessen Haus voll Seltenheiten und Curiositäten aller Art ist, natürlicher wie künstlicher. Der berühmte Pater Sebastian vom Karmeliterorden befand sich auch da. Er vergnügte sich daselbst den ganzen Tag und bewunderte verschiedene schöne Maschinen. — Am 23., Sonntags, besuchte er unter andern die Herzogin von Orleans im Palais-royal, wo er zwar voll Artigkeit war, aber nichts destoweniger gar hoch herabsah. Am 24. begab er sich bei guter Zeit in die Tuilerien, bevor der König aufgestanden war. Er trat bei dem Marschall von Villeroy ein, und dieser zeigte ihm die Kronjuwelen. Er fand sie schöner und zahlreicher, als er gedacht hatte, sagte aber, er verstehe nicht viel davon. Er äußerte, aus schönen Sachen, die nur einen eingebildeten oder Geldwerth hätten, mache er sich nicht viel. Von da wollte er den König besuchen, der aber seinerseits auch in die Zimmer des Marschalls von Villeroy herüberkam; so war es nämlich ausdrücklich veranstaltet worden, damit es kein förmlicher Besuch wäre, sondern als ein zufälliges Zusammentreffen erschiene. Der König hielt eine Rolle Papier in der Hand und reichte sie dem Czar mit der Bemerkung, es sey die Karte seiner Staaten. Diese Artigkeit gefiel dem Czar ausnehmend wohl, und er war überhaupt so höflich, freundschaftlich und liebreich wie das erstemal, neben vielem Anstand, großer Hoheit und fester Haltung.

Am 25. besah er Versailles, Trianon und die Menagerie. Sein vornehmstes Gefolge wurde im Schloß untergebracht; sie hatten Frauenzimmer bei sich, die sie in den Zimmern, welche Frau von Maintenon gehört hatten, schlafen ließen. Blois, der Gouverneur von Versailles, nahm großes Aergerniß daran, daß dieser Tempel der Pruderie so entheiligt werden sollte; die Göttin und er waren alt; es gab eine Zeit, wo sie weniger Aergerniß daran genommen hätten. Sich Zwang anzuthun, war des Czars und seiner Leute Sache gar nicht. Am 26. ergötzte er sich sehr an der Maschine von Marly, und Tags darauf zeigte ihm der Marschall von Tessé die Frohnleichnamsprozession zu Unserer lieben Frauen.

Der Haushalt dieses Herrn kostete täglich 600 Franken, obschon er gleich in den ersten Tagen seine Tafel bedeutend eingeschränkt hatte. Er bekam einmal Lust, die Czarin, die er sehr liebte, nach Paris kommen zu lassen; er besann sich aber bald eines andern und hieß sie nach Aachen oder Spaa gehen, wohin sie wollte, um einstweilen die Bäder zu gebrauchen. Den 30. Mai ging er mit Bellegarde, D'Antin's Sohne, nach Petitbourg, um bei D'Antin zu speisen, der ihn Nachmittags nach Fontainebleau führte, wo er über Nacht blieb. Tags darauf war Hirschjagd. Der Ort gefiel ihm mittelmäßig, ganz und gar nicht aber die Jagd, wobei er fast vom Pferde gefal-

len wäre. Er wollte bei der Rückkehr in das Schloß allein mit seinen Leuten speisen; da hielten sie sich denn schadlos für ihre Beschwerden. Er fuhr allein mit dreien seiner Leute nach Petitbourg zurück; wie sie so im Wagen saßen, schien es, als hätten sie in reichem Maaße gegessen und getrunken. Den 1. Juni ging der Czar zu Wasser von Petitbourg nach der Stadt zurück und wollte unter allen Brücken von Paris durchfahren.

Nachdem er in den ersten Tagen dieses Monats noch einmal mit Muße Versailles, Trianon und Marly besehen, ging er am 11ten von Versailles nach St. Cyr *), woselbst er das ganze Haus besah und die Fräulein in ihren Klassen besuchte. Er verlangte auch Frau von Maintenon zu sehen, aber diese hatte sich, weil sie solche Neugier ahnte, zu Bette gelegt und alle Vorhänge zugezogen, bis auf einen, der nur halb geschlossen war. Der Czar trat in ihr Zimmer; sein Erstes war, daß er auf die Fenster zuging und die Vorhänge aufzog; dann trat er vor die Bettgardinen, betrachtete Frau von Maintenon ganz behaglich, sagte kein Wort zu ihr, sie keines zu ihm, und zog wieder ab, ohne ihr auch nur die kleinste Verbeugung zu machen. Ich erfuhr, sie habe sich sehr verwundert, noch mehr aber habe sie der Auftritt gekränkt; — aber der hochselige König war nicht mehr am Leben!

*) In St. Cyr hatte Frau von Maintenon die berühmte weibliche Erziehungsanstalt gestiftet, in die sie sich, nach Ludwigs XIV. Tode, im Jahr 1715 zurückzog.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird bereits wissen, daß jener Peer Hansen und der riesige Schiffskoch eine und dieselbe Person sind. — Nachdem er die Studenten freundlich begrüßt hatte, setzte er sich auf die Ofenbank, griff in einen Sack, den er bei dem Eintreten auf den Tisch gelegt hatte, und holte ein sauberes seidenes Tuch hervor, das er der jungen Dirne mit den Worten gab: „Da, Anne Marie! Kind, Du sollst nicht sagen, daß Peer Hansen nach Lurup gekommen sey, ohne Dir etwas mitgebracht zu haben.“ Noch ehe Anne Marie sich bedanken konnte, sprang Runge todtenbleich vom Stuhle auf und rief: „Lurup heißt das Gehöfte hier, Lurup?“ — „Ja,“ erwiederte die Hausfrau, „ja, Lurup.“ — „Was ist Dir denn in die Glieder gefahren?“ fragte Werner. Runge antwortete nicht, sondern versank in dumpfes Hinbrüten. Alle Anwesenden starrten ihn befremdet an. Endlich brach er in ein lautes und heftiges Weinen aus. „Aber mein Gott, was ist Dir, Bruderherz?“ fragte Werner noch einmal theilnehmend; „so habe ich Dich noch nie gesehen. Komm, Du weißt, ich habe ein Herz für Dich, schütte Deinen Gram aus, zu Zweyen trägt er sich besser. Oder bist du krank? Das kann ich mir doch nicht denken; das Essen hat Dir noch eben so gut geschmeckt. Antworte doch, lieber Runge.“ — „Runge heißt der junge Herr?“ fragte der Seemann aufmerksam. Auf Werners Bejahung fuhr er fort: „Und ist aus Altona? der Sohn des verstorbenen Kapitän Runge?“ — „Derselbe.“ — „Nun, so will ich's Euch erklären. In dieser Gegend ist der Mann vor neun oder zehn Jahren erschossen worden und hat hier in diesem Hause seine Augen für immer zugemacht.“ — „Gott bewahre,“ rief die Hausfrau, „was Ihr doch nicht Alles wißt, Peer Hansen! Hier in diesem Hause, in Lurup? Davon habe ich ja nie etwas gehört.“ — „Das glaube ich wohl, Trinilse, Du bist erst vor vier Jahren hergezogen, als Dein Mann seliger starb und Du die Holländerey in Arensburg aufgabst. Da sind nachher die Kriegstroubeln dazwischen und der Schwede, den Gott verdamme, mit sammt den Russen und Mecklenburgern in das Land gekommen, und da hat man den Einzelnen vergessen. Aber Du kannst Dich darauf verlassen, Möhm. Ich kam damals von Hamburg und ging nach Eckernförde, von wo ich meinen Kapitän nach Tönningen begleitete, und da war hier die That in frischem Andenken. Keine tausend Schritte von hier fanden sie den Mann; er hatte eine abgeschossene Pistole in der Hand, als hätte er sich selber das Leben genommen. Aber das glaube ich nun und nimmermehr; dazu sah er noch im Tode zu ehrlich aus.“ — „Habt Ihr ihn denn gesehen, Hansen?“ fragte das junge Mädchen. Er stutzte bey der Frage, dann antwortete er: „Gesehn! Gott bewahre! Er war ja schon drey Wochen todt, als ich hier durch kam.“ — „Ja, woher wißt Ihr denn so genau —“ — „Nu, ich hab' mir's erzählen lassen, vom Küßdorfer Bauernvogte. Was die Liese fragt!“ setzte er dann halb unwillig hinzu.

Mittlerweile hatte sich der Student von seinem Schmerze erholt, und bat nun den Fremden, ihm Alles, was er wüßte, mitzutheilen. „Nein, junger Herr,“ erwiederte dieser, „Ihr seyd ein guter Sohn, das sieht man wohl; denn Eurem Alter nach wart Ihr noch ein Kind, als dem Vater das Unglück aufstieß, und Ihr weint noch so um ihn; aber das taugt Euch nicht; lebendig macht Ihr den Mann doch nicht dadurch, und Euch verderbt Ihr den Abend und die Nacht damit; denn wenn Einem was im Kopf herumgeht, und noch dazu so etwas Trübes, so bleibt der Schlaf aus, man mag laviren, wie man will, im Bett. Laßt es gut seyn.“ — „Ihr redet recht vernünftig, Schiffer,“ entgegnete Werner, „erzählt uns lieber etwas von der See und stopft Euch einmal von meinem Taback.“ — „Dank, junger Herr,“ erwiederte Hansen und zog eine Pfeife mit einem sehr künstlich aus Fischbein gemachten Rohr heraus. Runge betrachtete dasselbe sehr aufmerksam

und ſagte dann: „Gerade ein ſolches hatte mein Vater auch; er hatte es einmal von den Shetlandsinſeln mitgebracht; ich erinnere mich, daß ich als Kind eine große Freude daran hatte, aber Niemand weiß, wo es nachher hingekommen iſt.“ — „So?“ erwiederte der Seemann mit gedehntem Ton, „hm! meines habe ich einmal von einem hübſchen Mädchen bekommen, als ich auf einer Altonaer Heringsbüſe, die dem Fiſcherei-Inſtitute gehörte, mitging und wir nach den Shetlands verſchlagen wurden. Wir mußten die Büſe kalfatern und ich ging an's Land; da mochte mich die Dirne leiden und ſchenkte mir das Schmauchrohr.“ — „Hört, verkauft mir das Rohr,“ ſagte Runge. „Nein, junger Herr,“ antwortete Hanſen trocken. „Ich gebe Euch einen Species,“ verſetzte Jener. „Haltet Ihr mich für einen Juden oder für einen Holländer?“ erwiederte dieſer verdrießlich. „Fanden gale mig, ich verkaufe nicht, was man mir einmal geſchenkt hat, und dann, wenn ich aus der Pfeife ſchmauche, denke ich an die Kitty, und da wird mir's wohl über den ganzen Körper.“ — „Ich gebe Euch zwey Species,“ ſagte Runge dringend, obgleich Werner ihn verdrießlich anſtieß. — „Nein, nein, junger Herr, was Peer Hanſen einmal geſagt hat, dabey bleibt es, und nun geruhige Nacht. Ich will morgen früh bey Zeiten weiter. Kommt, Trinilſe, leuchtet mir nach der Koje.“

Die Alte ergriff das Licht und that, wie er ihr geheißen hatte. Als ſie hinaus waren, ſagte Werner zu ſeinem Begleiter, daß er ein Thor ſey, ſo viel Geld für ein ſchlechtes Rohr zu bieten. — „Ich gebe ohne Bedenken meinen ganzen Wechſel,“ erwiederte Runge; „denn als ich das Rohr ſah, ſtieg mir aus der tiefſten Seele der Gedanke auf, ich würde den Mörder meines Vaters, der, wie du weißt, bis jetzt unentdeckt blieb, auffinden, und da gelobte ich mir heilig, nicht eher zu ruhen, als bis es mir gelungen ſey. Um mich aber beſtändig daran zu erinnern, wollte ich das Rohr kaufen, wozu mich, ich weiß nicht welcher innere Drang trieb.“ — „Du biſt ein merkwürdiger Kauz, Runge,“ erwiederte Werner, „aber laß uns auch zu Bett gehn.“ — Die freundliche Anne Marie leuchtete ihnen nach ihrer Schlafſtätte und unſere beyden Freunde empfing ein erquickender Schlaf und feſſelte ſie bis zum hellen Morgen.

Es war ſpät, als ſie erwachten; die Winterſonne ſchien freundlich auf ihr Lager und trieb ſie an, daſſelbe zu verlaſſen, obgleich ſie die fünf Meilen, welche noch vor ihnen lagen, bequem bis zum frühen Abend zurücklegen konnten. Auf Werners Ruf erſchien die freundliche Annemarie, brachte ihnen den Kaffee und forderte, als ſie darnach fragten, eine äußerſt billige Zeche. Werner gab ihr das Geld, und da er bemerkte, daß das Mädchen noch etwas auf dem Herzen habe, drang er, als Runge das Zimmer verließ, in ſie, ihm ihr Begehren zu offenbaren. „Ich habe einen kurioſen Auftrag für den andern Herrn,“ ſagte ſie ſchüchtern und gutmüthig, „und ſcheue mich, da er ſchon geſtern Abend ſo meinte, als von ſeinem Vater ſeliger die Rede war, es ihm zu beſtellen.“ — „Sag' es mir,“ entgegnete Werner. — „Ja, ſagen iſt nicht genug,“ erwiederte ſie, „ich ſoll ihm auch etwas geben, und ſoll es ihm ſelbſt übergeben.“ — „Etwas übergeben? von wem?“ — „Von Peer Hanſen.“ — „Von dem Schiffer?“ — „Ja; aber ich fürchte, es greift dem Herrn zu ſehr an's Herz.“ — „Nun, ſo ſag und gieb es mir,“ verſetzte Werner, „ich will es redlich an den rechten Mann bringen, und gebe Dir dieſen Kuß zum Pfande.“ — „Ach,“ ſagte ſie halb ärgerlich, „da nehm' Er und laß Er die Poſſen ſeyn.“ Bey dieſen Worten gab ſie ihm das Pfeifenrohr, das er voll Verwunderung empfing; dann ſezte ſie hinzu: „Nun beſtell' Er aber auch dabey einen ſchönen Gruß von Peer Hanſen an den jungen Herrn Runge, und er hätte ſich nicht geirrt, das Rohr hätte wirklich ſeinem Vater ſeliger zugehört; er möchte es als ein Andenken an Peer Hanſen behalten. Der Mörder ſeines Vaters wär' auch ſchon beſtraft, den hätte Gottes Gericht auf der See heimgeſucht. Gerade ſo hat er mir geſagt, und ich danke Gott, daß ich's beſtellt habe.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten

Genf, Juli.

(Fortſetzung.)

In unſern Lancaſterſchulen, die trefflich gedeihen, iſt jezt das Lineazeichnen mit ausgezeichnetem Erfolge eingeführt worden. Die Kinder betrachten es wie ein Vergnügen, wie eine Belohnung, die ſie ſehr zum Lernen und zur Aufmerkſamkeit bey den andern Lehrgegenſtänden aneifert. Zum Zeichnen werden nur diejenigen gelaſſen, die ſich ſonſt im Lernen und im Betragen ausgezeichnet haben. Wahrhaftig, allen Schul- und Unterrichtsanſtalten wäre ein Gleiches zu wünſchen, auf daß Lernen und Anſtrengung bey den Schülern anziehend würden, und die Strafen mit ihren Thränen und ihrer Demüthigung, beſonders aber die Preiße verſchwänden, die einen ſo ſchädlichen Keim von Eitelkeit und Neid in die jungen Herzen pflanzen. Den Kindern gelingt immer, was ſie gern thun; daher iſt auch hier ihr Zeichnen trefflich. Die Linien aus freyer Hand auf der rauhen Schiefertafel, in Sand oder auf der großen ſchwarzen Tafel ſind ſo feſt, gerade und gleich, die Drey-, Sechs- und Achtecke, die Kreiſe und Pyramiden kommen ſo vollſtändig aus ihren kleinen Händen, als wenn dazu Cirkel und Lineal gebraucht worden wären. Wie leicht wird Alles den Kindern bey ſo geübtem Auge und ſicherer Hand werden, wenn ſie einmal weiter in der Zeichnung kommen, oder wenn ſie ſich mit Malen, Kupferſtechen u. ſ. w. beſchäftigen wollen, deßgleichen in den Vorleſungen über Mechanik und Geometrie. Dieß iſt nun ſo erwünſchter, da alle induſtriellen Künſte Lebensprinzip für Genf ſind.

In allen Sphären nimmt der Unterricht zu; in allen

öffentlichen Schulanstalten vermehren sich die Schüler; nicht nur in dem Kolleg oder der lateinischen Schule, sondern auch in den Lancasteranstalten in und außer der Stadt. Ja auch die interessante Schule für kleine Kinder in dem St. Gervais-Stadttheile steigt von einem Hundert zum andern.

Vor einigen Tagen erzählte mir der Maire von Ferney eine Anekdote von Voltaire, die meines Wissens noch nicht gedruckt ist. Viele schreyen ihn als boshaft und geizig aus; damit mag es wohl seine Richtigkeit gehabt haben. Indessen wandelte ihn bisweilen auch Edelmuth an. Im Jahr 1774 hatte er mit Sonner, einem Landmanne in Grand-Saconnex (zwischen Genf und Ferney) einen Prozeß. Es betraf ein Stückchen Land, das Madame Denis (bekanntlich Voltaire's Factotum) in die Allee mitbegriffen hatte, die zum Schloß führt, weil sie behauptete, dieß Stückchen habe ihrem Onkel gehört. Die Sache war in erster Instanz bey dem Tribunal in Gex anhängig, und da gewann Sonner. Voltaire aber appellirte bey dem Dijoner Appellationsgericht; der Prozeß dauerte nun lange. Endlich entschloß sich Sonner, nach Dijon zu gehen und ihn nach damaliger Art bey den Richtern zu betreiben. Dazu gehörte aber Geld, ziemlich viel Geld. Da dieß dem Landmanne fehlte, so fiel er auf den Gedanken, Voltaire'n darum zu bitten. Dieser hörte ihn mit Wohlgefallen an und fuhr nicht auf, als ihn Sonner um ein Darleihen von 25 Louisd'or bat. „Das Stückchen Land ist das Erbe meines Vaters und Großvaters, ich muß es meinen Kindern überliefern. Man will es mir aber entreißen; ich muß mich vertheidigen, habe aber die Mittel nicht dazu; Sie allein können mir helfen." — „O bo!" erwiederte Voltaire, „das ist neu!" besann sich einen Augenblick und fragte dann seinen getreuen Wagnière, ob sich nicht 25 Louisd'or in der Kasse befänden? — „Ja, Herr." — „Gib sie dem wackern Manne, auf daß er weiter gegen mich prozessiren kann. Da, Sonner, nehmt das Geld, reist nach Dijon, ich wünsche Euch gute Verrichtung." So kam es auch. Das Parlament in Dijon bestätigte das erste Erkenntniß von Gex. Als es Voltaire erfahren hatte, setzte er sich in sein Perutsche, fuhr nach Grand-Saconnex zu seinem Gegner und bot ihm einen sehr günstigen Vergleich an, der auch angenommen wurde.

Bisher ließ ich das Theater ganz aus meiner Genfer Korrespondenz weg, weil die Schauspieler und die Wahl der Stücke mittelmäßig waren. Beydes hat sich nun wesentlich gebessert, und so darf denn unser Bühnenwesen nicht ganz in meinen Berichten fehlen. Zwar war die Oper vor einigen Jahren besser, und wiewohl die Sänger im Robin des bois, dem französirten Freyschützen, viel zu lachen gaben, so waren sie doch in Boyeldieus leichter Dame blanche recht gut, und gaben selbst Rossini's Barbier von Sevilla toll genug. Mlle. Aspasie, die den Namen mit der That hatte, schwebt uns Allen noch im Gedächtniß. Die Treulose hat sich jetzt den Theatermusen abgewendet und lebt als Frau v. F. auf einem herrlichen Landgute bey Paris. Wir haben jetzt wieder so eine Aspasia, wohl noch schöner als die vorige, sie singt aber nicht, sondern spielt nur, etwas affektirt zwar, aber immer mit gutem Erfolg. Sie hat den Namen Constance angenommen und auf der Bühne ist sie eine angenehme Dugazon. Die Leute behaupten hier, sie habe viel Grazie; dieser Meynung bin ich aber nicht. Ich kann mich nun einmal nicht entschließen, die gezwickte, geleckte und gereckte Grazie de l'opéra anmuthig zu finden, erscheine sie in welcher Kunst sie wolle, und sie erscheint in allen französischen Künsten. Es ist aber unnöthig, darüber zu reden, denn Paris selbst ist schon sehr davon zurückgekommen, seitdem man die englischen Schauspieler und die deutschen Sänger gesehen und nach Geschmack gefunden hat. Hier in Genf sind die Kunstansichten immer um ein oder mehrere Jahre hinter der Hauptstadt zurück. Anno 1831 wird der neue Geschmack wohl auch hier angekommen seyn. Neben der elfenbeinernen Constance haben wir noch einige gute Schauspieler und Schauspielerinnen. Das Orchester ist mittelmäßig bestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, August.

Es gibt wohl gegenwärtig schwerlich im civilisirten Europa ein Land oder eine Provinz, wo nicht öffentliche oder Privatsammlungen dem Naturforscher und Liebhaber, sey es in den Gegenständen selbst oder in der Art ihrer Aufstellung, mehr oder weniger Neues darbieten. Eine besondere Anerkennung in beyden Rücksichten verdient die Privatsammlung von Louis Canalli in Darmstadt, denn sie ist nicht allein äußerst geschmackvoll geordnet, sondern enthält, zumal in ornithologischer Hinsicht, wahre Seltenheiten. Vor Allem fallen hier die Schnee-, Nebel- und Sperbereule, eine unbestimmte Adlerart aus Lima, der isabellfarbige Läufer, der gekappte Kranich und der schwarzkehlige Reiher (Ardea strogularis, Wagler) in die Augen. Die Vögel, der reichste Theil der Sammlung, nach Cuvier, Temminck und Vieillot geordnet, meist sehr gut ausgestopft, in Kästen aufgestellt, bilden an in- und ausländischen Thieren eine Reihe von 800 Exemplaren. Besonders reich sind die Sippen: Falke, Eule, Papagay, Specht, Eisvogel und Ente.

Da der Besitzer wünscht, hinsichtlich der europäischen Vögel und ihrer Eyer seiner Sammlung die möglichste Vollständigkeit zu geben, indem er sehr zweckmäßig nur auf die interessantesten Formen des Auslandes Rücksicht nimmt, so würden ihn alle Naturforscher und Sammler Europa's verbinden, wenn sie ihm ihre Doublettenverzeichnisse zuschicken und gegen baare Bezahlung mit ihm in Verbindung treten wollten.

Die Eyer der europäischen Vögel sind richtig bestimmt und nehmen sich in Papptäfelchen auf blau gefärbtem Sand sehr gut aus; durch seine Verbindungen mit Herrn Pastor Brehm und mehreren andern Sammlern, die er auf seinen Reisen in den größten Städten Europa's angeknüpft hat, darf der Besitzer hoffen, daß auch dieser Theil der Sammlung, den man in der Regel so sehr lückenhaft findet, bald so vollständig als möglich seyn wird.

Die verschiedenen Farben der beweglichen Etiquetten bezeichnen das Vaterland; so bedeutet weiß Europa, roth Afrika ꝛc., eine Methode, die das schnelle Zurechtfinden ungemein erleichtert und die eine allgemeinere Anwendung verdient. Die Insekten, nach Latreille, die Conchylien, nach Lamark geordnet, sind weniger reich, doch findet sich unter den Grillen und Skorpionen vom Cap manche seltene Art. Der mineralogische und geognostische Theil, nach Humboldt und Leonhard aufgestellt, enthält an norwegischen Fossilien schöne und seltene Arten.

Da der Besitzer dieser Sammlung es sich zur angenehmen Pflicht macht, Jedem mit der ihm eigenthümlichen Gefälligkeit seine Schätze zu zeigen, auch gerne mit Sammlern in Verbindung tritt, so kann man in jeder Hinsicht Naturforschern und Liebhabern diese Sammlung, die noch immer im Wachsen begriffen ist, empfehlen. Niemand wird sie unbefriedigt verlassen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. August 1829.

— O armes Land, wo man beym Klang
Der Sterbeglocke kaum noch fragt, für wen?
Wo wackrer Leute Leben früher welkt,
Als ihrer Hüte Sträuße, wo man stirbt,
Eh' man erkrankt!

Shakespeare.
Macbeth.

Mahmud II. und seine Staatsreformen.

(Fortsetzung von Nro. 173.)

Nach der Vernichtung der Janitscharen, welche bereits gute Folgen für die Verbesserung im Staatswesen gehabt hat, aber durch die Arglist und Grausamkeit, womit sie herbeygeführt wurde, schauderhaft ist und den Himmel zur Rache aufzufordern scheint, stand dem Sultan nichts mehr im Wege, um seine großen militärischen Reformen durchzusetzen, als die Armuth des öffentlichen Schatzes und die Vorurtheile der Ulemas, die, obgleich sie in die Vernichtung ihrer Gehülfen und Werkzeuge, der Janitscharen, gewilligt hatten, sich noch immer auf den Beistand des Volks Hoffnung machten. Der Sultan, stolz auf seinen guten Erfolg, gab sich jetzt den Beinamen Gazi, Sieger. Alle, welche ihm zu seinem Siege behülflich gewesen, wurden durch Aemter und Würden belohnt. Nur der, welcher durch seine List den Grund zu demselben gelegt, Haleb-Effendi, konnte keine Belohnung mehr empfangen; denn der Herr, dem er nur zu treu gedient, hatte ihn mehrere Monate vorher hinrichten lassen, und die Undankbarkeit und schändliche Doppelzüngigkeit, welche Mahmud dabei verrieth, wird ein ewiger Schandfleck für ihn bleiben. Er hat übrigens von Stunde an einen andern Lebenslauf begonnen: man sieht ihn, beinahe wie ein europäischer Offizier gekleidet, Tag für Tag seine Truppen üben und in einer einzigen Woche mehr umher reiten, als seine Vorgänger in ihrem ganzen Leben gethan. Freilich hat sich seine Thätigkeit bisher vorzüglich auf das Kriegswesen gerichtet, von dessen Vervollkommnung wohl auch das Gelingen seiner übrigen Plane und selbst die Sicherheit seines Reiches abhängt. Doch irrt sich D. Walsch, wenn er versichert, er lasse die innere Verwaltung des Landes ganz unbeachtet. Er hat z.B. den Aemterverkauf eingeschränkt, das Verdienst häufiger belohnt und die Beamten seltener versetzt, da früher der häufige Wechsel der Stellen zur Aussaugung des Unterthans gar viel beygetragen hatte; im ganzen Jahre 1828 wurde nur ein einziger neuer Pascha ernannt. Im Anfang des vorigen Jahres diktirte er selbst im geheimen Rath, in welchem er jetzt oft den Vorsitz führt, einen Firman, worin allen Beamten verboten wird, irgend einen Unterthan, gleichviel ob Moslim oder Rajah, ohne ein geschriebenes Rechtsurtheil vom Mullah oder Cadi, am Leben zu strafen, und in einigen Fällen dem Verurtheilten die Appellation an einen von den beyden Cadileskern (Priester, welche dem Mufti am nächsten stehen) oder an den Sultan selbst gestattet wird, — lauter weise und menschliche Verordnungen. Er hat ferner Gesetze gegeben, wodurch die regelmäßigen Erbschaften gesichert werden, und hat, dem Worte nach, sich des Vorrechtes begeben, die Hinterlassenschaft der Staatsdiener einzuziehen. Sollte die Regierung am Ende wirklich so weit gehen, daß sie die Erbschaft der Beamten, so wie der übrigen Unterthanen unangetastet ließe, so würde sie dadurch gegen die Macht der Ulemas den entscheidendsten Streich führen. Denn die Moslims würden, wenn sie einmal ihr Vermögen vor der Habsucht der Re-

gierung gesichert wüßten, bald aufhören, dasselbe in die Hände des Klerus niederzulegen, wie jezt bekanntlich durch den sogenannten Wakuf so häufig geschieht und wodurch die Geistlichkeit alles Eigenthum des Landes an sich zu reißen drohet. Der Sultan hat sich auch sehr stark gegen die Bestechung der Gerichtshöfe und die in andern Verwaltungszweigen üblichen Erpressungen ausgesprochen. Aber Mahmud hat doch, seitdem er angefangen, den Reformator zu spielen, nur zu sehr gezeigt, daß er noch immer zu sehr Türke ist, als daß sich viel Gutes von seinen Reformen erwarten ließe. Sein eigenes gutes Beispiel würde mehr ausrichten, als alle neue Verordnungen. Man lese nur Folgendes: Die Duz-Oglus waren eine reiche armenische Familie, welche die Aufsicht über das Münzwesen führten und Seraff, oder Banquiers, mehrerer vornehmen Männer waren. Es ist wahrscheinlich, daß die Armenier nicht immer den Versuchungen zum Betrug hatten widerstehen können, welche so vielen ihrer jüdischen Vorgänger den Tod gebracht. Dieß kann aber die Behandlung, die man ihnen widerfahren ließ, nicht rechtfertigen. Als man sie fett genug zum Opfer glaubte und der Sultan ihres Reichthums bedurfte, wurden die drey unglücklichen Männer, ohne daß man ihnen ein einziges Verbrechen zur Last legte, ohne alle Form Rechtens, und ohne daß man ihnen einen Augenblick zur Vorbereitung vergönnte, hingerichtet und der Sultan bemächtigte sich ihres ganzen Reichthums. Sie waren noch Tags zuvor an der Pforte gewesen, und nach dem höllischen System des Hohns und der Verrätherey, welches die Regierung immer gegen ihre Schlachtopfer befolgt, mit ausserordentlicher Güte und Achtung behandelt worden. Ihr Tod verbreitete allgemeines Schrecken, und mein Freund W., welcher mit ihnen sehr vertraut gewesen war, hat mir oft beschrieben, welches Entsetzen er empfunden, als er eines Nachmittags den Bosphorus hinaufsegelte und die Duz-Oglus, die er ein paar Tage vorher als die reichsten und beliebtesten Rajahs des Sultans gesehen, vor ihrem eigenen Hause aufgeknüpft und einen Haufen Türken um die Todten versammelt sah, welche die Fügung des Geschicks bewunderten. Ein Mann von der ächten Armenischen Kirche, Namens Cazes-Artine, hatte die Kabale gegen sie geschmiedet und stand während meiner Anwesenheit zu Constantinopel an der Spitze des Münzwesens und allem Anscheine nach in hoher Gunst; aber Niemand zweifelt daran, daß er, wenn er reif dazu ist, auch wird fallen müssen. Ich habe Personen, deren Gefühle für Gerechtigkeit und Gnade durch den langen Aufenthalt in diesem Stall des Augias etwas abgestumpft waren, diese Schändlichkeit damit beschönigen hören, daß diese Leute Diener der Regierung gewesen seyen und durch die schnelle Anhäufung ihres Vermögens bewiesen haben, sie seyen Betrüger gewesen. Selbst diese schlechten Gründe lassen sich auf den Fall eines reichen Juden, Namens Schadji, nicht anwenden. Dieser Mann hatte durch Handel und Wechselgeschäfte ein ungeheures Vermögen erworben, war aber nie im Dienste der Regierung gewesen. Er hatte sich beynahe gänzlich von Geschäften zurückgezogen und ruhte auf seinen Geldsäcken aus. Doch machte er den edelsten Gebrauch von seinem Reichthum, und seine Wohlthätigkeit hatte ihm den Beinamen „des Vaters der Armen“ erworben; denn über die Engherzigkeit der Kaste erhaben, erstreckte sich sein Wohlwollen auf alle Menschen, gleichviel, ob der Leidende Christ, Türke oder Jude war. Der Mann genoß die Liebe des Volks; denn selbst der Koran sprach ihn heilig, aber nicht in den Augen Mahmuds; der Jude hatte Geld und Mahmud brauchte Geld — er befahl also den Mord des guten Mannes. Man schickte den Henker nebst einigen Tschiauscher nach des Juden Haus. Die letzteren klopften an und verlangten mit ihm zu sprechen. Man bat sie einzutreten, weil der Hausherr krank und im Bette sey. Aber sie bestanden darauf, er müsse zu ihnen herunterkommen, sie hätten einen Auftrag vom Sultan an ihn und in einer Minute sey es abgethan. Der Greis stand also auf, warf seinen Benisch um und kam, von seinem Bruder und einem Dienstboten geführt, herunter. Kaum hatte sein Fuß die Schwelle berührt, als der Henker, welcher sich bisher versteckt gehalten, auf ihn zustürzte, ihm eine Schlinge um den Hals warf und ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, vorher ein Gebet zu seinem Gott zu sprechen, erdrosselte. Schadji's Bruder fiel ohnmächtig zu Boden, die Diener der Gewalt trieben das Gesinde aus dem Hause und legten die kaiserlichen Siegel an die Thüren. Das große Vermögen ward bald darauf in den Schatz geschleppt und der Sultan schenkte dem Bruder in einer Anwandlung von Großmuth 100,000 Piaster (ungefähr 1800 Louisdor), damit er nicht Hungers stürbe. Als ich in Konstantinopel war, redete man noch allenthalben von der schrecklichen Begebenheit, und selbst Türken trauerten um den Fall des wohlthätigen Juden und sahen die That des Sultans mit Abscheu an. Dieß sind Züge aus dem Leben eines Monarchen, den man in Europa so sehr bewundert hat und den manche mit Peter dem Großen vergleichen wollen. Der Charakter und die Geschichte dieser beiden Männer haben freilich viele Aehnlichkeit: wie Peter ist Mahmud hartnäckig, entschlossen, gleichgültig gegen das Leben von Tausenden, selbst seiner Blutsverwandten, wenn seine Zwecke solche Opfer fordern; wie Peter soll er dem Trunke ergeben seyn und im Rausche Dinge thun und befehlen, die er nüchtern bereut oder widerruft; wie Peter schwebte er in Gefahr, von seinen eigenen Verwandten ermordet zu werden, ehe er den Thron bestieg; wie jener hatte er ein Prätorianerheer auszurotten, europäische Kriegszucht einzuführen, ein Heer von Vorurtheilen in seinem Volke niederzuschlagen und besonders die Geistlichkeit zu demüthigen

und endlich hat er wie jener einen überlegenen Feind zu bekämpfen, durch dessen Siege er vielleicht am Ende auch siegen lernen dürfte. Aber Peter hatte offenbar größeres Genie, größere Kenntnisse und war zum wenigsten eben so sehr darauf bedacht, die Künste des Friedens als die des Krieges zu fördern.

(Der Beschluß folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

„Das ist höchst merkwürdig, meiner Seel'!“ sagte Werner; „ich will das Rohr zu mir stecken und einen passenden Augenblick abwarten, wo ich es ihm geben kann, ohne daß es ihn zu sehr beunruhigt.“ — „Thu' Er das,“ sagte Anne Marie, „aber nun laß Er mich gehen, die Mutter schilt sonst.“ — „Höre Mädchen, noch ein Wort, wer ist der Peer Hansen eigentlich?“ — „Wer er ist? ein toller, wilder Knecht, aber gutmüthig; er thut keinem Kinde was zu Leide.“ — „Wie Teufel kommt er aber zu dem Rohre? Am Ende hat er Hand im Spiel gehabt bey dem Unglück.“ — „Hand im Spiel? nein gewiß und wahrhaftig nicht,“ rief Anne Marie erschrocken und legte dabey die kleine, von rauhen Arbeiten abgehärtete Hand auf ihr unschuldiges Herz. „Gott bewahre vor dem Gedanken,“ fuhr sie fort; „er ist wohl ein wüster Gesell gewesen und hat lange geschmuggelt in der Kriegszeit, und ist nachher Westindienfahrer geworden; aber so bös er auch aussieht, ich habe es Euch schon gesagt, er thut keiner Menschenseele was zu Leide. Meine Mutter ist Geschwisterkind von seiner seligen Mutter, daher kommt die Verwandtschaft, und die Mutter hat ihn nicht gern, weil er meinen ältesten Bruder überredet hat, Matrose zu werden, und nicht, wie Heinrich, mein zweyter Bruder, in der Wirthschaft zu bleiben; aber sie sagt doch auch selbst, daß Peer Hansen ein ehrliches Schiffskind ist.“

In diesem Augenblicke trat Runge wieder ein und Werner brach verlegen das Gespräch ab, nachdem er das Rohr schnell beseitigt hatte. Um seine Verwirrung zu verbergen, neckte er Anne Marie mit dem angedrohten Kusse, diese lief aber davon und ließ sich erst wieder blicken, als beyde Freunde dem gastlichen Hause Lebewohl sagten und ihre Reise fortsezten.

Sie wanderten eine bedeutende Strecke, ohne mit einander zu reden. Beyde beschäftigten sich im Geiste zu sehr mit dem, was sie in Lurup erfahren hatten. Endlich brach Runge das Schweigen und sagte: „Ich gäbe ich weiß nicht was darum, wenn ich wüßte, wer der Peer Hansen ist; der Gedanke will mir gar nicht aus dem Sinne, daß er enge in das Schicksal meines guten Vaters verflochten sey.“ — „Ja, wenn Du erst wüßtest, was ich weiß,“ stieß Werner heraus, schon im nächsten Augenblicke bereuend, diese Worte gesagt zu haben. „Und was weißt Du?“ fragte Runge erwartungsvoll. „Das Schweigen hilft nun doch nichts mehr,“ entgegnete Werner halb ärgerlich, „darum will ich dir's nur sagen.“ Er theilte jezt dem Freunde Alles mit und übergab ihm dann das Pfeifenrohr, das dieser mit lebhaftem Gefühl empfing und dabey gelobte, nicht eher zu rasten, bis er den räthselhaften Seemann wieder aufgefunden und das Geheimniß ergründet habe. Werner versprach ihm mit allen seinen Kräften dabey zu helfen. Ihr Gespräch während der lezten Meilen berührte keinen andern Gegenstand, und sich in Vermuthungen erschöpfend, erreichten sie endlich gesund und wohlbehalten das Ziel ihrer Reise. —

Wir sehen sie nach einigen Tagen traulich im Kreise der Runge'schen Familie an dem Theetische sitzen. Die freundliche Gesellschaft bestand neben ihnen noch aus Runge's Mutter und Schwester, dem Bräutigam der Lezteren, der dem Leser auch nicht gänzlich fremd seyn wird, da es kein Anderer war, als der Steuermann des Schiffes Amalia, Johann Petersen, und einer Freundin der Braut, einem hübschen jungen Mädchen, dem Werner besonders zugethan war. Das Gespräch hatte sich auf Seeabenthener gewandt und Werner forderte plötzlich den Bräutigam auf, ihnen die Geschichte seines letzten Schiffbruches zu erzählen. Er suchte Ausflüchte und schien durchaus nicht geneigt zu seyn, diesen Wunsch zu erfüllen. Als Werner deßhalb in ihn drang, lehnte er es mit dem Bemerken ab, es würde die Frauen zu sehr erschrecken und ihm den frohen Abend verderben, da eben dieser Schiffbruch mit zu traurigen Erinnerungen für ihn verknüpft sey. „Wie so?“ fragte Werner. „Ach,“ fiel Runge ungeduldig ein, „Du weißt es ja, seinen Onkel, den Kapitän, riß eine Sturzsee über Bord.“ — „Mein Gott!“ rief Luise, die Freundin der Braut, „vor Ihren Augen!“ — „Ja,“ erwiederte Petersen verlegen, „vor meinen Augen. Aber,“ fuhr er fort, „thun Sie mir den Gefallen und reden nicht mehr davon, mich schaudert noch immer, wenn ich daran denke; es war gar zu fürchterlich.“ — „Du bist der erste Seemann meiner Bekanntschaft,“ bemerkte Runge, „der nicht gern von seinen Begebenheiten spricht.“ — „Nun,“ sagte Werner, „es verliert auch nicht jeder einen Oheim dabey.“ — „Ja wohl! ja wohl!“ rief Petersen und seufzte tief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendseufzer.

Wie so schnell doch
Um das Fenster
Wolkenschatten fällt,
Und die Vögel schweigen!

Müßt, ihr Blumen, auch
Schon so früh heut
Eure Köpfchen neigen?

Ach, ihr lächelt nur
Aus Gewohnheit noch
Lächelt noch mit Beben.

Helle Morgen
Und trübe Abende,
Und man liebt dieß Leben!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Unser Theater ist geräumig, geschmackvoll und gut erleuchtet. Es ist ganz wie das weiland Isarthortheater in München, nur grau in grau. Von den Vorstellungen fasse ich hier nur das Wichtigste zusammen. Das Mehrste waren immer Scribe'sche Stückchen, mit denen man es nicht so genau nehmen muß, wenn nur gute Scenen und zeitgemäße Worts und Witzschläge darin vorkommen. So gab man zum erstenmal die Moralistes nach einer kleinen Voltaire'schen Erzählung, wo ein reifer Mann durchaus als Weiser erscheinen will, sich aber hernach von einem schönen Mädchen verführen läßt, in Uebermaaß und in unweiser Gesellschaft ißt, trinkt, sich berauscht, Prügeleyen anfängt u. s. w., wie Scribe so hübsch sagt:

Nous tromper dans nos entreprises,
C'est à quoi nous sommes sujets:
Le matin on fait des projets,
Et le long du jour des sottises.

Le Bourreau d'Amsterdam, der in Paris so großes Glück gemacht hat, ward auch hier gern gesehen, wiewohl es dem Manne Anfangs schlecht bey uns ging; die Theatercensur nahm ihn unter die Scheere und stutzte ihm die Federn, denn Flügel hat er nicht. Sie fürchtete bey manchen Scenen den Schwindel und die Ohnmachten unserer Damen, die sie für schwachnervig hält, und um dergleichen Uebelstände in Parterre und Logen zu vermeiden, nahm sie schmerzstillende Abänderungen mit dem Stücke vor. Allerdings waren sie ein kühlender Julep, der alle Bewegung verhindern konnte. Die Theatercensur ist hier in schlechten Händen, denn sie weiß nichts von der dramatischen Literatur und von Theater, schneidet daher ohne Verstand und nimmt den Stücken oft das Pikante und Interessante, wodurch das Publikum so gut wie die Theaterkasse verliert. Der Scharfrichter wurde in der neuen Gestalt gegeben, aber dennoch war in Parterre und Logen Alles, wie es seyn sollte. Die Damen waren gerührt und weinten; die Herren sehen die Damen gern gerührt, also schien man an der Kasse zufrieden. — Allgemein gefiel auch die Violette von Planard, Musik von Caraffa. Bekanntlich findet sich die liebliche, jedoch kitzliche Geschichte zuerst bey Boccaz; von ihm borgte sie Tressan, eignete sie sich zu, machte sie gar anständig und gab ihr eine ritterliche Farbe; Planard brauchte sich also nur zu bücken, um das Veilchen zu pflücken. Indessen brachte er doch einige Verschiedenheit in die Haupthandlung. Die junge Minnesängerin ist lieblich eingeflochten und durch sie gewinnt das Stück sehr an Mannigfaltigkeit und Anmuth, die Entwickelung wird auf ganz anständige Weise herbeygeführt und nichts scheint gezwungen; man erfährt das Geheimniß des Veilchenmals auf der heimlichen Stelle des geliebten Mädchens, ohne daß eine Dame darüber roth zu werden braucht. Caraffa's Musik hat Schönheiten, aber auch Längen und Reminiscenzen. Manches wurde ganz gut von den Sängern und Sängerinnen ausgeführt. — Die Hauptrolle für Mlle. Constance ist, glaube ich, das Bauermädchen in Sage et Coquette. In keiner Rolle spielt sie sich so ganz selbst, wenigstens was den lezten Theil derselben betrifft. Ich glaube, daß keine deutsche Schauspielerin den rein französischen Charakter fassen und darstellen kann, und darauf möchte ich stolz seyn, denn das sage der französischen Mädchen hat keinen Seelengrund, sondern ist lediglich ein Rechenexempel der Klugheit. In Frankreich aber ist dieß Theaterstückchen nicht originell und neu, denn es gibt nichts häufiger als vornehme Gutsherrn, die hübsche Bauernmädchen ausstatten, sie zu verführen suchen und am Ende mit ihren lieben Bauernburschen zusammengeben. Dergleichen sieht man häufig auf der Bühne, und da allein werden sie noch bey uns geduldet; in der Praxis geht man anders mit ihnen um. Diese galanten Barone, diese unbezwinglichen und unbestechbaren Bauernmädchen, all' diese brillanten Opéra comique-Tugenden sind so neu und natürlich, wie die Redensarten, welche diese Bauern im Munde führen. Alle reden den Styl der Akademie und machen blumige Madrigale. Es ist unglaublich, daß in Frankreich diese Favart-Manier immer noch herrscht. Wann wird man uns denn einmal mit den Moschusduftenden Versen, mit ländlichen Franzen und Klunkern verschonen und das für Stücke in wahren Farben und Tönen schreiben? — Auch Cendrillon wurde wiedergegeben, fand aber wenig Beyfall. Vieles lag wohl am Orchester, das sich trocken, hart und ohne Harmonie vernehmen ließ. Man beklagt sich im Allgemeinen, daß die alten Opern schlecht aufgeführt werden. Dieß kommt wohl auch daher, daß die neuen besser und fleißiger bearbeitet und reicher mit Instrumentalmusik ausgestattet sind. Dagegen müssen freylich die alten Partituren dünn und ärmlich scheinen. — L'amour et la raison von Piganit-Lebrun trägt recht den Stempel seines Verfassers. Leichtigkeit, Witz, Heiterkeit, mit einer ein bischen romanhaften Intrigue findet sich auch hier und sichert immer die gute Aufnahme des Stückes, das übrigens gewaltig nach der alten Schule schmeckt. Da gibt es nichts als Bedienten und Kammermädchen bey der Exposition, bey der Intrigue und bey der Entwicklung des Stückes; diese Leute sind aber schon lange aus der Mode. Glücklicherweise steht doch hier der Diener nicht über dem Herrn, was so oft der Fall ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. August 1829.

— Ich stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich entwirren soll und lösen.

Schiller.

Der Schiffsloch.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine lange Pause unter den Anwesenden. Die Mutter, welche das bemerkte und der es peinlich zu seyn schien, forderte die Mädchen auf, etwas zu singen. „Das wäre schön," rief Werner mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Höre, willst Du Luisens Stimme in ihrer ganzen Glorie bewundern," sagte Runge, „so bitte sie, daß sie das Lied vom bösen Schiffsherrn singe." — „Ja, das thun Sie, ich bitte," entgegnete Werner. Sie ließ sich nicht lange ersuchen, sondern sang mit ihrer reinen starken Stimme folgende dänische Romanze, von der wir, so gut wir können, eine Uebertragung mittheilen.

Vom bösen Schiffsherrn.

Die Welle spielt am Schiff,
Sie birgt das Felsenriff;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Der Schiffsherr steuert selbst mit fester Hand
Ins Meer hinaus, fernab vom Heimathland.
Auf Lust folgt Leid.

Da zeigt ein Segel sich
Am Rand, kaum sichtbarlich.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Das Schiff wird deutlicher, jetzt ist es nah,
Ein Fahrzeug, wie kein Seemann eines sah.
Auf Lust folgt Leid.

Am Steuer ganz allein
Stand dort ein Mensch wie Stein.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Wie eine Leiche war er anzusehn,
Nur daß die Augen fürchterlich sich drehn;
Auf Lust folgt Leid.

Die Segel schwarz wie Nacht;
Es flog dahin die Jacht; —
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Und als dem andern Schiff sie nahte, rief
Des fremden Mannes Stimme gräßlich tief:
Auf Lust folgt Leid.

Du suchst der Leute Grab!
Du mußt zuerst hinab.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Du willst dem Feind zuführen dort dein Schiff:
Wo nicht, soll es zerschell'n am Felsenriff;
Auf Lust folgt Leid.

Die Sünde segelt schnell,
Ich grüße dich, Gesell;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Ich war im Leben einst wie du gesinnt,
Jetzt schiff' ich ewig gegen Sturm und Wind.
Auf Lust folgt Leid.

Jetzt wartet mein das Grab,
Du lösest ja mich ab;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Du führest nun hinfort die Todesjacht
Durch manchen Sturm, durch manche wilde Nacht;
Auf Lust folgt Leid.

Der Schiffsherr sah ihn an,
Da war's um ihn gethan;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit,
Auf seiner Stirn war seine Schuld zu sehn,
Doch war es auch alsbald um ihn geschehn.
Auf Lust folgt Leid.

Die Rache zögert nicht,
Die Mannschaft hält Gericht;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Sie kannten keine Ordnung, kein Gebot;
Da gab er selber sich den grausen Tod. —
Auf Lust folgt Leid.

Jezt segeln ihrer zwey
In Nacht und Sturm vorbey;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Die bösen Schiffsherrn —

Hier wurde sie plötzlich unterbrochen. Petersen, der während des Gesanges leichenblaß geworden war, sank plötzlich besinnungslos vom Stuhl. Alle sprangen erschreckt auf und waren bemüht, ihn wieder zu sich zu bringen, was ihnen auch gelang. Der junge Steuermann sagte nun, das Bild seines verstorbenen Oheims sey ihm plötzlich so lebhaft vor die Sinne getreten, daß er alles Bewußtseyn verloren habe. Er beurlaubte sich darauf von seiner Braut und den Uebrigen, und ließ sich von Werner und Runge nach seiner Wohnung geleiten.

Auf der Straße, wo ihn die frische Abendluft umwehte, ward ihm besser und er fing selbst an, über den Zufall, als etwas Unerhörtes für einen Seemann, zu scherzen. Plötzlich fiel es Rungen ein, ihn zu fragen: ob er den Peer Hansen nicht kenne und ihm wohl Nachricht zu geben wisse, wo er denselben finden würde. Petersen sah ihn erschrocken an, antwortete nichts als: „Gute Nacht," riß sich los und war in der nächsten Minute den Blicken der beiden Freunde entschwunden. Dieß fiel ihnen zwar sehr auf, doch schrieben sie es auf Rechnung seiner Sonderbarkeiten, wie sie dergleichen schon aus früheren Zeiten an ihm gewohnt waren.

Ihr Weg führte sie bey einem hell erleuchteten Hause, aus welchem ihnen Musik entgegen schallte, vorbey. „Was gibt es da?" fragte Werner neugierig. „Das ist ja das schwarze Lamm," entgegnete Runge, „wo es immer sehr lustig zugeht." — „Da müssen wir hinein," rief Werner. „Bist du toll?" sagte der bedächtige Runge, „da würden wir mit unsern rothen Mützen und der Kieler Studentenkokarde die besten Prügel lösen, und das gratis." — „Ach, warum nicht gar!" rief Werner, „komm nur, komm!" Er faßte bei diesen Worten den sich sträubenden Freund beym Arm und zog ihn in das Haus. Kaum hatten sie jedoch dasselbe betreten, als plötzlich die Musik verstummte, und eine Menge Tanzgäste sich ihnen in wilder Verwirrung entgegen drängte. „Was giebt es?" fragte Werner einen derselben. „Was es giebt? die Polizey will drinnen einen dänischen Matrosen arretiren, einen baumlangen Kerl, seine Kameraden wollen es aber nicht zugeben und setzen sich zur Wehr. Wem seine Glieder lieb sind, der mach' sich aus dem Staube." — „Das muß ich sehen," rief Werner in jugendlicher Wildheit und drängte seinen sich noch immer sträubenden Freund vorwärts. Plötzlich wurde es ruhig im Saal; ein anderer Tanzgast trat heraus und sagte zu ihnen und den Umstehenden: „Es ist schon ruhig; als die andern Matrosen erfuhren, warum ihr Kamerad arretirt werden solle, daß er nämlich in Verdacht sey, seinen Kapitän auf der See umgebracht zu haben, standen sie sogleich von aller Widersetzlichkeit ab und ließen ihn ruhig fortführen. Da kommen sie schon." —

Die beiden Freunde blickten hin und sahen zu ihrem Erstaunen, daß der fragliche Matrose, welcher, obgleich stark gebunden, doch kühn und frey neben den Polizeydienern und der Wache herschritt, kein Anderer war, als der Schiffsloch Peer Hansen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mahmud II. und seine Staatsreformen.

(Beschluß.)

Unter Peter wurden die russischen Finanzen blühend, unter Mahmud gerathen die türkischen jährlich in größeren Verfall; Peter baute Städte, ebnete Landstraßen, grub Kanäle, — Mahmud verwüstet Städte und läßt Straßen und Kanäle verfallen! Aber gesetzt auch, beyde Fürsten wären einander so ähnlich, als man vorgiebt, so waren die Russen zur Zeit Peters zwar roh und unwissend, aber nicht, wie die heutigen Türken, roh, unwissend und verderbt; die Priesterschaft hatte großen Einfluß und war aller Neuerung entgegen, aber sie war nicht wie die türkische im Besitz der meisten Ländereien und das Wesen ihrer Religion war nicht wie das der Mahomedanischen aller Verbesserung entgegen; Rußland war wie die Türkey ein ausgebreitetes Land und manche der großen Edelleute hatten auf ihren Gütern beynahe souveräne Gewalt, aber das Volk, wenigstens in den Hauptprovinzen, war Eines Glaubens und Eines Stammes, und das Land war nicht, wie viele Theile der Türkey, unter Statthaltern vertheilt, welche zum Theil blos dem Namen nach von dem Monarchen abhängen. So offenbar es auch der Vortheil Englands erfordern mag, das schwankende türkische Reich noch aufrecht zu halten, so steht dieß doch nicht in dessen Gewalt, und die Kraft des jetzigen Sultans kann blos seinen Fall verzögern. Seit 150 Jahren hat Jeder, der über die Türkey geschrieben, diese Begebenheit vorausgesehen; aber jezt erst ist das Unheil der elenden Regierung zum Innersten durchgedrungen.... Die Türkey ist jezt so arm, daß man nicht einen Muselmann im ganzen Reich findet, der nicht gestände, seine Umstände haben sich verschlimmert. Ein angesehener und gebildeter Türke in Syrien versicherte mich, das Elend sey in seiner Provinz so hoch gestiegen, daß er wünsche, die Engländer möchten Besitz davon neh-

men, und wenn diese es nicht wollten, wären ihm selbst die Griechen willkommen; ein merkwürdiges Geständniß für einen Türken. Ich behaupte, es lasse sich keine entschiedene Besserung in der Lage des Volks erwarten, da dessen bürgerliche und religiöse Einrichtungen, obgleich sie es zu Grunde richten, wie die Gesetze der Perser und Meder, unveränderlich sind. Jedem Unterthan des Großherrn wird von Kindheit an eine beynahe abgöttische Verehrung für die Person des Sultans eingeflößt; er muß seinen Befehlen, gleichviel ob gut oder böse, blindlings gehorchen und sich glücklich schätzen, auf seinen Wink zu sterben, weil ihm ein solcher Tod zu einem Platze im Paradiese verhilft. Die Sitten der Hauptstadt sind über allen Begriff verdorben; der anmaßende Hochmuth der Türken mißt sittliche Erhabenheit nur nach Körperstärke, und ich habe oft bemerkt, daß dieses Volk Sanftmuth und Höflichkeit entweder für Niederträchtigkeit oder Einfalt hält; um geachtet zu werden und Beleidigungen zu entgehen, fand ich es oft für nöthig, selbst bey den Vornehmsten hochmüthig und anmaßend zu seyn. — Die Scheidekunst wissen sie zu nichts anzuwenden, als um Gifte zu bereiten, von denen viele in Europa ganz unbekannt sind. Sie werden oft gebraucht, um Staatsverbrecher aus dem Wege zu räumen, deren Stand der Regierung die Nothwendigkeit auflegt, heimlich zu verfahren; bald wird das Gift in einer Tasse Kaffee, bald im Mundstück einer Pfeife, bald in Scherbet gereicht. Zum erstenmal in meinem Leben reiste ich ganze Tage, ohne eines Bauern ansichtig zu werden, ja zwischen Brusa und Magnesia sah ich nicht so viele einzelne Häuser, daß sie einen mittelmäßigen Weiler gebildet haben würden. Das Brandmaal des Despotismus waren ganz deutlich dem Boden, und der Stempel der Erniedrigung den Stirnen der elenden Bauern, denen man begegnete, aufgedrückt. Es war offenbar, daß das Land, durch welches ich reiste, ein Land der Tyrannei und eine Höhle für Sklaven war. Ein Jahrhundert hat hingereicht, um die Türkey ihres Ruhmes zu berauben und ihr mehr als die Hälfte ihrer Eroberungen zu entreißen. Die hochklingenden Benennungen ihrer Grenzen, Pontus, das egäische und adriatische Meer sind jezt eitle Worte; die Krimm, Circassien, Georgien, Griechenland und dessen reiche Inseln sind verloren; Arabien ist bis auf die Mauern von Mekka wieder in den Händen der Wechabiten; die Druſen und Maroniten in Syrien lassen keinen Türken innerhalb einer Meile von Jerusalem in ihr Land; die Araber betrachten sich nicht mehr als Unterthanen des Sultans; Egypten bezahlt freylich noch einen unsichern Tribut; aber Tunis, Algier, Tripoli und Marocco sind unabhängige Staaten. Nur wer Politik aus Zeitungen lernt, kann glauben, die Kraft des jetzigen Sultans vermöchte der Nation neues Leben einzuhauchen. Es geht über die Kräfte eines Einzelnen, gegen die verderblichen Wirkungen des allgemeinen Luxus und der Ausschweifung in einer Nation zu kämpfen, und aus entarteten Menschen lassen sich keine guten Soldaten machen. Barbarey ist nicht Muth; der Ausbruch des Fanatismus ist nur im ersten Anlauf gefährlich, und zur Kriegstaktik gehört etwas mehr, als die Bewegungen eines militärischen Hanswurstes nachzumachen und ein Heer in Harlekinsjacken zu kleiden. England aber schmeichelt sich mit der Hoffnung, den gefallenen Riesen wieder aufstehen zu sehen, und obgleich ihm jeder Tag neue Wunden schlägt, erwartet es, die große, mißgestaltete Masse unter den Streichen egyptischer Korporale Gesundheit und Kraft erlangen zu sehen. Eitle Hoffnung! weder der Fanatismus noch die Wuth Eines Mannes vermögen es, Helden aus den Puſchten des Serails zu machen, und die Beinkleider des Propheten, welche jezt die heilige Standarde der Gläubigen bilden, vermögen die Soldaten des Glaubens weder zu ernähren noch zu kleiden.... Die Ursache des Verfalls der Türkey liegt tief in ihrem Innersten und ist nicht, wie Thornton denkt, von außen her zu suchen. Rußland oder was sonst für eine Macht, die am Ende den Leichnam der Türkey aus Thracien hinausschafft, mag vielleicht eine Zeitlang unter der Last keuchen, mag im Anfange auf Hindernisse in Masse stoßen und im Fortgange mit Hunger und Krankheit zu kämpfen haben; eine einzige Feldschlacht aber wird der Türkey vollends den Todesstoß geben, und selbst die Furcht der Nation wird dazu beytragen, sie aus Europa treiben zu helfen. Ich habe nie mit einem Türken über ihr Reich gesprochen, der nicht erklärte, er sey überzeugt, die Prophezeihung, der Giaur siege dereinst über den Muselmann, werde eintreffen.

Jean Paul an A.

Weimar, den 4. Nov. 98.

Nichts soll mich künftig bey Ihnen, gute A...., mit Entschuldigungen meines Schweigens retten, als Ihre Voraussetzung derselben. — Ich bin in Eden, dem aber auch die Gewißheit fehlt, daß Sie eines haben. — Ich mag das alte Lied, woran ich glaube, nicht wieder singen, daß auch die jetzigen Mißhelligkeiten keine gewaltsamere Auflösung finden werden, als die vorigen, die eine Laune brachte und eine holte. — Ich wohne Ihren Bergen jezt näher und meine Augen richten sich auf meinen Parkausflügen oft nach den rauchenden stillen Höhen, hinter denen ich meine Lieben weiß — und ich denke oft an Ihr schönes Herz, an Ihre Vorzüge, an alles, was schön und groß an Ihnen, an Ihr nasses Auge — und Gott trockne es bald!

Ihr Richter.

Weimar, den 15. Nov.

Ein kurzer Brief ist doch auch einer; ich kann nicht allemal über meine Sehnsucht herrschen und muß sie durch

meine Worte stillen. Warum schweigen Sie? — Sie könnten mir soviel aus Ihrem Innern, aus seinen Epochen erzählen — denn meine Bücher sind Briefe und meine Zeit ein Nichts — Sie könnten mir sogar Ihr Tagebuch schicken, oder doch excerpiren. —

Berechnete ich mehr mein Vergnügen, als meine Pflicht, wahrlich, so würde ich mehr Briefe, als Bücher schreiben. — Gute, theure, unvergeßliche A.! dem Raubgeyer Deiner stillen Freuden sind gewiß bisher die Federn ausgefallen, das hofft mein Herz. Komme bald zu mir und sprich lange und verzih dem Stummen! O wenn am Geburtstage unsers O.... Ihre und seine Thränen sinken und ihr an eure Herzen, so ist meines erinnernd und wünschend auch bey Euch!

Ihr alter Freund R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Von Zeit zu Zeit machen Genfer dramatische Versuche, so große Schwierigkeiten dieß auch bey uns hat. Vor einigen Jahren glückte ein kleines Stück, le bateau à Vapeur, das ganz auf einem Dampfboot spielt. Es war recht wacker, und der Reiz der Neuheit unserer Dampfboote half ihm noch mehr. Später erschienen patriotische Stücke, die unsere militärischen Sommerlager und das Schützenfest voriges Jahr zum Gegenstand hatten; sie konnten sich aber nicht helfen und waren wirklich sehr platt. Jezt ist wieder ein Stück erschienen: Charles, ou le Neveu d'aujourdhui et l'Oncle d'autrefois. Der Gegenstand ist gewiß gut gewählt, und ein junger Genfer von 1829 neben einem von 1770 gäbe reichlichen Stoff zu witzigen und geistreichen Vergleichungen und Zusammenstellungen. Es fehlt uns wahrhaftig nicht an alten und jungen Originalen; aber es ist ein mißliches Ding, in unserer kleinen Stadt Nationalsitten auf die Bühne zu bringen. Schmeichelt der Verfasser, so nennt man ihn platt, tadelt er, so wird ihm unschickliche Kühnheit und böser Wille vorgeworfen, und es geht ihm in Kaffeehäusern, in Cirkeln und Gesellschaften, ja oft in seiner eigenen Familie schlecht. Mit diesem Krähwinkelsinn werden wir nie ein wahrhaft dramatisches, Genf zum Gegenstand nehmendes Talent bey uns aufkommen sehen, und Vielen ist dieß auch ganz recht. Obiges Stück ist übrigens nicht durchgefallen; im Parterre hörte man mit Aufmerksamkeit zu und applaudirte an mehreren gelungenen und nach Oben stechenden Stellen; in den Logen hingegen war man auf viele Anspielungen ungehalten; bald zeigte sich auch die bestellte Gegenpartey, die das Stück nicht zu Ende spielen lassen wollte; ihr Bestreben gelang aber doch nicht; hingegen war der Beyfall am Schluß nur gering. Im Ganzen ist das Stück nicht schlechter als eine Menge Vaudevilles, die uns von Paris zukommen. — Ueber den Tyran domestique ist viel gestritten worden, ob es ein Lustspiel oder ein Drama sey? Das war wohl verlorene Mühe. Nenne man dieß beste Duval'sche Stück so oder so, immer wird man gestehen müssen, daß es gut gedacht, aufgefaßt und geschrieben ist, auch von Anfang bis zu Ende Interesse erregt. Es hat eine Menge heiterer und rührender Momente, ihm entquillt eine treffliche Moral, und wenn sich die männlichen Haustyrannen nicht bessern, so ist wenigstens das Stück nicht Schuld daran. — Heut zu Tage hat es nicht wenig Schwierigkeiten, Molière'sche Stücke mit Provinzialschauspielern aufzuführen. Sie wollen rasch, lebendig und ohne alles Stocken dargestellt und gesprochen seyn. In diesen Stücken tragen alle Personen zur Handlung bey, keine ist unnütz, müßig oder überflüssig. Die Schauspieler müssen die Idee und Absicht des Dichters nicht nur vollständig fassen, sondern auch Talent genug zum Darstellen haben; Schwäche oder Mittelmäßigkeit verderben hier Alles und stehen mit der Dichtung in schreyendem Widerspruch. Kein Gedächtnißfehler darf sich spüren lassen, am wenigsten darf es den Schauspielern einfallen, sich da mit eigenen Phrasen auszuhelfen und sie als Flicken auf das treffliche Gewand zu setzen. Dieß fühlten wir Alle recht lebhaft in dem Bourgeois Gentilhomme. Dieß ist jedoch nicht zu verwundern; werden doch Molière's Stücke jezt manchmal recht mittelmäßig auf dem Théâtre français in Paris gegeben, wo doch die Schauspieler in der höhern Komödie leben und weben, während unsere nur für Oper und Vaudeville, ja sogar für's Ballet engagirt sind. — Wer kennt Alex. Dumas herrlichen Henri III. et sa cour nicht? dieß durchaus romantische Werk voll wahrer, glühender Farben und Echorufe aus der Zeit, mit der wahren Menschenzeichnung, diese Dichtung ohne Verse und Phrasen, die mit einem Mal die deutsche Muse mit der französischen Tragödie versöhnen muß, denn schwesterlicher und doch würdiger kann sie sich nicht neben sie stellen. Da dieß Stück so unglaubliches Glück in Frankreich gemacht hat und jezt auf den klassischen Brettern herrscht, wo vorher nur Corneille, Racine und Voltaire Platz fanden, so waren wir sehr begierig, es hier zu sehen, wiewohl zu fürchten war, daß die liebliche Herzogin von Guise, das schönste und zarteste Bild im Stück, nicht gut auf unserer Bühne dargestellt werden könnte. So war es auch zum Theil. Das Stück wurde übrigens rasch und mit Zusammenklang gegeben und mußte einigemal wiederholt werden. Unsere Genfer Klassiker, die das kritische Theaterscepter halten, waren in nicht geringer Verlegenheit; sie konnten doch nicht läugnen, daß das Stück schön, daß seine Intrigue anziehend, fesselnd und von Anfang bis zum Ende gut geführt, daß die Zeichnung der Charaktere und der Zeit meisterhaft sey und in dem wahrsten Farbenspiel glänze u. s. w. Dagegen behaupteten Einige, es sey gar keine Tragödie, sondern nur ein Drama, denn es sey in Prosa geschrieben, in der Tragödie aber könnten die Leute nur in — sie hätten sagen sollen, mit — Alexandrinern umgebracht werden; Andere meynten, die Prosa sey freylich ein sehr arger Verstoß, Dumas könne wahrscheinlich keine Verse machen, das Stück sey aber doch ganz nach den Regeln des Klassicismus, denn es habe Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung; wieder Andere meynten, Alles sey gut daran, nur die mystischen, abergläubischen, nekromantischen Fabaisen nicht. Am tollsten wurden sie, als ich ihnen bemerkte, daß Vieles in dem Stück an die besten deutschen Trauerspiele erinnere, so die Herzogin von Guise an Thekla und Elisabeth von Spanien, Ruggieri an Seni, der Page Arthur an Otto in der Schuld; eben so könne man beym Herzog von Guise recht gut an den Herzog von Alba bey Schiller und Göthe, und bey der Schlüsselsendung an die in Don Carlos denken; dieß habe jedoch den Dichter nicht gehindert, sich ganz frey von aller Nachahmung zu bewegen, so daß seine Tragödie nur einer Passionsblume neben andern zu vergleichen sey, alle gleich schön und wundersam gebildet.

M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. August 1829.

In Erd' und Himmel gibt's mehr Ding', Horatio,
Als je bey euch Philosophie geträumt.

Shakespeare.

Geschichte
der Heilung der Kröpfe und Skropheln durch Berührung, hauptsächlich durch die Hand der Könige.

Von Justinus Kerner.

Ehe die Hand jenes Salpetersieders, welche die Kröpfe und Scropheln heilende Jodine fand, die gleiche Uebel einst heilende Kraft der Hand mächtiger Könige vollends vergessen macht, will ich, was ich von der Geschichte der leztern in alten und neuen Büchern fand, zusammenreihen, und das Gefundene durch diese Blätter den in diesen Sommertagen so reichlich in Salz- und andern Bädern zerstreuten, um Haut und Hälse besorgten Schönen zur Unterhaltung und Belehrung mittheilen.

Eine kaum noch unter unsrem Volke übliche Heilung der jezt immer mehr verbreiteten Krankheit der Scropheln war einst sehr üblich, nämlich die magische durch Berührung, aber vorzüglich durch Berührung der Könige von Frankreich und England, und es geschah dieses nicht allein bey den Kröpfen, sondern auch bey den eigentlichen Scropheln.

Jene Heilung durch Berührung war übrigens einst nicht blos ein ausschließliches Regale jener Könige, sondern man glaubte, diese Kraft hafte auch je an dem siebenten Knaben, wenn keine Tochter dazwischen geboren worden, und mehrere, die sich dieses Geschicks zu erfreuen hatten, übten diese Kunst in vorigen Jahrhunderten aus. Ausführliches darüber sagt die Schrift vom Jahr 1643: „G* Traité de la guérison des écrouelles par l'attouchement des septenaires. Aix 1643." Aber auch heutzutage finden sich noch hie und da solche Begabte unter dem Volke. Garnett (siehe dessen Reise durch die schottischen Hochlande) fand auf der Insel Jeolnekill einen Mann, der die Scropheln durch bloße Berührung heilte. Auch dieser war ein siebenter Sohn. Er war weit und breit gesucht, und begehrte keine Bezahlung. „Wie es mit dieser Kur zugeht," sagte er, „weiß ich nicht, Gott ist es, der solche durch meine Berührung bewerkstelligt." Mit solchem frommen Sinne wie dieser schottische Hochländer mochte auch Philipp der Erste diese Gabe angesehen haben; denn noch in der Sterbestunde unterrichtete er in der Kunst, Scropheln durch Berührung zu heilen, seinen Sohn Ludwig; er legte ihm die religiösen Worte, die er bey Berührung dieser Geschwülste zu gebrauchen habe, aus, und empfahl ihm dabey vor allem ein keusches, frommes, gottergebenes Leben, ohne welches diese magische Kraft nicht wirke; „denn Gott," sagte er, „erhört keinen Lasterhaften." (S. Titius in Commentar. de reb. Gallic. lib. 2. p. 110). Es ist auch wirklich nachzuzählen, daß gerade an den frömmsten und besten dieser Könige diese Kraft am stärksten haftete. Ludwig IX. (der Heilige) heilte auf einmal 1500 Menschen an diesem Uebel, und ließ jede Woche einmal solche Kranke zu seiner Berührung zu. Heinrich IV. heilte alle Jahre gegen 4000 Menschen. Am Tage seiner Salbung sandten ihm die Spanier eine Menge Kranke zu, wie man dafür hielt, hauptsächlich, um ihn zu versuchen, aber sie waren ganz erstaunt,

daß er sie nur berührte und sich ihre Geschwülste darauf verloren. Ludwig XIV. heilte nach seiner Salbung in Rheims 3000 Kranke aus verschiedenen Nationen.

Man schrieb zuerst dem König Clodewig diese Kraft zu, der zuerst einen Vertrauten, nach einer Eingebung im Traume, von jenem Uebel befreyt haben soll, ohne zu wissen wie es geschah, von wo an sich diese Kraft auf die folgenden Könige fortgeerbt habe. Dagegen spricht aber selbst der französische Geschichtschreiber Dupleir. „Ich habe," schreibt dieser, „in den ersten zwey Familien unserer Könige nicht die mindeste Spur von dieser Kraft und Kurart gefunden, und es ist nicht zu glauben, daß, wären sie von Gott mit solcher Kraft begabt gewesen, die Geschichtschreiber ihrer Zeit, die auch geringer Dinge erwähnen, dieses herrliche Regale der königlichen Familie verschwiegen hätten." Derselbe Geschichtsforscher behauptet, man habe vor der Zeit König Philipps I. nichts von dieser Gabe der Könige von Frankreich gehört, Philipp habe diese Heilung zuerst ausgeübt, aber die Kraft wieder verloren, nachdem er seine Gemahlin Bertha verstoßen und sich einem sündlichen Leben ergeben habe, jedoch sey seinem Sohne Ludwig diese Gabe wieder geworden, und erst von da an habe sie an den französischen Königen mehr oder weniger gehaftet.

Aber nicht blos den Königen von Frankreich, sondern auch denen von England war sie einst eigen. Dort übte sie zuerst Eduard der Bekenner, und wegen seiner Frömmigkeit mit ganz besonderem Erfolge aus. Er wurde ihrer im Jahre 1062 theilhaftig. Von dort an hieß man die Scrophuln in England kings evil.

Nach einer Erzählung in Snorro Sturlesons Geschichte der nordischen Könige (die Kieser im Archiv für den thierischen Magnetismus, 7. B. 1. St. anführt) fand sich aber diese Kraft ohnstreitig noch früher, als bey den Königen von England und Frankreich, in den Händen der skandinavischen Könige. Diese Erzählung ist von Olaf dem Heiligen und heißt also: „Man erzählt, daß, als der König sich in Gardareich aufhielt, eine mit der Königin in vertrautem Verhältniß stehende vornehme Wittwe ihren Sohn zu derselben brachte, welcher an einer Geschwulst des Halses gefährlich litt, so daß er keine Speisen zu sich nehmen konnte, und man für sein Leben fürchtete. Die Königin wußte ihr keinen andern Rath zu geben, als zum König Olaf zu gehen, welcher die Kraft habe, Krankheiten zu heilen, damit er durch Auflegen seiner Hände auf die Geschwulst auch den Knaben heile. Die Wittwe ging zum Könige, stellte ihm die Gefahr ihres Sohnes vor und bat ihn, er möge die königlichen Hände auf die Geschwulst legen. Der König erwiederte: „er sey nicht in der ärztlichen Kunst erfahren, und man müsse anderswo nach Männern dieser Kunst forschen." Die Wittwe entgegnete: sie sey auf der Königin Rath hieher gekommen, welche wünsche, er möge die ihm bekannte Heilkraft anwenden, da er in der Heilkunst alle Männer übertreffe. Da legte der König seine Hand auf des Kranken Halsgeschwulst, und strich sie so lange, bis der Kranke seinen Mund bewegen konnte. Sodann nahm der König Brod, brach es in Stücke, legte diese kreuzweis in seine Hand, und der Knabe verschluckte sie; sogleich verging alle Geschwulst des Halses, so daß der Kranke in wenigen Tagen gesund war. Als die Sache unter das Volk kam, wurde sie von mehreren für ein Wunder gehalten." „Bedenkt man," sagt Kieser, „daß Olaf der Heilige früher lebte (er regierte ungefähr 1020 — 1035) als Eduard der Bekenner (dieser regierte 1011 — 1066) und weit früher als Philipp der Erste (welcher 1060 — 1108 regierte), so ist die bisherige Meynung, daß jene Kraft ursprünglich den Königen von England und Frankreich eigen gewesen, hiernach zu berichtigen, und die Sage von der heilenden Kraft der Hände der Könige ist offenbar skandinavischen Ursprungs. Dazu kommt, daß Eduard der Bekenner mit den Skandinaviern in enger Verbindung und stetem Verkehr stand, und selbst nordische Gesetze in die Sammlung Commun Law nach England verpflanzte, daß Olaf der Heilige öfter und auf längere Zeit in England war und auch Frankreich besuchte, wodurch die Hypothese sehr wahrscheinlich wird, daß dieser ursprünglich skandinavische Gebrauch von Norden nach England, und von England nach Frankreich gewandert sey, weil Philipp der Erste sie erst ausübte, als Olaf der Heilige längst gestorben war."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Wir müssen hier zum bessern Verständniß folgende Briefe einschalten.

Aennchen Runge an ihren Bruder, den Studenten Runge in Kiel.

Altona, Ende Januar 181—

Diese wenigen Zeilen, lieber Bruder, schreibe ich Dir mit sehr betrübtem Herzen, und wenn ich nicht wüßte, daß Du Deine einzige Schwester zu lieb hast, um ihr deßwegen zu zürnen, weil sie einmal nur von sich selbst redet, so würde ich es gewiß ganz unterlassen. Denke Dir meinen Jammer, Heinrich; am Tage nach Eurer Abreise kam Johannes wider Vermuthen gar nicht zu uns. Du weißt, daß er während der lezten Zeit Eures Aufenthaltes schon immer sehr verstimmt und einsylbig war, und wir alle befürchteten, er würde schwer krank werden; deutlich kannst Du Dir also vorstellen, was ich bey seinem gänzlichen Wegbleiben litt, denn warum soll ich Dir ein Hehl daraus machen? ich habe ihn eben so sehr lieb, und er verdient es gewiß auch.

Auf mein inständiges Bitten schickte die Mutter endlich zu ihm hin, obgleich sie meynte, das schicke sich eigentlich nicht, und nun denke Dir meine Angst, als Cathrine todtenblaß zurückkam, mit der Botschaft, er sey heute Morgen in der Stille von der Polizey arretirt und nach Tönningen abgeführt worden. Der Wagen habe schon vor dem Polizeyhause in der Pallmaille gehalten, und ihm, meinem Johannes nämlich, sey kaum gestattet worden, die nöthigen Kleidungsstücke mitzunehmen. Seine Papiere habe er dem Justizrath ausliefern müssen. Ich saß bey dieser Nachricht wie vernichtet, und konnte mir gar nicht zusammenreimen, was Johannes nur im Mindesten gethan haben könne, da klopft es an die Thüre und ein Polizeydiener bringt mir ein Paar Zeilen von ihm, die er zu meiner Beruhigung und mit des Justizraths Erlaubniß noch vor seiner Abreise geschrieben hatte. Sie enthielten weiter nichts als die Bitte, daß wir uns seinetwegen nicht ängstigen möchten; es seyen in Tönningen Untersuchungen wegen des Schiffbruches der Amalia eingeleitet worden; er wäre zwar für den ersten Augenblick arretirt; alles würde sich aber bald aufklären, und er dann so schnell wie möglich zu uns zurückkommen. Der Polizeydiener konnte mir, so viel ich auch in ihn drang, nichts sagen, denn er wußte selbst nichts weiter und überließ mich meinen Vermuthungen.

So vergingen einige Tage in grenzenloser Angst für mich, die noch durch die Reden der Mutter vermehrt wurde. Sie erklärte mir nämlich rund heraus, daß, wenn Johannes nicht ganz rein aus der Sache käme, und nur der geringste Makel auf ihm haften bliebe, aus unserer Heirath nichts werden könne, denn sie wolle nicht, daß ihre einzige Tochter die Frau eines Mannes werde, gegen den man etwas einzuwenden habe. Ich kann Dir nicht beschreiben, lieber Bruder, wie mich das ängstigte, ich habe Johannes zu lieb, ich kann nicht von ihm lassen, und wenn er eine Todsünde begangen hätte. Wie gräßlich mir seitdem zu Muthe ist, das kann ich nun vollends gar nicht schildern; mir ist, als ginge die Zeit gar nicht fort, sondern bliebe mit mir auf einem Flecke stehen, mit der Angst um Johannes, und nur die häuslichen Geschäfte und daß ich mir es vor der Mutter nicht merken lassen darf, überzeugen mich vom Gegentheil. — Ach Heinrich, ich habe irgendwo in einem guten Buche gelesen:

Das Eine halte fest,
Treue, die nimmer läßt,
Sie hilft dir durch.

Das denke ich auch und ich lasse nicht von Johannes.

Ich wurde im Schreiben dieses Briefes durch unsern Herrn Vormund, den Herrn Sagerdas Wilken, unterbrochen, der die Mutter besuchte. So gut der Mann auch immer gegen uns ist, dieß Mal hat er mich fast zur Verzweiflung gebracht. Er wollte für gewiß erfahren haben, Kapitän Lundquist sey nicht über Bord gespült worden, sondern seine Matrosen haben ihn umgebracht, und fragte uns, ob wir nichts von Johannes wüßten. — Unschuldig an der That ist Johannes, darauf lasse ich mein Leben, aber wie soll ich seinen Tiefsinn und daß er immer davon abbrach, damit zusammenreimen? Wenn er nur nicht darum gewußt und es aus Angst verschwiegen hat. Der Vormund, der ein sehr strenger Mann ist, sagte, dann wäre er sehr schuldig und nicht werth, in eine so rechtliche Familie wie die unsrige zu heyrathen, und die Mutter stimmte ihm völlig bey.

Lieber Heinrich, Du bist Tönningen so viel näher, und für einen Studenten ist das eine Kleinigkeit, wie Du und Dein Freund Werner immer sagten: thu' es mir zu Liebe und reise selbst hin und sieh, daß Du Johannes sprechen kannst; frage ihn in meinem Namen, wie die Sache sich verhält, und reiße mich aus der Angst. Du hast mich ja eben so lieb, wie ich Dich. Johannes ist gewiß unschuldig, aber die Furcht vor den Gerichten kann ihn leicht verwirrt machen. Ich habe gelesen, daß sehr oft in solchen Fällen die Unschuldigen für die Schuldigen leiden mußten, weil sie sich aus leuter Seelenangst nicht recht zu vertheidigen gewußt hatten. Mit Dir kann er Alles ordentlich überlegen und Du kannst ihm rathen, was er vor den Gerichten aussagen soll; denn Du studirst ja die Rechte und weißt das besser. Nicht wahr, Du wirst gewiß zu ihm reisen, sogleich, wie Du meinen Brief empfängst? — Ach Heinrich, ich bete Tag und Nacht zu dem lieben Gott, daß er uns vom Uebel erlöse, wie es im Vaterunser steht; ich weiß vor Unruh' nicht zu bleiben.

Ich schicke Dir hier mein Erspartes, wenn es Dir vielleicht an Gelde fehlt, damit Du meinetwegen Niemanden ansprechen sollst. Antworte so bald als möglich. Lebe wohl, mein guter Heinrich. — Deine treue Schwester, Johanna. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der 95 Schuh lange Wallfisch fängt nachgerade an, seinen Zulauf zu verlieren, obschon er zum privilegirten königl. niederländischen Wallfische gestempelt, den Parisern vorgeführt worden ist, und der Prof. Geoffroy St. Hilaire eine recht faßliche Vorlesung über die Naturgeschichte dieses Thieres in der Bude selbst gehalten hat, so daß die Zuhörer zu gleicher Zeit den Professor und das Ungeheuer vor Augen hatten, und des erstern Worte mit des leztern Körper vergleichen konnten. Der todte Wallfisch hat an dem lebendigen Elephanten einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen, zumal da dieser nicht allein seine ungeheure Gestalt, sondern auch sein Schauspielertalent dem Publikum zum Besten gibt; weßhalb auch ein Wandervilledichter folgendes Epigramm gedichtet hat:

De la baleine on prolonge les fêtes,
De l'éléphant on vante les exploits,
Heureux Paris! en fait de grosses bêtes
Tu n'as vraiment que l'embarras du choix.

Dieser Elephant zog mit seinem Führer in der Welt umher, wie mancher Mensch, der nicht recht weiß, was er mit sei-

nem Talente machen soll, bis er nach Paris kam und hier erst Gelegenheit fand, seine Anlagen zu seinem Vortheile zu entwickeln und anzuwenden. Die Bereiter Franconi nämlich, die schon so manches vierbeinige Thier abgerichtet haben, auch bereits vor mehreren Jahren einen Elephanten auf ihrer Bühne haben auftreten lassen, hatten sogleich ihr Augenmerk auf diesen Ankömmling geworfen und ihn zu ihrem Mitschauspieler erkohren. Dieß Vertrauen hat der Elephant denn auch redlich belohnt, denn er spielt seine Rolle recht brav und vergißt nie den geringsten Theil davon. Man hat ein eigenes Stück für ihn geschrieben oder zusammengestoppelt, welches in mehreren Blättern scharf kritisirt, von einem sogar eine Elephanterey (Elephantillage) genannt wird. Allein wie läßt sich auch ein Meisterwerk dichten, worin die Hauptrolle von einem Elephanten gespielt wird? Alles kam ja nur darauf an, dem Ungeheuer Anlaß zu geben, seinen Verstand und Scharfsinn dem Publikum zu zeigen, und dieß hat der so hart beurtheilte Dichter gethan. Bekanntlich oder vorgeblich genießt der weiße Elephant des Königs von Siam ganz besondere Ehre, wird in goldenen Schüsseln bewirthet und beynahe als ein göttliches Wesen verehrt. Dieses Thier nun soll der Elephant in Franconis Cirque olympique darstellen; zwar ist er kein weißer, sondern ein dunkelgrauer; allein mit der Farbe darf man es nicht immer genau nehmen, und wenn man sich an solchen Kleinigkeiten stieße, würde manches Stück gar nicht gespielt werden können. Dieser göttliche Elephant nun wird der Retter des jungen Kronprinzen von Siam, dem ein Nebenbuhler, ein tyrannischer Usurpator den Thron rauben will. Er faßt jenen mit seinem Rüssel beym Hosenbande und stellt ihn dem versammelten Rathe vor, als ob er sagen wollte: der ist's, den ihr zum Könige nehmen müßt! Er befreyt ihn und seine Gefährten aus dem Kerker, worin der böse Usurpator sie hat werfen lassen, und als zuletzt eine Verschwörung in einem Grabmale wider das Leben des jungen Kronprinzen angezettelt wird, ergreift der Elephant einen großen Stein und wälzt ihn darüber, so daß die Verschwörer ohne Beerdigungskosten sogleich darin bleiben können. Auch allerley artige Sachen macht das verständige Thier; nachdem es eine Schüssel nach der andern verzehrt hat und nun mit Musik und Tanz bewirthet wird, reicht es den Sängerinnen Blumensträuße dar und versucht mit seinen plumpen Füßen etwas Weniges zu tanzen. Natürlich rief nach der ersten Vorstellung das Publikum den Hauptschauspieler hervor. Der vierbeinige Künstler erschien, empfing die Beyfallsbezeugungen der Zuschauer und machte mit seinem Rüssel drey höchst höfliche Komplimente. Das Elephantenstück wird nun fast jeden Abend gegeben und nie verfehlt der Hauptakteur das Geringste an seiner Rolle, noch die Pflichten des Anstandes, und macht sich nie den Spaß, wie im vorigen Jahre der Elephant in Astleys Cirkus zu London, als er einmal zu viel Porter getrunken hatte, ins Parterre hinunterzusteigen und die Zuschauer in schmähliche Flucht zu jagen. Nur Schade, daß ein solcher Schauspieler so viel kostet als 20 gewöhnliche und einen allzu großen Schlund hat. Indessen wird er eine Zeitlang die Theaterkasse füllen, die bey andern Stücken des Cirque olympique nicht so voll wurde. Unter dem sonderbaren Namen „die Rothköpfe" hatte man die Schinderhannesche Räuberbande darstellen wollen, und den Räubern rothhaarige Perrücken angeschafft; allein diese Perrücken haben nicht lange gedient; denn der Theater-Schinderhannes hat beynahe eben so wenig gefallen als der wirkliche, und mußte bald abziehen. Hernach hat man versucht, den Tod des berüchtigten Grenadiers La Tour d'Auvergne (während der Revolution) darzustellen; das Leichenbegängniß, das oben von einem Berge herabkam, nahm sich sehr stattlich aus und man mußte die Kunst bewundern, womit man es so weit gebracht hatte, einen mit vier Pferden bespannten Leichenwagen oben von der Höhe bis zur Bühne hinab zu lenken; dieß war aber auch fast das einzige Merkwürdige im Stücke und wenn man dieß gesehen hatte, so konnte man getrost nach Hause gehen. Allein solche halsbrechende Unternehmen erblickt man im Cirque olympique beständig, und nur die Art und Weise verändert sich. Ein Elephant aber, der eine lange Rolle zu spielen hat und so gutmüthig ist, dieselbe getreu darzustellen, ohne auch nur ein einzigesmal Langeweile oder Ungeduld darüber zu bekommen und zum Zeitvertreibe einige Leute ins Parterre hineinzuschleudern, oder in dasselbe gar hineinzuspringen, ist kein alltägliches Schauspiel, und ganz Paris wird sich wahrscheinlich an demselben weiden wollen, zumal da es auch für die der Sprache noch nicht mächtigen Fremden äußerst verständlich ist. Jedoch darf auch dieses Wunderthier nicht allzusehr auf langen Beyfall rechnen; denn was in Paris lebhaft die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, verliert auch schnell den Reiz der Neuheit und muß einem neuern Schauspiele weichen. Die Preise, die man am Eingange der über 100 Schuh langen Bude zahlt, um den Wallfisch zu schauen, haben daher schon bedeutend herabgesetzt werden müssen, und die Osagen, welche vor einigen Jahren dafür tüchtig bezahlt wurden, wenn sie einer Vorstellung in einem Theater beywohnten, ziehen jetzt höchstens noch einige Neugierige in einem der hiesigen Lustgärten an; die armen Wilden befinden sich in großer Noth, und der amerikanische Gesandte hat es für nöthig erachtet, zu ihren Gunsten eine Subskription zu eröffnen. Eine Warnung für diejenigen, welche auf den Beyfall der Pariser stolz sind.

Auflösung der Palindrome in Nr. 185:
Ebam — Made. Reissat — Kassier.

Räthsel.

Wohlauf, aus deiner Puppe brich,
Schwing auf als bunter Falter dich!
Da flatterst du, verblendest schier
Mit Gold und Arabeskenzier.
Du Wunder durch der Musen Gunst
Der Dichters, Stechers, Binderkunst.
Auf, ziehe ein mit Lust und Scherz
In manches gar zu offne Herz;
Verscheuch der Frau den Ehekummer,
Verhilf dem Mann zum Mittagsschlummer,
Schleich in der Tochter Herz dich ein
Mit eitlem Glücks- und Liebesschein;
Führ' ihr den herrlichen Major
Im wachen Sehnsuchtstraume vor.
Doch streust auch wohl ein Körnchen du
Für Hochgefühl und Menschensinn;
Glaub' mir, 's ist gut und schön gethan.
Kommst du auch noch so selten dran. —

Daß nur ein Ephemerenleben
Der Schöpfer Hand dir konnte geben!
Schnell kamst du, rasch bist du entrückt;
Hast du die schöne Welt entzückt,
So wandre von der Toilette
Durch ungewaschner Hände Kette
In Vorgemach und Küche, stirb
In Stall und Waschhaus, und verdirb!

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. August 1829.

Biete dir aus tiefer Seele
Einmal noch den Dank des Liedes,
Biete aus des Herzens Tiefen
Dir noch einmal meinen Gruß.

Körner.

An den Schillerverein in Stuttgart.*)

Zum 11ten Mai 1829.

Aus dem Norden eingesandt.

Ein Friese, der gesungen wohl manches deutsche Lied
Und drauf, im Gram erbittert, vom deutschen Lande schied,
Der hört in weiter Ferne vom wirkenden Verein
Der Sänger, die dem Einen den Kranz der Liebe weih'n.

Den Kranz der ew'gen Liebe, den Kranz der Ehr' und Treu,
Den haben sie geflochten in Stunden heil'ger Weih',
Und haben sich verbunden, was Er allhier gesät,
Zu warten und zu pflegen, daß es nicht untergeht.

Der Fremdling hört's, es nahte die Kunde seinem Ohr;
Er seufzt' und schwieg, empfindend, was er dabey verlor.
Wie gern' wär er gezogen in jenen Sängerkreis! —
Doch ach, ihm ward auf Erden kein friedlich stilles Gleis.

Es ruht auf seinem Leben ein ungetilgter Fluch,
Den er, in Demuth leidend, nun dreyßig Jahre trug.
Genommen ward ihm Alles, bis auf sein stürmisch Lied;
Die Leyer ihm zerstöret, daß er von ihr auch schied.

Doch in zerrissnen Tönen sang er zu seinem End,
Sich einmal noch ermannend, sein heilig Testament.
Das hat er nachgelassen, wohl Niemand liest es dort,
Ob auch darin zu finden manch ernstes, deutsches Wort.

Der Sänger zog von dannen, er sucht im Kampf den Tod
Doch Gott der Herr im Zorne zu leben ihm gebot;
So lebt denn der Bedrängte und nährt der Seele Glut
Im Rückblick auf des Lebens dahingeschwundnes Gut.

Er lebt in stillen Stunden im Geist im deutschen Land,
Wo er das Wort des Sanges im Kelch der Leiden fand;
Und was er Großes denket, und was sein Herz erfreut:
Das bietet ihm im Tode noch die Vergangenheit.

Und als er nun vernommen von jenem Sängerfest,
Da fühlte sich beklommen des Todten Herz gepreßt.
Nicht Worte können's sagen, was er so tief empfand:
Und also flog sein Seufzer dahin in's deutsche Land.

Und wehmuthvoll ergriffen, bewegt ihn Sangeslust;
Ein stolz Gefühl durchlodert die schwerverletzte Brust;
Es regt sich und es drängt ihn, zu grüßen jenen Kreis,
In dem vielleicht doch Einer von seinem Daseyn weiß.

Und somit grüßt der Schatten: Ihr Männer allzumal,
Zu Schillers Ehr versammelt in seiner Heimath Thal!
Nehmt hin den Gruß des Fernen, ob auch der Sänger todt,
Es ist der Mensch, der freudig Euch diesen Gruß entbot.

*) Der Schillerverein erhielt dieses rührende Lied, ohne Unterschrift und Namen, erst vor Kurzem. Es war über Warschau gekommen. Er wünscht, daß der Sänger in dessen Bekanntmachung die lebhafte Theilnahme des Vereins an seinem Schicksal und seiner Muse erkennen und durch dieses Blatt zugleich erfahren möge, daß jener Verein auf die Ausführung von Schillers Denkmal in diesem Augenblick ernstlich Bedacht nimmt.

Ihr Männer all mitsammen, verschmäht die Gabe nicht,
Nicht dieses Wort der Ehrfurcht, das reine Liebe spricht.
Was Euch zum Fest vereinet, das reißt auch mich dahin,
Doch heut, ach heute fühl' ich, daß ich geschieden bin.

Und bin ich auch geschieden aus Eurer Liederwelt,
Lebt doch mein Geist, der kräftig zur Feyer sich gesellt,
Mit Euch entzückt zu jubeln, daß uns sein Lied erklang,
Mit Euch gebeugt zu trauern, daß ihn das Grab bezwang.

Schon seh' ich stolz errichtet das ehrne Monument,
Das noch den fernen Enkeln Euch — Euren Hochsinn nennt.
Ihr habt es Ihm errichtet, doch findet Ihr kein Erz
So fest als Schillers Namen wohl in der Enkel Herz.

Sein Flammengeist wird leuchten, so lang die Welt wird stehn,
Sein Name wird noch leben, würd' auch die Welt vergeh'n;
Als ew'ges Erbtheil trägt ihn der Deutsche mit sich fort
Und sucht den hehren Sänger in lichten Räumen dort.

Ob die Zerstörung waltet, sein Ruhm bleibt unzerstört,
Doch Euer Denkmal kündet, wie hoch Ihr ihn verehrt.
Von seiner Glut durchdrungen, strebt Ihr zu seinem Ruhm,
Indem Euch aufgeschlossen des Sanges Heiligthum.

Drum möcht' ich Ein's Euch senden von dem, was mich durchglüht,
Was hier, in Winterstürmen, in meinem Herzen blüht —
Doch ach, es ist zu wenig, und Euch dünkts gar zu klein:
Es mag der Dank, Ihr Sänger, für Euer Streben seyn.

Wenn Ihr den Grundstein leget, dann schließt in jenen Stein
Auch meines Herzens Ehrfurcht und meine Demuth ein,
Des Abgeschiednen Gabe, die nicht in Gold besteht,
Den Gruß, der aus dem Grabe an Schillers Manen geht.

Und ahnt Ihr, wer der Friese? Verbergt es vor der Welt;
Dieweil ihm doch der Name, der Sänger-Name fehlt.
Er schwieg, und wird verschwiegen, was seine Brust verschloß,
Geschieden und vergessen, das sey des Sängers Loos.

Ist schwach dieß Lied, so wisset, ich sang's im Lazareth,
Im vierten Mond der Schmerzen, auf hartem Krankenbett,
Der Erde Leiden spottend, mit heiterem Gemüth,
Da noch in treuer Pflege das Ewigschöne blüht.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Der Schuhmachermeister Ezechiel Täublein, an den ehemaligen Schiffskoch Peer Hansen, im Gefängnisse zu Tönningen.

Altona am 5ten Febr. 181—

Lieber Vetter und Bruder in Christo. Der Friede des Herrn sey mit Euch und mit uns Allen; das Licht des Herrn erleuchte Euch und uns Alle. — Euer Brief, lieber Vetter, in welchem Ihr mir schreibet, daß Ihr Euch im Gefängnisse zu Tönningen befindet, weil Ihr des Mordes an Kapitän Lundquist, der zu seinen Lebzeiten unter den Sündern wandelte und saß, wo die Gottlosen sitzen, beschuldigt seyd, ist mir richtig durch die Post geworden, und ich habe in unsern jetzigen theuern Zeiten sieben Schillinge Porto dafür ausgelegt, welche ich Euch notiret habe und zu seiner Zeit in der Abrechnung vorlegen werde; denn, sage ich, gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, Jedem das Seine. Ihr schreibt mir, lieber Vetter, ich solle Euch die neunzig Mark schicken, welche ich aufbewahrt habe. Sie liegen für Euch bereit, und ich würde sie Euch gern und augenblicklich senden, wenn das nicht gegen meine frommen Grundsätze liefe. Denn Ihr werdet Euch erinnern, lieber Vetter, daß mein Grundsatz ist, der Herr habe uns allen mildiglich und gnädiglich das Schwert gegeben, um zu rächen nach unsern Kräften, und ohne vorzugreifen unserer hohen, von Gott eingesezten weisen Obrigkeit, alle Unbill und Sünde auf Erden. Ihr werdet Euch ferner erinnern, daß ich dieses einmal, da Ihr zugegen waret, in einem salbungsvollen Vortrage, welchen Gott segnete, da der Geist über mich kam, des Weiteren ausführte in unserer lieben Brüderversammlung, und Ihr stimmtet nach Euren eigenen Reden mit mir gänzlich darin überein, daß man selber den Sünder strafen müsse, wo man könne, wenn es die Obrigkeit nicht thäte, oder dieser seine Missethat verborgen bliebe, oder er auch nicht so bestraft würde, wie er es verdiene. Nun würde ich aber dem nicht gemäß handeln, wenn ich Euch in jetziger Zeit das Geld sendete, damit Ihr Euren sterblichen Leichnam dafür pflegtet, und mit Euren Genossen dafür im Kerker schlemmtet. Solches Aergerniß sey ferne von mir. Seyd Ihr wirklich ein so großer Missethäter, als Ihr dessen angeklagt seyd, so thäte ich eine Sünde, denn Ihr würdet es vielleicht benutzen, um Euch dem weltlichen Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen; seyd Ihr aber unschuldig, so ist das eine gesandte Strafe von Gott für Eure verborgenen Sünden, und ich darf meinem Herrn und Schöpfer nicht vorgreifen. Fastet und betet, daß der Teufel von Euch lasse und die lieben heiligen Engelein einziehen können in Euren sündigen Leib, und denselben reinigen und gleichsam auskehren und zubereiten zu einer Wohnung für den lauteren Geist.

Erinnert doch Euren Mitgefangenen, Jakob Roloffen, daß er mir noch sieben Schillinge für ein Paar Hinterflecken schuldet; denn es würde ihn nicht ruhig sterben lassen, so er aus der Welt ginge und hätte seine irdische Verpflichtung nicht erfüllt. Er kann sie in Tönningen an meinen lieben Bruder, den Schneidermeister Repomuck Christlieb Walzdorf entrichten, der ihm darüber eine richtige Quittung ausstellen wird.

Lebet wohl, lieber Vetter und Bruder in Christo. Der Friede des Herrn sey mit Euch und mit uns allen; das Licht

des Herrn erleuchte Euch und uns alle; Euer unwürdiger Bruder, Ezechiel Täublein, Schuhmachermeister und von den Vorstehern der Brüder zur Himmelsmilch Einer.

*

Der Student Runge an seine Schwester Aennchen.

Tönningen im Febr. 18—

Die Ueberschrift dieses Briefs, meine gute Schwester, zeigt Dir, daß ich mich beeilte, Deine Wünsche zu erfüllen, und gleich nach dem Empfange Deines Briefes mich auf den Weg machte. Leider aber kann ich Dir, liebes Aennchen, nur wenig Trostreiches mittheilen; denn ich fürchte, ich fürchte, wie die Sachen jezt stehen, daß die Mutter bey ihren strengen Ansichten nie in Deine Heirath mit Petersen willigen werde. Mit großer Mühe erhielt ist die Erlaubniß ihn zu besuchen, und fand ihn selbst gegen mich wortkarger als je. Als ich ihm sagte, daß ich auf Deine Veranlassung zu ihm gereist sey, traten ihm die Thränen in die Augen, und er seufzte tief; doch da ich nun theilnehmend in ihn drang, mir zu entdecken, auf welche Weise er in jene fatale Geschichte verwickelt sey, antwortete er mir: „Wenn Du mich lieb hast, so dringe nicht in mich, ein einziges unüberlegtes Wort von mir kann eine ganze Familie unglücklich machen und an den Bettelstab bringen.“ Ich stellte ihm nun vor, daß er mir, seinem Freunde, seinem künftigen Schwager, doch vertrauen könne; aber er beharrte fest bey seinem Schweigen, und ich mußte mich endlich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von ihm trennen. Er gab mir einige Zeilen für Dich, die ich Dir hier beylege.

Hier in Tönningen sind die seltsamsten Gerüchte über die Sache im Umlaufe. So viel habe ich als wahr ermittelt. Der Kapitän Lundquist soll von jeher ein sehr schlechter Mensch gewesen seyn, sich im englischen Kriege haben als Spion brauchen lassen, nachher Schmuggeley getrieben und zulezt die Leute auf der Amalia schändlich behandelt haben. Diese legten endlich Hand an ihn, gestatteten ihm jedoch sein Testament zu machen, steckten dasselbe in eine Flasche und warfen es in die See. Es wurde von einem andern Schiffe aufgefangen und an den hiesigen Rheder, Julius Thorsten, an den es addressirt war, geschickt. Kaum hatte dieser es gelesen, als er auch sogleich bey den hiesigen Gerichten die Anzeige von dem Morde machte, worauf die Schiffsmannschaft, die hie und da zerstreut war, arretirt wurde. Thorstens genaue Kenntniß von der That grenzt fast ans Unglaubliche, wird aber dadurch erklärt, daß Lundquist, mit dem er früher schon in Verbindung stand, da jener Jedem diente, der ihm etwas zu verdienen gab, in den Kriegszeiten Zeichen mit ihm verabredet hatte, nach welchen in den Berichten nur gewisse Worte galten. Diese Zeichen entdeckt Thorsten, der die Güte hatte, mir auf mein inständiges Bitten Alles mitzutheilen, sogleich und bringt Folgendes heraus: „Ich Jens Lundquist, Kapitän der Amalia, bin umgebracht am 16ten Juni 181— von den Matrosen Jakob Rolofsen, Wilm Knudsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, und Knud Yversen. Herrn Julius Thorsten trage ich auf bey den Gerichten zu klagen. Der Steuermann Johann Petersen hat keinen Antheil an der That.“ Darauf nun machte jener seine Anklage; alle, die auf dem Schiffe dienten, wurden festgenommen, und die Untersuchung ist gegenwärtig eingeleitet. So verhält sich die Sache; Du, als ein milder Richter, wirst gewiß Deinen Freund sogleich lossprechen, und das thun alle, die ihn kennen; denn jeder, der mit Petersen zu thun hatte, weiß, daß er der rechtlichste Mensch auf Erden ist. Was aber Allen auffällt, ist, daß er so hartnäckig Lundquists Tod, der doch vor dem Schiffbruche stattfand, verschwieg und überall aussagte, jener sey von einer Welle über Bord gerissen worden. Ich fürchte, daß ihn das in eine langweilige Untersuchung verwickelt, und ich darf es Dir nicht verschweigen, gutes Mädchen, ich fürchte für Deine Liebe.

Das ist alles, was ich Dir mitzutheilen wüßte. Lebe wohl, meine gute, gute Schwester. Habe nur Vertrauen auf Gott, er wird Alles wohl machen, und gieb Dich dem Grame nicht zu sehr hin; darum bittet Dich aus vollem Herzen Dein treuer Bruder u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Heilung der Kröpfe und Skropheln ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den Tag zuvor, ehe die Könige von Frankreich diese Kur verrichteten, bereiteten sie sich zu ihr immer durch Gebet und Empfang der heiligen Hostie vor. Sie banden sich damit an keine Zeit, gemeiniglich aber verrichteten sie die Heilung zuerst sogleich nach der Salbung zu Rheims und dann im Jahre viermal, zu Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten. Es war auch dazu kein bestimmter Ort ausersehen, denn nicht nur nach der Salbung zu Rheims, sondern auch zu Paris und an andern Orten Frankreichs, ja auch außerhalb Frankreichs heilten die Könige Kröpfe. So heilte Carl VIII. Scropheln und Kröpfe zu Rom und zu Genua, und Franz I. in Spanien, als er von Carl V. gefangen gehalten wurde.

Diese Gabe der Könige von Frankreich erweckte die Eifersucht der Könige von Spanien, die nur mit Widerwillen sahen, daß ihre Unterthanen sich Gesundheit in Frankreich erbetteln mußten. Hatten sich nun an solchen zur Heilung bestimmten Tagen die Kranken, die gemeiniglich aus Italien, Spanien und Frankreich selbst kamen, in Menge versammelt, so wurden sie unter freyem Himmel oder in einem weiten Saal (zu Paris in der großen Gallerie) zusammengestellt, und zwar zuerst die Spanier, dann die Italiener und andere Fremden, zulezt die Franzosen. Sie wurden in zwey Reihen vertheilt, eine Reihe

links, die andere rechts. Ehe der König kam, wurden Alle untersucht, ob sie nicht irgend eine Waffe bey sich trügen. Sobald nun der König erschien, fielen Alle nieder und richteten die Hände bittend in die Höhe. Vor dem König ging die Schweizergarde und die ersten Minister, und darauf folgte der König mit entblößtem Haupte, betend. Königliche Leibärzte standen den Kranken im Rücken, hielten ihnen die Köpfe und übergaben sie gleichsam dem vorübergehenden Könige. Der König reckte den rechten Arm gegen jeden Kranken aus und berührte mit zwey über das Kreuz gestellten Fingern die Geschwulst, ohne Schmerzen zu erregen, aber kräftig, indem er jedesmal sprach: le Roi te touche, Dieu te guérisse! wozu seit Ludwig dem Frommen die Könige noch den Namen der heiligen Dreyeinigkeit fügten. Hierauf gaben die Almoseniers, die hinter dem Könige hergingen, jedem Kranken eine Denkmünze.

Einem solchen Heilungsakte wohnte im Jahre 1635 unser Landsmann, Hieronimus Welsch bey, unter der Regierung Ludwigs XII., desselben Königs, von dem der Herzog von Epernon sagte, als er hörte, er habe Richelieu zum Generalissimus gegen die Spanier erwählt und ihm unumschränkte Gewalt eingeräumt: „Was, Ludwig hätte sonst nichts für sich behalten, als das Vermögen, Kröpfe zu heilen?“

Welsch erzählt in seiner Reise vom Jahre 1640 jenen Akt also: „Die Zeit, wann solches Werk vorgenommen wird, ist zuvor überall bekannt gemacht und weltkundig. Zu St. Germain en Laye, fünf Stunden von Paris, waren ohngefähr 200 Menschen mit Geschwülsten und Geschwüren versammelt. Es war am heiligen Dreykönigstage, da ließ man sie Morgens früh in einen grossen Saal ein, sie mußten in einer langen Linie neben einander niederknieen und beyde Hände zusammenlegen. Um 10 Uhr, sobald der König die Morgenkirche verlassen, ist er mit seiner Leibwache unter dem Schall der Pauken und Trompeten, sammt einer ansehnlichen Begleitung gerade auf die kranken Leute zugekommen. Ehe aber etwas vorgegangen, so wurde einem jeden von zwey vor dem König hergehenden Herrn, von dem einen die Hände, von dem andern das Haupt, das gleichsam zurückgedrückt wurde, gehalten. Dann berührte jedem der König mit ausgestreckter Hand und Kreuzung der Finger die Geschwulst und sprach dabey jedesmal französisch: „Der König berührt Dich, Gott heile Dich!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Noch ist die Zeit nicht fern, wo die Berge, welche die Schweiz umzingeln, als eine unüberwindliche Schutzwehr gegen ihre Feinde und als ihre sicherste Vertheidigung betrachtet wurden. Auf dieser Ansicht beruht die Abneigung mehrerer Kantone gegen Erbauung fahrbarer Straßen durch die bisher schwer zugänglichen Bergpässe. Die nicht ohne eigenen Nachtheil gemachten Erfahrungen über die Leichtigkeit, womit zahlreiche Heerzüge die gefürchteten Pässe durchzogen haben, mußte indessen die Ueberzeugung bringen, daß die Schweizer in ganz andern Dingen, als in steilen Felswänden ihre Sicherheit suchen sollen. Ist diese Wahrheit einmal anerkannt, so kann in Zukunft nichts die Oeffnung leichter und bequemer Straßen durch die besuchten Pässe hindern, und der beste Dienst, der dem eigenen Lande geleistet werden kann, besteht vielmehr in möglichster Vervielfältigung und Vervollkommnung der Straßen, mittelst welcher die Ausfuhr von Landeserzeugnissen und der Transithandel erleichtert und begünstigt werden können.

Mehrere Schweizerkantone haben das Gewicht dieser Grundsätze eingesehen, und es verdienen in dieser Hinsicht rühmlich erwähnt zu werden die Kantone Tessin, Wallis und Graubünden, denen sich nunmehr auch der Kanton Uri anschließt. Das große Vorbild des Baues der Simplonstraße ist für die Schweiz keineswegs verloren, und es bezeugt auch die Sorgfalt, mit der dieses prachtvolle Werk durch die Walliser unterhalten wird, daß sie den daraus fließenden Vortheil zu würdigen vollkommen im Stande sind. Von Sitten bis Brieg war früherhin bekanntlich die Simplonstraße nur für Pferde und Maulthiere oder höchstens für Wägelchen zugänglich, während jetzt Postwagen und die schwersten Fuhrwerke über die prächtige Kunststraße, die aufs beste unterhalten und alljährlich noch verbessert wird, mit größter Leichtigkeit hinrollen. — Die sehr alte Straße von Altorf nach Airolo und Bellenz über den Gotthardt ist bekanntlich einer der bequemsten und besuchtesten Alpenpässe. Aber obgleich großentheils gepflastert und längs der Abgründe mit steinernen Brustwehren geschützt, war dennoch dieser Bergpfad kaum breit genug für beladene Maulthiere. Seit etlichen Jahren hat der Kanton Tessin die nun vollendete Straße von Bellenz nach Airolo erbaut; es ist dieß eine prächtige Poststraße und ihr Engpaß am Dazio darf den schönsten Arbeiten der Simplonstraße zur Seite gestellt werden. Sodann hat der Kanton Uri von Amsteg bis Göschenen eine neue, drey Stunden lange, breite Straße angelegt. Es war also noch die Strecke von Airolo bis Göschenen, ungefähr sechsthalb Stunden Länge betragend, übrig, bey der die Höhe sowohl als die Beschaffenheit des Berges eigenthümliche Schwierigkeiten in den Weg legten, die der Ingenieur Meschini, einer der Landsammänner des Kantons Tessin, mit bewundernswerthem Talent und Scharfsinn überwunden hat.

Von Airolo bis Hospital und wieder von dem sehr beträchtlich erweiterten Urnerloch bis Göschenen führt nun eine über zwanzig Fuß breite Straße mit sanftem Abhange, deren seit zwey Jahren mit Eifer und Nachdruck betriebener Bau noch in diesem Jahre so vollendet seyn dürfte, daß die neue Straße für Wagen und Fuhrwerke aller Art geöffnet werden kann. Die Länge der Straße von Airolo bis zur Urnergrenze, welche am südlichen Bergabhang eine halbe Stunde unter dem höchsten Uebergang des Passes befindlich ist, beträgt ungefähr 14.000 Meter, von der Grenze bis Hospital 10,000, zusammen 24.000 Meter oder 80,000 Fuß. Um die Schwierigkeiten, welche dieser Straßenbau darbot, gehörig würdigen zu können, müssen einige topographische Bemerkungen gemacht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. August 1829.

Das Weib soll nicht sich selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden;
Die aber ist die beste, die sich fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Schiller.

Der Schiffbruch.

(Fortsetzung.)

Johann Petersen an Aennchen Runge.

Dein Bruder, der mich voller Liebe und Treue besucht hat, sagt mir, Du seyest meinetwegen in großer Angst, mein herzlich geliebtes Mädchen. Wozu das? Du wirst nicht schlecht von mir denken, denn Du kennst mich, und so lange Du in Deiner Gesinnung unverändert bleibst, kann nichts uns trennen; ich liebe nur Dich, und werde nie aufhören Dich zu lieben. Daß ich nicht rede, nicht reden will, nicht reden darf, mußt Du verzeihen. Wenn ich wirklich ein Geheimniß hätte, so wäre es ja nicht mein, eben weil es ein Geheimniß ist. Die Zeit wird alles offenbaren und klar machen, und in Deiner Seele ist gewiß schon alles klar über mich, Du treues Aennchen, oder wird es wenigstens durch diese Zeilen, die ich Dir, auf Heinrichs Wunsch, zu Deiner Beruhigung schreibe. — Ewig der Deine

J. P.

* * *

Wir fassen die Begebenheiten der folgenden Monate so kurz wie möglich zusammen. Aennchens Mutter hatte dem armen bedrängten Mädchen eine Frist von einem Vierteljahre gestattet. Würde ihr Bräutigam frey gelassen während dieser Zeit, so sollte ihre Verbindung nicht gestört werden, träfe aber das Gegentheil ein, so sollte Aennchen, wie die Mutter sich ausdrückte, dem schlechten Menschen selbst den Aufsagebrief schreiben. Was das arme Mädchen in dieser Zeit litt, das vermögen Worte nicht zu schildern; sie verbarg ihren Schmerz so gut wie möglich, so daß die Mutter nicht deutlich merkte, was in ihr vorging, und unwissentlich in der Grausamkeit beharrte, Hoffnung und Angst in der Tochter Brust kämpfen zu lassen. Nur zu schnell verschwand jene gegebene Frist, und Petersen war noch immer gefangen, ja das Gerücht verbreitete sich sogar, er habe, trotz dem Testamente des Kapitäns, Antheil an dessen Ermordung. Nun verlangte die Mutter den Brief. Aennchen schrieb ihn mit zitternder Hand und unter heißen Thränen. Er enthielt weiter nichts, als daß sie ihn von seinem ihr gegebenen Worte entbinde, weil die Mutter es ihr befehle, und sie dieser seit ihres Vaters Tode unbedingten Gehorsam schuldig sey. Damit war die strenge Frau zufrieden und befahl der Tochter, ihn noch einmal durchzulesen und dann die Aufschrift zu machen. Als sie einen Augenblick das Zimmer verließ, setzte Aennchen mit brechendem Herzen an den Rand des Schreibens: „Kann ich auch nie Dein werden, ich bleibe Dir treu bis in den Tod, und wenn Du Deinen Onkel selbst ermordet hättest; ich habe mich Dir verlobt, ich breche meine Treue nicht.“ Ruhig und gefaßt machte sie dann die Aufschrift und übergab der wieder hereintretenden Mutter den Brief. Diese warf einige Blicke darauf, um sich zu überzeugen daß es derselbe sey. Zu Aennchens Glücke wurde sie durch einen Besuch unterbrochen, und sandte deßhalb das Schreiben, ohne es einer genaueren Ansicht zu unterwerfen, auf die Post.

Als Petersen den Brief durch den Gerichtssekretär erhielt, zitterte er und wagte ihn nicht zu erbrechen. Unruhig ging er im Gefängnisse auf und ab, in tiefes Sinnen versenkt. Endlich öffnete er das Schreiben; auf seinem Antlitz wechselten Blässe und Röthe; plötzlich zuckte ein Strahl der reinsten Freude über sein Gesicht, und er rief aus: „Ich danke Dir, Gott! Du zeigst mir den rechten Weg; ich werde schweigen, komme was da will."

Die gerichtliche Untersuchung war jezt im vollen Gange und drohte immer verwickelter zu werden. Sämmtliche Matrosen waren sowohl einzeln verhört, als mit einander konfrontirt worden; doch beharrten sie konsequent bey ihrer Aussage, der Kapitän habe sich selbst das Leben genommen, nachdem er ihnen jenes Testament übergeben. So unwahrscheinlich dieses auch an und für sich war, so blieben sie doch hartnäckig dabey, und es war ihnen durchaus nichts weiter zu entlocken; nur pflegte der Schiffskoch jedesmal seine Aussage mit den Worten zu schließen: „Er sähe gar nicht ein, warum die Herrn (die Richter nämlich) so viel Aufhebens davon machten; Kapitän Lundquist sey ein schlechter Kerl gewesen, und jeder, der Hand an ihn gelegt hätte, würde der Welt einen großen Dienst erwiesen haben."

Werner und Runge hatten mittlerweile ihr Examen gemacht, und waren, vorzüglich der Leztere, so gut bestanden, daß ihnen das Zeugniß des ersten Charakters, wie es in den Herzogthümern heißt, zuerkannt worden war. Wir finden sie nach mehreren Monaten bey den Gerichten zu Tönningen wieder, wo Werner seine Praxis als Advokat beginnt und Runge die Stelle eines Gerichtssekretärs bekleidet. Beyde, schon auf der Universität Orest und Pylades genannt, hatten aus leicht zu errathenden Gründen darnach gestrebt, in jener Stadt angestellt zu werden, und es war ihnen geglückt. Sie erwarben sich bald durch ihre Kenntnisse wie durch ihr gutes Betragen die Gunst ihrer Vorgesezten, und wurden zu den vorzüglichsten jüngeren Beamten gerechnet.

Der höhere Beamte, welcher die Untersuchung zu leiten hatte, erkrankte plötzlich, und trug daher seinem Sekretär Runge auf, die Gefangenen wegen einiger Punkte zu vernehmen. Erwartungsvoll und auf das Aeußerste gespannt, sah unser junger Freund diesem Augenblick entgegen. Lebhaft trat jener Abend in Lurup und Peer Hansens räthselhaftes Benehmen vor seine Seele. Da wurde dieser hereingeführt und erstarrte plötzlich zur Bildsäule, als er Rungen statt des Gerichtsherrn vor dem Verhörtische sitzen sah. „Wie kommt Ihr dahin, junger Herr?" fragte er endlich, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte. „Du hast nichts zu fragen, nur zu antworten," fiel ihm der Schließer in die Rede; „das ist der Herr Gerichtssekretär, der wird Dich vernehmen." — „Der!" sagte der Gefangene und verfiel in tiefes Nachdenken. Dann sezte er nach langer Pause hinzu: „Schreibt Ihr denn Alles auf, was ich Euch sage, Herr Runge?" — „Alles," erwiederte dieser; „wie es meine Pflicht erfordert." — „Auch wenn es Euren eigenen Vater betrifft?" — „Auch dann," entgegnete Runge, sichtbar zitternd. „Ihr braucht nicht zu zittern, Herr Runge," fuhr der Schiffskoch fort. „Von Eurem seligen Vater weiß man nur Gutes. Aber jezt muß ich reden, Gott will es so. Ich bin im Kerker zur Besinnung gekommen und will nicht länger etwas verschweigen; mein Eid ist ein Sündeneid und kann nicht gelten. Peer Hansen würde künftig unter den Menschen sich doch nur wie ein Wrack herumtreiben, und der brave Pastor hat mich auf den rechten Weg gebracht; ich will alle Segel aufhissen und sehen, ob ich den rechten Port erreiche, ohne zu laviren, oder mich von einem Advokaten herumbugsiren zu lassen. Laßt den Schließer hinausgehen, ich will Euch Alles bekennen." Runge winkte dem Kerkermeister, und dieser verließ das Gemach. Hansen rief ihm nach: „Geh nur zu, Landratze; Du bist zu schlecht, um anzuhören, was eine ehrliche Schifferseele vom Stapel läßt." Dann wandte er sich zu Rungen und sagte: „Nun schreibt."

Runge hielt sich bereit, und er begann: „Wo ich geboren, wie alt ich bin und dergleichen mehr, das haben die Herrn in den Papieren da aufnotirt, das wollen wir also bey Seite lassen. Aber das wissen sie nicht, daß ich toll genug 1807 aus dem dänischen Seedienst entlief und bey den Engländern Dienste nahm, weil ich kurz vorher in Kopenhagen mit einem Holmsmatrosen in Streit gerathen war, wobey er, der Schuld hatte, als die Sache in Untersuchung kam, von dem Schiffslieutenant frey gesprochen wurde und ich das Ende Tau mir auf dem Rücken herumtanzen lassen mußte. Unrecht habe ich nie tragen können, darum blieb ich nicht im Dienst. Bey den Engländern hatt' ich's gut und wäre Zeitlebens da geblieben. Da fing aber der Krieg an, und die Fregatte, auf der ich war, segelte mit andern Kriegsschiffen vor Kopenhagen. Ich mußte gegen meine Landsleute fechten; ehe es los ging, freute ich mich darüber, meine Wuth auslassen zu können. Als aber das Schießen wirklich anfing, und das Bombardiren der schönen Stadt Tag und Nacht dauerte, und ein herrliches Haus nach dem andern in Feuer aufging, da fiel mir doch das Herz vor die Füße, und ich verwünschte tausend Mal die Stunde, in der ich es mir hatte einfallen lassen, gegen die rothe Flagge mit dem weißen Kreuz zu dienen. Nach der Kapitulation mußte ich mit einem von unsern Lieutenants an das Land, da sah mich derselbe Holmsmatrose, mit dem ich Streit gehabt hatte; er hatte nur noch einen Arm und wurde an mir vorüber ins Hospital gebracht; aber er richtete sich auf und spuckte vor mir aus, als er mich mit den Engländern erblickte; das quälte mich fürchterlich, und ich nahm bald nachher meinen Abschied. Doch nun konnte ich kein Unterkommen finden, und betrieb im Holsteinischen

herum, denn bey mir zu Hause wußten sie, daß ich den Engländern gedient hatte, und mein Vater seliger fluchte mir deßhalb. Damals machte ich mir just nicht viel daraus, aber nachher hat mir doch, wenn ich so allein Nachts Wache auf dem Schiffe hielt, der Fluch keine Ruh gelassen. Darüber war es wieder Winter geworden; ich hatte eine Zeitlang in Ahrensburg bey denselben Verwandten gelebt, die nun Lurup haben, und machte mich auf nach Hamburg zu, wo ich eher ein Unterkommen hoffte. Unterwegs traf mich Kapitän Lundquist. Er wußte, daß ich bey den Engländern gedient hatte, denn er war damals bey der Blokade so eine Art von Spion gewesen. Er nahm mich in seine Dienste, und ich traute ihm Anfangs; bald sah ich aber, daß er ein grundschlechter Kerl sey, der auch mich zu allerley Bösem gebrauchen wollte. Weigerte ich mich, so drohte er mich anzugeben, daß ich dem Feinde gedient hätte, und gerade in einer so schlimmen Zeit. Darum mußte ich ihm wohl folgen; denn das Leben hatte ich lieb, weil ich ein Mädchen hatte, das aber — doch das gehört nicht hieher; was soll ich Euch mit meiner unglücklichen Liebschaft die Ohren vollschwatzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Heilung der Kröpfe und Skropheln ꝛc.

(Beschluß.)

„Solche Heilung," fährt Welsch fort, „geschieht aber nicht sogleich sichtbarlich, denn die Kranken gehen wieder hinaus, wie sie hereinkamen, sondern allmählig. Viele Spanier, so mir auf der Reise begegneten, wie auch Italiener, besonders Neapolitaner, die ich nachher zu Neapel sprach, wiesen mir die Zeichen, wo sie die Geschwüre am Halse gehabt hatten, und erzählten mir glaubwürdig, daß sie seit der Berührung von Tag zu Tag verspürt, wie solche zu heilen begonnen, bis sie endlich ganz heil geworden. Andere sprach ich aber auch, die mir sagten, daß ihnen die Berührung das erste, zweyte, dritte und vierte Mal nichts geholfen habe."

Vier Jahre später sah der deutsche Reisende Mandelsloh (s. Mandelsloh itin. lib. 2. cap. 26. p. 189) diesen Heilungsakt in London mit an und schreibt davon: „An dem heiligen Dreykönigstage 1639 sah ich, wie Ihre königliche Majestät von England mit großen Ceremonien das Königsübel heilte. Leute, die Geschwülste am Halse haben, pflegen um dieselbige Zeit von ferne zu kommen, damit, hat ihnen sonst keine Arzney geholfen, sie durch die Berührung des Königs geheilt würden. Diese Kur, die ohne Zuthun irgend einer Arzney geschieht, war mir ein großes Wunder. Der König saß im Saale, die Menschen, die mit solcher Krankheit behaftet waren, knieten vor ihm nieder, der König stand auf und rührte jeglichen mit beyden Händen an. Drey Bischöfe knieten dabey neben dem Könige, lasen etwas aus Büchern und sprachen den Segen über die Kur. Der verstorbene König von England, Karl II., heilte zu Breda in Brabant viele solche Kranke."

Jenes Vermögen und jene Empfänglichkeit möchte sich nun bey den Königen und bey den Völkern so ziemlich verloren haben. Das war jene Kraft des Glaubens, die nicht nur Kröpfe, sondern Berge zu versetzen im Stande ist, von dem aber unsere jetzige Welt immer weniger versteht.

Chemische Einflüsse mögen nun sicherer als die Kraft des psychischen Lebens auf diese irdischen Massen wirken, und füglicher tritt nun die Jodine des Salpetersieders Courtois an die Stelle jener heilenden Hände der Könige. Diese Jodine, ein vor dem Kometenjahre 1811 noch unbekannt gewesener Stoff, der in der Asche mehrerer Seegewächse, hauptsächlich auch des Badeschwammes, eines ältern bekannten Heilmittels gegen Kröpfe, nachgewiesen wird, bis jezt aber noch nicht im Meerwasser, und selten noch in einigen Salzquellen des festen Landes, hat unter anderm auch hauptsächlich die Eigenschaft, innerlich und äußerlich angewendet, die Geschwülste der Schilddrüse schnell verschwinden zu machen; nur übt er bey fortgesezterem Gebrauch gleiche Wirkung auch auf andere Drüsen aus, und beleidigt den Magen. Wie es nun Wasser gibt, z. B. die Salzquellen, die jenen Drüsengeschwülsten entgegenzuwirken im Stande sind, vielleicht eben eines Jodingehalts wegen, wußte diesen die Chemie bisher auch noch nicht so häufig nachzuweisen, so sehen wir anderntheils eine viel größere Menge von Wassern, die gerade diese Geschwülste, und namentlich Kröpfe erzeugen; und man könnte dabey leicht auf die Vermuthung gerathen, als sey solchen Wassern gerade ein Gegensaz der Jodine, ein anderer Pol derselben beygefügt, dessen Auffindung der Chemie noch vorbehalten ist, und der vielleicht noch von höherem Interesse als die Jodine selbst wäre. Oder sind dieses Wasser, die unter hauptsächlichem Einflusse des Mondes stehen? Offenbar stehen wenigstens jene Drüsengeschwülste und hauptsächlich die Kröpfe in besonderer sympathetischer Beziehung zu dem Monde, und, wie der Mond selbst auch, wieder zu den Wassern, und lassen daher wohl auch so leicht eine sympathetische, magische Heilungsweise zu. Es ist merkwürdig, daß das gleiche Verhältniß auch bey den Eingeweidewürmern stattfindet. Ist dieses nicht ein Fingerzeig, daß beyde ihren hauptsächlichen Ursprung (ihre Mutter) im Wasser haben? in jenem Elemente, mit dem der Mond in unbezweifelter sympathetischer Verbindung steht? Die noch nicht untersuchten Verhältnisse der Jodine zum Monde (wenigstens zeigt der Badeschwamm solche), würden sich welche erweisen, wären hier auch von Interesse. Paracelsus nimmt eine dergestalt direkte Einwirkung des Mondes auf jene Drüsengeschwülste an, daß er geradezu sagt: „und ist der Mond der Urheber der Kröpfe, absonderlich bey den Frauen."

Wahr bleibt übrigens, daß die Schönen sich ihrer Schönheit wegen mehr vor dem Einflusse des Mondes, als der Sonne zu hüten haben, und wir sehen ja, wie berührt, diesen Begleiter unserer Erde in offenbarem Bunde mit jenen Halsgeschwülsten stehen und sie und die Skropheln immer häufiger werden bey einer sich immer mehr dem Monde, als der Sonne hingebenden Generation.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsetzung.)

Von Göschenen, wo die vor etlichen Jahren gebaute neue Straße von Altorf her ausläuft, bis Andermatten oder Urseren, eine gute Wegstunde lang, nahm die bisherige Straße ihre Richtung im Thalgrunde zwischen hohen Granitfelsen. Eine halbe Stunde unterhalb Urseren verengt sich das Thal mehr und mehr, der Bergabhang wird beynahe senkrecht, die durch Mauerwerk befestigte Straße zieht sich längs einer ungeheuern Granitmauer hin; die Waldregion ist bereits überstiegen, hie und da nur wachsen aus Felsspalten einzelne verkrüppelte Weißtannen hervor; der Reußstrom, an dessen linkem Ufer die Straße befindlich ist, stürzt sich in Cascaden durch das furchtbar düstere Thal herab, dessen Grundfläche er einnimmt; dieß ist der berüchtigte Schöllinenpaß. Bald erblickt man einen furchtbar hohen, über dem Abgrund gleichsam schwebenden gewölbten Bogen, die Teufelsbrücke. Ueber eine steile und schlüpfrige Anhöhe gelangt man nun an den Eingang einer dunkeln und winkeligen Gallerie, das Urnerloch genannt. Beym Austritt aus diesem finstern Durchgang stellt sich dem überraschten Auge eine mit dem schönsten Grün überzogene Ebene dar, das Urserenthal. Links in der Entfernung einer Viertelstunde sieht man das schöne Dorf Andermatt mit seinen zwey zierlichen Kirchen, und eine halbe Stunde weiter entfernt südwestlich das Dorf Hospital, über welchem der eigentliche sogenannte Gotthardpaß seinen Anfang nimmt. Von allen Seiten steigen hohe Berge empor, deren einige mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Wer im Sommer 1828 über diese Straße zog, der traf überall die grausenhafteste Zerstörung; die neue Straße war stückweise, aber noch ohne Zusammenhang erbaut; an Erweiterung des Urnerlochs ward gearbeitet. Hunderte von Werkleuten waren beschäftigt, ungeheure, mit bewundernswerther Genauigkeit behauene Granitblöcke zum Bau einer neuen Teufelsbrücke, die etwas vorwärts der ältern errichtet wird, herbeyzuschleppen; eine große Zahl anderer Arbeiter, gleich Schwalben an den beynahe senkrechten Schöllenen-Wänden hängend, waren mit Sprengung dieser Granitmauern, über welche die neue Straße führen wird, beschäftigt. Der Pfad mitten durch all' diese Werke war keineswegs gefahrlos.

Das Urserenthal dehnt sich bekanntlich noch zwey Stunden weit in nordwestlicher Richtung bis Realp, am Fuß der Furka, aus. Um den Gotthard zu ersteigen, verläßt man dasselbe bey Hospital und gelangt in einen Anfangs ziemlich breyten Paß, der sich jedoch bald erweitert und eine Reihenfolge wechselnder Engpässe und mehr oder minder ausgedehnter Becken darstellt, deren Grundfläche mit Alpenweiden bedeckt ist. Man ersteigt die eben nicht allzu steile Höhe des Gotthardpasses in zwey Stunden. Bis zur Revolution befand sich hier ein von zwey Kapuzinern bewohntes Hospiz, das im Kriege von 1799 verbrannt ward und an dessen Stelle jetzt eine schmutzige Schenke gekommen ist, die aller Bequemlichkeit ermangelt. Eine Bergfläche auf der Höhe des Passes enthält drey kleine Seen, deren Gewässer theils dem Tessin, theils der Reuß, also theils dem adriatischen Meer, theils der Nordsee zufließen. Dieser Theil der neuen Straße war bereits im vorigen Sommer so gut als vollendet. Wenige Minuten oberhalb Hospital findet sich der erste Absatz, von wo auf der westlichen Thalseite eine geradlinigte Chaussee ganz unmerklich und sanft bis zur obern Fläche führt. Ich gestehe, daß nichts der Ueberraschung und Bewunderung gleichkommt, die mich beym Anblick dieser schönen Straße ergriff, welche ich hier zuerst sah. Eine aus mächtigen Granitblöcken sorgfältig aufgeführte Mauer, mit Schutzgeländern versehen und in regelmäßigen Entfernungen von mit Steinplatten bedeckten Wasserleitungen durchschnitten, die dem von den nahen Gebirgshöhen herunterströmenden Wasser Abfluß gewähren, hält und stützt die Straße auf der Seite des Abhangs, und ihre Höhe beträgt theilweise bey 40 Fuß.

Von der Höhe des Gotthardpasses bis eine halbe Stunde oberhalb Airolo waren die meisten Schwierigkeiten zu überwinden. Wer je über den Gotthard gereist ist, erinnert sich, daß der Abhang gegen Italien ungleich steiler erscheint, als auf der Schweizerseite. Vom Hospiz aus gelangt man über einen steilen Absatz auf eine kleine Kreisebene herab, von der aus die Straße sich linkshin wendet, um in ein schmales, von hohen Bergen eingefaßtes Thal einzutreten, dessen beynahe senkrechte Wände durch Reibung der Lawinen, die kaum anderswo so zahlreich fallen, gleichsam geglättet erscheinen; eben um dieser zahlreichen Lawinenstürze willen erhielt das Thal auch seinen Namen Val Tremola, Zitterthal. Vom Hospiz her dehnt die neue Straße sich links oder in östlicher Richtung aus und durchläuft einen großen Halbkreis, bis sie auf den Grund des vorgedachten kleinen Beckens gelangt, dessen südlichem Rande nach sie ins Tremolathal über eine Reihenfolge künstlich menagirter Absätze sich niedersenkt. Der letzte dieser Absätze endigt sich mit einer zierlichen, aus einem einzigen Bogen erbauten Granitbrücke, auf der man über den Tessin setzt, um nunmehr an seinem rechten Ufer den Engpaß vollends zurückzulegen. Statt alsdann weiterhin, wie die alte Straße that, aufs Plateau des Cima del Bosco heraufzusteigen, folgt die neue nochmals dem Fuß des Berges, der sich nun bedeutend vom Fluß entfernt. Es beträgt diese Ausdehnung der Straße in unveränderter Richtung ungefähr 1000 Klafter. Am Ende der langen Linie senkt sich die Straße in verschiedenen Krümmungen auf jenes Plateau hinab und wendet sich wieder dem Tessin zu, der auf einer sehr hohen einbogigen Brücke überschritten wird. Auf den südlichen Bergabhang zurückgekehrt, folgt die Straße nun neuerdings der Richtung des alten Wegs und sie senkt sich allmählig in die Niederungen des Livinerthals, um Airolo zu erreichen.

So finster und dürr das Aussehen des nördlichen Abhangs vom St. Gotthard ist, so lieblich und angenehm stellt sich hingegen sein südlicher Abhang dar. Mit Entzücken überschaut das Auge ein schönes und breites Thal, worin der erfreulichste Wechsel von Waldungen, Wiesen und Feldern sich darstellt; es ist dieß das Livinerthal (Vallée Livanline), das noch zwey Stunden westlich bis zum Fuße des Nufferenberges sich ausdehnt. Links erblickt man das schöne Dorf Airolo mit seinem hohen und schlanken Glockenthurm. Mag es Wirklichkeit seyn oder der Einfluß des Namens, immer glaubt man, hier bereits italienische Luft zu athmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. August 1829.

Meine Bude, vier Schritte von hier, blau angestrichen,
Drey Wecken außen, ein Auge in einer Hand,
Consilio manuque, Figaro.

Beaumarchais.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon *).

Ein Fremder, der von der Seeseite kommend, in Lissabon landet, denkt, er gerathe unter ein höchst leidenschaftliches und zänkisches Volk. Denn die so oft besprochene Lebendigkeit der Italiener im Geberdenspiel, mit dem sie den geringfügigsten Gegenstand der Unterhaltung begleiten, ist nichts gegen die der Portugiesen. Kopf, Hände und Füße, der ganze Körper ist in immerwährender Bewegung. Dazu kommt, daß sie außerordentlich laut und mit einer Heftigkeit sprechen, von der man in andern Ländern keinen Begriff hat. Napoleon hatte bekanntlich auf seinem russischen Feldzuge vier oder fünf Regimenter Portugiesen. Sie gehörten, da der Portugiese sich immer durch persönlichen Muth auszeichnet, zu den bravsten Truppen seiner Armee; aber wegen ihrer Gewohnheit, so laut zu sprechen, war der Platz ihres Bivouacks stets durch den Schall ihrer Stimmen eine halbe Stunde weit zu erkennen. Französische Offiziere versicherten mich, sie hätten in einer Entfernung von einer halben Stunde, wenigstens bey schönem Wetter, selbst wenn tausende von Soldaten anderer Nationen rings umher im Bivouack standen, den Weg blos nach dem Schalle suchend, das portugiesische Lager finden können.

Zu meiner Freude traf ich am Landungsplatze einen Freund, der mich empfing, um mich an den Ort meiner Bestimmung in der großen Stadt zu führen. Kaum waren wir einige Straßen gegangen, als ich schon mit einer Sitte bekannt war, die mich, so geringfügig sie an sich erscheinen mag, mit dem Volke befreundete. Die mannigfaltigen, fremdartigen, nicht immer angenehmen Gerüche mochten auf mich wirken; ich mußte daher häufig niesen. Alle Männer, an denen wir vorübergingen, vornehm oder gering, selbst im tiefsten Gespräch begriffen, alle zogen augenblicklich den dreyeckigen Hut und riefen: „Dominus tecum!" Späterhin war ich oft Zeuge, daß, wenn in einer großen Gesellschaft irgend Jemand nieste, alle Uebrigen eine tiefe Verbeugung machten und ihm irgend eine Höflichkeit sagten, entweder obiges, oder „viva meu Senhor;" waren es Damen, hörte man oft die lieblichsten Redensarten: „Florece minha Senhora neste peito;" wörtlich: „es blühe die schöne Senhora in ihrer Brust," oder: „reverdece minha Senhora," „werdet wieder grün, schöne Senhora;" diese Anspielung ist im Portugiesischen keineswegs lächerlich. Folgt aber das Niesen unmittelbar auf eine Prise Tabak, wird ein Unterschied gemacht, denn dann ist kein Kompliment nöthig; der Schnupfende ruft nur nach seinem ersten Niesen aus: „Nao faca caso, he rapé," „nehmt davon keine Notiz; 's ist nur Tabak!"

*) Diese Skizzen rühren von einem Manne her, der über zehn Jahre lang in portugiesischem Staatsdienste stand, erst 1826 Lissabon verließ, und also Gelegenheit hatte, von vielem Nachricht zu geben, was dem gewöhnlichen Reisenden in diesem Lande entgehen muß. Wir halten seine Mittheilungen für um so interessanter, als Portugal und seine Dynastie eben jezt die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesselt. Die Red.

Ich hatte mich an diese Sitte so gewöhnt, daß später, als ich Lissabon wieder verlassen hatte, mir die Unterlassung dieses Grußes in andern Ländern ungemein auffiel. Mit dieser Höflichkeit gegen alle Volksklassen geht die Mildthätigkeit Hand in Hand. Im Lauf des Tages gibt der Portugiese stets einer Unzahl von Bettlern; gibt er aber nichts, so zieht er vor dem Ansprechenden doch den Hut mit den Worten ab: „Deos o favorece inmaoxinho," „Gott helfe Dir, mein Bruder," worauf der Bettler antwortet: „Seja pelo amor de Deos," „möchte es um Gotteswillen geschehen," und geht seines Wegs. In ganz Portugal grüßen sich alle Leute, treffen sie sich außerhalb der Stadt, so fremd sie einander seyn mögen, und leicht erkennt man Fremde an der Unterlassung dieser höflichen Sitte. Wenn die Damen an den Fenstern ihrer Quintas oder Landhäuser sitzen, empfangen sie unaufhörlich Grüße von jedem Vorbeygehenden. Trifft aber der Portugiese Jemanden, den er kennt und lange nicht gesehen hat, auf der Straße, umfaßt er ihn sogleich mit den Armen, hebt ihn in die Höhe und ruft freudig, wie er so schwer und fett geworden sey, mag er auch so mager seyn wie eine Eidere. Spricht der Portugiese von seinem verstorbenen Vater, stets zieht er seinen Hut und fügt hinzu, „que Deos haja," „der in Gott ruht;" ebenso, wenn vom König die Rede ist, entblößt er sein Haupt und sagt stets: „a quem Deos guarde!"

Nach einer Seereise von einigen Wochen ist einem Ankömmling wohl nichts mehr Bedürfniß, als die Ordnung seines Bartes. Hätte indessen die Gewohnheit eines stets glatten Gesichts den Mangel dieses Gesichtschmuckes einem nicht zum Bedürfniß gemacht, um des Anstandes willen, könnte man in Lissabon immer noch einige Tage damit warten. Als ich das erste Mal mit meinem Lissaboner Freunde zu dem Laden seines Barbiers, in der rua de Cotovia schritt, sah ich die anständigst gekleideten Leute mit zolllangen Bärten, und überall augenscheinliche Belege von meines Freundes Versicherung, daß man höchstens die Woche einmal das Barbiermesser anlege. Die Gruppe vor des Baders Laden ist stets unterhaltend genug. Die Kunden desselben ziehen eine Kastanienrösterin dahin, die gemeiniglich mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen am Boden sitzt, vor ihr ein Kohlenbecken, das sie beständig mit einem Lappen fächelt; sie lockt wieder mehrere Gallegos oder Lastträger mit rothen Mützen, rothen Westen, blauen Beinkleidern, nackten Füßen und Hemdärmeln herbey, die sich in der Nähe solcher Frauen gerne aufhalten, um sogleich ihre in Papier gewickelten Cigarren anstecken zu können; an der Ecke des Hauses lehnt einer jener zahllosen Bettler, ganz zerlumpt, doch malerisch den olivenfarbenen Mantel übergeworfen, unter einem, am Hause eingehauenen Muttergottesbilde; ein feister Mönch, dessen brauner Mantel und weißes Scapulier, worauf ein roth und blaues Kreuz genäht ist, bis auf die Füße herunterhängen, treibt gleichfalls das Gewerbe des Bettlers; das sind die stehenden Umgebungen eines Lissaboner Barbierladens. Doch treten wir näher; die Thür ist mit einem grünen Vorhang verhängt. Ein Barbier in Lissabon rasirt, schneidet die Haare, legt Blutigel an, zieht Zähne aus, läßt zur Ader, und lezteres ist sein vornehmstes Geschäft; weßhalb man einen Barbierladen leicht an einer vorragenden Stange und einem Schilde erkennt, der mit rothen und weißen Spirallinien bemalt ist. Ich war lange in Lissabon, ehe ich die Bedeutung dieser Zeichen ausfindig machen konnte, erfuhr aber zulezt, die Linien sollen die weiße Binde, die man beym Aderlassen braucht, und die Stange den Stock vorstellen, den man dem Patienten während der Operation in die Hand giebt. Es ist viel über den Nutzen des Selbstbarbierens geschrieben worden, in Lissabon habe ich mich zuerst zu dieser lang vernachläßigten Kunst bequemt; aber nicht aus den in andern Ländern gewöhnlichen Gründen; denn in diesem Lande ist alles ungewöhnlich. Die Barbiere rauchen, wie alle andere Leute, Moriaden von Cygarren; ihre Daumen sind daher stets mit Tabak überzogen; um aber das Gesicht recht glatt und angespannt zu bekommen, stecken sie dem zu rasirenden dennoch ganz ungenirt den Daumen in den Mund. Sonst sind die Barbiere in Lissabon treue Kopien des bey uns so beliebten Barbiers von Sevilla; ob sie gleich nicht so gut singen, aussehen und spielen wie der Rossinische. Nach jener obenerwähnten Sitte, daß die Lissaboner Bärte erst in den lezten Tagen der Woche Arbeit geben, haben sie also den ersten Wochentag bis zum Donnerstag wenig Kunden. Da sitzen sie dann vor ihren Ladenthüren, auf einer schlecht besaiteten Guitarre klimpernd, schauen und horchen sie wie Lure überall umher nach dem, was vorgeht, und von dem in diesen Tagen eingesammelten Neuigkeitsschatze unterhalten sie an den Rasiertagen ihre Kunden in vollen Redeströmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsezung.)

„Wir hielten uns eine Zeitlang in Altona auf," fuhr der Schiffskoch fort, „und Kapitän Lundquist ging damals viel mit Eurem seligen Vater um, doch erinnert Ihr Euch wohl seiner nicht. Es fehlte ihm an einer Stelle, denn man traute ihm als Schweden nicht recht und munkelte überhaupt allerley von ihm. Euer seliger Vater, der sich zur Ruh gesezt hatte, verschaffte ihm eine Kapitänsstelle auf einem Grönlandsfahrer, er behandelte aber die Leute so schändlich und ließ sich in so viele Betrügereyen ein,

daß er nachher nur mit Noth davon kam, als er zur Rechenschaft gezogen ward. Eurem seligen Vater machte er viel Verdruß und erzürnte sich sehr mit ihm, so daß sie sich nachher nicht wieder sahen; denn Euer Vater hatte Beweise von seinen Spitzbubenstreichen in Händen und drohte, sie bekannt zu machen, wenn er sich wieder in das Geringste einließe. Da traf es sich, daß in Tönningen ein Kapitän für einen Westindienfahrer gesucht wurde und, Gott weiß wie, Lundquist angenommen werden sollte. Kaum erfuhr das Euer Vater, so machte er sich selbst auf, Lundquists Anstellung zu verhindern. Es war das im Winter vor eilf Jahren. Lundquisten wird es gesteckt, er hinterdrein, und in Uelzburg treffen sie sich. Euer Vater hat gegen ihn kein Hehl von seiner Reise und reitet nach einem langen Streite mit ihm weiter. Da fragt mich Lundquist, was ich haben wollte, wenn ich Kapitän Runge auf der Haide zwischen Lurup und Kaltenkirchen auflauere und ihn um das Leben bringe. Vor Menschenmord soll mich Gott bewahren, sagte ich. Er sieht mich an und antwortet, als er merkt, daß es mein Ernst ist: „Du bist ein Narr, ich wollte Dich nur veriren.“ Darauf befiehlt er mir ruhig in Uelzburg zu bleiben, er wolle noch einen Abstecher nach Darmstadt machen, und von da nach Neumünster gehen, wo er mich erwarten werde. Ich lasse mir das gefallen, und er miethet ein Pferd vom Wirth und reitet fort. Anfangs denke ich daran, mich auszuruhen und erst den andern Abend Uelzburg zu verlassen; aber in der Nacht kann ich nicht schlafen, es trieb mich etwas wie mit der Peitsche vorwärts. Um drey Uhr den andern Morgen mache ich mich auf den Weg. Unterwegs finde ich die Pfeife, die ich Euch geschenkt habe, und die Eurem seligen Vater gehörte. Ich wußte nicht, wer sie verloren hatte, und freute mich darüber. Aber als ich in Lurup ankam, sah ich Alles in großem Aufruhr und Euern seligen Vater erschossen in der Stube liegen, wohin sie ihn gebracht hatten. Ich wurde festgenommen und zurück nach Kaltenkirchen geschickt, denn die ganze Gegend war in Aufruhr über den Mord. Der Vogt ließ mich aber bald wieder los, der Uelzburger Wirth bezeugte nämlich gleich, daß ich zu Kapitän Lundquist gehöre und erst zu der Zeit, als man den Todten gefunden hatte, aus Uelzburg ausgegangen sey. Aber Ihr könnt Euch meinen Schreck denken, als ich nachher auf der Pfeife Eures seligen Vaters Namen eingegraben fand. Ich warf den Kopf weit von mir und behielt nur das Rohr.

In Neumünster sagte mir der Wirth zum Adler, Kapitän Lundquist habe einen ganzen Tag auf mich gewartet, sey dann weiter gereist, und lasse mir befehlen, gerade nach Tönningen zu kommen. Ich gehorchte und hatte auf der Reise so meine eigenen Gedanken; aber ich nahm mich wohl in Acht etwas laut werden zu lassen. Als nun Lundquist, den ich in Tönningen wieder traf, verlangte, ich solle ihm ausführlich erzählen, was ich von der Mordthat wußte, that ich es und sah ihn dabey scharf an, aber er veränderte keine Miene, und so vergingen mir die Gedanken auch.

Lundquist wurde nun Kapitän von dem Westindienfahrer und ich blieb bey ihm als Schiffskoch. Wir machten ein Paar Reisen, waren auch ein Paar Mal heimlich in England und es ging Alles gut. Er verheyrathete sich mit einem Mädchen aus angesehener Familie und nahm seinen Schwestersohn, den Petersen, zu sich, den er nachher nach Hamburg schickte und ihn die Steuermannskunst lernen ließ. Seine Leute behandelte er zwar immer schlecht, aber an mich wagte er sich nicht, und ich hatte es im Ganzen leidlich gut bey ihm, nur daß er mir noch ein Paar Mal drohte, er wolle mich angeben, weil ich den Engländern gedient hätte. Nun traf es sich vor der letzten Reise, daß er noch einmal nach Hamburg mußte und mich mitnahm. In Uelzburg übernachten wir wieder, und da das ganze Haus voll war, so muß ich mit ihm in einem Zimmer schlafen. Um Mitternacht wache ich auf, weil mir der Mond gerade durch's Fenster auf's Gesicht scheint, da steht Lundquist vor mir im Hemde und sagt auf schwedisch: „So, Du verdammter Runge, nun habe ich Dir den Rest gegeben; Du sollst mich nicht um die Stelle bringen.“ Dann springt er mit einem mächtigen Satz, als wenn er auf's Pferd spränge, in sein Bett und wirft sich unruhig hin und her. Ich betete zu Gott und allen Heiligen, und konnte gar nicht zu mir kommen; nun war mir klar, daß kein Anderer als Er Euren seligen Vater ums Leben gebracht habe, und warum er es gethan; denn was der Mensch Böses gethan hat, das quält ihn Nachts und davon muß er im Schlafe reden. Am andern Morgen frage ich ihn, ob er denn heute Nacht vom Kapitän Runge geträumt habe? Als er das hört, wird er todtenblaß und gibt mir keine Antwort. Ich wußte aber, woran ich war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Berlin legt es darauf an, gleich Paris eine europäische Weltstadt zu werden. Für das neue Museum sind viele alte Herrlichkeiten und Raritäten aus Egypten und Indien aufgekauft worden. Griechenland und Rom haben uns in den schönsten Kunstwerken ihren Tribut erlegt. Im Thiergarten lustwandelt ein ungeheurer Elephant; spanische Reuter, französische Tänzer und Schauspieler sind in vollständigen Banden eingerückt, und um nichts zu versäumen, was an den entgegengesetzten Polen Europa's vergnügt und belustigt, ha-

ben wir nun auch ein englisches Wettrennen und ein römisches Tivoli bey uns eingerichtet.

Der Graf Platen ist demnach sehr falsch berichtet, wenn er in seinem romantischen Oedipus den Verstand als einen aus Berlin Exilirten in der Irre herumwandern läßt; er könnte (nämlich der Graf Platen), wenn er nach Berlin käme, in dem Feste der Handwerker lernen, daß die Berliner wissen, was Raffinement heißt. Zum Beweise, daß wir, Gottlob! den Verstand noch nicht verloren haben, erstatte ich Ihnen heute Bericht über zwey ganz verständig angeordnete Volksbelustigungen: über das Pferdewettrennen und über das neue Tivoli. Das Pferderennen fand am 17. und 18. Juni statt. Die Rennbahn war seitwärts von der Straße, welche von Berlin nach Potsdam führt, auf einer zum Rittergute Lichterfelde gehörenden Feldmark abgesteckt; sie bildete ein regelmäßiges Viereck auf einer unebenen Fläche, und die Länge der Bahn betrug im doppelten Umlauf eine halbe preußische Meile. Zur Seite der Bahn war für Zuschauer eine Tribune gebildet und für den Hof eine eigene prachtvoll dekorirte Loge erbaut. Der Anfang des Rennens war auf 9 Uhr des Morgens festgestellt, aber schon nach 7 Uhr befanden sich mehrere hundert Wagen auf dem Platze und die Tribunen waren mit den elegantesten Damen und Herren besetzt. Der König, welcher in Allem militärische Genauigkeit liebt, traf zur festgesetzten Stunde ein; die Kaiserin von Rußland und die hier anwesenden Prinzessinnen erhöhten den Glanz der Versammlung durch ihre Gegenwart. Der erste Tag war zu einem Rennen für Pferde inländischer Zucht bestimmt. Alles wurde nach den Gesetzen der englischen Rennbahn angeordnet; die Jockeys in englischem Kostüm wurden nebst ihren Sätteln auf einer englischen Schnellwage (mit einer einzigen Wagschaale, über welcher ein Zeiger das Gewicht anzeigt) gewogen; jedes Pferd trug 160 Pfund; die leichteren Jockeys wurden mit Schrotbeuteln beschwert. Sechs Pferde waren zum heutigen Rennen gestellt; eine Glocke gab das Zeichen zum Auslauf. Nur zwey Pferde, Leonardo, dem Oberamtmann Meyer, und Masaniello, dem Generalintendanten der Schauspiele, Grafen von Redern, gehörig, hielten die Bahn und wurden zu dem zweyten Wettlauf zugelassen. Der Sieg blieb, wie bey dem ersten, so auch bey dem zweyten Umlauf dem Leonardo, einem inländischen Pferde vom Neustädter Gestüt, welches die Bahn in fünf Minuten vierzehn Sekunden zurücklegte. Diesem ersten Rennen folgte ein zweytes, wobey auf der Bahn den Rennern eine Menge Hindernisse in den Weg gelegt worden waren. Mehrere Gräben, Hecken und Schlagbäume mußten übersprungen werden. Den Preis gewann Rosabel, Fuchsstute des Majors von Brandenstein. Der Sieger im ersten Rennen wurde mit 300 Friedrichsd'or, der im zweyten mit 200 Friedrichsd'or von dem Vereine für Beförderung der vaterländischen Pferdezucht, von welchem das Pferderennen eingerichtet und geleitet wurde, gekauft und am folgenden Tage verloost. Interessanter noch war das Wettrennen am zweyten Tage, weil dießmal nicht die Jockeys, sondern die Eigenthümer der Pferde selbst ritten und auch Ausländer zugelassen wurden. Die berühmtesten Reiter unserer Gardekavallerie hatten sich eingefunden, und von Auswärtigen war ein berühmter Wettreiter aus dem Mecklenburgischen, Graf Hahn, gegenwärtig; im Ganzen hatten sich acht Wettrenner gestellt. Nur drey davon hielten die Bahn: der Oberst von Barner, der Prinz Alexander zu Solms und der Graf Hahn; der letztere erreichte bey dem ersten Umlaufe das Ziel zuerst. Bey dem zweyten Umlaufe hatte er das Unglück, daß ihm ein Steigriemen riß und er bey der vorletzten Biegung herabfiel. Es fand nun ein drittes Rennen zwischen dem Obersten Barner und dem Prinzen Solms statt, bey welchem der erstere Sieger blieb, dessen Pferd die Bahn in fünf Minuten vierundzwanzig Sekunden durchlaufen hatte. Der Preis konnte ihm jedoch nicht zuerkannt werden, da sein Pferd bey dem zweyten Umlaufe, obwohl nur unbedeutend, aus der Bahn gebrochen war. Der silberne Pokal, welcher als Preis gesetzt war, wurde zurückbehalten, und dem Vernehmen nach soll bey dem nächsten Rennen eine zweyte Bewerbung um denselben stattfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

(Beschluß.)

Airolo hat einen trefflichen Gasthof, mit zierlichen Gemächern und allen Bequemlichkeiten, die in den besten Gasthöfen der Schweiz angetroffen werden. Die vor wenig Jahren vollendete prächtige Kunststraße führt in zwölf Stunden von Airolo nach Bellenz. Ich erinnere mich recht gut, wie noch im Jahre 1802 von Bellenz nach Giornico, wo die gepflasterte Gotthardstraße anfing, nur ein Maulthierweg vorhanden war. Noch im Spätjahr des laufenden Jahrs wird, wie schon gesagt, die neue Gotthardstraße in ihrer ganzen Ausdehnung fahrbar seyn, und es wird selbst mit den schwersten Fuhrwerken ein Bergpaß befahren werden können, dessen höchster Punkt 6540 Fuß über dem Meer erhaben ist. Bernina und Splügen sind die zwey ersten, St. Gotthard ist der dritte Alpenpaß der Schweiz, welcher seit wenigen Jahren auf solche Art neu geöffnet worden ist.

Noch will ich einer minder bekannten und auch ungleich weniger bedeutsamen Straße, als die bisher erwähnten sind, gedenken, die jedoch ihrerseits nicht minder als ein Beweis der Sorgfalt dienen kann, welche die Schweizerregierungen auf Erleichterung der Verbindungsmittel zwischen ihren verschiedenen Gebietstheilen verwenden. Es ist dieß die Sustenstraße, die ihren Namen von dem Berge erhielt, über den sie führt. Ihr Anfang ist bey Imhof, im Kanton Bern, eine Stunde oberhalb Meyringen; sie gelangt durchs Mühlithal, Nesselthal und Gadmenthal in die Höhe und führt über den Sustenberg, dessen Erhöhung über der Meeresfläche 5940 Fuß beträgt und wo die Grenze zwischen den Kantonen Bern und Uri sich befindet; durchs Maienthal steigt sie alsdann nach Wasen herab, um sich hier mit der Gotthardstraße zu vereinbaren. Die Breite dieser Straße beträgt nicht über zehn Fuß; ihre Anlage war verständig und ihr Fall ist überall sanft. Auf ihren Unterhalt hingegen wird leider zu wenig Sorgfalt verwandt, besonders im Kanton Bern, wo ich an mehreren Stellen die Stützmauern zerfallen fand. Ihr Zustand ist besser auf dem Gebiete von Uri, aber hier blieb sie unvollendet am Ufer der Maya, eine halbe Stunde oberhalb Wasen, wohin man über einen rauhen und felsigten Weg gelangt. Die Veranlassung zum Bau dieser Straße lag in dem Bedürfniß, die französischen Douanen in Wallis und auf der Simplonstraße zu vermeiden. Seit nun dieser Grund weggefallen ist, ward auch die Straße vernachlässigt. Man darf jedoch hoffen, der vollendete Bau der St. Gotthardstraße werde die betreffenden Kantone zu ihrer Wiederaufnahme und Herstellung ermuntern, denn sie kann für innere Verbindung des Handels und Austausch seiner Produkte immerhin sehr wichtig werden, besonders wenn der Kanton Bern bald eine Fahrstraße von Thun nach Brienz erbauen dürfte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 13. August 1829.

Da läßt sich wiederum in grünenden Trophäen
Des Winters Untergang, der Flor des Frühlings sehen;
Die frohen Lerchen fliegen
Und singen von den Siegen
Der täglich schönern Natur.

Hageborn.

Begebenheiten.

I.

Berg, Wald, Wiese, Bach dabey
Haben ernstlich sich verschworen,
Für des Winters Tyranney
Seyen sie zu frey geboren.

Winter sizt am Berge kraus,
Blicket in die Gegend hämisch;
Doch der Berg dampft Wolken aus,
Dieses macht den Winter dämisch.

Winter lüftet sich vom Siz:
Was ist das für neu Gelichter?
Unverschämt ist ihr Gesprüz,
Und sie schneiden mir Gesichter!

Aengstlich brummt und heult er bald,
Da ihn wild die Wolken jagen;
Zieht zurück sich in den Wald,
Der beginnet auszuschlagen.

Wie der Winter das erblickt,
Fährt ihm Schreck in alle Glieder,
Flieht vom Wald, und kleingebückt
Springt er auf die Wiese nieder.

Die entsezt sich über ihn,
Halb im Aerger, halb verlegen,
Wird vor Zorn ganz gelb und grün,
Rauschet heftig ihm entgegen.

O dein Keifen fehlte noch!
Knirscht der Winter wild und leise;
Schnell besinnt er sich jedoch
Auf sein Bett im Bach von Eise.

Er nimmt einen großen Satz,
Doch der Bach ist längst im Laufe;
Winter fliegt heran und — Platz!
Plumpt er mitten in die Traufe.

Ha Tyranne! schäumt im Saus
Nun der Bach und stürzt ihn hinter;
Im Triumph zum Land hinaus
Trudelt er den bösen Winter!

II.

Da, am höchsten Himmelsbogen,
Bläs't den Tusch ein Lerchenchor,
Eine goldne Ros' am Busen
Tritt die Sonn' in's Blau hervor;
Kinder, spricht sie, mildestrafend,
Hebt ihr euch so stolz empor?

Sieh, da dreht der Berg sich leise,
Winkt den Wolken leise: geht!
Kleinlaut schleichen sie vorüber,
Ihre Fähnlein sanft gebläht;
Aber er, beschämt, bleibt stehen
Vor der Sonne Majestät.

Auch der Wald mit allen Zweigen
Beuget ihr voll Zagen sich,
Alle seine Blätter möchten
Eins im andern bergen sich;
Und die Wiese steht in Thränen
Reuevoll und jüngferlich.

Doch der Bach mit Dreh'n und Winden
Bäumt sich halbverstohlen auf,
Und halbbrummend und halbschmunzelnd
Schmeichelt er zur Sonn' hinauf:
Mütterlein, du mußt verzeihen,
Welt hat einmal ihren Lauf!

A. Schöll.

Der Schiffskoch.

(Beschluß.)

„Unterwegs peinigte ich mich, was ich thun sollte. Gab' ich es an, und es wurde ihm nicht bewiesen, so konnte ich selbst in des Teufels Küche kommen, wenn dadurch bekannt wurde, daß ich den Engländern gedient hatte. Ich wußte mir gar nicht zu rathen. Da führt mich der Zufall in Altona zu einem klugen Schuster, der zu den Blaufärbern *) gehört; ich lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Mann bringt mich in ihr Gotteshaus, wo er auf die Kanzel steigt und eine Predigt darüber hält, daß von den Richtern oft aus Eigennutz oder Blindheit die Schuldigen frey gelassen würden, und daß es daher unsere Pflicht sey, wenn wir von ihrer Missethat überzeugt seyen, sie selber zu bestrafen, damit wir sie aus dem Wege räumten, und sie uns nicht mehr schaden könnten. Dabey bewies er, daß das ausdrücklich in der Bibel stehe. Das gefiel mir damals sehr, und ich war ganz voll davon; jezt hat mich freylich der ehrwürdige Pastor eines Bessern belehrt. Ich sprach nachher mit dem Schuster noch ein Langes und ein Breites darüber, und er machte mich immer fester in meiner Meynung.

Wir reisten wieder zurück und stachen in See, um nach Veracruz zu segeln. Ich nahm mir fest vor, mich auf dieser Reise bestimmt davon zu überzeugen, ob Lundquist Euren seligen Vater ermordet habe. Von Anfang fiel mir auf, daß er die Matrosen, mich ausgenommen, entsetzlich schlecht behandelte, viel schlechter noch, als es selbst die schäbigen Holländer thun. Dabey erzählte er mir immer, dieß sey die lezte Reise, die er mit fremdem Schiffe mache, die nächste mache er mit eigenem, und dann solle ich es sehr gut haben bey ihm. So ging er um mich herum; endlich sagte er mir, er habe die Amalia in Hamburg doch verassekurirt, und es wäre gar kein Schaden, wenn sie unterginge; im Gegentheil wäre es sein Vortheil, denn er habe es auf eigene Rechnung gethan, und treffe es ein, so solle ich auch mein Theil haben. Halb und halb merkte ich, was er wollte, aber ich hielt noch zurück. In Veracruz starb uns die halbe Mannschaft am schwarzen Fieber, und einen Matrosen, der noch gar nicht todt war, warf er für todt in die See. Nun rückte er gegen mich mit seinem Vorhaben heraus. Das war nichts anderes, als das Schiff in Grund zu bohren, sobald wir den Hafen von Veracruz verlassen hätten, und uns auf dem Langboot wieder nach Veracruz zu retten. Nun däuchte mir sein Maaß voll, denn das war mir zu arg. Ich wiegelte die Matrosen gegen ihn auf, und wir warfen ihn über Bord."

Er erzählte nun, was wir dem Leser bereits zu Anfange mitgetheilt haben. — Runges Gefühle, als er dieß ganze Bekenntniß aufschrieb, lassen sich schwer schildern; das tiefste Mitleid mit dem Verirrten bemächtigte sich seiner Seele. Mit zitternder Stimme las er dem Matrosen das Protokoll vor. „Ganz recht," sagte dieser, als er es gehört hatte; „Gottlob, nun ist mir wohl, nun bin ich es los. — Aber warum sich der Steuermann gar nicht gerührt hat, sondern immer dabey blieb, eine Sturzsee habe den Kapitän über Bord gerissen, das kann ich nicht begreifen. Er hat nicht den mindesten Theil an der That, so wahr ich hoffe, daß der liebe Gott es mir zu gut anrechnet, daß ich einen solchen Hund aus der Welt geschafft habe, und mich nicht durch einen dummen Eid verleiten ließ, es zu verschweigen."

Heiter, ja beynahe fröhlich ließ Hansen sich in seinen Kerker zurückbringen, und Runge trug sogleich, jedoch mit klopfendem Herzen, das Protokoll zu seinem Vorgesezten. Dann suchte er eiligst seinen Freund Werner auf, um ihm das so eben Erlebte mitzutheilen.

Beyde verfügten sich zu Petersen, auf Werners Anrathen. Dieser war sichtlich betreten, als er sie erblickte, und rief ihnen zu, als sie ihn kaum begrüßt hatten: „Ihr kommt, um mich von meinem Stillschweigen abzubringen, aber es wird Euch nichts fruchten, denn so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, ich muß schweigen. Ich weiß es wohl, es kostet mich mein ganzes Lebensglück, aber ich muß schweigen." — „Ungeduldiger," erwiederte Werner; „höre doch nur." Er theilte ihm nun Peer Hansens Bekenntnisse mit, Petersen hörte ihn mit erstaunten Blicken an; je mehr sich der Freund dem Ende seiner Erzählung näherte, desto heiterer wurde des jungen Steuermannes Antlitz. Endlich stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen, er sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Knie und betete lang und heiß. Die Freunde sahen ihm theilnehmend zu. „Gottlob," sagte er dann, als er aufstand; „Gott hat mich von den Zweifeln erlöst. So wisset denn, warum ich schwieg. Der Oheim hat mich als Waise zu sich genommen, er ließ mich erzie-

*) Eine Separatistensecte, vom Volke mit diesem Namen belegt, wahrscheinlich wohl, weil die ersten Sektirer (holländische) Blaufärber waren.

hen, ich lernte auf seine Kosten die Steuermannskunst, und wurde immer gut von ihm behandelt. Von seinem geheimen Treiben wußte ich nichts. Da fand ich nach seinem plötzlichen angeblichen Selbstmorde eine Abschrift der hohen Versicherung des Schiffes unter seinen Papieren, mit der Bemerkung, wo das Original niedergelegt sey. Ich ahnete seine Absicht, denn er hatte sie einmal im Scherz gegen mich ausgesprochen. So lange ich unter den Matrosen war, mußte ich um meiner selbst willen schweigen; auf dem festen Lande zwang mich die Pflicht gegen die Seinigen dazu, denen ich seine Ehre und sein Vermögen retten mußte. Das Erstere ist jezt freylich unmöglich, aber das Leztere nicht, denn die Amalia ist durch Gottes Fügung, und nicht durch Menschensünde untergegangen. Da habt Ihr meine Gründe, die mich zum Schweigen bewogen, und ich hätte geschwiegen, wäre auch ein ewiger Kerker mein Loos gewesen." — „Du warst auf unrechtem Wege," entgegnete Runge; „aber Du bist ein braver Bursche. Aennchen wird Deine Frau, verlaß Dich darauf."

Uns bleibt jezt nur wenig zu berichten übrig; denn wozu sollen wir die Leser mit der ausführlichen Schilderung von der Hinrichtung der Matrosen quälen? Peer Hansen ging ruhig zum Tode; nicht so die Uebrigen. Kund Pwersen wurde begnadigt und kam mit längerer Zuchthausstrafe davon. Der pietistische Schuster und Vorsteher der Brüdergemeine zur Himmelsmilch, Ezechiel Täublein, sizt wiederholter Betrügereyen wegen im Zuchthause zu Altona, und sucht seine sämmtlichen Gefangenen zu Proselyten zu machen.

Als die drey Freunde ein halbes Jahr später wieder über Kiel nach Altona reisten, konnten sie sich nicht versagen, in Lurup einzusprechen. Sie wurden Anfangs freundlich von Anne Marie und ihrer Mutter empfangen; als sie ihnen aber, auf ihr Begehren, Peer Hansens Schicksal und Ende, und wie sie darin verflochten gewesen seyen, erzählten, wandte sich Anne Marie von ihnen ab und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben, „denn," sagte sie, „Peer Hansen war ein wilder, aber ein braver Kerl, und Ihr hättet Alles aufbieten sollen ihn zu retten, er hatte ja etwas Gutes gethan, daß er den Spitzbuben, den Mörder aus der Welt schaffte." Die Mutter verwies ihr zwar solche Reden, sie blieb aber dabey und fing bitterlich an zu weinen, als ihr einfiel, daß das Tuch, mit dem sie sich geschmückt hatte (es war gerade Sonntag), Peer Hansens leztes Geschenk gewesen sey. Sie ließ sich erst bey dem Abschiede wieder vor den Fremden sehen, weil die Berechnung der Zeche zu ihren Geschäften gehörte. Bey dieser blieb sie kalt und gemessen, aber ihre Rechnung war noch billiger als das vorige Mal, obgleich sie einen Gast mehr in Anschlag zu bringen hatte.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Bezeichnender für das Aussehen der Portugiesen im Allgemeinen ist wohl nichts als der Titel, mit dem der Barbier den wohlgekleideten Fremden mehrmals beehrt: **homem di gravata levada**, was einen vornehmen Mann bezeichnen soll, wörtlich aber nichts anders bedeutet als einen Mann mit rein gewaschenem Halstuch. Die Neigung zur Unsauberkeit geht besonders bey den weiblichen Wesen so weit, daß sie selbst des Morgens ihr Gesicht nicht ordentlich waschen; gewöhnlich befeuchten sie den Zipfel ihres Schnupftuchs mit dem Munde und berühren damit Stirne, Augenbraunen und Nase. In merkwürdigem Kontrast damit steht nun die Gewohnheit des häufigen Badens im Tajo, das eine besondere Beschreibung verdient. Die Portugiesen, besonders die Frauen, treibt dazu keineswegs die Wärme des Klima's, sondern der Umstand, daß die portugiesische medizinische Fakultät dieß Baden gegen alle Arten von Beschwerden empfiehlt. Segen über den menschenfreundlichen Mann, der diesen Ausspruch zuerst that! Wäre diese Sitte nicht, neun Zehntel der Frauen in Lissabon kämen von ihrer Taufe an zu keiner Abwaschung mehr. In den Sommermonaten sieht man ganze Familien nach den Landungsplätzen, wo die **cotraio's** oder Tajogondeln liegen, hinwallen, hinter ihnen Diener mit Bündeln von Linnen und andern Badebedürfnissen. Alle Volksklassen in Portugal, die nur den Preis für ein solches Boot erschwingen können, und selbst Leute vom höchsten Rang, Männer und Frauen, nehmen Theil an dieser allgemeinen Volkssitte. Der gewöhnliche Platz ist der Strand von Jumqueira, des Patriarchen Pallaste gerade gegenüber, und dort erscheinen zu jeder Stunde des Morgens gegen hundert Badegondeln, sogar noch bis 10 oder 11 Uhr. Erfreulich ist der Anblick der bunt, gewöhnlich scharlachroth und blau, Lieblingsfarben der Portugiesen, bemalten Boote; was ihnen aber den seltsamsten Anblick gibt, sind ein Paar ungeheuer große schwarze Augen, die vorne auf dem weißgelassenen Schnabel angebracht sind. Das äußerste Ende des Schnabels, der oft die Gestalt von Schlangen, Delphinen u. s. w. hat, und das Hintertheil enden sich gewöhnlich mit hölzernen oder eisernen Figuren von **Nostras Senhoras** aller Arten, stets mit Bändern von allen Farben verziert; auch die Seiten und Ruder sind mit Bildnissen derselben bemalt. Die Haupteinrichtung dieser Boote besteht aber in einem Vorhang, der auf allen Seiten das Hintertheil des Schiffes ganz verhüllt. Ehe abgestoßen wird, macht Jeder im Schiffe das Zeichen des Kreuzes über Gesicht und Brust, um jedes Unglück abzuwenden. Die Boote werden nun bey 4 oder 5 Fuß tiefen Stellen angeankert und der Vorhang dann von allen Seiten zugezogen, so daß die weiblichen Glieder der

Familie sich so verborgen wie in ihren Schlafzimmern aus- und anziehen können. Darauf thun sie ihr Badkleid um, das aus sehr dicker Wolle gewebt ist, damit die Umrisse des Körpers durchaus nicht zu unterscheiden sind. Die Männer entkleiden sich nun ebenfalls, ziehen eine wollene Jacke und eben solche Beinkleider an, springen zuerst in das Wasser und schwimmen um das Boot herum, bis die Damen verkünden, sie seyen bereit; dann werden diese von den Herren in Empfang genommen und die zwey oder drey Stufen, welche an der Seite des Bootes angebracht sind, herabgeleitet. Da geht es denn an ein Räuspern, Husten, Schnauben und Schnattern; feine und gröbere Scherze werden gemacht, bis alles wieder einsteigt und nach Hause kehrt.

Es ist wohl ungalant, nicht zuerst die Neugier der schönen Leserinnen zu befriedigen, die gern etwas vom weiblichen Geschlechte der Halbinsel, das so viel besprochen und besungen worden ist, hören möchten. Doch muß ich vorher erst Einiges berühren, was dem Fremden an Lissabon äußerlich auffällt, und mit einigen Zügen den Grund zu meinem Gemälde legen. Die Häuser in der Stadt erscheinen etwas schwerfällig, weil seit dem Erdbeben von 1755 der Portugiese hauptsächlich auf feste Bauart sieht. Doch geben sie in mancher Hinsicht, wie Alles in diesem Lande, dem Auge ein hellglänzendes, manchmal ein schreyendes Bild. Alle Häuser in Lissabon haben vorspringende Ziegeldächer, der vorspringende Theil wird sorgfältig mit hellem Scharlachroth bemalt, und gemeinlich hat der Giebel irgend eine phantastische Gestalt. Die hellen Farben desselben kontrastiren oft sehr angenehm mit den weißen Mauern. Einige Theile der Hausmauer sind ferner stets mit Darstellungen von Heiligen, in blauen oder weißen Lazursteinen, verziert, vor denen oft eine Laterne hängt, damit sie Abends den Andächtigen sichtbar bleiben. Der Heilige, den man am gewöhnlichsten an den Hauswänden sieht, ist der Heilige Marcal, dem großer Einfluß auf Feuersbrünste beygelegt wird. Stets wird er in einem Bischofskleide dargestellt, mit der Mitra auf dem Haupte, die rechte Hand emporgehoben und mit zwey Fingern aufwärts zeigend, während man auf dem Grunde mehrere brennende Häuser sieht. Andere Lieblings-Straßen-Heilige sind die Santa Barbara, mit einem Thurme auf dem Kopfe als Hut, und einem in der Hand; ferner der heilige Sebastian, an einen Baumstamm gebunden, ein Ziel für junge Ungläubige, die sich an ihm im Bogenschießen üben. Eben so ist die Flucht nach Egypten ein gewöhnliches Straßengemälde, und Seelen im Fegfeuer sieht man an jeder Straßenecke.

Fast jedes Haus der Vornehmen hat hinter sich einen Garten, nach französischer Manier sehr symmetrisch angelegt, und in ihm eine Masse von Büsten und Statüen; ist ein Garten groß genug, um auf den Namen einer Quinta Anspruch zu machen, dann hat er gewöhnlich eine Nora, um ihn im Sommer, wo es wenig oder gar nicht regnet, mit Wasser zu versehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Wir wenden uns nun von Alt-England, von den Godamms, Rothröcken und Rostbeefs zu den Karbonaris und Macaronis nach Tivoli. — Vor dem Halleschen Thore erhob sich vor Zeiten ein kahler Sandhügel; nach der Schlacht von Bautzen und während des Waffenstillstandes legte der Berliner Landsturm auf diesem Hügel, welcher die Stadt beherrscht, eine große Verschanzung mit vielen Batterien an. Hier sah man den berühmten Fichte mit zwey Pistolen im Gurte und einer langen Lanze, Schleiermacher, Niebuhr und andere patriotisch gesinnte Männer aus allen Ständen schanzen und exerziren, wobey denn, so ernsthaft auch die Sache gemeynt war, manche komische Figur zum Vorschein kam; allein die komischste von allen war Iffland, welcher sich aus der Rüstkammer des Theaters mit Helm, Schild, Brust- und Beinharnisch auf das Sicherste versehen hatte. Nach geendigtem Kriege ließ der König auf dieser Anhöhe ein Volksdenkmal errichten. Dieß Denkmal ist von gegossenem Eisen, hat die Form eines gothischen Thurmes und ruht auf einer Grundlage in Form des eisernen Kreuzes, weßhalb auch seitdem dieser Hügel der Kreuzberg genannt worden ist. Elf steinerne und fünf eiserne Stufen, welche rings um das Denkmal herumlaufen, führen zu der Fläche, auf welcher es steht. Die Höhe des Denkmals beträgt mit Einschluß der fünf eisernen Stufen 61 Fuß, das Gewicht des dazu verwendeten Eisens (mit Ausschluß der zwölf in den Nischen stehenden, die zwölf Hauptschlachten bezeichnenden allegorischen Figuren) 2300 Centner. Auf der östlichen Seite liest man folgende Inschrift: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“ Wie ehrenvoll auch das Anerkenntniß ist, welches der König durch dieses Denkmal der Nation zu erkennen gegeben hat, und wie aufmunternd die Erinnerung an den Freyheitskampf an dieser Stelle ist, so wurde doch bis jezt dieß Denkmal wenig besucht, denn der Weg dahin war wegen des tiefen Sandes unzugänglich, und, was der Berliner am schmerzlichsten vermißte, es war kein Wirthshaus daneben. — Wie mit einem Zauberschlage sehen wir nun jezt diese wüste Gegend in einen reizenden Garten mit vielen Sommerhäusern nach italienischer Bauart, mit Lustgehegen, Pflanzungen, Trattorien, Osterien und einer Rutschbahn versehen. Am 15. Juli fand die Eröffnung dieses neuen Vergnügungsortes statt, und noch niemals war das Volksdenkmal so besucht, als an dem heutigen Tage. Besonders belustigte sich die schöne Welt auf dem Rutschberge, oder wie es hier zierlicher genannt wird, auf der Kreisfahrbahn. Die Besitzer des Grundstückes, die Gebrüder Gericke, zwey unserer ersten Goldarbeiter, haben keine Kosten gescheut, um der neuen Anlage in jeder Hinsicht die größte Eleganz zu geben, und nach den ersten Erfahrungen, welche sie gemacht haben, dürfen sie mit der Theilnahme, welche das Publikum ihrem Unternehmen schenkt, vollkommen zufrieden seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. August 1829.

Auf dir leuchtet der Kranz Ariadnens unter den Sternen,
Den mit großem Gemüth Güte der Frauen erstrebt;
Denn von den Sternen hinab fließ manche himmlische Gabe,
Reifer Verstand in dich, Größe des Herzens und Huld.

Herder.

Therese Huber, geborne Heyne.

Obgleich die ausgezeichnete Frau, der diese Zeilen gewidmet seyn sollen, nach der Versicherung ihrer nächsten Freunde, nie wünschte, daß von ihr im Publikum viel gesprochen und Aufhebens gemacht werde; so würde doch an unser Blatt, das sie eine schöne Reihe von Jahren ordnete und reichlich ausstattete, ein gerechter Vorwurf gerichtet werden können, wenn ihr Tod in demselben mit keinem Zeichen inniger Theilnahme und dankbarer Erinnerung an sie erwähnt würde. Auch wollen wir, ihrem Wunsche getreu, weder von ihrem Leben noch von ihren Werken ausführlich sprechen. Jenes hat sie selbst in einem allgemein verbreiteten Aufsatze *), mit wenigen geistreichen Umrissen, anspruchslos und offen, ohne Schonung gegen sich selbst beschrieben, und Georg Forsters erst kürzlich von ihr herausgegebener Briefwechsel enthält zahlreiche Ergänzungen und Erläuterungen zu dem dort von ihr Gesagten. Ihre Werke liegen vor dem deutschen Publikum; die achtungswerthesten Stimmen haben sich längst darüber ausgesprochen, und von uns sey nur das Verlangen ausgedrückt, recht bald eine vollständige Sammlung ihrer zerstreuten Erzählungen zu erhalten, deren eigenthümlicher Gehalt sie auch in unserer, an Unterhaltungsliteratur überreichen Zeit, unter das Beste stellen muß, was noch auf den heutigen Tag in dieser Gattung geleistet wird.

*) Conversations Lexikon, neue Folge. Zweyte Abtheilung des ersten Bandes, S. 677 ff.

Unser Vorsatz ist hier, von den Verdiensten der Verewigten um das Morgenblatt zu sprechen; eine Pflicht, von welcher uns auch der Widerwille der Verstorbenen gegen öffentliches Lob nicht abzuhalten vermag.

Das Morgenblatt ward mit dem Beginne des Jahres 1807, auf Anregung seines Verlegers, zunächst von geistreichen Dilettanten gegründet, deren Persönlichkeit aber die vorzüglichsten Geister, und darunter selbst berühmte Namen anzuziehen und zur Theilnahme zu bestimmen, geeignet war. Sie übergaben das Blatt, zu dessen fortwährender Leitung ihnen die Muße gebrach, das aber schon mit seinem Beginnen einen ehrenvollen Platz unter den damals noch nicht zahlreichen Blättern von ähnlicher Bestimmung einnahm, Männern vom Fache, und bald war es, mit den besten Instituten gleicher Art wetteifernd, der Sammelplatz vieler vorzüglichen Schriftsteller und Dichter Deutschlands, und öffnete sich zugleich als Rennbahn auch Jüngeren, und bis dahin noch Ungenannten, die hier Gelegenheit fanden, ihre Kräfte zu versuchen, und von welchen mehr als Einer seinen ersten Ruf diesem Blatte verdankt. Geschickte Hände steuerten es in vielfach bewegter Zeit zwischen mancherley Klippen durch; die Zahl wetteifernder Nebenbuhler wuchs; dennoch, unter der Menge nachsegelnder Tagblätter, suchte das unsre sich wenigstens nicht von der eingeschlagenen Bahn verdrängen zu lassen. Aber es war kein Leichtes, es auf dieser Bahn zu erhalten. Die Zeit war ernster geworden; die Forderungen an Kunst und Wissenschaft steigerten sich, und auch die Unterhaltungsblätter durften, so

weit die Fortschritte jener beyden sie berührten, nicht zurückbleiben; dazu hatte der große Fürsten- und Völkerkampf alle Nationen Europa's in gegenseitige Berührung gebracht, alle Geister zum Mitstreit aufgeregt, und endlich hatte eine ungeheure Katastrophe in unserem Deutschland in Beziehung auf bürgerliche Umgestaltung so sanguinische Hoffnungen erregt, daß der über seine Ufer gebrochne Strom der Politik auch das friedliche Land der Wissenschaft und selbst der schönen Literatur überschwemmte, und daß dem Dichter und Schöngeist hinfort, bey Strafe für feige und knechtisch gehalten zu werden, nicht mehr vergönnt war, neutral zu bleiben. Im bürgerlichen Leben legte sich zwar jener Aufruhr bald, aber in der Literatur wogte er fort; und es war in dem verhängnißvollen Jahre 1819, als das Ruder des Morgenblatts einer Frau in die Hände gegeben ward. Therese Huber zeigte jedoch bald, wie ungegründet in Beziehung auf sie die Besorgnisse waren, die sich auch dießmal in der Erwartung des Publikums an die Leitung eines literarischen Blattes durch weibliche Hände knüpften. Man konnte fürchten, der Kreis der Gegenstände, deren Mannigfaltigkeit bisher einen besondern Vorzug des Blattes ausgemacht hatte, möchte sich unter den Händen eines Weibes verengen, das Wissenschaftliche, was hier mehr als in andern Unterhaltungsblättern besprochen wurde, möchte von den Arbeiten einer Erzählerin von Profession allmählig verdrängt werden; — das Gegentheil geschah. Mit wirklich männlichem Geiste suchte die neue Redaktion aus allen Fächern des Wissens dasjenige in ihren Kreis zu ziehen, was für denselben irgend passend, was zur Belehrung, zur Erhebung des Geistes ihrer Leser, ohne intellektuelle und moralische Pedanterie, dienen konnte. Sitten und Institutionen, Erfindungen, Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, nach allem sah der gebildete und wißbegierige Geist dieser Frau sich um, zog, was in dem Bereich ihres Blattes war, herein in dasselbe, und erweiterte die Rubriken: Reisen, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaftliches; während der Raum für Erzählungen und Romane, selbst unter dem Tadel des nach leichterer Speise verlangenden Publikums beschränkt blieb. Jenes Streben nach Universalität wurde bey ihr begünstigt und unterstützt durch eine ausgebreitete Kenntniß der auswärtigen Literatur, die sie jedoch nie zu mageren Auszügen und trockenen Notizen benuzte, sondern immer mit ihrem eigenen Geiste zu amalgamiren, und, wie in ihren Werken, selbstständig zu behandeln wußte.

Die Verewigte neigte sich sehr entschieden zu einer bestimmten politischen Ansicht. Auch dieß konnte Veranlassung zu einer Besorgniß geben. Wird unter ihren Händen nicht ein, der Verbreitung des Schönen, der Bildung des Geschmacks gewidmetes Blatt allmählig eine, ins Politische schillernde Farbe und die Gestalt des Pamphlets annehmen, was die ästhetischen Journale unserer westlichen Nachbarn oft so unerträglich macht, und für Wissenschaft und Kunst so verderblich ist? Nein, das Blatt zeigte unter ihrer Leitung keine Spur von einer solchen Tendenz. Sie brachte aus den, unter politischen Stürmen verlebten Jahren ihrer Jugend und ihres besten Alters zu diesem Geschäfte der Matrone nur eine reiche Lebenserfahrung, einen, bey einem weiblichen Geiste höchst seltenen Ueberblick von Welt und Zeit, und jenen allgemeinen Freyheitssinn, jenes Unabhängigkeitsgefühl, die Begeisterung für Wahrheit und Recht, die jeder Schriftsteller haben soll. Mit diesen Eigenschaften war eine, unter den Erfahrungen einer Zeit, welche in manchen die Intoleranz bestärkt hatte, erworbene und stets wachsende Duldsamkeit gegen anders Denkende verbunden, und diese äußerte sich auch besonders in der Würdigung der ihrem Blatte angebotenen Arbeiten, welche, sobald sie an und für sich tüchtig waren, auch mit Selbstverläugnung aufzunehmen, sie sich zur Pflicht machte, so lange sie nicht fürchten durfte, daß jene Toleranz zur Charakterlosigkeit führen würde.

Wenn wir aber die fast männliche Besonnenheit rühmen, mit welcher die thätige und geistvolle Frau an ihrem Platze das Amt einer Austheilerin, Empfängerin und Ordnerin versah, und Aussaat wie Ernte des Blattes besorgte, so dürfen wir dabey nicht vergessen, hervorzuheben, wie bedacht sie darauf war, daß nichts ihr Geschlecht Kränkendes oder Verletzendes über den übrigens weiten Kreis kam, den sie für den Inhalt des Blattes gezogen hatte; ja wir müssen ausdrücklich bemerken, daß sie als Mitarbeiterin vorzüglich für ihre Schwestern schrieb und nie erfreuter war, als wenn sie auch von der Aehrenlese des Auslandes Früchte einheimsen konnte, welche vorzugsweise für das weibliche Geschlecht bestimmt waren. Der Verfasser dieses Aufsatzes wird nie vergessen, mit welchem Jubel sie ihm die Ausbeute meldete, welche sie aus dem Werke der Gräfin von Remusat über die Frauen für das Morgenblatt zu machen hoffte, eine Ausbeute, die sie auch wirklich mit der glücklichsten Auswahl und in der zweckmäßigsten Gestalt gemacht hat.

Und dieses ist wohl der Punkt, wo uns zum Schlusse erlaubt seyn mag, ein Wort über den Charakter der Verstorbenen an das anzuknüpfen, was wir in Beziehung auf unser Blatt über sie zu sagen uns gedrungen fühlten. Das lezt Gesagte führt uns nämlich auf die Bemerkung, daß, so stark und oft scharf ihr Geist war, wenn er sich öffentlich im Gebiete der Literatur äußerte, sie im Privatleben doch nichts weniger war als eine Männin; daß sie vielleicht nach nichts ernstlicher und eifriger strebte, als hier Weib in allen Beziehungen zu seyn. Sie zeigte sich als kluge, unermüdlich thätige Hausfrau, als unaussprechlich liebende Mutter liebender Kinder, als Freundin und mütterliche oder schwesterliche Beratherin ihrer Freunde

und Freundinnen, und wer in den nicht selten zahlreichen Zirkel, den sie, voll Anziehungskraft auf die Geister, mit Auswahl um sich zu versammeln wußte, in der Erwartung eintrat, auch hier nur die Schriftstellerin zu finden, der fand sich auf's Angenehmste getäuscht. So wird auch ganz begreiflich, was sie von sich selbst, in Beziehung auf ihre schriftstellerische Thätigkeit in der oben erwähnten Selbstbiographie mit den Worten sagt: „Zehn Jahre lang nach Hubers Tode sezte sie ihre literarischen Arbeiten fort, ohne sich zu nennen; durch fremde Zudringlichkeit dem Publikum genannt, verbirgt sie sich nicht mehr, nennt sich aber selten und stets mit Schüchternheit, da sie ihre Autorschaft sich selbst nur deßhalb verzeiht, weil sie ihr Mittel zu dem theuersten Zweck ihres Lebens ward. Sie blieb in jeder Lage der thätigsten Häuslichkeit gänzlich ergeben, sie lernte wenig aus Büchern, obschon sie viel las, viel mehr durch den Umgang mit einem großen Theil der edelsten Menschen ihrer Zeit; sie lebte unter allen Ständen, und lernte einen jeden schätzen und beurtheilen. Daher bildete sie sich eine Sicherheit des Betragens, die mit der Frömmigkeit gepaart, welche vielfache Leiden in ihr entwickelten, ihr trotz der Beweglichkeit und Reizbarkeit ihres Wesens Seelenruhe gibt." An diese Selbstschilderung der Verstorbenen glaubten wir die Leser wohl erinnern zu dürfen, nachdem wir eben die Eigenschaften, die sie hier an sich aufzählt, in ihrem Verhältniß zu unserem Blatte nachgewiesen hatten.

Die Redaktion des Morgenblatts hat die Grundsätze, nach welchen die Hingeschiedene an demselben gearbeitet, als ein Vermächtniß von ihr empfangen, das sie heilig halten wird. Mannigfaltigkeit, die ihre Einheit im Wahren, Guten und Schönen findet, Ernst und sittliche Würde, Wissenschaftlichkeit mit Fülle von Unterhaltung gepaart, wird stets ihr Bestreben bleiben. Sie wird auf der Bahn zu bleiben suchen, welche der ausgezeichnete Geist, dem sie in diesen Zeilen huldigt, unter dem Beyfall aller wahrhaft Gebildeten (und diesen ist ja ihr Blatt gewidmet) so lange gewandelt ist.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Die Nora's sind tiefe Wassergruben, mit einer sehr einfachen Maschinerie, durch welche das Wasser in irdnen Töpfen, die an Stricke gebunden sind, heraufgebracht und oben in einen hölzernen Trog ausgeleert wird. Die Räder werden durch einen Ochsen in Bewegung gesezt, der an einem Hebel angespannt ist und um die Brustwehr des Brunnens so lange herumgeht, bis der Garten hinlänglich gewässert ist. Die Nora gibt, wenn sie gedreht wird, einen kreischenden, knarrenden Ton von sich, wie alle Ochsenwagen in der Halbinsel, und dieß ist nicht etwa zufällig; die Portugiesen, die selbst so viel Lärm machen, lieben ihn sehr, und können keinen Wagen leiden, der keinen macht. Jenes Geräusch ist es, was dem Fremden außerordentlich auffällt; er bekommt aber keinen hohen Begriff von der Industrie in Lissabon, wenn er hört, daß zu allen Gärten der Art Genueser und Maltheser als Gärtner gebraucht werden, da diese allein es verstehen, das Wasser nach allen Richtungen hin durch die Gewächse zu leiten. Uebrigens leitet gewöhnlich vom geräumigen Balkone eine Treppe mit marmornen und porzellanenen Blumenvasen, mit den schönsten Blumen gefüllt, in den Garten herab. In den Häusern selbst sind die Balkone, die Wände der Treppen und der Zimmer bis zur Höhe von drey Fuß mit kleinen viereckigten, glasirten Steinen ausgelegt, die über und über entweder mit Arabesken, oder mit Jagdhunden, Ebern, Jägern und Vogelfängern mit Netzen oder mit Fischerscenen in blauer Farbe bemalt sind. Manche alte Häuser haben auch bemalte Tapeten, die aber jezt durch Freskomalerey verdrängt werden, nicht allein der Schönheit wegen, sondern weil jene Tapeten Schwärme von Wanzen beherbergen, die in jedem Hause in Lissabon in solcher Masse vorhanden sind, daß, wenn die Fensterflügel gewaltsam zugeworfen werden, Haufen dieser Thiere aus jeder Ritze und jedem Winkel in dem Tafelwerke herunter prasseln. Die Möbeln in den Palästen der Edelleute oder Fidalgo's sind gewöhnlich reich, aber schwerfällig. In vielen Häusern sieht man eine Unzahl von reichen chinesischen Vasen und andern Artikeln aus diesem Lande, besonders lange Spiegel, deren unterer Theil mit sonderbaren chinesischen Scenen bemalt ist. Die Stühle haben Kissen und Polsterlehnen von bemaltem Leder; das Gestell besteht aus dem Holz der großen Kisten, in denen der Zucker aus Amerika gebracht wird; die Lehnen sind gewöhnlich mit einer kleinen Devise verziert, mit einem Vogel, einem Jäger oder einer Blume. Ein paar alte Familienportraits, oder einige schlecht gemahlte Heilige, Kruzifixe, Reliquien in Rahmen und Flittergold, sind der einzige Schmuck der Wände. Kamine hat man gar nicht, und wenn ungewöhnlich kühles Wetter einfällt, ist das einzige Mittel, sich über ein brazeiro, eine eiserne Pfanne voll glühender Kohlen oder Asche, aus einem Bäckerofen herbeygeholt, zu setzen. Dieses ist sammt der Kapuze, von der nachher mehr die Rede seyn wird, der einzige Schutz, den man gegen die strengste Kälte, deren das herrliche Klima von Portugal fähig ist, nöthig findet.

Ehe wir aus den Fenstern der Lissaboner Häuser, die stets mit Balkonen versehen sind, in die Straßen und auf das Volk hinaus blicken, wollen wir uns noch etwas in dem Haushalt der Portugiesen umsehen. Zählt man die ungeheure Dienerschaft, die sich oft bis auf fünfzig und sechzig Köpfe beläuft und im Hofe in der Sonne liegt, im Vorhause, an den Stallthüren, kurz überall um-

versteht, sollte man denken, in Lissabon werde unmäßiger Aufwand damit gemacht. Aber wir werden eines andern belehrt, fragen wir den Hausherrn selbst darum, denn dieser kennt selbst kaum den fünften Theil von all' den Leuten. Nur wegen des unschätzbaren Privilegismus eines Fidalgo, das den geringsten Stall unter seinem Dache zu einem unverletzlichen Zufluchtsort macht, ist sein Haus so reichlich mit Dienstboten versehen. Seine Diener alle, bis auf die Stallbuben, sind in jenes Privilegium mit eingeschlossen, so daß stets eine Menge unnützer und gefährlicher Leute freywillig dem dienenden Personale sich anschließt. Die eigentliche Dienerschaft bilden höchstens der mon domo, Haushalter, und moco da copa, Kellner, nebst einer oder zwey aias, weiblichen Dienerinnen; und diese nur essen, was von des Fidalgo Tische kommt. Dieß Essen besteht selten aus etwas anderem, als einer vacca comarros, Rindfleisch mit Reis, oder galinha comarros, Huhn mit Reis, nebst einigen Oliven mit Zwieback; in der Melonenzeit aus Melonen, und diese sind dann stets das erste Gericht. Die übrigen Nebendiener bekommen von dem moco da copa (Kellner) eine Ration Brod, Reis oder fejves, (trockene Bohnen) und ein wenig Olivenöl; wenige haben Löhnung an Geld, und außer jenen eigentlichen Dienern nur die dienstthuenden Lakaien, die mit einer Art Livree und dem Zopf angethan, hinten auf den Wagen klettern und jedem Gesichter schneiden, der mit Erstaunen auf ihre schäbigen Röcke sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Jezt rückt der Wilhelm Tell des weltberühmten Rossini schnell voran und man hofft, daß er in Kurzem auf der Bühne der großen Oper erscheinen werde.*) Es heißt, die Arbeit des Maestro sey neulich unterbrochen worden, weil er sich mit der Operndirektion wegen des Preises beynahe überworfen hätte. Das Einkommen der Dichter und Tonsezer ist bey den Theatern durch ein Reglement festgesezt; Rossini verlangte aber, da er sich die Mühe nehme, eine nagelneue Oper für die französische Bühne zu schreiben, so solle man zu seinen Gunsten das dem Verfasser zustehende Abzugsrecht bey der Einnahme verdoppeln. Die Operndirektion schüzte die Unmöglichkeit vor, sich von den vorgeschriebenen Gesetzen zu entfernen. Darum kümmerte sich aber Rossini wenig; er mochte denken, wenn ihr neue Musik haben wollt, so sollt ihr sie auch bezahlen, wie es mir beliebt. Seit der Zeit scheint sich auch wirklich die Operndirektion zu einer bedeutenden Zulage verstanden zu haben, denn Rossini arbeitet wieder fleißig, und, wie ein Tagesblatt scherzend versichert, den Trompetern, Trombonisten und Paukenschlägern soll schon angst werden wegen der Arbeit, die ihnen Rossini zudenkt, und sie sollen schmerzlich der glücklichen Zeit gedenken, wo Pausen von 50 bis 100 Takten ihnen erlaubten, ruhig eine Prise in die Nase zu schieben, oder dem Schauspiele zuzusehen, oder unter einander ein Gespräch anzuknüpfen. Es will nun einmal mit keiner andern Opernmusik mehr gehen, als mit der Rossinischen; die Pariser Oper hat lange ihr altes Repertoire beybehalten und sich auf Gluck und Piccini etwas zu gute gethan; allein zulezt hat sie doch auch der in der dramatischen Tonkunst ausgebrochenen Revolution weichen und sich an Rossini wenden müssen, daß er ihr aus der Noth helfe. Neulich bekam sie einen Anfall von Reue und Sehnsucht nach dem Alten, und kündigte an, sie wolle Rousseau's Dorfwahrsager so aufführen, wie ihn der Genfer Philosoph gesezt habe. Allein dieß ist ihr übel bekommen. Denn mitten unter der Aufführung fuhr aus einem Winkel des Saales eine alte Perrücke auf die Bühne herab, als satyrisches Symbol; die Schauspieler wurden beschämt, und seitdem wagte der alte Dorfwahrsager nicht mehr hervorzutreten, denn in Frankreich ist nichts beschämender für Jemand, als wenn er alte Perrücke gescholten wird. Die komische Oper hatte Lust gehabt, einige Gretry'schen Operetten wieder auf die Bühne zu bringen; allein die Furcht, auch eine Perrücke zum Geschenke zu bekommen, soll sie von ihrem Vorsatze abgeschreckt haben. In England hat man zwar noch keine Perrücke auf die Bühne geschleudert; allein die Londner Literary Gazette versicherte neulich doch, daß Mozarts Opern auf der italienischen Bühne allerdings sehr besucht werden seyen, aber doch Langeweile erregt haben; die Schuld lag hier gewiß nicht an den Schauspielern; denn Zucchelli, Dem. Sontag, Mad. Malibran-Garcia gehören zu den besten; allein es leuchtet nur zu deutlich ein, daß Mozarts Styl dem Publikum durch den Rossinischen entleidet worden ist. Auch meynt die Literary Gazette, der Maestro di Pesaro wisse den dramatischen Effect oft besser zu behandeln, als Mozart, der seine Opern schlechtsweg geschrieben habe, ohne hie und da die Zuhörer bis zum Enthusiasmus hinreißen oder sie durch einen kräftigen Schlag wecken zu wollen, wie Rossini thut. Einige Blätter versichern schon, der Rossinische Wilhelm Tell gleiche seinen vorigen Opern ganz und gar nicht, sondern sey eine ganz neue, ungewöhnliche Komposition. Das wäre denn freylich etwas Außerordentliches; denn bisher glichen sich die Rossinischen Opern sehr, und dieselben Züge wurden so oft wiederholt, daß man diese Opern bald auswendig wußte. Ist der Wilhelm Tell also etwas ganz Neues, so sind wir glücklicher als die Londner, die keine neue Oper von Rossini haben bekommen können. Es war schon viel von ihm, daß er für die Franzosen den Grafen Ory, Moises und die Belagerung von Korinth aus vorigen Opern zurichtete; für England hat er nicht einmal so viel gethan. Aber eine ganz neue Oper zu schreiben, ist eine Gefälligkeit, die den berühmten Meister gewiß viel kosten muß, da er seine Bequemlichkeit liebt und an dem Dolce far niente sein inniges Behagen findet. Die Zeit ist nicht mehr, da ihn die Noth zwang, eine Oper in Zeit von einigen Wochen zu sezen. Von dem Wilhelm Tell ist schon seit zwey Jahren die Rede, und noch immer kann er nicht hervorkommen, weil noch etwas daran fehlt. Glücklicherweise hat die große Oper Auber's Stumme von Portici und den Grafen Ory und die Ballete, und mit Hülfe solcher anzüglichen Augen- und Ohrenweide kann sie die Vollendung des Rossini'schen Meisterwerkes abwarten. Unterdessen hat sich Rossini mit dem in Musiksezen einiger Balladen Cas. Delavigne's abgegeben; doch dieß sind nur Kleinigkeiten für ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es wurde am 3. August wirklich gegeben und mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen; alle Pariser Blätter, die Gazette de France so gut wie der Globe, sprachen nach der ersten Aufführung mit Entzücken davon. Alle versichern nach dem ersten Eindruck, daß das Stück sich völlig vom Charakter der bisherigen Rossinischen Musik entferne.

D. R.

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 15. August 1829.

Sie sagen, die Sonne gehe in ihrem Lande auf und unter, aber sie wissen nicht, wie vieles sie bescheint, das dieser Ehre nicht werth ist. —

Le Sage.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Die vielen Diener sind die Gespielen und Genossen des jungen Fidalgo, der mit ihnen in den Ställen herumliegt, auf dem Schloßhofe Kegel schiebt, oder biss (ein Kartenspiel) auf den Treppenstufen spielt und, eine Peitsche in der Hand, den Hut auf einem Ohr, Cigarren von ihnen schmauchen lernt. Sie sind die gefährlichsten Werkzeuge seiner Rache, wenn in Liebeshändeln oder sonst Jemand sein Feind geworden. Eines der unglaublichsten und verderblichsten unter den den Edelleuten zustehenden Privilegien ist das der Aposentadoria. Dieß ist das Recht, Jemanden aus seinem eigenen Hause, wenn der Fidalgo Lust dazu hat, ohne weitere Förmlichkeit hinauszuweisen und eine Person, welche ihm gefällt, an dessen Stelle zu setzen. Dasselbe Recht haben auch bis zu gewissem Grade Militärpersonen, die einen Bürger ausquartiren können, wenn sie anführen, daß die Nähe des Hauses bey den Kasernen die Besitznahme von ihrer Seite für den öffentlichen Dienst nothwendig mache. Dieses ist die Aposentadoria activa; dagegen schüzt aber glücklicher Weise die passiva, die man sich für Geld verschaffen kann, und die den Eigner befähigt, sein Haus zu besitzen, ohne Gefahr, ausquartirt zu werden.

Am aller jämmerlichsten erscheint aber der portugiesische Haushalt im Equipagenwesen. Kaum zu beschreiben ist die Jämmerlichkeit der Lissabouer Miethkutschen und der Wagen der Vornehmen. Der Segé oder die Miethkutsche besteht nur aus einem, auf zwey Rädern ruhenden und von Maulthieren gezogenen Kutschenkasten, der zwar eine Lederdecke hat, vorn aber ganz offen ist, so daß man, auch wenn man den schlechten Ledervorhang vorzieht, gegen Staub und Regen nur wenig Schutz hat. Will man ihn dagegen bey schönem Wetter offen lassen, so wird man unsäglich von den großen Fliegen geplagt, die, durch das Gerassel aufgestört, in Schwärmen gleich Wolken von den zahlreich in den Straßen liegenden Düngerhaufen aufsteigen und über den Vorüberfahrenden herfallen. In einigen Straßen, wo die Unsauberkeit größer als anderswo ist, sind Pferde und Wagen, im buchstäblichen Sinn, von jenem Ungeziefer gänzlich bedeckt. Will man eine Miethkutsche, so muß man sie durchaus den Tag zuvor bestellen, sonst erscheint sie erst gegen Mittag. Der einzige Unterschied zwischen den Miethkutschen und den Kutschen der „Fidalgos“ oder Edelleute ist, daß an leztern Lederzeug und Vorhang ein wenig schwärzer erscheinen; aber Niemanden ist dann zu rathen, den Vorhang auf- oder zuzuschnallen, wenn er die Hände nicht voll Ruß haben will; denn jenes Verschönerungsmittel besteht aus ein wenig Weineſſig, mit Lampen- oder Kaminruß vermischt. Die Maulthiere haben übrigens nur in den Monaten Februar und März ein hübsches rundes Ansehen, weil sie nur da grünes Futter bekommen; bald nachher verschwindet es wieder, denn die ganze Zeit über füttert man nur Stroh, da die Sonnenhitze alle Weiden zu Ende Aprils verbrennt, und darum wenig oder gar

kein Heu zu haben ist. Auch die grausame Maßregel, die Thiere in den Ställen sich nie zum Schlafen niederlegen zu lassen, damit sie der Kutscher nicht zu reinigen brauche, trägt viel zu ihrer Abmagerung bey. Nirgends wird ihnen Stroh untergelegt und Abends die Halfter ganz knapp aufgeknüpft, damit sie stehen bleiben müssen. Während der Monate, wo die Maulthiere trockenes Futter bekommen, schwillt obendrein ihr Maul oft so an, daß die Oberlippe weit über die Zähne herabhängt. In solchen Fällen werden ihnen mit Messern, oft mit den Nägeln Einschnitte in dieselbe gemacht, um ihnen so zur Aber zu lassen. Oft bemerkte ich aber, daß die Blutigel, die sich hier zu Land in ungeheurer Menge in jedem Wasser befinden, sich, wenn die Thiere trinken, häufig an das Maul derjenigen, die in solchem Zustande sind, als der andern anhängen, und daß so die Natur selbst für ein Mittel gegen diese Beschwerde sorgt.

Wir folgen dem Portugiesen, um ein Bild von seinem Charakter zu bekommen, von seinem Eintritt in die Welt durch seine Freuden hindurch, bis zu seiner Bestattung. Gleich bey seiner Geburt hat er von jener Religiosität zu leiden, die im Gewande der finstersten Strenge und des gröbsten Aberglaubens sich in alle seine Freuden mischt, und ihm ganz jene Heiterkeit nimmt, welche bey dem unter gleich glücklichem Klima lebenden Italiener die Religion nur erhöht, ja der diese fast dient. Wenn eine portugiesische Dame sich ihrer Entbindung naht, hört sie in ihrem Zimmer ein unaufhörliches Gemurmel; alle anwesenden Personen beten den Rosenkranz und nähere Verwandte oder besondern Antheil nehmende Personen zählen ihr die Geschenke auf, die sie im Fall glücklicher Niederkunft den respektiven Heiligen gelobt haben. Wird aber der Zustand der Mutter bedenklicher, da nimmt man zu wirksamern Mitteln seine Zuflucht. So kam ich einst zu einem meiner Freunde, einem angesehenen Offizier, dessen Frau so eben jenem Augenblick entgegen sah. Der Doktor trat zugleich mit mir in das Sprachzimmer und schüttelte den Kopf mit Gefahr verkündendem Blick, da erschien eine alte Amme der Familie und sprach zum Obersten: „haben wir nicht ganz nah zum Kloster S. Francesco de Paula? Habt Ihr denn in Eurer Bestürzung ganz vergessen, was die Beinkleider dieses Heiligen in solchen Fällen wirken?“ Erfreut erinnerte sich der Vater an das Mittel, schickte augenblicklich fort, und der Bote kehrte in wenig Augenblicken mit einem Mönch zurück, der mit gebührender Feyerlichkeit St. Franciskus schmutzige Beinkleider herbeybrachte. Sie wurden auf das Bett der Dame gelegt, daß sie dieselben sehen und berühren könnte, und die Einbildungskraft war, wie natürlich, hier eine sanfte Wehmutter; wenige Minuten nachher genaß sie glücklich eines Söhnleins. Kein Mensch äußerte darüber das geringste Erstaunen oder ungewöhnliche Freude, die Sache verstand sich ja von selbst. Was das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und der Kinder unter einander betrifft, so beweist dasselbe mehr als alles andere, mit welch schönen Eigenschaften die Natur den Portugiesen ausgestattet hat. Es gehört nicht hieher, die portugiesische Geistlichkeit weiter zu schildern, als in sofern sie nothwendig in die Sitten und die Lebensweise der Portugiesen eingreift. Aber wer sie und ihren Einfluß kennt, wird sich mit mir wundern, daß der Volkscharakter noch so viel schöne Züge bewahrt hat, und nur Bosheit und Unwissenheit kann dieß Volk nach seiner politischen Geschichte der Aufmerksamkeit unwürdig und der Besserung unfähig halten. Der lezte Krieg hat freylich manche strenge alte Sitte entfernt, aber wenn die Söhne und Töchter in das Zimmer der Eltern treten, mag dasselbe noch so voll von Gesellschaft seyn, gehen sie stets zuerst zum Vater und zur Mutter, knieen vor ihnen nieder, empfangen ihren Segen, und dann erst grüßen sie die Uebrigen. Bey den Fidalgos ferner ist es wie in England durchaus Sitte, daß der älteste Sohn, der Morgado genannt, nach des Vaters Tode alles erbt, und daß alle andern Geschwister von ihm abhängen. Aber bey diesen verschrieenen Portugiesen wird man selten, wie bey den gerühmten Engländern, finden, daß die jüngern Brüder darben. Ja sie fühlen ihre abhängige Lage kaum, denn bey keinem Volke ist brüderliche Liebe allgemeiner und heiliger, keines zeichnet sich überhaupt mehr durch Anhänglichkeit der Verwandten unter einander aus.

Ist der Portugiese herangewachsen, dann ist der Denkspruch seines ganzen Lebens — Liebe — und zwar jede Art derselben. Und hier wird die Schilderung des weiblichen Geschlechts am besten Platz finden. Schöne und regelmäßige Gesichtszüge haben die Portugiesinnen im Allgemeinen nicht, und doch sind sie sicher, bey dem ersten Anblick, hat sie anders die Natur in der Gestalt einigermaßen begünstigt, Eroberungen zu machen und einen Grad von Interesse zu erregen, zu dem die Frauen in andern Ländern längere Zeit brauchen, und dieß verdanken sie einem Paar der lieblichsten Augen von der Welt, die entweder schwarz wie Kohlen, oder tief haselnußbraun, immer aber voll Ausdruck und Geist sind. Es sind noch dieselben zur Seele sprechenden Sonnen, die der Maurische Sänger so gern mit den Augen der Gazelle vergleicht. Ferner sind lange schwarze Augenwimpern und schön geschwungene Augenbrauen ausgezeichnete Schönheiten der Portugiesinnen. Man sollte kaum glauben, daß solche Wesen, lodert nicht gerade in ihnen die Gluth der Leidenschaft, von Natur höchst indolent sind. Dieß ist größtentheils Folge der Sitte, selten oder gar nicht, außer bey großen Gelegenheiten (an Sonn- und Feyertagen, um in die Messe zu gehen), das Haus zu verlassen. Dieß gilt selbst von Frauen, die sich um den Haushalt bekümmern müssen; denn auch sie haben nie nöthig auszugehen, da ihnen alles, dessen sie bedürfen, von den Verkäufern

in die Thüren und Fenſter des untern Geſchoſſes hineingereicht wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Mutterkorn des Maiſes.

Die Getreidearten, vor allen aber der Roggen, unterliegen bekanntlich häufig einer Krankheit, welche unter dem Namen Mutterkorn bekannt iſt. Es iſt dieß ein horn- oder klauenartiger Auswuchs des Getreidekorns. Wenn das auf dieſe Weiſe veränderte Getreide in etwas bedeutender Menge in dem Mehl enthalten iſt, ſo äußert es auf Menſchen und Thiere, die davon genießen, die auffallendſten Wirkungen. Der vornehmſte und ſchrecklichſte Zufall, der davon entſteht, iſt der kalte Brand der Gliedmaßen, wobey ſich die Glieder nach vorhergegangenen heftigen Schmerzen in den Gelenken löſen und abfallen. Solches kommt in Ländern, wo der Roggen Hauptnahrungsmittel des Volks iſt, gar nicht ſelten vor.

Nach der Analogie vermuthete man nun längſt, das Mutterkorn werde bey allen grasartigen Gewächſen, die es befällt, gleiche oder ähnliche Wirkungen zeigen, beſtimmt wußte man aber nichts darüber. Der Reiſende Roulin hat nun während ſeines Aufenthalts in Amerika Gelegenheit gehabt, das Mutterkorn und ſeine Wirkungen an einer Getreideart zu beobachten, die in Europa bisher nie davon befallen worden iſt, am Mais, der in den heißen Landſtrichen von Columbia ein Hauptnahrungsmittel iſt. Die Zufälle, die das Maismutterkorn erregt, ſind denen von Roggenmutterkorn in mancher Beziehung ähnlich, in anderer aber ſehr davon abweichend.

Den Menſchen, die davon eſſen, fallen die Haare aus, eine überraſchende Erſcheinung in einem Lande, wo man von Kahlköpfen, ſelbſt bey Alten, faſt nichts weiß. Zuweilen werden auch die Zähne davon wackelnd und fallen aus; nie aber erzeugt es Brand der Gliedmaßen oder krampfhafte Krankheiten wie unſer Mutterkorn. Den Schweinen, denen man es füttert, fallen nach wenigen Tagen die Borſten aus; ſpäter ſchwinden die Hinterfüße, und vermögen den Körper kaum zu tragen. Das Fleiſch dieſer Thiere ſcheint aber durchaus nicht ſchädlich zu ſeyn. Auch den Maulthieren fallen die Haare, oft ſogar die Hufe davon ab.

Von Augenblick an, wo der Mais Aehren treibt, bis zur Ernte, hat er eine Unzahl von Feinden. Säugthiere und Vögel ſind gleich lüſtern darnach, und nur die ſtrengſte Wachſamkeit vermag ſie ferne zu halten. Iſt die Ernte durch Mutterkorn verdorben, ſo wird man gemeiniglich läßiger im beſchwerlichen Wachen; dann fallen Tag und Nacht Thiere aller Art über das ſchlechte Korn her, und dieſes wirkt nun mit furchtbarer Heftigkeit auf ſie. Nicht ſelten ſieht man Affen, Papagayen mitten auf dem Felde wie betäubt niederfallen und nicht wieder aufſtehen. Eingebornen Hunden und Hirſchen, die nicht weniger lüſtern nach Mais ſind, die aber blos bey Nacht ſich daran machen, geht es zuweilen ebenſo; Morgens findet man ſie im Dickicht neben der Pflanzung, und am Flug der Geyer erkennt man den Ort, wo ſie ſich verkrochen haben, um zu ſterben.

Sollte man nun glauben, daß Getreide, das ſo ſchnell zu tödten im Stande iſt, in ganz kurzer Zeit ſeine ſchädlichen Eigenſchaften verlieren und ein gutes Nahrungsmittel werden könnte? Viele glaubwürdige Leute verſichern, wenn der Mais peladero, ſo heißt in Kolumbien dieſes Mutterkorn, über die Seramos, hohe Gebirge, wo ewiger Froſt herrſcht, gebracht worden ſey, habe er alles Schädliche verloren. Gewiß iſt, daß man häufig ſolches Getreide nach Dörfern ausführt, die auf der entgegengeſetzten Seite der Cordillere liegen, und daß es hier Käufer findet, die wohl wiſſen, wie gefährlich es wäre, wollte man am Ort, wo es geerntet worden iſt, Gebrauch davon machen.

Jean Paul an A.

Hof den 21ten März 97.

Liebe A . . ., herzlich dank ich der lieben Blumiſtin für das Blumenſtück und für den Brief, in dem die Früchte dazu waren. Wahrlich, Sie verſtehen beydes ſo ſchön zu vereinigen, und die Blumen, durch die Sie ſprechen, legen ſich noch wärmer und glühender an mein Herz, als die beygelegten Frühlingsblüthen.

Ein Migränetag iſt für mich, wie Sie wiſſen, ein Sonntag, ein Geburtstag*) gar ein Bußtag, wo ich dem Genius der Welt keinen Dank für die Vergangenheit bringe — die Seele erläge unter dem Dank — als etwa den, wenn es einer ſeyn könnte, daß ich einige Kornblumen aus meinem Herzen ausreiße und das Saamengetreide der andern Welt ein wenig begieße. Der Menſch müßte erröthen und verſtummen, wenn ihn mitten im gerührten Danke ein höheres Weſen fragte: „Die Rührung wird dir leicht, aber warum beſſerſt du dich nicht?“ Ach! Zerſtreuungen und Arbeiten zerreißen die friedliche Faſſung und Aufſicht am erſten, die zum Gutſeyn gehört.

Warum, A., ſind Sie denn immer kälter und ſtärker, als ich? Sie können gehen und kommen, wie und wann Sie wollen, ich bleibe immer derſelbe, immer warm und weich.

Da Sie aber alles vermögen, ſo vermögen Sie doch auch das, daß Sie ewig, ewig, nicht eine Minute, nicht aus der kleinſten Ferne (denn ſchon die kleinſte thut mir zu weh) aus mir weichen.....

Fr. Richter.

*) Der 21. März war Jean Pauls Geburtstag.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Zur Zeit, als Roſſini noch in Italien arbeitete, um ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ſchrieb er Morgens, ohne

sich sehr zu bemühen, eine oder zwey Romanzen oder kleine Duette; vermuthlich fällt es ihm jezt nicht viel schwerer, wenn er bey guter Laune ist. Herold, von dem seit der Operette „Marie“ nichts erschienen war, hat endlich wieder eine neue Operette geliefert: „die Täuschung“ (l'Illusion), ein wahres Trauerspiel mit Gesang; denn die Hauptperson des Stückes, Laurenza, ein Schweizermädchen, stürzt sich in einen Abgrund, um der Heyrath ihres Geliebten mit einer gräflichen Wittwe kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die im Titel angekündigte Täuschung aber besteht darin, daß der Geliebte das Schweizermädchen wegen ihrer außerordentlichen Aehnlichkeit mit einer frühern Geliebten, eines Grafen Tochter, die aber von ihrem Vater verheyrathet worden war, liebgewonnen hatte; eben, als er dieses Schweizermädchen heyrathen will, erscheint die vorige Geliebte wieder; ja sie sezt sich sogar auf die Bank nieder, welche die Schweizerin so eben verlassen hatte, ohne daß es der Liebende bemerkt. Natürlich weiß nun der arme Tropf nicht, mit welcher er es eigentlich zu thun hat. Da er jedoch seinen lezten Schwüren treu bleiben will, so beschließt er, die zweyte Geliebte zum Altar zu führen; allein diese stürzt, wie gesagt, vom Felsen herab, während der Liebende die Geliebte Nr. 1. ohne es zu merken, zur Kirche führt. Die Verlegenheit des Verliebten zwischen zwey Frauen hatte etwas Komisches für die Zuschauer, so ernsthaft die beyden Dichter St. Georges und Menissié auch die Sache genommen hatten; indessen half die Musik, die gefällig und leicht faßlich war, dem Texte durch; nur wünschte man, der Tonsezer Herold hätte eine originellere Musik zu diesem tragischen Stoffe gesezt; gleich im Anfange kann das Jägerchor die Vergleichung mit den Weberschen Chören gar nicht aushalten. Zu leichten Operetten mag Herold viel Geschicklichkeit besitzen; es steht aber zu befürchten, daß er sich nicht viel darüber erheben wird; indessen ward aus dieser Komposition klar, daß auch Herold sich den beliebten Rossinischen oder italienischen Styl der dramatischen Musik anzueignen sucht und den ältern französischen Styl verläßt. Eine Nachahmung von Goethe's Singspiel Jery und Bätely wurde neulich auf einem kleinen Theater unter dem Namen la Chaumière suisse gegeben, allein ohne vielen Beyfall; die Journale meynten, die Pariser seyen über solche Naivetät weit hinaus, und in der That ist die Idyllenpoesie längst verrufen in der französischen Literatur wegen des Mißbrauchs, der damit getrieben worden ist. Den Parisern ist ein Schwank lieber, wie derjenige, welcher jezt auf dem Nouveautéstheater gespielt und worin die Hauptrolle, diejenige eines Bucklichten, von einem komischen Schauspieler, Namens Bouffé, sehr drollicht dargestellt wird. In diesem Stücke hat ein Engländer das Leben verwirkt, weil er seine Frau zu Tode geprügelt hat; allein nach einem alten Gesetze werden ihm 3 Monate Aufschub verstattet, damit er versuchen möge, ob er Jemand finde, der sich an seiner Statt wolle aufhängen lassen. Solche alte barocke englische Gesetze dienen den hiesigen Schauspieldichtern manchmal als Stoff zu einem Schwank. So haben sie im vorigen Jahre eine Operette in einem Aufzuge nach einer Anekdote in den englischen Blättern gedichtet. Es soll nämlich ein Soldat, der vor seiner Kaserne stand, von einem aus ihrem Wagen steigenden schönen Frauenzimmer gefragt worden seyn, ob er sie sogleich heyrathen wolle? Der Soldat soll nicht das mindeste Bedenken getragen haben, dieß Abentheuer zu bestehen; hierauf habe er mit ihr in den Wagen steigen und zur Kirche fahren müssen; hier seyen sie getraut worden; das Frauenzimmer habe den Soldaten hierauf wieder zu seiner Kaserne geführt, ihm 50 Guineen eingehändigt und sey allein davon gefahren, ohne daß er bis dato wisse, mit welcher Frau und aus welcher Absicht er getraut worden sey. Solch eine lustige Heyrath hat den Pariser Dichtern nun ein guter Stoff zu einem Operettchen geschienen; die Anekdote ist aber doch fast eben so lustig, als ihr Singspiel. Sonst ist die Geschichte einer übereilten Heyrath, die vor Ablauf eines kurzen Zeitraumes muß vollzogen werden, um ein Vermächtniß oder einen sonstigen Vortheil zu bekommen, in mehreren Theaterstücken benuzt worden und hat den Reiz der Originalität verloren. In der lezten Operette Boyeldieus, „die beyden Nächte,“ ist sie das Motiv der ganzen Handlung, und so eben hat wieder ein anderes Theater denselben Stoff auf eine andere Art unter dem Titel le choix d'une femme, Vaudeville in einem Aufzuge, dargestellt. Denn bey den vielen dramatischen Versuchen der hiesigen Theaterdichter müssen sie sich nothwendig einander oft den Stoff wegnehmen und verbrauchen; wie sollten sie auch Erfindungsgabe genug besitzen, um jährlich hundert ganz neue Stücke zu dichten? Glücklich müssen sie sich schäzen, wenn ihre Darstellungsgabe so weit reicht, daß sie einen schon bekannten Stoff auf eine reizende Art als etwas Neues dem Publikum genießbar machen können. Eine Neuigkeit ist das Melodrama des Gaiététheaters: „das Pfandhaus.“ Es war ein guter Einfall, auf einer Volksbühne das Gehässige des Wuchers mit grellen Farben zu schildern, nicht als ob das Volk leicht zum Wucher verleitet würde, sondern um es vor den Wucherern zu warnen, die es um das Wenige bringen, das es besizt. Obschon in Paris ein öffentliches und großes Leihhaus besteht, welches in den verschiedenen Stadtrevieren seine Nebenbureau's hat, so treiben doch, in den volkreichen Stadtgegenden besonders, die heimlichen Wucherer ihr schändliches Gewerbe; einige halten, um der Polizey zu entgehen, Bureau's, in denen sie sich angeblich mit dem Auslösen und dem Ankaufe versezter Unterpfänder beschäftigen, aber unter diesem Vorwande verkappten Wucher treiben. Die Justiz kann solcher Schelme selten habhaft werden; allein auf der Bühne können die Volksklassen vor ihrem verderblichen Treiben gewarnt werden, und dazu ist das eben erwähnte Drama sehr tauglich. (Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 189:

Taschenbuch.

Räthsel.

O du, von Dichtern besungen,
Oft ihnen zum Ruhme erklungen,
Deß helle tönende Glocken
Uns Sehnsuchtsthränen entlocken;
Du leihst in die Fernen uns Schwingen,
Hilfst uns den Himmel erringen;
Die Ecken sind dir umzogen
Mit leuchtenden Regenbogen;
Auch glänzest du, fein gesponnen,
Wie Seide im Licht der Sonnen;
Du, Allerwelts-Kopist,
Links malend, was rechts doch ist,
Wenn's hinter dir finster ist:
Wie Manchem, soll er dich finden,
Muß man auf die Nase dich binden!

J. G. M.

Berichtigung.

In der ersten Zeile des Motto's zu Nr. 194 ist Auch statt Auf zu lesen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. August 1829.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Weht ein Sinn der ew'gen Art.

Goethe.

Organische Oper.

Daß es ein organisches Kunstwerk, Oper genannt, überhaupt gebe, davon wollen noch Viele nichts wissen. Solche reden von Operntexten als von einem Schauspiel, das um seiner selbst willen da ist, wie die Partitur, oder sie steigen aus den Wolken mit der abstrakten Theorie, aber ohne Ohren, und sprechen: was Ihr da Arie oder so und so nennt, hemmt jede Handlung, Eure Musik ist also nichts als Verneinung des drastischen Prinzips, und kein Musikdrama möglich. Wir wissen solchen auch weiter nichts zu sagen, als: der Blinde spricht von der Farbe; mit allen andern aber sind wir gewiß einverstanden, daß wenn einer, dem noch nichts der Art vorgekommen, hinter einen Vorhang gesezt würde, und in durchaus ihm fremden Idiom die Zauberflöte, oder Don Juan, oder Titus, oder die Entführung, oder Figaro an sich vorübergehen ließe, und er nicht beym Schluß begeistert wüßte, daß er ein Eines, Ganzes, Wahres, Reelles, und zwar vom Herrlichsten erlebt habe, das er freylich auch gern durch Fabel erklärt hätte, um es sicherer zu besitzen, wenn dieses sich nicht ergäbe, daß es dann freylich keine Oper je gab noch geben werde.

Wenn die drastische Entfaltung einer That oder Begebenheit zwischen realer und idealer Behandlung zu wählen hat, so muß überhaupt folgende Stufenleiter von unten nach oben möglich seyn. Manche wollen die Poesie noch gar nicht von da anfangen, wo sie durch den Spiegel der nächsten Nähe, porträtisch, blos durch überraschende Zudringlichkeit, durch Impertinenz wirkt. Gewiß aber ist das bürgerliche Lustspiel, Holberg obenan, durch die Herrschaft des lachenden Witzes noch eine freyere, poetischere Gattung, als das bürgerliche Rühr- und Trauerspiel von Diderot bis auf Iffland herab, dessen Element das physisch unmittelbare Herzklopfen ist, von dem auch Othello nicht ganz freygesprochen werden kann, und als das bürgerlich behandelte oder mißhandelte historische Guckkasten-Schauspiel, wie es Kotzebue am frechsten betrieben hat. Diese Sphäre ist so unfrey, weil ihr Haupteffekt in der nachgestammelten Zufälligkeit des Zunächstnahen gegründet ist, während der Kunstorganismus als leeres Mittel nebenbey geht. Nur ein Schritt weiter und freyer, so haben wir das, was vor allem Schauspiel heißen muß. Der Boden ist reale Wahrheit, plastisch-sichtliche Entfaltung, Wahrheit der physischen wie der moralischen Weltordnung, aber nicht Porträt des Nächsten, sondern freyer Organismus, dem die Wahrheit als Mittel dient, so daß jede realste und treffendste Blüthe, selbst wo sie ans Porträt streifte, den organischen Ast und Stamm durchspielen läßt; denn nur dadurch hält sich der Begriff des Organismus, alles Aggregirte fällt auseinander. Dieß also wäre die Behandlung, der Stoff kann mannigfach gewählt seyn: einerseits die politische Männerwelt, also die Welt- und Specialgeschichte, und zwar stufenweis vom Zufälligern, noch Porträtischen, zum Organischern aufsteigend, wie bey Shakespeare etwa von Heinrich VI. und VIII., bis hinauf

zu Heinrich V., Cäsar und Makbeth; oder aber auf demselben plastischen Boden eine Entwicklung der abstrakteren Leidenschaften und überhaupt der inneren Welt, wie im Romeo, Othello, Lear. Die lezte Unterart ist das, was allein mit Recht Trauerspiel heißen könnte, und unser Schiller fällt meist in diese Sphäre. Zunächst weiter steigend, treffen wir nun das wahre, romantische Lustspiel, mit dem Anspruch und der Wirkung der Realität, aber in heiterem Uebermuth die historischen Zufälligkeiten willkürlich zusammenwerfend oder auch verläugnend. Darin sind Muster Shakespeares wirkliche Lustspiele, als What You will und ähnliche, vor allem aber der Kaufmann von Venedig. Kein anderer hat diese Hauptgattung durchaus getroffen. Ihr Charakter ist stetige Fortschreitung, eine homogene Fläche der Entwicklung, so entschieden, als von der griechischen Tragödie je verlangt wird; kein Isolieren von Partieen, sondern ruhige Entwicklung idealer und gemeiner Charaktere; leztere streifen noch ans Porträt, sind selbst aber durchaus Mittel geworden. Die spanischen Lustspiele, wo sie am realsten sind, fallen noch hieher. Dem zunächst folgt, als höchst potenzirte Steigerung der moralischen Weltordnung, die pathetische Tragödie der Alten und Neuen, der die physische Welt rein zur Folie wird, denn ihr Charakter ist strenger Organismus und Ausscheidung alles Zufälligen; von allem Neuern steht die Braut von Messina, in Hinsicht dieser Abstraktion, immer der Antike am nächsten. An die Stelle der pathetischen Tragödie ist aber, weil uns nicht mehr das abstrakte Pathos, nur die Idee das Unendlich-imponirende ist, eine spekulative Tragödie getreten, meist im Gewand des Humors; solche wahre neue Tragödien sind Hamlet und Faust; aber sie sind die humoristisch-negative Seite dieser Kunstgattung; eine positive wahre christliche Tragödie wäre vielleicht nur Christus selbst. Nur Sokrates möchte ein Seitenstück oder Vorspiel abgeben.

Alles nun zusammengefaßt, haben wir das gemeinbürgerliche, unfreywirkende, und das frey, nicht porträtisch, aber plastisch, als irdisch möglich wirkende Schauspiel, Trauerspiel, Lustspiel, die pathetische, humoristische Tragödie. Es fragt sich, ob einer damit abschließen will. Wir führen, wie andere das Bürgerliche vor, hier einiges hinter'm Thorschluß nach, und zwar zwey sehr heterogene Gestaltungen. Gänzlich losgelassene Willkür in den Bedingungen der physischen Welt führt auf die Oper, in den Bedingungen der moralischen, auf die wahre, alte, aristophanische Komödie. Lezterer wird die Handlung überhaupt zur Folie, sie spielt darin wie die niederste Gattung im Guckkastenspiel, aber nicht wie diese aus Armuth, denn ihr Gehalt ist jezt nichts Geringeres als die Weltgeschichte in allen ihren Entwicklungen. Sie ist politisch, literarisch, spekulativ, aber der lebensfreye Humor triumphirt durch alle Erscheinungen. Satyre der Beschränktheit und der Naturfesseln, Parodie des Pathetischen und Erhabensten, Ironie der ganzen moralischen Ordnung, jede Antinomie überhaupt darf, im unbegrenzten Raume der willkürlichsten Handlung und Charakterlosigkeit, ihr Wesen treiben. Einige Stücke von Holberg, vielleicht der Sommernachtstraum, die beyden Zwischenspiele zum Faust, vor allen unser Tiek in seinen humoristischen Dramen, gehören hieher. Die Komödie, als gar keiner Fessel der Form mehr dienend, ist die spekulativste, freyste Kunstgattung, und da die Weltgeschichte der Stoff ist, ist einer schrankenlosen Kühnheit das weiteste Feld geboten.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Das Hauptvergnügen der Lissabonerinnen besteht darin, beynahe den ganzen Tag von dem Balkon in die Straße oder auf ihre Nachbarn zu sehen, und dieß gibt den Straßen an schönen Tagen ein eigenthümliches Ansehn. Beständig unterhalten sie sich hier mit einander, ist es nah genug, mit Worten, oder, wenn sie sich mit den Stimmen nicht erreichen können, mit Händen und Fingern. Auf leztere Weise führen sie wohl stundenlange Unterhaltungen, und nirgends mag die Fingersprache so ausgebildet seyn als hier. Mittelst dieser ausdrucksvollen Geberden vermögen auch die sonst völlig getrennten Liebenden mit einander so leicht als anderwärts durch Briefe zu verkehren, und haben dabey einmal den großen Vortheil, daß sie einander dabey sehen, ferner, daß sie keinen verrätherischen Vertrauten und Boten brauchen, endlich, daß ohne Verzug Antwort auf jede Frage erfolgt. Wir wiederholen noch einmal, Liebe ist das Gefühl, das mit Ausschluß fast jedes Andern, die Portugiesen beschäftigt; man kann sich daher leicht vorstellen, wie oft diese Fingertelegraphen zu Liebeserklärungen in Bewegung gesezt werden, da die Sitte jeden andern Verkehr so sehr erschwert. Wenn die Frauen zur Kirche gehen, gewähren sie besonders bey schmuzigem Wetter dem Auge manche Weide. Nirgends hält das Frauenzimmer so viel auf den Fuß als hier; die Strümpfe sind stets schneeweiß, die Schuhe von Seide, häufig mit Stickereyen und goldnen Spangen geschmückt und sehr schön gearbeitet, und die zierliche Weise, mit der sie ihren Weg über das unsaubere Pflaster suchen, verleiht ihnen in manchen Augen unwiderstehlichen Reiz. Gemeiniglich tragen sie über den Kleidern eine Capotte, und um den Kopf ist ein mousselinenes Tuch künstlich und kokett geschlungen. Die Kirche ist der einzige Ort, wo die Jünglinge eine schnell entschlüpfende Gelegenheit zu einigen verstohlenen Worten finden, und zwar nur in dem Augenblicke, wo die Hostie emporgehoben wird,

alles niederstürzt und ruft: „Das ist mein Fehler, mein so großer Fehler!“ Denn nur in diesem Augenblick ist man in der Kirche andächtig und der Einzelne daher unbeobachtet. Wegen dieser Absonderung der Geschlechter hat die Liebe selten eine andere Quelle, als den gegenseitigen Anblick und die Augensprache, die ihnen die Natur zum Ersatz für die strenge Sitte verliehen. Aus freyem Umgang entsteht sie sicherlich nie, als etwa zwischen Cousins, Onkeln, Nichten, Tanten u. s. w., und von allen diesen Verwandtschaftsgraden absolvirt der portugiesische Clerus leicht. Hat ein Vater entdeckt, daß seiner Tochter Neigung auf einen Gegenstand gefallen ist, der ihm nicht behagt, so bringt er sie eilig in ein recolhimento, eine Art Kloster. Sind aber des Liebhabers Absichten ehrenhaft, der Rang beyderseitig gleich, und erscheint die Weigerung der Eltern als bloße Laune, so gilt ein für die Liebenden sehr günstiges Gesetz, sobald man zur rechten Zeit seine Zuflucht dazu nimmt, d. h. bevor das Mädchen in ein recolhimento gebracht worden ist. Der Liebhaber macht nur eine Anzeige bey dem betreffenden Tribunal und erklärt, seine Absicht sey, das Frauenzimmer zu ehelichen. Darauf begibt sich ein Justizbeamter mit gehöriger Feyerlichkeit zum Hause des Mädchens, fordert sie dem Vater ab, der es nicht wagen darf, sich dem Gesetz zu widersetzen, bringt sie in das Haus eines Verwandten oder achtbaren Freundes, und dort bleibt sie, bis die nöthigen Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen sind. Dieß nennen die Portugiesen ester em deposito; hier darf die Dame von ihrem Vater, und vor Zeugen von ihrem Liebhaber, Besuche annehmen. Ist aber der Vater diesem Verfahren durch das recolhimento zuvorgekommen, dann sind die Schwierigkeiten, die er in den Weg legen kann, schwer zu beseitigen, und findet eine Entführung statt, oder wird sie selbst nur versucht, so ist das Gesetz dem elterlichen Ansehen außerordentlich günstig und sehr streng gegen die Liebenden. Ein Engländer entführte während meiner Anwesenheit in Lissabon die Tochter eines angesehenen Mannes, ward ergriffen, in den limoeiro, das gewöhnliche Stadtgefängniß geworfen, und seine Geliebte in ein Kloster gesteckt. Durch besondere Gunst ward er von da in das Castell St. Georgio versezt, aber selbst die dringende Verwendung des englischen Gesandten vermochte nicht seine Befreyung zu bewirken, und erst als der Vater nach sechs oder sieben Jahren starb, kam der Unglückliche wieder los.

Das schon oben erwähnte unlustige, ungewandte, ja selbst plumpe Wesen der Portugiesen spricht sich in nichts mehr aus als in ihren Vergnügungen, Musik und Tanz mit eingerechnet. Hier bleiben sie selbst hinter den gravitätischen Spaniern weit zurück, und den besten Beweis dafür liefert ihr Karneval oder Intrudo. In den untern Volksklassen sieht man keine Masken, in den höhern sehr wenige, und diese wenigen sind mehr geeignet, Schrecken und Unmuth einzuflößen, als zur Fröhlichkeit zu stimmen. Sie schreiten plump in den Saal hinein, zum Schrecken der Kinder, die in Fülle in solchen Gesellschaften anwesend sind. Von einem noch so armseligen Versuch, sich dem angenommenen Charakter gemäß zu benehmen, ist keine Spur sichtbar. In den Mittelklassen besteht die Fröhlichkeit darin, Haarpuder und Wasser einander ins Gesicht zu werfen, und die Vorübergehenden in den Straßen mit Orangen, Limonien, Eyern u. s. w. zu werfen und Wasser über sie auszugießen. Häufig sieht man Damen hinter einem Balkon oder Fensterladen, eine ungeheure Spritze in der Hand, auf einen Herrn warten, dem sie, wenn er vorübergeht, das Wasser in die Augen zu spritzen suchen. Die meisten bedienen sich zu diesem Zweck der indianischen Gummiflaschen mit elfenbeinernen Spitzen. Der Pöbel überläßt sich in dieser Zeit dem ausgelassensten Muthwillen. Hier schleicht sich ein zerlumpter Junge, einen langen hohlen, mit Haarpuder gefüllten Stock in der Hand, hinter ein armes Bauernweib mit einem Fruchtkorb auf dem Korfe, schlägt sie mit einem Ende des Stocks leise auf die Schulter, damit sie sich umwende, bringt dann das andere Ende des Stocks an den Mund, bläst ihr den Puder ins Gesicht, und das geisterartige Ansehen der armen Frau sezt alles umher in lauten Jubel. Andere haben einen ledernen Handschuh, ganz mit Fett und Kaminruß überzogen, damit berühren sie den Vorübergehenden die Ohren von hinten, und sehen diese sich um, bekommen sie damit einen Schlag in das Antlitz. In den lezten Tagen des Intrudo sieht man nichts häufiger, als Leute mit langen Papierzöpfen, die ihnen angeheftet worden sind, und überall hin verfolgt sie das Geschrey: „rabo leve,“ bis sie es gewahr werden. Ferner schneidet man die Figur eines Esels mit langen Ohren aus, färbt sie mit Kreide weiß und drückt das Bild den Leuten auf den Rücken. Es übersteigt allen Glauben, wie viele Orangen in diesen Tagen in ganz Portugal in den Straßen verdorben werden. In Setubal z. B. würden kaum fünf oder sechs Schiffe von 200 Tonnen hinreichen, sie fortzuschaffen; kurz das ganze Land bietet in dieser Zeit einen für jeden gebildeten Menschen auffallenden Anblick dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Innere eines solchen Wucherbureau's wird in „dem Leihhaus“ auf eine so natürliche Art dargestellt, daß die Zuschauer, meistens aus der Volksklasse, bey der ersten Vorstellung nicht damit zufrieden waren, sondern murrten, weil dieß allzugemein sey, wie sie sagten. Ein Tagblatt meynte, das Volk sey gewohnt, Gauner mit Federn auf dem Hute und Schärpen um den Leib auf der Bühne zu

sehen; die bloße Wahrheit sey ihm zu alltäglich; für sein Geld wolle es etwas mehr haben, als das Natürliche. Die Bemerkung scheint ganz richtig; denn wie hätte es sonst gemurrt über die so natürliche, aber freylich häßliche Darstellung des Pfänderleihens? In dem Melodrama überlistet der Wucherer einen Jüngling, zerfällt aber wegen der Theilung des Wuchergeldes mit seinem Gehülfen, und dieser bedient sich der Hülfe eines Maurers, dem der Wucherer Alles bis auf die Wiege seines Kindes entzogen hat, um die Mauer des Hauses des Wucherers zu durchbrechen und den hartherzigen Geizhals zu ermorden. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn der Dichter zuletzt den Wucherer der öffentlichen Schande und Verachtung preis gegeben hätte. Allein zu einem Melodram gehört der Regel nach eine tüchtige Mordthat; daran hat es der Dichter dieses Stückes also auch nicht wollen fehlen lassen, und dieß hat das Volk wieder mit ihm ausgesöhnt; denn für so etwas gibt es sein Geld nicht ungern aus. Ein Schelmenstück ganz nach seinem Sinne hat ihm so eben das Theater Ambigu comique aufgetischt, unter dem Titel: „Clarisse, oder die Frau und die Maitresse.“ Schon auf dem Théâtre de Madame hat man vor einiger Zeit ein Stück aufgeführt, worin eine Maitresse die Hauptperson ist. Solch eine verächtliche Person leidet aber das französische Publikum ungern auf der Bühne, weßhalb auch die Dichter allerley Vorsicht anzuwenden haben, um die Zuschauer nicht zum Unwillen zu bringen. In dem Vaudeville am Théâtre de Madame schwört die Maitresse ihre schändliche Aufführung ab und wird eine rechtliche Frau. Eben so in dem gräulichen Melodram Clarisse; hier kuppelt ein Schurke, um sich an einer rechtlichen Frau zu rächen, die seine Liebe verschmäht hatte, ihren Ehemann mit seiner eigenen Maitresse und beschuldigt ihn zuletzt eines Verbrechens, das er selbst begangen hatte. Die Maitresse aber, welche das Geheimniß dieses Verbrechens besitzt, verräth den Verräther und er muß den schimpflichen Tod leiden, den er dem Ehemanne der geliebten Frau zugedacht hatte. Hier bekommt das Volk für sein Geld Verrätherey und Verbrechen genug, und das ganze Gemälde ist so schwarz, als es nur gewünscht werden kann. Unterdessen hat das Théâtre français mit ziemlich vielem Beyfalle „Christine, Königin von Schweden, zu Fontainebleau,“ Trauerspiel von Brault, aufgeführt, worin die Hauptrolle von einer schönen und hehren Tragikerin, der Mad. Paradol, gespielt wird. Bey dieser Gelegenheit ist der immer im Dunkeln gebliebene, auf Befehl Christinens am Stallmeister Monaldeschi zu Fontainebleau verübte Mord von den Tagesblättern wieder erörtert worden. Hätte man nicht die ziemlich ausführliche Erzählung eines Augenzeugen und achtbaren Mannes, des Pater Lebel, welcher dem armen Monaldeschi als Beichtvater dienen mußte, seine Ermordung zu verhindern suchte, aber ihn nichtsdestoweniger vor seinen Augen ermorden sah und in seinem Kloster beerdigte, so wüßte man beynahe nichts von der abscheulichen That der ehemaligen Königin. Allein auch der P. Lebel scheint die wahre Ursache des Zornes Christinens wider ihren Stallmeister nicht gewußt zu haben. Er sagt blos, Christine habe ihm Briefe von Monaldeschi gezeigt, die seine arge Verrätherey ins hellste Licht sezten. In Frankreich hat man stets die Meynung gehegt, der Stallmeister und Italiener Monaldeschi sey eine Zeitlang der geheime Geliebte der Königin gewesen; er habe aber aufgehört, sie zu lieben, und sich unklugerweise ihrer Gunst in vertrauten Briefen an Freunde oder gar an eine andere Geliebte gerühmt, und die ehemalige Königin habe, als sie dieß erfahren, ihn von ihren Trabanten ermorden lassen, nachdem der unglückliche Stallmeister noch vergebens ihre Gnade angefleht. Die französische Regierung war so nachgiebig, daß sie über die in einem königl. Schlosse von einer fremden Fürstin begangene Mordthat keine Untersuchung anstellen ließ; wahrscheinlich fürchtete sie, wegen der Bestrafung der Thäterin in Verlegenheit zu gerathen; es ist daher beständig über den wahren Grund der Mordthat ein Zweifel übrig geblieben, obschon die in Frankreich herrschende Meynung die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auf diese allgemein angenommene Meynung hat denn auch der Dichter Brault sein Trauerspiel gebaut; er sezt voraus, Monaldeschi sey eine Zeitlang der begünstigte Liebhaber Christinens gewesen, zum großen Aerger eines andern Italieners, welcher deßhalb auch nichts unterläßt, um sich an dem vorgezogenen Nebenbuhler zu rächen, und daher der Königin Briefe in die Hände spielt, welche beweisen, daß Monaldeschi nicht mehr sie, sondern ein Hoffräulein liebt. Die Rachsucht des Italieners und dann die Eifersucht der philosophischen Königin beleben dieß Stück ziemlich; allein der Charakter Monaldeschi's hat nichts Tragisches, und man kann an diesem Gemische von Rache und Liebeley keinen großen Theil nehmen. Einige Kritiker meynen auch, dieß sey kein Stoff zu einem guten Trauerspiel; indessen hat sich noch ein anderer Dichter, Dumas, der Verfasser des bekannten Trauerspiels „Heinrich III. und sein Hof,“ an demselben versucht; sein Stück soll künftigen Herbst aufgeführt werden. Dumas hat wahrscheinlich die Zeit jener Geschichte besser geschildert, als Brault, der es sich mehr hat angelegen seyn lassen, die tragische Begebenheit selbst auseinanderzusetzen. Brault ist einige Zeit vor der Aufführung seines Trauerspiels gestorben; das Schicksal dieses Stückes lag aber dem Dichter so sehr am Herzen, daß er auf seinem Todenbette noch einige Verse dichtete, worin er seiner „Christine“ als seines besten Nachlasses erwähnt. Sonst ist er Verfasser einer Sammlung von Liedern, die wenig Vorzügliches enthält, und einer andern Sammlung von politischen Gedichten, die besser sind, weil der Mann für Politik eingenommen war und in Gedichten solchen Inhalts sein ganzes Herz ergießen konnte. An Phantasie fehlte es Brault sehr; allein er hatte Energie und zeigte diese nicht allein in seinen Gedichten, sondern auch in seinen prosaischen Aufsätzen; seitdem die Presse wieder frey war, arbeitete er rastlos an dem Courrier français und dem Constitutionnel, und das Villèlesche Ministerium hatte keinen größern Gegner als ihn. Er war eine Zeitlang Unterpräfekt gewesen; allein die Dichtkunst hatte ihn in seinem Amte mehr beschäftigt, als die Verwaltung der Unterpräfektur, und er mochte froh seyn, als ihm die Anmaßungen jenes Ministeriums wegen der Lenkung der Deputirtenwahlen eine Gelegenheit an die Hand gaben, sich mit Ehren aus den Verwaltungsgeschäften herauszuziehen. Man rühmte ihn in den liberalen Zeitungen, weil er lieber auf seine Stelle Verzicht geleistet, als sich nach dem Eigenwillen der Minister gefügt habe, und weil ihm die Freyheit der Bürgerwahlen ehrwürdiger gewesen, als der Befehl seiner Obern. Sein Beyspiel ist jedoch von sehr Wenigen nachgeahmt worden; desto mehr glänzte sein Name, und die öffentliche Gunst hat nicht wenig dazu beygetragen, nach seinem Tode dem von ihm hinterlassenen Trauerspiele eine gute Aufnahme zu verschaffen. Brault würde mit Freude gestorben seyn, wenn er den seiner „Christine“ gezollten Beyfall vorhergesehen hätte. Aber die „Christine“ des jungen Dichters Dumas wird wahrscheinlich noch weit mehr Aufsehen erregen. Hat er doch die ganze klassische Zunft durch seinen „Heinrich III.“ aufgebracht; ist seine „Christine“ eben so romantisch, so wird man, fürchte ich, im ästhetischen Eifer das „steinige ihn“ wider ihn ausrufen. Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. August 1829.

Zierlich wendet die Schöne sich — und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick!

Platen.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Am Aschermittwoch wechselt, wie auf einen Zauberschlag, dieß Treiben unbändiger Lust mit eben so übertriebenem, düsterem Fanatismus. Leute in schwarzen Kleidern, mit reuigen, niedergeschlagenen Blicken, eilen von Kirche zu Kirche über die Ueberbleibsel von den Orgien des vorigen Abends, die Haufenweise die Straße bedecken, ein Auftritt, in dem sich Tollheit mit Bigotterie mischt.

Das andere Hauptvergnügen, das der ganzen Halbinsel angehört, die Stiergefechte, ist schon oft beschrieben worden; Kartenspiel ist sehr allgemein, aber Musik und Tanz der Portugiesen verdienen ihrer Eigenthümlichkeit wegen noch besondere Erwähnung. Die erstere ist hauptsächlich Vokalmusik, mit Begleitung der Guitarre. Die Lieder sind theils italienische, theils portugiesische; doch thun sie stets besser, wenn sie sich auf ihre eigenen Modinha's, die wirklich sehr schön und nationell sind, beschränken, als wenn sie in einer Sprache singen wollen, die in ihrem Munde sehr unangenehm klingt. Nichts kann das Ohr mehr beleidigen als die portugiesische Aussprache fremder Sprachen. Selbst die spanische, die doch der ihrigen so ähnlich ist, verliert, von ihnen gesprochen, alle Majestät, da sie, als Küstenbewohner, manche Konsonanten nicht auszusprechen vermögen. Es gibt spanische Worte, die kein Portugiese richtig artikulirt; so wird das Wort muchacha, Mädchen, in ihrem Munde stets zu muschascha. Die Musik, welche die Portugiesen auf ihren drathbezogenen Guitarren spielen, besteht hauptsächlich aus Walzern, Landuns und den Begleitungen zu ihren Modinha's; die Walzer sind meist von ihrer Komposition, sind im Allgemeinen hübsch und athmen stets den nationalen Charakter der Sehnsucht. Die Landuns sind vorzugsweise portugiesische Musik, ihre Guitarre scheint dazu gemacht. Um sie gut zu spielen, sind zwey Instrumente erforderlich, von denen eins das Thema spielt (eine schöne und einfache Art von Arpeggio), während das andere die hübschesten Lieder improvisirt. Hier hat die musikalische Phantasie so vollen Spielraum wie die poetische, da auch stets die Worte dazu improvisirt werden. Doch auch hier drückt sich ihr ernster Charakter aus; die Lieder sind, obgleich liebeglühend, stets melancholisch. Wie oft sah ich die Zuhörer bey solchem Gesange in Thränen zerfließen. Eine improvisirte Modinha hat auch in den Worten wie in der Musik, stets ein Thema, worauf alles Uebrige immer wieder zurückkehrt. Der berühmteste Improvisator zu meiner Zeit war Vidigal, ein reichbegabter Mensch, der aber bald durch seine, den Musikern nicht blos in Hofmann-Callot'scher Phantasie eigenthümliche Bizarrerie den sonst so gesuchten Zutritt in die besten Gesellschaften einbüßte, indem er z. B. bey unwillkürlichem Husten oft seine Guitarre in Stücken schlug. Die Pianomusik der Portugiesen ist gewöhnlich von Bontempo, ihrem Mozart, und von Marcos Antonio Portugallo. Auch des leztern Orchestersymphonien; „il ritorno de Xerxe", und „il morte de

Mithridate," machen guten Effekt. Doch die eigentliche größere Musik, im Sinne der Deutschen und der frühern Italiener, hat auf der ganzen Halbinsel nie geblüht. Der König hatte früher eine sehr schöne Kapelle, aber alle Mitglieder derselben, wie der Theater, waren Italiener. Vorzüglich hausen hier auch die Kastraten, in deren Aeußern mir aber eine Verschiedenheit von den Kastraten anderer Länder auffiel. Während sie sonst gewöhnlich fett werden, sind sie hier ausnehmend mager, und besonders ihre Beine so unverhältnißmäßig lang, daß, wenn sie sitzen, das Knie fast das Kinn berührt. Sie sind übrigens sehr angesehen und gesucht, und fehlen selten in einem Cirkel. Die Singstimmen der Portugiesen sind übrigens voll und schön, und der klare volle Gesang der Priester macht immer einen tiefen Eindruck.

Die Tänze der höhern Klassen sind die gewöhnlichen; es gibt aber einen Volkstanz, der äußerlich dem Bolero und Fandango der Spanier etwas ähnlich, doch in seiner charakteristischen pandomimischen Bedeutung von denselben verschieden und ein treffendes Bild des ernsten, schmachtenden Charakters des Volks ist; es ist der Landun, den die Portugiesen von den Negern bekommen haben. Er wurde sonst selbst in den höchsten Cirkeln von beyden Geschlechtern getanzt, und macht wirklich den wunderbar tiefen Eindruck auf sie, den die spanische Sage dem Fandango beylegt. Wenn er aber in den höchsten Cirkeln jezt noch getanzt wird, sind die Tänzer nur zwey Frauen, von denen eine den Mann vorstellt. Der Tanz besteht aus zierlichen Bewegungen, wobey die Schritte immer durchaus dieselben sind, und die Schönheit des Ganzen hängt weniger von den Bewegungen der Füße, als von der Eleganz und Grazie, von den ausdrucksvollen Stellungen der Arme und des Körpers ab. Die Tänzer stellen sich an die entgegengesezten Enden eines Zimmers, der männliche hält ein weißes Tuch in der Hand. Darauf gehen sie mit gemessenen Schritten und mit anlockenden Mienen auf einander zu, und das Mädchen scheint Anfangs ihren Liebhaber aufzumuntern; doch in dem Augenblick, wo er sie seiner Bewerbung günstig glaubt, wendet sie sich mit verächtlichem Lächeln über seine Anmaßung ab; auch er wendet sich um, doch mit andern Gefühlen: das Tuch ruht an seinen Augen, und mit Trauer in jeder Miene mißt er seine Schritte rückwärts, von Zeit zu Zeit sich umschauend. Seine wiederholten Bemühungen bewegen sie endlich, von ihrer Strenge nachzulassen und ihn gefälliger zu behandeln; dieß merkt er nicht sobald, als er ihr nun seinerseits mit Verachtung begegnet. Nun wird sie die Bittende, und empfängt von ihm das Tuch, in das sie ihren Kummer weint. Die pantomimische Darstellung endigt damit, daß sie ihm das Tuch zum Zeichen der gegenseitigen Aussöhnung und Vereinigung um den Nacken wirft. Wird der Landun gut getanzt, so lohnt die Tänzer stets schallender Beyfall. Uebrigens lieben ihn die Leute in ganz Portugal so leidenschaftlich, daß selbst im höhern Alter sie ein mächtiger Zauber ergreift, hören sie eine Melodie auf einer Guitarre anstimmen. Nie werde ich es vergessen, wie ich einst eine alte Frau von achtzig Jahren, die den Boden scheuerte, plötzlich, als sie einen Barbier den Tanz spielen hörte, aufspringen und die Weise mit Bewegungen, welche ihr Alter nicht sehr lieblich machte, begleiten sah. Man versicherte mich, daß Neger wie Portugiesen oft tanzen, bis sie in einen Zustand von Ohnmacht und in Konvulsionen verfallen. Das sah ich aber selbst, daß ein junger Mann, dem ein Mittänzer fehlte, einen Stock in den Boden befestigte und sich an ihm außer Athem tanzte. Im Nationaltheater in der Rua dos Contes wird der Landun häufig in Nachspielen aufgeführt, und stets ist das Haus dabey überfüllt. Dort tanzt ihn gewöhnlich ein Bedienter und eine Soubrette, und wiewohl sie sich auf wenig Geberden beschränken, und der ganze Tanz kaum länger als zwey oder drey Minuten dauert, wissen sie doch so viel Ausdruck in ihre Blicke und Bewegungen zu legen, daß sie stets donnernde Vivas und Bravos begleiten.

Man sollte kaum glauben, daß dieser Tanz, den die niedrigen Volksklassen so aufführen, daß man ihn kaum ansehen kann, von der allerverworfensten Klasse, den Lissaboner Negern, in seiner niedrigsten Art getanzt wird, wenn die schwarze Brüderschaft von Nossa Senhora d'Atalaya mit Pauken und Trompeten herumzieht, um Allmosen zur Begehung des Festes der Heiligen einzusammeln. Die Neger haben nämlich einen Priester ihrer Farbe in Lissabon, und eine Kapelle im Dorfe Aldea Gallega, an dem südlichen Ufer des Tajo, Lissabon gerade gegenüber. Soll dieß Fest begangen werden, so zieht ein Negerhaufen herum, und führt ein Bild des Jesuskindes, das auf einem Stuhle sizt und mit Flittergold und Bändern geschmückt ist, mit sich. Der Träger desselben reicht es den Vorübergehenden hin, die sogleich den Hut ziehen, dessen Füße küssen und eine Kupfermünze in den Beutel werfen. Oft geht das Bild in den Häusern, wo der Trupp vorüberzieht, aus einer Hand in die andere, während die Neger vor den Thüren mit Begleitung der Musik den Landun tanzen. Das Jesuskind ist von derselben Farbe wie der Träger; die Neger können sich natürlich nicht denken, daß die Gottheit anders, als in ihrer Gestalt, auf der Erde erschienen ist; den Teufel stellen sie indessen nicht weiß, sondern ebenfalls schwarz vor. Aus demselben Grunde würden die Portugiesen der niedern Klasse gewiß einen in Stücken reißen, der behauptete, der Erlöser habe wie ein Jude ausgesehen, oder Bethlehem habe wo anders als in Portugal gelegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Organische Oper.

(Beſchluß.)

Wie bey der Komödie die Intelligenz ſich alles zur Folie macht, ſo iſt es in der Oper die Phantaſie, die die ganze phyſiſche Welt zum Tummelplatz ihrer Träume, die moraliſche zum frommen Schaaf ihres Zaubers macht. Alles ſinnlich Mögliche ſteht ihr offen. Ob nun in einer phyſiſch geſteigerten Welt die Leute, ſtatt zu ſprechen und zu ſeufzen, ſingen und wieder ſingen dürfen, die Frage laſſen wir Andern über. Wir fragen aber die Wahrſcheinlichkeitsjäger, wo zu Lande man denn in Verſen rede, und wo einmal dieß erlaubt iſt, warum nicht die Modulation noch dazu nehmen, die gerade den Vers wieder zur Natur zurückführt, da er in ihr erſt organiſch erfüllt wird? Die wahre Schwierigkeit iſt nur: da eine Handlung ſich ſchwer durch lauter Singen erklärt, wie muß Rede und Muſik ſich bilden, um ein Organiſches zu werden? Das pathetiſche, eintönige Recitativ kann die vollkommen individuirte Dramatik ſo wenig erreichen, als die alte und franzöſiſche Tragödie. Die durchgreifende Lyrik des muſikaliſchen Elements verlangt gerade eine plaſtiſche Zwiſchenentwickelung und Vorbereitung der Fabel zur geſicherten Totalwirkung. Mit alle dem aber wäre ein Operntext ein Abſtrahirtes und Komponirtes, wie alle die unſern ſind, ließen ſich nicht Kunſtwerke nachweiſen, die vom Feld der plaſtiſchen Poeſie aus ſich in den Begriff der Oper organiſch hinaufſteigern, ſelbſt ohne noch die Mittel der wirklichen Ausführung zu ahnen und zu benutzen. Mit dieſen Beyſpielen müßte unſer Sieg dahin entſchieden ſeyn, daß das menſchliche Dichtvermögen überhaupt auf das Bedürfniß einer Oper geleitet wird, die aus der Handlung von unten ſich entwickelt, nicht aus den Wolken, aus den Tönen von obenher ſich eine kümmerliche Verkörperung erheuchelt. Wir wenigſtens, wenn uns einer theoretiſch in unſerer angefangenen Eintheilung der Shakeſpeariſchen Dramen bedrängte, und z. B. auf den Sturm zu reden käme und ihn ins Fachwerk geſtellt haben wollte, wüßten ihm wahrlich nichts zu erwiedern als: „zur Oper, Freund!“ Die vollendetſte Oper iſt ſein as you like it. Die Kritiker haben immer gewußt, daß der Organismus dieſes Stücks in der ledigen Verhöhnung alles ſonſtigen Schauſpielorganismus, in der baaren Verneinung der Form beſtehe, aber es iſt noch nicht anerkannt, daß der poſitive Puls dieſer Verneinung gerade der Operhumor, der entſchieden muſikaliſche Leitfaden iſt. Selbſt die ganze reale Behandlung Shakeſpeares, nebſt dem Humor der ganz unbändigen Ironie, iſt nur Folie für die Scenerie und Abwicklung der lyriſchen Stimmung. Daß eine Scene humoriſtiſch-proſaiſch beginne, daß ſie ſich pathetiſch-poetiſch in den Vers ſteigere, und endlich in der Kulmination im Einklang der Begleitung je zur Arie, zum Duett, Terzett u. ſ. w. ſich idealiſire, deucht Niemand unmöglich. Nur vorbereitet, motivirt muß die Steigerung ſeyn; ſingen kann nur der Leidenſchaftliche, durch Naturgewalt Aufgeregte, äußerlich Geſteigerte. Sich eine Romanze mitten in der Converſation vortragen laſſen, wie wir's erleben müſſen, iſt freylich weder lyriſch noch epiſch, noch menſchlich, noch nicht unſinnig. Daß aber ein Liebender ſeine gedankenloſen Schmachtungen und Seufzer, oder ein glückliches Paar im Krampf des Wiederſehens ſeine Entzückungen uns lieber vorſingen möge als vorräſonniren, wollen wir nicht erſt behaupten.

Moriz Rapp.

Ueber die Pferdezucht in England, vorzüglich in Hinſicht auf Renner *).

Man hat auf dem feſten Lande keinen Begriff von dem eigentlichen Zwecke des Wettrennens in England und von der Art, wie daſſelbe betrieben wird. Der Engländer zieht die Renner, weil bey ihm der Renner jedes Mal ſo viel gilt als die Summe beträgt, die auf ſein Pferd gewettet wurde, und die dieſer Renner gewonnen hat. Ueber dieſe gewettete Summe wird aber von den Rennmeiſtern genaues Protokoll gehalten, für jedes Pferd einzeln; keine Wette gilt, die nicht protokollirt iſt; aus der Summe der einzelnen Poſten, die gewettet wurden, ergibt ſich dann der Werth des Pferdes, das dieſe Wetten gewonnen hat. Dieſe Wetten werden nicht bloß für den gegenwärtigen Wettlauf, ſie werden auf zwey bis drey Jahre voraus eingegangen; es wird auf Fohlen gewettet, wann ſie mannbar ſeyn werden, ja ſogar auf Fohlen im Mutterleibe. Die Wetten, die jezt ſchon, zu Newmarket allein, bis zum Jahre 1833 protokollirt ſind, betragen die Summe von mehr als 126,000 Pfd. Sterl. (1,512,000 fl.), und darunter ſind einzelne Wetten von 6000 Pfd. (72,000 fl.). Für das zu Ende Aprils zu Newmarket abgehaltene Rennen wären mehr als 30,000 Pfd. protokollirt (360,000 fl.).

Wenn man nun in einem Lande lebt, in welchem man den Werth eines Pferdes bis auf 56 und 60,000 fl. bringen kann, und ſo zu ſagen ſicher iſt, dieſe Summe jeden Augenblick zu erhalten, ohne daß man ſelbſt auch nur einen Heller zu wetten braucht, ſo iſt es der Mühe werth, viel auf Pferdezucht zu verwenden. Da auf das zweyte, dritte Pferd auch noch Wetten gemacht werden, die oft bedeutende Summen betragen, ſo erhalten ſelbſt mittlere Pferde einen hohen Werth, und nur derjenige hat eigentlich verloren, deſſen Renner unter den lezten geblieben, oder, wie die Rennmeiſter ſagen, ein Impo-

*) Polytechniſches Journal. Jahrgang 1829. Erſtes Auguſtheft.

ator (ein Betrüger) geworden ist. — Die Franzosen halten es für etwas Großes, wenn auf einen ihrer Renner 5000 Franken gewettet werden. In Bayern wird wohl auch manches Paar Thaler auf dieses oder jenes Pferd gewettet; allein weder der Eigenthümer noch das Publikum erfährt, wie viel das Pferd gewonnen hat, welches den ersten Preis errang, wie viel es also eigentlich werth ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese englische Buchhaltung bey dem sogenannten Rennen auch in Bayern eingeführt würde; denn so, wie diese Rennen in Bayern betrieben werden, sind sie wohl dem Markte oder der Stadt vortheilhaft, wo sie gehalten werden, im Ganzen aber vielleicht mehr schädlich, als nützlich. Wenigstens gewähren sie für Pferdezucht nicht den Nutzen, den man von denselben mit Recht erwarten könnte. Wenn auch bey uns nur so viel Groschen auf ein Pferd gewettet würden, als in England Gulden, so ergäbe sich doch hieraus ein höherer Werth guter Pferde, als bisher.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Die Season ist so gut als zu Ende; die Fashionables sind mit wenigen Ausnahmen fort, und wer es nur immer vermag, macht seine Gentility durch den schnellsten Abzug aus der Stadt oder doch durch das Wegschicken seiner Familie geltend. Es versteht sich also von selbst, daß es die Mode mit sich bringt, bald nach dem 1. August nicht mehr in London sichtbar zu seyn, und wo möglich vor Anfang Februars nicht zurückzukommen. Das Reisen ist jezt auch so wohlfeil und man lebt in den entfernteren Provinzen oder auf dem nahen Kontinente so billig, daß Viele, welche sich sonst mit einem Häuschen in den benachbarten Dörfern hatten begnügen müssen, jezt nach Margate, Ramsgate, ja nach Devonshire, Calais, Boulogne oder Dieppe gehen und den Sommer dort zubringen. Fährt man doch mit dem Dampfboot in 12 Stunden von hier nach Calais für 22 Schillinge!

In der italienischen Oper haben wir fast nichts als Rossinische Stücke gehabt. Dem. Sontag, welche bald mit einem ungarischen, bald mit einem deutschen Grafen verheyrathet seyn soll, hat für jezt Abschied von uns genommen; sie soll aber versprochen haben, mit ihrer Schwester in mehreren Konzerten auf dem Lande zu singen. Man hat seit ihrer Abreise Cimarosa's Horazier und Curiazier mit großem Beyfalle aufgeführt, sonderbar genug, ganz am Schlusse der Opernvorstellungen. Arnold, der thätige Director des englischen Opernhauses, dem wir die Einführung des Freyschützens und des unterbrochenen Opferfestes zu verdanken haben, hat auch die Räuberbraut von Ries auf seine Bühne gebracht, und zwar mit einem Orchester, wie man es nicht besser wünschen könnte. Auch die Sänger und Sängerinnen thun dabey ihr Bestes, obgleich es nicht die besten sind, und das Stück ist sehr beliebt.

Vor ein Paar Tagen trug sich in dem hiesigen Mansion-House (Stadt-Polizeyamt) folgende sonderbare Scene zu. Ein Italiener, der sich Signor Antonio nannte, ward vor den Lord Mayor gebracht, beschuldigt, ein Paar geladene Pistolen in seinen Taschen gehabt zu haben, womit er gedroht, Jemanden zu erschießen. Er sagte in gebrochenem englisch, er sey ein Doktor der Rechte aus Rom. Durch Umstände genöthigt, sey er nach England gekommen und später nach Irland gegangen. Dort habe er zu Cork Unterricht in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit gegeben; da er dieß aber zu seinem Unterhalt nicht hinlänglich gefunden, sey er hierher gekommen und halte jezt einen Laden, worin er — Käse und Tabak verkaufe. Von Cork aber habe er eine Frau mitgebracht, die dort einen Mann habe, und sie geheyrathet, und nun verlange er, daß das Gesez ihm zu Hülfe komme und jenem Manne seine Rechte auf die Frau abspreche, die er durchaus nicht lassen wolle; er gab zu verstehen, daß er sonst den Mann erschießen müsse. Auf diese Erklärung ward der Doktor Käshändler verhaftet und den folgenden Tag die Frau vor die Polizey gebracht. Nach ihrer Aussage war sie die Frau eines Kellners in einem Gasthofe zu Cork. Vor einiger Zeit kam Signor Antonio in den Gasthof, nahm ihren Mann auf die Seite und sagte ihm, er sey ohne Geld, erwarte aber eine bedeutende Summe von London und ersuche ihn, ihm einiges zu leihen. Der Kellner gab ihm das Verlangte und ließ ihn auf seine Verantwortung in dem Gasthause wohnen. Als aber das Geld immer noch ausblieb, nahmen sie ihn, damit er wohlfeiler leben könne, in ihr eigenes Haus. Hier lebte er einige Zeit und gab Unterricht, wozu sie ihm behülflich waren. Es kam aber immer kein Geld. Er wußte aber dennoch das Pärchen zu bereden, ein größeres Haus zu miethen, worin er besser Unterricht geben könnte. Als aber die Zeit herbeykam, wo die Miethe bezahlt werden sollte und das Geld noch immer ausblieb, meynte der Doktor, er müßte doch wohl selbst nach London gehen und sehen, warum Fürst Esterhazy, dem er sein Geld geliehen, es ihm nicht schicke. Wie konnten aber die guten Leute ihn allein gehen lassen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, ihre Vorschüsse zu verlieren? Da der Kellner seine Stelle nicht verlassen konnte, so sollte seine Frau nebst ihrer Mutter den Doktor nach London begleiten, um dort den großen Schatz zu heben, den er ihnen aus den Händen des östreichischen Gesandten versprach. Als sie zu Dublin waren, lief er, während die Alte durch einen Schlaftrunk betäubt dalag, davon; die junge Frau rannte ihm nach; ein Schiff lag eben nach Schottland segelfertig da; der Doktor schiffte sich auf demselben ein, die Frau auch, das Schiff segelte ab und brachte beyde nach Schottland. „Auf einmal," sagte das gute Weib, „heyrathete er mich." Sie bezahlte die Unkosten der Heyrath, wie sie alle Reisekosten bestritten hatte. Sie kamen nach London und hier fand sich endlich, daß er gar kein Geld zu empfangen hatte. Die Frau schrieb deßwegen an ihren irländischen Mann und erwartete dessen Ankunft jeden Tag. Sie stellte sich, als ob sie bey dieser zweyten Heyrath durchaus nichts Böses zu thun gemeynt habe, und ward bitterböse, als der Lord Mayor sie fragte, ob sie wohl vorher einen unerlaubten Umgang mit dem Italiener gehabt. Nicht um die Welt, meynte sie, würde sie eine solche Sünde begangen haben, bevor sie rechtmäßig mit ihm verheyrathet gewesen. Doch wolle sie nicht wieder zu ihm zurückgehen, da er sie zwey Mal habe vergiften wollen. Diese Geschichte erregte natürlich allgemeines Erstaunen, und die Naivetät, womit das Weib sie erzählte, machte selbst die Richter lachen. Man ließ sie mit einer Freundin, die sie hier gefunden, gehen, und der Italiener ist vorläufig in Verhaft geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. August 1829.

Margarethe. Wer hoch steht, den kann mancher Windstoß treffen,
Und wenn er fällt, so wird er ganz zerschmettert.
Gloster. Traun, guter Rath, Marquis: nehmt ihn zu Herzen.

Shakespeare.
Richard III.

Der Hofmann und der Henker.

Nach dem Englischen.

In einer schönen Frühlingsnacht des Jahres 1720 wandelten einige junge Leute aus einer Abendgesellschaft durch die Straße des Stadtviertels du Marais, das damals noch zu den angesehensten Theilen von Paris gehörte. Man konnte an ihren Wohlgeruch duftenden Kleidern, ihrer leichten Haltung und ihren wohlgesezten Tänzerschritten eben so wohl wie an ihren, an allen Fenstern umherschweifenden Blicken und ihren lauten und leichtfertigen Reden sogleich in ihnen Leute von Stand und von dem Hofe Ludwigs XV. erkennen. Mit einem Mal überraschte sie lustige Musik in einem Nebengäßchen; sie blieben daher stehen, um zu horchen, und bemerkten, nachdem sie näher gekommen waren, daß sich eine zahlreiche Gesellschaft hier mit Tanzen belustige. Ihrem jugendlichen Uebermuthe und der vornehmen Zuversicht auf ihren Rang, der ihnen überall Thür und Thor öffnete, konnte ein solches Abenteuer nicht anders als willkommen seyn, und noch dazu etwas von Wein erhizt, waren sie sogleich entschlossen, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Sie pochten also an die Thüre und traten ohne alle weitere Umstände in das Haus. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und in dem fröhlichen Getümmel bemerkte man nicht sogleich die neuangekommenen, ungeladenen Gäste, oder man glaubte, daß sie von einem Freunde der Braut oder des Bräutigams eingeführt seyen; denn es war ein Hochzeitfest, zu welchem sie ihr guter oder böser Stern geführt hatte.

Die Schönheit der Braut machte sogleich einen solchen Eindruck auf den einen der jungen Herrn, daß er die schönsten Redensarten voll der zärtlichsten Uebertreibungen, mit der schmeichlerischen Geläufigkeit der Zunge eines Hofmanns an sie richtete, und endlich so weit ging, ihr mit den feurigsten Schwüren eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Der Gegenstand, an welchen sie gerichtet war, schien eben so sehr betroffen als beleidigt. Allein der sieggewohnte junge Mann, der ihr Erröthen und ihre Verwirrung einem ganz andern Gefühle, als dem des Unwillens zuschrieb, folgte ihr in ihr Schlafgemach, wohin sie sich vor seinen Zudringlichkeiten flüchten wollte, der sichern Zuversicht, seinen vielen Eroberungen auch diese Trophäe weiblicher Schwäche hinzufügen zu können. Das erschrockene Mädchen versuchte es Anfangs, den ungestümmen Fremdling durch Thränen und Drohungen zu entfernen, aber taub gegen alle ihre Vorstellungen, schloß er sie endlich gewaltsam in seine Arme und versuchte einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. So auf's Aeußerste gebracht, stieß das Mädchen einen durchdringenden Schrey aus, auf welchen unverzüglich ihr Vater und ihr Bräutigam zu ihrem Beystand herbeystürzten. Ihr auf dem Boden liegender Brautkranz, ihre Thränen, ihre Bestürzung und ihre Todtenblässe zeugten unverkennbar von der erlittenen Beleidigung. Der Frevler wurde sogleich, ungeachtet seines Widerstandes und der Hülfe seiner Gefährten, die ihre Degen zogen,

ihn zu vertheidigen, aber eben so schnell entwaffnet wurden, von den handfesten Gästen gepackt, und der Vater des Mädchens, empört über ein so abscheuliches Betragen, und noch mehr darüber aufgebracht, als er hörte, daß sie sich so unbescheiden eingedrungen hatten, überhäufte sie mit den heftigsten Vorwürfen.

Die Freunde der Familie, von denen keiner die ungeladenen Gäste kennen wollte, schienen nicht übel aufgelegt, die Frevler ohne alle weitere Umstände verdientermaßen zu züchtigen, so daß es diese endlich für gerathen hielten, ihren vornehmen Stand und ihre Namen anzugeben. Der eine von ihnen war der junge Herzog von Crillon, der andere der Marquis de la Farre, und der Schuldigste von den dreyen der Graf von Lally-Tollendal. „Wenn Ihr Rang so ausgezeichnet ist, wie Sie vorgeben," sagte der Hausherr voll Entrüstung, „so hätten Sie sich selbst achten sollen, was das sicherste Mittel ist, sich die Achtung anderer zu gewinnen. Ihr Betragen ist unverzeihlich, und ich hätte gute Lust, die Bestrafung der meinen Kindern zugefügten Beleidigung meinen Freunden zu überlassen, da Ihr Eingriff in meinen Hausfrieden um so frevelhafter ist, als Sie das heilige Band, das so eben meine Kinder umschlungen hat, kannten und zu entweihen wagten. Aber Leute, welche so frühzeitig durch ihre üble Aufführung sich ihrer Geburt unwürdig beweisen, werden früher oder später den Namen entehren, den sie tragen. Ihre zügellose Leidenschaft wird Sie von Verbrechen zu Verbrechen führen, bis Sie endlich in die Hände dessen fallen, dessen traurige Pflicht es ist, mit blutiger Strenge den härtesten Spruch des Gesetzes zu vollziehen. Sie sagen, Sie seyen Edelleute von dem Hofe des Königs, ich bin Sanson, der Nachrichter von Paris. Verlassen Sie auf der Stelle dieses Haus, das Sie durch Ihre Gegenwart entweiht haben, und zittern Sie, wenn wir uns da begegnen, wo vielleicht meine Prophezeihung in Erfüllung gehen wird."

Fast Jedermann kennt das unglückliche Ende des Grafen Arthur von Lally-Tollendal. Er war zu Romans in der Dauphiné geboren, und der Sohn des Herrn Girard Lally, eines Abkömmlings einer vornehmen irländischen Familie. Mit dem achtzehnten Jahre wurde der junge Graf Kapitän in Dillon's irländischem Regiment, und bald darauf von dem Kardinal Fleury mit einer Sendung an den russischen Hof beauftragt, wo seine ausgezeichneten Talente und seine körperlichen Vorzüge ihm sowohl die Gunst der Kaiserin Anna, als ihres Günstlings, des Herzogs von Kurland erwarben.

Nachdem er seine Sendung zur größten Zufriedenheit seines Hofes vollendet hatte, wurde er nach seiner Rückkehr Obrist des irländischen Regimentes, das von ihm den Namen erhielt. In der Schlacht bey Fontenay trug er wesentlich zu dem glänzenden Siege bey, und auf den Bericht des Marschalls von Sachsen, der seinen trefflichen Diensten alle Anerkennung widerfahren ließ, wurde er zum Brigadier ernannt. Er theilte hierauf das Schicksal des Prinzen Eduard, dem er auf seinem Zuge nach Schottland folgte und in der Schlacht bey Falkirk als Adjudant diente. Nach der Einnahme von Mastricht wurde er zum Feldmarschall und späterhin zum Generallieutenant befördert. Endlich ernannte ihn der König zum Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Ostindien. Das Glück schien an seine Fahnen gebannt; acht-und-dreyßig Tage nach seiner Landung bemächtigte er sich des Forts St. David, welches man das Berg op Zoom Indiens nannte, und der ganzen Küste von Koromandel. Allein bald stiegen Hindernisse vor ihm auf, die sein Muth allein nicht zu überwältigen vermochte. Seine heftige Gemüthsart und seine unerbittliche Härte erweckten ihm zahlreiche und erbitterte Feinde. Anstatt allmählig und unvermerkt die Uebel zu beseitigen, welche sich in die Verwaltung der französischen Besitzungen in Indien eingeschlichen hatten, ging er hartnäckig auf demselben falschen Wege fort. So scheiterten seine Plane, als er es am wenigsten dachte, und seine bisher so ruhmvolle Laufbahn endigte in einer ununterbrochenen Reihe von Unfällen.

Nach einer verzweifelten Vertheidigung sah er sich gezwungen, Pondichery zu übergeben, und wurde kriegsgefangen nach England gebracht. Hier angelangt, erfuhr er, daß seine Feinde am Hofe von Frankreich in ihrem geschäftigen Hasse alles aufboten, ihn dem Könige durch die schwersten Anschuldigungen verdächtig zu machen. Auf seine Bitte gestattete ihm das englische Ministerium, auf sein Ehrenwort nach Frankreich zu gehen. Er eilte nach Versailles, sich gegen die erhobene Anklage zu rechtfertigen, wurde aber ergriffen und in die Bastille gesetzt. Man stellte ihn vor ein Gericht und klagte ihn der Erpressung und des Hochverrathes an.

Ungeachtet seiner langen und ruhmvollen Dienste, ungeachtet der König selbst von seiner Unschuld überzeugt schien und der Generaladvokat Pequin seine Vertheidigung mit der glänzendsten Beredsamkeit führte, siegten dennoch seine ergrimmten Feinde, und er wurde zum Beile verurtheilt.

Der Graf hatte eben von seinem Beichtvater die lezten Tröstungen der Religion empfangen, als sich die Thüre des Gefängnisses öffnete und ein Mann hereintrat, mit einem Steine in der Hand, den der Unglückliche in den Mund nehmen sollte, um ihn den Klagen zu verschließen, welche er vielleicht ausstoßen konnte, wenn man ihn auf einem elenden Karren zur Richtstätte führte. Der Mann trat hervor, seinen schrecklichen Auftrag zu erfüllen. „Mein Sohn, nun eine Prüfung Deiner christlichen Ergebung in den Willen des Allmächtigen," sagte der Beichtvater; der Graf erhob sein Haupt und richtete seine Augen auf den Henker, es war Sanson, der Nachrichter von Paris.

Sieben Monate nach der Hinrichtung äußerte Ludwig XV. im Vertrauen gegen den Herzog von Noailles, daß der unglückliche Graf gemordet worden sey, und vier Jahre später sagte er öffentlich zu dem Kanzler Meaupou: „Sie haben es vor Gott zu verantworten, nicht ich.“

Der Marquis von Tollendal, Sohn des vorigen, Pair von Frankreich und Mitglied der französischen Akademie, hatte es sich von seiner frühesten Jugend an zum Ziele gesezt, das geschändete Andenken seines unglücklichen Vaters zu retten. Voltaire, der es zu seinen heiligsten Pflichten zählte, Justizmorde und religiöse Bluthochzeiten mit aller Kraft und Unerschrockenheit seines Genies vor dem Richterstuhle der Mit- und Nachwelt in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu enthüllen, unterstüzte ihn hierin mit dem beharrlichsten Eifer. Der oberste französische Gerichtshof erscholl von den Klagen kindlicher Pietät, und Recht und Menschlichkeit siegten endlich. Voltaire lag auf seinem Todtenbette, als er den Beschluß des Gerichtshofes hörte, durch welchen die Entscheidung des Parlaments für nichtig erklärt wurde, und schrieb folgende Zeilen an den Marquis von Tollendal: „Diese große Neuigkeit richtet einen sterbenden Mann wieder auf. Ich umarme gerührt den Herrn von Tollendal. Da ich sehe, daß der König die Gerechtigkeit schüzt, will ich freudig dahin fahren.“ Vier Tage nachher war Voltaire nicht mehr.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Den Negern in Lissabon, so verworfen sie sind, fehlt es übrigens nicht an Witz, eine dem Portugiesen ganz fremde Eigenschaft. Man erzählte zu meiner Zeit allgemein eine Anekdote, die als Beleg dafür dienen kann. Die Brüderschaft ihrer Geistlichen ist nur schlecht dotirt, und das Beste nehmen die Obern weg. Als nun eines Tages einem jüngern schwarzen Mönch bey Tische ein bloßer Knochen ohne das geringste Fleisch vorgelegt wurde, nahm er ihn an seine Lippen, wie ein Blasinstrument, und entlockte ihm einen gellenden Ton. Auf die Frage des entrüsteten Superiors, was das bedeuten solle? antwortete er: „In der Offenbarung steht, daß bey dem Schall der Trompete alles Fleisch sich wieder mit den Gebeinen vereinigen werde; um nun nicht zu verhungern, versuchte ich, ob die Prophezeihung einträfe.“

So ungern man von der Religion spricht, befindet sie sich in einem Zustande wie in Portugal, so fehlte doch der Hauptzug sogar an einem Miniaturgemälde portugiesischen Lebens, gedächten wir nicht wenigstens einiger der Hauptprozessions-Feste und der damit verknüpften Legenden, zumal da sie so ganz von den so oft beschriebenen italienischen abweichen und so wenig bekannt sind. Eine der Hauptprozessionen ist die jährliche des Senhor dos Passos oder des kreuztragenden Christus, bey der das Bild Christi mit dem Kreuze unter einem Baldachin aus dem Kloster Nostra Senhora da Graca zu dem von S. Roque getragen wird. Der Grund ist folgender. Einst klopfte ein Bettler in sehr stürmischer Nacht an das Thor des Klosters S. Roque und flehte die Mönche um Speise und Herberge an. Das erste gab man ihm, doch das zweyte schlug man ihm ab, so daß er sich anderswo ein Nachtlager suchen mußte. Er ging zum Kloster N. S. da Graca, wo die Mönche ihm bereitwillig eine Celle für die Nacht gaben. Als am folgenden Morgen der Bettler nicht zum Vorschein kam, begaben sich einige Patres in die Celle, und fanden hier statt des Bettlers eine Figur des Erlösers in Lebensgröße, mit dem Kreuze auf dem Rücken. Man glaubte nun, die Figur sey der Erlöser in Fleisch und Blut und habe den Vätern von Graca zum Lohn ihrer Gastfreundschaft sein Bild gelassen; aber die von S. Roque machten ebenfalls Anspruch auf das Bild, weil der Bettler zuerst an ihrer Thüre gepocht und von ihnen Speise empfangen habe. Der Streit dauert noch fort, und da man kein baldiges Ende desselben absah, wurde inzwischen festgesezt, daß der Senhor dos passos jährlich während der Fastenzeit einmal einen Besuch in S. Roque abstatten und noch in derselben Woche nach S. Graca zurückkehren solle. Das Merkwürdigste bey der Prozession ist stets eine Gruppe von Personen in härenen Kleidern, die auf Händen und Füssen unter dem Bilde durch Koth und Schmuz fortkriechen; dieß ist der höchste Grad von Reue und freywilliger Erniedrigung, und gewöhnlich sind es Leute aus den höchsten Ständen. Ich sah eine Marquisin und eine Gräfin den langen Weg auf diese Weise zurücklegen und sich bey jeder Pause auf das Gräßlichste geißeln. — Die zweyte Hauptprozession ist die des Corpo de Deos, bemerkenswerth auch deßhalb, weil das Bild des heiligen Georg auf einem wirklichen Rosse aus dem königlichen Stalle, und von des Königs Dienern in reicher Livree geführt, den Zug eröffnet. Des Heiligen Kleidung ist beynahe so, wie Franz I. von Frankreich gewöhnlich dargestellt wird, und sein Sammthut, mit weißen Reiherfedern verziert, strozt über und über von Diamanten von großem Werth. Hinter dem Heiligen kommt dessen Page, ebenfalls reich gekleidet und auf einem königlichen Pferde, und diesem folgt der Waffenträger in voller Rüstung; hinter ihm werden wieder einige reichgeschmückte Pferde geführt; ferner Musiker in Kleidern und mit Instrumenten, wie sie zu St. Georgs Zeiten üblich waren; nach diesen und mehreren geistlichen Personen erscheint der Körper Christi auf einem Gestell, mit reichem Goldstoff überdeckt, und unter einem Baldachin, dessen Stangen die ausgezeichnetsten Personen im

Staate tragen; an der rechten Seite geht der König, an der linken der Thronerbe. Alle Häuser sind mit reichen Tapeten behangen, die Straßen mit Truppen besezt, die, so wie alles Volk, auf die Knie niederfallen, wenn der Körper vorüberzieht. Ist der Zug vorbey, so begibt sich der heilige Georg, in Begleitung seines Pagen und Waffenträgers, nach dem Castell St. Georg, um sich dort seinen jährlichen Sold zu holen, da er Brigadier im Dienst ist. Seine Ankunft daselbst wird durch einen Kanonenschuß und eine Rakete verkündigt, worauf er, nachdem die Obern den Sold für ihn im Empfang genommen, wieder in seine Kirche zurück gebracht wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsezung.)

Unter andern in dem lezten Stücke des Monthly Review enthaltenen Aufsäzen befindet sich einer über Ludens Geschichte des deutschen Volkes, worin dem Verfasser seine Bitterkeit gegen diejenigen, welche sich über die zu fürchtende übermässige Ausdehnung seines Werkes beklagt haben, zum Vorwurf gemacht wird. Während ferner der Kritiker seinem Fleiß und seiner Beredtsamkeit Gerechtigkeit widerfahren läßt, betrachtet er seinen übertriebenen Patriotismus, welcher ihn Alles, was auf seine Nation Bezug hat, verschönern und beschönigen lasse, als eine Schwäche. „Diese Weise, die Geschichte darzustellen," sagt er, „kann nur dann nüzlich und zweckmäßig seyn, wenn Vaterlandsliebe und ein übermächtiger Feind es nöthig machen, die Gemüther durch glänzende Bilder vaterländischer Tugend, durch partheyische Hervorhebung der eigenen Vorzüge zu begeistern. Aber gerade, weil Deutschland dieses partheyischen Anstriches nicht bedarf, erheben wir unsere Stimme gegen seine Anwendung. Reich an großen Männern, welche die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben, kann es sich's gefallen lassen, jene Mischung von Gutem und Bösem zu ertragen, welche vom Loos des einzelnen Menschen sowohl als eines Volkes unzertrennlich ist." Ein anderer noch gediegenerer Aufsaz handelt von einer Lebensbeschreibung Newtons, einem Werkchen, welches zwar dem Umfange und Preise nach unbedeutend scheint, aber in Rücksicht auf die Autorität, unter der es erscheint und der Menge der Leser, die es vielleicht hat, allerdings ernstliche Beachtung verdient. Es bildet nämlich einen Theil der Bibliothek nüzlicher Kenntnisse, welche bekanntlich unter der Leitung eines Ausschusses angesehener Männer zur Belehrung des Volkes erscheint, und einen Absaz von 100,000 Exemplaren haben soll. Man denke sich aber: jenes in England unter der Autorität englischer Patrioten zur Aufklärung des Volkes herausgegebene Leben eines der größten Männer Englands, eines Mannes, der die Liebe und Bewunderung seiner Landsleute in so hohem Grade verdient und Allen, die sich den Wissenschaften widmen, als ein erhabenes Muster dienen kann — die Lebensbeschreibung dieses Mannes, sage ich, ist nach dem in der Biographie universelle enthaltenen Leben Newtons von Biot bearbeitet, von Biot, einem Franzosen. Wer jene Lebensbeschreibung gelesen hat, weiß, wie Biot den Zustand der Wissenschaften vor dem Auftreten Newtons herausstreicht, und trez der größten Lobeserhebungen dem grossen Entdecker fast kein Verdienst mehr übrig läßt; besonders aber, daß er glaublich zu machen sucht, Newton habe in den lezten 30 Jahren seines Lebens den Verstand verloren (vielleicht etwa, weil er um jene Zeit für die Religion geschrieben?), und der englische Bearbeiter hat alle diese Verläumdungen eines hohen Geistes getreulich nachgeschrieben. Der Kritiker aber beweist unter anderm durch zwey nie vorher gedruckte Briefe Newtons an Flamstead vom Jahre 1724, daß über astronomische Gegenstände sein Geist bis in das späteste Alter ungeschwächt geblieben ist, und daß höchstens sein Gedächtniß gelitten hat. Brougham und Consorten wird der Artikel freylich nicht ansteben, aber dem Verfasser macht er Ehre. Wer sollte sich auch nicht durch die Frechheit empört fühlen, die einem solchen Manne Blödsinn zuschreibt, zu einer Zeit, wo er drey wichtige wissenschaftliche Werke schrieb, wo er zum Repräsentanten der Universität Cambridge im Parlamente erwählt ward und dem Amte eines königlichen Münzmeisters mit solcher Kraft vorstand, daß er eine gänzliche Umgestaltung des englischen Münzwesens bewirkte.

Wir theilen hier eine Schilderung des Umsturzes der ersten brasilianischen Verfassung von einem Augenzeugen mit. „In Brasilien hat der Ausländer wenig Umgang mit den Eingebornen; man kann sein ganzes Leben im Lande zubringen, ohne eine einzige Verbindung zu knüpfen. Doch waren wir, mein Gefährte und ich, so glücklich, bey verschiedenen Familien eingeführt zu werden, welche uns aufs freundschaftlichste behandelten. Dafür aber quälten sie uns mit endlosen politischen und metaphysischen Streitigkeiten bis auf den Tod. Alle Winkel der Geschichte wurden durchkrochen, alle Verfassungen, welche je irgendwo bestanden, von den Tagen Solons bis auf die neuesten Zeiten, wurden vorgenommen und mit wunderlichem Scharfsinn zergliedert. Ja der Wahnsinn der Einwohner stieg zulezt so hoch, daß es gefährlich war, auszugehen, weil man dann unfehlbar auf einen jener politischen Enthusiasten stieß, der einen unter einem glühenden Himmel mit einer von jenen Streitfragen stundenlang aufhielt und der Gefahr eines Sonnenstiches aussezte. Die Hauptversammlungsorte dieser utopischen Politiker waren die Apotheken der Hauptstadt. Die Neugierde trieb mich zuweilen, dieselben zu besuchen, und ein traurigeres Bild politischer Raserey konnte man wohl nirgends sehen. Den Lärm der Streitenden hörte man schon in weiter Ferne, und ihre wilden Geberden erinnerten einen unwillkührlich an die vortreffliche Beschreibung der Streitigkeiten zwischen Gil Blas und den Logikern. Bey einer dieser Versammlungen geschah es eines Tages, daß ein Demagoge, welcher sich einen groben Ausfall gegen den Kaiser erlaubt hatte, von einem Offizier, welcher eben zugegen war, eine Tracht Prügel erhielt. Wir haben viele Beyspiele in der Geschichte, daß kleine Ursachen große Begebenheiten herbeygeführt haben; man wird es aber kaum glauben, daß hier ein Paar Stockschläge den Umsturz der Verfassung herbeyführten und beynahe das Reich in einen Bürgerkrieg verwickelt hätten. Das Gerücht von dieser Mißhandlung eines friedlichen Bürgers verbreitete sich mit Windesschnelle durch die Stadt und versezte die Bewohner in wahre Wuth. Die Truppen, welche bisher ihr Stolz und ihre Bewunderung gewesen, wurden jezt mit den römischen Prätorianern, und der Kaiser mit Tiber und Nero verglichen."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. August 1829.

Ich führe dich zur Stadt der Quaalenformen,
Ich führe dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlornen!

Dante.

Bruchstück aus dem Lauf der Zeit *),

einem Gedicht in zehn Gesängen von Robert Pollok.

(Ein Verklärter, auf einem fernen Weltkörper zu seiner höheren Bestimmung gereift, kommt in den Wohnsitz der Seligen, wird dort von zwey Geisterjünglingen empfangen, und berichtet ihnen, was er, von Wißbegier getrieben, jenseit der Grenzen der Gotteswelt gesehen hat).

Mein Weg war lang und fremd. Ich ließ die Schranken,
Die Gott um Licht und Lieb' und Leben zog,
Wo Dunkel grenzt und Tag, wo Ordnung grenzt
Und Irrsal, schrecklich, wüst und wild. Und nieder
Zur schwarzen, ew'gen, unerschaffnen Nacht
Versink ich Einer. Lang, rasch, eilend lang
Durch namenlose Oeden schwebt ich hin;
Da wohnt das lezte Nichts, gestaltlos, leer,
Da trifft kein Gegenstand das Ohr,
Den schärfsten Sinn der Höchstbegabten. Da
Vergebens sucht nach etwas Aeußerm rings
Gesicht, Geruch, Gefühl. Laßt Alles seyn;
Ihr findet staunend nichts, als euch allein.

Warum nach Worten hasch' ich, euch zu sagen,
Wem ähnlich das, was ißt und ißt doch nicht?
Vorbey! Stets tiefer sinkt mein Pfad hinab
Durch Welten öden Grauens, niegenannt
Und endlos, wo die Schwere wechselnd geht
Nach anderm Ziel, nach schrecklich-unbekannter
Fluchvoller Mitte niederzieht; — und nun,
So weit vom Rand der Finsterniß, wie kaum
Von dieser Strahlenhöh' des Herrn zum Saum
Des lezten Lichts; —
Da seh ich Schreckensbilder,
Da hör' ich Schreckensruf; da steht vorm Auge
Aus glühendem Demant mir ein Gehege,
Gehege berghoch, furchtbar, flammend höher
Als selbst der Hoffnung Flug. Ich steh' und schaue
Und seh', wohin ich blick', auf dieser Mauer
Gestalten glutgemalt, nicht Todestrauer,
Nein, Leben lügend.
Eine schau' ich an
Mit ernstem Blick. Doch wie soll ich beschreiben,
Dem nichts vergleichbar, was mein Blick je sah?
Es schien dem Wurm, der Schlange gleich an Art,
Ein Ungeheur mit tausend Natterköpfen;
Aus jedem zweyfach blizt der Rache Blick,
Und tausend Schweife winden sich heraus
In wilder Unruh, scharf bewehrt mit Stacheln;
Und tausend Mäuler, weit und dunkel, gähnen
Und athmen gift'gen Odem, zucken Stacheln,
Zwiefache jeder, lang, giftschwanger, scharf,
Und seine steten Windungen umklammern
Rachsüchtig, was ein Herz mir schien, doch schwarz,
Verschwollen, bebend wie im höchsten Jammer.

*) Die Uebersetzung dieses Gedichts, aus welcher wir die obige, dem ersten Gesang entlehnte Probe nehmen, wird nächstens in Gotha bey Perthes erscheinen.

Und stets versuchts das Herz, von bangem Klopfen
Bewegt, ihm zu entgehn und kann nicht. Denn,
Wie's auch sich dreht und oft umsonst sich dreht,
Die viel verschlungnen Knoten halten fest,
Und immer stößt das Unthier jetzt die Zunge,
Jetzt Schweifesstacheln drein; es strömt das Blut. —
Viel sinn' ich, was das Schreckensbild bedeute;
Und weil ich lange steh' und schau' und staune,
Da wird ein Wort, woher? kann ich nicht sagen,
Denn Niemand sah ich, mir an's Ohr getragen:
Dieß Wort: Es ist der Wurm, der nimmer stirbt!
Hart an der Seite dieses Grauenbilds
War grauser noch ein Zweytes dargestellt.
Wer's einmal sah, wünscht nimmer es zu sehn;
Auf ewig ungeschildert laßt es bleiben;
Nur Eines mag ich, kann ich euch entfalten:
Weit streckt es seinen Speer, vor dem die Knie
Des Schrecks auch zittern müßten. Daran hing
Im scharfen Dreyzack fest ein lebend Ding,
In Seel' und Leib durchbohrt.
Himmlischer Bildung
Erschiens vom Ursprung her, doch, ach, gefallen,
Verzehrt, entstellt von schauderhaftem Weh;
Und ewig um den niegebrochnen Speer
Geängstet windet sich's, stößt Aechzen aus,
Versucht und wünscht, und stets versucht's und wünscht
Zu sterben, kann nicht sterben! — Bild der Noth!
Mit Zittern seh ich's, lausch' und hör die Stimme
An meinem Ohr: Das ist der ew'ge Tod.

Nicht die allein! Auf jener Flammenmauer
In schauderhafter Schilderey erscheint
In jeglicher Gestalt und Art und Weise
Verruchtheit, Pein und Gram, verzweifelnd Wehe;
Und hell hervor ist Feuerschrift geschrieben,
Wohin das Auge blickt, die ihm verkünde:
Wer hieher kömmt, der scheu' und flieh die Sünde.

Ich steh' erstaunt. Es läßt die Bildnerey
Mich ahnen: drin muß schrecklich wohnen seyn!
Doch treibt es mich, das Schrecklichste zu sehn.
Die Tugend, die von Gottes heilgem Siegel
Gezeichnet ist, geweiht, unsterblich ganz
Und unverletzlich, hat kein Leid zu fürchten.
So flüchtig, wie mein Wunsch, so rasch durcheil' ich
Die schaudervollen Schranken unversehrt
Und ungehemmt. Auf festen Schwingen weil' ich
Und schau hinab.
Gericht des Ewigen!
Ihr Kinder Gottes! könnt ihr's, sagt, was dort
Ich sah, was dort ich hört'? Der Raum ist weit,
Und tief wie weit, und schrecklich so wie tief.
Ich sah: ein See dort unten; kochend Feuer
Von stetem Sturm getrieben; immer bricht
Die stolze, schwarze Welle sich am Felsen
Der schwärzeren Verdammniß, ballet wieder
In Tönen bittern Wehs. Von oben nieder
Und rings, kämpft Wind und Wind. Der Sturm bedroht
Den Sturm, den Blitz durchkreuzt gezackter Blitz,
Der Donner ruft dem Donner, wie zum Tod
Die Rache ruft.
So weit der Blitz kann dringen
Und niedergehn in hoffnungslose Tiefen
Durch diesen Kerker nie verlöschten Feuers,
Da sah ich jammervolle Wesen wallen,
Die rastlos brennen, nimmer doch verzehrt;
Die ewig dauern, ewig doch verderbend,
O nimmer todt, und dennoch immer sterbend!

Die gehn allein dahin durch Flammenöden,
Die treffen sich in rachegier'gem Gang
Mit lautem Fluch und Lästerung, vor der
Auch Finsterniß erbleicht; und wie sie ringen
Und fluchen, Zähne knirschen, Tod sich wünschen,
Da strömt ihr hohles Auge jammernd Weh,
Und Aechzen klagt, das nimmer endet, Seufzer,
Die ewig seufzen, Thränen, stets geweint
Und bitter stets, und Mitleid hört sie nicht;
Und Sorge, Reu', Verzweiflung gehen ihnen
Zur Seite, lassen ihre durst'gen Lippen
Die Becher glühend heißer Galle nippen.

Und wie ich lausche, hör' ich diese Wesen
Fluch dem Allmächt'gen, Fluch dem Lamm und Fluch
Der Erde, dem Erstehungsmorgen sprechen,
Und flehn, vergebens flehn den lezten Tod!
Und ihrer nieerlöschten Angst entgegnet
Der Donner hoch, daß weithin diese Worte
Durch alle Höhlen der Verdammniß gehn,
Im fernsten Nachhall jedem Ohre nahn:
Ihr habt gewußt die Pflicht und nicht gethan.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Da diese Prozession im Sommer vor sich geht, so hat alles von der Hitze um so mehr zu leiden, als Niemand den Kopf bedecken darf. Besonders leiden die Mönche von den Sonnenstrahlen, die auf ihre Tonsuren fallen, und oft sieht man sie die Notenblätter der Vokalmusik als Sonnenschirme brauchen, was sie um so eher thun können, da sie das oft Gesungene wohl auswendig wissen. Der Lieblingsheilige von ganz Portugall ist aber der heilige Antonius von Padua, und die Prozession an seinem Feste

daher die glänzendste von allen. In der nach ihm benannten Cathedralkirche zeigt man noch die Krähe, die vor vielen Jahrhunderten ein Schiff in den Hafen von Lissabon führte, nachdem es sein Ruder im Sturme verloren hatte. Von dieser Zeit an führt Lissabon ein Schiff mit vollen Segeln, mit einer Krähe an dem Ende des Bugspriets und einer andern am Schnabel, im Wappen; diese Krähe wurde vom Antonius den geängsteten Schiffern zu Hülfe geschickt, als sie seinen Namen angerufen. Unzählig sind die Legenden von ihm. An jeder Schenke sieht man sein Lehmbild, da er der Patron geistiger Getränke ist, ferner an jedem Spezereyladen, da man die jetzige Aufbewahrungsweise der Feigen und Mandeln seinem erfinderischen Genius zuschreibt. Am Abend vor dem Feste errichten ihm selbst die Jungen in jeder Straße kleine Altäre und drängen den Vorübergehenden Beyträge ab, damit sie sich Wachskerzen für ihn kaufen können. Zahllose Feuerwerke werden überall abgebrannt, die, da das Fest ebenfalls im Sommer ist, die Hitze vollends unerträglich machen. Die Prozession selbst aber begleiten alle Heilige in der Stadt; Nostras Senhoras von allen Arten, Gestalten, Farben und Gewändern erscheinen da, und jede sucht die andere an Flittergold, Schmuck und Bändern zu überbieten. Alle Brüderschaften der Diöcesen und die Mönche aller Klöster ziehen mit. Die Bilder belaufen sich weit über hundert. Einige derselben bestehen sogar aus ganzen Gruppen, z. B. Kruzifixe mit den beyden Marien. Die merkwürdigste aber, die ich sah, war ein auf einer Bahre getragenes Kruzifix, vor dem der heilige Franceskо de Paula kniet; aus allen Wunden des Erlösers gingen rothe Fäden heraus, die an den entsprechenden Theilen des Körpers des Heiligen, der seine Arme ausgebreitet hielt, befestigt waren. Diese Darstellung bezieht sich auf die Legende, daß, als einst Franciskus, in tiefe Andacht versunken, betete, er möchte gewürdigt werden, einen Theil von Christi Leiden zu erdulden, der Himmel sich plötzlich geöffnet habe, Christus am Kreuz erschienen sey, und plötzlich Hände, Füße und Seite des Heiligen von blutenden Wunden, die von denen des Herrn auf ihn übergingen, durchbohrt gewesen seyen. Die Bilder des heiligen Antonius sind sehr mannigfaltig, doch am häufigsten wird er dargestellt, wie er das Jesuskind, auf einem Buche sitzend, auf der Hand trägt. Nach der Legende verkehrte dasselbe häufig mit ihm, und mischte sich einst sogar in seine Studien. Denn eines Tages, als er über einen metaphysischen Satz in einem theologischen Werk sehr tief nachdachte und eben auf dem Punkte war, zu einem Schlusse zu kommen, erschien plötzlich das Jesuskind in einer Wolke, setzte sich auf das aufgeschlagene Buch und schlug Antonius mit der kleinen Hand ins Gesicht. Da dieß nun der Welt ein Geheimniß entzog, das des Antonius tiefe Weisheit eben aufzufinden im Begriff war, so nahm man es für einen, allen Christen gegebenen Wink, an die Geheimnisse der Religion unbedingt und in Demuth zu glauben, ohne mit methaphysischen Untersuchungen Zeit zu verlieren.

Den Fremden aber interessiren ganz besonders diejenigen Prozessionen, welche an die lustigen Tage des Mittelalters erinnern, wo auch bey uns noch der Scherz neben der Religion wohnen durfte. Die eine findet am Ende der Fasten statt; es ist die Bestattungsprozession des Bakalhao oder Salzfisches. Der Salzfisch ist die Hauptspeise aller Klassen in Lissabon während jener enthaltsamen Zeit, und seine Bestattung ist daher eine symbolische Freudenbezeugung über die Erlaubniß, wieder andere Speisen genießen zu dürfen. Eine Menge grotesker Personen ziehen daher, als ob sie einen Leichnam zum Begräbniß trügen, umher, und das Bild des Leichnams stellt eben die Quaresima dar. Einer aus dem Zuge, lächerlich ausstaffirt, liest an den Straßenecken den lezten Willen und das Testament des Senhor Bakalhao ab; und um dieser Prozession einen Schein von Ernst zu verleihen, begleiten sie stets einige Soldaten von der Polizeykavallerie. Eine wirklich wohlthuende Prozession ähnlicher Art ist aber die der Arbeiter am Marientage. Von diesem an erfreuen sie sich des Rechtes, den ganzen Sommer hindurch die Sesta, oder Mittagsruhe, von 1 bis 3 Uhr zu genießen. Auf diese Erleichterung legen sie natürlich einen großen Werth, und so versammeln sich denn portugiesische Arbeiter aller Art und jeden Handwerks zu einem Feste bey der Kapelle Nossa Senhora dos Prazeres (unsere Frau des Genusses), nahe bey Fonte Santa, an der nordwestlichen Seite der Stadt. Mit Michaelis erlischt dieses Recht auf die Sesta, und ihr Ende feyern sie nun ebenfalls durch eine komische Leichenbestattung. Voran gehen drey Männer, von denen der mittelste einen Mörtelkasten, wie eine Fahne an eine Stange befestigt, die andern aber emchadas, große Karste, welche die Laternen bey den Prozessionen bedeuten sollen, aufrecht tragen. Ein alter Wassertopf dient als Glocke des Sakristans und die Rauchfaßträger führen Lehmschüsseln, an Stricken hängend, in denen brennende Kohlen liegen, auf welche sie etwas werfen, damit es raucht; und die sie schwingen wie Rauchpfannen. Die Hacken, Kellen, Schlägel und andere Werkzeuge stellen alle irgend ein kirchliches Instrument vor, und die Kleidung dieser Brüderschaft besteht aus einem gewöhnlichen Sacke, mit einer Oeffnung oben und an jeder Seite für den Kopf und die Arme.

Wir folgen nun dem Portugiesen auch zum Tode. Wird er so krank, daß man sein Leben in Gefahr glaubt, so wird sogleich dem Pfarrer des Sprengels davon Anzeige gemacht, der sich sogleich zu dem Kranken mit dem heiligen Sakramente begibt, das bey den Portugiesen Nosso Pai, unser Vater, heißt. Der Sakristan läutet alsbald eine der Kirchenglocken in eigenthümlicher Weise, damit es

über die ganze Parochie hin gehört wird, worauf die ganze Brüderschaft, wer nur sein Geschäft verlassen kann, herbeyeilt, um zum Pfarrer zu stoßen. Dieser legt seine Gewänder von weißem Damast, mit Gold gestickt, an, und nimmt den heiligen Kelch mit der Hostie. Die Glieder der Brüderschaft ziehen ihre rothen Gewänder an; ein Glöckner geht voraus, um das Nahen des Sakraments zu verkünden. Die Brüderschaft trägt stets lange Wachskerzen und bey heftigem Winde Laternen; der Priester geht immer unter einem Baldachin von weißem Damast mit goldnen Franzen, dessen Stangen von sechs oder acht Leuten der Irmandad in rothen Kleidern getragen werden. Da es ein Zeichen von Frömmigkeit ist, den Nosso Pai bey solchen Besuchen zu begleiten, schließt sich eine große Menge der Prozession an, beständig laute Ave Maria's betend. Wenn das Sakrament erscheint, halten alle Wagen, die Insitzenden steigen aus, die Reiter ab und knieen nieder, bis die Prozession vorüber ist, und mit Ausnahme der von den Begleitern gesungenen Hymnen herrscht Todtenstille in der ganzen Straße. Die Bewohner der Parterrezimmer kommen heraus und knieen in der Straße hin, während die der obern Etagen sich in den Fenstern und Balkonen niederwerfen. Geht das Sakrament in der Nacht vorüber, illuminiren alle Hausbewohner schleunigst ihre Fenster.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

„Die Cortes schürten durch ihre Unterhändler im Geheim die Flamme an. Die Schritte der Versammlung verriethen vom ersten Augenblicke ihrer Einsetzung an jene schwankenden Begriffe, wie sie unverdaute Theorien geben, ohne alle Spur von praktischer Kenntniß der Regierungswissenschaft. Es ließ sich daher leicht denken, daß sie eine so günstige Gelegenheit nicht würden entschlüpfen lassen, um die Macht des Kaisers zu beschränken und ihre Lieblingsentwürfe einer reinen Demokratie durchzusetzen. Sie nahmen demnach die Sache sehr ernst, stellten sie als ein Vorspiel eines militärischen Despotismus dar, erklärten die Verfassung in Gefahr, ihre eigene Sitzung als permanent, und krönten das Ganze mit einem Befehl an den Kaiser und die Truppen, sich augenblicklich zehn Stunden von der Hauptstadt zu entfernen. Don Pedro befand sich in seinem Pallaste zu St. Ehrestovano, ungefähr eine Stunde von der Stadt, als die Verordnung der gesetzgebenden Versammlung an ihn gelangte. Seine Lage war verzweifelt; es blieb ihm kein Mittelweg übrig; sein Reich, ja sein Leben stand auf dem Spiele; es hieß buchstäblich bey ihm aut Caesar, aut nihil. Ohne seine Räthe zu versammeln, ohne sich mit irgend Jemanden zu besprechen, hatte er rasch seinen Entschluß gefaßt. Es standen drey oder vier Regimenter Infanterie nebst einiger Kavallerie und Artillerie in der Nähe seines Pallastes. Diese versammeln, anreden und gegen die Versammlung führen, war das Werk eines Augenblicks.“

„Im Laufe vieler politischen Gährungen, deren Zeuge ich während meines langen Aufenthalts in Brasilien war, habe ich allezeit bemerkt, daß die Neugierde, welche in den meisten andern Ländern das Volk auf den Schauplatz treibt, auf den Brasilianer keine Wirkung äußert. Droht die Gefahr, welche er beynahe instinktmäßig ahnt, in noch so weiter Ferne, so flieht er sogleich in den hintersten Winkel seiner Wohnung, oder, wo möglich, in das Haus eines Ausländers. Hier bleibt er vorsichtig sitzen, bis der Sturm vorüber ist, worauf er mit erhabener Stirne und blitzenden Augen hervortritt und mit unerschütterlichem Ernst und einer Frechheit ohne Gleichen die Begebenheiten mit solcher Umständlichkeit beschreibt, daß jeder, welchem der Charakter der Nation nicht bekannt ist, darauf schwören würde, der Mann sey Augenzeuge von Allem gewesen. Dieß war auch jezt wieder der Fall. Ich ging durch mehrere der besuchtesten Straßen, ohne einer Seele zu begegnen; die Stadt schien ausgestorben. Blos auf dem großen Platze vor dem Pallaste erblickte ich einige müßige Gruppen, und unter diesen mehrere der eifrigsten Utopier. Aber ihr Stolz und ihre Zuversicht waren gebrochen; sie sahen niedergeschlagen aus, und ihr lautes Gespräch war zu einem Geflüster herabgestimmt. Nicht weit davon stand eine andere Gruppe, deren heitern, freyen Blicke in sonderbarem Kontrast mit jenen gebeugten Gestalten standen; es waren junge englische Seeoffiziere, welche den Spaß, der ihrer wartete, im Voraus genossen. Ich schloß mich an diese an, begierig, den Ausgang der Geschichte mit anzusehen. Wir hatten noch nicht lange gestanden, als das Rasseln des Geschützes und der schwere Tritt des Fußvolks die tiefe Stille unterbrach. Die Brasilianer verschwanden wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne, und als die Kolonne mit dem Kaiser an der Spitze auf dem Platze erschien, waren wir im alleinigen Besitze desselben. Auf des Kaisers Gesicht war stolze Entschlossenheit zu lesen, und der hohe schwarze Federbusch, der seine Züge beschattete, gab ihm den Ausdruck von ernster Strenge. Wir zogen die Hüte und erhielten eine höfliche Begrüßung zurück. Er rückte auf den kleinen Platz, auf welchem das Haus der Versammlung stand, ließ alle Ausgänge besetzen und 4 Kanonen gegen den Haupteingang des Gebäudes richten. Nachdem dieß alles in Ordnung war, schickte er seinen Adjutanten, General Moraes, an die Versammlung ab, um die Sitzung derselben für aufgelöst und die Verfassung für aufgehoben zu erklären. Die Cortes hatten sich offenbar im Charakter des Monarchen verrechnet; seine Entschlossenheit nahm ihnen alle Besinnung. Eine Todtenstille herrschte in dem Saal, worin es kurz zuvor so laut gewesen war. Der schwere Tritt des Generals auf den Stufen unterbrach sie, wie das Pochen des Todesboten. Bald darauf erschien er im Saale selbst und donnerte der blassen Menge den Befehl seines Herrn ins Ohr. Der Präsident allein hatte noch Geistesgegenwart. Mit Würde erhob er sich von seinem Stuhle, erklärte den Kaiser und die Truppen für Staatsverräther und befahl dem General, nicht länger den heiligen Raum durch seine bewaffnete Gegenwart zu entweihen. Der General hieß ihn dagegen auf den Platz hinaus blicken. Er that es und sah, daß ihm keine Wahl übrig blieb, als zu gehorchen oder sich dem Schicksal des Papirius und seiner Gefährten zu unterwerfen, zu welch' lezterem, bey all' ihrer Vorliebe für das Alterthum, weder er noch die Versammlung Lust bezeigten. Während sie die Treppe hinunter gingen, wurden vier oder fünf der ärgsten Demagogen, worunter auch der erste Minister und sein Bruder, ergriffen, an Bord eines nach Frankreich segelfertig liegenden Schiffes gebracht, und ehe noch die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte, lag der heimathliche Boden schon weit hinter den Verbannten.“

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 21. August 1829.

— Da kommen die barmherz'gen Brüder. —
Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder.

Schiller.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Beschluß.)

Ist die Prozession an das Haus des Kranken gelangt, so folgt dem Priester die ganze Menge in das Zimmer. Denn dazu haben alle unbestrittenes Recht, und die Leiden des Sterbenden werden ein Schauspiel für den gaffenden, gefühllosen Pöbel. Den Portugiesen erscheint dieß aber in einem ganz andern Lichte als uns, die wir gerne friedlich und ruhig sterben. Sie ziehen sehr vortheilhafte Schlüsse aus einer zahlreichen Versammlung an einem Krankenbette, und glauben, wie geringfügig auch die Gebete jedes Einzelnen seyn mögen, so helfe doch jedes ein wenig, weßhalb denn durchaus Niemand zurückgewiesen wird. Sobald der Kranke gestorben ist, wird er in eine Mönchskutte gekleidet, eine Disciplin ihm um den Leib gewunden und ein Rosenkranz oder ein kleines Kreuz in die Hand gesteckt. Nur Militärs werden in voller Uniform, mit Säbel und Schärpe begraben. Ein weibliches Wesen bekommt entweder ein Nonnengewand oder ein weißes, überall mit künstlichen Blumen, Flittergold und Bändern geschmücktes Kleid. Das Sterbezimmer wird nicht nur mit Tuch überzogen, sondern überall mit Darstellungen von Schädeln und Gebeinen bedeckt, und Risse in den Stoff gemacht. Am Kopf steht ein kleines silbernes oder zinnernes Gefäß mit Weihwasser, daneben eine kleine Bürste, mit der die Besucher das Weihwasser auf den Körper sprengen. Zu der, zur Bestattung bestimmten Abendstunde hört man den dazu bestellten Mönchsorden mit Trauergesang heranziehen. Jeder Mönch trägt eine angezündete Kerze, und nichts ist schauerlicher als ihre Erscheinung. Sie fahren in ihrem cantuzáo (Leichengesang) fort, während sie die Treppe heraufsteigen, und der Schall ihrer Tritte und Stimmen macht tiefen Eindruck auf die Angehörigen. Der Körper wird nun in einen, mit heitern Farben, mit Engelsköpfen und andern Devisen bemalten Sarg gelegt; auch inwendig ist er mit hellfarbiger Seide ausgeschlagen, und wird vom Hause bis in die Kirche ganz offen getragen, so daß die Leute aus ihren Fenstern ihn beym Schein der Kerzen und Fackeln ganz beschauen können. Die Mönche singen nun nicht mehr, sondern sprechen laut lateinische Gebete. Wegen der Hitze werden die Todten an dem Abend des Tages, an dem sie starben, beerdigt, und darum mögen schreckliche Folgen hier häufiger seyn als anderswo. Haben in der Kirche, wo gewöhnlich alle beerdigt werden, die Priester und Mönche ihr de profundis abgesungen, ziehen sie sich gewöhnlich zurück, und bey der eigentlichen Bestattung sind meist nur die zu derselben Eingeladenen gegenwärtig. Die Einladung geschieht sogleich nach dem Verscheiden mittelst Karten, worauf ein Katafalk gestochen ist.

So wird natürlich nur derjenige bestattet, der solches bezahlen kann. Stirbt aber Jemand so arm, daß er nicht genug hinterläßt, um die Kosten der Bestattung davon zu bestreiten, so bekümmern sich die Priester nicht um ihn, bis die Nachbarn eine Kollekte veranstalten, damit

er weggeschafft werden kann. Viele sieht man ganz in dem Zustande, in welchem sie gestorben sind, auf der Straße ausstellen; auf dem Körper steht ein irdener Napf, bestimmt, die Almosen der Vorübergehenden aufzunehmen. Dasselbe geschieht mit denen, die ertrunken sind und an das Ufer getrieben wurden; man bringt sie an die nächste Kirchthüre, wo sich gewöhnlich eine große steinerne Platte, an deren Ende ein steinernes Kreuz in die Mauer eingelegt ist, zu diesem Zweck befindet. Darauf legt man den Körper, und er bleibt dort so lange, bis das in die Büchse geworfene Geld hinreicht, den Priester zu bezahlen. Nichts fürchten aber die niedern Volksklassen mehr, als mittelst der misericordia begraben zu werden. Dieß geschieht allemal, wenn eine Familie nur so viel Geld erschwingen kann, um den Priester allein zu bezahlen; statt den Leichnam zu begleiten, geht dieser dann gerade zu der Begräbnißstätte, erwartet dort dessen Ankunft, und murmelt schnell nur wenig Worte über ihn, während der Todte ohne Sarg, gemeiniglich in der Kleidung, in der er starb, in das Grab geworfen wird. Wenn die Miserikordia-Leute mit der Bahre, die mit einem schwarzen, groben Tuche bedeckt ist, auf den Schultern, durch die Straßen gehen, pfeifen die niedern Volksklassen gemeiniglich hinter her und rufen: „miao, miao yatos pingados," was sich schwer übersetzen läßt; mit der Katzenstimme wollen sie ihre Verachtung bezeugen, und doch haben in den meisten Fällen die Schreyer keine Hoffnung, anders begraben zu werden.

Ich habe in meiner Skizze der Lissaboner Welt hie und da Züge aufzuführen Gelegenheit gehabt, die für die so oft verkannte natürliche Gutmüthigkeit und die schönen Anlagen des Volkes zeugen. Auch schließen will ich jezt mit zweyen, die um so mehr auf die Aufmerksamkeit des Lesers Anspruch machen dürfen, als sie sich auf einen Gegenstand beziehen, von dem die neusten Nachrichten aus diesem unglücklichen Lande nur zu viel sprechen; ich meyne die Hinrichtungen. Ich war Zeuge einer solchen, als im Jahr 1819 eine Verschwörung entdeckt ward, und gegen zehn junge Leute gehängt wurden. Erstens gab sich, wie früher in England, kein freyer Portugiese zum Henker her. Ein solcher muß stets unter Menschen gesucht werden, die in den Gefängnissen sitzen und das Leben verwirkt haben. Die Vollziehung der Sentenz an diesen Menschen wird so lange verschoben, als sie das Amt des Henkers bekleiden, weßhalb sie stets, wiewohl gut genährt und bezahlt, in den Gefängnissen bleiben und nach jeder Exekution dorthin zurück gebracht werden. Doch im obigen Falle wurde selbst dem verworfensten Verbrecher dieß Amt vergeblich angeboten, so daß man erst nach Oporto schicken mußte, und selbst dort nur mit Mühe ein solches Individuum auffand. In jedem andern, noch so gepriesenen Lande würde ferner eine solche Scene Schaaren von Menschen herbeygezogen haben, Plätze und Fenster würden zu hohen Preisen vermiethet worden seyn. Aber von dem Augenblicke an, wo man in der Nacht die Hämmer der Arbeiter, welche die Gerüste aufschlugen, pochen hörte, rüstete sich jede anständige Familie in den Häusern am Richtplatze, dem Campo de St. Anna, auf's Land zu gehen, um nicht Zeuge dieses Auftritts zu seyn. Ich befand mich, der Neugierde wegen, von Morgens früh auf dem Platze und verließ ihn vor Abend nicht, und kann versichern, daß an allen Häusern am Campo de St. Anna die Fenster mit Vorhängen und Laden dicht verschlossen waren. Die wenigen Leute, die sich in den Straßen zeigten, gehörten durchaus zum niedrigsten Pöbel, und kein anständig gekleideter Mann war unter ihnen zu sehen; selbst der Pöbel bestand fast nur aus Weibern der niedrigsten Klasse.

Bruchstück aus dem Lauf der Zeit.

Aus dem zweyten Gesang.

(Die Nimmetsjünglinge führen den Neuangekommenen zu einem verklärten Sänger von der Erde, der ihm Auskunft über das geben werde, was er gesehen).

Er spricht es, weckt die goldne Harf', und so,
Indeß Begeist'rung ihn durchweht, beginnt er:
Wie von den ew'gen Hügeln, die den Himmel
Dort nordwärts gürten, deinen Flug ich seh',
So kömmst du, meyn ich, nah vom Pol. Vielleicht
Im Weg ersahst du eine kleine Kugel,
Gesellt von einem Mond, des Nachts ihr Licht,
Wie sie in sieben schöner Schwestern Mitte
Um Eine Sonne reist, am Rang die dritte,
Die viert' im Umfang.

Jetzo ist sie neu
Geschaffen, neu genannt und neu bewohnt;
Doch auch wir Kinder Adams suchen wohl
Die Heimath auf und spähn in der Verwandlung
Den alten Gängen nach, dem Tummelplatz,
Wo Kind und Jüngling, Mann und Greis sich regten;
Ach, wo auch Leid und Jammer uns bewegten.

Die kleine Kugel in uralten Tagen,
Wo Engel jung noch waren, ward für Menschen
Geschaffen. Erde hieß ihr Jungfrauname;
Geschaffen erst so lieblich, so geschmückt
Mit Hügel, Thal und Feld, gewundnen Schluchten,
Mit Waldung, Strömen, Weihern, Wogenseen;
Mit Wiesengrün, Obstbäumen, reichen Saaten,
Und Blum' und Gras; so lieblich, so geschmückt
Mit vielen Thieren jeder Art, mit Vögeln
Von jedem Flug und jedem schönen Liede,

Und mit der Fische Schaar, die nimmer müde
Durch Fluthen ziehn.
So lieblich, so geschmückt,
So wohnlich für den Menschen daß, vollendet,
Wie sie hervorging auf das Schöpferwort,
Die Morgensterne, Gottes Söhne, laut
Aufjauchzten, und der Herr, deß schöner Plan,
Im Geist gefaßt von Ewigkeit, erfüllt
Nun vor ihm lag, er selbst mit Wohlgefallen
Gut hieß sein sechsfach Tagwerk, und den Mann
Zum Herrscher sezte mitten in dem Allen.

Was lebte sonst, gebückt war's, blöd' und stumm,
Und ohne Rechenschaft den Trieben folgend.
Den Mann erschuf er engelgleich, gerade,
Daß er vertraut sich zu den Himmeln wende,
Und prägt' in dessen Geist sein schönes Bild,
Das Abbild seiner eig'nen Heiligkeit,
Und Tugend, Treu und Liebe; hohen Sinn,
Zu wägen Recht und Schlecht; ein scharf Gewissen,
Zu wählen, zu verwerfen; hohe Kenntniß,
Verstand und Weisheit, Wachsamkeit und Kraft,
Gewalt und Trug zu wahren; und zulezt,
Um aller Gnaden höchste zu erfüllen,
Den vollen, freyen, ungehemmten Willen.

So ward der Mensch unsterblich, aufrecht, König
Der Erde. Trinken, essen, handeln sollt' er
Nach seinem Willen, frey und undeschränkt,
Gezügelt nur durch Ein Gebot, zu zeigen,
Wie sich's gebührt, die rechte Kindestreue
Und Redlichkeit, Gehorsam und Vertrauen.
Und so, wie Gott es pflegt in seiner Wahrheit,
Sprach das Verbot im Worte schlichter Klarheit:

Von jedem Baum, der in dem Garten wächst,
Darfst frey Du essen. Aber von dem Baume,
Der Kenntniß hat von Gut und Bös', iß nicht,
Noch rühr' ihn an. Denn welchen Tag du issest,
So stirbst du. Geh' und thu dieß Eine Wort,
Und lebe glücklich du mit deinem Weibe,
Erfüll die Erde, vielfach wachs' und treibe.

So wohnten sie, die Erstlinge der Menschen,
In Eden nun, dem schönsten Platz der Erde,
Gekrönt mit königlichem Ruhm und Ehre.
Adam, der Herr von Allem, fürstlich schreitend
In göttlicher erhabner Haltung, hoch
In thurmesgleicher Kraft; und ihm zur Seite
Die Eva, schön wie Morgenstern, mit Demuth
Geschmückt, mit Tugend, Huld und reiner Liebe,
Vermählt in heil'ger Ehe, redekundig
In Sinn und rechten Worten, Gott zu ehren,
Das Lob des reichen Gebers zu verklären;
Beglückt in sich, im Andern, reich beglückt,
Wenn Hoffnung in der Enkel Zukunft blickt.

O Liebe — glücklich, seliglebend Paar,
In reicher Gegenwart, in freud'ger Hoffnung! —
Doch, ach, wie kurz ist ihres Glückes Lied!
Denn finster wird fortan des Menschen Schicksal,
Auf Schatten Schatten, immer tiefres Dunkel. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Folgendes ist die wahre Geschichte des Abentheuers eines Engländers in Paris, wovon bereits einige Zeitungen gesprochen haben, aber nicht ganz richtig. Einer der Hauptgründe, welcher viele Engländer nach Frankreich zieht, ist bekanntlich die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel, wohlfeil wenigstens in Vergleich mit den Preisen in England. Es gibt Leute dieser Nation, die ganz entzückt sind, daß sie sich für wenige Franken betrinken können, und die nicht ermangeln, sich während ihres Aufenthaltes in Frankreich täglich darin zu versuchen. Man kennt zu Boulogne und Calais Engländer, welche jährlich oder halbjährlich über die Meerenge setzen, einige Tage in einem der beyden Städtchen verweilen, aus einem Rausche in den andern fallen und dann vergnügt wieder nach ihrem Vaterlande übersetzen. Von dieser Art und Gesinnung scheint denn auch derjenige gewesen zu seyn, von dem hier die Rede seyn soll. Dieser Fremde war kaum in einem Hôtel in der Straße Notre Dame des Victoires in Paris abgestiegen, als er auch schon darauf dachte, sich tüchtig zu berauschen. Am folgenden Morgen begibt er sich also in einen Restaurant, frühstückt wie einer, der seit acht Tagen nicht gegessen hat, und trinkt vier Flaschen guten und starken Weins dazu. Als er den Restaurant verlassen hatte, taumelte er über den Palais-royal-Platz und ward hier von einer Dirne aufgehalten, welche ihm vorschlug, sie in ein Haus zu begleiten, wo getanzt werde. Dieß that er; in dem Tanzhause, welches natürlich ein übelberüchtigtes Haus war, kam ihn die Lust an, wieder zu trinken, und zwar Champagnerwein; unterdessen war es Abend oder gar Nacht geworden, er taumelte mit der Dirne aus dem Hause heraus, und da er die Gassen nicht mehr zu erkennen fähig war, so bot er ihr ein Goldstück an, wofern sie ihn zu seinem Hôtel führen wolle. Jene nahm den Antrag an, führte ihn aber nicht zu seinem Hôtel, sondern in ein schlechtes Haus in einer engen und dunkeln Gasse neben dem Platze des Palais-royal. Der Engländer war so betrunken, daß er sich gar nicht umsah, sondern sich sogleich zu Bette führen ließ. Am andern Tage, als er erwachte, bemerkte er erst, daß er sich in einer elenden Kammer in einem schlechten Bette befinde. Seine Uhr und sein Geld fehlten. Er rief dem Wirthe; dieser erschien; von ihm verlangte der Engländer Aufklärung über das, was mit ihm vorgefallen. Der Wirth behauptete, der Fremde sey ihm von einer ihm unbekannten Frau zugeführt worden; diese habe ein Zimmer für ihn verlangt, darauf sey sie wieder fortgegangen; er, der Wirth, habe, wie andere Gastwirthe in Paris, die Gewohnheit, die Zimmermiethe voraus bezahlen zu lassen; da der

Engländer nun nicht im Stande gewesen sey, ihm zu antworten, so habe er sein Geld und seine Uhr in Beschlag genommen; das Geld habe aus 40 Franken bestanden (der Engländer behauptet aber, er habe 240 Franken an baarem Gelde bey sich gehabt), und da dieses zur Bestreitung der vom Engländer gemachten Unkosten nicht hinlänglich gewesen sey, so behalte er die Uhr zum Unterpfande. Der Engländer dachte nun erst an seine Brieftasche; er zog diese aus einem seiner Kleidungsstücke heraus und untersuchte ihren Zustand in Gegenwart des Wirthes. Es befanden sich in derselben zwey englische Banknoten, jede von 1000 Pfund Sterling, und außer dieser großen Summe noch acht andere Banknoten, jede von 100 Pfd. Sterl. Als der Engländer diesen Schatz noch unberührt sah, kümmerte er sich wenig ums Uebrige, blieb in seinem Bette liegen, ließ sich wieder zwey Flaschen Champagner bringen und schlief dann aufs Neue wieder ein. Als er zum zweytenmal erwachte, waren die Banknoten verschwunden. Er rief wieder dem Wirthe, aber dießmal erschien Niemand; er stand auf und wollte die Thüre öffnen, sie war aber fest verschlossen und verrammelt. Der Tag verstrich und die folgende Nacht, ohne daß Jemand erschien; eben so ging es die acht folgenden Tage; dennoch scheint man dem Engländer Lebensmittel und auch Wein haben zukommen zu lassen; wie dieß aber geschehen, wird nicht erklärt. Vermuthlich betrank sich der Engländer täglich und schlief die übrige Zeit hindurch. Der spitzbübische Wirth, welcher die Banknoten gestohlen hatte, wollte Zeit gewinnen, um dieselben einzuwechseln. Hiermit ging es nicht so leicht, als er gehofft hatte. Die Wechsler im Palais royal fürchteten mit Recht, die Banknoten seyen gestohlen, und wollten sie daher nicht annehmen, obschon der Wirth sie um die Hälfte des Werthes ablassen wollte. Da er sie nun bey den Wechslern nicht umsetzen konnte, brachte er eine dieser Banknoten Jemanden, dem er 4600 Franken schuldig war, und bat ihn, das Uebrige ihm an Geld herauszugeben. Dieß konnte der Gläubiger nicht, behielt jedoch die Banknote als Pfand für seine Schuldforderung. Nun befand sich der Wirth in Verlegenheit, war aber bald kühn genug, auf die Hülfe des Engländers selbst zu rechnen. Er begab sich also zu diesem und kündigte ihm an, wenn er einen Theil seines Vermögens wieder bekommen wolle, so müsse er erstlich auf 4600 Franken Verzicht leisten, die er, der Wirth, Jemand schuldig sey, und zweytens 1200 Franken, als den Betrag der Rechnung des Wirthes für die neun in seinem Hause zugebrachten Tage bezahlen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Rheinbayern, August.

Das Annweiler Thal und die Gegend von Dahn.

Wenn es so oft das Loos des Ausgezeichneten ist, wenig gekannt zu seyn, so scheint dieß auch von manchen merkwürdigen Gegenden unsers Vaterlandes zu gelten. Deutschland wird wenig Punkte aufzuweisen haben, welche nach Maßgabe ihrer seltenen Schönheit und im Verhältniß zu ihrer Zugänglichkeit und günstigen Lage, besonders für Reisende am Rheine, im Ganzen so wenig gekannt sind, als das Annweiler Thal und die Gegend von Dahn. Schon die allgemeine Uebersicht dieses Gebirgsstriches, vom Rheine her und besonders aus der Gegend von Landau angesehen, zeigt uns ganz ungewöhnliche Formen. Wenn sonst die Gebirge, die den Rhein von nahe und ferne begrenzen, sich in fortlaufenden Rücken mit einzelnen Erhebungen hinziehen, so zeigt sich hier dem Blick ein ganz neues Schauspiel. Eine Menge ganz freystehender Berge von beträchtlicher Höhe erheben sich, theils in Kegelform, theils in kurzen, scharf abgeschnittenen Rücken, so daß man durch die Zwischenräume, welche sie bilden, die Spitzen der entfernter liegenden gewahrt. Unterhalb und oberhalb des Annweiler Thales zieht sich die Vogesische Gebirgskette in der gewohnten Rückenform weiter. Die beyden Punkte, welche den besten Ueberblick gewähren, sind das Eschbacher Schloß oder die Madenburg, oberhalb des Annweiler Thales, und die Burg Trifels zu Anfang desselben. Ersterer gewährt eine freyere Umsicht sowohl nach dem Rheine als auch ins Gebirge. Der Trifels, eine ehemalige wichtige Reichs- und Grenzfeste gegen Lothringen, welche in Zeiten der Gefahr zur Aufbewahrung der Reichskleinodien diente und unter vielen andern wichtigen Gefangenen auch Richard Löwenherz einst in ihren Mauern festhielt, gewährt durch zwey freystehende Berge hindurch (den Neukastel und Hoch- oder Hohberg) eine perspektivische Ansicht des Rheinthales; aber von der tafelförmigen, an 200 Fuß hohen Felsplatte lohnt sich vor Allem der Blick nach Westen in jene wunderbare Felsenwelt, wodurch diese Gegend so merkwürdig wird. Unwillkührlich fühlt man sich angezogen, dieselbe näher kennen zu lernen. — Wer dieses Felsenland bereisen will, begibt sich vom Trifels herunter nach Annweiler; von dort nimmt er einen Führer und schlägt den Weg nach dem, in nächster Richtung vier Stunden entfernten Dahn ein. Der nächste Weg ist äußerst unbequem; der weitere geht über Wernersberg, einem freundlich in Obstgärten gelegenen Dörfchen. Gleich hinter demselben eröffnet sich die Felsenscene zur Rechten des Pfades mit einer kolossalen Parthie, welche bald durch neue und seltsamere verdrängt wird. Alle Berge endigen hier in ungeheure Felskolosse, und je mehr man sich Dahn nähert, desto größer, erhabner, wunderbarer. Kaum versteckt sich dem Wanderer eine Parthie hinter einem Hügel, als er und zwar ganz in seiner Nähe schon wieder durch eine neue überrascht wird. Sonderbar ist es, diese schwarzen Trümmer so plötzlich, oft hinter einem Kornfeld, sich erheben zu sehen. Bey Liebelbrunn, einer malerisch mit dem Fels verwachsenen Burgruine, an welcher man vorbey geht, genießt man eine hübsche perspektivische Aussicht nach Osten auf den Trifels. Von hier geht der Weg nach Vorderweidenthal, einem in einem romantischen Wiesenthale gelegenen Dorfe, auf welches schauerliche Felstrümmer ernst herniederschauen. Der Weg von hier nach Busenberg ist im Anfang, wo man kahle Berge hinansteigt, weniger interessant, desto reicher lohnend nach Erreichung der Höhe. Großartiger, mannichfaltiger werden die Massen, bald tafelförmig, bald in Gestalt von ungeheuern freystehenden Säulen. Oft glaubt man eine Burgruine zu sehen, von Menschenhand künstlich gefügt, bald aber erkennt man das seltsamste Gebilde der Natur. Zuweilen erscheinen dem Blick, und zwar in täuschender Aehnlichkeit, große prächtige Paläste, Thürme, Kuppeln, Säulen in magischem Wechsel. Man glaubt das Getümmel der Menge zu vernehmen, man sieht sich nach Leben und Bewegung um; wie eigen ergreift es da, wenn man dieß alles allmählig in öde, ungeschlachte Massen sich auflösen sieht! Eine Mondscheinwanderung durch diese Felsenstädte mag einen ganz eignen Reiz darbieten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. August 1829.

Gedankenwechsel ist's, was gleich dem Stoß
Und Gegenstoß kämpfender Wogen bricht,
Bricht den gelehrten Schaum. —

Herder.
nach Young.

Schiller an Goethe *).

Jena 5ten Januar 98.

Es thut mir sehr leid, daß Ihre Anherokunft so viele Verzögerungen findet, da ich nach einem frühern Brief von Ihnen schon vom Christtag an darauf rechnen konnte. Unterdessen habe ich einige Schritte weiter in meiner Arbeit gewonnen **), und bin im Stand, Ihnen viermal mehr, als der Prolog beträgt, vorzulegen, obgleich noch nichts von dem dritten Akte dabey ist.

Jezt, da ich meine Arbeit von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe, und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach, und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren.

Ich werde es mir gesagt seyn lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frey erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und lezteres ist der eigentliche Fall bey freyen Fiktionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht.

Ich möchte wohl einmal, wenn es mir mit einigen Schauspielen gelungen ist, mir unser Publikum recht geneigt zu machen, etwas recht Böses thun, und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten ausführen. Hier ist nun auch eine ganz eigene, bestimmte historische Welt, bey der mir's nicht leid seyn sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen. Wenn Julians Misopogon, oder seine Briefe (übersezt nämlich) in der Weimarschen Bibliothek seyn sollten, so würden Sie mir viel Vergnügen damit machen, wenn Sie sie mitbrächten.

Leben Sie recht wohl; ich lege hier etwas von Körnern bey, was er über Ihren Pausias schreibt. Haben Sie die Güte, mir den Humboldtischen Brief, den ich auf Montag beantworte, zurückzusenden.

Sch.

*) Aus dem nächstens erscheinenden vierten Theil des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

**) Dem Wallenstein.

Goethe an Schiller.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Zufriedenheit mit dem fertigen Theil Ihres Werkes. Bey der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an der völligen Gültigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beyden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweyte Jugend verschafft, und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn ich so gut als aufgehört hatte.

Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effekt meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, irgend etwas zu thun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit eben solcher Wirkungen, und es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bey mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen. Ich habe auch deßwegen ganz pausirt, und erwarte nur, was mir mein erster Aufenthalt in Jena bringen wird.

Die Körner'sche Aufnahme des Pausias ist abermals sehr merkwürdig. Man soll nur seine Arbeiten so gut und so mannigfaltig machen als man kann, damit sich jeder etwas auslese und auf seine Weise daran Theil nehme. Körners Bemerkung hat in sich was Richtiges, die Gruppe des Gedichts ist so entschieden, als wenn sie gemalt wäre, nur durch Empfindung und Erinnerung belebt, wodurch denn der Wettstreit des Dichters mit dem Maler auffallender wird.

Ich habe übrigens bey den Gedichten des lezten Musenalmanachs erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren, und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat Niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjektiv, und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste seyn mag, uns auch nicht einmal frommen kann.

Ich wünsche in gar vielen Rücksichten, daß Ihr Wallenstein bald fertig werden möge. Lassen Sie uns, sowohl während der Arbeit, als auch hinterdrein, die dramatischen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Sind Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut seyn, wenn Sie, bey Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum, nicht alle Jahr ein Paar Stücke schreiben wollten. Denn das scheint mir offenbar beym dramatischen Dichter nothwendig, daß er oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht hat, immer wieder erneure, und wenn er das Talent hat, darauf fortbaue.

An den Julian will ich denken.

Hier schicke ich die angekündigte philosophische Unterredung. Der Chinese würde mir noch besser gefallen, wenn er die Gluthpfanne ergriffen und sie seinem Gegner mit den Worten überreicht hätte: „Ja, ich erschaffe sie, da nimm sie zu deinem Gebrauch!“ Ich möchte wissen, was der Jesuit hierauf geantwortet hätte.

Bey Gelegenheit des Schelling'schen Buchs habe ich auch wieder verschiedene Gedanken gehabt, über die wir umständlich sprechen müssen. Ich gebe gern zu, daß es die Natur nicht ist, die wir erkennen, sondern daß sie nur nach gewissen Formen und Fähigkeiten unsers Geistes von uns aufgenommen wird. Von dem Appetit eines Kindes zum Apfel am Baum bis zum Falle desselben, der in Newton die Idee zu seiner Theorie erweckt haben soll, mag es freylich sehr viele Stufen des Anschauens geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß man uns diese einmal recht deutlich vorlegte, und zugleich begreiflich machte, was man für die höchste hält. Der transcendentelle Idealist glaubt nun freylich ganz oben zu stehen; Eins will mir aber nicht an ihm gefallen, daß er mit den andern Vorstellungsarten streitet; denn man kann eigentlich mit keiner Vorstellungsart streiten. Wer will gewissen Menschen die Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach außen ausreden, da die Erfahrungen selbst täglich diese Lehre auszusprechen scheinen, und man mit einer scheinbaren Erklärung der schwersten Phänomene so leicht wegkommt? Sie wissen, wie sehr ich am Begriff der Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach innen hänge, und doch läßt sich ja eine Bestimmung von außen und ein Verhältniß nach außen nicht läugnen, wodurch man mehr oder weniger sich jener Vorstellungsart wieder nähert, so wie man sie im Vortrag als Redensart nicht entbehren kann. Eben so mag sich der Idealist gegen die Dinge an sich wehren wie er will, er stößt doch, ehe er sich's versieht, an die Dinge außer ihm, und wie mir scheint, sie kommen ihm immer beym ersten Begegnen so in die Quere, wie dem Chinesen die Gluthpfanne. Mir will immer dünken, daß, wenn die eine Partey von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, und daß man also immer wohlthut, in dem philosophischen Naturstande (Schellings Ideen p. XVI.) zu bleiben, und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu

machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen seyn möchte.

Ich bin abermals auf einige Punkte gekommen, deren Bestimmung ich zu meinen nächsten Operationen nöthig habe, und worüber ich mir Ihr Gutachten mündlich erbitten werde. Leben Sie recht wohl. Ich verschiebe meine Ankunft lieber auf einige Zeit, um in der Continuation mit Ihnen erfreuliche und fruchtbare Tage erleben zu können.

Weimar den 6ten Januar 1798.

G.

Maurische Sitten.

In Tripolis gibt es ein einziges Mittel, sich von der Stelle schaffen zu lassen, und dieß ist den reichsten Mohrischen Frauen vorbehalten. Es besteht in einer Art Gerüst, das ganz mit Leinwand gefüttert ist, und als Tragsessel auf dem Rücken eines Kameeles befestigt wird. Der des Pascha ist innen und außen sehr reich und schön verziert, und dient nur dazu, die Frauen seiner Familie nach ihren Landhäusern zu bringen. Keine Frau, die zur königlichen Familie gehört, wagt es auf der Straße zu gehen, außer wenn sie, was häufig der Fall ist, nach der Moschee wollen, um ein Gelübde zu erfüllen. Dieß geschieht aber mit der größten Vorsicht. Dann ziehen sie zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht aus, von zahlreicher Wache geleitet und von einer Menge schwarzer Sklaven umgeben, in deren Mitte sie mit ihrem nächsten Gefolge und ihren vertrauten Frauen gehen. Die Wachen haben Befehl, sobald der Zug sich in Bewegung sezt, sein Nahen zu verkünden; eine Menge von Fackeln erhellt den Weg, und in durchbrochenen silbernen Vasen wird Rauchwerk verbrannt, während man in Becken von reinem Silber Rosen- und Pomeranzenwasser trägt, um die Hitze zu mildern, wodurch eine Wolke der lieblichsten Wohlgerüche aufsteigt. Ein einziges dieser Gefäße würde, auch ohne den Ruf der Wachen, das Nahen der Prinzessinnen hinreichend verkünden, damit ihnen die Straße frey gelassen werde; denn dieß ist durchaus nöthig, da die Gesetze jeden zum Tode verdammen, der ihnen begegnet, ja jeden Mann, der es nur wagen wollte, sie vom Fenster aus zu betrachten; deßhalb sind die Straßen, durch welche sie ziehen, durchaus verödet.

Die Frauen des Mittelstandes gehen auch bey Tag zu Fuß aus; doch geschieht es selten und immer in Begleitung einer Sklavin oder eines Dieners; auch sind sie dann so verhüllt, daß man durchaus nur die allgemeinsten Umrisse ihrer Gestalt unterscheiden kann. Sie bedecken sich mit einem Gewande, Baracan genannt, welches drey Ellen breit und ungefähr sechs bis sieben Ellen lang ist; dieß verbirgt sie ganz und sie halten es unter dem Gesicht so fest, daß sie kaum genug sehen, um zu wissen, wo sie sind. Die Jüdinnen tragen ein ganz ähnliches Gewand, nur lassen sie ein Auge unverhüllt, was sich eine maurische Frau nie erlauben würde.

Die Waaren werden in den Straßen von Kameelen und Maulthieren fortgeschafft, und der Staub, den diese Thiere verursachen, ist unerträglich. Die bedeutendsten Kaufläden von Tripolis gleichen kleinen Krämerbuden; man findet aber in ihnen Waaren von großem Werth, als Perlen, Gold, Edelsteine und die ausgesuchtesten Spezereyen. Die Stadt hat zwey Bazars oder bedeckte Märkte, wovon der eine vier Flügel hat und eine Art griechischen Kreuzes bildet; diese Flügel haben Buden nach jeder Seite hin, in denen man alle nur möglichen Waaren antrifft. In der Mitte durch geht eine Gasse für die Käufer, an einigen Stellen aber ist sie fast ganz dunkel, und der lästige, starke Geruch des Moschus macht diesen Weg sehr unangenehm. Der andere Bazar ist viel kleiner und hat keine Laden; er ist zum Verkaufe der Sklaven beyderley Geschlechtes bestimmt, welche einen Hauptgegenstand des Handels von Tripolis ausmachen.

Der Kaffee-Bazar ist der Ort, wo die Türken sich versammeln, um sich die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen und Kaffee zu trinken. Dort gibt es eine Menge von Kaffeebuden; aber kein Maure von Stand tritt in eine solche Bude ein; sie lassen sich von ihren Sklaven den Kaffee vor die Thüre bringen, wo unter einem Dach von grünem Laubwerk Bänke von Marmor stehen, welche mit Teppichen von großem Werthe bedeckt sind. Auf diesen Sophas sieht man, zu bestimmten Stunden des Tages, die vornehmsten Mauren mit untergeschlagenen Beinen sitzen und Kaffee trinken, der so stark ist, wie Essenz; dem, welchen die Frauen genießen, werden zuweilen Nelken, Zimmt und Muskaten beygemischt. Läßt sich ein Maure an einer solchen Kaffeebude nieder, so stehen seine Sklaven, nachdem sie ihn bedient haben, dicht an seiner Seite. Der eine hat, wenn er den Mund zum sprechen aufthut, seine Pfeife zu halten, der andere seine Tasse und der dritte sein Schnupftuch; dieß ist durchaus nöthig, denn er muß die Hände frey haben, der Maure gibt nämlich mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf der Fläche der linken verschiedene Theile seiner Rede an, als ein Punktum, ein Citat oder sonst einen wichtigen Absatz, mit derselben Genauigkeit, wie wir es beym Schreiben thun. Diese Sitte gibt ihrer Art, sich zu unterhalten, einen ganz sonderbaren Charakter, und dem Europäer, der nicht daran gewöhnt ist, fällt es sehr schwer, sie zu verstehen.

Jeronimo.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

In jener Rechnung waren unter andern Posten 130 Flaschen Champagner, jede zu 6 Franken, 10 Flaschen Madeirawein, jede zu 10 Franken, die Wäsche der Bettücher zu 72 Franken u. s. w. angesezt. Der stumpfsinnige Engländer zeigte sich zu Allem willig. Er ging mit dem Wirthe zu einem Notar und verschrieb jenem die 4600 und die 1200 Franken, ohne) wie es scheint, das Geringste dagegen einzuwenden. Gegen diese Schuldverschreibung kam denn die Banknote wieder los, und der Wirth und der Gast begaben sich zusammen mit derselben zu einem Wechsler im Palais-royal, um baar Geld dafür zu bekommen. Dieser aber merkte Unrath und sagte, er fürchte, die Banknote sey gestohlen worden. Der Engländer antwortete, sie gehöre ihm, sie sey in der That verloren gewesen, er habe sie aber wieder erlangt und er wünsche sie nun auszuwechseln, da er eine Schuld zu bezahlen habe. Der Wechsler wünschte aber zuerst zu erfahren, ob bey der englischen Bank kein Einspruch gegen diese Note geschehen sey, und erbot sich, den Werth derselben unterdessen bey einem Notar niederzulegen. Er schrieb in der That nach London, bekam zur Antwort, daß kein Einspruch geschehen sey, und zahlte nun dem Engländer den Betrag der Banknote aus. Dieser ließ dem Wirthe die beyden Summen, die er als Schuld ihm verschrieben hatte, ab und erhielt den Ueberrest; so kam er doch wenigstens zu einem Theile seines Geldes wieder. Mit der andern 1000pfündigen Banknote war es dem Wirthe nicht besser gegangen; er hatte sie nicht anbringen können; indessen hatte er von Jemand das Versprechen erhalten, sie in England gegen kleinere Banknoten umsetzen zu lassen. Der Engländer war wieder zu dem Hôtel, wo er bey seiner Ankunft in Paris abgestiegen war, zurückgekehrt; hier hatte er Anfangs sein Abentheuer verschwiegen; die Zeitungen behaupten, ihm sey vor den Nachforschungen der Polizey bange gewesen; endlich aber faßte er doch den Muth, dem Gastwirthe Alles zu entdecken. Man rieth ihm, sich unverzüglich an den Polizeykommissär des Reviers zu wenden. Dieß geschah; die Polizey stellte eine förmliche Untersuchung an; der Wirth wurde in Verhaft gezogen und ein Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet. Die zweyte 1000pfündige Banknote befand sich noch in Paris und wurde dem Fremden zurückerstattet; die acht 100pfündigen scheint man aber bis jezt nicht aufgefunden zu haben. Der Engländer soll abgereist seyn, nachdem er an die Polizey geschrieben, er leiste auf die Banknoten, die ihm abhanden gekommen, Verzicht, und er wünsche mit der Sache nichts weiter zu thun zu haben. Ob die harte empfangene Lehre einem so rohen und stumpfsinnigen Menschen zu Gute kommen werde, steht zu bezweifeln; den schurkischen Wirth aber wird man wahrscheinlich bald vor Gericht stellen; eine verwegenere Spitzbüberey hat Paris seit langer Zeit schwerlich aufzuweisen.

Dg.

Aus Rheinbayern, August.

(Beschluß.)

Vor Busenberg, ehe man in den Hohlweg eintritt, gewahrt man durch zwey Felsenberge hindurch, auf etwa fünf Viertel Stunden Entfernung, Dahn mit seinen nächsten Umgebungen. Ein entzückender Anblick! Wenn man von Schindhardt den Fußpfad einschlägt, so kommt man unmittelbar an dem sogenannten Dahner Schloß, einer malerisch umbüschten Waldburg, vorbey, welche man von hieraus leicht besteigen kann, und gewinnt nun eine freye Aussicht auf den unweit der französischen Grenze gelegenen, einem Schweizerdorf nicht unähnlichen Marktflecken Dahn, den man nunmehr in einer Viertelstunde erreicht. Wer diese Zurückgezogenheit, wer Ossianisch-erhabene Natur liebt, muß in Dahn wohnen. Ueberall schauen senkrechte Felstrümmer auf die einsame Thalfläche nieder, was dem Ganzen einen öden, wunderbar melancholischen Charakter gibt, der zugleich abstößt und anzieht. Die merkwürdigsten Felspartheen in der Nähe von Dahn sind der senkrechte Felsen bey der Kapelle und der noch höhere und schauerlich überhängende Jungfernsprung im Flecken selbst, der Sage nach einst zu Ordalien bestimmt, und dem eine Jungfrau, welche sich zum Beweise ihrer Unschuld von der Spize desselben unversehrt in den Abgrund schwang, den Namen gab. Von Dahn schlägt man den Weg in das Lauter- oder auch Dahnerthal ein und gelangt, dem Lauf der Lauter, eigentlich Wislauter, folgend, welche später die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bildet, in 5 Stunden nach Weißenburg im Elsaß. Diese Parthie ist in ihrer Weise nicht weniger anziehend, wie die vorige. Für's erste vergesse man nicht, auf etwa eine Viertelstunde Entfernung einen Blick nach Dahn zurück zu werfen, welches sich von hier aus mit seinem Jungfernsprung in seiner ganzen finstern Größe zeigt. Noch dauern die Felspartheen in mannichfaltiger Abwechselung fort. Bey Bärenbach blickt ein kolossales Felsenantlitz in schauerlichen Zügen auf den einsamen Wanderer nieder. Das Thal wird nun immer enger und tiefer. Nur wenige Schritte breit, von den Ufern der Lauter bis auf die höchsten Spizen der bedeutenden Berge aufs reichste bewaldet, zieht es sich in überraschenden Windungen von Bobenthal bis nach Weiler, dem ersten französischen Grenzort in der Nähe von Weißenburg. Von hier aus kann die ganze Wanderung nun auch in umgekehrter Ordnung unternommen werden, und wer sie von Weißenburg aus macht, gewinnt in Betreff des Dahner Thales.

Auflösung des Räthsels in Nro. 195:

Glas.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

1.

„Zunftgenossen.“

„Ein Andrer wird durch Bley und Zinn
„Das, was ich durch die Zeitung bin.“

Hebel.

•

Kannst du drey Wörter mit F mir nennen,
Womit Schlosser und Dichter schaffen können?

•

Der Leichtsinn bey den Damen
Hat mich so weit gebracht:
Ich bin, wozu die Scheere
Gar Manchen schon gemacht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. August 1829.

Muthbeseelende Gebräuche
Wecken jede Geistesskraft;
Schön, wie frische Rosensträuche,
Blühen Kunst und Wissenschaft. —
Wir sind glücklich, schallet Lieder!
Höchster Herrscher, Dank sey dir!
Wir sind gut und frey, ihr Brüder!
Sagt, wo ist ein Volk wie wir?

Lavater.

Gesangfest

des Aargauischen Männerchores, gefeyert zu Baden im Aargau, am Himmelfahrtstage 1829.

Vor einem Jahre wurde den Lesern dieser Blätter das Gesangfest der würtembergischen Liedertafeln zu Eßlingen geschildert. In so mancher Beziehung ganz verschiedenes Interesse wird die nachstehende schlichte Schilderung eines schweizerischen Gesangfestes allen denjenigen gewähren, welche Freunde edler Volksbildung sind, und von diesem freundlichen, schönen Standpunkt aus die Bedeutung solcher übrigens prunk- und anspruchlosen Kulturerscheinungen zu würdigen wissen.

Des Aargauischen Männerchores ward schon früher einmal im Morgenblatte gedacht, und zwar bey dem Bericht über die Begräbnißfeyer Pestalozzis, an dessen Grabe zu Birr er das erste Mal sich zusammen gefunden hatte, im Hornung 1827. Ein Jahr früher, in Gegenwart dieses Ehrwürdigen, hatte die Aargauische Schullehrergesellschaft sich das Wort zur Gründung des Männerchores gegeben. Seitdem wurden schon zwey Sangfeste von ihm gefeyert, das erste zu Brugg, von etwa 150 Mitgliedern, aus vier Bezirken, das zweyte zu Lenzburg von 300 Sängern aus sieben Bezirken. In gegenwärtigem Jahre nun trat der Chor in gleicher Stärke, aber von Mitgliedern aus neun Bezirken, vier katholischen und fünf reformirten, gebildet, in Baden zusammen, und würde noch weit zahlreicher geworden seyn, wenn die Entfernung, für einige neun Stunden Wegs, nicht manchen verbindert hätte.

Es war schon festlich, die einzelnen Vereine der neun Kreise heran fahren zu sehen, auf großen, zu grünen Lauben verwandelten Wagen, über denen Fahnen schwebten und die Leyer, das uralte, bedeutungsvolle Symbol der Gesittung und schönen Geselligkeit, sich erhob. Der heitere Frühlingsmorgen des freudigsten christlichen Festtages, die Fahrt durch das gesegnete, hügelreiche, freundliche Land, all das hob alle in die zu einem Sangfeste dieser Art willkommne Stimmung.

Nach abgehaltener Probe und der nöthigen Erholung, versammelten die Sänger sich auf dem Rathhause, schmückten sich daselbst mit, von schönen Händen gewundenen Sträußen, und zogen dann, Arm in Arm, unter vorgetragenen Fahnen und Glockengeläute, durch die Reihen des Volkes, durch das bekränzte Portal in die reformirte Kirche, wo eine Bühne, mit Laubgewinden geschmückt, den Chor aufnahm.

Die immer mehr sich füllende Bühne mußte der ansehnlichen Zuhörerschaft einen freudigen Anblick gewähren, denn es ist wahrhaft herzerhebend, solch einen großen, aus beyden Konfessionen und verschiedenen Altern, aus allen Ständen des Volks gebildeten Chor anzuschauen, wo bey jeder der vier Stimmen über siebzig Personen zusammen treten.

Die Aufführung bestand in Chören und Halbchören von Nägeli, Maria Weber, Kreuzer, Theodor Fröhlich, Elster und Gerson. Auch hier bewährten Nägelis Kompositionen des Meisters Kunst, durch stimmgerechte und stimmbequeme Führung, welche sonst schwierige Stellen populär zu machen weiß, so wie durch ausdrucksvolle Deklamation, vor allem durch die Herrschergewalt des Rhythmus, große Wirkungen hervorzubringen. Die erstgenannten Vorzüge stellte besonders sein (noch nicht öffentlich bekanntes) Motett von Claudius: „Der Mensch lebt und bestehet nur eine kleine Zeit ꝛc.“ hervor, den leztgenannten, jener herrliche Singspruch von Novalis: „Was paßt, das muß sich runden ꝛc.“, bey dem dieser hohe, fromme Dichter wohl kaum geahnet hatte, daß ihn so bald eine ganze, aus verschiedenen Bestandtheilen vereinte Gemeine, mittelst kunstreicher Musik in's öffentliche Leben führen, und hunderte von Katholiken und Protestanten einander zurufen werden:

„Gieb traulich mir die Hände!
„Sey Bruder mir, und wende
„Den Blick vor deinem Ende
„Nicht wieder weg von mir.
„Ein Tempel, wo wir knieen,
„Ein Ort, wohin wir ziehen,
„Ein Glück, für das wir glühen,
„Ein Himmel mir und dir!“

Fünf Chöre und Halbchöre des jungen Aargauischen Komponisten, Theodor Fröhlich von Brugg, deren seelenvolle, begeisternde Textworte den Bruder desselben, Emanuel Fröhlich, zum Verfasser haben, mußten natürlich, an dieser Stelle vorgetragen, bey allen, die neidfrey und mit Liebe ächte Kunsterzeugnisse ihrer Mitbürger aufzufassen vermögen, von gedoppeltem Interesse seyn. Diese Kompositionen zeugen von ächtem Künstlerberuf und von Studium. Ihre Melodien haften leicht, die Mannigfaltigkeit, der Schwung ihrer Rhythmen, worin der junge Künstler die belebende Kraft der Nägel'schen Schule bewährt, sind erfreulich und ergreifend, die Harmoniefolgen ungewöhnlich, mitunter gewagt, darum bisweilen schwierig. Aber in schweren Dingen ist der Versuch ehrenwerth, sagt ein altes Sprüchwort; und ehrenwerth in hohem Grad ist das Bestreben dieses und anderer Sangvereine der Schweiz, nicht etwa durch solche Sangfeste leichteingehenden Volksliedchen Eingang zu schaffen, diesen machen sie sich schon selber, sondern vielmehr die Volksbildner zu ermuthigen, an schwierigere, tiefer in die Kunst einführende Stücke sich zu wagen, um hernach von erhöhtem und erweitertem Standpunkt aus, und mit größerer Sicherheit ihren einzelnen Kreisen vorzustehen und dieselben mit sich emporzuheben. Denn nur durch tüchtige Lehrer wird der Gesang, und somit die Kunst, ins Volk kommen; ohne methodische Begründung, ohne förmlichen Schulunterricht kann sich diese, für die Gesammtbildung hochwichtige Sache auf die Länge nicht halten; durch diese aber wird sie es, und wird eine, in der Kulturgeschichte wohl beyspiellose Erscheinung hervorbringen. Oder weiß man ein Beyspiel in der Geschichte, daß sich Bauern und Handwerker eines ganzen Landes zu Kunstzwecken dauernd vereinigten? daß sie auf Tagefahrtweite sich versammelten, um Kunstwerke aufzuführen und zu genießen? Wahrlich, die bis jezt schon in der Schweiz gediehenen Thatsachen geben unumstößliche Bürgschaft. So besteht wirklich der Aargauische Männerchor großentheils aus Schullehrern, von denen viele schulgerechte musikalische Bildung besitzen, und seit etlichen Jahren werden von einigen Singvereinen des Kantons die ohnstreitig vor allen ausgezeichneten fünfzehn Männerchöre des zweyten Heftes der Nägeli-Pfeiffer'schen Gesangbildungslehre für den Männerchor, gegen deren Ausführbarkeit Anfangs so große Zweifel erhoben wurden, vorzugsweise mit Fleiß und schönem Erfolge eingeübt. So wird es nicht fehlen, daß binnen wenig Jahren hier die Bauern kunstgerecht die strengsten Fugen singen.

Bey alle dem aber ist nicht zu übersehen, daß der Männerchor eine nur einseitige und beschränkte Kunstgattung ist, und daß erst beym Zusammentreten beyder Geschlechter (wie bereits im Emmenthal, in Toggenburg, in Appenzell der Anfang gemacht worden), der wahre Volksgesang und der veredelte Kirchengesang ins Leben tritt, welchem der Männerchor für jezt noch Vorbild ist. Erwünscht ist bey dergleichen Sangfesten auch der Wechsel der Quartette, Duette u. s. w., wie denn bey unserem mehrere Quartette von guter Wirkung waren; bey dem Kreuzer'schen „Scheiden und Meiden,“ ließ sich eine Tenorstimme eines doch schon älteren Mannes vernehmen, welche überall, wo ein empfängliches Ohr ist, Freude bringen und Beyfall erndten würde.

Von welcher sittlich edlen und schönen Wirkung die Beschäftigung mit solcher Musik überhaupt, und insbesondere dergleichen Sangfeste auf das Gemüth und die Stimmung aller Theilnehmenden seyen, das offenbarte sich vorzüglich bey dem gemeinsamen Abendessen der Sänger auf dem Rathhause. Dieses bot dem Berichterstatter, welcher weder bey unseren deutschen noch bey schweizerischen Bauern je ein Leichenmahl mit so viel Anstand, noch ein Hochzeitmahl mit so viel würdiger Freude begehen sah, eine für ihn neue, höchst eigenthümliche Erscheinung dar. Bald nämlich, nachdem die Chöre, ohne die mindeste Spur von Zwang spießbürgerlichen Kastenceremoniels, sondern in bunter, freundlicher Mischung sich um die Tafeln gereiht, erschien der Stadtammann von Baden und bot zum Willkomm den Ehrenwein, wobey er in einfacher, herzlicher Anrede die Gäste Namens der Stadt begrüßte. Einer der Vorsteher des Vereins antwortete hierauf in

folgender Weise: „Freunde! den dargebotenen Becher der Stadt, die uns so freundlich empfangen, wollen wir, den Gruß mit Dank erwiedernd, zuerst erheben: auf das Gedeihen unseres Vereines! Wir wollen als Christen und Bürger uns vereinigen in dem Allerheiligsten, in der Religion, durch ihre tiefsinnigste, schönste Sprache, durch den Gesang, in der Religion uns verbrüdern für das gemeinsame Vaterland! Brüder! wir sind in den Sälen, wo vor hundert Jahren unsere Vorväter um Glaubensmeynungen in der blindesten Leidenschaft einander unseligen Krieg erklärten. Nach alle den Verwirrungen und Zerwürfnissen folgender Zeiten finden sich heute zum ersten Male Bürger aus fast allen Bezirken des Kantons und Glieder beyder Konfessionen zu einem Lobgesange zusammen. Schlagen wir denn auch recht von ganzem Herzen Hand in Hand, Eintracht zu bewahren im Höchsten. Und der Ausdruck dieser Gesinnungen sey der Gegengruß, womit wir die Freundschaft der Stadt Baden erwiedern." — „Sie lebe hoch!" tönte mächtig von allen Tafeln her.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Ich schreibe in Boston an dem Tage, an dem vor 54 Jahren die amerikanische Freyheit auf Bunkershill ihren ersten Sieg erfocht (den 17ten Juni 1775). Ein schöner Tag. Eben zieht das Geschütz mit Musik wieder von Bunkershill herein, und die Bande spielt Webers Jägerchor Dieser Tag gibt gar viel zu denken; gestern war der Tag von Ligny, morgen ist der von Bellealliance, wo der Feldherr als Kaiser gestürzt ward, der als kühner Konsul am 14ten desselben Monats die große Schlacht bey Marengo gewann, zu der er seine 60,000 Mann, ein Hannibal, über die Alpen geführt hatte. Sommer ist in der neuen wie in der alten Welt vorzugsweise die historische Jahreszeit.

Wenn man mit mir übereinstimmt, daß es die kleinen Dinge sind, welche weit mehr das Leben bestimmen als die großen, in Freud und Leid, im häuslichen, politischen und religiösen Leben, so wird man es mir nicht verargen, daß ich an diesem Tage ein Diner bey meinem Barbier eingenommen habe und es im Folgenden kurz beschreibe. Mir haben immer die ersten Elemente des Lebens einer Nation, wie die Leute essen, schlafen, sich freuen, pflügen, schiffen, bauen, reisen, singen, tanzen, schimpfen, betrügen, helfen, gleich wichtig, wie die großen Fakta ihrer Geschichte geschienen, ja sie sind wohl die alleinigen Ausleger und Erklärer derselben. — Mein Figaro ist geboren in Messina, und kam im achtzehnten Jahre nach Konstantinopel und Tunis, von wo er sich nach Nordamerika einschiffte, da gerade ein Schiff, so erzählte er selbst, nach Boston segelfertig lag; nur hatte das Fahrzeug erst nach Calkutta zu gehen. Ein kleiner Umweg, dem ähnlich, auf welchem jener Berliner Professor von der alten Leipziger Straße über Rom und Neapel nach dem neuen Markte ging. Hier in Boston legte mein Sicilianer eine Barbierstube an; durch die größte Reinlichkeit, da er bald den Italiener gegen den Amerikaner vertauschte, und gutes Benehmen erhielt er bald so viel Kunden, daß er gut leben und sich dabey ein Vermögen, welches auf mehrere tausend Dollars geschäzt wird, ersparen und zwey Häuser kaufen konnte. Sein Name ist Astorini, aber die Amerikaner sagten ihm, Ashton sey das englische Wort für Astorini, und so wurde er denn unter diesem englischen Namen Bürger in Boston. Seine größte Freude ist, wenn ich komme und italienisch mit ihm schwatze; dagegen machen mir seine drolligen Reden viel Spaß. So sagte er neulich, als ich ihn fragte: perchè tanto malinconico? (warum so mißvergnügt) „Signore, ich bin ärgerlich, daß ich mich gestern nicht aufgehängt habe." Ein Wort, eines Shakespeare würdig.

Er hatte mir oft von seinen Maccaroni vorgesprochen, die er aus Neapel kommen läßt, und so nahm ich denn heute mit einem Bekannten seine Einladung an. Wie trefflich fand ich Alles im Hause und auf dem Tische! Welche Freude, wenn man Thätigkeit und Sparsamkeit durch solchen Comfort belohnt sieht! Das Haus gehört ihm frey; Brüsseler Teppiche bedecken den Fußboden der Zimmer und die Treppen; Spiegel, Sophas, Stühle, Alles ist schön und gut; das ganze Haus wird von seiner amerikanischen Frau in größter Reinlichkeit gehalten. Das Speisezimmer war mit Kupferstichen nach Andrea del Sarto und Parmigianino geziert. Das Diner war des Hauses würdig: in den reinlichsten Gefäßen wurden Maccaroni, Braten, Pasteten, Ananas und Apfelsinen servirt, und weder der gute Bordeaux, noch der Madera gespart, während der köstlichste amerikanische Cider und englischer Porter für die Liebhaber bereit standen. Wir tranken aus silbernen Bechern. Cigarren von dreyerley Stärke schlossen das Ganze, und ich ging mit dem Gedanken nach Hause, daß sich Heinrich IV., der jedem Bauer ein Huhn im Sonntagstopfe wünschte, im Himmel freuen muß, wenn er die thätigen Neu-Engländer den wohlverdienten Lohn ihrer Arbeit ohne ewig drückenden Kummer über eigene Nahrungssorgen oder die des Nachbars verzehren sieht. Der allverbreitete Wohlstand in Nordamerika ist ein Hauptelement des republikanischen Gefühls der Gleichheit. Ein Mann, der sein gutes Stück Rindfleisch verzehrt und einen ganzen und reinen Rock auf dem Leibe trägt, hat ein ganz anderes Gefühl seinen Mitbürgern gegenüber, als ein schlecht genährter und schlecht gekleideter Mensch. Zu diesem Wohlbefinden kommt noch die allgemeinste Verbreitung von Schulkennt-

nissen, und beyde halte ich für die festesten Stützen des Republikanismus, die Amerika besizt.

Die schnellsten bisher bekannten Fahrten von Nordamerika nach Europa *).

Am 3. Januar 1829 langte das Schiff the Silas, Kapitän Richards, von Newyork zu Liverpool in 19 Tagen an, machte also täglich 168 englische Seemeilen. Noch schneller fuhr das Paketboot Edward Bonaffe; es lief in 16 Tagen von Newyork nach Havre, eine Strecke von 3225 englischen Seemeilen, machte also täglich über 200 Meilen.

---

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Julyheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Eines unserer bessern neuen Werke ist eine Lebensbeschreibung Locke's von einem der Nachkommen seiner Schwester, Lord King. Der edle Lord ist nun freylich nicht der Mann, welcher eine Geschichte des Geistes eines solchen Philosophen zu geben verstände, gesezt auch, daß die Materialien dazu vorhanden wären; was aber die Lebensumstände des berühmten Denkers betrifft, findet sich hier vieles Neue, welches bisher unter den Familienpapieren der Lord King versteckt gelegen, und so weit sich aus einem Tagebuch und Briefen der innere Mensch erkennen läßt, gibt das Werk auch in dieser Hinsicht Befriedigung.

Ein neulich erschienenes Werk (Tales of Field and Flood) enthält manche interessante Bilder, unter andern folgende: „Auf unserer Rückreise von dem Eismeere gerieth unser Schiff in Gefahr, vom Eise eingeschlossen zu werden. Ein plözlich aufspringender Wind rettete uns, indem er uns in Stand sezte, uns zwischen den Eisbergen und Feldern hindurch in die offene See hinaus zu arbeiten. Da wurden wir auf einmal eines großen Schiffes ansichtig, welches so eben derselben Gefahr, wie wir selbst, entgangen zu seyn schien. Der Anblick eines Fahrzeuges in einer solchen Lage ist immer willkommen, und in der Hoffnung, in Gesellschaft dieses Schiffes nach Hause segeln zu können, nahmen wir unsere Richtung nach demselben und erreichten es nach einigen Stunden, sahen aber zu unserem Erstaunen Niemanden von der Mannschaft, außer einem am Steuerruder. Es schien, als wenn Alle, abgemattet durch die Arbeit im Eise, zur Ruhe gegangen wären. Wir riefen, aber Niemand antwortete, selbst nicht der Mann am Ruder, welcher unbeweglich an seinem Posten saß. Erst als wir bey dem Schiffe anlegten, entdeckten wir, daß wir die furchtbare Erscheinung eines Schiffes mit vollen Segeln ohne Bemannung und mit einem todten Menschen am Steuer vor Augen hatten. Er schien an seinem Platze erfroren und angefroren zu seyn; was aus der Mannschaft geworden, blieb ein undurchdringliches Geheimniß."

„Eine andere Begebenheit ereignete sich auf einer Heimreise von Westindien. Wir segelten von Kingston in Gesellschaft eines andern Schiffes nach Liverpool ab, und blieben mehrere Tage lang dicht bey einander. Der Wind war während der Zeit gelinde. Auf einmal aber ward er heftiger; das Schiff trieb flüchtig vor uns her; doch sahen wir es noch dann und wann zwischen den Wogen hindurch, bis es sich in der Dunkelheit verlor. Ungefähr um die Mittelwache der Nacht erhob sich plözlich ein Licht aus dem Meere, einige Meilen vor uns, welches immer größer und endlich zur hellen Flamme ward, in der wir die Umrisse des unglüklichen Fahrzeuges erkannten. Wir sezten alle Segel bey, um, wo möglich, die Mannschaft zu retten, welche so schrecklich zwischen Wasser und Feuer schwebte. Inzwischen lief das Feuer an den Masten empor, ergriff Taue und Segel und das Schiff schien auf Feuerflügeln dahin zu fahren. Wir waren ihm so nahe gekommen, daß wir die Gestalten der Mannschaft, wie von Verzweiflung getrieben, hin und her eilen sehen konnten, als es auf einmal mit einem erschütternden Schlage, wie ein Feuerbaum, welcher den ganzen Gesichtskreis erhellte, gen Himmel fuhr, von welchem die zerstreuten Flammenblätter einzeln wieder niederfielen und, erlöschend, uns in doppelte Finsterniß begruben. Einige Minuten lang stand ich wie festgezaubert still, — eine Masse menschlichen Lebens, ein Haufe menschlicher Wesen in Einem Augenblicke zu Asche gebrannt und Wind und Wellen zum Raube hingegeben! Am folgenden Morgen hatte sich der Sturm gelegt und das Meer war ruhig, aber Schiff und Mannschaft waren wie ein Luftgebäude verschwunden, und nicht eine einzige Planke mehr zu sehen."

Ein Reisender gibt folgende Beschreibung der kanadischen Waldung: „Busch ist der Name, welchen die Eingebornen der grenzenlosen Waldung Kanada's geben. Wie verschieden von einem bloßen Strauch, den dieses Wort bey uns bezeichnet! Im Busch läßt sich der vom Hunger aus der alten Welt vertriebene Pflanzer nieder und findet für sich und seine Familie Nahrung; in den Busch begibt sich der Holzhändler, und aus ihm kann er für Jahr und Tag den Quebeker Markt versehen; in den Busch zieht der Pelzhändler, und hier finden sich der Biber und die Otter für Muffe und Kragen. Wer den Busch durchzieht, meynt oft, er gelange in eine Oede, wo fast alles Leben erstorben sey; er arbeitet sich durch, und das Geräusch, das er selbst in dem trokenen Laube macht, verstopft sein Ohr gegen andere Töne, während Musquiten und anderes Geschmeiß ihn zuweilen auch blenden. Er stehe aber still, und Aug' und Ohr treffen mancherley seltsame Gestalten und Töne. Vögel fliegen umher und schreyen so jämmerlich, als wenn man eben ihre Nester geplündert hätte; sie erinnern an unsere Kibitze. Kein Vogel in dieser Wildniß sezt sich süß schlagend auf die Zweige, hier sieht man weder Hänfling noch Nachtigall; die Musik ist traurig, der Ton jammervoll und erregt ähnliche Gefühle im Wanderer. In dem buschigen Schierling sizt die Eule und schlummert, und aus den Sümpfen erschallt das Krächzen der Unken und der Schrey der Rohrdommeln. In den eisigen Nächten krachen die Bäume, als wenn tausend Holzhacker an der Arbeit wären. Längs den Ufern der wilden Ströme laufen sonderbare Pfade, die Wege der Wölfe, Füchse, Hirsche und anderer Thiere, und der Indianer folgt diesen Wegen auf seinen Reisen."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. August 1829.

— Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.

Schiller.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

Robert Wilson, ein junger mannhafter Pflanzer aus Salem, war, nachdem er sich ein eigenes Besitzthum im Urwalde, nahe bey Dover in New-Hamshire geschaffen, im Begriffe, seine Marie als Weib heimzuführen.

Seine neuerbaute ländliche Wohnung war völlig von der wilden Natur umgeben; die himmelhohen Bäume schüttelten ihre luftigen Häupter, als trozten sie dem winzigen Sterblichen, der sich hier eine Herrschaft anmaßte, wo sie seit Tausenden von Jahren ungestört gegrünt und geblüht hatten. Tief in diesen finstern alten Forsten lauerte oft der tückische Wilde, furchtbarer und blutdürstiger als selbst der brüllende Löwe und der schleichende Tiger. Doch Robert blickte ruhig über das Waldmeer hin und gedachte ohne Furcht der Indianer. Er hatte ein leichtes Herz, einen starken Arm, eine scharfe Axt und ein sicheres Gewehr, und der Mühen und Gefahren, welche sich auf den Pfad seines Lebens lagerten, achtete er so wenig, als des hemmenden Distelgestrüpps auf seinem Wege nach der Kirche. Ein Jahr war verflossen seit dem Tage, da er den ersten Streich in dem Forste geführt, und bereits begann sein Besitzthum das Ansehen einer Meyerey zu gewinnen. Im Umkreis von zwanzig Acres waren alle Bäume verschwunden, die Stumpfe fast alle ausgegraben und die Fläche mit einer üppigen Ernte bedeckt. Da stand der goldene Weizen, der bärtige Roggen und das Korn so hoch und so aufrecht wie eine Grenadierkompagnie; am Boden wuchsen Kürbisse und Melonen in der Hize des Augusts ihrer Reife entgegen. Auf einer sanften Anhöhe in der Mitte der Pflanzung stand die kleine Behausung. Gerne möchte ich sie eine Hütte nennen, weil so für manche Leserin meine Erzählung einen romantischeren Reiz gewänne; aber der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß sie, obgleich hübscher und wohnlicher als manche Hütte in der Wirklichkeit, nicht ganz dem Bilde einer Hütte entsprach, wie es sich die Einbildungskraft so gerne malt. Es war ein Gebäude, vier-und-zwanzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, aus zierlich behauenen Balken errichtet und von drey kleinen Glasfenstern beleuchtet. Auf jeder Seite des ländlichen Wohnsitzes erhob sich ein hoher Heuschreckenbaum und mehrere kleinere standen vorne; der Ansiedler hatte sie absichtlich zur Zierde stehen lassen; wilde Rosenbüsche und andere blühende Gesträuche waren entweder nicht ausgereutet, oder von Robert hieher gepflanzt. Dichte finstere Forste begränzten den Gesichtskreis ringsum; nur von der Vorderseite des Hauses aus war die Lichtung bis an den Cochecho fortgeführt, dessen glänzende Wasser in den Sonnenstrahlen tanzten und das Auge erquickten, wenn es auf dem melancholischen Halbdunkel der Wildniß verweilt hatte.

Wer an die Wohnsitze der Bequemlichkeit und des Reichthums gewohnt ist, dem hätte dieser Aufenthalt in der Wildniß ein trauriges Gefängniß geschienen, für Robert aber, der ihn die Schöpfung seiner Hände nennen konnte, war er ein kleines Paradies; und wenn erst sein

Theuerstes ihn mit ihm theilte, so würde er ihn nicht für den stattlichsten Pallast in Boston vertauschen.

Der hochzeitliche Tag rückte endlich herbey. Längst hatte ihn Robert als ein Fest ungetrübter Wonne im Geiste voraus genossen, Marie aber befiel oft, wenn auf ihre Hochzeit angespielt ward, eine sonderbare Bangigkeit; nicht als ob sie der Verbindung abgeneigt gewesen wäre, sie liebte Robert mehr als alles auf Erden, noch graute ihr vor der Wildniß, in der sie wohnen sollte, denn man hatte seit langer Zeit nichts von Indianern gehört. Sie wußte den Grund ihrer trüben Stimmung selbst nicht anzugeben. Aber woher kommt es, daß das Gemüth zuweilen eine Angst befällt, die keine Anstrengung des Geistes, keine Gründe der Vernunft zu verscheuchen im Stande sind?

Es wurden große Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die bey Mariens Oheim, Kapitän Waldron, gefeyert werden sollte. Drey Uhr Nachmittags war die Stunde der Vermählung; es folgte ein festliches Mahl, und darauf sollte die ganze Gesellschaft, so weit die Pferde reichten, das junge Paar nach seiner Wohnung begleiten. Ehrn John Reyner vollzog die Trauung, und die ganze Hochzeitgesellschaft sezte sich an eine lange Tafel, auf welcher ein ungeheurer indianischer Pudding auf einer mächtigen Zinnplatte dampfte. Dann wurden Roastbeef, Lammfleisch, Wildpret und viele andere gute Sachen aufgetischt, woran sie sich um so mehr erlabten, je seltener der Genuß derselben für sie war. Aber sie hatten keinen Wein noch andere starke Getränke in jenen Tagen, denn was wir erzählen, ereignete sich vor fast hundert Jahren; der Wirth fühlte daher keine Verlegenheit, daß er keine anzubieten hatte, und seine Gäste keine Unlust, sie entbehren zu müssen.

Roberts Lichtung war dreyviertel Stunden vom Hause Kapitän Waldrons entfernt. Der Weg war demnach eben nicht weit, aber er führte durch lauter Wildniß, und war nur in so weit gebahnt, als die Bäume niedergehauen waren. Kein Wagenrad war je über den rauhen Weg gegangen, was jedoch nicht bedauert wurde, da man zu jener Zeit in jener Gegend noch keinen Karren zu Gesicht bekommen hatte. Die Herrn bestiegen ihre muntern Pferde, jeder Ritter nahm seine Dame hinter sich, und so begann die Cavalcade unter dem Freudenruf und den Glückwünschen der aus Mangel an Pferden zurückbleibenden Gäste, den Bräutigam mit der Braut an der Spitze. Munter und rasch ging es dahin, bis sie den Schlangenpfad im Forste erreichten, wo ein langsamerer Schritt nothwendig ward; aber Roberts Roß, des Weges gewohnt, trabte rasch voran, so daß es bald die übrige Gesellschaft ziemlich weit hinter sich ließ.

Ehe man die Lichtung erreichte, führte der Weg noch am Flusse vorbey, und weil mußte einen hohen Felsen umgehen, der den Pfad sehr einengte. Kaum bog Robert um den Felsen, als Marie einen Schrey ausstieß, und von ihrem Sitze entweder fiel oder geworfen ward, indem das Pferd im selben Augenblick vorwärts sprang. Während Robert seiner Gattin zurief und das Pferd zu zügeln versuchte, feuerte ein Indianer hinter dem Felsen vor; die Kugel traf das Pferd, das sich bäumte, vorne in die Brust, es schlug über und fiel auf den Reiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesangfest in Baden.

(Beschluß.)

In vollem Chor ward hierauf ein Lied, von einem Mitgliede des Vereines verfaßt, gesungen, in welchem der Dichter die denkwürdigen, historischen Erinnerungen vorführen wollte, die sich auf eine seltsame Weise in Baden zu einer örtlichen Schweizergeschichte vereinigen. Das Lied war von unbekannter Hand geboten, in deren Zügen man aber leicht, ohne großer Chiromant zu seyn, den Dichter jener trefflichen Fabeln und der Schweizerlieder, Emanuel Fröhlich erkennt. Jenes Gedicht ist so schön erfunden, und der überreiche Stoff, welchen Natur und Geschichte hier darbieten, so wohl zum Kranze gefügt, daß es ein größeres Publikum zu erhalten verdient. Hier ist es, nebst Nachweisung einiger geschichtlichen Beziehungen:

Die Stadt Baden.

Melodie: „Es klingt ein heller Klang."

Dem Vaterland geweiht
Ist unser Liederbund:
Des Landes alte Zeit
Seht hier im Thalesgrund!
Hier haben in der Urwelt Tagen
Die Wasser das Gebirg zerschlagen,
Und aus dem tiefen Felsenschacht
Den warmen Quell zu Tag gebracht.

Drin hat den Staub der Schlacht
Der Römer abgespült, [1])
In Hallen üpp'ger Pracht
Des Sieges Schweiß gekühlt.
Hier, als die Weltherrschaft zerstoben
Und siegreich sich das Kreuz erhoben,
Bot Kranken eine milde Hand
Die Heilige [2]) aus fremdem Land.

In jene frühe Zeit
Hat schon die Burg [3]) geschaut
In Barbarossa's Streit;
Ihr Herr war ihm vertraut.
Sie sah die Krone Rudolphs [4]) glänzen,
Sah Albrechts Spiel mit Mayenkränzen,
Daraus der gift'ge Dorn ihn stach,
Das unerweichte Herz ihm brach. [5])

[1]) Tacit. Histor. I. 6. [2]) Die heil. Verena, daher das Armenbad noch Verenahaad. [3]) Der Stein zu Baden, dessen Besitzer, Graf Ulrich v. Lenzburg, † 1172. [4]) König Rudolph erbte Lenzburg und so auch den Stein 1245. [5]) 1. Mai 1308 durch Johann Parricida ermordet.

Die Leopolde sah'n
Von hier der Länder Glück;
Da kehrten Siegeswahn
Und Rachegluth zurück.
Des Siegesboten von Morgarten
Und Sempach [1]) spähn umsonst die Warten;
„Die Herrn im Rathe machten aus,
„Wohl wie herein, nicht wie heraus.“ [2])

Drauf hat der Orte Macht
Gebrochen dieses Haus; [3])
Sein Brand, der Freud' erfacht,
Schien weit ins Land hinaus.
Doch höher, wilder ist gestiegen
Das Feu'r in ihren Bürgerkriegen,
Und lange schwer bedrohet stand
Die Stadt inmitten diesem Brand. [4])

Da hat der Bürger Wacht
Und kühner Frauen Hand
In jener Nebelnacht [5])
Das Unheil abgewandt;
Und aus dem Thor und aus dem Streite
Entfloh der Nachbar ohne Beute,
Den hier einst siegreich aus der Schlacht
„Sant Felix und Mannes“ [6] gebracht.

Doch bald von Neuem klang
Der Freudenquell, das Mahl:
Der Held von Murten schwang
Den schweren Siegspokal.
Die Könige, die Kaiser spenden
Ihr bublend Gold den starken Händen,
Und goldnen Ketten schmieget sich,
Der nie vor Stahl und Eisen wich.

Und trüber ward die Zeit,
Verkauft der alte Ruhm,
Die Brüder stehn entzweyt,
Todtfeind im Heiligthum;
Und hier auch hörten Kirchenhallen
Den Kampf die Psalmen überschallen, [7])
Und wieder in die Tiefe schoß
Das prangend neuerstandne Schloß. [8])

Doch, wenn sich Wunden schlug
Das Land in blinder Wuth:
Es quoll, wie hier genug,
Aufwärts der Heilung Fluth.
Zur Einigkeit sind wir genesen,
Und Wort und Brauch uns nicht mehr Wesen;
Der Glaube, der sich wahr erfand,
Der heißet: Gott und Vaterland.

Erblüh' denn, freyes Land,
In deiner Hügel Kranz,
Frisch, wie im Blumenrand,
Der kühnen Flüsse Glanz!
Voll Geistes, wie die Trauben schwellen,
Voll Segens, wie die Brunnen quellen,
Erblühe, Stadt, in Friedens Hort,
Des Landes Zier und Freudenort!

[1]) Schlacht bey Sempach, 1386. [2]) Worte von des Herzogs Hofnarren, Kuoni v. Stocken. [3]) 19ten Mai, 1415. [4]) 1443 und 1444 im alten Zürichkrieg. [5]) Ueberfall der Zürcher, 22ten Weinmonat 1444; in der Nähe Tätwyl, wo sie unter Rüger Mannes ihren herrlichen Sieg gewannen. Sant Felix, Patron von Zürich. [6]) Religions-Disputaz, 1526. [7]) 1658—1691 neuerbaut, 1712 zerstört.

In vollen, sonoren Akkorden bewegte sich diese meisterhafte Melodie Nägelis, die, auf des unvergeßlichen Max v. Schenkendorf wundervolles „Lied vom Rhein“ erfunden, auch in Deutschland bey so vielen Sangfreunden beliebt ist; der anwesende Komponist hatte eine sichtbare Freude an dem Strom dieses Gesanges; die Sänger hinwieder schauten auf den Künstler, als auf den Schöpfer ihres musikalischen Zusammenlebens, viele hocherfreut, heute seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Da erhob sich ein Mitglied und brachte ihm folgendes, artig improvisirte Lebehoch:

Deß laßt uns denken, der's zuerst verkündet:
„Es soll der Sang ein ganzes Volk vereinen;“
Der um sich einen edlen Chor gegründet,
Zur Harmonie der Großen und Gemeinen;
Deß Lied in uns so reine Lust entzündet,
Daß Einer Glorie zu die Lichter scheinen:
Dem Vater Nägeli laßt das Glas uns heben,
Der uns gehoben in dieß Liederleben!

So lang ein Lied gefällt den Schweizersöhnen,
Wird „Lebenswahrheit,“ „holde Eintracht“ *) klingen;
„Gieb traulich mir die Hand,“ erst dann recht tönen,
Wann einst verwirklicht steht, wovon wir singen.
„Es klingt ein heller Klang!“ zum Kranz des Schönen
Muß dieses Lied den frischen Lorbeer schlingen;
Wie Strom und Lied im fernsten Widerklange,
Leb' hoch und frisch der theure Meister lange!

Aus aller Herz und Mund erschallte das beliebte „Lebelang!“ Der Meister sprach dann selbst seine Freude über die Leistungen des so zahlreichen, ehrenwerthen Aargauischen Männerchores aus, und seinen Glückwunsch an den Stadtrath Fröhlich von Brugg, wegen der Kunsterzeugnisse seiner beyden Söhne. Dieser hinwieder erinnerte, der Verdienste aller der Männer dankbar zu gedenken, die, wie unter andern der Minister Stapfer, in den ersten Zeiten des erwachten, besseren Geistes sich der Volksbildung und Erziehung am einzig zugänglichen Orte, in den Schulen angenommen, die der bedauernswürdigen Verwahrlosung dieser Anstalten gewehrt, und so auch mittelbar Gründer dieses Sangvereines geworden, dessen Hauptzweck und Resultat nichts anderes seyn könne, als edle Volksbildung. Freudig stimmten die vielen anwesenden Schullehrer ein, und Händedruck und Becherklang waren neue Bekräftigung des Vorsatzes, in dem so oft mißkannten, oft selbst von den Pfarrern gedrückten, kärglichst besoldeten Berufe treu und froh zu bestehen. Jezt ward ein neuer Liedergruß dargeboten von der durch ihre gemüthvollen Gedichte bekannten blinden Luise Eglof in Baden. Das freundliche, sinnreiche Lied war zu einer Nägelischen Melodie gedichtet; diese wurde sogleich aufgeschlagen, und obschon von den Meisten vielleicht seit geraumer Zeit nicht mehr geübt, auf's Beste vierstimmig gesungen; ein Beweis nicht nur von der Kunstfertigkeit des Chores, sondern auch von dem Schatz geselligen Vergnügens, der in solcher Fertigkeit gegründet ist.

*) Kompositionen des Meisters.

„Möge," sprach hierauf ein Mitglied, „möge das Lied und der Gesang der blinden Dichterin immerdar ein Lichtstrahl bleiben, der ihr, wie uns, in das Reich der ewigen Harmonieen zünde!"

So wurde durch Poesie, Gesang und Spruch die Gesellschaft im lebendigen Gefühl ihrer Gesammtheit erhalten, ohne welches jegliche sich bald vereinzelt, und je größer sie ist, desto leerer und öder wird.

Zum Schlusse der Festfeyer, zugleich zum Willkomm für folgende, zum treuen Festhalten an den Zwecken des Vereines, sang der Chor von Baden noch Lavaters „Lob der Eintracht," nach einer recht artigen Komposition seines Gründers und vorigen Leiters, Dr. Elser; dann die ganze Gesellschaft ein anderes Lied: „Der Aargauische Männerchor," welches wir nur, weil es zu lokal ist, nicht mittheilen, das aber an Ort und Stelle um so mehr von schöner Wirkung war.

Auf diese Weise waren eben so schnell als gehalt- und genußreich die Weihestunden des Festes verflossen, und die weite Heimreise mahnte die Meisten zu früherem Aufbruch. Der Chor von Baden begleitete singend die Gäste zu ihren Wagen, und unter Jubel rollten die grünen Lauben hinaus ins hellste Abendlicht, welches rings von den Jurahöhen den Heimkehrenden leuchtete.

A. C. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

Der vierte Band von der Family Library ist der erste von dreyen, welche eine vollständige Geschichte der brittischen Maler, Bildhauer und Baukünstler geben sollen. Das Werkchen ist von der Feder des vortheilhaft bekannten schottischen Dichters, Allan Cunningham. Das gegenwärtige Bändchen enthält, nebst einer Skizze über die ältern Maler, die Lebens- und Kunstgeschichte Hogarths, Richard Wilsons, Sir Joshua Reinolds und Thomas Gainsboroughs, und die Bildnisse dieser vier Meister, nebst sechs trefflichen Holzschnitten nach eben so vielen ihrer berühmtesten Kunstwerke. Ich theile Einiges daraus mit. Von Hogarths erstem Versuch in der Satyre erzählt Nichols folgende Anekdote: „In seiner Lehrzeit ging er eines Sonntags Nachmittags im Sommer mit drey Kameraden nach Highgate spazieren, und da das Wetter heiß und der Weg staubig war, so begaben sie sich in ein Wirthshaus und ließen sich Bier bringen. Es waren noch andere Kunden da, welche vom vielen Trinken zu hitzigen Worten und dadurch zum Faustkampf kamen. Einer von ihnen erhielt mit einer Maaßkanne einen Schlag und machte dazu ein so lächerlich trübes Gesicht, daß Hogarth schnell einen Bleystift herausriß und ihn stehenden Fußes abzeichnete. Es war ein treffliches Porträt und so drollig, daß es die Ordnung und Ruhe wiederherstellen half. Ein andersmal wanderte er mit Hayman dem Maler in einen Keller, wo zwey schlechte Weibsbilder beym Trinken mit einander zankten. Eines derselben füllte den Mund voll Branntwein und spritzte denselben der andern ins Auge. „Sieh! sieh!" rief Hogarth, indem er sein Skizzenbuch herausnahm und das Weib zeichnete, „sieh einmal dieses Schwefelmaul!" Dieses Geschöpf hat wirklich eine Stelle in seiner „Neuen mitternächtlichen Unterhaltung" gefunden.

Hogarth behandelte diejenigen, welche sich von ihm malen ließen, mit einer Höflichkeit, die man heut zu Tage nicht immer findet. „Als ich mich von H. malen ließ," erzählt Cole, „war es noch immer gebräuchlich, den Bedienten Trinkgelder zu geben. Als ich wegging, bot ich dem Bedienten an der Hausthüre ein kleines Geschenk an; aber der Mann schlug es höflich aus, indem er mir sagte, sein Herr würde ihn fortjagen, wenn er es erführe. Dieß war ein so ungewöhnlicher Zug von einem Manne von Hogarths Beschäftigung, daß ich mich sehr darüber wunderte, denn es war mir noch nie etwas Aehnliches widerfahren. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß es gar häufig vorkomme." — Sir J. Reynolds gab seinem Bedienten 6 Pfund jährlich und sagte, er wolle ihm 100 Pfund jährlich für seine Trinkgelder geben. Läßt sich doch der Präsident unserer Akademie für jedes Porträt, das er gemalt und wofür er seine 600 Pfund empfangen hat, 100 bis 300 Pfund bezahlen, ehe er einem Künstler erlaubt, es zu stechen!

Es war Hogarths Gewohnheit, ein Gesicht, das ihm auffiel und dessen er sich zu erinnern wünschte, auf der Stelle zu zeichnen. Einmal sah man ihn im Bedfordschen Kaffeehause etwas mit Bleystift auf den Nagel zeichnen; er hielt es einem Freunde hin; es war das sonderbare Gesicht eines anwesenden Person und vollkommen getroffen. Er hatte mit einigen Freunden in einem Gasthofe gegessen; als er eben den Mantel zum Weggehen überwarf, bemerkte er seinen Freund Ben Read im festen Schlafe und zwar mit einem äußerst lächerlichen Gesicht. H. sah ihn einen Augenblick an und rief leise: „Himmel, welch ein Ausdruck!" ließ sich Feder und Tinte geben und zeichnete das Gesicht, ohne sich niederzusetzen. Einmal malte er einen Edelmann so getreu, daß Se. Herrlichkeit sich höchst beleidigt fühlte und schwur, er wolle das Gemälde nicht nehmen und nichts dafür bezahlen. „Wenn Sie es in drey Tagen nicht holen lassen," versetzte der Maler, „so male ich einen Schwanz dazu und verkaufe es für einen haarigen Thiermenschen." Dieß wirkte; das Gemälde ward bezahlt, abgeholt und vernichtet.

Frankfurt a. M., August.

Ich soll Ihnen von dem bunten und doch eintönigen Leben unserer guten Freystadt eine flüchtige Skizze geben. Das Thema ist leicht und schwer. Auch bey uns gedeihen, wie allerwärts, Thorheiten; auch bey uns, wie überall, sind die Thoren, wenn man sie auch nur sanft geißelt, empfindlicher Natur. Wer ihre Eigenschaften ans Licht bringen wollte, der würde sich ein Hornissenbeer aufs Haupt ziehen. Darum muß ich mich wohl an das Allgemeine halten, und aus dem chaotischen Gemische nur das herausgreifen, was gerade zur Unterhaltung des Augenblicks gehört. — Unserm Theater, das sich in seiner artistischen Leitung bey weitem nicht auf der Stufe befindet, welche bey den hiesigen Mitteln, bey der erprobten Geduld der Aktionäre zu erreichen wäre, ist seit 14 Tagen durch das Eintreffen mehrerer Gäste belebt worden, namentlich der Dem. Peche aus Darmstadt. Shakespeare's „Julie" ist eine der Hauptrollen der liebenswürdigen jungen Künstlerin; in ihr rechtfertigt sie A. W. Schlegels überfließendes Lob. Man spricht davon, sie für unsere Bühne zu engagiren. Sie würde, wenn auch ihr Talent das unserer Lindner nicht erreicht, dennoch eine gute Acquisition seyn; denn schon zwey Jahre entbehren wir eine jugendliche Liebhaberin, die an einem wohl organisirten Theater nie fehlen sollte, sey es auch nur, um den Wettstreit der Natur mit der Kunst recht klar vor Augen zu stellen. — Am 12. kam endlich einmal wieder die langersehnte Stumme von Portici zur Aufführung. Seit langer Zeit hat keine Oper der Theaterkasse so viel eingetragen; man gibt sie immer noch mit aufgehobenem Abonnement. Rossini's Graf Ory wird für die bevorstehende Messe zur Darstellung vorbereitet. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. August 1829.

Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt,
Leb wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

Uhland.

Schnelle Reise.

Reisewetter!
Gute Götter,
Warum schickt ihr's heute mir?
Mag mich's auch hinausverlangen,—
Unter Büchern, ach! gefangen
Unter Büchern sitz ich hier.

Strahlen blinken,
Niedersinken
Mir die Augen allgemach;
Glockenschlag ist längst verstummet,
Süßes Lied im Ohr mir summet,
Singt mir meine Liebe wach.

Bleibt in Ruhe,
Wanderschuhe!
Eins ja muß man lassen mir:
Will wohl bey den Büchern weilen,
Reise doch viel hundert Meilen
Ungesehen hin zu ihr.

Näher sprühend,
Fühl' ich glühend
Schon die Sonn' im blauen Raum.
Durch die Luft in leichtem Schritte
Zieh' ich hin nach Sängersitte
Mit dem Meilenstiefel Traum.

Und derweil ich
Also eilig
Schreite nach dem fernen Land,
Weile bey der Treuen, Lieben, —
Ist mein Schatten heimgeblieben,
Hält das Buch kaum in der Hand.

Heimzuwandern
Laß' ich andern,
Ewig will ich bleiben hier.
Neid'scher Schatten, kannst nicht warten?
Nimmst den Traum, den fernen, zarten,
Sammt dem Meilenstiefel mir!

R. K.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Fortsetzung.)

Den Knall der Flinte beantwortete die Hochzeitgesellschaft mit lautem Geschrey; nicht als ob sie die Ursache des Schusses oder seine Folgen geahnet hätte, sie glaubte, Robert habe sein Haus erreicht und feure als Freudenzeichen seine Flinte ab. Wer vermöchte aber ihre Bestürzung und ihr Entsetzen zu schildern, als sie Robert scheinbar leblos auf dem Boden ausgestreckt und mit dem Blute des sterbenden Thiers bedeckt sahen, das sie für sein eige-

nes hielten, und Marie nirgends zu finden war. Nie sind die Schläge des Unglücks überwältigender, als wenn sie uns mitten im sicheren Glücksgenuß treffen. Von der erst noch lustigen Gesellschaft vernahm man jezt nichts denn Wehklage um die Leidenden und Verwünschungen der Feinde; denn über die Urheber des Unglücks konnte man keinen Augenblick im Zweifel seyn; aber die Männer waren alle unbewaffnet, und konnten daher nicht versuchen, durch Verfolgung der Indianer Marien zu retten. Als sie sich überzeugt hatten, daß Robert noch lebe, trugen sie ihn nach der Wohnung Kapitän Waldrons zurück, von wo er so eben erst, strahlend in Jugend und Freude, ausgezogen war.

Da ward diese Nacht in Dover an keinen Schlaf gedacht; die Bewohner schienen von panischem Schrecken ergriffen; man drängte sich in die befestigten Häuser zusammen, und die Mütter drückten ihre Kinder fester an die Brust, wenn sie, in athemlosem Schrecken lauschend, oft den verstohlenen Tritt der Wilden zu hören wähnten und, zitternd vor Todesangst, jeden Augenblick das furchtbare Mordgeheul der Barbaren erwarteten. Doch die Nacht ging ohne Störung vorüber, und die glänzende Morgensonne hatte bald die Schrecken ihrer Einbildungskraft verscheucht. Robert hatte sich von seinem Falle fast ganz erholt; seine Wange war zwar blaß, aber der finstere Ernst in seinem schwarzen Auge verrieth, daß sein männlicher Geist nicht gebrochen sey. Sein Entschluß war gefaßt, sein Weib aufzusuchen, und mehrere junge Männer erboten sich, da sie sahen, daß sein Vorsatz unabänderlich fest stand, ihn zu begleiten. Sie kehrten an den Unglücksfelsen zurück und verfolgten die Spur der Indianer eine Strecke weit in den Wald; aber bald verloren sich alle Merkzeichen. Nach mehrstündigem eifrigem Suchen gesellte sich zu ihnen ein *betender* Indianer, wie man die bekehrten Eingebornen nannte. Mendowit hatte sich längst in der Ansiedlung der Kolonisten in Salem zum Christenthum bekehrt; er hatte von Roberts Vater manche Wohlthaten genossen und Robert seit seiner Kindheit lieb gehabt. Vor Kurzem war er nach Dover gekommen, und beschäftigte sich mit Jagen und Fischen in der Nähe von Roberts Lichtungsplatz. Nach kurzem Suchen fand Mendowit die Fährte der Indianer; sie waren, nachdem sich die Hochzeitgesellschaft entfernt hatte, auf ihren eigenen Fußstapfen zurückgekehrt, hatten sich eine Zeitlang auf dem schmalen Pfade gehalten und sich endlich in die Wildniß geschlagen. Nach etwa drey Meilen entdeckte man ihre Lagerstätte. Mendowit untersuchte sie genau, so wie auch die Richtung, welche die Wilden genommen hatten. „Wie viel sind ihrer?“ fragte Robert. „Zwey außer der Gefangenen,“ antwortete Mendowit. Robert erblaßte, als er umherblickte, und an einem Busche ein Stück Spitzen und Seidenflor flattern sah, die, wie er wußte, zu Mariens Hochzeitgewand gehört hatten. Er nahm es herab, steckte es in den Busen und fragte Mendowit, wohin er glaube, daß die Indianer ihren Rückzug genommen hätten. „Es sind Mohawks,“ erwiederte jener; „ich kenne sie an ihren Moccasins, sie kehren zu ihrem Stamm an dem großen Flusse oder den Seen zurück.“ — „Das sollen sie nicht!“ rief Robert, auf den Boden stampfend; „ich will sie verfolgen, ich will Marie retten, oder mit ihr sterben! Mendowit, Ihr kennet die Pfade in den Wäldern; wollt Ihr mit mir gehen?“ und nun zählte er ihm die Geschenke auf, die er bekommen sollte, eine Flinte, Pulver u. s. w. „Sie werden durch die verborgenen Pfade des Agiokotschuk gehen,“ bemerkte der Indianer nachdenklich. „Wir können sie einholen, bevor sie die weißen Gebirge erreichen!“ versezte Robert lebhaft. „Ihr sollt die beste Flinte haben, die ich in Boston auftreiben kann, Mendowit, und mein Horn, mit Pulver gefüllt, und ein neues Messer!“ Dieß waren starke Versuchungen für den Indianer, aber eine noch mächtigere war der Haß, den er gegen die Mohawks trug. Rache ist eine unauslöschliche Leidenschaft in eines rothen Mannes Brust. Mendowit war ein Christ, so weit er es seyn konnte, ohne aufzuhören, Indianer zu seyn. Die neue Lehre vermochte seine frühern Vorurtheile nicht zu vernichten, noch seine herrschende Leidenschaft zu besiegen. Jezt hatten die Mohawks einen christlichen Freund beleidigt, und die Befriedigung seines Hasses schien ihm eine christliche Tugend. Allein ein Umstand stand seinem Entschlusse, Robert zu begleiten, im Wege. Mendowit schloß, die Indianer werden ihren Rückzug über die sogenannte *Notch* (Kerbe) der weißen Berge nehmen, und vor diesem Paß hatte er eine abergläubische Furcht. Aber Robert bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß sie die Mohawks einholen müßten, bevor sie den Agiokotschuk erreichten, so daß Mendowit endlich einwilligte.

Die Sonne ging eben unter, als sie ihre Verabredungen getroffen hatten. Die Spur der Indianer während der Nacht zu verfolgen, war unmöglich, und Robert war nun, da es ihm möglich schien, Marie wieder zu gewinnen, verständig genug, dem Rathe seiner Freunde zu folgen und den Morgen zu erwarten. Fast die ganze Nacht brachte er mit Vorbereitungen zu seinem Abenteuer zu, oder hörte die Rathschläge seiner Begleiter an. Einige suchten dem jungen Ehemann von dem gewaltsamen Versuch zur Befreyung seiner Gattin abzurathen, weil sie behaupteten, daß die Indianer, wenn sie angegriffen würden, ihre Gefangenen stets zu ermorden pflegten. So hielten sie es für's Beste, einen Gesandten an die Mohawks abzufertigen, die sich ohne Zweifel willig finden lassen würden, sie gegen ein Lösegeld frey zu geben. Robert schauderte bey dem Gedanken, daß seine Unbesonnenheit seiner Gattin den Tod bringen könnte; allein ihre Befreyung gegen ein Lösegeld war ungewiß, und ihre Erlösung konnte

sich lange verziehen. Dagegen hoffte er, seine Feinde unversehens zu überfallen, Marien zu befreyen, an sein Herz zu drücken, und ihren süßen Dank aus ihrem lieblichen Munde zu vernehmen. Als dieß Bild in den lebendigsten Farben vor seine Seele trat, fuhr er von seinem Sitze auf und stürzte fort, um zu sehen, ob noch kein Dämmerlicht den jungen Morgen verkünde. Es tagte, und völlig gerüstet, der Indianer mit seiner Flinte und seinem Tomahawk (Streitart), Robert mit einer Doppelflinte, einem Schwert und Munition, und jeder mit einem Bündel Mundvorrath und Erfrischungen für Marie, gingen sie auf ein Unternehmen aus, das ohne Zweifel mit mehr wirklichen Gefahren verbunden war, als die Abenteuer mancher stolzen Ritter, deren Thaten in Legenden gepriesen und auf den Wappenschilden ihrer Nachkommen zur Schau gestellt werden. Gewiß, der Ruhm hängt weit mehr von den Umständen als von der innern Größe der Thaten ab. Hätte Robert in den Tagen des Ritterthums gelebt, sein Muth und seine Ausdauer hätten ihn zum besungenen Helden gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wunderknabe in Palermo.

Palermo besitzt gegenwärtig eines jener Wunderkinder, die, ob sie gleich nicht außerordentlich selten sind, doch immer sehr interessante Erscheinungen bleiben. Der siebenjährige Vinzenz Zuccaro löst zum großen Erstaunen der Gelehrten und Layen die schwierigsten arithmetischen Aufgaben auf der Stelle. Am 30sten Januar d. J. bestand er im Pallast der Akademie des guten Geschmacks eine Prüfung vor einer sehr zahlreichen Versammlung; zwey Professoren führten das Protokoll dabey. Der Kleine löste eine Menge der schwersten Fragen; wir führen nur zwey der einfachsten an: 1) Ein Schiff ist um Mittag von Neapel nach Palermo abgesegelt, und macht zehn Meilen in der Stunde; ein anderes macht sieben Meilen, und ist im nämlichen Augenblick von Palermo nach Neapel unter Segel gegangen. Zu welcher Stunde begegnen einander die beyden Schiffe, und wie viel Meilen hat jedes gemacht, wenn es von einer Stadt zur andern 180 Meilen ist? — Der Knabe antwortete sogleich: „Das erste hat 103⅓ Meilen, das zweyte 74⅔ Meilen gemacht.“ Man bemerkte ihm, er habe nicht gesagt, zu welcher Stunde die Schiffe einander begegnet seyen. — „Nun, das versteht sich,“ antwortete er; „10⅓ Stunden nach der Abfahrt.“ Diese Antwort war allerdings schon in der ersten enthalten, und das Kind meynte, die Gesellschaft sehe diese nothwendige Verknüpfung so gut ein, wie es selbst, und hielt für unnöthig, es anzugeben. 2) In drey Stürmen nach einander ist der vierte, dann der fünfte, endlich der sechste Theil der Stürmenden geblieben, und nun sind ihrer noch 138. Wie viel waren es Anfangs? Antwort: 360. „Wie hast Du diese Zahl gefunden?“ — „Wären ihrer 60 gewesen, so wären nach den Stürmen 23 übrig geblieben; 25 ist aber der sechste Theil von 138; also waren es Anfangs sechs Mal sechzig Mann, d. h. 360.“ — „Warum kamst Du aber gerade auf 60, und nicht auf 50, 70 u. s. w.“ — „Weil weder 50 noch 70 sich weder mit 4 noch mit 6 theilen lassen.“ Der Knabe verfährt also beym Rechnen nicht nach der gleichsam mechanischen Weise der gewöhnlichen Rechner. Die Regierung will den Wunderknaben vernünftig erziehen lassen. Leider entsprechen aber solche Erziehungen von Regierungswegen nicht immer ihrem Zwecke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. August.

Merkwürdig und erfreulich zugleich ist der rege Sinn, der sich im französischen Unterrichtswesen äußert. Seitdem die Presse frey ist, ist auch der lebhafte Wunsch entstanden, das Unterrichtswesen von seinem alten Zwange zu befreyen, die in allen andern Fächern so heilsame Konkurrenz einzuführen und dann in den öffentlichen Anstalten den Unterricht den Bedürfnissen unserer Zeit mehr anzupassen, besonders aber die Bildung der gewerbfleißigen Klassen zu befördern, welche in Frankreich seit der Revolution so sehr an Reichthum, Ansehen und Einfluß zugenommen haben und für welche in den Kollegien, wo das Erlernen des Lateinischen die Hauptsache ist, so übel gesorgt wird. Napoleon, dem das despotische Centralisiren ganz in seinen Plan paßte, hatte das gesammte öffentliche Erziehungswesen seiner nach dem Muster der alten Universität angelegten kaiserlichen Universität übergeben; da war kein freyer Unterricht mehr, alles mußte von oben herkommen; wer nicht zur Universität gehörte, konnte kein Lehrer seyn. Ein solcher Zwang ist mit einer freyen Verfassung unverträglich und hindert die freye Entwickelung der geistigen Kräfte der Nation. Vieles ist von dieser Sklaverey schon weggefallen, besonders seitdem kein Bischof mehr an der Spitze des Unterrichts steht, denn nichts war in Frankreich dem Unterrichte schädlicher, als die Macht einer Geistlichkeit, welche den Zeitgeist gar nicht kennt und mit den Bedürfnissen des jetzigen Geschlechts nicht vertraut ist. Die französische Geistlichkeit und, was noch schlimmer ist, die berüchtigte Kongregation hält sich im Gewissen für verbunden, die Jugend eben so abergläubisch als bigott zu erziehen, wie sie es vor zwey Jahrhunderten that, und sie arbeitet blind darauf los, das junge Geschlecht auf den Punkt zurückzuführen, auf dem ihre Vorältern zu jener Zeit standen. Allein die Nation schreitet vorwärts; alles Aufhalten und Zaudern der Geistlichkeit hilft nichts; Frayssinous hat auf seinem Posten als Großmeister der Universität sich nicht halten können, und man hat sie doch einem Layen wieder anvertrauen müssen. Seitdem ist auch ein ganz anderer Geist in derselben rege geworden, und zum Beweise des lebhaften Antheils, den man daran nimmt, dient die Erscheinung einer eigenen Zeitung, Gazette de l'instruction publique, welche das Publikum von allen Verbesserungen

des Unterrichtswesens in Kunde sezt und die Mißbräuche rügt. Dieses Aufdecken der Mißbräuche ist es, was die Beamten und Minister am meisten in Harnisch bringt. Ob die Tageblätter diese oder jene Grundsätze bekennen und in Umlauf setzen, ist ihnen ziemlich gleichgültig; sobald aber ein Journalist ein Späherauge auf das Innere ihrer Verwaltung richtet und die Mängel derselben aufdeckt, so wird ihnen bange vor der öffentlichen Meynung, und sie wünschen die Zeitung und die Preßfreyheit über's Meer hinüber. Dieß ist aber gerade die Wohlthat der Preßfreyheit, daß sie die Mängel der von der Nation besoldeten Verwaltungsbehörden aufdecken kann und somit Anlaß gibt, dieselben zu verbessern. Die Regierung lernt außerordentlich viel aus den Tageblättern und ihre Wirkung ist unglaublich. Als einen wichtigen Schritt zur Freylassung des Unterrichtswesens kündigt man bereits die baldige Errichtung großer Unterrichtsanstalten auf Privatkosten in Paris an, und die bestehenden Kollegien sollen den Wunsch geäußert haben, ihre Anstalten verbessern zu dürfen, um mit den neu zu errichtenden die Konkurrenz aushalten zu können. Es hat sich neulich die Direktion der Messageries royales genöthigt gesehen, die Fracht der Pakete herabzusetzen, weil die vortrefflich eingerichtete Privat-Fuhranstalt der HH. Lafitte, Caillard u. Comp. ihr eine allzu gefährliche Konkurrentin wurde. So muß es auch mit dem Unterrichtswesen gehen, sobald Freyheit dasselbe beseelen wird. Die lezte öffentliche Versammlung der Gesellschaft des Elementarunterrichts, unter dem Vorsitze des Herzogs von Doudeauville, zeugte auch schon von dem bessern Geiste, der nun bey der obern Behörde herrscht. Denn dießmal wurden nicht mehr Klagen über Verunglimpfung der guten Absichten der Gesellschaft vernommen, sondern tröstliche Worte über den frischen Eifer der Jugendfreunde in ganz Frankreich, oder wenigstens in einem beträchtlichen Theile des Reichs; denn leider gibt es noch Gegenden, wo die Geistlichkeit und der alte Adel allen ihren Einfluß anwenden, um den Aufflug der neuen Geschlechter zu hemmen und den Fittichen des Zeitgeistes Bley anzuhängen. „Wir beabsichtigen nichts Geringeres," sagte der Herzog von Doudeauville in seiner Rede, „als alle unsere Mitbürger, ja alle Menschen lesen, schreiben und rechnen, und auch andere Sachen, wenn es möglich ist, zu lehren. Das ist unser einziges, unveränderliches Ziel; nie werden wir aufhören, darnach zu streben; nur werden wir dann und wann unsere Schritte beschleunigen oder hemmen, je nachdem die Hindernisse sind, die uns im Wege stehen werden. Wer über die Verbreitung der Aufklärung wie über ein Uebel seufzt, wer in der Unwissenheit die sicherste Beschützerin der Jugend erblickt, wer sich einbildet, er sey im Gewissen verpflichtet, zu glauben, daß die Vorsehung den Menschen mit dem Denkvermögen begabt hat, damit der größte Theil des menschlichen Geschlechts so wenig denke als möglich, der mag sich offenbar wider uns stellen; wer aber glaubt, daß der Unterricht etwas Gutes ist, daß derselbe dazu dient, die Ordnung im Staate aufrecht zu halten, den Menschen im Elende zu trösten, religiöse und moralische Gesinnungen zu befördern, der komme zu uns u. s. w." Solche Worte eines Staatsministers, welcher den Muth hatte, sich von Villèle und seinen Kollegen zu trennen, als diese Minister es zu arg trieben, sind eine große Aufmunterung für die Freunde des Jugend- und Volksunterrichts; sie werden daher auch wieder thätig in allen Gegenden. Drey Gesellschaften haben sich vereint, um einen Preis von 1500 Franken für die beste Schrift zu Gunsten der Freyheit des Unterrichtswesens auszusetzen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat einen Preis von 10.000 Franken für das beste Lesebuch in Volksschulen versprochen, und die Gesellschaft des Elementarunterrichts fährt fort, jährlich mehrere Preise für gute Volkskalender und faßliche Unterweisungen in wissenswürdigen Dingen auszutheilen. Kommt nun einmal eine gute Munizipalverfassung dazu, die wahrscheinlich nicht lange mehr ausbleiben wird, so müßte Frankreich wahrlich unter einem unglückseligen Gestirne stehen, wenn es nicht eins der vielversprechendsten Länder im großen gesellschaftlichen Kreise der Völker würde.

Dg.

Frankfurt a. M., August.

(Fortsetzung.)

Man bedauert allgemein, daß unsers Ries Meisterwerk, „die Räuberbraut," bis jezt in Jahresfrist erst zweymal gegeben worden. Die Kunstfreunde sind darüber sehr erzürnt und erzählen von mancherley Ursachen dieser Vernachlässigung einheimischer Kompositionen. — Zu etwas Ernsterem überzugehen, gedenke ich der nahen Aussicht auf Erscheinung der von unserm Rüppel zum Druck beförderten Beschreibung seiner Reise in Dongola, Kordofan und dem peträischen Arabien. Unter den verschiedenen Abtheilungen der Reisebeschreibung zeichnen sich diejenigen besonders aus, welche über den politischen und statistischen Zustand Dongola's, so wie über die alterthümlichen Reste auf verschiedenen, vor Rüppel von keinem europäischen Reisenden besuchten Punkten interessante Details geben. Der höchst anspruchslose, bescheidene Ton, worin R. das Resultat seiner Erfahrungen dem Lesepublikum mittheilt, gibt auch minder wichtigen Notizen einen gewissen Reiz und entwaffnet im Voraus die allzu scharf sichtende Kritik. Uebrigens enthält die Reisebeschreibung, neben der chronologischen Darstellung der verschiedenen Excursionen, nur den geographisch-statistischen Theil der Rüppelschen Beobachtungen, nebst interessanten Zügen in Betreff der Sitten und Gebräuche der Dongola bewohnenden Völkerschaften. Der naturhistorische Theil ist für eine künftige Bekanntmachung vorbehalten. — Für den 28. August, als Göthe's Geburtstag, werden mancherley Anstalten getroffen. Die Theaterdirektion will sich besonders hervorthun; ich werde berichten, wie es ihr gelingt. Der Liederkranz hat sich vorgenommen, den Festtag fröhlich und doch in würdigem Ernste zu begehen. Ob die Mitglieder des Göthe-Vereins, so nannten sich die Individuen, welche vor Jahren mit dem Plane zu einem Denkmal für den Dichter hervortraten, etwas thun werden, steht zu erwarten. Ich fürchte jedoch, sie versäumen die seltene Gelegenheit. Wie schön hätte sich eine Denkmünze auf den 80jährigen Greis erfinden lassen. Mittel haben wir genug, aber — mens agitat molem! — Im physikalischen Vereine wurden auch in der lezten Zeit mehrere viel Interesse darbietende Vorträge vernommen. So theilte der derzeitige Sekretär desselben, Handel, das Wesentlichste aus einer Schrift des k. bayerischen Geh. Hofraths von Nau mit, die von diesem der Gesellschaft war überschickt worden. Diese Schrift, betitelt: Notizen aus dem Gebiete der Physik für Artilleristen, ward durch die wichtigen Versuche veranlaßt, welche die angeordnete Artilleriekommission der Bundesfestung Mainz im verflossenen Sommer anstellte und die, wie Hr. v. Nau bemerkt, entscheidende Aufschlüsse über mehrere seither unerledigte Aufgaben der Artillerie ertheilten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. August 1829.

Gefühle tausendfacher Art bewegen
Sein Herz, so daß es zittert, matt und kalt;
Er eilt hinweg, bestürzt, und glaubt zugegen
Der Freundin blasse, leidende Gestalt.

Tasso.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Fortsetzung.)

Robert und sein Begleiter betraten jezt den tiefen Wald und drangen, den Spuren ihrer Feinde nachgehend, Anfangs mit möglichster Eile vor. Bald aber hemmte Mendowit seinen rastlosen Schritt und stellte Robert vor, daß die beyden Mohawks vielleicht Streifwachen eines größern Truppes seyen, und man Vorsicht anwenden müsse, um nicht unversehens in einen Hinterhalt zu fallen. Roberts Ungeduld hätte sich nie dieser Beschränkung gefügt, wenn er ein Mittel gewußt hätte, den Schritt Mendowits zu beschleunigen; so aber sah er sich genöthigt, seiner Weisung zu folgen. Vorsichtig durchzogen sie die alten Forste, in welche sich noch nie der Fuß eines Weißen gewagt haben mochte. Tiefe Stille ringsum, nur von Zeit zu Zeit durch den plötzlichen Schrey eines einsamen Vogels unterbrochen, oder von einem Rauschen im trocknen Laub; dann hielten die Wanderer plötzlich in athemlosem Schweigen, bis ein Hirsch, dem sie keine Kugel nachzusenden wagten, über ihren Pfad weg in das Dickicht gegenüber schoß. Während ihrer Wanderung lastete auf Robert ein unerträglich quälendes Gefühl, weit peinlicher, als wenn er gewußt hätte, daß Marie nicht mehr sey. Der Schmerz, welchen sie fühlen mußte, schwebten in so schreckhaften Bildern seinem Geiste vor, daß jeder Laut ihn aufzufordern schien, zu ihrer Rettung fortzueilen, und die beständigen Hindernisse, die ihre Schritte hemmten, erfüllten ihn mit einer Wuth, der er fast nicht Meister wurde. Seine Ungeduld erregte große Verwunderung bey Mendowit, welcher mit der größten Kaltblütigkeit die zum Einholen ihrer Feinde erforderliche Zeit und den Vorsprung, den sie gewonnen, berechnete. Dieß wäre ein Leichtes gewesen, wenn die Mohawks geradeaus gegangen wären. Allein sie hatten, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß sie verfolgt würden, mannigfache Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Oft waren sie gleich den Füchsen rückwärts gegangen, einandermal, den Lauf eines Baches verfolgend, lange in dem Wasser fortgewatet und hatten überhaupt ihre Fußstapfen so verwirrt, daß nur der Scharfsinn eines rothen Mannes sich zurecht finden konnte. Diese Vorsicht überzeugte Mendowit, daß keine bedeutende Anzahl Indianer in der Nähe sey, und am Morgen des vierten Tages kündigte er an, daß sie jezt nächstens Marie zu Gesicht bekommen würden. Sie nahten sich jezt den Gebirgen, und Mendowit schien sehnlichst zu wünschen, daß sie die Indianer noch einholen möchten, bevor sie die zu der Notch führende Schlucht erreichten. Durch die Fußstapfen überzeugten sie sich, daß Marie nicht mehr ging, wahrscheinlich nicht mehr gehen konnte. Robert zitterte und faßte krampfhaft seine Flinte, sein wirres Auge forschte ringsum, eine Bestätigung seiner Besorgnisse zu finden; doch selbst der Anblick ihres verstümmelten Körpers hätte die Angst seines Herzens nicht steigern können. Das Wetter, das, seit sie Dover verlassen hatten, ungewöhnlich trocken und warm gewesen, änderte sich nun plötzlich,

und es war, als haben sie eine andere Himmelsgegend betreten. Dichte, finstere Wolkenmassen umlagerten die Gebirge, umzogen bald den ganzen Horizont, und nächtliche Finsterniß hatte sie mit einem Mal umfangen; ein heftiger Wind erhob sich und tobte mit der Gewalt eines Orkans daher. Es brauchte keine starke Phantasie, um sich einzubilden, die alten Wälder stöhnten ahnungsvoll einem Schreckniß entgegen. Die Stämme der höchsten Bäume erzitterten, und ihre luftigen Häupter beugten sich zur Erde. „Wir müssen umkehren," sprach Mendowit, stille stehend, „wir holen sie nicht mehr ein. Den verborgenen Pfad Agiokotschuks darf Mendowit nicht betreten." — „Ihr müßt," entgegnete Robert ernst, den Grund seiner Zögerung mißverstehend, „aber Ihr braucht nicht zu fechten. Zeigt mir die Mohawks, und wären ihrer zweyhundert, ich will Marie erretten!" Ein lichter Blitzstrahl unterbrach ihn; die Berge, ihre hohen Häupter, die zum Himmel reichten, ihre gähnenden Abgründe, die ungeheuern Felsen, die hier in den Tiefen wurzelten, dort in den Räumen der Lüfte schwebten und auf die Häupter der tief unten Wandelnden herabzustürzen drohten, die schwarzen Baumkolossen, mit ihren Wurzeln und Fibern in die Risse der Abgründe geflochten, alles war auf einen Augenblick vom glänzendsten Lichte beleuchtet. Ein furchtbarer Donnerschlag folgte; sein Echo tönte erschütternd durch die bebenden Gebirge, und in Strömen stürzte der Regen nieder.

Umsonst versuchten sie in dem heftigen Sturm und Regen weiter zu kommen. Mendowit winkte nach der westlichen Seite des Bergs, an der sie standen, und begann hastig hinanzusteigen. Robert folgte; der Pfad war gefährlich und erforderte viele Vorsicht; allein der Indianer schien bekannt in der Gegend, und sie gelangten endlich in eine Art von Höhle an der Seite des Abgrundes. Der Sturm tobte fort; es war, als sey Luft, Feuer und Wasser losgelassen, die Erde in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die Blitze, die zu einem Feuermeere verschmolzen, das furchtbare Rollen des Donners, der Regen, der sich in Strömen aus den Wolken ergoß, das Heulen des Sturmes, der durch die Gebirgspässe tobte, das unaufhörliche Krachen der stürzenden Felsen und Bäume, alles vereinigte sich zu einem Auftritt von gräßlicher Erhabenheit, den die Seele fühlen, aber keine Feder beschreiben kann. In diesem Schiffbruch der Natur gedachte Robert nicht der eigenen Gefahr; sein einziger Gedanke war sein Weib. Bey jedem neuen Ausbruch des Sturmes seufzte er: „Guter Gott, wo ist jezt Marie?" bis seine Knie bebten und große Schweißtropfen auf seinem blassen Gesicht standen. Dann rannte er wieder nach der engen Oeffnung der Höhle mit gerungenen Händen, und schaute hinaus, ob der Sturm sich nicht lege, trat wieder in das hinterste Dunkel zurück und warf sich verzweiflungsvoll auf den feuchten Felsen nieder, schloß die Augen und suchte sich aller Gedanken zu entschlagen. So brachte er die Stunden bis nach Mitternacht hin, als sich, während der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, ein seltsames Geräusch hören ließ. Es war kein Schrey oder Ruf einer Menschenstimme, kein Geheul eines wilden Thieres, sondern ein tiefer, unheimlicher Ton, der gleich einer Warnung eines überirdischen Wesens dem Zuhörer durch Mark und Gebein drang. Robert fuhr auf; ein lichter Blitzstrahl zeigte ihm, daß auch Mendowit sich vom Boden aufgerichtet hatte; die Hände sanken ihm kraftlos an der Seite nieder, und sein Gesicht verrieth einen Grad von Schrecken, wie er bey einem rothen Manne selten ist. „Es ist die Stimme des Abamotscho!" sprach der Indianer in leisem, zitterndem Tone. „Ich habe sie schon einmal gehört. Er ruft nach einem Opfer!" — „Wo ist er?" fragte Robert, sein Schwert ziehend. „Es ist der Geist des finstern Landes!" entgegnete Mendowit und duckte sich furchtsam nieder. „Er herrscht über diese Gebirge; er schreitet im Sturme daher, und wen er sich ausersieht, kann dem Verderben nicht entrinnen." Roberts ganze Seele war bisher so sehr von Marie und ihrer Rettung erfüllt, daß kaum ein Gedanke an ein anderes menschliches Wesen in ihm aufstieg. Nun aber, da der schreckliche Laut ihn aufgeschreckt, erwachte sein Neugierde zu erfahren, was den Indianer so sehr bewege, und was es mit dem Agiokotschuk für eine Bewandniß habe. Nach einem tiefen Seufzer sprach Mendowit: „Diese Gebirge gehören dem bösen Geist Abamotscho. Er begünstigte von jeher die Mohawks, und bahnte ihnen einen Pfad, indem er das Gebirg spaltete, als sie vor den Pfeilen Tukenschosens, des großen Sachems der Massachusets flohen. Der böse Geist saß auf einem hohen Felsen, auf der höchsten Spitze des Gebirgs, und winkte den Mohawks vorüberzuziehen, indem er die Hand auf die Brust legte. Sie gehorchten und wurden gerettet; als aber Tukentschosen folgen wollte, streckte der Geist seinen Arm aus, und große Steinblöcke und Bäume rollten über die Krieger herab, daß alle, außer dem Anführer, zu Grunde gingen. Dieß geschah viele, viele Monate, ehe die weißen Männer ins Land kamen; aber keiner unserer Krieger wagte sich nach dem Agiokotschuk, um die Gebeine der Erschlagenen wegzubringen. Endlich ward mein Vater Sachem der Massachusets. Er war ein großer Häuptling; sein Stamm war zahlreicher als die Blätter in dem Sommerforst; tausend Krieger folgten ihm, und er sagte, er wolle die Gebeine seiner Väter zurückbringen. Er rief seine junge Mannschaft auf und nahm mich mit, auf daß ich die Pfade der Wälder kennen lernte. Ich war damals noch ein Kind, konnte noch keines Kriegers Bogen spannen; aber es ging ja nicht in den Kampf."

Er schwieg, und Robert merkte an dem Tone seiner Stimme, daß sich schmerzliche Erinnerungen aus frühen

Jahren seinem Geiste aufdrängten. Nach wenigen Augenblicken fuhr er fort: „Wir kamen an den Agiokotschuk. Der Sturm brüllte so laut, wie Ihr jezt hört, und in eben dieser Höhle brachte mein Vater mit mir die Nacht zu. Wir hörten die Stimme des Abamotscho. Am Morgen sahen wir ihn auf seinem Felsen sitzen. Er winkte uns mit dem Arme, daß wir gehen sollten. Ich sah es und zitterte; aber mein Vater wollte nicht gehen; er durchsuchte alles ringsum, allein die Gebeine unserer Väter waren verschwunden. Wir kehrten zu unserm Stamme zurück; aber der böse Geist hatte uns seinen Fluch nachgesandt. Eine Seuche raffte unsere junge Mannschaft hin; die Mohawks skalpirten unsere Greise und unsere Kinder, mein Vater fiel durch ihre Pfeile. Ich rächte seinen Tod, allein ich konnte den Untergang meiner Nation nicht abwenden. Drey Mal reiste ich an den Agiokotschuk, um den Abomotscho zu versöhnen; wir beteten zu dem Ketan, da wir zu Hause waren; es half nichts.“

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus der Lombardei vor hundert Jahren.

Je seltener die Politiker und Kannegießer werden, die in einer Zeit, für deren Repräsentant Ludwig XIV. gelten kann, und wo alles, von den Staatsformen bis auf das Kostüme, nach so majestätischem Zuschnitt war, Muster für das gegenwärtige Geschlecht suchen, desto wißbegieriger forscht man nach jenen Sitten, welche die jetzigen gebaren. Lassen wir zur Unterhaltung einige Bilder aus der eigentlichen guten alten Zeit an uns vorübergehen, aus jener Zeit, wo noch nicht die behagliche Wolkenperrücke dem philosophischen Haarbeutel und dem politischen Zopf Platz gemacht hatte, den lezten Früchten, welche jene Periode trug. Wir wissen aus Memoiren, was die Lombardei zu den Zeiten Eugens war, wir wissen ungefähr, was sie jezt ist; hören wir nun, was darüber ein französischer Offizier an eine Dame zu der Zeit schrieb, als Ludwigs XIV. Heere und die Oestreicher sich in Italien um die Frage stritten, wem die spanische Krone von rechtswegen gehöre.

* * *

Mailand, 5. Januar 1701.

Ich bin in einer Stadt, die dreyzehn Thore, zweymalhunderttausend Seelen und mehr denn dreytausend Kutschen hat. Sie würden sich sehr wundern und Ihr Kutscher noch mehr, wenn Sie hier Wagen in Menge anträfen, wovon kein einziger in Trott kommt, noch jemals in Trott gekommen ist. Sie schleichen im langsamen Schritt dahin. Obgleich die Straßen ziemlich enge sind, so macht doch dieses schöne Phlegma, daß alles ohne die geringste Verwirrung abläuft. Man macht Platz, man grüßt sich und rennt nicht gegen einander. Der Corso gewährt einen eben so ruhigen Anblick. Die mit Damen und Herrn gefüllten Kutschen stellen sich auf dem Domplatz, der Hauptkirche gegenüber, auf, und bleiben so fünf oder sechs Stunden beysammen, ohne daß sich eine rührt. Die galanten Herrn laufen zu Fuße herum und plaudern an den Kutschenschlägen mit den Frauenzimmern. Hierin besteht das große Vergnügen der vornehmen Welt, kurz, was man den Corso nennt.

Es gibt hier mehr denn zweyhundert Häuser, wovon das geringste eine Reihe von achtzehn bis zwanzig Zimmern, Zierrathen ohne Ende, ungeheuer lange Gemäldegallerien und ein Volk von Bedienten hat, die fast eben so müßig sind, wie ihre Herrn. Der oder die, die man besuchen will, befindet sich allezeit in dem allerlezten Kabinette. Nun rechnen Sie, Madame, wenn ich täglich nur zehn Besuche und bey jeder Thüre nur sechs Reverenzen mache, rechnen Sie, oder lassen es von einer Ihrer Damen ausrechnen, wie oft Ihr gehorsamster Diener den Tag über seinen Rücken beugen muß, wobey ich die Verbeugungen bey Hofe gar nicht in Anschlag bringe. Hof heißt man hier Folgendes: Herr und Frau von V., Statthalter und Statthalterin dieses Staats, wohnen in einem Pallaste, der, ohne Widerrede, weit größer ist, als das Palais royal. Des Abends werden zwey sehr große roth meublirte Zimmer, die an einander stoßen, stark erleuchtet. Das eine heißt das Zimmer des Thronhimmels, das andere das Bettzimmer. In der That sind auch der Thronhimmel und das Bette so prächtig, als nur Meublen der Art seyn können. In diesen beyden Gemächern, die von undenklichen Zeiten her der Langeweile des Ceremoniels geweiht sind, werden mit großer Sorgfalt alle Stühle, welche man nur auftreiben kann, in Ordnung gestellt. Sie sind einander alle gleich und stehen alle in geraden Linien, wie bey einer Predigt; es wird nur so viel Platz dazwischen gelassen, daß man zur Noth durchkommen kann. Gegen sechs Uhr fangen die Damen an sich einzustellen. Alle sind en corps, sehr gerade, sehr gezwungen, sehr geputzt. Die Frau Statthalterin erscheint, und das gibt dann jedesmal, wie natürlich, einen großen Aufstand. Es wird nun eine Parthie l'Hombre gespielt, worauf die Damen, deren nicht weniger als zwey- bis dreyhundert sind, Geduld genug haben, bis zehn Uhr auf Einem Fleck auszuhalten. Man gibt Chokolade, Thee, Kaffee, Gefrornes herum, und das heißt eine Conversazione. Ich vergaß einen schönen Umstand. Weil nur Ein Kamin vorhanden ist und die Zimmer ziemlich kalt sind, auch wegen des Ab- und Zugehens der Männer die Thüren beständig offen bleiben müssen, so hat jede Dame ihr Wärmkästchen. Die Damen von Stande, deren hier eine gar große Anzahl ist, gehen französisch, das gemeine Volk aber spanisch gekleidet. Ich werde die Ehre haben, Madame, Ihnen die Kirchen, die größtentheils bewunderungswürdige Denkmäler sind, und die Nonnenklöster zu beschrei-

ben, wo täglich die feinste Galanterie getrieben wird. Ein Gebrauch, der allen unsern jungen Frauenzimmern in Frankreich höchst mißfallen würde, ist, daß sich nicht Eine in ihrem väterlichen Hause befindet. Keine Mutter kann hier ihre Tochter zum Vorwand brauchen, um auf Bälle oder in Assembleen zu gehen. Die armen Kinder stecken alle im Kloster, bis man sie verheirathet.

* * *

Mailand, 11. Januar 1701.

So viel Verschiedenheit auch die Länder in gesellschaftlichen Verhältnissen, in Sitten und Manieren darbieten mögen, die Gewohnheit und der leidige platte Ton machen, daß man fast allenthalben Einerley thut und denkt. Indessen bin ich überzeugt, Madame, wer berechnen wollte oder könnte, wie vielerley Weisen, die freylich am Ende alle auf Eins hinauslaufen, die Menschen erfunden haben, sich lächerlich zu machen, dem würde es an Zahlen fehlen. Zum Exempel die Wärmkästchen. In Frankreich würden sie unausstehlich scheinen, und hier ist es die natürlichste Sache von der Welt, die man täglich sieht, ohne daß Jemand etwas dagegen einzuwenden hat. Alle Frauenzimmer führen sie und stellen sie unter ihre Kleider. Damen, welche die Pracht lieben, haben sie von Silber und tragen sie am Arme wie einen kleinen Koffer. Die elegantesten Frauenzimmer pflegen sogar wohlriechendes Räucherwerk in ihre Wärmkästchen zu werfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., August.

(Beschluß.)

Hr. v. Nau ward namentlich in den Stand gesezt, einige Versuche und Beobachtungen zu machen, die zunächst der Physik angehören. So nahm er z. B. wahr, daß der Einfluß feuchter Witterung auf das Pulver größer ist, als auf den Druck des geschossenen Projectils; daß großkörniges Pulver bey grobem Geschütz meistens nicht geringer als kleinkörniges wirkt, dieses aber bey kleinen Gewehren kräftiger, als großkörniges. „Dieß läßt vermuthen," bemerkt derselbe, „daß bey kleinen Ladungen die kleinen Körner in einem Moment aufgelöst werden, daß aber die größern Körner eine gewisse Zeit oder mehrere Momente zur völligen Entzündung bedürfen." In Betreff der Wirkung der Geschosse auf Körper, die sich in der Nähe der Fluglinie befinden, machte Hr. v. Nau ein vorzüglich interessantes Experiment. Er legte nämlich ein Huhn, 200 Schritte weit von der Kanone entfernt, gerade in die Fluglinie der Kugel, so daß diese noch nicht einen Fuß weit über dem Thier hinfuhr; das Huhn war angebunden. Ohne Schrey und Bewegung blieb es ruhig und war gesund, als man es losband. Ein anderes Huhn lag nur 18 Klafter von der Kanone mit 4 Fuß Seiten-Abweichung rechts; ein drittes Huhn lag in derselben Entfernung links in der Höhe des Kugelflugs. Beyde machten keine Bewegung beym Abfeuern der 24pfündigen Kugel, und waren munter und gesund beym Losbinden. Kein Glied war im Geringsten beschädigt, und nach dem Schlachten und Rupfen war nicht einmal ein blauer Fleck am Fleische zu sehen. „Wenn," bemerkt der Verf., „diese Beobachtung die Erfahrungen von Beschädigungen von Menschen keineswegs entkräftet, weil hier die weiche Federbedeckung und die geringere Reizbarkeit des Nervensystems von wesentlichem Einfluß seyn können, so bleibt es doch auffallend und schwer zu erklären, daß unter der unbeschädigten Fleischdecke des Menschen Knochen zerbrochen werden können durch den großen Druck der Luft, welcher durch die Bewegung einer Kugel hervorgebracht wird, ohne daß die Besinnungskraft verloren geht." — Unter den von unserm Physiker Bögner in der Zwischenzeit veranstalteten elektrischen Experimenten waren besonders diejenigen merkwürdig, welche die Wirksamkeit des elektrischen Funkens auf Metalle zu versinnlichen bezweckten. Er zeigte dabey, wie stärkere Drähte von Eisen oder Stahl durch das Durchgehen dieses Funkens magnetisch werden und Polarität erhalten, und bemerkte, daß bereits ältere Physiker, z. B. William Gilbert in seinem Werke de Magnete, London 1600, so wie neuerdings Hr. v. Yelin in München die Identität des Mineral-Magnetismus mit der Elektrizität darzuthun gesucht hätten. Höchst auffallend, sagte der Redner, sey es, daß man früher schon den Zusammenhang dieser beyden Kräfte geahnet habe, welcher durch die neuesten Versuche über Elektro-Magnetismus bewiesen worden sey. Er äußerte dabey die Vermuthung, daß sämmtliche Imponderabilien das Ausstrahlen einer und derselben Grundkraft seyen, die Thales von Milet 600 Jahre vor Ch. Geb. die Weltseele genannt habe; eine Idee, die in den neuern Systemen der Philosophie mehr oder weniger ausgeführt worden ist. — Ungeachtet der gesegneten Erndte, die uns eben keine Theurung befürchten läßt, scheint die Erzielung wohlfeiler Nahrungsstoffe immer mehr das Erfindungsvermögen der Chemiker zu beschäftigen. Ich berichtete zur Zeit über die Erfindungen des Hrn. Professor Strauß in Aschaffenburg. Seitdem wurde aber noch, ebenfalls im physikalischen Vereine, ein Vortrag über Darcets Verfahrungsweise, die Gallerte aus den Knochen zu gewinnen, vernommen. Dabey wurde zugleich das Modell einer Maschine vorgezeigt, mittelst deren man durch Dampfkochung diese Gallerte gänzlich aus den Knochen zieht, um sie als trockene Bouillontafeln zur Nahrung anzuwenden. — Unsers Mitbürgers, des Hauptmann Busch, holzersparende Stubenöfen haben sich nunmehr auch in den Niederlanden eines wohlverdienten Beyfalls zu erfreuen. Der Erfinder hat dem physikalischen Vereine ein darüber an ihn eingegangenes Schreiben des k. niederländischen Obristlieutenants von der Artillerie, Kellner, mitgetheilt, worin von den Resultaten derjenigen Versuche sehr ausführlich die Rede ist, die derselbe zu Delft mit einem solchen Ofen anstellte. — Die Berichte über die Resultate der in vielen Gegenden Deutschlands und der Schweiz am 17. Juli angestellten 24stündigen meteorologischen Beobachtungen sind zwar bereits dem physikalischen Vereine zugesandt worden; allein die Berechnungen konnten seither noch nicht vollendet werden. Ich behalte mir demnach vor, in einem folgenden Berichte das Interessanteste darüber mitzutheilen. — Unter den auch in statistischer Hinsicht sehr wichtigen Arbeiten, denen sich der Verein unterzogen hat, verdient die Ermittelung des Verhältnisses erwähnt zu werden, worin während der lezten 50 Jahre hier in Frankfurt die Sterblichkeit zu den Geburten stand. Bekanntlich hat während dieses Zeitraumes die Stadt in klimatischer Hinsicht eine große Verbesserung erfahren, da die Ausfüllung der Stadtgräben, die Abtragung der Wälle, die Anlage von Promenaden ꝛc. in diese Periode fallen. Die Ergebnisse jener Arbeit dürften demnach in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig seyn und zu höchst interessanten Schlüssen Veranlassung geben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. August 1829.

— Wenn der Himmel
Den treuen Wunsch erhört, so müsse dir
Der Abend deiner Tage lieblich seyn
Und stillerquickend, wie die schönste Abendröthe.

Herder.

An Goethe.

Zur achtzigsten Feyer seines Geburtstags.

Melodie: „Mich ergreift ich weiß nicht wie ꝛc.“

Drey Gefühle wünschen wir
Dir am heut'gen Tage,
Hoher Greis, auf daß Du Dich
Freuest ohne Klage;
Daß Dich aus der Gegenwart
Dichterfittig trage,
Zukunft wie Vergangenheit
Um Dich Flammen schlage:

Fasse Dich das Hochgefühl
Deiner ersten Lieder,
Komme jener Frühlingsgeist
Wehend auf Dich nieder,
Leucht' aus Wang' und Stirn' und Blick
Dir noch einmal wieder,
Und zum Himmel hebe Dich
Nachtigallgefieder!

Fühle dann, was Du empfandst,
Als die Herzen brannten,
Tausend Lippen Dich zuerst
Deutschlands Dichter nannten;
Als die besten Geister Dich
Immer mehr erkannten,
Und die Scheelsucht und den Haß
In die Tiefe bannten.

Endlich ahne, was man fühlt,
Wenn man einst Dich schauet,
Wenn Dein Ruhm am Horizont
Fern, doch mächtig, blauet;
Wenn der Thurm von Babel stürzt,
Dran man jetzo bauet,
Und vor Deinem frischen Werk
Junges steht ergrauet.

Alles das, beglückter Greis,
Fühl' es heut', o fühle!
Dann laß lind umhauchen Dich
Lebensabendkühle.
Ob auch Lethe's stille Fluth
Nah' und näher spüle,
Rauben kann sie Dir doch nicht
Diese drey Gefühle!

Gustav Schwab.

Bilder aus der Lombardey vor hundert Jahren.

Mailand, 4ten Februar 1701.

Ich bin zwey Mal auf dem Ball gewesen, Madame, und will mich bemühen, denselben so gut als möglich zu beschreiben. Denken Sie sich einen ungeheuren Saal, mit fünf- bis sechshundert Frauenzimmern, worunter nicht eine ist, die sich für häßlich hält oder älter als zwanzig Jahre seyn will. Jedes Gesicht trägt wenigstens eilf Schönpflästerchen von allerhand Größen. Die meisten stellen Figuren aus dem Thierkreise, Sterne, Sonnen, Blumen und halbe Monde vor. Die Kleider glänzen von Gold und Edelsteinen, und das Ganze gibt einen ziemlich prachtvollen Anblick. Die Damen, die tanzen, stehen in der ersten Reihe, die andern und die Männer, die nicht tanzen, in der zweyten. Es ist hier nicht gebräuchlich, mit dem Frauenzimmer, mit dem man schon getanzt hat, noch einmal zu tanzen, sondern mitten im Ballsaal spaziert ein Ceremonienmeister mit dem größten Phlegma von der Welt herum und macht, mit dem Stab in der Hand, eine Verbeugung gegen den Herrn und gegen die Dame, die nach seinem Willen mit einander tanzen sollen.

Der Lieblingstanz ist eine Courante von vier-und-zwanzigen, die ich vielleicht nur schwer werde deutlich beschreiben können. Der Herr mit dem Stock macht seine Reverenz vor zwölf Damen und eben so viel Herrn; er zeigt mit dem Finger jedem Herrn die Dame, die er nehmen soll. Sie fangen nun zwey und zwey, wie in Prozession, zu marschiren an; so macht man drey Mal die Runde im Saal, wobey dem Herrn frey steht, sich nach seiner Dame zu neigen und ihr ins Ohr zu flüstern. Sobald der Umgang geendet ist, fängt die Courante an. Die zwölf Herrn tanzen mit den zwölf Damen, und durch einen Mischmasch von Figuren kommt jeder zuletzt wieder zu seinem Frauenzimmer. Dieser Tanz, der über eine starke Viertelstunde dauert, schließt mit dem Umgange, mit dem er angefangen hat.

Die hiesigen Damen halten beym Tanzen die Hände vorne ohngefähr einen Finger breit von einander entfernt; mit dem Daumen und dem Zeigfinger fassen sie das Kleid und heben es ein wenig auf, und mit den übrigen drey Fingern bilden sie eine Art von Fächer. Weiße Handschuhe sind nicht gebräuchlich; es gibt Hände, die sie in sechs Wochen nicht gewechselt haben.

* * *

Mantua, 9ten April 1701.

Der gestrige Tag, Madame, war ein großer Tag für die Sache des Königs *) in Italien. Ich zog mit 6000 Mann in Mantua ein und hatte meine erste Audienz beym Herzog. Er empfing mich mit einem Degen unter dem Arm, der ohngefähr achthalb Schuh lang war. Ihre ganze Toilette, nur Ihr Spiegel nicht, hätte Platz in dem Stichblatte dieses Degens gehabt, worin seine Handschuhe, ein Schnupftuch, verschiedene Dosen, kurz ein ganzer Kram lag. Unter dem Arm trug er einen kleinen grauen Hut, mit einer langen schwarzen Feder. Uebrigens ist er der beste, artigste und zuvorkommendste Prinz von der Welt. Die Herzogin ist eine sehr artige und gnädige Dame, aber sie hat die allerälteste und allerabscheulichste Ehrendame, die man sich nur denken kann. Dieses Mütterchen ist achtzig Jahr alt, und ihr Gesicht hundert. Es ist ein wandelndes Gerippe, das sich, was Sie kaum glauben werden, noch einfallen läßt, zu kokettiren. Sie ist in Haaren aufgesezt, die, wie Sie leicht denken können, nicht ihr angehören, die sie aber sorgfältig mit Gummi auf die runzlichste aller Stirnen klebt, die je meine Augen kränkten. Sie geht halb französisch, halb spanisch gekleidet, und ist in einer Tracht so lächerlich wie in der andern. Es befanden sich in dem Gefolge der Herzogin noch gegen dreyßig andere Frauenzimmer, die ein bischen besser angezogen und minder abstoßend waren; aber ich kann mich noch immer nicht an die Schönpflästerchen gewöhnen, womit ihre Gesichter besäet sind. Diese unglaublichen Schönpflästerchen stellen ganze Jagden, Kutschen und Bäume vor. Ich bemerkte unter andern ein ziemlich hübsches Frauenzimmer, das à la grande manière aufgesezt war; sie hatte deren nur zwey aufgelegt, eins an der linken Seite der Nase, in Gestalt eines Herzens, und das andere am Augenwinkel, in Form eines Pfeils. Man gab mir hier das größte und wunderbarste Souper, das ich jemals zu mir genommen. Ich fand Coriander in einer Suppe und Chokolade in einem gebratenen Huhne.

* * *

Castiglione, 13ten April 1701.

Ich bin noch einmal in Mantua gewesen, Madame, und da gings anders zu als das erste Mal. Der Herzog kam uns entgegen; er ritt einen Isabellen und hatte vier-und-zwanzig Läufer um sich. Er trug ein braunes Wams, mit stählernen Olivenknöpfen, so groß wie kleine Eyer, einen grauen Hut mit einem Knopf von derselben Art, eine große schwarze Hutfeder rings herum, eine blonde Perrücke, kürzer noch als die Perrücke eines reformirten Predigers, und hirschlederne Handschuhe, die fast bis an den Ellbogen reichten. Was mir aber besonders in die Augen fiel, und was sogar die Ernsthaftigkeit des Marschalls von . . . auf eine harte Probe zu stellen schien, war die Art, wie der Prinz sich mit Pistolen versehen hatte. In jeder Halfter staken drey, und weil er niemals ausreitet, ohne zwey Halftern an jeder Seite zu

*) Ludwigs des Vierzehnten.

führen, so betrug ihre Anzahl ein volles Dutzend. Seinen Aufzug bey Seite gesezt, ist es ein Fürst von vielem Verstande. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr er dem Monarchen ergeben ist, dessen Unterthan zu seyn ich stolz bin. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er, indem er mich so herzlich umarmte, daß es mich bis ins Innerste rührte, er habe auf Niemanden in der Welt Vertrauen, als auf den König und die heilige Jungfrau. Ich konnte mich über diese Theilung nicht beklagen.

* * *

Den 1sten Mai 1701.

Seine Heiligkeit, Madame, hat seine Reiterey, die zehn oder zwölf Stunden von hier liegt, gemustert. Die meisten Befehlshaber haben die Tonsur, und tragen statt der Halsbinde den Ueberschlag. Sie haben alte lederne Koller, die noch aus den lezten italienischen Kriegen herstammen mögen. An diesen Kollern hängt ein ungeheuer langer spanischer Degen. Die Pferde dieser Herrn sind an Mähne und Schweif mit Bandschleifen von verschiedenen Farben gezierd. Die Schärpen der Offiziers sind mit kreuzweis gelegten silbernen Schlüsseln, mit Bischofsmützen und Bischofsstäben gestickt. Da der Pabst seine alten, treuen Truppen der Gefahr des Kriegs nicht aussezen wollte, ohne zu wissen, ob es auch mit ihrem freyen Willen geschehe, so ließ er ihnen in seinem Namen bekannt machen, daß diejenigen, die Abscheu vor dem Todschlag hätten, nicht zu marschiren brauchten, sondern daß Se. Heiligkeit sie auf halbem Sold bey sich behalten wolle. Von 800 Reitern, denen man diesen Vorschlag that, entschlossen sich kaum 100 in den Krieg zu gehen, die übrigen wollten lieber Menschlichkeit üben und in der Residenz bleiben.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Fortsezung.)

Mendowit schwieg wieder, und Robert, der mit gespannter Aufmerksamkeit die Erzählung angehört hatte, fragte, wo die Ueberreste seines Stammes wohnten. „Junger Mann," erwiederte Mendowit, mit schwermüthiger, aber majestätischer Miene sich erhebend, während der Blitz seine hohe Gestalt und die grauen Locken beleuchtete, „junger Mann, einst führte ich ein Heer, zahlreicher als die Bäume des Forstes dort. Ich war Häuptling einer mächtigen Nation, jezt wohnt Mendowit allein. Ich bin der lezte meines Stammes!" Er schwieg und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Roberts Leben war mühevoll, aber glücklich gewesen; sein Sinn war heiter und leicht und selten hatte seine Einbildungskraft auf den dunkleren Schatten des menschlichen Lebens verweilt. Ihm, dem lebensfrohen Jünglinge, war es, als sey die Erde nur für das Glück des Menschen geschaffen, als könne sein Daseyn nie ein Ende nehmen. Seit wenigen Stunden erst hatte er harte Lehren über die Eitelkeit und den Unbestand aller Dinge dieser Welt erhalten. Da draußen raste der zerstörende Sturm und zermalmte die Werke der Natur, und hier saß Mendowit, ein Bild des tiefsten Jammers. Robert sezte sich nieder, und während das Bild des wechselnden menschlichen Geschickes so lebendig und düster vor seiner Seele aufstieg und der Gedanke an das eigene Elend sich damit verschmolz, entstürzte ein Thränenstrom seinen Augen. Es waren nicht Thränen selbstischen Kummers; er weinte über das Elend, dem der Sterbliche anheimfällt, und unmerklich ging sein Geist auf die Uebertretungen über, die solche Strafen nothwendig machen. Nie hatte er ein so demüthiges Gebet zu dem Allmächtigen geschickt, der allein zu dem Traurigen sagen kann: „Friede sey mit dir!" und zu dem Sturme: „Verstumme!" Eine süße Ruhe senkte sich endlich in Roberts Gemüth, das Bewußtseyn, daß Alles sich zum Besten kehren werde, und er sank in einen tiefen Schlaf, aus dem er von Mendowit geweckt werden mußte.

Es war früh am Morgen; der Sturm hatte ausgetobt und sie eilten aus der Höhle, sich umzusehen. Ein dichter Dunst stieg wie Rauch von den triefenden Wäldern und dem nassen Erdreich unter ihnen und um sie her auf, und verbarg größtentheils die Verheerungen, welche der Sturm angerichtet hatte. Die Wolken trieben langsam an den Seiten des Gebirges hin, immer noch die hohen Gipfel verhüllend; aber sie trugen nicht mehr die drohenden Farben der verflossenen Nacht; sie hatten sich entleert und ihre leichteren Falten wickelten sich allmählig vor der steigenden Morgensonne auseinander. Der Wind hatte sich völlig gelegt und kein Laut, als das feyerliche, eintönige Brausen eines fernen Wasserfalls unterbrach die Stille der Natur. Robert verglich die tiefe Ruhe umher mit dem wilden Aufruhr der Elemente, dessen Zeuge er erst noch gewesen, da rührte ihm Mendowit an die Schulter. Er blickte um sich und sah das verzerrte Gesicht des Indianers auf ein hohes Gebirg gerichtet, das sich in weiter Entfernung vor ihnen erhob. Auf seinem Gipfel lag eine schwarze Wolke, und eben der Anblick dieser Wolke war es, was Mendowit so sehr entsezte. „Das ist Abamotscho!" sprach er mit gedämpfter, hohler Stimme, und wirklich gehörte nur wenig Einbildungskraft dazu, um eine menschliche Gestalt von gigantischen Verhältnissen darin zu erkennen. Das finstere Gesicht, gegen eine Wolke von lichterer Farbe gekehrt, ward von der Seite gesehen, eine Verlängerung, die für einen Arm gelten konnte, streckte sich weit hin, und dann fiel eine unförmliche Masse, die der Indianer ein Gewand nennen mochte, herab auf das Gebirge. „Euer böser Geist," sagte Robert

halb lachend, indem er bald seinen Führer, bald die Wolke betrachtete, „hat, wie mir däucht, eine gar große, häßliche Nase.“ — „Still!“ unterbrach ihn Mendowit; der Theil, welcher den Arm des Geistes bildete, begann sich langsam nach der Hauptmasse der Wolke zu bewegen und ihr auf eine Art sich einzuverleiben, daß man dem Indianer wohl verzeihen konnte, wenn er glaubte, Abamotscho habe seine Hände über der Brust gefaltet. Mendowit hielt während der Bewegung der Wolke den Athem an, und der tiefe Athemzug, nach welchem er lebhaft ausrief: „Abamotscho ist versöhnt! wir können ungehindert weiter!“ glich dem eines ertrinkenden Mannes, wenn er sich wieder über das Wasser emporgerungen hat.

Nachdem sie eilig Erfrischungen zu sich genommen, stiegen sie den Waldpaß hinan. Der Sturm hatte alle Spuren der Mohawks verwischt; allein es gab keinen andern Pfad, als diesen; wer einmal den Engpaß betreten hatte, mußte ihn verfolgen. Jezt erst gewahrte Robert die Verheerungen des Sturms. Ihr Weg wurde sehr beschwerlich durch umgerissene Bäume, herabgestürzte Felsstücke, tiefe Wasserlöcher, rauschende Cascaden, die aus den Seiten des Gebirgs hervorschossen und den Sako schwellten, bis sein trübes Gewässer beynahe das ganze Thal überfluthete. Mehr denn eine Stunde waren sie still und vorsichtig fortgeschritten, als Mendowit plötzlich anhielt und Robert zuflüsterte: „Ich rieche Rauch von einem Feuer.“ Zugleich ließ er sich auf Hände und Knie nieder und kroch so sachte vorwärts, als die Katze, wenn sie ihre Beute umschleicht. Wenige Ruthen vor ihnen lag ein ungeheurer, von dem lezten Sturm entwurzelter Baum; hinter diesem versteckt, richtete sich Mendowit halb auf und überblickte durch die Zwischenräume der Wurzeln das Thal. Sogleich gab er Robert ein Zeichen, herbeyzukommen. Dieser kroch gleich seinem Führer vor und erblickte in geringer Entfernung vor sich — Marie. Sie saß mit den beyden Mohawks unter einem abschüssigen Felsen, dessen Ueberhang ihr einziger Schutz gegen den Sturm gewesen war. Die Indianer hatten ein Feuer angezündet und theilten sich so eben in ihr rohes Mahl. Sie waren mit dem Rücken Robert, mit dem Gesichte der Gefangenen zugekehrt, die, in Häute gehüllt, sich an ein Felsstück lehnte. Eben als Robert hinblickte, reichte einer der Mohawks ihr einige Speise hin. Sie enthüllte ihr Haupt und lehnte mit einer Bewegung der Hand den Bissen ab. Ihre Wange war so bleich und ihr Gesicht so eingefallen, daß Robert meynte, sie müsse jezt vor seinen Augen verscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs August.

In den zwey Monaten seit meinem lezten Berichte hat sich in unserer freundlichen Stadt wenig zugetragen, das von Interesse für Ihr Blatt seyn könnte. So wie der Frühling unsere Hügel und Fluren wieder in Grün kleidet, erfreuen wir uns auch des Besuchs zahlreicher Fremden, und auch in diesem Jahre hat diese in vieler Hinsicht für uns wohlthuende Erscheinung nicht gefehlt. Gleichsam eine neue Generation zeigt sich dann auf Spaziergängen, in den Sälen der Kunstsammlungen und im Theater. Am Spätabende waren die Besuche auf der Brühlschen Terrasse äußerst glänzend; ein Corso für Spaziergänger, wie er reizender wohl kaum irgendwo angetroffen werden kann. Alles drängte sich und wogte, alle Plätze der Restaurationen waren doppelt und dreyfach besezt, und die rauschende Musik übertönte kaum das heitere Geschwäz der Versammlung. Kam nun der milde Glanz einer schönen Mondscheinnacht hinzu, so war bey dem Dufte der reichblühenden Lindengänge das Ganze noch zauberischer, und man fand selbst in der spätern Mitternachtstunde noch fröhlich Wandelnde an dem hohen Ufer der sanft dahinströmenden Elbe. In den Morgenstunden pflegen dann wohl die Fremden sich auch in der Struveschen Brunnenanstalt einzufinden, welche auch in diesem Jahre zahlreiche Besucher zählt und wobey der unermüdet wissenschaftlich fortwirkende Besitzer keine Anstrengung scheut, sie der Vollkommenheit immer mehr entgegenzuführen.

Die Bühne war eine Zeitlang wegen des Ablebens der Königin von Spanien, einer sächsischen Prinzessin, geschlossen; dann begannen am 5. Juni die gewöhnlichen Sommervorstellungen auf dem Theater am Linkschen Bade, das noch immer in seiner äußern Flickform und Gebrechlichkeit dasteht, wo uns aber bis jezt manche sehr gelungene Leistungen erfreuten.

Die Kraftspiele eines Herrn Theodorovich, der sich zweymal zeigte und allerdings durch Sicherheit, Athletengewandtheit und Herkulesstärke in Staunen sezte, mögen gleich neben den „Berggeist“ gestellt werden, der zu unsäglicher Freude der Gallerien, aller Kinder und an Kinderspielen sich Ergözenden bereits dreymal bey übersülltem Hause wiederholt ward. Zu läugnen ist aber auch nicht, daß Meaubert als Mißmuth darin die ganze Fülle seiner guten Laune entfaltet.

Nach dem Abgange der Sgna. Palazzesi ist eine Sgna. Micciacelli Striscia zuerst als Semiramide aufgetreten. Unter andern sind auch eine Riesin und ein Mädchen ohne Füße aus Frankreich hier zu sehen gewesen, welche beyde keinen großen Beyfall gefunden haben. Desto allgemeiner und reichlicher zollt man ihn aber der malerischen Zimmerreise von Enslin, die seit drey Wochen hier aufgestellt ist, und in der That verdient sie ihn auch in hohem Grade. Es dürfte sich kaum etwas Wahreres aufstellen lassen, als diese kleinen panoramischen Gemälde, und dabey sind sie nicht nur anziehend gewählt, sondern auch sehr fleißig gearbeitet. Besonders ziehen die Prospekte von Venedig, Rom und Pompeji an; doch gefallen auch Wien und Padua. Dem Vernehmen nach ist der talentvolle Künstler eben jezt mit neuen Ansichten vom Prater bey Wien und der Gräberstraße von Pompeji beschäftigt, welche neues Interesse erwecken werden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. August 1829.

— Der geschmetterte Wald dampft!
Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Klopstock.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Beschluß.)

Roberts Herz pochte, das Blut stieg ihm zu Kopf und seine Augen rollten umher, um einen Vortheil zu erschauen, bevor er sich auf seine Feinde stürzte. In diesem Augenblick erhoben die Mohawks ein schreckliches Geschrey, sprangen auf und rannten auf ihn zu. Er erhob seine Flinte, aber Mendowit ergriff ihn an der Schulter, warf ihn zurück und rief zu gleicher Zeit: „der Berg! der Berg.“ Robert blickte auf und sah die furchtbaren, mehr denn tausend Fuß hohen Bergwände in rollender Bewegung. Zunächst dem höchsten Gipfel, demselben, auf welchem Abamotscho gesessen, hatte sich durch die heftigen Regengüsse die Erde abgelöst. Ein unbedeutender Anstoß, vielleicht das plötzliche Hervorbrechen einer Quelle am Berg, hatte die Masse in Bewegung gesezt. Je weiter sie herabkam, desto schneller, furchtbarer schoß sie dahin, die ältesten Bäume entwurzelnd, die größten Felsen zertrümmernd, und riß alles mit einer Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort, die keine menschliche Schranke hemmen, der keine irdische Macht widerstehen konnte.

Ein Blick sagte Robert, daß Marie verloren, daß keine Rettung denkbar sey. „Aber ich will sterben mit ihr! Marie, meine theuerste Marie!“ rief er, auf sie zustürzend. Sie enthüllte ihr Haupt, machte eine Bewegung aufzustehen, rief: „Robert!“ und lag in seinen Armen. — „O Marie! müssen wir sterben?“ — „Wir müssen! wir müssen!“ sagte sie, voll Entsetzen auf das rollende Gebirge starrend. „Warum, warum kamst Du?“ Er antwortete nicht, sondern drückte sie, an den Felsen gelehnt, fester an die Brust, während sie, den Arm um seinen Nacken geschlungen, in einen Strom von Thränen ausbrach, und ihr Haupt an seinen Busen lehnend, schluchzte, wie ein Kind. Er neigte sein Gesicht auf ihre kalte, nasse Wange und flehte um Erbarmen zu Gott. In diesem furchtbaren Augenblicke durchbebte die Herzen der Liebenden ein Gefühl wilder Freude bey dem Gedanken, daß sie nimmer getrennt werden sollten. Der Bergsturz kam näher; das ganze Gebirg zitterte, und der Boden dröhnte wie bey einem Erdbeben. Ein Staub- und Steinregen verdunkelte die Luft, wie ein Wirbelwind fuhr es an ihnen vorüber, das Krachen und Brausen war schrecklicher als der lauteste Donner. Es mochte eine, es mochten zwanzig Minuten vergangen seyn — denn für die Liebenden gab es keine Zeit — da schaute endlich Robert in der Todtenstille, welche dem Aufruhr folgte, um sich und sah, daß der zerstörende Sturm vorüber war. Er war vorüber und hatte das Thal, weiter als das Auge reichte, mit Trümmern bedeckt. Granitmassen, ganze Wälder hatten sich mit dem Schutt des Gebirges ringsum hoch aufgehäuft, das Bett des Sako überschüttet, und der Zug des Bergsturzes bot ein furchtbares Schauspiel dar. Blos ein kleines Plätzchen war verschont, und hier standen unversehrt, geschirmt von *seiner* Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, in inniger Um-

armung Robert und Marie, neben ihnen Mendowit, der krampfhaft seine Flinte haltend, wie ein Rasender um sich schaute. Unwillkührlich war er Robert nachgeeilt und so dem Tode entronnen. Die Mohawks lagen ohne Zweifel in dem Bergfall begraben, denn sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Die Männer machten für Marie eine Sänfte, sie trugen sie darauf bey Tag und Roberts Brust schirmte sie bey Nacht, bis sie Dover erreichten.

Robert und Marie lebten lange und glücklich an den Ufern des Cochecho. Bey allen späteren Angriffen der Indianer auf Dover, blieben sie unangefochten, und ihre innige Zärtlichkeit, welche selbst das hohe Alter nicht schwächte, schrieb man oft den Gefahren zu, welche sie mit einander bestanden hatten. Mendowit hielt sich für seinen Antheil an dem Abenteuer reichlich belohnt. Außer einem gezogenen Gewehr, Pulver und einem Messer, besaß er die beyden Flinten der Mohawks, die er als Trophäen nach Dover gebracht hatte. Bis an das Ende seiner Tage erfreute er sich der Freundschaft und des Schutzes von Robert und Marie, und als er in jenen lezten kalten Schlummer fiel, der früher oder später die Augen aller schließt, welche unter der Sonne wohnen, ließen sie ihn mit Ehren zur Erde bestatten, und ihre Thränen fielen bey dem Andenken an seine Freundschaft.

Bilder aus der Lombardei vor hundert Jahren.

Im Lager zu Rigale, 30sten Mai 1701.

Sie glauben vielleicht, Madame, weil wir im Felde sind, bekommen wir keine Frauenzimmer zu sehen; aber ich bitte um Vergebung, wir haben welche gesehen, und zwar Frauenzimmer, die sich so sehr durch ihre Geburt als ihr Aeußeres auszeichnen. Die Herrn von B..., L..., G..., und andere schrieben mir von Verona, und fragten an, ob ihre Damen und sie im Lager willkommen seyn würden und ob sie Mittags meine Gäste seyn könnten. So süße Worte erwiederte ich mit noch süßeren, und den andern Morgen langten vier sechsspännige Kutschen mit Damen, einige von ihren Männern in leichten Chaisen, viele Stutzer zu Pferde und in den Schlägen, bey unsern Vorposten an, wo der Prinz von B. sie bewillkommen und ins Lager bringen ließ. Nachdem alles wohl in Augenschein genommen war, fand sich, daß die Gräfin von B... und die Marquisin von L..., sich den Apfel streitig machten. Die eine trug ein Kleid mit allen Arten von Blumen auf weißem Grund, und ein kurzes Ueberkleid nach venetianischer Mode; sie war in Haaren aufgesezt, die mit Edelsteinen besäet waren. Sie hielt nachläßig ein Rohr in der Hand, dessen Band ebenfalls mit Diamanten von der größten Schönheit besezt war; sie hatte kein Roth aufgelegt; die schönste Haut, die man sehen kann, machte dieß überflüßig. Die Marquisin war weit reicher, aber mit nicht mehr Geschmack gekleidet. Sie trug eine Schärpe; an ihren Ohren hingen große Perlen, und sie war en battant l'œil koeffirt. Dieses Negligé, das übrigens große Toilettenarbeit und das ganze Studium der Koketterie verrieth, stand ihr zum Entzücken. Keine einzige Dame sprach französisch, aber sie verstanden es fast alle. Was die Männer, Leute von sehr gewöhnlichem Schlag betrifft, so waren wir der Meynung, sie könnten nichts Gescheidteres thun, als entweder ihre Weiber weniger zeigen, oder mit ihrer eigenen Person weniger freygebig seyn. Unsere jungen Obristen, für die es ein großer Tag war, füllten unsere Zimmer und Zelte; aber nach dem Diner drohte unsere Unterhaltung völlig ins Stocken zu gerathen, was mir und der Gesellschaft gleich lästig war. Zum Glück versicherte einer der jungen Herrn in dem Gefolge unserer Schönen, daß sie sängen. Ich ergriff diese Gelegenheit, mich des Sprechens überheben zu können, mit beyden Händen, und sie sangen nun mit dem größten Anstand und den schönsten Stimmen von der Welt, so viel und so oft als wir wollten. Kaum war das Singen vorüber, so drohte die Langeweile von Neuem einzubrechen, allein ich zog mich dadurch aus dem Handel, daß ich einen Tanz vorschlug. Sie können nicht glauben, Madame, wie sehr man mir für dieses Auskunftsmittel Dank wußte. Kein Tanz blieb unversucht, Menuet, deutsch, venetianisch, Bauerntänze, und alles wurde mit einer Richtigkeit, einer Leichtigkeit, einer Lustigkeit ausgeführt, daß ich entzückt war. In meinem Leben habe ich keine bessern Tänzerinnen gesehen. Beym ersten Violinenstrich schienen sie sich zu verwandeln; auf jedem Gesichte war die Trunkenheit der Freude zu lesen. Sie waren ganz Feuer, ganz Leben; man hörte sein eigen Wort nicht. Ich lachte von Grund des Herzens darüber und fand es weit bequemer zu lachen als zu sprechen. Nach dem Tanz besahen sie das Lager, und nach dem Spaziergang schickten wir sie recht befriedigt, recht munter und lustig heim. Ich glaube, ohne die Männer, die finstere Gesichter zu machen und die Nothwendigkeit eines schleunigen Aufbruchs zu fühlen anfingen, wären sie noch bey uns, so wenig hatten unsere kriegerischen Manieren sie eingeschüchtert.

* * *

Mantua 27ten November 1701.

Vor einigen Tagen, Madame, führte mich mein Dienst zu dem Fürsten von B... Seine Staaten sind ungefähr, was man ein großes Landgut nennt; sein Schloß gleicht dem Wohnsitz eines reichen Edelmanns in der Provinz. Der Oberthürsteher, den man an dem Eingange sieht, ist ein Bär, unter der Aufsicht eines alten Mohren mit

einem eisgrauen Kopf. Da man meine Ankunft wußte und mich für einen Mann von größerer Wichtigkeit hielt, als ich bin, so waren alle Bediente auf den Beinen.

Zuerst sah ich sechs Schweizer in der Livree, die mich mit Hellebarden durch einen Hof begleiteten, der kein Ende nahm. Am Fuß einer Treppe, die in eine Art von Vorhof führte, machte mir der erste Kammerdiener einen so gewaltigen und langen Bückling, daß ich die Treppe schon hinauf war, ehe er sich wieder in die Höhe gerichtet hatte. Ich trat nunmehr in den ersten, oder den sogenannten Gardesaal. In der That waren hier auch wenigstens zwey Dutzend Gardisten beysammen; sie standen da mit geschultertem Karabiner, und ihre Hüte waren bis an den Kopf mit breiten Tressen überzogen. Den zweyten Saal schmückten sechszehn Läufer in weißen Kamisolen, platten Schuhen, Federbüschen auf den Mützen, die in ihrer Unthätigkeit recht einfältig aussahen. Hierauf folgte eine Art von Vorgemach mit acht Pagen von ziemlich gutem Aussehen, ihren Hofmeister an der Spitze. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß, die Garde ausgenommen, die steif und gerade da stand, alle übrigen Bedienten, welche nach der Größe in Reihen gestellt und zum Verzweifeln höflich waren, sich wechselsweise in solcher Ordnung und mit solcher Genauigkeit bückten und aufrichteten, daß ich darauf schwören möchte, sie seyen vorher exerziert worden. Endlich trat ich in ein großes Zimmer, wo mich der ganze Hof des Prinzen erwartete. Bücklinge zur Rechten, Bücklinge zur Linken; es waren so viele Menschen da, daß ich glaube, man hatte, Gott verzeihe mir! Hofleute gemiethet. Als diese Reihe von Pagoden hinter mir war, öffnete man eine Thür, und in dem zweyten, dritten oder vierten Gemach (denn ich gestehe Ihnen, ich zähle sie nicht mehr) erblickte ich einen Thronhimmel, und keine lebendige Seele, als einen einzigen Bücklingsmacher, den Kanzler des Prinzen. Er sagte mir, Seine Hoheit seyen in Verzweiflung, daß Sie mir nicht hätten entgegen gehen können, weil Sie sich unbaß befänden. In der That traf ich auch fünf oder sechs Zimmer weiter den Prinzen in seinem Bette an. Ich erfuhr nachher, er mache es immer so, um das Ceremoniel zu vermeiden. Vielleicht lag er gar gestiefelt und gespornt darin, denn er war noch denselben Tag ausgeritten. Ich mache Ihnen keine Beschreibung von unserer Unterredung; wir sprachen zwey Stunden, ohne zu reden. Was mir im Zimmer besonders auffiel, waren sieben-und-zwanzig Schlaguhren und ein-und-dreißig mit Tabak gefüllte Dosen, die um ihn herum standen, ob er gleich niemals schnupft.

Nach geendigtem Besuch, der wohl sehr kurz gewesen wäre, hätte er mich nicht zwanzig Mal zu bleiben genöthigt, fand ich beym Weggehen dieselben Leute in derselben Ordnung, dieselben Höflichkeiten, und absonderlich dieselben Bücklinge wieder. Wahrhaftig, ich glaube, sogar der Bär hätte seinen Kratzfuß gemacht, wäre er schön darum gebeten worden.

Bey meiner Nachhausekunft erstaunte ich nicht wenig, als in meiner Wohnung, die eine Meile vom Pallast entfernt lag, eine Art von Ceremonienmeister vor mich trat, der mir im Namen seines Herrn dreißig Livree-Bediente präsentirte, die in einem Saal aufgestellt waren und folgende Geschenke trugen: Zwey Kälber, vierundzwanzig Hasen, zwölf Zuckerbrode, fünfzig Hühner, zwölf Kapaunen, acht Fasanen, sechs Dutzend Lerchen, zwey große Parmesankäse, zwey Schüsseln mit Trüffeln, achtzehn Knackwürste, neun welsche Hähne, zwölf Flaschen schlechten Weins, zwey Fäßchen Senf, einen Korb mit Cichorienwurzeln, zwölf Cervelat- und sechs Blutwürste von Bologna. Ich zweifle, Madame, ob Sie je in Ihrem Leben von einem solchen Geschenk gehört haben. Ich bin ꝛc.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hospiz auf dem großen St. Bernhard, 23. Juli.

Es waren unserer zwey, die am 20. Juli aus dem reizenden, üppigen Aosta-Thal gegen Abend im Hospiz auf dem großen St. Bernhard ankamen; wahrhaftig noch zur rechten Zeit, denn es flogen schon artige Schneeflocken um uns her, ein kalter Nebel zog sich um die rauhen Fels- und Schneezacken und der eisige Nordwind drang uns durch Mark und Bein. Kein Wunder, wir waren eine gute Strecke über der Linie ewigen Schnees, und daß es hier am Ende Juli schon wieder zu frieren anfängt, weiß jeder Reisende. Solches ist aber gerade nicht angenehm und dienlich, wenn man, wie wir, einige Stunden vorher im Thal 29 bis 30° Wärme ausgestanden und die liebe Sonne so unliebkich gefühlt hat, als wolle sie das Mark in den Gebeinen rösten.

Meinem Reisegefährten war bang, daß man es bey dem Andrang von eingeladenen Gästen, die zur schweizerischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft gehörten, nicht gern sehen werde, wenn wir einige Tage im Hospiz verweilen wollten. Ich beruhigte ihn aber und nahm die Sorge auf mich. Als wir in den Hof traten, begegnete uns einer meiner werthen St. Bernhards-Freunde, der mir sagte, daß sie in einer Stunde die Herrn Naturforscher von Martigny her erwarteten, und daß ihnen der würdige Probst selbst entgegen gegangen sey. Ich äußerte einiges Bedenken wegen unsers Unterkommens; dieses beseitigte er aber auf die liebenswürdigste Art, indem er erwiederte: „Bleiben Sie nur; es ist für Alle gesorgt. Im Refectorium finden Sie schon eine Menge Fremde, selbst Damen. Alle kommen unter, ein bischen eng zwar, aber doch ziemlich gut. An Essen und Trinken soll's nicht fehlen, fordern Sie nur unbedenklich.“ Wir faßten also Muth und er führte uns durch den heitern, blendend reinlichen Corridor mit seinen Eisengittern die Treppe hinauf in ein kleines Zimmerchen. Im Augenblick waren gute Feldbetten, Wasser, Wäsche u. s. w. herbeygebracht. Nach ein bischen Toilette konnten wir ins Refectorium gehen. Nie habe ich den großen Saal so voll Fremden gesehen, und daraus wäre schon ein recht artiges Genrebild zu machen gewesen, fast ein Familiengemälde. Hier eine Kette Engländer an der Tafel, die sich ein substantielles Goute trefflich schmecken ließen; weiterhin junge Deutsche in Kellers Schweizerkarte vertieft und

Vergangenes freudig überdenkend; ein Paar schmucke Frauen, bey traulichem Kosen mit feiner Handarbeit beschäftigt; drey ältliche Herrn mit einem Hospizlarius im Gespräch; Andere auf- und abgehend und von Don Miguel redend; eine junge Dame am Klavier und hinter ihr ein dicker, eingeschlafener Herr, dem eben eine Fliege in die Nase kroch, aber schnell und voll Schrecken wieder herauskam. Man brachte uns etwas zum Imbiß, denn wir hatten Hunger. Wir waren eben still geworden, als vom See her Lärm gehört wurde. Sie kommen, sie kommen! hieß es, und über ein Kleines waren sie da. Seit die Oestreicher über den St. Bernhard zogen, hat man nicht so viel Maulesel im Hofe gesehen; denken Sie nur, über achtzig! Es wollte gar kein Ende nehmen. Aus fast allen Kantonen kamen die schweizerischen Naturforscher an, aus Zürich, Bern, Freiburg, Basel, Graubünden, Aargau, Waad, Wallis, Neuchatel und Genf; darunter gar manche bekannte und geehrte Schweizernamen: Ustery, Dr. Ebel, Chavannes, Charpentier u. s. w. Aus den kleinen Kantonen war Niemand da, eben so wenig aus Savoyen, Piemont und der Lombardei. Indessen kamen doch mehrere fremde Naturkundige, z. B. Bouvard, Mitglied des franzdsischen Instituts und des Längenbureau's, Michaut, auch aus Frankreich, und der deutsche Baron Buch, dessen geologische Schriften europäischen Ruf haben. Man begrüßte sich, freute sich, und die lieben Männer vom Hospiz, ihren würdigen Probst an der Spitze, kamen Allen recht herzlich entgegen. Bald waren wir Alle miteinander bekannt und vertraut, zumal die Deutschredenden. Jeden Augenblick bildeten sich neue Gruppen, in welche die Frauen wie schöne Blumen geflochten waren. Ueberall Heiterkeit, überall freundliches Wohlwollen. Hätte es doch Niemand für möglich gehalten, daß auf Europa's höchstem bewohnten Punkt, in der Region ewigen Schnees und Eises, so viel Wärmestoff zusammengedrängt werden könnte. Dieß Alles aber ging die Engländer nicht an, denn sie hielten sich immer apart, worin ich jedoch nichts unangenehm Auffallendes, sondern einen lobenswerthen Beweis von Selbstkenntniß sehe. Diese Travellers und Travellerinnen sind häufig, wie ja ihr Lord Byron selbst sagt, so unwissend und so durch Vorurtheile und Angewöhnungen versumpft, daß sie es für gerathener halten, unter sich zu bleiben.

Nach einem Stündchen begann die Abendmahlzeit. Es ist unmöglich, mehr Geschmack mit mehr Gastfreundlichkeit zu verbinden. Heiterkeit und freundlicher Sinn herrschten überall. Ziemlich spät brach man zum Schlafengehen auf. Jeder Kanton hatte sein Quartier und in jedem der großen Zimmer standen zwey oder mehrere Betten. Bedienung war im Ueberfluß von Martigny herauf beordert worden.

Es war bey dem Nordwind schon empfindlich kalt. Die nahen hohen Schneekuppen und darum her die auf dunkelm Grunde funkelnden Sterne sahen uns ins Fenster wie vertraute Nachbarn. Ich ging wieder hinunter, um wo möglich noch eine Decke für die Nacht zu bekommen. Da führte mir der glücklichste Zufall von der Welt einen großen Schaafpelz in die Hände. So brachten wir die Nacht gut zu, wiewohl mein Gefährte mehrmals ängstlich auffuhr, wenn eine Schneelawine in der Nähe mit dumpfem Donner niederging. Dergleichen aber höre ich nicht mehr. Gegen 5 Uhr wurde es unten lebhaft. Ich schlug eine kleine Morgentour vor, der beleibte Professor war aber nicht aus seinem warmen Bett zu bringen. Demungeachtet ging ich hinunter zum See, der am Rande eine ganz artige Eisrinde hatte; auf dem Zuckerhut und den andern Bergen lag dichter, kalter Nebel, kurz, es war sehr unangenehm draußen. Nach und nach wurden die naturwissenschaftlichen Gäste munter und kamen herab. Nun begann die große Messe in der heitern, bunten Kirche, der fast Alle beywohnten. Unsere freundlich gastlichen Wirthe waren nun Priester, und wir, größtentheils Protestanten, wohnten ihrem würdigen Gottesdienst mit dem Religionssinn bey, den christliche Brüderlichkeit, Vertrauen, Freundschaft und Eifer für die Wissenschaft einflößen. Diese Eintracht auf Europa's höchstem bewohnten Punkt, das menschliche Treiben so tief unter uns, hatte etwas sehr Ergreifendes. Nach der Messe kam ein nachhaltiges Frühstück und nachher wurde die Versammlung eröffnet. Da der Präsident, Staatsrath und Groß-Baillif Rivaz, nicht hatte kommen können, so versah der Vicepräsident, Pfarrer Bissets von Vouvry, seine Stelle. Mit rührender Einfalt besprach er in seiner Rede den Zweck und Charakter der Hospizanstalt auf dem großen St. Bernhard, und entwickelte dabey, daß die geringe Gastfreundschaft, welche sie in diesen Tagen übe, nur eine natürliche Folge ihrer Grundsätze und des Geistes ihrer Anstalt sey. Wir Alle waren entzückt über diese Rede und ihre ungesuchte Bescheidenheit.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 201:

Kannengießer. — Feder, Felle, Feuer. — Schneider (im Damenspiel).

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

2.

„Die Kanzleys-Person."

„Das O! und Ach! vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe euch nicht an;
Die Axt, der Hammer schweigt in ihr,
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus und an,
Hilft euch die zweyte wieder auf die Bahn.
Ihr denkt, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Verbreite sich des Nachtlichts sanfter Schimmer?
Für dießmal nicht! drum rathet nur aufs Neu.
Das Ganze lebt und sizt in der Kanzley."

Hebel.

Der Gesellschafts-Cavalier.

Mein Erstes entläuft seiner Herrschaft nicht,
Stets weilet auf ihr sein vielfach Gesicht;
In seinen scharf umschriebnen Gränzen
Sieht man viel hohe Häupter glänzen,
Gold, Silber und Purpur hüllt es ein,
Doch täuschet euch oft sein schönster Schein.

Folgt ihr dem Zweyten leicht,
So nehmt euch wohl in Acht!
Denn theuer büßt vielleicht,
Wer folgt mit Unbedacht.

Ihr meynt, ihr habt's? und macht dem Hofrath schon
Ein Kompliment; doch seyd ihr fern davon.
Im Ganzen wandelt Liebe, still beglückt,
Und wird dadurch zum Himmel gar entrückt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 31. August 1829.

Ich fühle dich mir nahn,
Die Einsamkeit belebt;
Wie über seinen Welten
Der Unsichtbare schwebt.

Uhland.

Die Erscheinung.

Von G. Rapp.

Da wir unsre Welt erbauet
Auf den Grund der Ewigkeit,
Und auf uns allein vertrauet
In dem Wechsel dieser Zeit,
Hofften wir uns zu erscheinen,
Träte zwischen uns der Tod,
Weil dem innigen Vereinen
Höchster Muth die Hände bot.

Und dein Anker ward gelichtet
Von der starken Todeshand;
Aus der Zeit hast du geflüchtet,
Und dein sanftes Bild entschwand.
Ob sein Erdenbild zerstiebe,
Keine Thräne folg' ihm nach;
Denn am stärksten ist die Liebe;
Er erscheint, wie er versprach.

Segel sind dir Wolkenbilder,
Blauer Himmel ist dein Meer,
Abendlüfte wehen milder,
Schifft mit ihnen du einher.
Auf den abendrothen Höhen
Landest du, ach nahest dich;
In der reifen Saaten Wehen
Grüßet deine Liebe mich.

Alle Hallen meiner Haine
Füllst mit deinem Frieden du;
Aus der Quelle Silberscheine
Lächelst fröhlich du mir zu.
Wenn allein die Wälder rauschen
Von den Lüften hehr und sacht,
Darf ich deinem Schwure lauschen
In der stillen Mitternacht.

Meine Welt in ihrer Schöne
Leihet deinem Geist Gestalt,
Wo dein Gruß mir ohne Töne
In der Seele Tiefen hallt.
Was du redest, was du giebest,
Singen meine Lieder laut.
Du bist da, so lang du liebest,
Pflegest, was du auferbaut.

Schiller an Goethe*).

Weimar am 26sten Juli 1800.

Irgend ein Spiritus familiaris hat mir geoffenbaret, daß Sie den Tancred übersetzen, denn ich habe es, eh' ich Ihren Brief erhielt, als bekannt angenommen. Für

*) Aus dem in einiger Zeit in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden fünften Theil des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

unsere theatralischen Zwecke ist das Unternehmen gewiß sehr förderlich, ob ich gleich herzlich wünsche, daß der Faust es verdrängen möchte.

Uebrigens beneide ich Sie darum, daß Sie doch etwas wirklich entstehen sehen. In diesem Fall bin ich noch nicht, weil ich über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung bin, und noch große Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen habe. Ob man gleich, bey jedem neu zu producirenden Werk durch eine solche Epoche hindurch muß, so gibt es doch stets das peinliche Gefühl, als ob nichts geschähe, weil am Abend nichts kann aufgezeigt werden.

Was mich bey meinem neuen Stücke*) besonders inkommodirt, ist, daß es sich nicht so, wie ich wünsche, in wenig große Massen ordnen will, und daß ich es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viel Theile zerstückeln muß, welches, wenn auch die Handlung selbst die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist. Man muß, wie ich bey diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bey einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten.

Ich lege ein neues Journal bey, das mir zugeschickt worden, woraus Sie den Einfluß Schlegel'scher Ideen auf die neusten Kunsturtheile zu Ihrer Verwunderung ersehen werden. Es ist nicht abzusehen, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst, noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen. Sie werden erstaunen darin zu lesen: daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos seyn muß, und daß man es besonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtseyn zu handeln. Sie haben also sehr unrecht, sich wie bisher rastlos dahin zu bemühen, mit der größtmöglichen Besonnenheit zu arbeiten und sich Ihren Prozeß klar zu machen. Der Naturalism ist das wahre Zeichen der Meisterschaft, und so hat Sophokles gearbeitet.

Wann ich nach Lauchstedt gehen werde, hängt von einem Brief ab, den ich noch von Körnern erwarte. Sollte das Projekt nicht zu Stande kommen, so werde ich auf einige Zeit nach Ettersburg gehen und mich dort für den Anfang meiner Arbeit zu sammeln suchen.

Mögen Ihnen die Musen günstig seyn. Meine Frau grüßt Sie.

*) Maria Stuart.

Sch.

* * *

Goethe an Schiller.

Meine Arbeit*) geht ihren Gang fort, meine Uebersetzung schreibe ich des Morgens, so viel ich kann, mit Bleystift, und diktire sie dann in ruhigen Augenblicken, wodurch das erste Manuscript schon ziemlich rein erscheinen wird. Zu Ende dieser Woche bin ich mit den drey lezten Akten fertig und will die zwey ersten auf einen frischen Angriff versparen. Ich sage nichts vom Ganzen, das uns zu unsern Zwecken auf alle Weise behülflich seyn wird. Es ist eigentlich ein Schauspiel, denn alles wird darin zur Schau aufgestellt, und diesen Charakter des Stücks kann ich noch mehr durchsetzen, da ich weniger genirt bin als der Franzose. Der theatralische Effekt kann nicht außen bleiben, weil alles darauf berechnet ist und berechnet werden kann. Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordert das Stück nothwendig Chöre, für die will ich auch sorgen, und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es seine Natur und die erste gallische Anlage erlaubt. Es wird uns zu guten neuen Erfahrungen helfen.

Zu dieser Arbeit brauche ich ungefähr vier Stunden, und zur Uebersicht dient folgendes Schema, wie mannigfaltig und mitunter lustig die übrige Zeit benuzt worden.

Kurze Uebersicht derer Gaben, welche mir in dieser Stapelstadt des Wissens und der Wissenschaft zur Unterhaltung sowohl als zur geistigen und leiblichen Nahrung mitgetheilt worden.

Loder gab:
- fürtreffliche Krebse, von denen ich Ihnen einen Teller zugewünscht habe;
- köstliche Weine;
- einen zu amputirenden Fuß;
- einen Nasenpolypen;
- einige anatomische und chirurgische Aufsätze;
- verschiedene Anekdoten;
- ein Mikroskop und Zeitungen.

Frommann:
- Griesens Tasso;
- Tiecks Journal, erstes Stück;

Fr. Schlegel:
- ein eigenes Gedicht;
- Aushängebogen des Athenäum.

Lenz:
- neue Mineralien, besonders sehr schön krystallisirte Chalcedone.

Mineralogische Gesellschaft:
- einige Aufsätze hohen und tiefen Standpunkts,
- Gelegenheit zu allerley Betrachtungen.

Igen:
- die Geschichte Tobi's;
- verschiedene heitere Philologica.

Der botanische Gärtner:
- viele Pflanzen nach Ordnungen, wie sie hier im Garten stehen und zusammen blühen.

Cotta:
- Philiberts Botanik.

*) Tancred.

Der Zufall:
Gustav Wasa von Brentano.

Die Literaturhändler:
Luft Steffens kleine Schrift über Mineralogie zu lesen.

Graf Veltheim:
Seine zusammengedruckten Schriften, geistreich und lustig; aber leider leichtsinnig, dilettantisch, mitunter hasenfüßig und phantastisch.

Einige Geschäfte:
Gelegenheit mich zu vergnügen und zu ärgern.

Zulezt sollte ich Ihres Memnons nicht vergessen, der denn auch wie billig zu den merkwürdigen Erscheinungen und Zeichen der Zeit gerechnet werden muß.

Wenn Sie nun alle diese Gespenster durch einander spucken lassen, so können Sie denken, daß ich weder auf meinem Zimmer noch auf meinen einsamen Promenaden allein bin. Für die nächsten Tage ist mir noch die wunderlichste Mannigfaltigkeit angekündigt, wovon mit nächstem Botentag das Mehrere. Zugleich werde ich auch den Tag meiner Rückkunft bestimmen können. Leben Sie recht wohl und thätig, wenn Ihnen diese Barometerhöhe so gut als mir bekommt.

Jena am 29sten Juli 1800.

G.

* * *

Schiller an Goethe.

Weimar am 30sten Juli 1800.

Der heitere Ton Ihres Briefs beweist mir, daß es Ihnen in Jena ganz wohl geht, wozu ich Glück wünsche. Ich kann dasselbe von mir nicht rühmen; der Barometerstand, der Ihnen so günstig ist, regt meine Krämpfe auf, und ich schlafe nicht gut.

Ich gratulire zum Fortschritt in Ihrer Arbeit. Die Freyheit, die Sie mit dem französischen Original zu nehmen scheinen, ist mir ein sehr gutes Zeichen Ihrer produktiven Stimmung; auch augurire ich daraus, daß wir noch einen Schritt weiter vorwärts kommen werden, als beym Mahomet. Mit Verlangen erwarte ich die Mittheilung des Werks und unsere Gespräche darüber. Wenn Sie den Gedanken mit dem Chor ausführen, so werden wir auf dem Theater ein wichtiges Experiment machen.

Auch von meinem Stück hoffe ich Ihnen, wenn Sie zurückkommen, das fertige Schema vorzulegen, um mich, ehe ich an das Ausführen gehe, Ihrer Beystimmung zu versichern. In diesen lezten Tagen hat mich der Schluß meiner Gedichtsammlung noch beschäftigt. Die Stanzen über den Mahomet habe ich auch darin abdrucken lassen.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

Züge zur Charakteristik der Russen.

Vor einiger Zeit war ein fremder Taschenspieler in Petersburg, der Abends seine Künste machte. Am folgenden Tage begegnete er auf der Straße dem Staatsrath Fr., der ihn für eine ansehnliche Belohnung bewog, auf der Stelle eins seiner Kunststücke zu machen. Der Taschenspieler rief einen an der Ecke der Straße stehenden Russen mit einem langen Barte herbey, der Piroguen (Fleischpastetchen, eine Lieblingsspeise der Russen), in einem Korbe zu verkaufen hatte. Er zerbrach sofort vor den Augen mehrerer Umstehenden ein Pastetchen, und es fiel ein Dukaten heraus; dasselbe war der Fall bey einem zweyten und dritten. Das Kunststück erhielt den verdienten Beyfall. Als die meisten Zuschauer auseinander gegangen waren, schlich sich der Piroguenhändler in einen Winkel und öffnete eins seiner Pastetchen nach dem andern, um ihre verborgenen Schätze zu heben; es wollten aber keine Dukaten mehr zum Vorschein kommen. Seine getäuschte Hoffnung belustigte den Staatsrath ungemein, der ihn natürlich hinreichend entschädigte.

Ein Iswoschtschik (Miethkutscher, Fiacre) hatte einen Fremden, der eine große Summe Geldes bey sich hatte, spät in der Nacht nach Hause geführt. Der Fremde vergaß aus Eilfertigkeit, das Geld aus dem Wagen mitzunehmen. Den folgenden Tag wurde früh nach dem Miethkutscher geschickt, das Geld unangetastet gefunden und der Mann reichlich belohnt. Am Abend lud dieser seine Kameraden zu einem Schmause ein, erzählte ihnen sein Unglück, daß er nämlich das Geld nicht gefunden, bevor darnach gefragt wurde, ging hin und erhängte sich.

Im lezten Kriege standen ein Franzose und ein Russe auf den äußersten Vorposten einander gegenüber. Der Franzose winkte dem Russen, zeigte ihm seine Branntweinflasche, und lud ihn zum Frühstück ein. Der Leztere traute nicht; als aber der Franzose Flinte und Säbel weglegte und dem Russen durch Zeichen zu verstehen gab, daß er dasselbe thun solle, konnte dieser dem Zaubertranke unmöglich länger widerstehen, näherte sich dem muntern Franzmann, und sie genossen friedlich und froh zusammen das Frühstück. „Als er wegging," erzählte lange nachher der Russe, „fiel ich ihm um die Füße, streichelte sie und küßte sein Kleid, denn er war ja ein Herr, und hatte Wein und weißes Brod."

Korrespondenz-Nachrichten.

Hospiz auf dem großen St. Bernhard, 23. Juli.
(Beschluß.)

Nach dieser Rede folgten die naturwissenschaftlichen Arbeiten der Gesellschaft. Besserer Uebersicht wegen lassen wir hier gleich alle hinter einander folgen, wiewohl sie in drey verschiedenen Sizungen vorkamen. Zwey Mitglieder hatte die Gesellschaft im vergangenen Jahre verloren, Herrn Meckel, Professor der Anatomie in Bern, und den Dr. Schärer, Arzt in Solothurn. Der Professor Brunner von Bern gab von

beyden nekrologische Notizen. Es war voriges Jahr ein Preis auf die beste Abhandlung über die den Obstbäumen schädlichen Insekten gesezt worden. Fünf Denkschriften waren eingegangen, aber nach der Meynung der dafür niedergesezten Kommission konnte nicht der Preis selbst, sondern nur ein Accessit gegeben werden. Dieß ward dem Hrn. Hegetschweiler von Rifferschwyll im Kanton Zürich zuerkannt, die Preisfrage aber von Neuem für 1830 aufgegeben. Hierauf las Hr. Effinger von Wildeck im Namen der Berner Agrikulturgesellschaft eine Abhandlung über einige Verbesserungen im Ackerbau. Die Kommission, welche durch meteorologische Beobachtungen ein Nivellement der Schweiz vorbereiten und möglich machen soll, drückte den Wunsch aus, es möchte für die Beobachtungen noch ein hoher, dem großen St. Bernhard gleicher Punkt bestimmt werden. Die Gesellschaft theilte diesen Wunsch und trug der Kommission auf, deßhalb alles Nöthige zu veranstalten. Es folgte ein neuer Bericht über warme Quellen in der Schweiz. Der Baron von Buch, königl. preußischer Kammerherr, hatte in einer frühern Versammlung der Gesellschaft in Chur eine geologische Abhandlung über die Beschaffenheit des Uferlandes um den Lago Maggiore und den Lago Lugano vorgelesen, jezt theilte er eine schöne geologische Karte über das Uferland an dem Arta- und Luganosee mit. Wiewohl Arzneykunde und Chirurgie eigentlich nicht in die Geschäftssphäre der Gesellschaft gehören, so war es doch im Hospiz des großen St. Bernhard, an diesem, leidenden und verunglückten Reisenden gewidmeten Asyl interessant und wichtig, eine Abhandlung des Dr. Mayor aus Lausanne zu hören, worin er das neue und einfache Verfahren besprach, das jezt angewendet wird, um Kranke und Verwundete zu behandeln, ohne daß sie ihre ruhige Lage im Bette zu verändern brauchen. Bouvard von Paris zeigte und bewies die Nüzlichkeit seiner neuen Erfindungen für meteorologische Beobachtungen. Der Salinendirektor Charpentier las eine geologische Reise von St. Maurice auf den großen St. Bernhard, eine so treffliche, als für den Moment passende Abhandlung, da die Naturforscher auf ihrem Rückwege vom Hospiz nach St. Maurice diese Beobachtungen prüfen und benuzen konnten. Zwar nicht in dieser, aber in jeder andern Beziehung interessant war die Abhandlung des Hrn. Godet von Neuchatel über die südrussischen Länder an dem Kur, dem Kaukasus und dem caspischen Meer, Gegenden, aus denen er vor Kurzem zurückgekehrt ist. Besondere Rücksicht war auf die botanischen Erzeugnisse und Merkwürdigkeiten jener Länder genommen. Es wurden noch mehrere anziehende Abhandlungen gelesen, deßgleichen Berichte über die naturhistorischen Arbeiten in den einzelnen Kantons, der Jahresbericht des Sekretärs u. s. w.

Die erste Sizung (am 21. Juli) dauerte gegen 5 Stunden, und Alle waren es wohl zufrieden, als es zum Mittagsmahl ging. Es waren gegen 100 Gedecke, die bey weitem mehrsten für die Schweizergäste und die fremden Mitglieder. Immer lauter, immer herzlicher ward die Freude. Der würdige Staatsrath Ufteri von Zürich trank auf das immer zunehmende Gedeihen des St. Bernhard-Hospizes im Schuz der Religion, der Wohlthätigkeit und der Wissenschaft. Auch an Gesang passender Lieder fehlte es nicht. Wir führen daraus nur eine Stelle an:

Les voyez-vous, quand la tempête gronde,
Sur l'avalanche au loin porter leur pas?
Le noble instinct du chien qui les seconde
Trouve un enfant qu'il arrache au trépas.
Terre bénie,
Asile heureux
De l'Helvétie,
Reçois ici nos voeux!

Bien que des fleurs la brillante parure
N'entoure pas ce séjour ténébreux,
Une couronne, et plus noble et plus pure,
Va sur leurs fronts se placer dans les cieux.

Eine Stelle, die mit unendlichem Jubel und tiefem Gefühl von allen Gästen gesungen, von den Hospizlarien aber mit tiefer, stiller Verbeugung und Thränen in den Augen erwiedert wurde. Später hatte ich im Sinn, folgenden Vorschlag zu machen: Lassen wir die edeln, menschenfreundlichen Hunde alle hereinkommen und trinken wir auf ihre Gesundheit! Wer diese herrlichen, mächtigen, löwenaugigen Thiere gesehen hat, wie sie mit steter Lebensgefahr und rastlosem Eifer bey Aufsuchung der durch Schneewehen und Lawinen verunglückten Reisenden tief in den Schnee wühlen, wer die Freude in ihrem Gebelle gehört und verstanden hat, wenn sie einen Unglücklichen entdeckt haben, wie sie ihn vorsichtig anfassen und den Schnee um ihn herum austratzen, bis die Männer auf ihr Gebell herbeygekommen sind, nur der begreift meinen Gedanken, dem ich jedoch keine Worte gab, weil der Menschen Stolz darin etwas Herabsetzendes, Widerstrebendes und Geschmackloses hätte finden können. Nach Tisch war es schon wieder recht kalt geworden; demungeachtet wurden Ausflüge und zwar ziemlich weit von dem Hospiz auf die benachbarten Felsen- und Schneezacken gemacht. Der Abend verging in gleicher Heiterkeit.

Mittwochs (22. Juli) war es den ganzen Tag sehr heiter und schön, so daß die fremden Meteorologen in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts im Hospiz einen recht guten Begriff von ungünstigem und schönem Sommerwetter auf dieser Höhe erhielten. Der Morgen ging mit der Messe, dem Frühstück und der zweyten Sizung hin. Nachher zogen wir gleich aus auf die umliegenden Zacken und Gipfel, selbst auf die höchsten, Einige hierhin, Andere dorthin, immer weiter auseinander. Gewahrte man die Freunde und Kollegen auf ferner Kuppe, so wurden sie mit dem Alpenruf begrüßt, den weit hallendes Echo vielfach wiederholte. Nach einigen Stunden kehrte man endlich reich beladen heim und Jeder ordnete seinen gesammelten Fund. Die Botaniker legten ihre Pflanzen in Papier, die Mineralogen beschrieben und klebten Zettelchen auf die Stücke, die Zoologen steckten die Insekten fest; leztere wurden an dem schönen warmen Tag in großer Menge gefunden; zwey Zoologen aus Lausanne sammelten in der kurzen Zeit zweytausend verschiedene Arten. Als Alles in Ordnung war, gingen wir zu Tisch und hätten es uns auch bey minder ausgesuchter Tafel trefflich schmecken lassen. Das Essen und Trinken wäre in einer Hauptstadt gut und gewählt zu nennen gewesen, geschweige denn hier oben zwischen ewigem Schnee und Eis, wo kein Hälmchen wächst. Es versteht sich, daß in den freyen Stunden alles Merkwürdige des Hospizes in Augenschein genommen wurde, sogar die Morgue, wo die Todten in starrer Parade dasteben, weil man hier oben aus Mangel an Erde kein Grab für sie bereiten kann.

Donnerstags den 23. Juli war die dritte und lezte Sizung der naturforschenden Gesellschaft. Es wurde darin St. Gallen als Versammlungsort für das nächste Jahr bestimmt. Nach einem kurzen Frühstück brachen Alle auf. Der herzliche Dank und das Scheiden von den würdigen, gastfreundlichen Vätern, so wie ihre einfache, allzu bescheidene Ablehnung alles Danks füllte jedes Herz mit Rührung, und ungern verließ man diese wahrhaft heiligen Hallen, die wohl nicht Jeder von den Scheidenden wiedersehen wird. M.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 70. u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Landgraf Georg der Erste von Hessen-Darmstadt, und der Eichenzweig, von K. Buchner. 214.
Die Erscheinung, von Manfred. 219.
Napoleon, von Robert. 224.
Die Visionen, von Lautenbacher. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233.
Rückblick, von Gries. 234.
Räthsel: Steckbrief. Paß. 215. — Gans — Feder. — Esel — Pergament. Lumpen — Papier. 225. — Zopf. — Kreuz. 231.
Logogryph: Strumpf. Trumpf. Rumpf. Trum. Rum. 219.

Romane und Erzählungen.

Der Maske Folgen. 215. 216. 217.
Seyed Hussun's Abenteuer. 220. 221. 222. 223. 224.
Der Freybeuter, von G. Rapp. 231. 232. 233.

Biographie.

Aus Fichtes Lebensbeschreibung, von J. G. Fichte. 221. 222.

Reisen.

Skizzen aus Java. 209. 210. 211. 212.

Länder- und Völkerkunde.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms. 213. 214. 215. 216. 217.
Die Llaneros und die Margaritaner. 234.
Das Fest Befana in Florenz. 234.

Naturgeschichtliches.

Das Chamäleon. 209.
Herschels letzte Untersuchungen über den Fixsternhimmel. 210. 211. 212.
Todesfall durch einen Meteorstein. 214.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Fichte an Schiller. 213.
Jean Paul an A. 217.
Die Wunderkutsche. 217.
Pompeji. 218. 219. 220. 221.
Ein Wort über Just. Kerners Seherin von Prevorst, von Schubert. 218.
Aus der Seherin von Prevorst von Just. Kerner. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230.
Venedig, von L. Fernow. 225. 226.

Korrespondenz.

London. 209. 226. 227. 228. — Dresden. 226. 227. — Berlin. 210. — Paris. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 218. 219. 220. 230. 231. 232. 233. 234. — Genf. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 222. 223. 224. 225. — Boston. 217. — Wildbad. 220. 221. — Frankfurt. 225. 224. 225. — Leipzig. 229. — Aus der Schweiz. 233. 234.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. (Forts.) — Ideen über die Gränze zwischen der christlichen und der heidnischen Kunst. — Rom, 30. Mai.

Nro. 72.

Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. (Beschluß.) — Kunstausstellung in der Akademie zu Prag im Mai 1829. — Vienne in Südfrankreich.

Nro. 73.

Ueber das kleine Standbild Goethes von Rauch. — Nachrichten aus Morea. — Deutsche Alterthümer. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 74.

Grundsteinlegung der St. Ludwigs Pfarrkirche in München. Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 75.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris. 2ter Artikel. — Rom, 18. Jul. 1829.

Nro. 76.

Notizen über die wichtigsten ꝛc. 3ter Artikel. Rom. 4. Jul. Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 77.

Ueber die Heunendenkmäler des Odenwaldes. — Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 78.

Ueber die Heunendenkmäler des Odenwaldes. (Beschluß.) — Ueber das Nackte und die Verhüllung.

Literatur-Blatt.

Nro. 70.

Dichtkunst. 1) Napoleon in Aegypten, von Méry und Barthélemy, übersezt von G. Schwab. — Polemische Literatur. Ansichten eines Obskuranten über Katholicismus und Protestantismus, von Dr. Henne von Sargans. — Biographische Literatur. Mémorial du colonel Gustafsson.

Nro. 71.

Dichtkunst. (Beschluß.) 2) Le fils de l'homme par Méry et Barthélemy. — Länderkunde. Ideen über die Auswanderung nach Amerika, von Dr. E. Brauns.

Nro. 72.

Reisebeschreibung. Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freysinnigen Schweizers. — Geschichte. The Diplomacy of the United States, with additions by Th. Lyman. — Taschenbücher auf 1830. 1) Cornelia.

Nr. 75.

Dichtkunst. Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier, von K. Immermann. — Literargeschichte. De' visi de' Literati, del Cav. G. Manno.

Nro. 74.

Pädagogische Literatur. 1) Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein-Kinderschulen, von Wilderspin; aus dem Englischen von J. Wertheimer. 2) Die Lehren der Religion, erläutert durch Beyspiele aus der Bibel, der Weltgeschichte und dem praktischen Leben, von K. G. Haupt. 3) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Mädchenschulen ꝛc., von F. Nösselt. — Streitschrift. Vertheidigung der evangelischen Kirche gegen ihre Feinde ꝛc., von Dr. Minnich.

Nro. 75.

Dichtkunst. 1) Die Liebe der Engel von Th. Moore, aus dem Engl. von Baldwin. 2) Th. Moores Liebe der Engel, von P. Graf v. Haugwitz.

Nro. 76.

Reiseliteratur. Voyage en Italie et en Sicile par L. Simond. — Kritische Literatur. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin, im J. 1828, kritisch beleuchtet.

Nro. 77.

Voyage en Italie etc. (Beschluß.)

Nro. 78.

Taschenbücher auf 1830. 2) Musenalmanach. Herausgegeben von A. Wendt. — Schulwesen. Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten, von Dr. H. Stephani.

Anzeige.

[405] In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Sjöborgs schwedische Sprachlehre für Deutsche. Durchgesehen und berichtigt von K. Lappe. Neue Auflage. gr. 8. à 12 Gr.

Diese neue Auflage eines bekannten und geschäzten Werkes wird um so willkommner seyn, da gerade in jetziger Zeit der Eifer für schwedische Literatur mehrseitig, mit großem Rechte und die Aufmerksamkeit fesselndem Erfolge, neu angeregt worden ist. Daß die Arbeit des verstorbenen Verfassers durch die Besorgung, Mitwirkung und Verbesserung des gegenwärtigen rühmlichst bekannten Herausgebers, Herrn Lappe, bedeutend gewonnen hat, wird Lehrern und Lernenden bald zur Ueberzeugung werden.

Gleichzeitig ist bey uns zu haben:

Heinrich's, C., schwedisch-deutsch und deutsch-schwedisches Hand-Lexicon. 2 Theile. 12. 1829. 3 Rthlr. 20 Gr. In Leinwand gebunden 4 Rthlr.

Löffler'sche Buchhandlung
in Stralsund.

N°. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. September 1829.

— Das Gewässer
Schimmerte ganz windlos; da schaut er nahe das Ufer,
Spähend mit scharfem Blick.

Homer.

Skizzen aus Java.
Aus dem Schreiben eines Reisenden.

Batavia den 4ten Nov. 1828.

Nachdem wir ungefähr vierzehn Tage höchst angenehm mit den guten Kapbewohnern verlebt hatten, die sich immer glücklich fühlen, so oft ein niederländisches Fahrzeug dort anhält, weil sie dann unmittelbare Nachrichten aus ihrem alten Mutterlande erhalten, und gegen ihre Landsleute die Tugend der Gastfreundschaft, die unter ihnen zu Hause ist, ausüben können; nachdem wir die Umgebungen der Stadt, und vor allem jenes köstliche Landgut, welches den Constantiawein erzeugt, besucht hatten, sezten wir unsere Reise fort, welche das schönste Wetter von der Welt begünstigte und beynahe fortwährend günstige Winde so glücklich und kurz als möglich machten. Ich erlasse Dir alles Detail der Ueberfahrt, der wissenschaftlichen Beobachtungen, die unsere Seeleute machten, der Längen und Breiten, unter denen wir uns jeden Tag befanden, weil dieß nur den Reisenden interessiren kann, der sich auf diesem endlosen Ocean befindet und sich, es mag ihm auch noch so behaglich auf seinem Schiffe zu Muthe seyn, doch recht sehr nach dem Festlande sehnt. Wenn daher mit dem Schlage der Mittagsstunde der Offizier, den gerade die Runde traf, dem Kapitän das Resultat der Beobachtungen in Bezug auf die Sonnenhöhe überbrachte, und diese Herrn ihre Berechnungen machten, gesellte ich mich jedesmal zu ihnen und zeichnete mir auf meiner kleinen Karte den Raum an, welchen wir seit Abends zuvor durchlaufen hatten, und der uns unmerklich dem Ziele unserer Reise näher brachte. Nachdem wir Paul und Amsterdam gesehen hatten und zwischen diesen beyden öden Eilanden durchgesegelt waren, wandten wir uns nach Norden, und Abends vor aller Heiligen kündigte uns der Kapitän an, daß wir Hoffnung hätten, des andern Tages die Insel Java zu sehen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung hatte sich unsere Gesellschaft mit einem neuen Reisenden, einem Negocianten von Surabaya, einem sehr liebenswürdigen und ausnehmend unterrichteten jungen Manne, vermehrt; wir hatten Freundschaft geschlossen, während der Ueberfahrt hatte er die Gefälligkeit, mir einigen Unterricht in der Malayischen Sprache zu geben, und machte mir den Vorschlag, während meines Aufenthaltes auf Java mir als Cicerone zu dienen. „Ich habe keine große Eile," sagte er, „nach Surabaya zu kommen; ich habe viele Bekannte zu Batavia und in allen Residenzen; wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir zu Anjer landen und uns zu Lande nach Batavia begeben, wo Sie so lange, als es Ihnen gefällt, bleiben können; wir geben dann mit einander mit der Post nach Surabaya, von wo aus wir einen Abstecher in das Innere des Landes machen wollen, um die Höfe von Solo und Djocjo zu besuchen, wenn anders die Unruhen, die gegenwärtig diesen Theil der Insel verheeren, dieß erlauben; hierauf setzen wir unsern Weg gegen den Oosthoek (den östlichen Theil der Insel) fort,

und ich hoffe, daß Sie mir vierzehn Tage auf meiner Einsiedeley zu Bezoekie schenken werden.“ Es läßt sich denken, daß ich mit diesem Vorschlage sehr zufrieden war, der mir die Mittel sicherte, die Insel Java mit Jemanden zu durchstreifen, der daselbst vollkommen bekannt war, um so mehr, da unser Schiff, gänzlich für die Ueberfahrt der Truppen gemiethet, keine Ladung hatte. Ich konnte auf diese Weise nach Belieben über die Zeit verfügen, welche für Reparationen an dem Fahrzeuge und für Ladung der Kolonialwaaren erforderlich seyn mochte, worüber, nach den Berechnungen des Kapitäns, sechs Wochen bis zwey Monate hingehen konnten.

„Werden Sie endlich aufstehen?“ sagte Freund X., indem er den 1ten November um sieben Uhr Morgens in mein Schlafgemach trat; „alles ist auf dem Verdecke; seit Tagesanbruch liegt Java vor uns, wir haben sie head passirt, und erreichen so eben die behouden Passage, und der Wind ist so günstig, daß wir in wenigen Stunden auf der Höhe von Anjer seyn werden.“ In zwey Minuten war meine Toilette gemacht. Wie groß war mein Entzücken, als ich auf das Verdeck trat! Zu unserer Rechten die fruchtbaren Ufer Javas, sein lachendes Grün, seine unzähligen Cokospalmen am Ufer des Meeres, und in seinem Innern seine blauen Gebirge, deren majestätische Gipfel sich in den Himmel erheben; zur Linken, in der Ferne, die Insel Sumatra, und vor uns die kleinen Inseln Crakatou, Dwars in de Weg u. s. w.

Gegen eilf Uhr erblickten wir einige weiße Häuser am Ufer des Meeres. „Dieß ist Anjer,“ sagte mir X., „und hier kömmt uns schon die Schaluppe des Hafenmeisters entgegen. Anjer, wie Sie sehen, ist kein beträchtlicher Seehafen, aber nichts desto weniger ein wichtiger Punkt für unsere Kolonie; in der Jahreszeit, wo die Ostwinde (Oost mousson) herrschen, brauchen die Schiffe acht, ja manchmal vierzehn Tage, um von hier die Rhede von Batavia zu gewinnen; die Kapitäns übergeben dann die Regierungs-Depeschen dem Hafenmeister von Anjer, der sie zu Lande befördert; auf diese Weise sind sie in wenigen Stunden in der Hauptstadt. Da das Wasser daselbst sehr gut und im Ueberfluß vorhanden ist, so ist dieß sehr vortheilhaft für die Schiffe, welche die Sundaische Straße passiren, besonders für jene, die von China kommen; endlich besteht hier ein leichter und täglicher Verkehr mit der Küste von Sumatra.“

Während dieser Unterhaltung hatte sich die Schaluppe von Anjer genähert, welcher einige Böte mit Insulanern voraussegelten, die der Mannschaft Ananas, Bananen, Mangostanen und andere Früchte, Hühner, Eyer, einiges Gemüse u. s. w. zum Verkaufe boten. Da man mich vor meiner Abreise nach Indien vor der Gefahr gewarnt hatte, womit daselbst der Genuß der Früchte verbunden seyn sollte, die saftiger und erfrischender als die nordischen sind, so wagte ich nicht zuzugreifen, allein X. munterte mich dazu auf. „Kosten Sie keck von unsern Früchten,“ sagte er zu mir; „wenn Sie nie Wasser, sondern ein Glas guten Weines darauf trinken, so werden Sie nie davon irgend eine Unbequemlichkeit fühlen. Schlagen Sie sich überhaupt die Furcht aus dem Sinn, die man Ihnen vor unserem Klima eingeflößt hat, legen Sie sich keine zu genaue Diät auf, die Ihren Magen schwächen würde; ändern Sie im Gegentheile nichts an Ihrer gewohnten Lebensart; vermeiden Sie endlich nichts als Ausschweifungen jeder Art, und Sie werden sehen, daß man sich hier eben so wohl befinden kann, als in dem alten Europa.“

Der Beamte von Anjer kam nun das Fallreep herauf; es war dieß der junge A.; er erkannte sogleich meinen Reisegefährten, und an seinem herzlichen Willkommen sah ich wohl, daß dieser bey Erwähnung seiner Verbindungen auf Java nichts übertrieben hatte. Wir bestiegen die Schaluppe, sobald er seine Geschäfte mit dem Kapitän abgemacht hatte, und nahmen den Weg nach Herrn A's Behausung, von welcher wir nur einen guten Kanonenschuß weit entfernt waren. Während dieser kurzen Ueberfahrt machte ich die Bemerkung, daß zwischen den javanischen und europäischen Ruderern eine große Verschiedenheit sey. „Sie haben vollkommen Recht,“ bemerkte mir A., „die Javaner sind minder kräftig. Obwohl gut gewachsen, groß, von geschmeidigem und regelmäßigem Baue, besitzen sie doch nicht die Muskelkraft, welche den Bewohner des Nordens auszeichnet; allein dieß rührt blos von ihrer Lebensweise her; da sie nur von Reis, getrockneten Fischen und Gemüsen leben und nichts als Wasser trinken, so können sie jene Kraft nicht besitzen; hingegen würden sie es eben durch diese Mäßigkeit in die Länge dem Bewohner des Nordens zuvorthun, wenn es sich um anhaltende Strapazen unter Entbehrungen aller Art handelt. Der Javaner wird sich im Nothfalle mit einer Handvoll Reis und einigen Körnern Salz 24 Stunden lang begnügen; setzen Sie einen europäischen Soldaten oder Matrosen auf dieselbe Ration, und lassen Sie ihn marschiren oder arbeiten! Die Chinesen und Bengalen, die wir hier haben, obschon minder kraftvoll als die Europäer, sind es doch in höherem Grade als die Javaner, weil sie sich besser nähren. Daher trägt auch die Arbeit eines Chinesen fünf Procent mehr ein als die eines Eingebornen von Madras, und hundert Procent mehr als die eines Malayen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Chamäleon.

Der menschliche Witz hat sich von jeher darin gefallen, den Thieren entweder wegen gewisser physischer Eigenschaften oder nach Zügen aus ihrer Lebensart menschliche Tugenden und Laster anzudichten, und diese Bilder menschlicher Phan-

taſie ſind mehr oder minder treffend, dieſe Vergleichungen mehr oder weniger ſcharfſinnig aus der Tiefe der Thiernatur hergeholt. Ein bloſes Witzſpiel iſt es freylich, wenn von Alters her eine unſchuldige Eidechſe, die allerdings das Unglück hat, einer übelberüchtigten Familie, der der Drachen, Baſilisken, Salamander, anzugehören, für das Symbol der Heucheley, das Emblem bald der Schmeichler, bald der wetterwendiſchen Politiker gilt. Und warum? weil das Thier, plötzlich bald ſo, bald anders gefärbt, ſein Gewand nach den Umſtänden zu wechſeln ſcheint, wie manche Menſchen und Völker.

Schon im Alterthum erregte das Chamäleon die Aufmerkſamkeit der Naturkundigen durch ſein Farbenſpiel, aber außer in Bezug auf dieſe ſeine auffallendſte Eigenſchaft, iſt das Thier bis in die neuern Zeiten wenig unterſucht worden. — Das Chamäleon lebt auf Bäumen in den warmen Landſtrichen von Aſien, Afrika und Europa. Es wird fünf bis ſechs Zoll lang, ohne den Wickelſchwanz, der dem Schwanze mancher Affen auffallend gleicht, wie überhaupt das Thier in ſeinen Bewegungen eine überraſchende Aehnlichkeit mit manchen Thieren aus der Familie der Affen zeigt. Der Körper iſt von links nach rechts ſehr platt, ſeine Füße ſind verhältnißmäßig länger als bey jedem andern Reptil, ſeine Bewegungen aber deſſen ungeachtet ſehr langſam. Da es mit ſehr großen Lungen verſehen iſt, ſo iſt es, bey dem ohnehin unvollſtändigen Athmungsprozeß der Reptilien, im Stande, das Athmen ſehr lang auszuſetzen; es bläst ſich auf und bleibt ſo ſtundenlange unbeweglich, oft in den ſeltſamſten Stellungen, auf einem Zweige ſitzen. Aber darum ſind alsdann nicht alle ſeine Organe unthätig: die Augen bewegen ſich beſtändig ſehr raſch und nach allen Seiten, und was ſehr merkwürdig iſt, jedes Auge hat ſeine eigene, von dem des andern völlig unabhängige Bewegung; daher ſieht oft das eine nach oben, während das andere nach unten oder nach hinten gerichtet iſt. Dieſes Schielen gibt dem Thiere einen gar ſeltſamen Anblick; ſichtbar aber hat die Natur damit demſelben für andere Eigenſchaften Erſatz geleiſtet; denn ſein Geſichtskreis wird dadurch weit größer als bey jedem andern verwandten Thiere, und es vermag daher ſeine Beute ſehr weit und in allen Richtungen zu erſpähen, was ihm bey ſeiner trägen, langſamen Bewegung zu ſeiner Nahrung ſehr förderlich iſt. — Erſchaut das Chamäleon eine Mücke, ſo ſtarrt es ſie eine Weile an, geht dann bedächtig, langſam auf ſie zu, bis es noch einige Zolle entfernt iſt, ſchießt dann ſchnell, nach Art der Ameiſenfreſſer und Spechte, ſeine klebrige Zunge heraus, die ſo lang iſt als ſein ganzer Körper, und zieht ſie mit der Fliege raſch wieder ein, die alsbald verſchlungen wird.

Ueber diejenige Eigenſchaft, welche das Thier vorzugsweiſe berühmt gemacht hat, nämlich den Farbenwechſel, hören wir einen Beobachter, der längere Zeit zwey Chamäleons beſaß.

„Je nach der Menge der in den Lungen enthaltenen Luft iſt der Seitendurchmeſſer des Thiers ſehr verſchieden; er wechſelt von 1½ Zoll bis weniger als ½ Zoll, und offenbar beſteht ein inniger Zuſammenhang zwiſchen dem Volumen des Thiers und dem Farbenwechſel. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß, wenn das Thier dunkel gefärbt erſcheint, daſſelbe kleiner, zuſammengefallener iſt, als bey lichter Färbung. Die gewöhnliche Farbe am Tage, wenn ſie im Käfig umhergingen und Mücken ſuchten, war ein Gemiſch von verſchiedenen Nüancen von Grün in unregelmäßigen Flecken, mit Grau gemiſcht und mit Punkten, die bald gelblich, bald purpurn anzuſehen waren. In dieſem Zuſtande konnte man ſie oft nur ſchwer von den Blättern der grünenden Sträucher, auf denen ſie ſaßen, unterſcheiden, und es iſt dieß wohl eine weitere Einrichtung der Natur, wodurch ſie ihrer Unbehülflichkeit unter die Arme greifen und ihnen die Fliegenjagd erleichtern wollte. Eines Nachts, als ſie ſchliefen, waren ſie ganz gelb; da ich gerne wiſſen wollte, ob das Licht eine Wirkung auf dieſe Farbe äußere, ſtellte ich eine brennende Kerze in der Entfernung von 3 — 4 Zoll neben das eine Thier; bald zeigten ſich an der dem Licht zugewandten Seite hellbraune Flecken, welche endlich dunkelbraun wurden, und bey Entfernung des Lichts in demſelben Grade wieder verſchwanden. Einſt entkam eines aus dem Käfig; es wurde nach langem Suchen auf dem Raſen und ſehr auffallend gefärbt wiedergefunden: es war in unregelmäſſigen Platten ſchwarz und weiß gefleckt, wobey erſtere Farbe vorſchlug; die Seiten des Thiers waren dabey ſehr eingefallen. Wenn man ſie dadurch in Leidenſchaft ſezte, daß man ſie packte, wurde die grünliche Farbe gelb-grau mit einer Menge rother Punkte gleich Nadelköpfen, zugleich ſchwollen ſie ſtärker an als je. Im Tode, der aus Mangel an Mücken erfolgte, färbten ſie ſich purpurn und gelb; dieſe Farben wurden mit der zunehmenden Schwäche immer glänzender und erſchienen im Augenblicke des Todes am glänzendſten. Die Farbe der Körper, auf denen die Thiere ſaßen, hatte nie den mindeſten Einfluß auf ihre Färbung; aber das Thier iſt ſo durchſichtig, daß ich gewiß bin, einmal bey hellem Sonnenlicht die Gitterſtäbe des Käfigs durch den Körper durch geſehen zu haben.“

Von jeher ſind über die Urſache dieſes ſonderbaren Farbenwechſels die verſchiedenſten, zum Theil albernſten Meynungen aufgeſtellt worden. Der eine ſuchte ſie blos in der Brechung des Lichts, ein anderer meynte, das Thier bekömme oft eine Art vorübergehender Gelbſucht; viele ließen ſich nicht nehmen, die verſchiedene Färbung ſey blos ein Widerſchein der Körper, auf die ſich das Thier ſetze. Das Wahrſcheinlichſte und Natürlichſte iſt wohl, mit den meiſten Naturforſchern anzunehmen, daß das in Folge des unregelmäßigen Athmens in größern Zwiſchenräumen bald dunkler, bald heller gefärbte Blut,

bey der feinen, durchscheinenden Haut des Thiers, die Hauptursache dieses Wechsels sey. Alle Nüancen kann aber diese Annahme nicht erklären, und wir glauben, daß es nothwendig ist, bey Erklärung der Erscheinung auf den verschiedenen Grad von Spannung Rücksicht zu nehmen, den die Haut durch die mehr oder minder gefüllten Lungen erleidet, und wodurch sie die Lichtstrahlen bald so, bald anders bricht.

Der Mensch wechselt nun zwar zum Glück seine Farbe nicht so grell und oft, als unser Chamäleon, und damit sein Rücken in den Farben des Regenbogens spiele, bedarf es bekanntlich der derben Berührung harter Körper von außen; das Farbenspiel seines Gesichts bleibt in der Regel in den Grenzen zwischen dem hohen Roth der Schaam und des Zorns und dem Weiß des Schreckens und der Wuth, aber in seiner symbolischen Sprache ist er ein wahres Chamäleon: er wird vor Aerger grün und gelb, er wird schwarz vor Bosheit und blau vor Wuth. Bekannt ist ja ohnehin, daß ganze Nationen Chamäleonsartig die Farbe wechseln, daß ein Volk, das, von der Lust der Revolution geblähet, eben noch Federbüsche und Flaggen in bunten Farben schillern ließ, über Nacht zu bourbonischem Weiß abbleichen und diesen Prozeß in kurzer Zeit wiederholen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Als vor einigen Wochen die Direktoren der Themse-Tunnel-Unternehmung den Actionären in einer Versammlung einen Bericht über die Schritte vorlegten, welche sie zur Vollendung dieses großen Werkes versucht hatten, erwähnten sie, daß sie den Ministern (und man darf nicht vergessen, daß der Herzog von Wellington selbst mit einer nicht unbeträchtlichen Summe seines Privatvermögens bey dieser Unternehmung interessirt ist) unter andern den Plan vorgelegt hätten, durch legislative Vergünstigung die noch nothwendigen Gelder vermittelst einer oder mehrerer Lotterien aufbringen zu dürfen, im Falle das Parlament die Bewilligung einer unmittelbaren Unterstützung oder eines Darlehens aus dem Staatsfond nicht für geeignet halten sollte. Der Kanzler der Schatzkammer habe ihnen aber hierauf erwiedert: „daß die Minister auf keinen Fall beym Parlamente den Vorschlag zu einer Lotterie vorbringen, vielweniger denselben unterstützen könnten, da der Staat dieses Institut auf immer abgeschafft habe, und Privaten nie das bewilligt werden könne, was die Legislatur als nachtheilig für die Wohlfahrt der Nation anerkannt habe.“ In dieser Antwort liegt viel Großartiges, und die Grundsätze, welche sie ausspricht, sollten den Staatsmännern, denen das günstige Schicksal in unserer großen Zeit die Leitung der Völker anvertraut hat, als Muster von Weisheit und Patriotismus vorleuchten; sie verdienen, daß jeder Patriot, der es wohl mit seinem Vaterlande meynt und dessen Stimme über die öffentliche Verwaltung seines Landes nicht ganz verhallt, sich als ihr muthiger Vertheidiger bekenne. Es ist erfreulich, hier einmal zu sehen, daß der brittische Staat nicht immer nach Pounds, Shellings und Pences rechnet. Wie wenig Nachahmungswürdiges die auswärtige Politik Englands in der neuern Zeit auch darbietet, so verdient doch hierin die Regierung wirklich Bewunderung, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, unter welchen die Lotterie im hiesigen Lande abgeschafft und auf ewig aus den Kolumnen der Staatseinnahmen gestrichen wurde. Dieses verderbliche Institut bildete bekanntlich einen nicht unbeträchtlichen Theil der direkten Einnahmen, da hierbey noch das Pachtsystem galt; dennoch wurde es aufgehoben, in einer Periode, wo der ganze Finanzzustand der Nation nichts weniger als glänzend ist, und wo die öffentlichen Lasten weniger als je eine Schmälerung in irgend einer gewissen Einnahme ertragen können; aber das ganze Lotteriewesen ward in unsern Parlamentshäusern allgemein verabscheut. Die unternehmendste Nation auf Erden verwarf eine solche vom Staate dem Volke gebotene Unternehmungsanstalt, die Frucht eines beschränktern Jahrhunderts, und erklärte, man könne Gott und dem Teufel nicht zugleich dienen, d. h. der Staat, der fortdauernd die Aufgabe zu lösen hat, das Gute zu befördern und das Schlechte zu verhindern und zu entfernen, dürfe nicht mit Schachergeist Spielbillette dem Volke verkaufen und ihm den Weg zu unnützer Verschwendung, zur Entnervung seiner moralischen Kraft und zu jedem niedrigen Laster bahnen, damit er, der Staat, von dem unwissenden, ununterrichteten Bürger etwa zehn Prozent und das Leihhaus oder sonst ein Wucherer fast eben so viel ziehen möge. Wenn ich nicht irre, so ist der Ertrag mancher Lotterien in Deutschland zur Unterhaltung der Zucht- und Zwangshäuser des Landes bestimmt, gerade wie man gewöhnlich hier in London neben den Branntweinhäusern, wo die Laster der niedern Volksklassen in mannichfaltigen Gestalten wuchern, die Insignien der Pfänderleiher, die drey Kugeln, erblickt; beyde Anstalten stehen in wechselseitiger Verbindung; das Blühen der einen hängt von dem der andern ab, und wäre mir die Ausarbeitung einer Rangordnung übertragen, ich würde auf den Lotteriecollecteur unmittelbar den Kettermeister folgen lassen. Dieses privilegirte, aus Welschland zu den nördlichen Völkern Europa's eingeführte psychische Pestübel ist nun durch die Bemühungen unserer Staatsärzte, der Legislatoren, aus unserer Insel gänzlich verbannt, und das Volk, worunter hier immer im römischen Sinne die Nation in ihrer Gesammtheit verstanden wird, ist von einem furchtbare Verheerungen anrichtenden Seelenkrankheitsstoffe befreyt worden, der in frühern Zeiten mehr Selbstmorde, Vergehen und Verbrechen veranlaßte, als alle übrigen, in der Menschenbrust schlummernden Leidenschaften. Die Ausbängeschilder der Bish's Carroll's und so vieler anderer vormaligen Verbreiter des Unwesens sind abgenommen, die an die Fenster gehefteten, mit so vielen lockenden Devisen umgebenen Lotteriebillette haben den Erzeugnissen des Gewerbfleißes Platz gemacht; man träumt weniger, denkt aber desto mehr, wie durch Thätigkeit das Auskommen gesichert und vermehrt werden könne; daher die rasch fortschreitende Vermehrung der Einlagen in die Sparkassen, der Gesellschaften zur Versorgung in Krankheiten, im hohen Alter u. s. w., die sämmtlich auf die sittliche Verbesserung der geringern Volksklassen wohlthätig wirken, und es wird und kann bey uns niemals so weit kommen, wie in der benachbarten Hauptstadt Paris, wo jährlich über ein Drittheil der Sterbenden in den Hospitälern seine Tage beschließt, und mehr als die Hälfte auf Stadtkosten beerdigt werden muß. Nein, eine solche Höhe des Elends ist uns hier eben so fremd, wie der innere Haushalt des Kaisers von China. Gottlob! daß ein solcher Zustand uns hier unbegreiflich bleibt! Das hiesige Volk leidet zwar in manchen Beziehungen jetzt vielleicht mehr als in frühern Zeiten, es wandelt nicht auf Rosen, aber dieß ist nicht seine Schuld; auf Pitt kann es hinweisen, der einen großen Theil seines Ruhmes mit Anweisungen auf die Arbeit künftiger Geschlechter erkaufte, wogegen die vorigen Minister, wollte man an sie die Frage richten: „Was habt Ihr Großes für das Volk gethan?“ mit vollem, gerechtem Stolze antworten können: „Wir haben die Lotterie abgeschafft.“ R—s.

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. September 1829.

Ozean der Welten, Sterne sind Tropfen des Ozeans,
Wir kennen dich nicht! —
Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versank, ich versinke, geb unter
In deiner Welten Ozean!

Klopstock.

Herschels lezte Untersuchungen über den Fixsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Herschels Verdienste um die Sternkunde sind im Allgemeinen wohl bekannt und hinreichend gewürdigt; die Welt weiß, daß sie ihm die Entdeckung des Planeten Uranus und seiner Monde zu verdanken hat, wodurch die Grenzen unseres Sonnensystems auf das Doppelte ausgedehnt worden sind. Aber dieser große und unermüdliche Himmelsbeobachter, der die Tiefen des Universums mit einem Eifer durchforschte, wie vielleicht vor ihm kein Sterblicher, nahm in den lezten Jahren seines Lebens einen noch erhabeneren Flug, indem er, nicht zufrieden mit der Grenzbestimmung Eines Sonnensystems, Maße für die Ausmessung des ganzen Fixsternhimmels, dieses Alls von Sonnensystemen, suchte, in dessen Unermeßlichkeit sich das unsrige einzelne gleich wie ein Punkt verliert. In einer, kurz vor seinem Tode durch die philosophischen Transaktionen bekannt gemachten Abhandlung, die wir als das lezte Vermächtniß des brittischen Astronomen, gleichsam als seinen astronomischen Schwanengesang zu betrachten haben, gibt er Rechenschaft von einem, in dieser Ausdehnung zuerst *) von ihm angewendeten, äußerst sinnreichen Verfahren, um die Entfernungen der verschiedenen Fixsterne von der Erde zu bestimmen, und somit immer tiefer in die Unendlichkeit der Himmel einzudringen. Diese Untersuchungen, welche Deutschland bis jezt weniger allgemein kennen gelernt hat, sind es, deren Hauptmomente wir hier auf leicht faßliche Weise vorlegen wollen; und wir rechnen dabey auf den Dank aller derjenigen, die ein inneres, unabweisbares Bedürfniß aus der Enge der irdischen Beschränkung hinaus in jene Unendlichkeit des Sternenhimmels treibt.

Man muß sich, zur Verständniß des Folgenden, zuerst daran erinnern, daß die Fixsterne nach Maßgabe der Stärke des Lichtes, mit welchem sie uns erscheinen, in mehrere Ordnungen eingetheilt werden; diejenigen dieser glänzenden Himmelskörper, welche bereits in der Dämmerung sichtbar werden, wenn die Sonne noch nicht tief unter den Horizont herabgesunken ist, heißen Sterne erster Größe, zu denen z. B. Sirius, Wega, Kapella, Arcturus u. a. m. gehören, welche allgemein bekannt sind; und so unterscheidet das unbewaffnete, aber scharf sehende menschliche Auge bey den Fixsternen sechs, ja selbst sieben solcher Lichtabstufungen, was eben so viele Ordnungen oder „Größen" der Sterne gibt, als deren Gegensaz man die, nur durch das Fernrohr sichtbaren, oder telescopischen Sterne zusammen begreift. Die Hauptursache dieses ungleichen Glanzes der Fixsterne ist unzweifelhaft die Verschiedenheit ihrer Entfernung, so daß also zwischen der Lichtabstufung und der Entfernung

*) Wir werden unten sehen, daß Huygens vor Herschel einen ähnlichen Gedanken gehabt hat; aber auch nur einen ähnlichen.

ein gewisses Verhältniß besteht, welches wir eben aufzusuchen haben. Sind nämlich, wie uns alles anzunehmen zwingt, die Fixsterne Sonnen, gleich oder ähnlich der Sonne, welche über unser Planetensystem Erwärmung und Erleuchtung verbreitet, so dürfen wir denselben im Allgemeinen einen mittleren, gleichen Glanz, eben so wie eine mittlere gleiche Größe beylegen, und also, wie gesagt, den Unterschied der Lichtstärke, in der wir sie gewahren, so ziemlich auf die Verschiedenheit ihrer respektiven Entfernungen beziehen. Ein bekanntes Gesetz der Photometrie oder Lichtmeßkunst lehrt aber, wie sie sich in ihrer Sprache ausdrückt, daß die Stärke der Erleuchtung nach dem Quadrate der Entfernung abnimmt, d. h. daß die Lichtstärke in der doppelten Entfernung viermal, in der dreyfachen neunmal u. s. w. so groß seyn, oder mit den Worten des gemeinen Lebens, daß in der doppelten Entfernung vier, in der dreyfachen neun Lichter u. s. w. brennen müssen, um den nämlichen Glanz hervorzubringen. Umgekehrt aber folgt daraus, daß, wenn von zwey gleich großen und an und für sich gleich glänzenden Kugeln, die eine nur mit einem Viertel vom Lichte der andern erscheint, jene zwey Mal so weit als diese von uns entfernt seyn muß; und wenn es also Mittel gäbe, um zu bestimmen, daß der Lichteindruck eines gewissen Sterns auf unser Auge vier Mal geringer ist, als z. B. derjenige, welchen der Sirius darauf hervorbringt, so würden wir, unter den obigen Voraussetzungen, aus diesem einzigen Umstande mit Grunde schließen, daß dieser Stern doppelt so weit als der Sirius von der Erde entfernt sey. Dieß ist das einfache Princip, auf welchem die nun zu entwickelnde sinnreiche Verfahrungsart des brittischen Astronomen beruhet, mittelst welcher er unternahm, die in Erstaunen setzenden Tiefen des Himmels auszumessen.

Zuerst suchte er unter sehr vielen Teleskopen mit großer Vorsicht diejenigen zwey aus, die, wenn man einen und denselben Stern abwechselnd durch das eine und das andere betrachtete, ein völlig gleiches und gleich helles Bild desselben gaben; diese Teleskope waren siebenfüßig und von 118maliger Vergrößerung; bey der großen Uebung, die Herschel in einem beständigen Umgange mit dem Himmel erworben hatte, durfte angenommen werden, daß bey dieser Wahl, von welcher freylich die ganze Genauigkeit der Bestimmung abhängt, durchaus keine subjektive Täuschung im Spiel gewesen sey. Mit dem einen dieser Fernrohre nahm man gar keine Veränderung vor; bey dem andern aber wurde eine Vorrichtung angebracht, um die Oeffnung genau nach einem gewissen Verhältniß, z. B. um ein Viertel oder um die Hälfte, oder auch um drey Viertel u. s. w. verkleinern zu können. Auf diese Weise nämlich bietet das Fernrohr ein Mittel dar, um über die ungleiche Lichtstärke zweyer Objekte ein zuverläßiges Urtheil zu fällen; denn wenn man z. B. bey einem gewöhnlichen Tubus die Hälfte des Objektivglases bedeckt, so wird das Bild im Rohre nur noch durch halb so viele Strahlen hervorgebracht, der Lichteindruck auf das Auge wird also auch nur halb so groß seyn. Die Schätzung des unbewaffneten Auges dagegen unterliegt gewissen Nebeneindrücken, indem dasselbe nicht sowohl über die Stärke des Lichteindruckes selbst urtheilt, als vielmehr blos von dem Glanze bestochen wird, der die Reinheit jenes Urtheiles verwirrt. Alles dieses wird durch bloßes Nachdenken vollkommen klar, und man überzeugt sich namentlich, daß es nur darauf ankomme, drey Viertel der Oeffnung eines Fernrohrs zu verdecken, um einen leuchtenden Gegenstand nur noch im vierten Theile der Lichtstärke zu sehen, in welcher derselbe vor der Verdeckung erschien.

Dieß vorausgesezt, wurden nun die beyden also eingerichteten Teleskope neben einander aufgestellt, und während Herschel das eine derselben mit der unverminderten Oeffnung auf einen Stern zweyter Größe richtete, so wurde dagegen die Oeffnung des andern so lange verkleinert, bis ein dadurch betrachteter Stern erster Größe genau nur in der Lichtstärke jenes Sterns der zweyten Größe erschien. Auf diese Weise ward bey Anwendung der oben gemachten Schlüsse gefunden, daß z. B. der Polarstern nur ein Viertel des Lichteindruckes auf unser Auge hervorbringt, welchen Arcturus erregt, daß der Polarstern also doppelt so weit von der Erde entfernt sey als Arcturus; auf dieselbe Weise verglich Herschel andere Sterne mit dem Sirius, dem schönsten und glänzendsten unter den Fixsternen erster Größe, über dessen wirkliche Entfernung von der Erde unten das Nähere vorkommen wird, und fand durch solche successive Vergleichungen, daß der Abstand derjenigen kleinsten Sterne von uns, die man zur sechsten und siebten Größe rechnet, auf wenigstens fünfzehn Siriusfernen angeschlagen werden müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Java.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

(Fortsetzung.)

„Es würde sehr interessant seyn," fiel X. ein, „eine nach diesem Principe bearbeitete vergleichende Tabelle über alle Nationen des Erdbodens zu besitzen; sie würde vielleicht für diejenigen nicht ohne Nutzen seyn, welche die Fortschritte der Civilisation der Völker zu ihrem Studium machen. An der Spitze der Pyramide würden wir den Starken der Halle zu Paris, den Kohlenträger (Coalheaver) Londons, den Lastträger (Bylije) Amsterdams, und an ihrer Basis den Dayak Borneos sehen, der drey Monate braucht, um sich die Binse auszuhöhlen, womit er seine vergifteten Pfeile bläst." Indem

wir uns aus dem Hafen (welcher, im Vorbeygehen gesagt, für die Schiffe wenig Bequemlichkeit darbietet) nach dem Hause des Herrn A. begaben, konnten wir alle Merkwürdigkeiten von Anjer sehen; nämlich das alte Fort, die Kasernen, den Wasserbehälter, zwey oder drey chinesische Häuser, und die Wohnung des Agenten der Handelsgesellschaft.

Der freundliche und herzliche Empfang, den wir bey Herrn A. fanden, gab mir eine sehr vortheilhafte Idee von der Gastfreundlichkeit unserer Landsleute auf Java, von welcher man mir zwar schon viel gesprochen, aber zugleich gesagt hatte, daß sie minder allgemein geworden sey, weil die Vermögensumstände mehr beschränkt und die Besoldungen so sehr vermindert sind, daß sie nur für das unumgänglich Nothwendige ausreichen. „Die Zeiten haben sich in der That geändert," sagte mir Herr X., „aber nicht die Herzen, und das Vergnügen, einen Freund an seinem Tische zu bewirthen, wird wohl das Lezte seyn, das man sich hier zu Lande versagt."

Man hatte angespannt und wir nahmen Abschied. Das erste, was mir auffiel, als ich in den Wagen stieg, war die Tracht des Kutschers und die Kleinheit der Pferde. Jener war barfuß, trug eine enge Hose von roth gestreiftem Gingang, eine Jacke von großgeblümtem Zitze, am Gürtel zurückgeschlagen, so daß man einen großen Dolch (Cris) sehen konnte, der im Gürtel stack. Statt des Hutes hatte er eine Art umgekehrten Korbes auf dem Kopfe, welcher mittelst eines Kinnbandes von rothem Tuche befestigt war. „Dieß ist die Kopfbedeckung der Buginesen und Makassanen," sagte mir X., „aber sie ist ziemlich allgemein unter den Javanesen, wenn sie reisen; und wahrlich, keine könnte für das Klima passender seyn; daher machen auch die Europäer davon Gebrauch, wenn sie zu Pferde eine Reise ins Innere unternehmen wollen. *) Dieser Toudoun, wie man ihn nennt, ist von feinem geflochtenem Bambus gemacht und folglich sehr leicht. Er ist bemalt, gefirnißt und oft mit Vergoldungen geschmückt. Da die Krempe sehr breit ist, so sind Ohren und Hals gleichfalls vor Sonne und Regen geschüzt. Es wäre zu wünschen, daß die europäischen Soldaten hier im Felde eine, wenn auch nicht völlig gleiche, doch wenigstens minder schwere und größere Kopfbedeckung hätten als den Tschako, welcher einzig und allein den Scheitel schirmt. Der Dolch," fügte X. hinzu, „unterscheidet unsern Kutscher von den Sklaven, daher achtet er vorzüglich darauf, daß derselbe in's Gesicht falle. Alle Javaner sind immer bewaffnet, entweder mit einem Cris oder mit einem Golok (eine Art kurzen Säbels, in hölzerner Scheide), oder mit einem Badó-Badó (einem kleineren Dolche als der Cris, dessen Klinge gerade ist); diese verschiedenen Waffen sind gewöhnlich von ausgezeichneter Härte, und ihr Preis wird gewöhnlich nach dem Alter berechnet, ohne Rücksicht auf die Fassung, obwohl man bey den Häuptlingen Dolche sieht, deren Griff und Scheide von sorgfältig gearbeitetem Silber oder Golde, oder selbst mit Edelsteinen besezt sind."

Als wir Anjer verließen, hatten wir zuerst einen ausnehmend holzreichen Hügel zu besteigen. Nachdem wir auf dem Gipfel angekommen waren, was sehr schnell geschah, da der Kutscher seine Pferde in starken Galopp gesezt hatte, genossen wir, wenn wir uns umwandten, eines entzückenden Anblicks: zu unsern Füßen das Meer, glatt, wie ein Spiegel, in einiger Entfernung die zahlreichen kleinen Inseln der Sunda-Straße und das Schiff, welches wir so eben verlassen hatten und welches majestätisch auf dieser flüssigen Ebene mit ausgebreiteten Segeln dahinstrich.

Die vier Posten, welche wir bis Ceram, der Hauptstadt der Residenzschaft Bantam, hatten, legten wir in drey kleinen Stunden zurück; die Pferde, obschon klein und von keinem vortheilhaften Aussehen, waren immer im vollen Trab oder Galopp, und einmal in Lauf gesezt, hielten sie nicht eher als beym Posthause an, wo zwey Minuten für frische Bespannung hinreichten; bey jeder Anhöhe trieb der Kutscher, zu meinem großen Erstaunen, durch starkes Klatschen mit der Peitsche seine Renner an; da die Pferde mehr Feuer als wirkliche Kraft haben, so müssen sie sich außerordentlich anstrengen, um die Höhen zu gewinnen; ließe man sie aber erschlaffen oder anhalten, so würde man ziemliche Mühe haben, sie wieder in Gang zu bringen; daher ist man auch gezwungen, ihnen Büffel vorzuspannen, wenn man hohe Berge, wie den Megamendong oberhalb Buitenzorg, den Polla und andere in den Preanger Residenzschaften zu bereisen hat.

„Die Provinz Bantam, die wir jezt durchziehen, sagte mir mein Reisegefährte, ist eine der interessantesten unserer Insel; Civilisation und Ackerbau haben daselbst erstaunliche Fortschritte gemacht, seit ungefähr zwanzig Jahren, wo sie definitiv zu den Regierungsbezirken geschlagen wurde. Früher befand sich daselbst ein Sultan, welcher, obgleich Verbündeter oder vielmehr Vasall der Kompagnie, unabhängig genug war, um das Gedeihen der Industrie und des Ackerbaues zu hindern; als er aber sich feindlich zeigte und die Waffen gegen unsere Regierung ergriff, sandte General Daendels Truppen gegen ihn; er wurde bald bezwungen, apanagirt, und seine Staaten kamen unter die unmittelbare Verwaltung der Regierung. Seitdem das Volk von Bantam nicht mehr mit willkührlichen Taxen belastet, und vorzüglich, seitdem das System der Landrenten eingeführt ist, und der Landmann von sei-

*) Die Kopfbedeckung, wovon unser Reisender spricht, tragen auch die javanischen Weiber, wenn sie ausgehen, ernten oder auf dem Felde arbeiten.

ner Arbeit einen Erlös bezieht, der seinen Gewerbfleiß anspornt, hat sich der Anblick dieser Provinz beträchtlich geändert. Seine Bevölkerung hat sich vermehrt, und damit auch die Einkünfte der Regierung.

Nach dem Reisbau ist eine der ergiebigsten Quellen der Residenzschaft Bantam ihr Ueberfluß an Vieh. Der Büffel, dieses für Java so nützliche Thier, welches den europäischen Ochsen sowohl für den Feldbau als für den Waarentransport und als Schlachtvieh ersetzt, gelangt auf den üppigen Wiesen dieser Insel zu ausnehmender Größe und Stärke. Man zieht hier gleichfalls eine große Menge Ziegen, welche die Bewohner regelmäßig auf die Märkte in der Umgegend von Batavia bringen, wo sie dieselben mit großem Vortheil verkaufen, da die Malayen sich gerne von dem Fleische dieser Thiere nähren, und es selbst dem Fleisch der Schaafe vorziehen, die hier selten und schlecht sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Die Festlichkeiten, welche in den verflossenen Monaten Berlin auf ungewöhnliche Weise lebendig machten, werden Ihre Leser schon aus allen politischen Zeitungen vollständig kennen. Meine Erzählung käme zu spät, und nachträgliche Relationen von Celebritäten und Hof- und Staatsaktionen finden heut zu Tage nicht mehr so ihr Publikum (am allerwenigsten das, welches die Journale liest), wie in den gesegneten Tagen der Königin Elisabeth, wo das Fest von Kenilworth noch Jahre lang, nachdem das Kolophonium verblizt war, über das frohe England leuchtete, vermöge der Relationen einiger so pflichtgetreuen und begeisterten Referenten, daß einer von ihnen noch vor Kurzem einen berühmten Dichter zu einer neuen Beschreibung des Festes inspirirte. Die herzliche Theilnahme unsers Volks an der Vermählung des Prinzen Wilhelm und am Besuche der Kaiserin von Rußland stand gewiß nicht der Freude nach, welche Englands Volk für seine geliebte Königin damals an den Tag legte. Was den mannichfaltigen Feyerlichkeiten aber einen besondern Reiz gab, war, daß das Fest nicht Schein war, daß neben der Politik das Herz sprach, daß die Haupt- und Staatsaktion verschwand und das große Familienfest mitten im wohlberathenen Ceremoniell extemporirt wurde. Auch was man sonst an den großen Festen unserer Zeit tadelt, daß alles Charakteristische der Feyerlichkeit im Militärwesen untergehe, war hier nicht der Fall. Neben den Parademärschen, den Kanonenschlägen und der türkischen Musik machte sich die Kunst geltend. Die Poesie that mit Freuden das Ihrige, ein harmlos freudiges Fest mitzufeyern, und man sieht, was selten ist, den erschienenen Gedichten an, daß ihre Verfasser nicht allein auf die Bestellung gewartet hatten. Nach diesem Jubel scheint Berlin öde und verlassen.

Von einem andern, nichtfestlichen Ereignisse haben die Zeitungen nicht minder berichtet, von dem Sturz des Königsstädtischen Theaters. Einen eigentlichen Sturz kann man es noch nicht nennen, insofern man darunter ein endliches Liegenbleiben, eine Ruhe in den Trümmern versteht. Das Theater liegt weder, noch ruht es, denn es wird noch immer fortgespielt, es ist aber in einem immerwährenden Stürzen. Wie lange diese Bewegung anhalten kann, ist nicht wohl vorauszusehen, ob es gleich seit Beginn in einem Stürzen sich befunden hat. Unter Stürzen verstehe ich nämlich, wenn ein Theater nichts dafür thut, sich auf die Dauer zu basiren, wo die Dirigenten keine andere Aussicht haben, als von der Hand in den Mund zu leben, und wo ihre ganze Spekulation darauf hinausläuft, für den Augenblick das meiste Geld zu machen. So ist seit Anbeginn, unter allen Verwaltungen gewirthschaftet worden, nur daß jede folgende Direktion mehr Entschuldigungsgründe hatte, als die vorhergehende, denn je weiter ein Körper ins Fallen gekommen ist, um so schwieriger ist es, ihn aufzuhalten. Jezt fragt es sich nur noch, wer wird der seyn, in dessen Händen der Körper zerschellt, oder wer wird den lezten Schaden tragen? Schon seit Anfang dieses Jahres sah man die Krisis mit schnellen Schritten ankommen. Um das verderbliche Prinzip der Verwaltung noch schneller an den Abgrund zu führen, in dessen Nähe es gebaut hatte, kamen viele unvorhergesehene Unglücksfälle. Die alte Direktion erklärte de facto ihr Unvermögen, und nach einer Uebereinkunft, die noch nicht ganz klar ist, übernahm der Inhaber der königlichen Concession, Hr. Cerf, die Verwaltung, vorläufig bis Ausgang dieses Sommers. Ende Septembers soll es sich entscheiden, ob und wie das Theater fortbestehen kann, und welche Entschädigung die Aktionäre zu erwarten haben. Hr. Cerf hat in der Art und Weise, wie seine Vorgänger wirthschafteten, fortgefahren, nur daß er mit etwas schnellern Schritten gegangen ist, wie sich das von selbst versteht nach unserm Gleichniß vom fallenden Körper. Sängerinnen, Komiker und Thiere sind aus der Fremde verschrieben worden und schnell hinter einander aufgetreten, um durch grellen Wechsel des Gebotenen die Ungeduld zu befriedigen. Die Thiere haben in ganzer Masse die Bretter unter Anführung des Hrn. Tourniaire betreten; jedoch haben die Reiterstücke dieser Gesellschaft nicht den Beyfall erworben, welchen Franconi vom Pariser Publikum und zwar auf die Dauer sich zu verschaffen weiß. Zu Schauspielen der Art gehören andere Vorbereitungen und eine so geschickt und täuschend arrangirte Scenerie, wie in dem Cirque olympique. Timur, und die Räuber in den Abruzzen haben am meisten Beyfall gefunden. Die Eroberung von Varna, von der man sich viel versprach, ist den Reitern des Hrn. Tourniaire nicht so gelungen, wie den Russen. — In einem solchen Zustande der gährenden Elemente kann man nicht wohl erwarten, daß die Kunst der Schauspieler gewinnt. Ich verliere kein Wort, um die allgemeine Jeremiade über den Verfall der Theater zu vergrößern, aber zwischen den Beinen der Quadrupeden haben Thalia und Melpomene schon genug gethan, wenn sie nicht zertreten werden.

In diesem Augenblick gastirt Ignaz Schuster aus Wien auf dieser Bühne. Berlin sieht zum erstenmale diesen berühmten Komiker. Man erkennt den feinen Schauspieler, den Charaktermaler; einen Komiker sollte man aber nicht anders beurtheilen, als in der Mitte der kleinen Welt, aus der er geboren ist oder für die er lebt. Wie die Genies überhaupt, sind auch die mit einer solchen ursprünglichen vis comica begabten, daß sie überall gilt, nur selten. Außerdem ist das Publikum dieses Theaters nicht mehr gewohnt, an durchgeführten Charakterrollen sich zu erfreuen. Es will schlagenden Genuß.

Von der königlichen Bühne, und wie Berlin in diesem Sommer statt eines Volkstheaters eine Volkslustbarkeit in seinem Tivoli erhalten, in meinem nächsten Briefe.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. September 1829.

Wer der Seele glüh'n des Osten
Bunte, warme Lebensbilder.

F. Schmitt.

Skizzen aus Java.
Aus dem Schreiben eines Reisenden.

(Fortsetzung.)

Die groben Wollenzeuge (eine Art Gingang), die man in der Residenzschaft Bantam verfertigt, sind von den Bewohnern im Osten von Batavia sehr geschäzt, und bilden einen nicht unwichtigen Handelszweig. Man verfertigt hier Ananaszwirn, Töpferwaaren, sehr geschäzte Binsen- und Bambusmatten, und einen sehr feinen Kalk, der im ganzen Archipel für den Bewurf und die Beweißung der europäischen Häuser guten Absatz findet, während die Eingeborenen sich desselben zur Bereitung ihres Betels oder Seris bedienen.

Als wir uns Ceram näherten, wurde die Straße, nachdem sie durch einen ziemlich sumpfigen Landstrich geführt hatte, immer angenehmer; zur Rechten und Linken sind herrlich bebaute Reisfelder, und in geringen Entfernungen finden sich Kampengs oder Wohnungen der Javaner, die nur durch die dichten Bäume angedeutet werden, von denen sie umgeben sind; einige Warongs oder kleine Herbergen, auf der Straße zerstreut, bieten dem Reisenden Gelegenheit sich zu erfrischen, des Nachts zu schlafen, oder während der größten Tageshitze sich zu bergen.

Ich fragte meinen Reisegefährten, ob wir zu Ceram einen Gasthof finden würden. „Ja," antwortete er mir, „man findet deren in allen Hauptörtern der Residenzschaft, aber der Resident S., der lange zu Surabaya gewohnt hat, würde es mir sehr übel nehmen, wenn wir anderswo als bey ihm abstiegen; seyn Sie versichert, Sie werden dort willkommen seyn." Wirklich führte uns der Kutscher gerade zu in die Residenz, wo wir auf die verbindlichste und gefälligste Art empfangen wurden.

Das Haus des Residenten zu Ceram ist neu, von einfacher, aber gefälliger Bauart; auf eine von Säulen getragene Vorhalle folgen zwey große Säle oder innere Gallerien, fünfzig Fuß lang und zwanzig breit, an deren Enden sich die Schlafzimmer befinden. Küche und Zubehör, Dienstbotenkammern u. s. w., sind außerhalb des Hauptgebäudes, wie in allen europäischen Häusern auf Java. Die Geschäftszimmer des Residenten und die Schatzmeisterey befinden sich ebenfalls hinter dem Hause. Die Residenz ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut, von welcher man eine ziemlich hübsche Aussicht genießt.

Nach einem vortrefflichen Mittagessen kamen die Sklaven und boten Kaffee und Havannah-Cigarren herum. Ich war äußerst überrascht, als ich plötzlich in kurzem Trotte einen jungen Elephanten mit seinem Cornac (Führer) ankommen sah; dieser ließ ihn mehrere Kunststücke machen, die Treppen der Vorhalle auf- und absteigen, eine Bouteille entstöpseln, Geldstücke aufheben u. s. w.

Später kam ein noch interessanterer Besuch, der mir Gelegenheit verschaffte, meine Bemerkungen über den Charakter der Eingebornen anzufangen, um so mehr, als ich während meiner Reise etwas Malayisch gelernt hatte und daher der Unterhaltung in dieser Sprache so ziemlich folgen

konnte. Es war dieß der Regent des Distrikts, der dem Residenten seine Aufwartung machte; sein Gefolge bestand aus fünf bis sechs Javanern, wovon der eine seinen Payong (großen Regenschirm, dessen Farbe und vergoldete Streifen den Rang und Stand der Häupter bezeichnen), der andere die Seribüchse, ein dritter ein silbernes Spucknäpfchen trug u. s. w. Als sich der indische Häuptling der Gesellschaft näherte, bemerkte ich, daß er für jede Person, die gegenwärtig war, einen eigenen Gruß brauchte; er neigte sich tief vor dem Residenten, indem er seine beyden Hände ausstreckte, als wollte er ihm die Knie berühren, was dieser verhinderte, indem er seine Hand ergriff und freundlich drückte. Einer minder tiefen Verbeugung, die er dem Sekretär machte, indem er ihm eine Hand bot, folgte ein leichtes Kopfnicken, und ein Tabé touan (guten Tag, mein Herr), was den übrigen Personen der Gesellschaft galt. Nachdem er endlich den Stuhl angenommen, welchen ihm der Herr des Hauses neben sich angeboten hatte, stellte er ihn einige Schritte weiter zurück und sezte sich; zwey seiner Diener nahmen in hockender Stellung hinter ihm Platz, beständig bereit, ihm Seri oder das Spucknäpfchen zu reichen, während die übrigen außerhalb der Vorhalle sich niederließen. Die Unterhaltung wurde bald allgemein, und während ihrer ganzen Dauer reichten Diener wiederholt Thee oder Wein mit Selterser Wasser herum, welches man in Indien Ayer Hollanda (holländisches-Wasser) nennt, ein äußerst angenehmes und in den heißen Ländern sehr zuträgliches Getränke, wovon man vielleicht nirgends so allgemeinen Gebrauch macht als auf Java. Eine Parthie Wist beschloß diese angenehme Abendunterhaltung.

Des anderen Tages, mit Sonnenaufgang, waren wir im Wagen; die herrliche Morgenkühle erlaubte uns nach Herzenslust die Schönheiten der Landschaft, die wir durchreiseten, und die bezaubernden Aussichten, die sich unseren Blicken darboten, zu bewundern; vor allem wurden wir nicht müde, zu unserer Rechten die hohe Bergkette zu beschauen, welche die Insel ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, und die zu jeder Stunde des Tages mit Wolken gekrönt, die mannigfachsten und malerischsten Ansichten gewährt.

Drey Posten von Ceram sezten wir auf einer Flöße (Rassak), die auf einigen kleinen Nachen ruhte, über den Fluß Tjikandie, welcher in der Residenzschaft Bantam entspringt, wo er den Namen Tji-dourian führt.

Wir begegneten hier dem Amtmanne oder Schout des westlichen Distriktes der Residenzschaft, welche wir betreten hatten; er machte so eben seine Runde zu Pferde, begleitet von zweyen oder dreyen seiner Oppassers (Aufpasser), einer Art Gensdarmen des Landes. Er war ein Bekannter meines Reisegefährten, und während sich dieser mit ihm unterhielt, ergözte ich mich daran, das für mich ganz neue Kostüme seiner Begleiter zu betrachten. Es waren Javaner von ganz trozigem Aussehen, welche Beinkleider und Jacke von blauem Tuche, mit grünem Kragen und Aufschlägen, über einer weißen Weste trugen. Sie hatten, wie alle Eingebornen, ein farbiges Tuch um den Kopf gewunden und darüber einen flachen, weiß bemalten Tondoren (Hut); ein kleiner Infanteriesäbel hing an ihrer Seite; sie waren unbeschuht und hatten an dem rechten Fuße einen gewöhnlichen Sporn; ihre Pferde, ungefähr so groß wie unsere Kälber, schienen mir viel zu schwach für einen Reiter von gewöhnlicher Statur und Korpulenz, allein auf ein Zeichen ihres Chefs warfen sich die Gensdarmen auf ihre elenden Mähren und sprengten im starken Galopp davon.

Der Schout schickte sein Reitpferd zurück und stieg zu uns in den Wagen, um zu gleicher Zeit mit uns in Tangerang einzutreffen; seine Gesellschaft verschaffte uns schnellere Bedienung auf den Stationen, so wie den Beystand von ungefähr dreyßig Javanern, die auf den Feldern arbeiteten, als unser Fuhrwerk im Kothe stecken geblieben war.

Der Schout G. war ein kleiner, ganz runder Mann, etwas durch die indische Sonne gebräunt, schwazte gerne und kramte seine Kenntnisse aus, besonders in Polizeysachen; er schien sehr thätig und vollkommen an seinem Platze; da nun dieß hier so äußerst selten der Fall ist, so horchte ich um so aufmerksamer auf sein Gespräch, in welchem er uns alle Ereignisse von einiger Bedeutung erzählte, die sich zu seiner Zeit im westlichen Theile der Insel, vom Kriege in Bantam 1809 an, bis zu der Verschwörung des Whali Bachmann und der Flucht des Maas Djakeria, die erst vor Kurzem stattfand, zugetragen hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Herschels lezte Untersuchungen über den Fixsternhimmel.

(Fortsezung.)

Die Sterne von der sechsten bis siebenten Größe bilden, wie oben angeführt worden, die äußerste Grenze, bis zu welcher ein unbewaffnetes, jedoch scharfes menschliches Auge am Himmel vordringen kann, und Herschel bezeichnet die Fähigkeit des Auges, Fixsterne in dieser Weite noch zu erkennen, mit dem Ausdrucke der „Raum durchdringenden Kraft“ (space penetrating power) des bloßen Auges. Denselben Ausdruck gebraucht er sodann auch von seinen Fernröhren, und wenn er denselben eine zehn-, zwanzig-, fünfzigfache u. s. w. raumdurchdringende Kraft beylegt, so will dieß sagen, daß sie zehn-, zwanzig-, fünfzigmal weiter tragen als das bloße Auge. Wir werden die Anwendung hievon gleich

sehen. Aus dem Vorhergehenden ist schon bekannt, daß die bloße Bedeckung eines Theiles der Oeffnung eines Fernrohrs hinreicht, um die raumdurchdringende Kraft desselben, nach Maßgabe des Verhältnisses dieses Theiles, auf die Hälfte, ein Viertel u. s. w. herabzusetzen, und hernach umgekehrt, bey Wiedererweiterung der Oeffnung, auch allmählig in demselben Verhältnisse wieder zu erhöhen. Solchergestalt läßt sich also einem Fernrohre allmählig die doppelte, dreyfache, vierfache u. s. w. raumdurchdringende Kraft des bloßen Auges geben, d. h. da die leztere sich angeführtermaßen auf fünfzehn Siriusfernen erstreckt, kann man mit dem Fernrohre, bey allmähliger Wiedererweiterung seiner Anfangs zum größeren Theile bedeckten Oeffnung, nach und nach zu Sternen vordringen, welche dreyßig, fünf-und-vierzig, sechszig u. s. w. Siriusfernen von uns abstehen, und es läßt sich über das Maß dieser Entfernung aus der Vergrößerung der Oeffnung oder der raumdurchdringenden Kraft urtheilen, welche nothwendig gewesen ist, um eben jene Weiten zu erreichen.

Hiernach wird nun folgende Beobachtung, die Herschel in der gedachten Abhandlung unter mehreren andern hervorhebt, mit allen dabey gemachten Folgerungen verständlich seyn. Der Sternhaufen im Schwertgriff des Perseus, einem bekannten nördlichen Sternbilde, steht in der Milchstraße, und man entdeckt bey Anwendung stärkerer Instrumente immer neue und neue Sterne in demselben. Derselbe muß also, den obigen Principien zufolge, aus Sternen zusammen gesezt seyn, welche in immer größeren Tiefen hinter einander stehen; mit dem bloßen Auge nimmt man keinen einzigen einzelnen Stern kenntlich darin wahr, woraus nach dem Vorgetragenen folgt, daß die nächsten Sterne dieses Haufens über fünfzehn Siriusfernen entfernt sind; aber bey der Anwendung eines Fernrohres von der doppelten raumdurchdringenden Kraft des bloßen Auges, und welches also bis zu dreyßig Siriusfernen hinausreicht, werden einzelne Sterne kenntlich, deren Anzahl bey Anwendung drey-, vierfacher u. s. w. raumdurchdringenden Kraft immer größer wird. Die vierfache raumdurchdringende Kraft reicht aber schon bis zu sechszig Siriusfernen, und wenn wir unten näher sehen werden, daß Eine Siriusferne mindestens zweymal hunderttausend Halbmesser der Erdbahn, d. h. über vier Billionen *) Meilen beträgt, so würde sich unsere Einbildungskraft wohl vergeblich anstrengen, wollte sie auch nur von dieser Ausdehnung der Himmel sich einen etwas deutlichen Begriff machen. Allein bey einer Verstärkung der raumdurchdringen Kraft des Fernrohrs, durch Erweiterung seiner Oeffnung, bis auf das Sechsfache, zeigte sich, außer den schon kenntlich gewordenen Sternen, wieder weißer Schimmer, welchen eine sieben- und achtfache Kraft wieder in neue Sterne auflöste, indeß der Glanz der früher gesehenen bey jeder Verstärkung der raumdurchdringenden Kraft immer herrlicher und herrlicher hervortrat. Man verstärkte endlich die Kraft des bey dieser Beobachtung angewendeten Teleskops auf das 28fache, als das Maximum, dessen dieses Instrument fähig war, so daß man also bis zu Sternen in einer Entfernung von 28 Mal 15, d. i. 420 Siriusfernen vorzudringen vermögend war, ohne daß aller Schimmer in kenntliche Sterne aufgelöst worden wäre; ja, als man zulezt ein anderes (20füßiges) Teleskop anwendete, dessen raumdurchdringende Kraft bis zu der unermeßlichen Entfernung von 900 Siriusfernen reichend angenommen werden kann, so blieb auch jezt noch ein weißer Schimmer zurück, den auch dieses leztere Instrument nicht ganz in kenntliche Sterne aufzulösen vermochte. Aehnliche Schlüsse gelten, wie man leicht einsieht, von den übrigen Stellen der Milchstraße; und dieser große Himmelsgürtel kann also als der vereinte Schimmer von Sternschichten betrachtet werden, welche in immer größerer Tiefe, bis zu einer Entfernung von 900 Siriusfernen, hinter einander fortlaufen.

Bey einer andern Beobachtung hat sich Herschel zur Fortsetzung dieser Bestimmungen über die Ausdehnung des Sternenhimmels nicht mehr auf jenes 20füßige Teleskop beschränkt, sondern sich dabey seines 40füßigen, oder sogenannten Riesenteleskops *) bedient, und die äußerste Ferne, in welcher dieses ungeheure Instrument, mit dessen Lichtstärke **) vielleicht kein anderes Teleskop in der Welt verglichen werden kann, noch einzelne Sterne erkennen läßt, auf 3000 Siriusfernen angeschlagen. Aber selbst bey dieser, alle Vorstellung übersteigenden Raum durchdringenden Kraft bleiben noch Sternnebel übrig, deren Lichtschimmer in einzelne Sterne, d. h. in eben so viel Sonnen mit ihren Planetensystemen aufgelöst werden würden, wenn wir noch stärkere Instrumente besäßen. Der menschliche Geist erliegt der Vorstellung die-

*) Um von der Größe einer Billion einen vorläufigen Begriff beyzubringen, will ich hier nur anführen, daß, wer unausgesezt in jeder Sekunde acht zählt, gegen 4000 Jahre zubringen würde, um eine Billion abzuzählen.

*) In der That ein optischer Riese, da dieses Instrument, welches nach Herschels Tode von Lucian Bonaparte gekauft worden ist, mit dem dazu gehörigen, allein 2178 Pfund schweren Metallspiegel, zusammen gegen 4000 Pfund wiegt. Trotz dieser ungeheuern Schwere ist der Mechanismus so vortrefflich, daß ein einziger Handlanger die Richtung sowohl horizontal, als vertical verändern kann. An der Ostseite des Instruments ist ein besonderes Gemach für diesen Handlanger, an der Westseite aber ein zweytes Kabinet mit hinreichendem Raum zu Pendeluhr, Arbeitstisch des Astronomen u. s. w.

**) Dasselbe empfängt nämlich fast 4000 Mal so viel Lichtstrahlen, als das bloße Auge von demselben Gegenstande aufnehmen kann, und würde z. B. den Sirius noch in demselben Glanze zeigen, in dem ihn das leztere sieht, wenn dieser Stern auch in eine 200 Mal größere Entfernung hinausgerückt wäre.

ser Unendlichkeit, und der ehrwürdige Herschel begnügt sich auch, die obigen Folgerungen aus seinen Beobachtungen vorzutragen, ohne weitere Betrachtungen daran zu knüpfen, gleichsam überwältigt von seinen Empfindungen und eingestehend, daß man die Werke der Allmacht am besten preist, wenn man sie nur erzählt.

Es bleibt uns, nach Darstellung dieser Methode zur Angabe der comparativen Entfernungen der verschiedenen Fixsterne, nun nur noch übrig, auch die absolute Entfernung des einen oder des andern derselben von der Erde näher auszumitteln, um dieses neue Maß an die Tiefen der Himmel zu legen, und wir wählen dazu wieder den schon oben benuzten Sirius, der, als der hellste unter allen Fixsternen, gemeiniglich auch für den nächsten gehalten wird. Vorläufig zeigt aber schon ein allgemeiner Ueberschlag, daß die Entfernung der Fixsterne von uns ungeheuer seyn müsse. Die Erde durchläuft jährlich eine Ellipse um die Sonne, deren große Axe über vierzig Millionen Meilen beträgt, und wir sind also gewissen Fixsternen in dem einen Punkte dieser Linie um eben so viel Millionen Meilen näher, als wenn wir nach 6 Monaten den entgegengesezten Punkt erreichen. Gleichwohl bringt dieser ungeheure Entfernungsunterschied in dem scheinbaren Anblicke dieser Weltkörper, in ihrer gegenseitigen Stellung u. s. w. auch nicht die geringste, durch unsere stärksten Instrumente mit Sicherheit bemerkbare Veränderung hervor; sie erscheinen uns namentlich gleich groß, wir mögen ihnen um diese 40 Millionen Meilen näher, oder um eben so viel entfernter von ihnen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die schon längere Zeit angekündigte französische Uebersetzung der Gedichte König Ludwigs von Bayern ist so eben hier in Paris erschienen. Es wird wohl Ihren Lesern angenehm seyn, wenn ich vorläufig, ehe die Uebersetzung selbst bey Ihnen bekannt wird, die Bemerkungen mittheile, mit welchen eines der geistreichsten und geachtetsten liberalen Journale, der Globe, diese Uebersetzung ankündigt.

„Unter Europa's Königen, die, meistens bejahrt, ihrer Vorstellungsweise nach einem andern Zeitalter angehören, sizt ein junger König, der sich der Aufklärung und der Philosophie seiner Zeit vertrauend in die Arme wirft. Seine Erziehung hatte mit der gewöhnlichen Erziehung an Höfen nichts gemein; er lebte als bloßer Student auf den Hochschulen unter Gelehrten und Künstlern, er bereiste den Kontinent als Schaulustiger und als Dichter, er suchte überall Erfahrung und Gelegenheit, sich für Großes zu begeistern; mit Einem Wort, er studirte auf das Königthum, als gälte es einst eine Kunst oder eine Wissenschaft auszuüben, besser gesagt, ein Priesteramt zu bekleiden. Sein andächtiges, fühlendes Gemüth erhob sich von Tag zu Tag zu höherem Verständniß seiner Pflichten, Nachdenken war seine Vorbereitung. Kaum hatte er aber auch den Thron bestiegen, als er über Bayern neuen Glanz verbreitete. Deutschland erkannte in ihm den ächten deutschen Fürsten; es hatte ihn einst sein Elend im Herzen theilen, seine Erniedrigung schaudernd fühlen, Napoleons Ungnade auf sich laden sehen. Als die Heldenjugend der Hochschulen jenes Schauspiel erneuerte, das einst Frankreich dargeboten, als es sich gegen die Fremden erhob, als sie, ihren Lehrern folgend, am Bivouakfeuer oder in Mitte der Batterien philosophirte und Lieder sang, da nahm Prinz Ludwig von Bayern von ferne, war er doch so gut als gefangengehalten, Theil an jeder That des aufopfernden Muthes; er bezeichnete Körner um seinen Tod auf dem Schlachtfeld. In ruhigeren Tagen sodann war Freyheit das Ziel seiner Hoffnung wie des lezten Unterthans der Könige, denen er bald zur Seite sitzen sollte, waren Reformen, Ersparnisse die Gegenstände seiner eifrigen Wünsche und seines Nachdenkens; und wollte seine Seele ermatten, hatten traurige Fehlschlagungen sie betrübt, so ging er, der die Kunst nie aus dem Auge verlor, hin nach Italien und holte sich neues Feuer. Mit Frömmigkeit und strengen Andachtsübungen befestigte er seinen Glauben, ohne deßhalb dem freyen Seelenschwunge der Poesie einer Religion zu entsagen, die ja so ganz eine Religion der Lebensweisheit und der Menschenliebe ist. Getheilt zwischen Patriotismus, Kunst und Frömmigkeit, sah er so seine Jugend verfließen. Jeden Tag entströmten seiner Seele ein Paar Verse, sey es nun, daß ein Gebet, sey es, daß ein Gedanke zur Erholung oder ein guter Vorsaz für die Zukunft sich dazu gestaltete. So schrieb er Tag für Tag die Geschichte seines moralischen Lebens nieder. Als der Tag kam, da er den Thron besteigen sollte, zeigte er sich auf demselbigen so, wie er gewesen war, nur daß zur That wurde, was ein Traum, ein Gedanke gewesen. Strenger Haushalt, unerwartete Reformen traten an die Stelle des Luxus unter seinem trefflichen Vater Maximilian; Gedankenfreyheit, Religionsgleichheit erhielten aufs Neue gesezliche Bestätigung; München wurde zu einer Stadt der Kunst und Wissenschaft; eine reiche Kunstsammlung, die sich täglich vermehrt, eine Hochschule, die einen Schelling an der Spize ihrer Philosophen stehen hat, vorzügliche Bibliotheken, weise Verordnungen, die ganz darauf berechnet sind, die rohen Sitten der Studenten umzubilden, haben den Kern der deutschen Jugend in ihren Mauern versammelt. König Ludwig hat im Süden Berlin eine Nebenbuhlerin geschaffen, und er selbst tritt mitten in dieser gelehrten Welt, deren Seele er ist, frey und anspruchslos als Schriftsteller auf und unterwirft sich auf dem Throne der Kritik; er legt ihr vertrauensvoll sein Tagebuch guter Gedanken vor; denn so muß dieses Buch heißen und als solches muß man es lesen. Es ist das Studienheft eines guten Königs.

Bey dieser Ankündigung ist unser Zweck weder diese Gedichte zu beurtheilen, noch in die anziehenden Fragen nach der Entstehung einzelner einzugehen, welche eine wohl natürliche Neugierde gerne lösen möchte; wir wollten damit nur dem königlichen Dichter vorläufig unsere Huldigung darbringen. Später soll die Beurtheilung kommen, und zwar so freymüthig und so streng, als handelte es sich vom unbekanntesten Schriftsteller. Die deutsche Kritik hat die Bescheidenheit, die sich ihr so offen hingab, schonend zu würdigen gewußt; die fremde Kritik soll, wir wollen es hoffen, nicht unglücklicher seyn. Regt sich auch bey dem Andenken an unsern Unstern hie und da der Unmuth in unsern Herzen, hören wir den Dichter zürnen und seine Bannflüche gegen unsere Waffen schleudern, gerne verzeihen wir ihm. Dasselbe Gefühl des Abscheus vor fremder Herrschaft lebt ja in Frankreich in Aller Herzen; es entströmen ihnen dieselben Flüche gegen die Verräther, und mehr als je jezt, da man geflissentlich alle unsere Wunden aufgerissen, da Ein Name all unsern Groll wieder aufgerührt hat."

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. September 1829.

O Wandelgang der Schöpfung, Labyrinth,
Das dunkel uns, sich ganz von Lichte webt,
Und nur zu göttlich hell, uns dunkel wird!

Herder.

Herschels lezte Untersuchungen über den Fixsternhimmel.

(Beschluß.)

Bey der Schwierigkeit, zu einer Bestimmung über die absolute Entfernung eines Fixsterns zu gelangen, wählte Huygens, wie schon oben angedeutet worden, einen eigenthümlichen, mit Herschels Verfahren gewissermaßen verwandten Weg, um dazu zu gelangen; seine Methode ist sinnreich, und verdient bemerkt zu werden. Er sah nämlich durch eine sehr lange Röhre, welche vorn nur eine kreisförmige Oeffnung von $\frac{1}{2}$ Linie hatte, nach der Sonne, und berechnete, daß er durch diese kleine Oeffnung den 186ten Theil ihrer Scheibe übersehe, deren scheinbaren Glanz und Größe er mit dem Glanze und der Größe des Sirius vergleichen wollte; allein er fand, daß dieser so kleine Theil der Sonnenscheibe dennoch den Fixstern an beydem noch sehr weit übertraf. Deßwegen sezte er vorn in die Oeffnung eine ganz kleine Glaskugel ein, welche ihn nur den 27,667ten Theil der Sonnenscheibe übersehen ließ, und jezt schien ihm dieser kleine Theil derselben an scheinbarem Glanz und Größe dem Sirius gleichzukommen, woraus er, unter Voraussetzung gleichen Volumens und gleicher Lichtstärke beyder Kugeln folgerte, daß der Stern 27667 mal weiter als die Sonne von der Erde entfernt sey. Schon diese Entfernung sezt in Erstaunen, allein es läßt sich auf einem weit sichereren Wege darthun, daß dieselbe noch viel zu gering angeschlagen sey.

Unter Parallaxe versteht man allgemein den Winkel, welchen zwey, von verschiedenen Punkten des Raumes aus nach einem Objekte gezogene Gesichtslinien an lezterem bildet; und man sieht nach dieser Erklärung leicht ein, daß es nur der Kenntniß dieses Winkels und der Größe der, die beyden Standpunkte verbindenden geraden Linie bedarf, um daraus die Entfernung des Objekts zu berechnen. In der Astronomie wird hiervon ein doppelter Gebrauch gemacht, indem man zur Bestimmung der Entfernung näherer Weltkörper als Standlinie den Halbmesser der Erde, der so viel entfernteren Fixsterne aber den Halbmesser der Erdbahn benuzt; ersteres heißt die tägliche, lezteres die jährliche Parallaxe. Allein welche unendliche Umsicht und Sorgfalt die Astronomen auch angewendet haben, um diese „jährliche Parallaxe“ der glänzendsten und deßhalb für die nächsten gehaltenen Fixsterne, namentlich aber wieder des Sirius, zu bestimmen, so wurden die, mit den vortrefflichsten Instrumenten gemessenen Winkel doch immer zu klein gefunden, um mit voller Sicherheit angegeben werden zu können; und das Resultat beschränkt sich darauf, daß der Winkel, welchen die von den Endpunkten des Halbmessers der Erdbahn, der doch über zwanzig Millionen Meilen beträgt, nach einem, auf der Mitte dieses Halbmessers senkrecht anzunehmenden Sterne gezogenen Gesichtslinien einschließen, kaum zu einer vollen Sekunde angeschlagen werden darf. Unter der Voraussetzung aber, daß dieser Winkel wirklich eine volle Sekunde betrage, findet man, daß die Entfernung des

nächsten Fixsternes von uns zu 206267 Halbmessern der Erdbahn von beyläufig zwanzig Millionen Meilen, also zu mehr als vier Billionen Meilen, wie wir oben in runder Zahl angenommen haben, anzuschlagen ist.

Da es wohl unmöglich ist, sich von dieser ungeheuren Entfernung unmittelbar einen deutlichen Begriff zu machen, so will ich mich bemühen, dieselbe durch Beziehung auf uns geläufige Gegenstände etwas zu versinnlichen. Ein Reisender, der täglich sechs geographische Meilen macht, würde den Weg um die Erde in drittehalb Jahren, den Weg zur Sonne, d. h. den Halbmesser der Erdbahn, in 9132 Jahren, den Weg zum nächsten Fixstern aber, unter den obigen Voraussetzungen, erst in 1826 Millionen Jahren zurücklegen. Wegen der Größe dieser lezteren Zahl, welcher die Einbildungskraft schon wieder erliegt, wollen wir noch eine andere Analogie wählen. Angenommen, daß eine Kanonenkugel, gleich dem Schalle, in jeder Sekunde 1000 Fuß mache und ihren Weg, ohne je zu ermatten, ununterbrochen fortsetze, so würde sie zur Zurücklegung des Umkreises der Erde nur einen Tag, zehn Stunden, fünfzehn Minuten, bis zur Sonne 14½ Jahr, bis zum nächsten Fixsterne gegen drey Millionen Jahre brauchen. Dieses Beyspiel scheint mir das passendste, um eine Art von Uebersicht der respektiven Entfernungen zu gewähren. Bey dieser ungeheuren Kluft aber zwischen dem Grenzplaneten unseres Systems, dem Herschel'schen Uranus, und dem nächsten Fixsterne, scheint die Meynung, daß eine große Anzahl von Kometen in äußerst excentrischen Ellipsen um die Sonne laufen, und so jenen unendlichen Raum zwischen zwey Systemen, als Verbindungsglieder erfüllen, an innerer Wahrscheinlichkeit zu gewinnen; und man darf hiernach annehmen, daß sich bis jezt erst ein sehr geringer Theil der Kometenwelt unsern Beobachtungen enthüllt habe. Verbindet man nun aber schließlich mit diesen Bestimmungen über die absolute Entfernung des nächsten Fixsterns, dasjenige, was wir oben, geleitet von Herschel, über die komparativen Entfernungen ganzer Fixsternheere gefunden haben, so verliert sich der Menschengeist in diesem All der Unendlichkeit; er kann nichts, als die Reflexion schweigen lassen und mit Young rufen:

Devotion, Daughter of Astronomy!
An undevout Astronomer is mad.

Skizzen aus Java.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

(Beschluß.)

Zwischen den Flüssen Tjikandie und Mintjerie ist das Land ziemlich wild und unbebaut; einige Gegenden sind sumpfig, und andere mit Allang Allang (Saccharum Koenigii) bedeckt. Wir hatten über mehrere kleine Flüsse auf ziemlich leichten Bambusbrücken zu setzen, die, ohne Uebertreibung, sich unter unserem Wagen bogen. „Wenn sich, meonte ich, auf diesen wunderlichen Brücken kein Unglück ereignet, so glaube ich, muß man dieß vorzüglich der natürlichen Elasticität des Bambusrohres, so wie der erstaunlichen und selbst Schrecken erregenden Schnelligkeit zuschreiben, womit die Kutscher über diese gefährlichen Stellen zu setzen wissen.“ — „Ja,“ unterbrach mich der Schout, „aber zum Theil wohl auch dem Umstand, daß ich die Aufmerksamkeit habe, in Eile einen Sassak von Bambus, oder eine neue Decke über jede Brücke legen zu lassen, sobald ich von der bevorstehenden Reise irgend einer bedeutenden Person durch meinen Bezirk in Kenntniß gesezt bin. Dieß ist nämlich alles, wozu ich die Gutsbesitzer vermögen kann, ungeachtet sie, durch Clauseln ihrer Kaufbriefe, die öffentlichen Straßen und Brücken zu unterhalten verpflichtet sind; allein sie thun dieß mit so wenig gutem Willen, und man muß so viel klagen und drohen, ehe man von ihnen etwas erhält, daß die Zeit mit Schreibereyen und Förmlichkeiten verstreicht und der öffentliche Dienst darunter leidet. Sie werden,“ fügte er hinzu, „in allen Residenzschaften Javas, wo der Grund der Regierung gehört, herrliche Straßen und gute Brücken in vollkommenem Stande finden.“

Wir sezten über die Mintjerie auf einer Brücke von Holz, die nicht solider war als die so eben besprochene. Der Schout zeigte uns von hier aus ein sehr schönes Landhaus; „dieses Gut,“ sagte er, „welches Blaradja heißt, ist vor wenigen Monaten der Schauplatz eines schrecklichen Vorganges gewesen; der Eigenthümer und seine Gattin wurden in der Nacht von einer bewaffneten Bande überfallen und fürchterlich zugerichtet.“ — „Was Sie da erzählen,“ unterbrach ich ihn, „würde mir schon alle Lust benehmen, in diesem Lande Eigenthum zu besitzen.“ — „Ziehen Sie daraus keinen solchen Schluß,“ fuhr er fort; „Ereignisse der Art sind äußerst selten, besonders seit den lezten dreyßig Jahren; auch sind zu allen Zeiten nur unkluge, habsüchtige und ungerechte Eigenthümer die Opfer davon geworden, während jene, welche gemäßigt, menschlich und billig sind, hier in ihren Besitzungen so friedlich leben können, als wären diese an den Ufern der Maas oder des Rheines gelegen.“

Zwischen der Mintjerie und der Tjikandie oder dem Flusse von Tangerang, führt die Straße durch eine weite, reich und üppig bebaute Ebene; Wohnungen der chinesischen Tehos, hie und da zerstreut, wechseln angenehm mit den zahlreichen Campongs oder javanischen Dörfern ab. Die Bewohner, auf die wir stießen, waren alle mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, und auf ihren offenen Gesichtern war zu lesen, daß sie sich wohl und glücklich fühlten. Wir langten glücklich in Tangerang an. Nach dem Mittagessen

erhielten wir einen Besuch von einem alten Häuptling des Landes, dem Tommogong Souta di Laga, ehemals in Diensten der Kompagnie; er lebt jezt als Frijman, wie er sich selbst nennt, zurückgezogen auf seinen beträchtlichen Gütern. Der niederländischen Regierung aufrichtig ergeben, ist er immer bereit, sich nützlich zu erweisen, sobald sich Gelegenheit dazu darbietet. Seine Unterhaltung ist angenehm und belehrend; er besaß mehr Kenntnisse, besonders im Fache der Landwirthschaft, als ich bey Leuten seiner Nation zu finden erwartet hatte.

Abends gab man uns die gewöhnliche javanische Unterhaltung: die Bongings oder Tänzerinnen des Landes bewegten sich nach dem eintönigen und abgemessenen, jedoch ziemlich harmonischen Klange eines Dutzends javanischer Instrumente, die zusammen ein Gamelang bilden; fünf bis sechs ziemlich häßliche und mit wenig Geschmack gekleidete junge Mädchen, deren Haare mit Blumen geschmückt und deren Gesichter weiß und gelb bemalt waren, sangen oder heulten vielmehr, indem sie das Gesicht mit einem Fächer bedeckten, und zugleich im Kreise tanzten und Verdrehungen mit Beinen, Armen und Händen machten. „Dieß sind unsere Bajaderen," sagte mir mein Reisegefährte. „Wahrlich," dachte ich, „wenn diejenigen, welche Raynal mit so großem Enthusiasmus schilderte, auf die Gefahr hin, seinen Pinsel in etwas zu wollüstige Farben für einen Abbé zu tauchen, diesen Geschöpfen glichen, so hat er eben keinen großen Beweis von Geschmack gegeben." Man versicherte mich aber, daß nicht alle javanischen Bongings so sehr aller Reize entbehrten, wie die eben beschriebenen, daß aber die Bajaderen Indostans im Rufe stünden, weit reizender zu seyn.

Des andern Tages besuchten wir auf dem Wege nach Batavia die Ruinen der schönen Schleuse von Tangerang, wir sezten in einer Fähre bey Kaliedras über den Mookerwart, und sahen hier mehrere artige Landhäuser, unter andern zu Cadawong jenes, welches der Generalgouverneur, Henry Zwaardekroon erbaut und bewohnt hatte, der hier 1722 die ersten Kaffeebäume, die er aus Arabien hatte kommen lassen, unter seinen Augen pflanzen ließ. Diese Kultur hat sich seitdem über ganz Java verbreitet.

„Endlich sind wir zu Batavia," sagte mir mein Reisegefährte; „die Seite, durch welche wir hereinkommen, ist nicht die glänzendste; es ist das chinesische Quartier." Viel Thätigkeit, Lärm, übler Geruch und kleine Häuschen, von einer Menge Menschen bewohnt, zeichnen diesen Theil der Stadt vor den übrigen Quartieren aus.

Nachdem wir durch einen Bazar gekommen waren, welcher mir mit Lebensmitteln aller Art, Gemüsen, Früchten und Fischen wohl versehen schien, kamen wir auf den Waterplaats (Glodok), und indem wir uns zur Rechten wandten, sahen wir links am Kanal eine herrliche Allee schöner Bäume und zwey Reihen niedlicher Häuser vor uns. „Das ist Moolenoliet," sagte X., „und hier sind wir im Hôtel de Provence des Herrn Chaulan, wo uns, wie ich glaube, ein gutes Mittagessen erwartet." Es war auch eben die Stunde der Table d'Hôte, und wir nahmen an ihr Platz.

Nach Tische zog ich mich in mein Zimmer zurück, um zu schreiben; allein jezt ist es Zeit zu schließen, denn ich habe mein Fenster offen gelassen und bin von den Muskitos angegriffen, die, wie man sagt, auf die neuen Ankömmlinge erpicht sind; eine Legion anderer geflügelter Insekten *) hat sich auf meinen Tisch, auf meine Papiere und selbst in mein Schreibzeug geworfen, so daß ihre aufgehäuften Körper meine Feder nicht mehr eindringen lassen. H.

*) Das zahlreichste und widerlichste unter den vielen Insekten, von denen man im Innern der Wohnungen Java's, so wie in ganz Ostindien gequält wird, ist der Kakerlak, eine Art röthlichen Käfers, 1 Zoll lang, von ovaler und platter Form; er verbreitet einen stinkenden, Brechen erregenden Geruch und dringt überall ein, selbst in die festgeschlossenen Schränke und Felleisen, wo er durch Zerfressen der Wäsche, der Kleider und vorzüglich dadurch, daß er seine Eyer daselbst ablegt, beträchtlichen Schaden anrichtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Wenn die Leute hier auch noch nicht so weit gekommen sind, wie die Pariser, die unserer deutschen Musik so viel Gerechtigkeit und Lob zu Theil werden lassen, so haben doch seit einigen Jahren mehrere gute Künstler aus München, Wien und andern musikalischen Städten die deutsche Tonkunst in guten Leumund gebracht. Seit der wackere Fränzl voriges Jahr einige Monate hier zubrachte, durch Lehre und Beyspiel großen Nutzen stiftete und besonders unserm Liebhaberorchester wesentlich aufhalf, sind alle nach ihm gekommenen deutschen Tonkünstler sehr gut aufgenommen worden. Neuerlich war dieß der Fall mit den Sängern Herz, Huber und Foeppl von Wien, die von Zürich und Bern hierher kamen. Ihr erstes Konzert war fast leer, weil die rechnenden Genfer selten Leute zahlen, die sich noch nicht haben in Privatcirkeln hören lassen und deren Ruf also noch nicht gegründet ist. Die wackern Wiener ließen sich dieß aber nicht ansechten; sie sangen bey fast leerem Saal mit Fleiß, Präcision und Geschmack, und da schöne harmonirende Männerstimmen hier selten gehört werden, so entzückten sie durch ihr Tyrolerlied, den Singmeister von Mozart und Körners Gebet vor der Schlacht, wo Webers wundervoll mystische, halblaute Töne einen ungeheuern Effekt machten. Alles war entzückt, und als sie nach einigen Tagen ein zweytes Konzert gaben, konnte kein Apfel in dem Saal zur Erde fallen, so voll war es. In dem Maß, wie der Geschmack an Musik steigt, nimmt der für den Tanz ab. Die Redouten, wo der Flor unserer Damen versammelt ist und wo die Fremden unentgeldlich Zutritt haben, waren vergangenen Winter eiskalt. Dem großen Ball im Theater zur Feyer unserer Restauration fehlte es dagegen weder an Leuten noch an Glanz. Es

ist dieß das große Fest unserer Grisetten, die sich da in Putz etwas gütlich thun und manchmal recht Damenartig aussehen. Alle Magazine senden ihre Deputirtinnen hin; auch an jungen Abgeordneten aus Comptoirs, Schreibstuben, Gewürzläden u. s. w. fehlt es nicht; zwischen ihnen schieben sich rothe englische Seeoffiziere herum, unbehülflicher als die Fregatten, auf denen sie kommandiren. Die Erleuchtung ist recht gut, die Damentoilette beschränkt sich jedoch nur auf den Saal und die untere Logenreihe; darüber ist viel Buntscheckiges in Hüten, Hauben und Kleidern zu sehen. Alle Erfrischungen sind gratis, aber es geht bey den Schenktischen recht bescheiden zu. Unter den Fremden war der Fanarioten-Fürst Suzo zu bemerken, der seit geraumer Zeit hier lebt, desgleichen der junge Tombasi, Sohn des Admirals. Der Fürst ist durch Gesichts- und Körperbildung einer der schönsten Männer, die ich je, selbst in seinem Lande gesehen habe; trüge er aber keinen Turban mit Zubehör, so würde er sehr verlieren. Neben diesem orientalischen Kostüm sahen wir fränkische Herren mit unsern schwarzen Röcken wie gestutzte Raben und Elstern aus. Wir haben jetzt auch den Sohn des griechischen Admirals Miaulis hier, im Ganzen 25 junge Griechen.

Die seltensten Fremden wohnten in unserm ersten Gasthofe, aux balances, und einer starb sogar da an einem Zweitschgenkern. Ich meyne die Menagerie des Hrn. Martin. Sie zeichnet sich durch Vieles vor ähnlichen aus, durch Seltenheit, durch Schönheit der Thiere, durch Martins vertraulichen Umgang mit ihnen, durch die überall herrschende Reinlichkeit und die genauen und richtigen Angaben über die Thiere. Letztere sind besonders etwas werth, denn vor nicht langer Zeit zeigte man uns einen ganz gewöhnlichen Dachs als ein amerikanisches Thier und nannte ihn Carcajou. Zuerst zeigte sich das schöne Zebra, dessen Geschlecht Abyssinien, Congo und das Cap der guten Hoffnung bewohnt. Man hat es bisher umsonst versucht, dasselbe zum Hausthiere zu machen und zu Arbeiten zu gebrauchen. John Barrow, der lange dort lebte, behauptet jedoch, daß dieß nicht unmöglich sey, bisher aber bey der Anwendung verkehrter Mittel nicht habe gelingen können. Dieß ist ganz glaublich, wenn man sieht, wie Martin mit diesem Zebra umgeht. Er nimmt es am Zaum, führt es aus seinem Käfig unter hundert brennenden Lichtern, schreyenden Kindern und, was noch mehr ist, an den ungeheuern Damenhüten, an den Käfigen heulender Hyänen, Leoparden und Löwen, springender und quäkender Affen herum, viele Hände greifen es an, untersuchen die herrliche, Seidenstoffartig gestreifte Haut, deren schwarze und silberne Bänder mit dem Pinsel gezogen scheinen, und das Thier regt sich nicht, oder macht manchmal nur einen kleinen, ganz unverfänglichen Sprung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

Bey der letzten öffentlichen Sitzung der Académie des Inscriptions et belles Lettres war es merkwürdig, daß auf zwey Preisaufgaben nicht mehr als eine einzige Abhandlung eingekommen war. Die eine der beyden Preisaufgaben betraf die Lehren der Neuplatoniker, und die andere den Zustand der griechischen Städte zwey Jahrhunderte vor und zwey Jahrhunderte nach Christi Geburt. Letztere Frage war schon zum zweyten Male aufgegeben worden und dennoch keine Antwort erfolgt. Daraus schließen zu wollen, daß in Frankreich Niemand fähig sey, dergleichen Aufgaben zu lösen, wäre unrichtig; allein die Akademie begeht den Fehler, daß sie einen allzu weit umfassenden Gegenstand zur Preisaufgabe wählt. Solche Materien, wenn sie in dem gehörigen Umfange entwickelt werden sollen, erfordern ein ganzes Buch, und wie kann die Akademie verlangen, daß ein junger Gelehrter, der sich an akademischen Preisfragen versuchen will, für den Preis von 1500 Franken, den er noch dazu leicht verfehlen kann, zwey Jahre mit mühsamer Arbeit zubringe, da bey den andern Akademien, wo es Stiftungspreise gibt, das Doppelte und sogar das Vierfache für minder schwierige Aufgaben dargeboten wird! Sie sollte ein kleineres Feld zu bebauen geben, alsdann würden sich der zur Arbeit Willigen genug finden; wie sie jetzt verfährt, wird sie manchmal den dargebotenen Preis bey Seite legen müssen. Die erste der obigen Preisaufgaben hat sie zurückgenommen und dagegen eine Abhandlung über die altpythagoräischen Lehren verlangt, was eben nicht weniger gefordert ist, als das vorige Mal. Die zweyte Frage stellt sie zum dritten Male auf; vielleicht wird es ihr nun besser gelingen, allein es läßt sich daran zweifeln. Sie hätte diesmal gar keinen Preis zu ertheilen gehabt, wenn nicht der Minister des Innern drey Medaillen als Aufmunterung zu archäologischen Untersuchungen der Akademie zur Verfügung gestellt hätte. Diese Medaillen waren bekanntlich von dem Minister Cordière eingezogen, aber von dem aufgeklärten und leutseligen Marstignac wieder hergestellt worden. Wer weiß, ob das jetzige Ministerium je eine Medaille zur Aufmunterung gelehrter Arbeiten hergeben wird, es müßte denn dazu gezwungen werden. Diese Medaillen pflegen den Gelehrten in der Provinz, welche Alterthümer aufsuchen und beschreiben, ertheilt zu werden. Dießmal hatte man eine derselben einem jungen Pariser Gelehrten zuerkannt, welcher der Akademie eine wichtige Entdeckung sollte mitgetheilt haben, diejenige nämlich einer ganzen Encyklopädie aus dem Mittelalter, des Hortus Deliciarum von der Aebtissin zu St. Odilien im Elsaß, Herrade von Landsberg. Erst als der Preis schon ertheilt war, belehrten Straßburger Blätter die Pariser Akademie, daß Hr. Engelhard schon längst in Deutschland diese „Encyclopädie“ bekannt gemacht habe. So geht es, wenn man in der fremden Literatur nicht bewandert ist; so geht es aber auch, wenn die Verleger im Auslande sich keine Mühe geben, um ihre Verlagswerke in Frankreich bekannt zu machen. Es gibt jetzt Revues und Bulletins in Paris, die es sich gerade zum Geschäfte machen, Erscheinungen aus der fremden Literatur anzukündigen; warum setzen sie diese nicht in Stand, die Franzosen mit den neuesten Produkten der deutschen Literatur bekannt zu machen? Nach der Preisvertheilung schritt die Académie des Inscriptions in der oben erwähnten Sitzung zu den Vorlesungen. Der Generalsekretär Dacier, ein 85jähriger Greis, der schon seit zwey Jahren bettlägerig ist, aber noch seinen vollen Verstand hat, hatte eine ziemlich weitschweifige, aber doch anziehende Biographie des Dom Brial verfertigt, die von Abel Remusat vorgelesen wurde. Dom Brial, der letzte Benediktiner aus der berühmten Congregatio St Mauri, war ein Gelehrter, wie es in Frankreich wenige gibt. Für ihn war die Gegenwart nichts, die Vergangenheit Alles; als die Klöster aufgehoben worden waren, fuhr der Mann nichtsdestoweniger fort, so eingeschränkt wie in seiner Zelle zu leben, und obschon so manche wichtige Begebenheiten zu seiner Zeit vorfielen, so zweifelt man doch, ob er gewußt habe, wie in Frankreich das Kaiserthum aus der Republik, und das Königthum wieder aus dem Kaiserthum hervorgegangen sey; dagegen wußte er genau anzugeben, wo dieser oder jener Bischof aus dem 13ten oder 14ten Jahrhundert begraben liege, und welche die Gestalt der Schuhe im Mittelalter gewesen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. September 1829.

Noth lernt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

Goethe.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

Rom ist das Land der Wunder, selbst bis auf die unbedeutendsten Dinge herab; was anderswo als überflüssig, entweder gar nicht oder ohne alle äußere Form geschieht, erhält in Rom einen Charakter von Wichtigkeit, der den Beobachter anfänglich befremdend anspricht, ihn aber, bey längerem Aufenthalte und reiflicherem Nachdenken, zu der Ueberzeugung führt, daß alles, was hier geschieht, gleich den Gliedern einer Kette zusammenhängt, und daß keine einzige der Aeußerlichkeiten fehlen dürfte, ohne daß auch der innere Geist darüber verloren ginge. Daß es hier einen inneren Geist gibt, der, obgleich viele Jahrhunderte alt, sich mit jedem Jahre verjüngt, der sogar, ein wahrer Phönix, aus seinem Scheintode, von den Badauds des Tages für einen wahren Tod gehalten, zu einem kräftigeren Leben erstanden ist, das ist eine Wahrheit, von welcher man sich endlich auch in Deutschland überzeugt haben wird.

Bekanntlich stellt die römisch-katholische Kirche, wenn auch nur stillschweigend (denn ein wirkliches Dogma ist es, so viel ich weiß, nicht), den Grundsatz des ex opere operato auf, das heißt, sie nimmt an, daß ein religiöser Gebrauch schon an und durch sich selbst wirke, ohne daß dabey die Gesinnung dessen, der sie verrichtet, ins Spiel komme. Was gegen diesen Begriff eingewendet werden kann, ist mir wohl bekannt, aber auch, daß die Konsequenz desselben über allen Zweifel erhaben steht. Die Wechselwirkung zwischen dem Aeußern und Innern ist erwiesen, und auf dieser beruht jener Grundsatz. Betrachten wir die Sache aus folgendem Gesichtspunkt, und das Befremdende wird schwinden: Da möglichste Beförderung der Ausübung des Gottesdienstes und überhaupt aller religiösen Gebräuche ein Hauptzweck der hierarchischen Disciplin ist, so muß dem Aeußerlichen und dem Formellen große Wichtigkeit zugestanden werden. Der Grundsatz des ex opere operato befördert den äußeren Gottesdienst, und ist daher für diesen von den heilsamsten Folgen: er bewirkt, daß zum Beyspiele Räuber, Mörder, oder andere Verbrecher die Kirche besuchen und die äußern Ceremonien derselben mitmachen, ob sie gleich nicht die bewußte Absicht haben, ihren Lebenswandel zu ändern. Benähme man ihnen den Glauben an die unmittelbare Wirkung des Gottesdienstes, sagte man ihnen, daß sie, ohne die wahre Absicht, sich zu bessern, vergebens Messe hören, so werden diese nicht zu bessernden Verbrecher keinen kirchlichen Gebrauch mehr mitmachen, folglich noch mehr in Bosheit versinken, als sonst geschehen seyn würde; denn irgend einen Anklang von sittlichem und religiösem Gefühl lassen die kirchlichen Gebräuche selbst in der Seele des ausgemachtesten Verbrechers zurück.

Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte einige der hiesigen gottesdienstlichen Gebräuche, welche den Ausländer besonders befremden und am leichtesten mißverstanden werden können. Der auffallendste darunter ist die Absingung der Litaney und des Avemaria, welche Abends, ohngefähr

eine Stunde nach Untergang der Sonne, an den Straßenecken, vorzüglich da, wo Madonnenbilder stehen, vorgenommen zu werden pflegt. Leztere werden meistens auf Kosten des Hausbesitzers, und je nachdem dieser reich oder arm ist, gottesfürchtig oder leichtsinnig denkt, jeden Abend mehr oder weniger reich mit Blumen geschmückt und erleuchtet *). Um jene Stunde erscheint ein Trupp Weiber und Kinder, Männer sind selten darunter, meistens aus der Hefe des Volks, an ihrer Spitze ein Greis. Lezterer stellt sich, mit dem Rücken nach der Gasse gewendet, unter das Madonnenbild, die Uebrigen bilden einen Halbkreis um ihn. Nun singt der Greis die einzelnen Sätze vor und die Uebrigen wiederholen sie. Im Ganzen genommen, herrscht bey dieser Litaney, ob sie gleich lange dauert und den Leuten so geläufig geworden ist, daß sie sie nicht selten im eigentlichen Verstande im Schlafe absingen, mehr Anstand, als man glauben sollte; freylich eilen einige mit dem Absingen der Strophen so über die Gebühr, daß sie schon am Ende sind, wann die andern kaum begonnen haben, freylich sieht man es diesem oder jenem an, daß er an etwas ganz anderes als an den Heiligen denkt, der für ihn bitten soll, freylich schlagen sich die Mädchen, wenn eine der andern von ungefähr auf den Fuß tritt, Winters mit dem Kohlentopfe und Sommers mit dem Fächer an die Ohren; im Uebrigen aber herrscht eine musterhafte Ordnung, und diese muß um so mehr bewundert werden, als Niemand da ist, der sie handhabt. Es gibt ausländische Tadler, nach deren Meynung hier nicht genug Andacht herrscht; aber diese erwägen weder die Hammerschläge, welche aus der unmittelbar daneben liegenden Grobschmiedswerkstätte erschallen, noch das Geschrey der Fisch- und Salathändler, welche hausirend vorübergehen, oder in der Nähe ihren Standpunkt genommen haben, noch das Gerassel der Wagen, welche durch die Gasse fahren und mit dem gewöhnlichen Rufe: Si guardino, das betende Häuflein einmal über das andere auseinander sprengen, noch endlich den Zustand dieser Leute, die der Hunger zwingt, zu der Mutter Gottes zu beten, in der Hoffnung, durch ihre Verwendung etwas zu essen zu bekommen. Mich dünkt daher, hier sey verhältnißmäßig mehr Andacht vorhanden, als an jedem andern Orte der Fall seyn würde, wo ähnliche Störungen herrschten.

Außer diesen Litaneyen gibt es noch Gesellschaften, oft aus zwanzig oder dreyßig Personen bestehend (Männer und Knaben, ohne Frauen), welche sich um die oben angegebene Stunde in irgend einer Kirchenhalle oder in einem der Oratorios, wo Abendandacht gehalten wird, versammeln, und von dort in Prozession, die Litaney singend und betend, durch die nächsten Gassen ziehen. Hier herrscht noch mehr Ernst und Andacht als an den Ecken, denn der Gesang wird nicht übereilt, sondern mit Anstand, oft sogar zwey- und mehrstimmig gesungen. Zum Vorsänger wird Niemand genommen, der nicht eine kräftige Baßstimme besizt. Diese wandernden Litaneyen stehen in größerer Achtung als die fixen an den Straßenecken; denn nicht allein macht ihnen das Volk Platz und nimmt sogar oftmals den Hut vor ihnen ab, sondern selbst die Kardinalskutscher stehen an, ihre Reihen zu durchbrechen. Die Fremden meynen häufig, diese Litaneyensänger werden entweder von der Regierung, oder sonst von irgend einer Kirchenbehörde bezahlt. Aber nichts weniger als dieß; baares Geld oder sonst eine Entschädigung an Geldes Werth erhält Niemand; alles geschieht um Gottes Willen. In's Herz kann man freylich Niemand sehen, und somit ist es vielleicht manchem darum zu thun, von dem Pfarrer oder sonst einem andächtigen Wohlthäter, deren es in jedem Kirchspiele gibt, bemerkt, und auf diese Weise bey den Spenden, welche jener regelmäßig an dazu bestimmten Tagen aus dem Vermögen der Kirche, dieser nach Belieben aus eigenen Mitteln austheilt, reichlicher denn solche, die nicht auf die Litaney gehen oder stehen, bedacht zu werden. Immer aber sind, und das sage ich hier im vollsten Ernste, die pekuniären oder sonstigen Entschädigungen, welche die Sänger dafür erhalten, so gering, daß damit nicht die Schuhe, welche sie darüber zerreißen, noch weniger die übrigen körperlichen und geistigen Anstrengungen bezahlt werden, und daß daher Niemand zu diesen Litaneyen gehen würde, wenn ihn nicht die Hoffnung, noch außerdem mittelbar von der Madonna oder den Heiligen eine Belohnung zu erhalten, dazu vermöchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Anzünden der Lichter oder Lampen unter den Madonnenbildern, in Privat- wie in öffentlichen Häusern, wird besonders in den lezten als eine Gewissenssache beobachtet. Wo ein oder das andere Mitglied des Hauses entweder aus Vergessenheit oder absichtlich, um weniger Oel zu verbrennen, damit zögert, da schreit, sobald Licht ins Zimmer oder in den Laden gebracht wird, einer von der Dienerschaft, da es ihn nichts kostet, überlaut: „Incendiate" (Romanismus, statt: „Incendete) la Madonna," (zündet die Madonna an), und augenblicklich wird ihm gehorcht.

Fichte an Schiller *).

Berlin.

Goethes natürliche Tochter habe ich die beyden Male, da sie hier aufgeführt worden ist, mit aller Aufmerksamkeit gesehen, und glaube zu der möglichsten Anschauung,

*) Aus Fichtes Lebensbeschreibung und Briefwechsel, zweyter Theil. Schillers Brief, auf welchen dieß die Antwort ist, ist nicht übrig geblieben. Er fragt wohl darin den Fichte an, wie die lang projektirte Aufführung von Goethes natürlicher Tochter in Berlin abgelaufen sey, und welchen Eindruck sie im Publikum gemacht habe. Wir theilen gerade diesen Brief aus der Reihe der übrigen mit, weil er für sich bestehend, außer allem Zusammenhange verständlich ist.

die man aus dieser Quelle haben kann, mich erhoben zu haben. So sehr ich Goethes Iphigenia, Tasso und, nur in einer andern Art, seinen Hermann und Dorothea stets verehrt und geliebt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit ihnen allen vor, und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters. Besonders scheint sie mir ein so schön geordnetes, in sich selber zusammenhangendes organisches Ganze zu seyn, daß ich es für unmöglich halte, daraus etwas wegzulassen oder hinzuzuthun. Was in dem ersten Theile sich noch nicht erklärt, z. B. die geheimen Andeutungen auf das wahre Verhältniß des Herzogs zu seinem Sohne, dessen und des Herzogs verborgene Komplotte halte ich für bedeutende Winke auf die folgenden Stücke, die schon hier mit geheimem Schauer und furchterregender Ahnung einfließen sollen.

Daß ein solches Stück von irgend einer Schauspielergesellschaft nach seinem wahren Geiste ergriffen und dargestellt werden sollte, darauf ist ohne Zweifel wohl Verzicht zu thun. Dagegen scheue ich mich nicht, dem würdigen Zuschauer anzumuthen, durch die Beschränktheit der Darstellung das Ideal hindurchzuerblicken. Daß theils schon wegen des Mangels dieser Erhebung solche Stücke dem gewöhnlichen Beschauer hinter mittelmäßigen und flachen zurückstehen, wo Geist (oder Ungeist) und Darstellung natürlich besser zusammenfallen, theils daß sie wegen der Aufmerksamkeit, die ihr tieferer Zusammenhang fordert (dagegen in den gewöhnlichen Stücken man allenthalben nur Einzelnes, nämlich Sandkorn an Sandkorn, bekommt), und endlich wegen des gänzlichen Mangels an Organ für das innere Leben und Handeln unverstanden bleiben, daher Goethe für diese Leute die ganzen zwey lezten Akte sich hätte durch die seichte Relation ersparen können, daß Eugenia dem Gerichtsrath endlich ihre Hand gegeben habe, dieß ist freylich unvermeidlich. Ich für mein Theil aber komme vielleicht darum, weil ich selber fast täglich durch irgend eine Plattheit gedrückt werde, immer mehr in die unbarmherzige Gesinnung, daß man allerdings das Höchste und immer nur das Höchste darstellen solle, ohne Mitleid mit der Langenweile und Unbehaglichkeit der Ungebildeten, deren Besserung nie beginnen wird, so lange sie etwas ganz ausdrücklich für ihren Gaumen Zubereitetes finden.

Unter den hiesigen Schauspielern hat ohne Zweifel Mad. Fleck als Eugenia den Preis. Besonders war ihr Spiel im zweyten Akte, beym Ausdruck ihrer freudigen Erwartung beym Sonnette, in der dichterischen Phantasie, die darauf folgt, sodann bey Anlegung ihres Schmuckes, dem Ausbruche ihrer hohen, freygebigen Gesinnung, begeistert und begeisternd. Eigentlich verdorben aber hat sie nichts, so viel ich mich erinnere. Martrausch als König war stattlich und würdig. Iffland stellte den zärtlichen Vater, besonders im dritten Akte, hinschwindend in dem geglaubten Verluste, recht gut dar; aber es blieb ein Vater aus einem seiner Familienstücke; die Vornehmheit des ersten Vasallen, der Vater dieser hohen Tochter, der finster drohende, politische Komet blieb, zufolge seines Unvermögens für Dinge dieser Art, von ihm undargestellt. Noch verdiente Bessel als Weltgeistlicher eine nicht unrühmliche Erwähnung. Er spielte mit Kraft, und einige Rohheit in der Art seiner Aeußerungen, die der Dichter freylich nicht beabsichtigt hat, könnte man gutmüthig durch seinen Aufenthalt auf dem Lande entschuldigen. Bethmann, als Gerichtsrath, spielte nicht gerade unsorgfältig, wie ihm vorgeworfen worden, aber was läßt aus diesem eintönigen Organe sich machen?

Eine Frage: Wie denkt sich der Dichter die äußere Darstellung der Nation an dem Hafen, dieses Chores, aus dem seine einzelnen Repräsentanten sich loswinden und in die Handlung verflechten, was man gewöhnlich auch nicht faßt, indem der Rec. der Ungerschen Zeitung meynt, sie kämen wie ungefähre Spaziergänger? Soll wirklich, wenigstens im Anfang, das unermeßliche Leben eines Hafens sichtbar seyn, oder soll der Zuschauer nur mit dem Auge seiner Phantasie es sehen? Hier trugen blos gegen das Ende des vierten Aufzugs zwey oder drey Leute etwas Studentengut und ein Paar kleine Ballen, mit Kaufmannszeichen versehen, in der Tiefe der Bühne vorüber. Mir schien dieß entweder zu viel oder zu wenig. Habe ich Recht?

Noch eine Anekdote, wie die hiesige Direktion in Verlegenheiten sich hilft. Die Rolle der Aebtissin war an dem ersten Tage mit M. H. besezt, die sich also benahm, daß das Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach, und dießmal nicht mit Unrecht. Die Direktion strich daher bey der zweyten Aufführung diese Rolle, als eine von alle den unnützen, wochte sie denken, die in den beyden lezten Akten vorkommen: wie erst alle Mittel der Eugenia mit steigender Angst versucht werden müssen, ehe sie zum äußersten greift, und wie nebenbey dadurch alle Stände des seinem Sturze nahenden Reiches nach ihrem innersten Geiste vor uns vorbeygeführt werden, diese Einsicht ist ihr nicht anzumuthen. Zugleich ließ sie aber die Rolle der Eugenia unverändert, so daß nun der gewagte Blick in den Gewaltsbrief ohne Zwischenglied auf die Verweigerung, ihn zu sehen, und auf die Furcht folgte, einen der geliebten Namen darunter zu erblicken!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Dom Vrial war ganz dazu geeignet, die von Don Bouquet begonnene Sammlung der Historiens de France fortzusetzen; er hat sie auch redlich bis zum 18ten Folianten fortgeführt, und seine Schuld ist es nicht, sondern die des Todes, der ihn übereilt hat, daß sie noch weit von ihrer Vollendung ist. Hätte man diesen ehemaligen Mönch um den Geist jeden Zeitalters, um das Volksleben, um die Fortschritte der Bil-

dung und der bürgerlichen Freyheit der Nationen befragt, so würde er wahrscheinlich ein wenig gestockt haben. Allein die Reihe der handgreiflichen Thatsachen kannte er vortrefflich, denn er hatte fleißig in Handschriften und Urkunden umhergewühlt. Auch solche Männer bedarf die Geschichte oder der Geschichtschreiber, und in dieser Hinsicht hat Dom Brial in und außer der Akademie viel Nützliches geleistet. Nach dieser Lobrede las der neuerwählte Akademiker Pardessus eine Notiz über das alte Gesetzbuch: Assises de Jérusalem vor, das die französischen Kreuzfahrer in ihrem Königreiche Jerusalem aufsetzten, und dessen Verfügungen wahrscheinlich großentheils auf alten Gebräuchen der Franzosen und Franken beruhen. Zu dieser Abhandlung hatte die baldige Bekanntmachung dieses Gesetzbuchs Anlaß gegeben. Schon längst ist der eine Theil desselben, das Lehnsrecht, gedruckt; allein der zweyte Theil, das sogenannte Bürgerrecht, das die Herren der vorigen Jahrhunderte weniger anziehen mochte, war, in der französischen Urschrift wenigstens, ungedruckt geblieben; Frankreich besaß nicht einmal eine Handschrift jenes Gesetzbuchs. Kurz vor der Revolution äußerte die französische Regierung gegen die venetianische Republik, welche die vielleicht einzige Handschrift des französischen Textes besaß, den Wunsch, eine Abschrift davon zu besitzen. Sogleich ließ Venedig das Gesetzbuch sehr schön und genau abschreiben, und diese in zwey Theilen schön eingebundene, musterhafte Abschrift langte in Paris an, als man mit ganz anderer Gesetzgebung beschäftigt war. Die Assises de Jérusalem kamen zwar in die königliche Bibliothek, verschwanden aber bald wieder daraus, und geriethen, Gott weiß wie, nach Rußland und von da nach Polen; von einem Edelmann dieses Königreichs wurden sie einem Franzosen geschenkt; dieser hat sie wieder mit nach Paris gebracht und an die Regierung verkauft, und nun endlich sind sie wieder an Ort und Stelle in der königlichen Bibliothek unter den Handschriften. Man hatte unterdessen, da jene Abschrift ganz verschwunden und der venetianische Codex nach Wien gebracht worden war, eine neue Abschrift verfertigen lassen. So besitzt man also jezt in Paris zwey Abschriften statt einer, und nunmehr soll das Ganze in der königlichen Druckerey gedruckt werden. Außer dieser Geschichte und einigen Zügen vom Geiste jenes Gesetzbuchs enthielt die Abhandlung des Hrn. Pardessus nichts Erhebliches, und im Hermes ist vor einiger Zeit umständlicher über die Assises de Jérusalem gesprochen worden, als es Hr. Pardessus that; von dem Daseyn des Hermes hat aber wahrscheinlich der Hr. Professor der Pariser Rechtsschule keine Kunde. Seine Abhandlung war ohne Geist und Leben geschrieben; in den Assises de Jérusalem sah der Mann blos eine Reihe von Gesetzen, und dieß machte die Zuhörer ungeduldig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Könnte das Zebra zum arbeitenden Hausthier gebraucht werden, so wäre dieß ein großer Gewinn für den Gewerbfleiß und die Agrikultur, denn sein Lauf ist viel schneller und ausdauernder als der des Pferdes, es erträgt leichter Strapazen als das Maulthier und braucht in der dürrsten Gegend nichts, als ein Büschen Heu. — Neben dem schönen Zebra grinzte und heulte die gefleckte Hyäne, auch vom Kap der guten Hoffnung, die wahrscheinlich auch nördlicher in Afrika lebt. Die gestreifte Hyäne lebt dagegen in der Levante, in Persien und in Aegypten, sie allein hat eine Mähne und ist viel fürchterlicher und grausamer als die gefleckte, der es jedoch nicht an Wildheit fehlt. Wahrscheinlich würde aber Martin mit jener nicht wagen, was er mit dieser unternimmt. Die Römer kannten diese Gattung gar nicht, und erst ziemlich spät gebrauchten sie gestreifte Hyänen in ihren Thierkämpfen. Kaiser Gordian III. ließ zuerst ihrer zehn in den Säkularspielen 247 Jahr n. Chr. auftreten; später ist von keinen mehr die Rede. Es ist schauderhaft anzusehen, wie Martin mit diesem Thiere in seinem Käfig umgeht und es zu Zorn und Unwillen reizt; er setzt sich darauf, gibt ihm Schläge, reißt ihm den Rachen auf und zeigt dessen fürchterliche Zähne. Martin hat mir gestanden, daß er nie ohne Unruhe zu dem Thier gehe, da gar nicht auf seine gute Laune zu rechnen sey, auch ein einziger Biß hinreiche, ihm den Arm, den er ihr in den Rachen steckt, zu zerknirschen; dann wäre er aber, so wie die Hyäne Blut sehe und schmecke, ohne Rettung verloren, wenn er für diesen Fall nicht immer einen bloßen Dolch unter der Weste trüge. Weiß man dieß, so sieht man Martin bey der Hyäne manchmal die Unruhe an. — Die beyden jungen Leoparden in den nächsten Käfigen sind schöngefleckte, munterimmer im Kreis gehende Katzen. Sie haben noch gar keine Erziehung, darum bemüht sich auch Professor Martin nicht in ihre Käfige. Sehr interessant ist es, wenn die Scheidewand ihrer Behälter geöffnet wird und die Leopardin zu ihrem Herrn geht, unterthänig, wie ein schönes Haremsmädchen. Man sieht den Thieren an ihren Liebkosungen recht an, daß sie aus dem ungalanten Orient stammen und gar nicht wissen, was bey uns im artigen Abendland Sitte ist. Sie wohnen in Indien, Persien und Afrika. Als Kaiser Probus seinen lächerlichen Triumph über die Germanen hielt, führte er auch zweyhundert Leoparden auf, von denen hundert aus Lybien und hundert aus Syrien stammten. Manche Reisende haben behauptet, diese Thiere würden in ihrem Land zur Jagd gebraucht; dieß ist aber wohl Irrthum oder Verwechselung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 207:
Hofrath. — Mondschein.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

3.

„Der Spiegel.“

„Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht.
Drin sieht sich nur der Bösewicht;
Und sieht er sich, so läuft er fort
Und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise seyn.“

Hebel.

Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Glas.
Treu malt er euer Angesicht,
Doch wer ihn besichtigt, kennt euch nicht.
Auch malt der Spiegel ihn selber nicht.
Ihr haltet ihm ihn dennoch vor,
Und sieh! er öffnet euch Thür und Thor.
Daheim könnt ihr den Spiegel missen,
In der Fremde seyd sein wohl beflissen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. September 1829.

Vor den Thoren vom Barette
Wirft der Fürst ein Lindenreis:
„Wachs' und blüh' an dieser Stätte
Als ein Bäumlein grün und weiß."

Schwab.

Landgraf Georg der Erste von Hessen-Darmstadt, und der Eichenzweig *).

Hessische Romanze.

Habt von eingesenkten Zweigen,
Liebe Leser, schon vernommen,
Habt auch selber schon dergleichen
Von der Pflanze abgenommen,
Von den Rosen, von den Nelken,
In den Boden sie gesenket;
Daß die Zweiglein nicht verwelken,
Oftmals drauf den Blick gelenket.

Doch von grünen Waldeszweigen
Ward Euch schwerlich schon berichtet;
Sprach' ich gar vom Zweig der Eichen,
Hieltet ihr es für erdichtet.
Doch nicht so will ich erjagen
Meinem Lied den Namen: Dichtung,
Baare Wahrheit will ich sagen.
Nun, zu jenes Waldes Lichtung!

Seht ihr dort nicht einen Reiter
Mit den Jagdgenossen traben?
Ha, wie sprengt er lustig weiter,
Sprenget lustig über'n Graben;
Wie sich frisch die Augen regen,
Frisch von Leben, Kraft und Muthe,
An der Seite klirrt ein Degen
Und ein Zweiglein wallt vom Hute.

„Willst du mir den Namen sagen
Jenes Führers von dem Trosse?"
Landgraf Georg kehrt heim vom Jagen,
Reitet nah' schon seinem Schlosse;

*) Landgraf Georg I., geboren 1547, gestorben 1596, war der Stifter der Hessen-Darmstädtischen Regentenlinie und jüngster Sohn Landgrafen Philipps des Großmüthigen von Hessen. Er ward seinem Vater während dessen Gefangenschaft in Mecheln geboren, wo seine Mutter ihn besucht hatte. Erst zwanzig Jahre alt, fiel ihm durch Philipps Testament kaum der achte Theil der damaligen hessischen Lande, nämlich Auerbach, Darmstadt, Dornberg, Lichtenberg, Weinheim, Rüsselsheim und Zwingenberg, zu. An Geld erhielt er nur 5000 Gulden. Aber durch gute Wirthschaft wurde Land und Geldvorrath außerordentlich vermehrt, dabey viel gebaut und viel Treffliches, Nützliches gegründet. — Auf dem jetzigen Platze vor dem Großherzoglichen Hofoperntheater zu Darmstadt stand ehemals eine herrliche Eiche. Um den Stamm waren Bänke angebracht. Man erzählt von ihr, daß, als Landgraf Georg I. am 24sten September 1577 von der Jagd zurückgekehrt, und ihm auf dem Rückwege die Nachricht von der Geburt eines Erbprinzen (nachmaligen Landgrafen Ludwig V.) geworden sey, er ein Eichenzweiglein, welches er auf dem Hute getragen, in die Erde gesteckt habe, und dieser Senkling nachher zu einem mächtigen Baume erwachsen sey. Am 15ten Mai 1711 wurde derselbe zum Leidwesen von Darmstadts Bürgern umgehauen.

Und sein Blick mit Wohlbehagen
Ruhet auf den blanken Scheiben,
Doch des Herzens heißes Schlagen
Läßt ihn schneller vorwärts treiben.

„Wär' es jezt vielleicht geschehen?"
Lispelt's von dem bärt'gen Munde;
„Schwalbenflug und Windeswehen,
Gebt mir die beschwingte Kunde!"
Landgraf Georg hat's kaum gesprochen,
Als aus seines Schlosses Hallen
Schnelle Reiter vorgebrochen,
Und die Festposaunen schallen.

„Herr, ein Sohn ist Euch geboren,
Euch und Eurer lieben Frauen,
Als der Erbprinz auserkohren!" —
Darf er seinen Ohren trauen?
Darf er jenem Blitzesleuchten
Höchster Freude sich ergeben?
Darf es ihm die Augen feuchten?
Hat er neues Recht auf's Leben?

Und der Landgraf steigt vom Pferde,
Beugt sein Knie dem höchsten Willen;
Blicket sinnend auf die Erde,
Denket manches nach im Stillen:
„War mein Vater nicht gefangen,
Als ich einst ihm ward geboren?
Meine Jugend — schnell vergangen!
Meine Eltern — früh verloren!"

„Als der Jüngste eingesenket
In dieß kleine Fleckchen Erde,
Hat mich früh der Wunsch gelenket,
Daß es groß und größer werde.
Aus Entbehrung und aus Sorgen,
Doch auch süßer Liebe Schooße,
Hebt auf Heute sich ein Morgen,
Hebt die Knospe sich der Rose."

„Doch noch lieber zu vergleichen
Einem jungen Eichenstamme
Und dem ersten Sproß der Eichen; —
Nimm, Herr, meines Dankes Flamme!"
Und der Landgraf reicht vom Hute
Jenes Zweiglein, und er steckt es
In die Erd' mit frohem Muthe,
Und ein güt'ger Himmel deckt' es.

Hundert vier und dreyßig Jahre,
Unter Sohn und Sohnessöhnen,
Breitet es die laub'gen Haare,
Die mit Sonnengold sich krönen.

Längst umleckt' es schon die Flamme,
Seine Keimkraft ward zu Nichte;
Doch von Georg des Ersten Stamme
Treiben Zweige, Blüth' und Früchte.

K. Buchner.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Fortsetzung.)

Während der Fasten bietet sich ein anderer, halbkirchlicher Gebrauch dar, der, äußerlich betrachtet, nicht weniger befremdet, aber seinem innern Zwecke nach beurtheilt, gleichfalls höchst natürlich ist. Um ein-und-zwanzig Uhr laufen Haufen von Knaben durch die Gassen; einer von ihnen trägt ein Kreuz, ein zweyter eine Glocke. Jener schreyt aus voller Kehle eine Art von kurzem Gesange ab, dessen Worte Niemand versteht, dem sie nicht bekannt sind, während der mit der Glocke dazu läutet. Jugend hat keine Tugend; daher wird von dem Truppe, trotz des Kreuzes, oder vielmehr des Kreuzes wegen, um so mehr Unfug getrieben, als Niemand dabey ist, der auf Zucht und Ordnung sieht. Das Kreuz ist nicht selten so groß und der Kreuzträger so klein, daß lezterer zu Boden sinkt. Dann stürzen die andern darüber her, um die Ehre zu haben, das Kreuz zu tragen, trotz der damit verbundenen Anstrengung. Der Stärkere trägt, wie hier billig, den Sieg davon, bis auch er unter der Last erliegt und dann der dritte Stärkere an dessen Stelle tritt. Während es so unter den Kreuzträgern hergeht, streiten sich die Glöckner, welche aus den Allerkleinsten des Trupps gewählt werden, auf dieselbe Weise. Ueber den Gesang entsteht kein Zank, denn er wird von allen zugleich und im Unisono ausgeführt. Da er aber von einigen um einen halben Ton zu hoch, von andern um eben so viel zu tief genommen wird, so klingt es freylich nicht harmonisch; doch darauf kömmt nichts an, denn der Gesang ist der Worte wegen, nicht diese des Gesanges wegen da. Die Worte heißen: „Padre e madre, mandate i vostri figliuoli à l'esame della confessione e comunione; se voi non ci li mandrete, rendrete conto a Dio" (Väter und Mütter, schickt eure Kinder in die Vorbereitung zur Beichte und zum Abendmahle; thut ihr es nicht, so werdet ihr Gott Rechenschaft ablegen müssen). Man sieht, die Anmahnung ist eben so kurz als naiv, und daß sie aus dem Munde von Kindern kömmt, macht sie um so eindringlicher.

Der Katechismuslehre in Rom ist ein ganz besonderer Charakter eigen, von dessen Nothwendigkeit man sich aber gleichfalls sehr bald überzeugt. Den wahren innern Gehalt derselben, und die Art, wie sie gehalten wird, können nur solche Ausländer verkennen, welche alles nach sich selbst und ihrem Lande beurthei-

len, ohne dabey die Natur der Sache selbst zu erwägen. Die römischen Katechismuslehren werden nicht, wie wohl hin nnd wieder in Deutschland gebräuchlich, im Hause des Pfarrers, sondern in der Kirche gehalten; dieß ist ein Hauptgrund, warum die Ungezogenheiten, welche sich hin und wieder die Kinder während derselben erlauben, in Rom mehr auffallen als dort. Sind aber überhaupt die römischen Knaben mit den Norddeutschen zu vergleichen? Eben so wenig (und ich bitte, dieß für keinen Scherz zu nehmen), als der Wein, der auf Monte Porzio, Monte Compatri und zu Velletri gewonnen wird, mit dem Wizenhäuser Weine im Hessenkasselschen verglichen werden kann. Können zwey Barometer, aus derselben Werkstätte kommend und nach derselben Scala verfertigt, davor, wenn der eine zu derselben Zeit in Neapel zwanzig Grad über Null, und zu Petersburg zwanzig darunter steht? Nein, sondern die Sonne, welche auf beyde einwirkt. So haben die Kinderlehren in Rom einen Charakter von Leben und Feuer, der ihnen im Norden fehlt. Man urtheile selbst. Auf dem Tische des Geistlichen (keines eigentlichen Priesters, sondern nur eines Subdiaconus) liegen die Bücher, denjenigen Knaben als Prämien bestimmt, die das Pensum aus dem Katechismus am geläufigsten hersagen werden, daneben ein sehr langer, dünner Stock, mit welchem der Geistliche, ohne von seinem Stuhle aufzustehen, die Knaben zur Aufmerksamkeit anhält, und umherstehen, dicht gedrängt, Eltern und Verwandte der Knaben. Die Kampflust der Kleinen ist so groß, daß man ihnen während des Gesanges, welcher vorhergeht, an allen Theilen des Leibes die Ungeduld ansieht; wie Pferde, zum Wettrennen abgerichtet, den Boden stampfen, die hemmenden Schranken beißen und den weißen Schaum aus dem Maule gen Himmel schleudern, so stehen die Knaben, von einem Beine auf das andere springend, die Fäuste ballend, röchelnd und am ganzen Körper krampfhaft zuckend da, des Augenblicks harrend, wo der Gesang enden und der Geistliche das Zeichen zum Hersagen des Pensums geben wird. Kaum ist lezteres erfolgt, so überspringt schneller kein Hirsch, von den todbringenden Hunden verfolgt, das Gehege, als die zwey Champions, vom Geistlichen zum Wettkampf aufgefordert, auf die Bänke springen und das Pensum herzusagen beginnen. Dieß geschieht von beyden auf einmal, denn es ist hier von keinem Auswendigwissen durch Besinnen oder Nachdenken die Rede, sondern alles kömmt auf das eigentlich mechanische Gedächtniß an, so daß die Lehren sich gleichsam unbewußt mit der Seele des Knaben verschmelzen, und eben so unbewußt von ihm hergesagt werden müssen. Eifrig sucht einer dem andern zuvorzukommen. Steht doch der Gewinn der Prämie, die Gunst des Pfarrers und die Ehre, vom anwesenden Publikum für den besten Katechismusknaben gehalten zu werden, auf dem Spiele! Die Deutlichkeit leidet freylich bey dieser Eile, und was davon übrig bleibt, macht der Wiederhall der Kirche vollends unverständlich, so daß man wirklich recht gut italienisch verstehen kann, ohne bey diesen Katechismuslehren ein Wort zu unterscheiden. Das thut aber nichts, denn die beyden Knaben verstehen sich unter einander eben so gut, als der Geistliche sie versteht, obgleich dieser seine Aufmerksamkeit nicht nur auf sie, sondern auf die ganze übrige Gesellschaft, aus hundert und mehreren Individuen bestehend, wenden muß. (Die Fortsezung folgt.)

Todesfall durch einen Meteorstein.

So häufig auch, so weit die Geschichte hinaufreicht, Meteorsteine in den verschiedensten Ländern niedergefallen sind, so war doch kein einziges sicheres Beyspiel bekannt, daß ein Mensch von einem solchen Steine getroffen und getödtet worden wäre. In früheren Zeiten wußte man freylich mancherley Geschichten der Art zu erzählen; die Steine aber, denen man solche Zufälle zuschrieb, sind meistens Belemniten oder andere Versteinerungen. Desto interessanter ist daher folgender Fall, für dessen Wahrheit der Umstand zeugt, daß der berühmte Naturforscher Settala Zeuge davon war.

In der Beschreibung des Museums Settala, das um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in Mailand berühmt war und zum Theil noch in der Ambrosianischen Bibliothek daselbst aufbewahrt wird, ist zu lesen:

„Daß der Blitz eine feste, steinigte Masse und keine Ausdünstung irgend einer Materie ist, scheint nun nach dem Falle, daß ein Pater Franziskaner zu unf. l. Frauen zum Frieden in Mailand durch einen aus den Wolken geschleuderten Stein plözlich getödtet worden ist, vollkommen erwiesen. Die Mönche des Klosters versammelten sich sogleich um den Getödteten aus Theilnahme und Neugier. Sie untersuchten den Leichnam sorgfältig und fanden an einem Schenkel eine geschwärzte Wunde. Man erweiterte die Wunde, fand, daß sie bis in den Knochen dringe, und war nicht wenig erstaunt, als man hinten in derselben einen runden Stein fand, der die Wunde geschlagen und den Mönch so schrecklich unerwartet getödtet hatte. Der Stein wog ½ Unze, hatte einen scharfen Rand, war aber nicht ganz rund, sondern lief an einer Seite in einen stumpfen Winkel aus. Als man ihn zerbrach, verbreitete sich ein unerträglicher Schwefelgeruch."

Hier ist von keinem jener Steine die Rede, die man nach einem Blitzschlage — denn die Meynung, daß mit dem Blitz ein Stein niederfalle, war in jenem Jahrhundert noch sehr allgemein — in einem Hofe gefunden oder in einem Garten ausgegraben und ihrer sonderbaren Form wegen für Blitzsteine gehalten hat; in diesem merkwürdigen Falle hat ein wahrer Meteorstein, eine Masse, die sich wesentlich von allen andern steinigten Substanzen unterscheidet, einen Menschen getödtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Silvester de Sacy, welcher nach Pardessus die Rednerbühne bestieg, mußte es entgelten; denn da das Publikum durch die lange Biographie des alten Benediktiners und die trockene Abhandlung über die Assises de Jérusalem Langeweile bekommen hatte, so hörte es nur mit Zerstreuung der Vorlesung des gelehrten und berühmten Sacy zu, der schon seit langer Zeit an der Spitze der Orientalisten in Europa steht. Der Mann ist bejahrt und liest nur mit schwacher Stimme vor; dieß trug noch zur ungünstigen Wirkung seiner Abhandlung bey, die jedoch einen interessanten Gegenstand betraf, nämlich den Ursprung der berühmten arabischen Erzählungen Tausend und eine Nacht, die leider durch mancherley Zusätze und Einschiebsel eine unförmliche Sammlung geworden sind, so daß diejenigen, welche es sich so emsig haben angelegen seyn lassen, die Tausend und eine Nacht zu vervollständigen, wie sie sagten, dieselbe verdorben haben. Eigentlich hatte Silv. de Sacy bey seiner Abhandlung einen polemischen Zweck, er wollte nämlich die Gründe niederschlagen, wodurch Langlès und J. v. Hammer zu beweisen gesucht haben, daß die Tausend und eine Nacht von den Persern und Indiern abstamme. Nach Hrn. Silv. de Sacy haben die beyden Herren den Persern und Indiern die Erfindung der berühmten Erzählungen ohne Grund zugeschrieben. Wo finden sich in den Erzählungen Spuren persischer und indischer Herkunft? weißt nicht jeder Zug auf Arabien hin? sind die Religionen, von denen darin die Rede ist, nicht diejenigen, die bey den Arabern Anhänger haben? ist der Text nicht arabisch? Aus den Einschiebseln in den Erzählungen läßt sich nichts folgern; denn diese können von allerley Völkern herkommen. Also halten wir uns an die Araber; die Indier besitzen ja schon Erfindungen und Gelehrsamkeit genug, und die europäischen Gelehrten haben ihnen so erstaunlich viele Wissenschaft zugeschrieben, daß auch mit Abzug der Tausend und einen Nacht noch mehr übrig bleibt, als bey irgend einem andern Volke zu finden ist. Den Damen, die sich unter den Zuhörern befanden, behagte diese polemische Abhandlung wenig; Hr. de Sacy hatte wohl recht, als er im Anfange seiner Vorlesung bemerkte, daß er wahrscheinlich mehr Neugierde erregen würde, wenn er, statt über den Ursprung der Tausend und einen Nacht zu reden, dem Publikum eine bisher noch unbekannte Nacht zum Besten geben könnte. Was kümmert es auch die Damen, ob die Erzählungen aus den Sandwüsten oder aus Kachemir abstammen! Die Herrn schien dieß auch nicht viel zu kümmern, und am folgenden Tage wurde der Vorleser von den Journalisten hart mitgenommen, weil er dem Publikum Langeweile verursacht habe. Man arbeite also sein Leben lang, werde der erste Orientalist in Europa und sehe sich dann am Ende seiner Tage öffentlich verhöhnt, weil man das Unglück gehabt hat, die müßigen Zuhörer nicht zu belustigen! Viel glücklicher war Graf de la Borde, der nach Silv. de Sacy auftrat und seine Einfälle über das Reisen vorlas; wie diese Einfälle und die gewöhnlichen Forschungen der Académie des Inscriptions zusammenpassen, läßt sich nicht wohl einsehen; vermuthlich hatte die Akademie dieses Stück nur deßwegen zum Vorlesen bey der öffentlichen Sitzung gewählt oder zugelassen, weil sie wußte, daß so etwas allgemein verständlich ist, und nach den ernsthaften Stücken der Herren Pardessus und Silv. de Sacy die Aufmerksamkeit der Zuhörer aufregen würde. Dieß traf denn auch richtig ein, und obschon das, was de la Borde vorlas, die unbedeutendste der gesammten Vorlesungen war, so erntete er doch den meisten Beyfall, und die Assises de Jérusalem und der Ursprung der Tausend und einen Nacht haben den Damen bey weitem nicht so gefallen, als was der Graf de la Borde ihnen über das Reisen einzureden suchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Viel größer und kräftiger war der junge Tiger neben den Leoparden, eine mächtige, furchtbar schöne Katze. Ihre Art wohnt in Indien und Persien bis an die Ufer des kaspischen Meers, denn es hat sich oft getroffen, daß Kosacken dergleichen gejagt und erlegt haben. Immer ist ihr Fell von ungleichen schwarzen Streifen auf röthlich falbem Grunde durchzogen. Zwar hat er gleiche Länge wie der Löwe, ist aber schlanker und leichter gebaut und hat einen runden Katzenkopf; im Ausdrucke hat er auch gar nichts mit dem Löwen gemein, denn es zeigt sich an ihm nichts Hohes, Seelenvolles, Würdiges und Adeliches. Nicht einmal Stolz hat die Bestie, sondern nur wilde Kraft und Blutdurst. Indessen läßt sie sich doch bis auf einen gewissen Grad zähmen. Plinius erzählt schon, daß die römischen Kaiser gezähmte Tiger gehabt hätten. August ließ zuerst öffentlich welche erscheinen, Heliogabal spannte sie an und Gordian besaß ihrer zehn. Unser Exemplar war gerade nicht unbändig und ließ sich von guten Bekannten streicheln, mit der Civilisation stand es aber doch noch schlecht bey ihm, denn Martin traute sich nicht in seinen Käfig. — Daneben war einem Löwenjüngling eine Art vergitterter Salon eingeräumt, in dem er bequem auf- und abgehen, ja sogar Sprünge und Sätze machen konnte. Es grenzt ans Unglaubliche, wie herzlich er Martin zugethan ist, der sich alle mögliche Unbilden und ungebührliche Zumuthungen gegen ihn erlaubt. Ehe er selbst in der Menagerie erscheint, verwendet der Löwe kein Auge von der Thür, und erscheint endlich Martin, so weiß sich das Thier vor Freude nicht zu lassen, und da der Herr erst nach Producirung des Zebra's und der Hyäne zu ihm kommt, so möchte der Löwe vor Ungeduld vergehen. Er rennt hin und her, schlägt gewaltige Ringe mit dem Schweif, reißt und beißt an den Eisenstangen, heult fürchterlich, und erst wenn seine Stimme ertönt hat, lassen sich die andern Thiere auch vernehmen. Wenn endlich die Thüre seines Gemachs aufgeht und Martin hereintritt, so wird der mächtige, wilde Löwe zahm wie ein Bologneser Hündchen; Martin umarmt ihn, dann legt sich das Thier in malerischer Stellung hin und Martin sezt sich darauf, seinen Ellbogen auf das schöne, freundlich blickende Haupt stützend. Dabey wird ein Witz gemacht: „Je vous défie, Messieurs," sagt Martin, während er sich auf dem Löwen dehnt, „de me trouver à Genève un second canapé comme le mien." Hierauf beginnen stärkere Stücke. Martin fügt Bretter im Käfig drey Fuß hoch übereinander, hält dahinter einen Reif, und auf seinen Ruf springt der Löwe über die Bretterwand und durch den Reif. Ich läugne nicht, es hat mir leid gethan, das edle, mächtige Thier solche Seiltänzerkunst machen zu sehen. Um den Zuschauern einen Begriff von der Gewalt zu geben, die der Löwe in seinem Gebiß hat, und um zu zeigen, daß sich mit Schlägen bey ihm nichts ausrichten ließe, nimmt M. ein dickes Brett, stößt und reizt den Löwen und thut am Ende, als wenn er ihm damit auf die Nase schlagen wollte; da ergreift das Thier das Brett mit einer Tatze und beißt es mit Einemmale wie ein Schwefelhölzchen entzwey. So wie Martin nach diesem unwürdigen Experiment das Brett weggeworfen, legen sich die Blitze in des Löwen Augen und er eilt, seinen Herrn von Neuem zu liebkosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. September 1829.

Schreckhafter Wahn ist von Natur wie Gift,
Das Anfangs kaum erkannt wird am Geschmack,
Allein, nach kurzer Wirkung auf das Blut,
Wie Schwefeldämpfen brennt. —

Shakespeare.
Othello.

Der Maske Folgen.

Von Crescence Gordigiani, gebornе v. Imsland.

„Wie, Ferdinando, die Gefühllose will sich also der betäubenden Lust des Maskenballes hingeben, während mich Krankheit an mein Lager fesselt? Gierig hascht sie nach allem, was Freude bietet, und achtet nicht meiner Leiden, gedenkt nicht der Qualen, denen mich ihre Kälte, ihr Leichtsinn preisgibt! — Hast Du ihr nicht vorgestellt, wie tief mich dieses kränken muß? Ach Ferdinando! krank seyn ist immer traurig, aber unerträglich ist es in meinem Verhältnisse! Versetze Dich an meine Stelle: geplagt von dem Arzte, gequält mit Arzneyen, sogar durch die zu ängstliche Mutterpflege verstimmt, und nun noch durch sie gefoltert!“

So sprach ich, bedeckte mit beyden Händen mein Antlitz und warf mich in die Kissen zurück. Da nahte sich Ferdinando, zog die Decke sorgsam an mir hinauf und sprach tröstend: „Was fürchtest Du für Adelaide? Wird denn nicht Vater und Bruder ihr schützend zur Seite stehen? Sie ist so jung, daß dieser harmlos fröhliche Sinn wohl Entschuldigung finden kann. Auch ahndet sie nicht, welche Gefühle Dich bestürmen. Denn als ich ihrem Vorhaben Deine Mißbilligung entgegen sezte, erwiederte sie lächelnd: Im vorigen Jahre begleitete er mich, und zeigte Freude an meinem Ergötzen; warum sollte er mir jezt dieß schuldlose Vergnügen nicht gönnen? Nein! ich kenne ihn, er wird es nicht tadeln, ja! er wird sich selbst mit mir freuen. Dann lud sie mich mit der ihr allein eigenen, bezaubernden Freundlichkeit ein, ihr ebenfalls zu folgen.“

„Wirst Du gehen?“ — „Wie kann ich, da meines Oheims böse Laune es mir versagt, und nichts seinen Argusaugen entgehen würde?“ — „Gehe nicht, Ferdinando, nein! bleibe fern von der Unbeständigen! Auch ich entsage ihr, ja, ich habe die Kraft, diese Liebe zu bekämpfen, die mit unaufhörlicher Qual mein Leben verbittert. Welche Maske hat sie gewählt?“ — „Die eines Blumenmädchens.“ — „Eines Blumenmädchens! Die reizendste unter allen Verkleidungen!“ Da trat meine Mutter mit Licht ein und sprach, indem sie mir eine Arzneyflasche reichte: „Lieber Giovanni, hiervon mußt Du jede Stunde zwey Löffel einnehmen, der Arzt sagte mir —“ — „Was er selbst nicht weiß,“ unterbrach ich sie ungeduldig. Als sie nun meinen Freund um die Ursache meiner Verstimmung fragte und Ferdinando ihr alles erzählte, da folgten wieder langwährende, marternde Trostreden.

Jezt schlug die Uhr sieben. Ferdinando drückte mir herzlich die Hand, ermahnte mich, ruhig zu seyn, die Arzney zu nehmen, und verließ mich dann mit dem Versprechen, den folgenden Morgen wieder zu kommen.

Mit namenlosen Qualen bestürmte jezt Eifersucht mein heftig klopfendes Herz; immer sah ich Adelaiden im vollen Reiz ihrer frischen Jugend, ihrer hohen Schönheit. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß es nicht möglich war sie zu sehen und sie nicht zu lieben. Giulio, der reiche, schöne Jüngling glühte längst schon für sie, ich kannte seine Kühn-

heit, wußte, wie oft diese über die Bescheidenheit siegt. In der heftigsten Gemüthsbewegung und gestört durch unabläßige mütterliche Ermahnungen, beschloß ich, mich zu stellen als schlafe ich. Da meine Mutter nun keine Antwort mehr von mir erhielt, nahte sie meinem Lager, beobachtete mich so eine Weile und schlich dann leise aus dem Zimmer.

Ungefähr eine Stunde blieb ich allein, bemüht, einen Entschluß zu fassen. Aufstehen, mich vermummen und auf die Redoute eilen: dieß war unter allen sich in meinem erhizten Kopfe drängenden Gedanken der, welcher mir am meisten zusagte. So konnte ich sie sehen, und fand ich in ihr Beständigkeit, o dann erschloß sich mir ein Paradies! doch, wäre es anders — schon der Gedanke einer solchen Möglichkeit machte mich schaudern. Jezt aber kehrte meine Mutter zurück, ich heuchelte Ruhe, und bat sie, mir Carlo zu senden, der diese Nacht bey mir wachen sollte. Der mit treuer Liebe an mir hängende Jüngling kam; gegen eilf Uhr begab sich meine Mutter in ihr Schlafgemach, und ich blieb mit ihm allein.

Nicht vergeblich waren meine Bitten, Carlo konnte ihnen nicht widerstehen. Schnell war ich gekleidet, und bald lag Haus und Garten hinter uns. Es war eine finstere Nacht. Kein Sterblicher begegnete uns in der kleinen Seitengasse, die wir nun durchschritten. Ich war so schwach, daß ich auf Carlos Arm mich stützen mußte; mehrmals beschwor mich dieser, meinem Vorhaben zu entsagen, und dringender noch als der Freund mahnte mich im Innersten meines Herzens eine warnende Stimme, umzukehren. Düstere Bilder stiegen in mir auf, und in Trauergestalt führte meine krankhaft rege Phantasie mir die Mutter, Ferdinands und Adelaiden vorüber. Aber vergebens, ein dunkler, unwiderstehlicher Trieb zwang mich, vorwärts zu gehen.

Als wir uns der belebteren Straße nahten, da weckten mich die Menschen, die Wagen, die Lichter, der Lärm aus meinem trüben Sinnen. Die düstern Bilder schwanden, es legte sich der Aufruhr im Herzen, und mit neuer Kraft ermannte ich mich wieder.

Nur zu bald betrat ich den Saal. Geblendet von einer Menge bunter Masken, suchten meine Augen vergebens den ersehnten Gegenstand; wohl sah ich Blumenmädchen, doch Adelaidens Frohsinn, ihre Anmuth, ihre edle Haltung fehlten. Ein verzehrendes Feuer, eine Angst, ein inneres Toben, trieben mich unstät umher. Ich drängte mich hastig in das Maskengewirre, und ihre Freude verwünschend, durchbrach ich die Reihen der Tanzenden. Kaum konnte der bestürzte Carlo mir nachkommen. Schon hatte ich bald das ganze Haus und alle Säle durchsucht, ohne Adelaiden zu sehen, und ein schwacher Hoffnungsschimmer stieg in mir auf, sie könnte zu Hause geblieben seyn. Ich nahte wieder der Stelle, von welcher ich ausgegangen war, da erblickte ich plötzlich ein Blumenmädchen, erkannte in ihr all' jene unglückselige Schönheit, die mich zum Sklaven gemacht hatte. Es war die zarte Gestalt, der liebenswürdige Muthwille, es war die blonde Flechte, der kleine Fuß, der Stimme Silberton. Ja, sie war es, ich hatte sie erkannt. — Doch jener Mann, der sie begleitet, der so vertraulich mit ihr spricht, wer kann es seyn? Ihr Bruder ist es nicht, denn der ist klein, jener aber von hohem Wuchse, und wann drückt ein Bruder so heimlich der Schwester Hand? — Ihr Vater? — vermummt? unmöglich! Und welcher Vater neigt sich so entzückt, so zutraulich zu dem Ohre der Tochter, um ihr Worte zuzuflüstern, die sie mit leichten Schulterschlägen beantwortet? Diese Worte, die ich nicht hören konnte, dieses Gebärdenspiel genügten, um in mir einen Zorn zu entflammen, welcher Blut forderte. Ich nahte den Beyden; zitternd vor Wuth, stieß ich unsanft den Urheber meiner Verzweiflung an. Carlo eilte hinzu, und da wir der Thüre nahe standen, zog er mich mit Gewalt hinaus. Weinend bat mich der Arme, nicht mehr in den Saal zurück zu gehen. Schon folgte ich ihm, da wandte sich mein Blick noch einmal und ich sah den Verhaßten, der mich zu suchen schien. Ich entreiße mich Carlos Armen, stürze mit gezücktem Dolche auf meinen Gegner los, ergreife und durchbohre ihn. Der Unglückselige wankt und versucht es, sich auf den Arm zu stützen, der ihm den Tod gab. Aber ich stoße ihn zurück — und er fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Fortsetzung.)

Die Katechismuslehre bietet ein Schauspiel dar, bey dem, hinsichtlich der großen Menge der Knaben, ihrer vernachläßigten Erziehung (die meisten sind aus der Hefe des Volks), des heißen republikanischen Geblütes, welches in ihren Adern rollt, und endlich der Jugend des Katechismuslehrers, nichts zu verwundern ist, als daß es dabey so ruhig abgeht. Die Knaben werden natürlich über das Auswendiggelernte weiter nicht befragt, sondern es ist mit dem Wissen abgethan; eben so wenig lesen sie etwas, obgleich unter dem Trupp immer einer oder der andere seyn mag, der lesen kann. Ist die Katechismuslehre zu Ende, so wird beym Nachhausegehen von den Knaben einiger Unfug getrieben, der nicht erst außerhalb der Kirche, sondern schon in derselben, wenn sie sich außer dem Bereiche des langen Stocks befinden, anhebt; der Trupp stürzt wie das wüthende Heer von dannen und alles vor sich über den Haufen, was ihm nicht aus dem Wege geht. Aber daraus macht Niemand etwas, denn die Römer sind so entschiedene Kinderfreunde, daß, was ein Kind thut, wohl gethan ist. „Sono creature, bisogna compatirle;“ (es

sind Kinder, man muß Nachsicht mit ihnen haben), ist die Lieblingsphrase, mit welcher sie dergleichen Unarten zu beschönigen suchen.

Von jeher haben gerade die kultivirtesten Völker vor ihren Todten die meiste Ehrfurcht gehabt. Daß dieß auch der Fall bey den heutigen Römern sey, lehrt der Augenschein; nirgends werden die Begräbnisse zahlreicher begleitet, verschwenderischer erleuchtet und mit mehr Gesang begleitet als in Rom. Selbst der ärmste Mensch wird von so vielen Mönchen begleitet, als seine Anverwandten Wachslichter bezahlen wollen; ja es folgt sogar eine oder die andere Brüderschaft, wohl gar mehrere auf einmal, wenn der Todte zu einer oder mehreren von ihnen gehört hat. Erwägt man, daß sowohl jeder einzelne Mönchsorden, als auch die Brüderschaften ihren Christus am Kreuze mitbringen, und daß die Pfarrer die Stola umhängen müssen, so sieht man, daß es den römischen Begräbnissen an Pomp nicht fehlt. Freylich ist es nicht dieß, was den Ausländern daran auffällt, sondern der Mangel an äußerer Haltung, der, sobehaupten sie, dabey wahrgenommen wird. Sehen wir, auf wie schwachen Füßen auch dieser Vorwurf steht. Die Römer sind religiös, aber keine Heuchler; sie bringen in ihre Andacht gerade so vielen äußern Ernst oder erbauliche Sammlung, als ihnen die Geistesstimmung, in welcher sie sich eben befinden, gestattet. Zwang sieht man nirgends, und jene affektirte Andächteley, welche in andern Ländern, selbst in den protestantischen herrscht, wo die Männer durch die Finger und die Frauen durch den Fächer oder unter dem Hute weg sehen, und sich tief zur Erde bückend, die Hand vor den Mund halten, um ein Wort mit einander zu reden, ist den Römern fremd; will einer den andern ansehen oder mit ihm sprechen, so geschieht es offen und mit Freymüthigkeit. Die Römer haben, wie schon gesagt, die größte Ehrfurcht vor den Todten, aber aus der Ferne, denn die Hitze ist groß, und selbst im Winter gehen die Leichname bald in Fäulniß über. Ist es daher zu verwundern, daß die Leichenzüge in Rom etwas geschwinder gehen als in andern nördlichern Ländern? Daß man aber im eigentlichen Verstande laufe, wie wohl ausländische Krittler behaupten, ist nicht wahr.

Bekanntlich darf nach den hiesigen Fastengesetzen in den Fasten in den öffentlichen Speisehäusern, selbst in den entferntesten Zimmern, nicht allein kein Fleisch, sondern Mittwochs, Freitags und Sonnabends sogar keine Eyer- oder Milchspeise, an leztern drey Tagen auch von den Kaffeewirthen keine Milch zum Kaffee gegeben, ja sogar von den Mezgern kein Fleisch verkauft werden, es sey denn gegen einen Erlaubnißschein, welchen auf ein ärztliches Zeugniß vom mißlichen Gesundheitszustande des Individuums das Generalvikariat ertheilt. Diese Vorschriften scheinen streng, sind es aber nicht, denn dem wahren Katholiken kann die Beobachtung derselben nicht schwer fallen. Auch sind hier die Fische und das Oel vortrefflich, und so wohlfeil, daß es selbst einem Protestanten Genuß gewährt, einige Wochen lang mager zu essen, nur nicht in den hiesigen Trattorien. Den Lauen ist dadurch geholfen, daß die meisten Speisehäuser gegen Bezahlung die Erlaubniß erhalten können, in einem besondern Zimmer Fleischspeisen zu geben. So trifft es sich nicht selten, daß neben dem Fastenedikte, in welchem bey fünfzig Scudi Strafe verboten wird, fette Mahlzeiten zu reichen, ein Papier von des Wirths Hand angeschlagen ist, auf welchem geschrieben steht: „Qui si mangia di grasso.“ (Hier ißt man fett). Hierin wollen die Ausländer einen Widerspruch finden; sie meynen, entweder müsse man das Fastenverbot ganz aufheben, oder auf dessen unbedingte Beobachtung dringen. Wie einseitig diese Art zu urtheilen ist, zeigt sich auf den ersten Blick. Die Kirche hat einmal, um Niemandens Gesundheit aufs Spiel zu setzen, wie schon gesagt, kranke und schwächliche Personen vom Fasten dispensirt. Diese nothwendige Ausnahme ist es, welche alle andern erzeugt. Denn wenn man Niemanden ins Herz sehen kann, so ist dieß beym Körper noch weit weniger möglich, und ein Gesundheitsmesser bis jezt noch nicht erfunden. Daß die Regierung, wenn's Noth thut, durchgreifen und ein Exempel statuiren kann, davon haben wir vor einigen Jahren ein Beyspiel an einem Metzger erlebt, der, überführt, von einem Speisewirthe mit Gewalt Fleisch verlangt und dann, auf die Weigerung desselben, aus seiner eigenen Behausung ein Viertel von einer gebratenen jungen Ziege herbeygeholt und Angesichts der übrigen Gäste und zugleich unter Verhöhnung des Generalvikariats verzehrt zu haben, vor seinem eigenen Hause das Cavalletto, das heißt, eine Anzahl Stockprügel erhielt, die schimpflichste Strafe, welche es, kaum die Galeere ausgenommen, für einen Römer gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Martin mußte für einige Wochen von hier nach Marseille reisen, wo ein Transport Affen für ihn angekommen war. Als der Löwe seinen Zwingherrn nicht mehr sah, brulte er fürchterlich, war mit nichts zu begütigen und fraß einige Tage gar nicht. Nur nach und nach gewöhnte er sich an seine Abwesenheit, war aber lange nicht mehr so munter wie vorher, und die schönsten Fleischstücke empfing er ohne sonderliches Behagen. Endlich erschien Martin wieder. Ich konnte nicht gegenwärtig seyn, aber Augenzeugen haben mich versichert, es sey ein wahrhaft rührender Anblick gewesen, wie sich das edle Thier brulend vor Freude zu seinen Füßen gestürzt, ihn dann säuberlich in seine Tazen genommen und dabey gar wunder-

liche Töne von sich gegeben habe. Es thut einem weh, daß dieses großartige Thier zu allen Zeiten so mißhandelt worden ist und die dünkelhaften und gefühllosen Menschen nicht Mores gelehrt hat. In Rom zeigte der Aedil Quintus Scävola zuerst mehrere Löwen im Circus; Sylla ließ hundert männliche auf einmal mit einander kämpfen. Pompejus sechshundert, Cäsar vierhundert; Hadrian tödtete oft gegen hundert im Circus. Antonin hatte diesen Geschmack nicht, so wenig wie Marc-Aurel, die jedoch viele Löwen hegten. Unter Gordian III. hatten sich diese Thiere in den damals bekannten Ländern sehr vermindert und es war schwer, welche zu bekommen; der Kaiser ließ also in den Säkularspielen nur siebenzig zahme Löwen auftreten. — Neben dem jungen Löwen hatte seine Mutter ihren Gewahrsam, eine gesetzte Person, die man allenfalls für einen großen, dicken Bullenbeißer hätte halten können. Neben ihr verbergte ein alter großer Löwe, das Haupt der Familie, ein wahrer Patriarch voll Ernst und Würde. Man hat ihm den passenden Namen Blücher gegeben. Außer diesen Notabeln enthält die Martinsche Menagerie noch manches Interessante, z. B. ein kleines lebendes Krokodill, ein Chamäleon, ein Känguru, ein Lama, eine Menge seltener Affen und schöner Vögel.

Auf andere Art fesselte der bekannte Maler König von Bern unsere Aufmerksamkeit durch sein Diaphanorama oder seine durchsichtigen Gemälde, welche schöne und interessante Punkte der Schweiz in trefflicher, oft wechselnder Beleuchtung und Perspektive darstellen, die Tellskapelle, die Johannesfeuer auf dem Brienzer See, den Rigi-Culm, die Stadt Bern, einen Sonnenuntergang an der Jungfrau und besonders Interlaken, desgleichen das Innere einer schweizerischen Sennhütte und einer Bernischen Bauernstube. Der Künstler hat in den zwölf Jahren, seitdem er zum leztenmale hier war, große Fortschritte gemacht und seine Darstellungen sind durch landschaftlichen Reiz, Beleuchtung, Mondeffekte, Staffage überaus gelungen. Er hat sich vorgenommen, nun auch Genf und Lausanne auf seine Art darzustellen.

Unser ausgezeichnetster Historienmaler, der junge Lugardon, ist jezt in Rom, und kürzlich hat der Bankier Hentsch ein Gemälde von ihm empfangen, das zu sehr guten Hoffnungen berechtigt. Es stellt das Schloß Roßberg vor, das die Eidgenossen durch Verrath einnahmen. Dieß geschah bekanntlich durch Einverständniß des jungen Melchthals mit einem im Schloß dienenden Schweizermädchen, die ihren Geliebten des Nachts immer auf einer Strickleiter in ihr Kämmerlein einsteigen ließ. Auf diesem Weg folgten ihm mehrere Befreundete und Verbündete, überwältigten die Schloßmannschaft und eroberten so die Twing. Stellungen und Bewegungen sind durchaus einfach und ausdrucksvoll; überall Wahrheit und Natur. Das Licht ist gut vertheilt, nichts Schreyendes mehr im Colorit. Besonderes Lob verdient die Zeichnung, die wahr und korrekt ist. Das Schweizermädchen ist keine Par ser Nymphe oder eine Tänzerin de l'opéra, sondern eine Gestalt des Landes. So hat denn der junge Künstler bedeutende Fortschritte in Rom gemacht, und eine ganz neue Ansicht der Malerey verdankt er dem Studium von Schnorrs und Cornelius Fresken in der Villa Massimi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Graf de la Borde ist zugleich ein Weltmann und ein Gelehrter, ein Mann du bon ton, ein Deputirter, der sehr liberale Gesinnungen äußert, und einer, der große Prachtwerke unternimmt, die ihn schon längst würden zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht zum Glücke die reiche Erbschaft eines Bruders ihn aus aller Verlegenheit gezogen hätte. Er hat den allerdings wahren Grundsatz, daß Reisen die Erziehung eines Jünglings vollende, und diesem Grundsatze getreu, hat er vor einigen Jahren eine weite Reise mit seinem Sohne unternommen, wie auch mit dem Sohne des Generals Becker. Die Reisegesellschaft hat bekanntlich Egypten und Syrien durchwandert und dort Nachforschungen angestellt, von denen Einiges in den Zeitungen bekannt geworden ist; ob aber ein Gesammtbericht mit Kupfern über diese Reise erscheinen wird, wie es Anfangs die Absicht des Grafen de la Borde scheint gewesen zu seyn, ist ungewiß; denn sein Sohn ist seitdem in die diplomatische Laufbahn getreten und denkt vielleicht nicht mehr an den ersten Vorsatz. Sein junger Reisegefährte hatte einen Bericht über seinen Aufenthalt im Morgenlande den Herausgebern der Revue française mitgetheilt, die ihn auch eingerückt haben; dieß ist leider Alles, was man von diesem zu erwarten hat, denn er ist bereits eines jämmerlichen Todes gestorben. Graf de la Borde behauptete in seiner Vorlesung, das Reisen lösche das Leidenschaftliche in unserer Seele aus; dieß scheint aber mit seinem jungen Reisegefährten nicht der Fall gewesen zu seyn. Es heißt nämlich, man habe diesen hoffnungsvollen Jüngling vorzüglich deßwegen reisen lassen, um eine, seiner unwürdige Leidenschaft aus seiner Seele zu bannen; mit dieser Leidenschaft sey er aber wieder nach seinem Vaterlande zurückgekehrt; der Vater, welcher ihn davon geheilt glaubte, wollte ihn nun mit einem reichen und schönen Mädchen verheyrathen. Der Sohn that, als ob er einwilligte. Der Tag zur feyerlichen Verlobung war angesezt; die Familie versammelte sich, nur der junge Becker fehlte noch; auf einmal erfährt man, er habe sich so eben erschossen. Dem Grafen de la Borde ist übrigens das Reisen so wohl bekommen, daß er geglaubt hat, er könne es nicht genug empfehlen. Er schlägt vor, die jungen Leute zwey Jahre zu ihrer wissenschaftlichen, zwey Jahre zu ihrer moralischen und zwey Jahre zu ihrer politischen Bildung reisen zu lassen. Er richtet es so ein, daß sie ungefähr den ganzen Erdball umreisen können. Das Reisen sey eine Kleinigkeit, es koste nicht mehr, als der Aufenthalt in Paris; Gefahren seyen auch nicht damit verknüpft, und Zeit habe man gerade genug, um die ganze Erde zu sehen. Das Alles sagte der gute Graf den Zuhörern mit einem Nachdrucke, einem Feuer, einer innern Ueberzeugung vor, daß Manche das Ding wirklich glaubten und vielleicht schon ihren Reiseplan anlegten. Andere lächelten über die Gutmüthigkeit des Grafen, der sich zuerst selbst die Sache eingeredet hatte, ehe er sie Andern einzureden versuchte; diese mochten denken: wenn uns eine Erbschaft von 2 Millionen Franken zufällt, wie dem Hrn. Grafen, so wollen wir uns seinen Vorschlag zu Gemüthe ziehen. Bis dahin werden wir, um uns seines Ausdrucks zu bedienen, auf dem Boden, wo wir gewachsen sind, wie Pflanzen vegetiren müssen. Daß übrigens Jedermann vom Nutzen der Reisen überzeugt ist, versteht sich von selbst, und es würde schon vom Unverstande einer Regierung zeugen, wenn sie, anstatt das Reisen der Jugend im Auslande zu befördern, dasselbe erschwerte oder gar mit chinesischer Halsstarrigkeit verböte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. September 1829.

Wie wurde mir,
Als ich den Pabst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen!

Schiller.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Fortsetzung.)

Das Ende der Fasten bietet eine Eigenthümlichkeit dar, welche den Fremden auch gar viel zu schaffen macht. Ich hätte schon oben sagen sollen, daß, wenn auch die Fleischspeisen gewissermaßen erlaubt sind, davon doch das Schweinefleisch gänzlich ausgeschlossen ist, und von den Mezgern und Wurstmachern selbst nicht hinter Vorhängen gehalten werden darf. Bekanntlich werden am Palmsonntage und dem folgenden Montag und Dienstag die Fasten unterbrochen und an diesen drey Tagen Fleisch gegessen, wahrscheinlich um sich nicht allein einigermaßen für die vergangenen Fasten zu entschädigen, sondern sich auch für die vier lezten Tage, als die strengsten unter allen, vorzubereiten. Nun denke man sich diese Enthaltsamkeit auf der einen Seite, und auf der andern eine Sitte, welche, wie ich gerne gestehe, in Staunen setzen muß, wenn man sie von einem beschränkten Gesichtspunkte aus betrachtet: während nämlich bis dahin alles Schweinefleisch hat sorgfältig versteckt werden müssen, wird am Dienstage, gerade an dem Tage, nach welchem das viertägige strengste Fasten beginnt, auf der Piazza di pietra, also im Herzen von Rom, der öffentliche große Wurstmarkt eröffnet, wo von den, eigens zu dem Behufe nach Rom kommenden Bergbewohnern (Montanari, meist aus den Abruzzen, oder doch von der Grenze) mehrere Tausende von Würsten, Schinken und sogenannten Mortadellen aufgeschichtet und vom Dienstag Morgen bis Sonnabend Abend verkauft werden *). Da überdem auch das ganze Heer der hiesigen Fleischhändler seinen Vorrath von Schweinegut aller Art ausbängt, ja überdem noch gegen Abend mit Blumen, Goldschaum und brennenden Wachskerzen schmückt, so könnte man leicht auf die Meynung gerathen, es sey hier auf Ironie abgesehen, und man wolle die Leute, die an sich schon durch das bisher beobachtete Fasten genug kasteiet sind, noch zu guter Lezt recht tantalisch necken. Aber dergleichen Subtilitäten wären hier rein verloren, denn die Sache geht auf die natürlichste Art von der Welt zu. Es ist Sitte, am ersten Ostertage Würste zu essen. Von diesem Gebrauche gehe man aus, und man wird alles in Ordnung finden. Die Fasten endigen mit der Mitternachtstunde vom Sonnabend auf den Ostersonntag, und dann beginnen bey den wahren Katholiken, das heißt bey denen, welche in der That seit Mitternacht vor Aschermittwoch gar kein Fleisch genossen haben, die Schmausereyen. Wenn aber das Fleisch erst in derselben Stunde, wo es erlaubt ist, welches zu essen, verkauft werden dürfte, würde nicht allein das heißhungrige Publikum abermals ein halbes Dutzend Stunden warten müssen, bis das Fleisch geholt und zubereitet wäre, und folglich die Fastenzeit gegen das Gesetz der Kirche, also ungerechterweise, um so viel verlängert, sondern es wurde auch

*) Das Vorurtheil der Römer geht dahin, daß es in Rom zu heiß sey, um den Würsten die gehörige Gediegenheit zu geben, und daß man sie nur auf den Bergen gut machen könne, wo eine kühle Luft herrscht.

bey den Mezgern ein Gedränge entſtehen, und dadurch vielleicht die öffentliche Ruhe gefährdet werden. Damit demnach alles in Ruhe und Frieden abgehe, und das Publikum ſich um Mitternacht an den Tiſch ſetzen könne, gibt man ihm vier Tage vorher Zeit zum Einkaufe und zur Vorbereitung. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß weder auf dem Wurſtmarkte noch in den Buden ein Stück angeſchnitten wird, ſondern daß alles ganz verkauft werden muß.

Bekanntlich ertheilt der Pabſt an gewiſſen Tagen im Jahre, zum Beyſpiele am erſten Oſter-, Himmelfahrtstage, oder wann er ſonſt will, gewöhnlich von den Balkonen der Hauptkirchen, oder auch von andern Höhen herab, öffentlich den Segen. Dieſe Handlung iſt für die Katholiken die erhebendſte aller religiöſen mittelbaren Feyerlichkeiten, und ihr beyzuwohnen, iſt für ſie, obgleich die Kirche darüber nichts vorſchreibt, ſo wichtig, daß unüberſteigbare Hinderniſſe eintreten müſſen, wenn ſie ſich erlauben ſollen, dieſelbe zu verſäumen. Selbſt in den Augen der Proteſtanten iſt dieſe Handlung mit einem geiſtigen Nimbus umgeben, worüber ſie recht leicht vergeſſen, daß der Pabſt für ſie nicht exiſtirt; in dem Augenblicke erſcheint er ihnen wirklich als der ſtellvertretende Vermittler, vom Himmel geſandt, um das Menſchengeſchlecht mit Gott auszuſöhnen und ihm ſeinen Schutz zu verheißen. Dieſe Feyerlichkeit würde ſchon zur Andacht ſtimmen, wäre auch kein Pomp dabey; mit dieſem wird ſie um ſo imponirender. Man denke ſich den Pabſt im päbſtlichen Gewande und mit der dreyfachen Krone geſchmückt, wie er, auf dem Tragſeſſel hoch über alle emporragend, neben ihm die Flabelli *), umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaate, oben auf dem Balkon in ſo weiter Ferne erſcheint, daß einem wirklich iſt, als ſey er mit dem Auftrage, den Menſchen den göttlichen Frieden zu verkündigen, von oben herabgeſtiegen. Die Täuſchung wird vollkommen, wann man ihn, nach Abſingung des üblichen Gebets, ſich erheben, unter dem Kanonendonner der nahgelegenen Engelsburg, von wo man durch ein Fernrohr den Augenblick erſpähen muß, die Segensformel ſprechen und die Handbewegung dazu machen ſieht. Sinkt dann die ganze unüberſehbare Menge nieder, um, im Staube liegend, die göttliche Gnade zu empfangen, ſo kniet ſelbſt der Ungläubige, um anzubeten. Wer ſollte es aber nun glauben, daß nicht allein die Proteſtanten (denen in dieſem päbſtlichen Akte der wahre Geiſt recht fühlbar wird), ſondern ſogar die ausländiſchen Katholiken in den auf den Segen folgenden Formalitäten Anlaß zum Tadel finden? Bekanntlich wird, nachdem der Pabſt die Segensformel geſprochen und die äußern Zeichen derſelben gemacht hat, das Breve oder eigentlich die Bulle der Abſolution in lateiniſcher und italieniſcher Sprache von den zwey Kardinaldiakonen laut abgeleſen und in doppelter Abſchrift, mit dem rothen Fiſcherſiegel verſehen, unter das Volk geworfen. Hier finden nun die auswärtigen Katholiken den meiſten Anſtoß. Es pflegt nämlich der Fall einzutreten, daß nicht allein das ganze anweſende Publikum im Augenblicke, wo die herabgeworfenen Abſchriften unter den auf die Gitter und Säulenabſätze der Kirchenfaçade geklettereten Virbacciont die blutigſten Kämpfe veranlaſſen, in ein lautes Gelächter ausbricht (eine Erſcheinung, welche Niemanden in Verwunderung ſetzen kann, der da weiß, daß ein großes Publikum ein vielköpfiges Ungeheuer ohne Kopf iſt), ſondern daß ſogar die unmittelbarſte Umgebung des Pabſtes, auf dieſen Moment harrend, ſich weit über das Geländer des Balkons herauslehnt, um dem bevorſtehenden Kampfe zuzuſehen und ſich recht innig daran zu ergötzen. Der Kontraſt zwiſchen der zerknirſchten Andacht, mit welcher das Publikum den päbſtlichen Segen empfangen hat, und zwiſchen dem unmittelbar darauf folgenden Jubel, welcher, vom Balkon ausgehend, ſich dem Platze mittheilt, iſt freylich groß; aber nichtsdeſtoweniger ſcheint mir die Kritik der ausländiſchen Zuſchauer nicht allein höchſt voreilig, ſondern ſogar ungerecht. Schon oben habe ich geſagt, daß die Römer keine Heuchler ſind und daß ſie jedes Ding, in ſofern es an ſeinem Orte ſteht, ſchätzen, wie es ſich gebührt. Der Segen iſt geſprochen und dieſer nicht allein vom Publikum, ſondern auch vom päbſtlichen Gefolge, abgerechnet diejenigen, welche der Janitſcharenmuſik auf dem Platze und den Kanoniren auf der Engelsburg die Signale mitzutheilen haben, mit der gebührenden Andacht empfangen worden. Damit hat der eigentliche religiöſe Theil des Akts ein Ende, und was darauf folgt, fällt dem bloßen Verſtandesurtheile, alſo der Kritik, folglich auch der Ironie anheim; anders handeln, würde in den Augen der Römer Heucheley, folglich ein Laſter ſeyn. So kömmt es, daß manche, die einmal gerne lachen, jene Balgerey der Gaſſenbuben luſtig ſtimmt, während andere ernſthaft bleiben, ganz ſo, wie es jedem ſeine Stimmung, der kein Zwang auferlegt wird, eingibt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die Flabelli ſind die beyden großen, aus Pfauenfedern beſtehenden, und an hohe vergoldete Stangen befeſtigten Fächer, welche, ſo oft der Pabſt in Pontificalibus und auf dem Tragſeſſel erſcheint, neben ihm hergetragen werden. Ueber die Bedeutung derſelben iſt von Antiquitätskrämern viel unnütze Weisheit zu Tage gefördert worden; einige haben in den Augen der Pfauenfedern eine Anſpielung auf die Klugheit finden wollen, welche den Päbſten nöthig iſt, um dem Regimente der Kirche wohl vorzuſtehen. In Wahrheit aber ſind dieſe Fächer nichts anders, als was ihr Name beſagt, und blos dazu erfunden, um den Päbſten, wenn ſie an heißen Tagen die geiſtlichen Ceremonien verrichten, Kühlung zuzuwehen oder ſie vor den Fliegen zu ſchützen.

Der Maske Folgen.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht mehr, wie ich fortkam, wie ich den weiten Weg zurück legte, wohin ich ging; ich erinnere mich nur, daß ich am Eingange meines Gartens strauchelte, und ohne Carlos Beystand gefallen wäre. Schreckliche Nacht! Alles schwieg, ich kam durch den Garten und gelangte zu meinem Zimmer, ohne Jemand zu begegnen. Ich war außer mir; jezt lag ich zu Bette, und mir war, als sey mein gräßliches Verbrechen nur ein böser Fiebertraum gewesen; ich wunderte mich über meine furchtbar verwirrten Phantasien. Aber Carlo noch im Maskenkleide, meine am Boden liegende Larve und das geronnene Blut auf meiner Hand, die ich mit Entsetzen betrachtete, waren meine stummen Ankläger. Jede Kraft wich jezt von mir, und schaudernd sank ich in Ohnmacht.

Als ich die Augen wieder öffnete, da schien die Sonne auf die Wände meines Zimmers, meine Mutter sprach leise mit dem am Bette sitzenden Arzte, und leichenblaß stand Carlo mir gegenüber. Schweigend betrachtete ich meine Umgebungen und hob dann, mich der vergangenen Nacht entsinnend, langsam die Hand, um die gefürchteten Zeugen meines Verbrechens zu suchen. Doch kein Blutflecken war mehr zu sehen, und jezt das Haupt erhebend, bemerkte ich, daß auch Maske und Dolch verschwunden waren.

Carlo erzählte meiner Mutter und dem Arzte, daß ich die ganze Nacht außer mir gewesen sey und immer von Blut, vom Balle und Adelaiden phantasirt habe. Als ich hörte, wie bestimmt er davon sprach, sah ich ihn starr an: „So war es denn ein Traum? und Du —“ — „Rede nicht,“ fiel er, mich unterbrechend, ein; „der Arzt sagt, Ruhe sey Dir sehr nöthig.“ Und wirklich, dieser und meine Mutter baten mich, zu schweigen. Auch geboten sie, daß diesen Tag hindurch Niemand zu mir eingelassen werde, und verließen dann mein Zimmer. Carlo war jezt allein mit mir. „Um Gottes Willen, sprich Carlo, bin ich schuldlos?“ Zögernd erwiederte er: „Was Du thatest, geschah im Wahnsinn; doch schweige, sey ruhig, und führe nicht durch unnützes Fragen Dein Verderben und das meinige herbey.“

So ging der erste Tag vorüber; Carlo war immer bey mir. Meine Mutter schien sehr traurig, und die rothen geschwollenen Augen verriethen, daß sie viel geweint hatte. Gegen Abend kam der Arzt wieder und fragte mich, ob in vergangener Nacht böse Träume mich geplagt hätten. „Böse? furchtbare, gräuliche!“ versezte ich schaudernd. „Was träumte Ihnen?“ Ich wollte antworten, aber Carlo unterbrach mich und sagte, ich habe mich die ganze Nacht rastlos im Bette hin und her geworfen, und wiederholte dann mein Phantasiren vom Balle, Adelaiden, von Masken und Tod. Da sah der Arzt meine Mutter an und sagte im Fortgehen: unbegreiflich.

Den folgenden Tag bemerkte ich schon am frühen Morgen eine ungewöhnliche Bewegung im Hause, und bald darauf hörte ich das Rollen eines Wagens. Carlo schlief; leise verließ ich mein Lager, nahte dem Fenster und erkannte meiner Mutter Wagen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, was sie so früh schon aus dem Hause führen mochte. Als ich wieder zu meinem Bette ging, da erwachte Carlo, und mit erschrockenen Blicken fragte er mich, warum ich aufgestanden sey. Ich sagte ihm die Ursache, er aber beschwor mich, mein Lager nicht mehr zu verlassen und immer zu schweigen, weil hiervon mein Leben und seine Ruhe abhingen. „Denn,“ fügte er, sich besinnend, hinzu, „ich wäre auf immer unglücklich, wenn ich Dich verlieren müßte.“ Meine Mutter kehrte zurück; sie war noch trauriger. Ich hatte nicht den Muth, eine Frage an sie zu richten. Der Arzt kam und wollte wieder wissen, ob düstere Träume mich quälten. Carlo versezte, ich sey die ganze Nacht ruhig gewesen.

Auch dieser Tag ging hin, aber die Nacht! — welche Nacht! Ferdinando, todtenbleich, öffnete ein schwarzes, ihn umhüllendes Gewand und zeigte mir eine tiefe, blutende Wunde! So stand er immer vor mir, wenn sich meine Augen zum Schlafe schlossen, und so ging grauenvoll auch die dritte Nacht vorüber.

Den folgenden Tag ließ mich der Arzt in ein anderes Zimmer bringen, da er das meinige, welches auf die Straße ging, dem Lärm zu sehr ausgesezt fand. Es mochte ungefähr sechs Uhr gewesen seyn, als mich plözlich ein Trauergesang weckte; er verkündete ein Leichenbegängniß. Mein Blut erstarrte, es sträubte sich mein Haar, und Todesschauer durchrieselte meine Glieder. Carlo drückte mir die Hand und seine Augen schwammen in Thränen. „Auch Du weinst? ach! so ist es dennoch kein Traum? So ist,“ — „Alles Traum, Giovanni! Alles, nur das nicht, was wir Tod nennen — nur das ist Leben! ein wahres Leben, welches uns nicht mehr geraubt werden kann! Doch schweig und ruhe!“

Zwey Monden währte es, bis ich im Stande war, mein Lager zu verlassen; dann zog ich in diese Einöde. Carlo ist immer bey mir. Ich bemerkte wohl, daß er ein Geheimniß mit sich trage, aber ich wagte es nicht, ihn darüber zu fragen. Ich fühle, daß ich bald dort seyn werde, wo die Wahrheit leuchtet; diese Nacht verkündete es mir der blutende Geist; als mich die grauenvolle Erscheinung verließ, da winkte sie, daß ich ihr folgen solle, und bey ihrem Verschwinden hörte ich sie mit klagender Stimme meinen Namen rufen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Ueber die Marmorstatue zu J. J. Rousseau's Denkmal ist noch nichts näher bestimmt, da James Pradier, der die Arbeit übernommen hat, bisher nicht von Paris gekommen ist. Unsere Momiers und besonders ihr Oberpriester drohen der Stadt mit des Himmels Feuer und Schwefel, wenn sie dem „Verruchten" ein Denkmal setzt und ihn dadurch als den Ihrigen erkennt. Man sollte glauben, die Leute ständen mit der Gazette de France, der Quotidienne und Consorten in Verbindung. Pradier wird auch nicht so schnell mit Rousseau fertig werden, da er von den fünfzehn Statuen, vier Monumenten, den Frontons, den vier allegorischen Figuren, zwey Gruppen und neun Basreliefs, welche die französische Regierung machen läßt, Mehreres zu liefern hat, nämlich eine Statue für die Börse, eine Gruppe für die Brücke Ludwigs XVI., eine Statue für den Brunnen auf dem alten Bastille-Platz und ein Basrelief für den Triumphbogen de l'Etoile.

Wir sind nicht so thöricht wie die Franzosen, die jenen kolossalen Triumphbogen aus Napoleonischer Zeit ausbauen, nachdem des Mannes Triumphe lange zu Niederlagen geworden sind, und die Kosacken und Baschkiren ihr Vû et approuvé auf den geschmacklosen Riesenbau gesetzt haben. Wir treiben dagegen die Bescheidenheit und Einfachheit zu weit. Die tapfern Genfer, die 1602 die Escalade der savoyischen Truppen vereitelten und die überlegen Heranstürmenden todtschlugen, aber im ungleichen Kampf fielen, wurden, es ist kaum glaublich, in einem ganz entlegenen Winkel der Stadt (im Quartier St. Gervais) eingescharrt und nur ein armseliger Stein mit den Namen der Gefallenen darauf gesetzt. Die Würde des Grabes in dem elenden Winkel war bald vergessen, und nun wurde ein Schmutz- und Kehrichthaufen dicht davor angelegt. Länger denn zweyhundert Jahre fanden dieß die undankbaren Nachkommen ganz in Ordnung, denn sie vergaßen, daß kein freyes, protestantisches, selbstständiges und glückliches Genf mehr bestehen würde, wenn damals die Stadt vom Herzog von Savoyen genommen worden wäre. Erst ganz vor Kurzem brachte man die Sache zur Sprache und es wurde vorgeschlagen, das Kenotaphium da weg und auf die Place neuve oder in den inneren schönen Gang des dortigen Thors zu bringen, zumal dieß nahe an der Stelle wäre, wo die nächtliche Ersteigung der Savoyer statt hatte und wo sie, durch eine Art von Wunder entdeckt und ihrer Leitern beraubt, in den Graben zurückgeworfen wurden. Der Vorschlag war gewiß passend, zweckmäßig und zeitgemäß; es wurde aber Manches dagegen eingewendet, besonders, daß dadurch der Haß unserer Nachbarn wieder aufgeregt werden könnte und daß es gegen die Einfalt republikanischer Sitte sey, solch ein Monument den Blicken zu sehr auszusetzen. Dieß heißt unsern Nachbarn sehr wenig zutrauen, weniger, als alle gebildeten Nationen zu thun pflegen. So ehrten die Oestreicher das Leichenbegängniß des französischen Generals Marceau, die Franzosen errichteten ihren Generalen und Armeen eine Menge Denkmäler in Paris, was die geschlagenen Völker so wenig übelnahmen, daß sie all' diesen Monumenten kein Leid thaten, als sie später zweymal siegreich in Paris einzogen. Sollte der König von Sardinien darin anders denken? Ueberdieß heißt dieß doch die Aengstlichkeit und die Rücksichten ein bischen zu weit treiben, zumal kein glänzendes Denkmal in Marmor oder Erz verlangt wird, sondern nur ein Denkstein mit der Gefallenen Namen über einem würdigen Grab, das wenigstens vor Unrath und Schmutz gesichert seyn soll.

Gab doch der Staatsrath neulich in Beziehung auf Gräber eine so schöne Antwort. Simond, Verfasser der Reisen durch England, die Schweiz und Italien, hatte als Mitglied des repräs. Raths auf einige neue, etwas aristokratische Einrichtungen auf unserm Kirchhof angetragen. Darauf erwiederte aber der Staatsrath: „Unsere Vorfahren haßten alle Unterscheidungen auf der Stätte des Todes und duldeten nie dergleichen; wir wünschen, daß sich die öffentliche Meynung wieder dieser republikanischen Einfalt nähere und Luxus und Eitelkeit auf dieser Stelle nicht mehr begünstige. Deßhalb verwerfen wir den Antrag." Nicht minder würdig erwiederte er auf den Vorschlag, daß die Namen der um den Staat verdienten Männer auf die Wände des für die Sitzungen des repräsentativen Raths bestimmten Saales geschrieben werden möchten: „Wir haben schon einigemal (z. B. bey dem Antrag, J. J. Rousseau ein Denkmal zu errichten) Gelegenheit gehabt, uns über Monumente auszusprechen, die den durch Talente oder ausgezeichnete Dienste um den Staat verdienten Männern gewidmet werden sollen. Wir kommen auch jetzt wieder auf unsere damals geäußerten Grundsätze zurück: die Einfalt und das Wesen republikanischer Regierungen erlaubt keinerley Art von Auszeichnung, selbst nicht für die Verdientesten. Sie leben in der dankenden und ehrenden Erinnerung der Nachkommen; das ist ihr Lohn."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Um mit der Sitzung der Académie des Inscriptions zu Ende zu kommen, bleibt mir noch übrig zu erwähnen, was darin zum Behufe der Numismatik geschehen. Vor zwey Jahren starb ein großer Sammler von alten Münzen, Allier de Hauteroche, ein Mann, der an den Grafen von Blacas seine schöne Sammlung von Goldmünzen für 32,000 Franken verkauft hatte, um eine Sammlung griechischer Silbermünzen ankaufen zu können; denn so sind die meisten hiesigen Sammler; einen Theil ihres Kabinets veräußern sie, um dafür etwas anderes anzuschaffen; freylich ist Veränderung des Genusses auch ein Genuß, und wenn man nicht reich genug ist, um Alles anzukaufen, muß man wohl eins ums andere fahren lassen. Die von ihm gesammelten Goldmünzen sind jetzt in der prächtigen Sammlung des Grafen von Blacas zu sehen, und stecken in einem äußerst schön gearbeiteten kleinen Schrank, der für die Münzen der Kaiserin Josephine verfertigt worden war. Allier de Hauteroche, der sein Leben mit Münzensammeln zugebracht hatte, wollte beym Herannahen seines Todes etwas für die angehenden Münzkundigen thun und stiftete daher einen jährlichen Preis von 400 Franken für denjenigen, welcher das beste numismatische Werk herausgegeben haben würde. Es war dieß Jahr das erstemal, daß die Akademie den von Allier de Hauteroche gestifteten Preis auszutheilen hatte. Zwey Männer in Paris geben sich hauptsächlich mit Münzen ab, der schon bejahrte ehemalige Handelskonsul Cousinery, der seine Sammlungen an mehrere Regierungen abgetreten hat, und der am hiesigen Antikenkabinette angestellte Mionnet, dem alle Münzen dieses reichen Nationalkabinettes durch die Hände gehen und der, ohne sehr bedeutende Mühe, einen ungeheuern Katalog in 10 Oktavbänden hat anfertigen können, den die Münzliebhaber als ein Handbuch gebrauchen, obschon er nicht ohne Irrthümer ist. Unter diese zwey Gelehrte, deren keiner sehr begütert ist, vertheilte die Akademie den Stiftungspreis; dieß gab für jeden eine etwas kümmerliche Belohnung ab; allein das war die Schuld der Akademie nicht; sie konnte nicht mehr geben, als sie hatte; künftighin wird jener Preis wahrscheinlich manche numismatische Abhandlung hervorlocken, die sonst vielleicht ungedruckt geblieben wäre, und das wäre denn doch ein Gewinn für die Gelehrsamkeit.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. September 1829.

Aus dem unheilschwangern Hier,
Wo ihm Leben ward zum Beben,
Will er dort hinauf zum Licht,
Wo die Macht der Furie bricht,
Und der Reue wird vergeben!

Müllner.

Der Maske Folgen.

(Beschluß.)

Carlo an Giovannis Mutter.

Meine Wohlthäterin!

Das Entsetzen, welches sich in Ihren Zügen malte, so oft Sie dem Sohne sich nahten, Ihr Schrecken, wenn man ihn fragte, Ihre Eile, ihn zu entfernen, und besonders Ihre beym Abschied an mich gerichteten Worte: „Schon einmal hast Du ihn begleitet, bleibe auch jezt ihm zur Seite, und wie bisher, bleibe Dein Mund stumm!“ Alles überzeugte mich, daß Sie die Ursache des Grauens und der Angst Ihres Sohnes kannten. Wohl würde ich Ihnen Erläuterung ertheilt haben, hätten Sie diese von mir begehrt; für Sie hatte ich ja nie ein Geheimniß; doch Sie schwiegen, und ich ehrte Ihr Schweigen, wollte nicht Ihr von quälenden Zweifeln schon gefoltertes Herz mit jener entsetzlichen Gewißheit durchbohren. Ja, was Sie ahndeten, ist nur zu wahr! Tiefe Schmach bedrohte früh oder spät Ihren unglückseligen Sohn. Doch der barmherzige Gott, gerührt von seiner Reue, wollte ihn retten. Er nahm ihn zu sich; und dort, wo kein Haß, keine Rache ist, hat Ihres Sohnes Geist mit dem Freunde sich wieder vereint. Beweinen Sie ihn nicht! Sein qualvolles Daseyn war nicht Leben, es war ein unaufhörlich mit Verzweiflung ringender Todeskampf. Ich, der ihn auf seinen einsamen Wanderungen begleitete, weiß allein, wie viel er litt. Das Heulen des Windes, der Nachtvögel Krächzen, ein Glockengeläute, der Schatten des Waldes, meine Stimme, ja sogar seine eigene erfüllten ihn mit Schrecken. Verstörten Blickes, abgezehrt, bleich, mit verworren in das Antlitz hängenden Haaren, bald verwegen an dem Rand eines Abgrundes dahin eilend, bald wieder auf ebenem Fußpfade verzagend, — so irrte er durch die Schatten der Nacht. Auch bey Tage ward ihm nicht Ruhe. Kein Schlaf, nur starre Betäubung bewältigte da seine schmerzlichen Gefühle, und oftmals fuhr er angstvoll auf, klagte mit lauter Stimme sich als Mörder an und schwur, sich selbst dem Gerichte zu überliefern. Mit großer Mühe nur konnte ich ihn beruhigen. Bey Annäherung der Nacht schien er gewöhnlich ruhiger, und Thränen benetzten seine glühenden Lippen. Gegen neun Uhr ging er zu jenem Fenster, welches die Aussicht nach der kleinen verfallenen Kapelle gewährt, sah unverwandten Blickes dahin, als ob er Jemand von dort erwartete, und sagte leise: „Noch sehe ich ihn nicht!“ — Andere Male aber bebte er schauervoll zurück; doch dann sich langsam wieder nahend, starrte er hinaus und sprach mit zitternder Stimme: „Ich komme!“ Rückwärts und auf den Zehenspitzen, um nur den Gegenstand, welcher unaufhörlich seine Phantasie beschäftigte, nicht aus den Augen zu lassen, ging er jezt von dem Fenster; erst bey der Thüre wendete er sich und schritt dann mit gesenktem Haupte die kleine Treppe, welche in den Park führt, hinab. Bei der Pforte hielt er an, sah durch die Ritze der Thüre und blieb so regungslos stehen; endlich entschloß er sich, sie zu öffnen, trat dann einen

Schritt vor, als wolle er einen Befehl abwarten, und sichtbar sich selbst ermuthigend, schritt er hinaus und begab sich dann langsam auf den Weg zu den drey Kreuzen. Dort stand er eine Weile still, dann sank er in die Knie, vergoß Thränen der Reue, und sein Schluchzen, sein Wehklagen zerriß mein Herz. Zwey Stunden brachte er gewöhnlich so hin, wendete sich dann, noch immer knieend, zur Linken, öffnete die Arme und sprach: „Vergiebst Du mir? — Ach, verzeihe!“ — Freudig, als hätte er tröstende Antwort erhalten, richtete er sich dann manchmal auf und kehrte mit festeren Schritten zurück. Gewöhnlich aber sank er nach jener Frage wie leblos nieder und wurde so von mir und dem Gärtner, welcher uns immer in einiger Entfernung folgen mußte, nach Hause gebracht. Mehrmals versuchte ich es, ihn nicht hinaus zu lassen; wild tobte er dann, stampfte wüthend den Boden und schrie dabei: „Ferdinando! ich kann nicht kommen, habe Mitleid, es ist nicht meine Schuld!“ Dann schien es, als ob er von Jemand verfolgt würde, dem er schreiend und mit den Armen abwehrend angstvoll zu entfliehen suchte. Ich beschloß nun, ihm den Trost seiner nächtlichen Wanderungen nicht mehr zu versagen, um so mehr, als dieser erschütternde Ruf leicht Verdacht erwecken konnte. Heute vor zwey Tagen konnte er sich vor Schwäche nicht mehr aufrichten, und der Arzt verkündete mir, daß keine Hoffnung sey. — Vergebens redete ich zu ihm, er hörte nicht mehr, seine Augen sahen unverwandt zur Linken, und leise schienen die Lippen sich zu regen, als ob sie dorthin antworten müßten. Gegen Abend kam der gute Geistliche, dem wir unsern ersten Unterricht verdanken, und vergoß schmerzliche Thränen, als er seinen Zögling so fand. Er rief ihn beym Namen, der Unglückliche zuckte, sah den Geistlichen starr an und fragte: „Ist es Zeit?“ — „Ja, Giovanni, Zeit zur Reue.“ — „Kann ich hoffen?“ — „Sicher!“ — „Erbarmen?“ „Wann suchte man es bey ihm vergebens! Groß ist die Schuld, doch größer noch ist Gottes Güte!“ — Da weinte der Sterbende vor inniger Rührung, nahm das Kruzifix aus der Hand des Geistlichen und sprach leise die Sterbgebete nach. Als die heilige Handlung geendet war, sah er auf mich, erfaßte meine Hand, drückte sie und sagte: „Meine Mutter, sie wird . . .“ Mehr konnte er nicht sprechen. Konvulsivische Bewegungen verkündeten jezt, daß der Tod sich seiner bemächtige; fest drückte er mit der rechten Hand das Kruzifix an sich, streckte die Linke aus, rief: „Ich komme, ich komme!“ und verschied.

Unter seinen Papieren fand ich verschiedene nur angefangene Briefe. Der eine begann: „Meine liebe Mutter! Dein Sohn ist unschul—“ Ein anderer war an Adelaiden gerichtet, doch die einzige Zeile, welche er enthielt, war so verlöscht, daß ich sie unmöglich entziffern konnte. Mehrere Stückchen Papier enthielten seinen, meinen und mancher Freunde Namen, aber auf keinem stand — Ferdinando.

Ich bewahrte nun jene Blätter, die er in den ersten Tagen unseres Hierseyns in ruhigern Augenblicken schrieb, und übersende sie Ihnen. Man ersieht daraus, wie er sich bemühte, die verhängnißvolle Begebenheit, welche er beynahe für einen Traum hielt, in seine Erinnerung zurück zu rufen. Nie wollte er sich ganz von ihrer Wirklichkeit überzeugen, obgleich er oft eifrig zu wünschen schien, alles hierüber zu erforschen, und dieß oft versuchte; doch schon bey den ersten Fragen stockte er ängstlich, und brach ab, um nur die Wahrheit nicht zu vernehmen.

Diesen Morgen bereitete ich selbst sein Grab, und heute Abend um sieben Uhr wird er von mir und dem Geistlichen dahin begleitet, wo ihm allein Frieden werden konnte.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Beschluß.)

Der stille Freitag (Charfreitag), in der römisch-katholischen Kirche der heilige Freitag (Venerdi santo) genannt, ist bekanntlich bey den Protestanten der feyerlichste Tag im ganzen Jahre; sie machen ihn nicht allein zum höchsten Kirchenfeste, sondern sie feyern ihn auch bürgerlich als den ihnen theuersten Tag des ganzen Jahrs. Die römische Kirche thut es ihnen in der kirchlichen Feyer desselben natürlich weit zuvor: sie feyert außer der großen Messe an diesem Tage den finstern Frühdienst (Mattutino colle tenebre), ferner die drey Stunden der Todesangst Christi (le tre ore di Agonia) und in denen der Madonna geweihten Kirchen, die sogenannte Stunde der untröstlichen allerheiligsten Maria (l'ore di Maria ssma Desolata), lauter Devotionen, von denen die protestantische Kirche nichts weiß, wo es mit dem gewöhnlichen Morgengottesdienste abgethan ist, nach welchem Niemand mehr eine Kirche besucht, während die Gotteshäuser in Rom den ganzen Tag nicht leer werden, besonders des heiligen Grabes wegen, welches von keinem wahren Katholiken unangebetet bleibt. Wer sollte nun glauben, daß der stille Freitag der Katholiken, obgleich, im kirchlichen Sinne genommen, der heiligste Tag des Jahres, im bürgerlichen Leben nicht einmal ein halber Festtag (Giorno di Divozione), sondern ein gewöhnlicher Werktag ist, an welchem jeder seinen Geschäften nachgeht, wo der Schmiedt seinen Amboß, der Schuster seinen Dreyfuß und der Tischler seine Hobelbank auf ein Paar Augenblicke verläßt, um in der nächsten Kirche einer der obengenannten Andachtsübungen beyzuwohnen, und dann eiligst an seine Arbeit zurückkehrt, wo die Schmiedehämmer in das Miserere einstimmen,

oder daſſelbe von dem Geſchrey der vor der Kirche vorüberziehenden Eſel und den ſchallenden Peitſchenhieben ihrer Führer übertäubt wird, wo endlich, wie oben geſagt, der große Wurſt- und Schinkenmarkt die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem Grade auf ſich zieht, daß man nicht begreift, wie die Menſchen an dieſem Tage noch an kirchliche Funktionen denken können. Gegen Abend findet ein beſonderer Gebrauch ſtatt, welcher, wie viele meynen, mit der Heiligkeit des Tages in Widerſpruch ſteht: es laufen nämlich eine Menge Kirchenknaben durch die Gaſſen, welche mit hölzernen Inſtrumenten, ähnlich den deutſchen Nachtwächterſchnarren, einen betäubenden Lärm machen, um damit auf das „Kreuzige ihn" der Juden anzuſpielen. Nach welcher Anſicht nun der Katholicismus die kirchliche Feyer des ſtillen Freitags vorſchreibt, den bürgerlichen Feſttag aber davon trennt, das konnte ich bisher noch nicht ergründen. Es iſt mir ſogar nicht gelungen, darüber bey katholiſchen Theologen, bey welchen ich mich habe Raths erholen wollen, Auskunft zu erhalten; ſie wußten alle nichts weiter zu ſagen, als die Sache ſey einmal ſo, verwunderten ſich aber nicht wenig, daß die Proteſtanten den ſtillen Freitag als den feyerlichſten Tag des ganzen Jahres betrachteten, ſie, denen das Leiden Chriſti von der andern Seite ſo unwichtig geſchienen, daß ſie ſogar die Meſſe abgeſchafft haben. Zum Schluſſe merke ich nochmals an, daß es nicht wahr iſt, daß, wie ſogar von mehreren proteſtantiſchen Schriftſtellern behauptet wird, in der katholiſchen Kirche der ſtille Freitag freylich für keinen ganzen, aber doch einen halben Feiertag gilt. In ſämmtlichen römiſchen kirchlichen Almanachen, namentlich im Diario Romano, das jedes Jahr in der Druckerey der apoſtoliſchen Kammer von neuem aufgelegt und als offizielle Richtſchnur betrachtet wird, ſteht er als gewöhnlicher Wochen- oder Werktag aufgeführt; der überzeugendſte Beweis aber iſt, daß die Römer an dieſem Tage keine Meſſe zu hören angehalten ſind.

Jean Paul an A.

Leipzig, 20ten Oktober 96.

Meine A . . .! Ihre Briefe werden immer mehr zu Lautenſaiten und Lautentönen. O, gerade nach der Leſung Ihres lezten, hätt' ich neben Ihnen in Hofeck vor Bergen und Thälern ſtehen mögen, ich hätte jenen Nachmittag wieder fordern mögen, wo wir in ruhiger, befeſtigter Freundſchaft neben einander auf dem Felſen in das knoſpende Thal und in unſere Seele blickten.

Wenn ich wieder komme, A . . ., ſo ſoll nicht einmal der Schatten eines dünnen Nebels Sie verhüllen; aber dann, o Liebe, nach unverfinſterten ewig warmen Stunden, dann wird ihr Ende deſto ſchwerer drücken.

Wenn ich nur einmal Eines von Euch, oder Euch alle in meine neugebauten Logen führen konnte! Aber in Eure kann ich, und Ihr nicht in meine! —

Ich dachte an Ihr Tagebuch; gibt es keine Blätter darin, die jezt vor mein Auge fliegen könnten? Machen Sie wenigſtens Briefe zu Tagebüchern, und verlangen Sie von einem, unter Menſchen und Schreibereyen eingeſperrten Menſchen nicht die reiche Preßfreyheit Ihrer Hand!

Schreiben Sie bald, viel und froh.

Richter.

Die Wunderkutſche*).

Eine Landkutſche, die zwiſchen London und Shrewsbury fährt, fuhr 160 engliſche Meilen (d. i. vierzig bayerſche Poſtmeilen) in dreyzehn Stunden und einer halben. In dieſe Zeit iſt Aufenthalt bey Pferdewechſel, Frühſtück und Mittageſſen eingerechnet. Was iſt ein deutſcher Eilwagen gegen dieſe Landkutſche? Welcher König oder Kaiſer fuhr auf dem feſten Lande jemals ſo ſchnell als in England jeder Kommis fahren kann? Man wird in Deutſchland eben ſo ſchnell fahren, ſobald man jedem erlaubt, ſeine Pferde zu wechſeln, ſo oft und wo er will; wenn man dieß nicht erlaubt, werden unſere Eilwagen gegen die engliſchen Landkutſchen immer Schneckenwagen ſeyn und bleiben müſſen.

---

*) Polytechniſches Journal. Jahrg. 1829. Erſtes Auguſtheft.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boſton, 28. Juli.

Vor einiger Zeit plaidirten in Boſton in einem bedeutenden, aber für jeden, der nicht Kaufmann oder Advokat iſt, ſchwerlich intereſſanten Prozeſſe zwey der erſten Advokaten des Landes, der eine der ausgezeichnetſte Senator von Neu-England beym Kongreß und der andere früherer Generaladvokat der Vereinigten Staaten. Wie wunderte ich mich, als ich im Gerichtsſaale 50 bis 60 der erſten Damen Boſtons fand. Ich gebe zwar gern zu, daß wenigſtens die Hälfte von ihnen nur hinging, froh, ein Mittel gefunden zu haben, den Vormittag mit guter Manier zu tödten; denn die vornehmen Damen langweilen ſich hier wie in Europa; aber die Sache bleibt doch ein Beweis für den öffentlichen Sinn in Amerika. Das Plaidiren dauerte vier Tage, jedesmal von 8 bis 2 Uhr, und die meiſten ſchönen Zuhörerinnen hielten richtig bis zulezt aus; ja als ich mehrere derſelben ſpäter in Geſellſchaft traf, konnten ſie mir lange Stellen der Reden citiren. In England ſieht man allerdings Weiber der niedern Klaſſen, faſt nie aber Damen in den Gerichtsſälen, und in Frankreich wer-

den sie auch wohl nur durch äußerst interessante Prozesse, weniger durch gute Reden bewogen, in den Sälen der Themis zu erscheinen.

Wenn ich im Folgenden ein Kinderfest zur Feyer der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten am 4. Juli 1776 beschreibe, so glaube ich Einiges zur Charakterisirung dieses Landes beyzutragen. Einige Tage vor dem 4. Juli trat der kleine William, ein Knabe, der mir früher zu Gängen u. dgl. gedient hatte, in mein Schreibzimmer und sagte: „Herr, können Sie mir nichts zum Abschreiben geben?“ Ich fragte was und wozu? worauf er mir erzählte, daß er einiges Geld brauche zum Lärm am 4. Juli; er wolle Pulver kaufen; denn er gehöre zu einer „kleinen Kompagnie,“ und außer dem wolle er seinen Theil zu einem Diner geben, welches seine Kompagnie einzunehmen gedenke. Ich bot ihm eine Kleinigkeit an, ohne ihm mit dem Abschreiben Mühe machen zu wollen; aber der kleine Republikaner warf mir trotzig ein: „Habe ich Sie denn um Geld gebeten? Ich bitte Sie nur, mir etwas zum Abschreiben zu geben. Aber wenn ich das gethan habe, so müssen Sie mir geben, was mir zukommt.“ Wohl, dachte ich, so lange dir, Amerika, solche spes patriae zuwächst, hast du nichts zu fürchten. Der Knabe erhielt etwas zum Abschreiben, und als er seine Arbeit brachte, erzählte er mir, daß seine Kompagnie aus 50 Knaben bestände (wohlverstanden, das Ganze ist eine Spielerey und nicht etwa eine Militärschule), die zwey Kanonen hätten und tüchtig zu feuern gedächten. Ein Nachbar habe ihnen Papier zu Hüten und Mützen geschenkt, ein anderer schenke den Kuchen zum Diner, eine Frau habe drey Dollars zum Roastbeef unterschrieben, und was der beredte Knabenmund noch mehr vom herrlichen Feste zu erzählen wußte. Ich gab ihm einiges Geld, unter der Bedingung, daß sie am Morgen des 4. Juli vor meiner Thüre paradiren wollten. Mein kleiner Freund und Kanonier versprach mir seinen Einfluß dazu. Der Tag kam und die jugendliche Landwehrschaar erschien wirklich. Ein herrlicher Anblick! Mir wallte das Herz vor Freuden; die glücklichen Gesichter unter den bemalten Papiermützen, der Stolz, mit welchem sie auf ihre zwey messingenen Kanonen blickten, das Ansehen, das sich die Offizierchen gaben, der angenommene Ernst auf den eben dadurch lächerlichen Knabengesichtern, und dazu der bedeutungsvolle Tag — es war mir ein sadner Moment. Ich versprach der kleinen Miliz, sie am Nachmittage zu sehen; ich hielt Wort und fand die junge Garde noch bey Tisch. Welch ein neuer, froher Anblick! Alles war in der nettesten brittisch-amerikanischen Ordnung. Alles war genau dem Treiben der Erwachsenen nachgeahmt; da war ein Präsidentchen, ein Vicepräsidentchen, ein Toastgeber u. s. w. Statt des Weines war Aepfelwein und Wasser vorhanden, statt der Polster harte Bänke und statt feiner, gewürzter Gerichte die treffliche Würze froher Herzen. Trommler und Pfeifer lärmten gewaltig bey jedem Toast, und die kleinen Schelme stritten sich inzwischen, ob Jackson oder Clay der beste Präsident sey. Aber das war Alles nur, um Lärm zu machen, wie es bey den Großen ja auch oft der Fall ist. Auch ich brachte meinen Toast aus und nun trat der, dazu besonders gewählte Redner auf. Könnte ich zeichnen, ich würde statt aller Worte ein Bild des kecken, lauten, naiven, sich ein Ansehen gebenden Republikaners entwerfen. Er stand auf einem Stuhle im Freyen und sprach mit voller Dreistigkeit seine schulgerechte Rede. Der Auftritt war so lustig und sprach so viel auf einmal aus, die älteren Leute, die stillstanden und zuhörten, behandelten die Kleinen mit solcher Freundlichkeit, daß er in seiner Einfalt ergreifend wurde. Ich brach auf, aber ich Unhöflicher hätte das Wichtigste vergessen, ich hatte die Kleinen noch nicht feuern sehen; das aber mußte ich, und nun hatte ich meine große Freude, wie die Kleinen geschickt und verständig ihre Sache machten: da war keiner voreilig aber dummdreist, keiner furchtsam. Bey jedem Schusse wurde die Fahne, die schöne Flagge der Vereinigten Staaten, weiß mit rothen Streifen und einem blauen Felde mit weißen Sternen, geschwenkt und Hurrah gerufen. Kein Gensd'arme störte, kein Polizeybeamter verdarb die Freude. Ich nahm mit einer kleinen Rede Abschied, und ein jubelndes Hurrah hallte mir nach.

Genf, August.

(Beschluß.)

Auf dergleichen offizielle Aeußerungen klingt gar seltsam, was die französischen Journale von Zeit zu Zeit über Genf enthalten, wobey sie den Aerger nicht verbeißen können, daß die mit geistigem und materiellem Reichthum gesegnete Stadt Frankreich nicht mehr gehört. So erzählen sie auch der sonst soliden Gazette des Tribunaux Raub- und Mordgeschichten nach, die hier vorgefallen seyn sollen, wovon aber kein Wort wahr ist. Davon stehe nur ein Beyspiel hier: „Einige Meilen von Genf kam ein Mann mit einem offenen Wägelchen daher, um nach der Stadt zu fahren. Es war schon gegen Abend. Da winkt aus einem Seitenweg ein altes, gekrümmtes Mütterchen, die ihn fragt, ob er ihr nicht erlauben wolle, aufzusteigen und mit nach Genf zu fahren. Der Mann erlaubt es nach einigem Hin- und Herreden. Die Frau steigt mit Mühe auf den Wagen, legt sich in dessen linke Ecke und deckt sich das Gesicht mit einem Tuch zu, weil sie schlafen will. Ungefähr nach einer Stunde, als es schon ganz dunkel geworden, kommen sie an eine jähe Anhöhe, wo der Mann vom Wägelchen absteigt, um einzubremmen; dazu gebraucht er einen großen hölzernen Hemmschuh. Unten in der Ebene macht er ihn wieder los und wirft ihn rasch in die Ecke des Wagens, wo er ihn weggenommen. Endlich kommt er vor dem äußern Festungsthor von Genf an, und während man ihm das Gitter aufmacht, rüttelt er an der alten Frau, um sie aufzuwecken, da sie ihm gesagt, sie wolle vor dem Thor absteigen; aber alles Rütteln hilft nichts. Man kommt mit der Laterne herbey und es entdeckt sich, daß der Hemmschuh auf ihrem Kopf liegt und daß sie damit erschlagen worden ist. Dem Mann wird nun Angst, zumal die Gensd'armen herbeykommen und ihn festnehmen. Dabey wird jedoch die Alte näher untersucht und es findet sich, daß die Erschlagene keine alte Frau, sondern ein stämmiger, untersetzter Kerl ist, daß er im Gürtel Pistolen und Dolch versteckt hat u. s. w. Ein Brief in einer seiner Taschen fordert ihn auf, in heutiger Nacht in der Ruine eines alten Schlosses bey Genf einzutreffen, wo er seine Kameraden finden werde, die da zur Ausführung eines Hauptstreichs versammelt seyen. Einer der Gensd'armen eilt mit dem Brief in die Stadt zum Polizeylieutenant, und dieser schickt gleich die nöthige Mannschaft ab, um das Schloß zu umzingeln. Da sie aus dem Brief das Losungswort wissen, so wird ihnen dieß leicht und sie nehmen die ganze Räuberbande gefangen.“ Wie gesagt, an dem Ganzen ist kein Wort wahr, und die Geschichte riecht gewaltig nach den Boulevards-Theatern oder nach dem Cirque von Paris.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. September 1829.

— Wohnt unter der Lava verborgen,
Noch ein neues Geschlecht? kehret das alte zurück?
Griechen! Römer! o kommt! o seht das alte Pompeji
Findet sich wieder.

Schiller.

Pompeji.

Nach Raoul-Rochette.

So viel auch schon über Pompeji, den bey weitem wichtigsten antiquarischen Fund, geschrieben worden ist, so daß Viele die vor achtzehn Jahrhunderten verschüttete Stadt besser kennen, als die Städte des jetzigen Erdbodens, so scheint uns doch die folgende Schilderung nach Raoul-Rochette geeignet, einen so lebendigen Totaleindruck von jener Wunderstadt zu geben, daß wir glauben, sie mittheilen zu müssen.

* * *.

Erst seit wenigen Jahren werden die Nachgrabungen in Pompeji mit einiger Regelmäßigkeit betrieben; man geht aber dabey mit einer Langsamkeit zu Werke, die, wenn sich auch unsere Neugier heftig dagegen sträubt, in mancher Hinsicht vernünftig, wenigstens nothwendig erscheint. Man möchte gern die alte Stadt so plötzlich ans Tageslicht gezogen sehen, als sie vom Vulkan verschüttet wurde; aber so geht es leider nicht. Höchstens ein Paar Dutzend Menschen arbeiten gewöhnlich am Aufgraben einer Stadt, die nicht viel größer ist als Hof und Garten der Tuilerien, und wovon nach fast hundertjähriger Arbeit kaum der fünfte Theil aufgedeckt ist. Der Zeitpunkt, wo wir Pompeji ganz sehen werden, läßt sich daher nicht wohl bestimmen, und nach dem baufälligen Zustand, in dem sich die am frühesten aufgegrabenen Bauwerke befinden, ist zu fürchten, daß die Stadt am einen Ende verschwunden seyn wird, bevor man das andere völlig ausgegraben hat. Aber die außerordentliche Umsicht und Behutsamkeit, mit der man zu Werke geht, um nichts zu verderben oder zu übersehen, macht die Arbeit sehr langsam; auch ergreift man jezt zur Erhaltung der Häuser, durch Bedeckung, Ausbesserung und Stützung, Maßregeln, die leider früher zu sehr vernachläßigt wurden.

Gewöhnlich bringt man nach Pompeji mehr oder weniger irrige vorgefaßte Begriffe, gründlichere oder oberflächlichere Kenntnisse mit, und der Widerspruch, in dem sie mit dem stehen, was einem nun wirklich in die Augen fällt, steigert noch den ersten Eindruck. Dieses Gefühl drängt sich einem beym ersten Schritte auf, den man auf dem alten Boden macht. Die Straße, durch die man jezt nach Pompeji gelangt, und die im Jahre 1812 entdeckt wurde, heißt die Gräberstraße. Es ist dieß eine Art von Vorstadt, wo einst halb ländliche, halb städtische Wohnungen zwischen den Gräbern lagen; jezt sind die Häuser größtentheils verschwunden, oder bilden grünende Hügel, die noch nicht abgeräumt sind; nur die Gräber blieben unversehrt; sie laufen frey stehend in zwey parallelen Linien hin, und sind meistens ganz ausnehmend wohl erhalten. Welch anziehenden, überraschenden Anblick gewährt diese Menge kleiner Denkmale von herrlichen Verhältnissen, von vortrefflicher Arbeit im besten Geschmack; hier erheben sich welche auf mehreren Stufen, dort stehen einfache Kenotaphien, in Gestalt von Todtenbetten, von Altären und Ka-

pellen; fast alle sind mit Marmor bekleidet, der von seiner ursprünglichen Glätte und Weiße nichts eingebüßt hat, und von jungem Gesträuch oder alten Cypressen beschattet, die von selbst zwischen den Trümmern wachsen.

Der Reisende hatte bisher weit und breit nichts gesehen, was ihn auf eine solche Erscheinung hätte vorbereiten, was ihm einen Begriff von Gräbern hätte geben können, die in fast zauberischem Schimmer glänzen, die, so zu sagen, in ewiger Frische dastehen. Ist man in der römischen Campagna an jener Doppelreihe von Gräbern an der appischen Straße vorüber gezogen, die sich von den Mauern der Stadt in gerader Linie bis zum fernen Horizont hinauserstreckt, wo die Denkmäler hin und wieder zerstreut, zerfallen da liegen, und alles, selbst das Ansehen von Gräbern, eingebüßt haben, wo da und dort eines zu einem elenden Bauernhause geworden ist, die Todtenkammer einer armen Familie Obdach gibt, und das elende Strohbette just an der Stelle liegt, die der alte Sarkophag einnahm, so kann man sich unter antiken Grabmälern kaum etwas anderes vorstellen, als unförmliche Massen, welche die Zeit zernagt, die Habsucht entweiht, oder das Elend entstellt hat. Hier aber, in Pompejis Vorstadt, sieht man sich zum ersten Mal vor Gräbern, die noch ganz in ihrer ursprünglichen Form, mit allem ihrem Schmuck und, was nicht zu übersehen ist, in ihrer wahren Bestimmung dastehen, Todtenmahlen gegenüber, die nichts Düsteres, Trauriges haben, welche die Zeit nicht befleckt, an denen selbst die Zerstörung keine Spur hinterlassen hat. Alles ist noch an demselben Platz, ja fast im selben Zustande, wie damals, wo die alten Bewohner Pompejis ihre Häuser an der Straße oder dem Forum gegen diese lezten Behausungen vertauschten; man liest auf einem Marmor, als wäre er gestern eingegraben, den Namen eines Verwandten, eines Bürgers, den seine Familie und der Staat betrauern. In den Malereyen, den Basreliefs liest man das Gewerbe, den Geschmack, oft sogar den Charakter deren, die hier ruhten, fast möchte man sagen, die noch hier ruhen. Ja man stößt hier auf flüchtige Inschriften, die von Spielen, die vor bald zwanzig Jahrhunderten gefeyert wurden, wie von einem gestrigen Feste erzählen. Noch ist in manchen dieser Gräber das Zimmer des Leichenmahls erhalten, in dem Verwandte und Freunde, an drey Seiten umhersitzend, zwischen sich die Urne des Verblichenen, mit denselben Blumen bekränzt, mit denen sie sich die Häupter kränzten, den Jahrestag der Trauer begingen, wobey der Wein vom Vesuv als reichliches Trankopfer floß, und sie am Ende immer ihres Verlusts vergaßen, indem sie ihrer selbst vergaßen. Sieht man diesen Ort der Trauer in so lachenden Farben prangen, sieht man diese dreyfache Bank, wo außer den Gästen nichts fehlt als die Kissen, die sie zum Sitzen mitbrachten, sieht man die Säule, auf die man den Aschenkrug stellte, diese Flecken, die, könnte man denken, vom frisch vergossenen Weine herrühren, ja die frischen Blumen hier, die umherliegen und die man, gibt man sich der umgekehrten Täuschung hin, fast für antik halten möchte, so ist einem wirklich, als sey erst vor einem Augenblick Mahl und Trankopfer zu Ende gegangen und das lezte Lebewohl gerufen worden. Durch diese Straße von Gräbern, wo die Bilder und die Denkmale der Vernichtung sich auf die verschiedenste Weise durch den glänzenden Marmor, die lebhaften Farben die heitere Gewänder kleiden, wo der Tod selbst einem nur in liebenswürdiger, fast lachender Gestalt entgegentritt, auf diesem so eigenen, so anziehenden Pfade betritt man Pompeji und sieht sich mit einem Male in den Schooß einer antiken Stadt, besser gesagt, in das Allerheiligste des Alterthums selbst versezt.

Einen Begriff, mit dem man gewöhnlich nach Pompeji kommt, legt man beym ersten Blicke darauf ab, nämlich die übertriebene Vorstellung, die man sich natürlich von einer antiken Stadt macht. Wir lernen von Jugend auf die Alten nur aus ihren Büchern kennen und wissen nichts von ihnen als die Geschichte ihrer Thaten; daher stellen wir uns vor, in ihren Häusern, an ihrem Geräthe, in ihren häuslichen Sitten, müsse alles ihrem Charakter und der Größe ihrer Thaten entsprechen; kurz alles Aeußere, was ihnen gedient, müsse groß seyn, wie sie. Diesen Irrthum legt man ab, sobald man den Fuß auf die Schwelle des Thors von Pompeji sezt; denn von hier sieht man ziemlich weit in eine schmale, krumme Hauptstraße, zu deren beyden Seiten kleine Buden hinlaufen, die fast überall die Vorderseite der Häuser bilden. Man betritt eines dieser Häuser, die sich, bey der verschiedensten Eintheilung, alle darin gleichen, daß die einzelnen Hausräume so ausnehmend klein sind. Gewiß kostet es jeden Mühe, sieht er hier zum ersten Mal eine antike Stadt, sich die so hochgebildeten Griechen, die so mächtigen Römer vorzustellen, wie sie in diesen engen Gassen wandeln, in diesen beschränkten Wohnungen hausen, die, meynt man, so gar nicht nach ihrer Größe berechnet sind und mit unserer Lebensweise so sehr im Widerspruch stehen. Die Bewohner Pompejis waren zwar eigentlich weder Griechen noch Römer, doch beydes ein wenig, und da Pompeji nichts als eine ziemlich kleine Provinzialstadt war, so darf man hier nur ganz im Kleinen ein Abbild einer großen Stadt erwarten; so viel sich indessen aus den Fragmenten des alten Stadtplans urtheilen läßt, der auf dem Kapitol aufbewahrt wird, und der in Manchem mit den Verhältnissen, wie man sie in Pompeji fand, sehr übereinkommt, scheint es, als ob in Rom selbst Wohnung und Hausgeräthe der meisten Bürger den Vorstellungen, die sich einem bey den großen Namen Rom und Römer aufdrängen, nicht entsprochen hätten. Dieß ist ein Hauptpunkt, wo einem in der Geschichte, wenn man sie mit den Denkmalen vergleicht, ein Widerspruch

zu liegen scheint, den man sich nicht zu erklären weiß, oder zum wenigsten ein Kontrast, über den man sich wundern muß. So denkt man auf der Stadtmauer von Pompeji mit lebhaftem Gefühl daran, daß diese Mauern im Bundsgenossenkrieg Syllas Stürme abgeschlagen haben; ergeht man sich aber im Innern, so wird einem wahrlich peinlich zu Muth, wenn man Krieger, die den römischen Waffen widerstanden, Bürger, die gegen Syllas Macht und Genie kämpften, in so niedrigen, so beschränkten Häusern unterbringen soll. (Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Justinus Kerners Seherin von Prevorst*).

Von Schubert.

„Es ist besser," so sagt ein alter, ehrwürdiger Prediger, der zugleich König war, „zu gehen in das Klagehaus, denn in das Haus voll fröhlicher Trinker; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Trauern ist besser als Lachen; denn durch ein tiefbetrübtes Angesicht wird das Herz gebessert." Dieses Besserseyn jener ernsten Stunden, in welchen uns, etwa bey dem Hinscheiden eines Menschen, welcher einen Theil unserer liebenden Seele mit sich wegnimmt, oder bey eigener Todesgefahr, durch die entstandene Lücke der Mauer, ein Lufthauch aus dem Jenseits anweht, dieses Besserseyn solcher Stunden, als der Stunden des leichtsinnigen Lachens und Tändelns und Genießens, muß auch den Fremdling in solchen Gefühlen, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, anwandeln, wenn er die Geschichte der Seherin von Prevorst liest.

Das ist ein eigenthümliches, bemerkenswerthes Vorrecht unserer, so wie der nächst vorhergehenden Zeit, daß Erscheinungen aus einer angränzenden, nachbarlichen Geisterregion, wie zum Theil die des sogenannten thierischen Magnetismus sind, immer häufiger, augenfälliger und deutlicher werden. Wie etwa am späten Abend, in der Nähe der stillen Mitternachtsstunde, eine vorhin ganz andere Dinge besprechende Gesellschaft auf einmal unwillkürlich auf Gedanken an die Geisterwelt geräth, und sich gegenseitig Geschichten, dunkel und schauerlich wie die Mitternachtsstunde selber, erzählt, so bringt unsere Zeit, man weiß nicht wie, auf einmal Thatsachen hervor, welche von dem gewöhnlichen Treiben dieser Zeit eben so verschieden sind, als das Schwatzen nächtlicher Trinker von den Geistergeschichten, die sich unter ihnen ungebeten, und vielen unerwünscht, auf einmal, erst als Scherz, dann in immer tieferem Ernst einstellen.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst ist es nicht blos jenes besondere, schauerlich-mächtige Interesse, mit welchem schon das Kind auf Erzählungen aus der Geisterwelt horcht, was das Buch so unwiderstehlich anziehend für Leser von dem verschiedensten Bildungsstand, Naturell und Alter macht, sondern es liegen in jener Geschichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Verhältniß zum Leibe, Keime, welche in den Lesenden eingehen, er weiß selber nicht wie, und da Fragen und Antworten aufregen, so schwer und gewichtig, daß er sie nicht so bald hinweghauchen und wegweisen kann. Der Schreiber dieser Zeilen möchte für die Folge gern einen und den andern jener Keime etwas mehr ins Licht stellen, um dadurch vielleicht das Aufgehen zu erleichtern. Was er dießmal gibt, soll nur eine Vorbereitung zu seinem Geschäfte seyn.

Es ist ein alter Glaube unsers Geschlechts, welches einzig und allein durch die Gabe der Sprache vom Geschlecht der Thiere sich unterscheidet: der Mensch vermöge noch auf einem andern Wege, als durch jenen der aus Fleisch und Blut, Haut und Knochen gebildeten Glieder auf seine Umgebung und selbst weit über diese hinaus zu wirken. Die älteste Zeit „der Heiden und Völker" glaubte an eine magische Kraft des ausgesprochenen Wortes, mächtiger und gewaltiger als die Kraft der vielschaffenden Arme oder der beweglichen Füße. Die Offenbarung nannte uns dieses magisch-kräftige Wort als Gebet. Eine solche Kraft des in uns wohnenden Geistes über das ganze sichtbare, ja unsichtbare Reich der Wesen habe der Mensch ursprünglich besessen, ehe ihm statt des verloren gegangenen allmächtigen Wortes dieser Leib von Staub, so vergänglich und vom Tod durchdrungen, geworden sey. Dieser Leib von Staub ist nur einstweilen ein vorbedeutender Stellvertreter des ursprünglichen und künftigen Leibes, wirksam und schützend nach außen, wie dieser. Denn jenes Wort, allmächtig wirksam, das einst dem Menschen gegeben war, ehe er statt seiner das vergängliche Fleisch anzog, habe sich selber zum Fleisch und Blut heruntergesenkt und könne nun statt dieser wieder von der Seele angenommen und angezogen werden: schon im Vorbilde als magisch wirkendes, übrigens noch äußerlich oder innerlich hör- und vernehmbares Wort, genannt Gebet. Die Seele, vom alten Leibe des Fleisches und Blutes im Tode geschieden und noch nicht mit dem ursprünglichen und künftigen Leibe des Wortes überkleidet, sey blos leidend, nicht freudig in eigner Kraft.

Diese Leiden einer von dem Leibe entkleideten (nackten) Seele, aber auch die freudige Selbstkräftigkeit einer mit dem künftigen Leibe des Wortes (wirksamen Gebets) überkleideten Seele, zeigt uns, wenn auch beydes nur im leiser angedeuteten Vorbilde, die höchst lesenswerthe Geschichte der Seherin von Prevorst.

*) Der ganze Titel des Buches, welches demnächst in den Buchhandel kommen wird, ist: Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Nun haben wir den Rossinischen Wilhelm Tell in seinem völligen Glanze, ein Meisterstück, wie Rossini noch keines gesezt hatte. Mehrere Theater in Paris haben ihren Tell, allein mit dem neuen Tell an der großen Oper kann doch keiner von ihnen in Vergleich kommen, und sicher ist Rossini's Musik eines der schönsten und gefälligsten Denkmäler, die dem biedern Schweizer und Befreyer seines Vaterlandes je gesezt worden sind. Schon bey der lezten Probevorstellung der neuen Oper, zu welcher wie gewöhnlich viele Leute zugelassen worden waren, hatte sich die allgemeine Bewunderung der Zuhörer laut geäußert. Die erste öffentliche Vorstellung war ein Triumph für den großen Meister, wie er vielleicht noch keinen erlebt. Zwar hatte das Pariser Publikum auch seinen „Moses," seine „Belagerung von Korinth," seinen „Graf Orry" mit vielem Beyfall aufgenommen; allein dieß reichte bey weitem nicht an den Enthusiasmus, womit Wilhelm Tell aufgenommen worden ist. Zuvor wollten noch manche Kunstrichter an seinem großen musikalischen Genie zweifeln; dießmal aber sind alle Zeitungen mit dem Publikum einverstanden; überall ertönt sein Lob, und er hat sein Ehrenkreuz wie ein Feldherr nach einem großen Siege rühmlich erworben. Einen herrlichen Anblick gewährte der große Opernsaal am Abende der ersten Vorstellung: alle Logen voll der geschmücktesten Damen, das Parterre gedrängt voll von Musikliebhabern; überall erblickte man ausgezeichnete Einheimische und Fremde, und alle in reger Erwartung des hohen Genusses, der ihnen zu Theil werden sollte. Schon die originelle Ouverture, die mit einzelnen Instrumenten anfing, sich allmählich mehr und mehr verwickelte, jedoch ohne Verwirrung, und zulezt mit der ganzen Kraft eines aus 80 bis 100 Instrumenten bestehenden Orchesters daherbrauste, erregte Freude und Entzücken im ganzen Saale. Dieses Entzücken stieg bey dem ersten und zweyten Aufzuge; Alles war den Zuhörern neu; sie, die an Rossini's häufige Wiederholungen gewohnt waren, konnten vor Erstaunen, so viele neue Modulationen zu hören, kaum zu sich kommen. Dazu gesellte sich die prachtvolle Darstellung, die glänzenden Aufzüge des Schweizervolks, die herrlichen Dekorationen, welche die schönsten Schweizergegenden vorstellten, und obendrein der göttliche Tanz der Taglioni, die nie so schön getanzt hatte; das Publikum war vor Entzücken außer sich und konnte die beyden lezten Aufzüge nicht so genießen, wie es hätte seyn sollen. Einige glaubten, es sey die Schuld des Tonsezers, welcher in den lezten Aufzügen den hohen Schwung, den er in den beyden ersten genommen, nicht habe beybehalten können; dieß wurde auch nach der ersten Vorstellung in einigen Zeitungen behauptet, und man rief allgemein: zu viel Genuß! schont unsere Sinne! In der That hat der Meister eine so überschwengliche Masse von Harmonie und Melodie in seine Komposition ausgegossen, daß sie für zwey Opern hinlänglich gewesen wäre; eine ganz eigene Erscheinung, die um so merkwürdiger ist, da man immer geglaubt hatte, Rossini sey viel zu träge, um sich das Komponiren sauer werden zu lassen, und er schreibe sich lieber selber ab, als daß er etwas Neues sezen möge. Zum erstenmale in seinem Leben mußte er die Bitte hören, seine Zuhörer nicht mit zu vielem Neuen zu ermüden. Die Haupttänzer der Oper hatten mit aller Gewalt darauf bestanden, eine Rolle in dem Stücke zu haben, und man hatte für sie einige Solotänze im ersten Aufzuge einrichten müssen. Dieß wird vom Publikum mit Recht übel aufgenommen; die Solotänzer und Tänzerinnen erhielten wenig Beyfall, und verdientermaßen wurde ihnen ihre Parthie bey den folgenden Vorstellungen weggeschnitten. Rossini verstand sich gern dazu, etwas von seinem Reichthume zurückzunehmen, und nun blieb wenig zu wünschen übrig. Die Oper ist aber noch immer sehr lang. Einige Kunstrichter hätten noch eine ganze Rolle weggewünscht, nämlich die einer östreichischen Prinzessin, welche die Gouverneur-Stelle der Schweiz ist, wie kurz vor der Revolution eine solche Prinzessin die Niederlande beherrschte, und diese Prinzessin wird in Arnold Melchthal verliebt, schwört ihren Adel ab und wird mit den drey Schweizern republikanisch. Solch ein Wunderding hätte man doch von Jouy, dem Verfasser des Textes, nicht erwartet. Das Ungereimte dieser Rolle hat er auch selbst anerkannt, denn er entschuldigt sich darüber in der Vorrede zu seinem Texte. Ein italienischer Tonseyer kann ohne eine Prima Donna nicht fertig werden; diese ist ihm so unentbehrlich als das Papier, worauf er sezt; denn natürlich behält er für ihre Rolle die sanftesten Modulationen vor, die sein Genie nur erfinden kann. Auch würde sich eine Prima Donna nicht trösten können, wenn der Tonseyer sie bey einer neuen Oper, die Furore machen soll, leer ausgehen ließe. Da also eine Prima Donna unvermeidlich war, und zwar eine solche, welcher der Tonseyer pompöse Arien zuertheilen konnte, so haben denn Hr. Jouy und sein Mitarbeiter, Hr. Bis, jenes Zwitterding von Prinzessin erfunden, welche mit aristokratischen Gesinnungen auftritt und sich zum schweizerischen Republikanismus bekehrt. Allein gesezt, die Verfasser des Textes hätten dem Tonseyer zu Gefallen eine weibliche Rolle ersten Ranges schaffen müssen, konnten denn die beyden Dichter nicht etwas Vernünftigeres erfinden? Auch hätte man eine einfachere, dem Leben der Schweizerhirten angemessenere Sprache von ihnen gewünscht, und keine pomphaften, bilderreichen Verse, wie sie in den heroischen Opern der früheren Zeit üblich waren. An Scribe's „Stummen von Portici" hätten sie ein Muster gefunden, das ihrer Nachahmung werth gewesen wäre. Jedoch kann man ihnen das Verdienst nicht absprechen, daß sie dem Tonseyer, ihre Verse abgerechnet, sehr geschickt allerley Gelegenheit dargeboten haben, sein Genie zu entfalten und auf ihre Kosten zu glänzen. Einige Kunstrichter haben geäußert, es seyen zu wenig Soloparthien in dieser Oper; vermuthlich hat sie Rossini mit Fleiß vermieden; er wollte Leben und Bewegung durch die ganze Oper hindurch verbreiten; nun halten aber die Bravourarien der Sologänger den raschen Gang der Handlung auf, besonders wenn deren zu viel vorkommen. Da hat Rossini lieber Chöre, Duette und Trio's angebracht, und sogar den lieblichen Tyrolertanz mit einem noch lieblicheren Gesangchor begleiten lassen. Auch Ciceri ist in den Zeitungen wegen seiner schönen Schweizergegenden sehr gelobt worden. Von diesem Maler Ciceri, einem Schwiegersohne des berühmten Miniaturmalers Isabey, rühren die schönsten Dekorationen der Pariser Theater her; dieser Mann, der sich in Italien gebildet hat und dabey ein äußerst witziger und an Bonsmots unerschöpflicher Mann ist, hat immer vollauf zu thun und wird reich durch das beständige Hin- und Herfahren mit dem Besenähnlichen Pinsel auf der 40 Fuß langen Leinwand. Bouton, der schon als einer der Verfertiger des kunstreichen Diorama bekannt war, hat neulich eine vortreffliche Dekoration für das Melodram Nostradamus am Ambigutheater geliefert, nämlich den Anblick der Stadt Paris im Mondschein; Ciceri hat schwerlich etwas Besseres gemalt; allein er ist nun einmal der königliche Opernmaler, und fast alle Theater in- und außerhalb Paris eilen mit ihren Bestellungen nicht Bouton, sondern ihm zu.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. September 1829.

Laß verstummen deine Lieder
Und zerreiß der Leyer Saiten!

Moore.

Die Erscheinung.

Nachts, zur Stunde der Gespenster;
In dem kleinen Kämmerlein
Pocht es leise an das Fenster
Und erfüllts mit hellem Schein.

Einsam sizt der stille Dichter,
Denkt und schreibt und sinnt und streicht:
Sieh, da wird es plötzlich lichter
Und der Lampenschein erbleicht.

Rosenwolkig hergetragen
Steht vor ihm ein Zauberbild,
Eine Göttin, wie in Sagen
Schöner Vorzeit, reizumhüllt;

Lorbeerkronen um die Stirne,
Eine Leyer in der Hand;
Doch den Mund, als ob sie zürne,
Hat ein strenger Ernst umspannt.

„Frommer Sohn, so spricht die Hehre,
Wend' empor den Blick zu mir:
Eine trübe gute Lehre
Bring' ich vom Parnasse dir!

„Armer Dulder, dessen Seele
Mit den heißen Gluten ringt,
Der die glänzendsten Juwele
Aus dem Herzensschachte bringt.

„Der du mit dem kühn Errung'nen
Eine kalte Welt bedenkst,
Der du mit dem schön Gelung'nen
Eine flache Zeit beschenkst.

„Gieb es auf, dein edles Streben,
Wandle schweigend deine Bahn, —
Wer verstummt in solchem Leben,
Der allein hat recht gethan.

„An den tausend Nationen
Zieh' ich wirkend still vorbey,
Und ich flechte Dichterkronen
Um die Schläfe vielerley.

„Soll ich all die Sängerkränze
Nennen, die in alter Zeit,
Die im schönen Dichterlenze
Um die Stirnen ich gereiht?

„Von der Wiege des Homeros
Bis zu Tasso's frühem Grab,
Was ich jedem Liederheros
Für verdiente Preise gab?

„Und die andern Menschen ehrten
Mein Gebot, weil sie gerührt
Und bewundernd jene hörten,
Deren Stirn mein Kranz geziert.

„Deutschland nur hat mich verwiesen,
Andern Völkern war's geneigt,
Doch gehorsam hat, gleich diesen,
Niemals sich es mir gezeigt.

„Zeiten sind vorbeygezogen,
Wo es Götzen sich erbaut,
Die mein Auge nie gewogen
Nie mit Lächeln angeschaut.

„Doch noch öfter kamen Zeiten,
Wo ich offen ward verhöhnt,
Wo sie jenes Haupt entweihten,
Das ich selbst mit Ruhm gekrönt.

„Was sie schön vollendet trafen,
Zerrten sie in Staub herab,
Oder spurlos gings zum Hafen
Zweifelhafter Zukunft ab.

„Schweige, wie die andern Söhne,
Die mir lieb geworden sind;
Oder willst du deine Töne
Ferner hauchen in den Wind?

„Oder willst du deinem Leben
Jezt verdingen mich als Magd?
Nie wird dir die Muse geben,
Was dein Glück dir hat versagt!

„Jagst du nach des Ruhmes Wolke,
Willst du mir dein Streben weihn,
Und, ein Räthsel deinem Volke,
Gar für toll gehalten seyn?

„Ja vielleicht du überschattest
So mit einem Lorbeerbaum
Deinen Hügel, und doch hattest
Lebend du zu leben kaum!

„Schweige! deine Thaten weihe
Einer andern reichern Kunst,
Und im Herzen nur erfreue
Dich an meiner vollen Gunst.

„Lebe wohl im Weltgetümmel:
Wenn beschlossen du den Lauf,
Nimmt in ihren ew'gen Himmel
Dich die treue Muse auf!“

Schnell verschwunden war die Milde,
Die so tief bewegend sprach,
Und der Dichter sah dem Bilde
Durch das düstre Dunkel nach.

Manfred.

Pompeji.

(Fortsetzung.)

Man wandelt weiter fort in der alten Stadt, und überall treten einem dieselben Kontraste entgegen. In dem zum fünften Theile aufgegrabenen Raum einer Stadt, die nicht größer ist als Hof und Garten der Tuilerien, hat man ein Amphitheater, zwey Theater, zwey mit Säulengängen umgebene Plätze, ein Forum, eine Basilika, Bäder, acht Tempel entdeckt, eine Menge anderer öffentlichen Gebäude ungerechnet. Zwar sind auch diese Gebäude meistens in sehr kleinen Verhältnissen erbaut; aber erst wenn man sie mißt, gewahrt man, wie sie so gar nicht groß sind; ihre Reste erscheinen dem Auge wirklich imposanter als sie sind; verstümmelt, zerfallen, wie sie dastehen, wachsen sie für das Auge, gerade weil vieles daran fehlt. Das Forum von Pompeji, 341 Fuß lang, 107 breit, rings mit Säulenhallen eingefaßt, von Tempeln und öffentlichen Gebäuden umgeben, bedeckt mit Marmor und Bronzestatuen, deren Fußgestelle mit den Inschriften noch stehen, würde überall einen imposanten Anblick gewähren, und es ist gewiß merkwürdig, daß in dieser antiken Stadt verhältnißmäßig bereits mehr öffentliche Gebäude, Tempel, Statuen und Kunstwerke gefunden worden sind, als die größten Städte der jetzigen Welt aufzuweisen haben.

Schon das, was einem der erste Blick auf Pompeji sagt, überzeugt hinreichend, daß bey den Alten alles auf's Oeffentliche bezogen, daß das Privatleben dem Staatsleben fast ganz aufgeopfert wurde, und untersucht man die Häuser, so findet man dieß bey jedem Schritt bestätigt. Diese Häuser bestehen fast sämmtlich aus einem oder mehreren offenen Höfen, die oft mit Säulengängen umgeben sind, und um welche Zimmer herlaufen, aber so enge, so dunkle Zimmer, daß man sich jedesmal wundert, wie Menschen hier haben wohnen können, daß man sich fast fragt, wie sie es hier auszuhalten vermochten. Im Allgemeinen hatten diese Zimmer gar keine Fenster, und erhielten nur durch die Thüre, die auf den Portikus ging, Licht; kaum war hier in einem Raume von einigen Fußen im Gevierte nothdürftiger Platz für ein Bett und einen oder zwey Stühle; auch fand man meistens nichts darin als ein Bett von Bronze, eine Lampe oder einen Sitz vom nämlichen Metall; so daß es beym ersten Anblick dieser Gemächer in die Augen springt, daß ihre alten Bewohner blos darin schliefen, und das Leben der Bürger verfloß wohl fast ganz auf dem Forum oder in der Basilika, in Tempeln oder Theatern; kurz die Pompejaner, wie die Alten überhaupt, lebten ganz und beständig in der Oeffentlichkeit, waren zur Ergötzlichkeit wie zum Geschäft beständig um und unter einander. Ueberdieß haben diese so kleinen Häuser alle einen öffentlichen Theil, bekanntlich Atrium genannt, der im Vergleich mit dem Uebrigen für geräumig gelten kann,

und der auch am sorgfältigsten geziert ist. Hier lebte man mitten in seinem Hause im Freyen; hier empfing man Gäste, Freunde, Klienten, kurz, setzte das öffentliche Leben im Schatten des heimathlichen Daches fort. Hier stellte man auch die Bilder seiner Ahnen auf, und was die Familie Rühmliches aufzuweisen hatte; gebrach es an Ehrendenkmahlen, so umgab man sich mit ernsten oder heiteren, wollüstigen oder sinnigen Bildern. So erweiterte man auch den beschränkten Raum und ergänzte das spärliche Geräthe durch eine Zierde, die einmal ganz volksthümlich war, durch Malerey; sie wurde überall angewandt, und durch sie gewann die ärmlichste Behausung des Bürgers noch das Ansehen, ja fast die Bedeutung eines öffentlichen Gebäudes.

Durch die Katastrophe, welche Pompeji verschüttete, wurden alle obern Stockwerke der Häuser zerstört, die Decken eingestürzt, und so die Erdgeschoße mit den Trümmern des obern Baus angefüllt. Dadurch, so wie durch das Nachgraben selbst, den Einfluß der Temperatur und menschliche Sorglosigkeit mußten die Verzierungen der einzig noch übrigen untersten Haustheile nothwendig sehr leiden. Und doch ist es der glänzende Farbenschmuck aller dieser Wände, der magische Effekt von Malereyen, die noch so glänzend frisch uns entgegenleuchten, als wären sie eben gemalt, was in Pompeji, namentlich im Theile der Stadt am Forum, wo gegenwärtig gegraben wird, uns am tiefsten ergreift, was jede Vorstellung hinter sich läßt und jede Erwartung übertrifft. Es konnte wohl aus den Trümmern des Alterthums nichts ans Licht steigen, was an sich wundervoller, für uns überraschender gewesen wäre, als eine ganze, von einem Ende zum andern, im Innern der Häuser wie außen, bemalte Stadt, und zwar mit so lebhaften und doch so harmonischen Farben bemalt, daß sie, zur Zeit als sie noch ganz frisch waren, den Wänden das Ansehen geben mußten, als bestänben sie aus den kostbarsten Materialien, und eine aus grobem Gestein gemauerte Stadt als eine glänzend aus dem schönsten Marmor aufgebaute erscheinen ließen. Wirklich ist in Pompeji alles bemalt, und zwar fast immer, je nach der Wichtigkeit jedes Gebäudes und nach der Bestimmung jedes Gemachs, auf verschiedene Weise, mit Gegenständen, die sich auf den jedesmaligen Gebrauch beziehen; so ist es vom Hause des reichen Pansa oder des wollüstigen Sallust an, bis zu dem Hause des bescheidenen Wundarztes und des demüthigen Apothekers; vom vornehmsten Zimmer bis zum dunkelsten Winkel; vom geheimnißvollen Gemache, in dem Actäons Schicksal, an die Wand gemalt, unbescheidene Neugier ferne halten sollte, bis zur Küche mit ihrem Ofen, den Fleisch von allen Sorten, Fische und was zum leckern Mahle gehört, schmücken. Selbst der Fußboden, der ganz aus Mosaik besteht, wetteifert meistens an Glanz und Mannigfaltigkeit mit den Wandgemälden, so daß sich einst in jedem Haus, nach allen seinen Theilen, die Stadt selbst in einem verschönerten, fast idealen Bilde abspiegelte, und, wie es scheint, der Mensch in jedem Stande gerade erst alle seine Bedürfnisse befriedigt hatte, wenn er alle Künste zusammenwirken ließ. Sieht man diese Ueberfülle von Farben, Stuckarbeit, Gemälden, Mosaik, geräth man fast in Versuchung, sich zu fragen, wo denn die Armen in Pompeji gewohnt haben, und nimmt man auch an, es habe in einer so reich geschmückten Stadt wirklich Arme gegeben, so kommt einem fast der Gedanke, in einer Welt voll solcher Farbenmagie, solchen Kunstaufwands müsse selbst das niedrigste Loos, selbst der ärmste, unterste Stand seine Reize gehabt haben.

Abgesehen von ihrem malerischen Werth, haben die pompejanischen Wandgemälde noch eine Wichtigkeit für uns, die man nur an Ort und Stelle selbst richtig zu schätzen vermag. Vermittelst dieser Malereyen, der Gegenstände, die sie darstellen, ja der Stelle, an der sie angebracht sind, vermögen wir jezt ungehindert in manches Geheimniß des Alterthums einzudringen und die Alten selbst in ihrem häuslichen Wesen zu belauschen. Man kann hier wirklich ihr Leben Schritt vor Schritt verfolgen, all ihrem Treiben, fast allen ihren Heimlichkeiten nachgehen, von der Thürschwelle an, wo der gebräuchliche Gruß die Besuchenden empfängt, bis zum heimlichsten Theile des Frauenhauses, von dem die Freunde sogar ausgeschlossen sind; vom Atrium, in dem der Tag eröffnet, bis zur dunkeln Kammer, in der er beschlossen wird; man folgt ihnen in den Ahnensaal, vor den Altar oder in die Kapelle der Hausgötter, in das Speisezimmer, in das Bad, in die Speisekammer, das Boudoir, das Studier- oder Schlafzimmer. Da sieht man noch, wie die ärmsten Bürger, was ihnen fehlte, mittelst der Malerey zu ersetzen, und sich für etwas, das sie nicht besaßen, durch das Bild des Gegenstandes zu trösten wußten; so erblikken wir hier den gemalten Hund, der die Stelle des wirklichen Hauswächters vertrat, dort die Titel der Lieblingsbücher des Eigenthümers, die in Ermangelung der Bücher selbst an die Wand der Bibliothek gemalt sind, dort jene gemalten Blumen, die das Blumenbeet vorstellten, das nicht vorhanden war, oder den kleinen Garten vergrößern halfen. All diese Phantasiebilder der alten Pompejaner verkörpern sich jezt in unsern Augen, nehmen Gestalt und Leben an, und was ihnen blos ein Bild, ein Stellvertretendes, ein Schatten der Wirklichkeit war, wird für uns zur Wirklichkeit selbst. Was wir an diesen Häusern erblicken, dient uns, und uns wohl besser, als den Eigenthümern selbst, statt der Gegenstände, die nicht darin sind; sie entschädigen uns fast für die Abwesenheit der Bewohner, die nicht mehr sind; denn es läßt sich denken, daß die Alten vor einander selbst Manches verbargen, was sie nicht bekannt werden lassen mochten, und somit auch manche Orte, die sie nicht sehen lassen wollten, und dieß gerade in Folge ihrer Lebensweise, die sie fast

beständig den Blicken Aller aussezte, und ihnen das Dunkel und das Geheimniß desto unentbehrlicher machte, um sich von den Mühen und Aergernissen jenes öffentlichen Lebens zu erholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsänger und Sängerinnen, besonders Nourrit und Mad. Damoreau-Cinti, werden auch gepriesen wegen des Antheils, den sie an dem glänzenden Erfolge der Darstellungen des Wilhelm Tell haben. Mit den Chören ging es Anfangs ein wenig holperigt; die an den alten Gang gewohnten Chorisien können sich nur mit Mühe in die lebhafte, ächt dramatische Rolle, die ihnen Rossini zutheilt, einstudieren; die Leute sind erstaunt über den bedeutenden Effekt, den sie hervorbringen sollen; für so wichtige Personen hätten sie sich nicht gehalten. Allmählig gelingt es ihnen aber doch, in das Gesammte rasch einzugreifen und sich in dem Schwunge einheimisch zu fühlen. Rossini hat nur noch die erste Aufführung seines Meisterwerkes abgewartet, um in sein Vaterland zurückzukehren, wo er nun unter ganz andern Verhältnissen wieder auftritt als in der frühern Zeit, wo er, um sein Brod zu verdienen, für diesen oder jenen Impresario schnell eine Operette setzen mußte. Wie es heißt, wird er ein Jahr lang ausbleiben; vielleicht sehnt er sich nach einem stillern Leben und ist der ewigen Feste und musikalischen Abende, denen er in dem Gewühl dieser großen Hauptstadt beyzuwohnen nicht unterlassen konnte, herzlich müde. Was den Parisern Hoffnung gibt, ihn nicht ganz zu verlieren, ist erstlich die Stelle, die er bey der Hofmusik bekleidet, die ehrenvolle Anerkennung seines Verdienstes, die ihm hier zu Theil wird, und dann noch ein anderer Beweggrund einer freylich untergeordneten Art. Rossini liebt nicht allein Tonkunst, sondern auch Kochkunst, und soll selbst ein geschickter Koch seyn. Nun ist aber bekanntlich Paris reich an geschickten Restaurateurs, wie dieß ihre gelehrten bogenlangen Speisezettel und die vielen Lobsprüche beweisen, die ihnen von Einheimischen und Fremden ertheilt werden. Ein launiger Schriftsteller, Brillat Savarin, der als ein enthusiastischer Küchenfreund ein drolliges Buch darüber geschrieben hat unter dem sonderbaren Titel: Physiologie du gout, ein Buch, das schon zwey Auflagen erlebt hat, behauptet, daß sich Paris eben durch seine Restaurateurs an den Alliirten nach der Einnahme der Stadt in den Jahren 1814 und 15 gerächt habe; denn diese Restaurateurs hätten ihnen die durch die Kriegskontributionen vollgespickten Beutel wieder geleert, ihren Zorn besänftigt und sie zu Freunden der Pariser gemacht. Auf ähnliche Art soll denn auch Rossini die Pariser sehr liebgewonnen haben, und man hofft daher, daß die Pariser Küche, die sich in den Häusern der Reichen so künstlich und mannichfaltig offenbart und mit Hülfe des Weinkellers einen Künstler wahrhaft begeistern kann, das Ihrige dazu beytragen werde, um den großen Maestro wieder nach Paris zu locken. Mit Ausnahme des Trauerspiels „Ezar Demetrius," von Halevy, das nach dem klassischen Zuschnitte eingerichtet ist, aber einige sehr pathetische Auftritte enthält, ist auf den andern Theatern in den lezten Wochen kein bedeutendes Stück gegeben worden. Marino Faliero hat über 50 Darstellungen erlebt und soll nun einstweilen bey Seite gelegt werden. Dem Dichter soll von der Direktion des Porte St. Martin-Theaters für jede Vorstellung eine Summe von 500 Franken zugesichert worden seyn. Da nun aber nach 50 Darstellungen die Neugierde und Schaulust abnimmt und die Einnahme sich merklich vermindert, besonders im Sommer, so mag die Theaterdirektion es für klug halten, den so theuern Dogen von Venedig bey Seite zu legen. Das Versprechen scheint der Direktion auch leichter gewesen zu seyn, als das Halten; denn vor einigen Tagen mußte der Dichter den Direktor vor Gericht belangen, weil er ihm, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, eine Summe von 8000 Franken vorenthielt, die von der Aufhäufung des Honorars bey den täglichen Darstellungen herrührte. Von solchen prosaischen Angelegenheiten sind die hiesigen Theaterdichter nicht immer frey; auch Scribe hatte neulich einen Prozeß auf dem Halse, wobey er aber nicht wie Cas. Delavigne als Kläger, sondern als Beklagter erschien. Der Kläger war ein Buchhändler, mit welchem Scribe schon vor langer Zeit einen Kontrakt abgeschlossen hatte, kraft welches der Buchhändler jedesmal am Tage der Darstellung eines neuen Scribeschen Stückes das Manuscript gegen Erlegung einer Summe von 2000 Franken erhalten sollte. Dieser Kontrakt war auch stets bis auf das lezte Scribesche Stück gehalten worden, welches der Mitarbeiter Scribe's nicht jenem Buchhändler übergeben wollte und dann daher von einem andern Buchhändler verlegt wurde. Der vorige Verleger beschwerte sich; Scribe bot ihm 3000 Fr. an, der Buchhändler forderte 10.000 Fr., weil ihm ein voriges Vaudeville Scribe's gerade so viel eingebracht haben soll; natürlich verwarf Scribe die übermäßige Forderung; nun kam es zum Prozeß; das Gericht fand das Anerbieten des Verfassers billig und gebot dem Verleger, sich mit den angebotenen 3000 Franken, die ihm keinen Heller Auslage verursacht haben, zu begnügen. Uebrigens werden Buchhändler jezt auch Theaterdirektoren; so ist eben Adolph Bossange, der als Buchhändler keine glänzenden Geschäfte machte, wie leider so viele andere Pariser Buchhändler, denen das heillose Nachdrucken in Brüssel allen Gewinnst und fast allen Muth zu Buchhändlerspekulationen benimmt, Mitunternehmer des Théâtre des Nouveautés geworden, dem jüngsten aller Pariser Theater, welches daher auch, seiner Jugend halber, Mühe hat, sich emporzuschwingen, und manchen unnützen Versuch macht, Aufsehen zu erregen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 213:
Der Steckbrief. — Der Paß.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Oft aus zarten Händen
Grob, und fein aus groben.

2. 3. 4. 5. 6. 7.
Hast du's doch und häufig,
Ist dein Spiel zu loben.

3. 4. 5. 6. 7.
Aber mir, mir Armen
Fehlt es leider eben!

2. 3. 4. 5.
In das Ganze werd' ich
Häufig roth gewoben.

3. 4. 5.
Und von mir betrunken,
Hört man Matrosen toben.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. September 1829.

— Hast keine Zunge?
Verzagst du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung' und macht die Sinne wüst.

Shakespeare.

Seyed Hussun's Abenteuer.

Die Perser sagen, wer sich glücklich verheirathen wolle, hole sich am besten eine Gattin in Yezd. Warum dieser Ort in solchem Rufe steht, konnte ich während meiner Reise in Persien, trotz den sorgfältigsten Nachfragen, lange nicht erfahren. Zum Glücke traf ich jedoch gelegentlich mit einem Eingebornen von Yezd zusammen, der während meines Aufenthalts zu Ispahan einen Besuch daselbst machte. Als ich im Laufe des Gesprächs seine Heimath erfuhr, nahm ich Gelegenheit, ihn um die Erklärung jener mir räthselhaften Sage zu bitten. Er lächelte, als wollte er sagen: „diese Feringi (Franken) sind doch, bey all ihren Ansprüchen, einfällige Tröpfe; wüßte der Mann, welches Hauskreuz ich daheim sitzen habe, so würde er sich über ein thörichtes Sprichwort, von dem jede Sylbe eine Lüge sagt, nicht den Kopf zerbrechen." Nach einer Weile war indessen mein Yezder Freund mit sich im Reinen und erklärte mir in sehr artigen, verbindlichen Ausdrücken, er wolle meine Neugierde befriedigen, und begann folgende Erzählung, die ich zwar nicht mit seinen eigenen Worten, aber dem Inhalte nach getreu wiedergebe.

„Jene Sage, mein Freund, gründet sich auf die Geschichte eines gewissen Seyed Hussun. Sicher habt Ihr schon von den Abenteuern Seyed Hussuns gehört oder gelesen." Ich verneinte es, und er fuhr fort: „In dieser Stadt Ispahan, einst bestrahlt von der Gegenwart des Lichts der Welt, lebte, als noch der König der Könige, der Herrscher von Iran, hier seinen Hof hielt, ein junger Mann von dem heiligen Geschlechte des Propheten; Friede sey mit ihm! Sein Name war Hussun. Er hatte weder Vater noch Mutter; beyde waren, da Hussun noch in zartem Alter stand, in das Paradies gegangen. Aber Allumdallilah! (Gott sey gepriesen!) der Jüngling ward von seinen Verwandten sorgfältig erzogen und unterrichtet. Er war schlank, schön, von fast weiblichen Zügen, aber nichts desto weniger kräftig und kühn. Vor allem aber zeichnete er sich in seinen theologischen Studien aus; er war in allen Zweigen unseres heiligen Glaubens, dem Din so gut als dem Iman (den praktischen und theoretischen Theilen des Islamismus) trotz seiner Jugend auf's Beste bewandert; er verstand die sechs Hauptstücke, woraus das heilige Dogma besteht; er befolgte alle Vorschriften des Iman, außer der Wallfahrt, nämlich Gebet, Enthaltsamkeit, Almosen und Opfer.

Seyed Hussun hatte das zwanzigste Jahr erreicht, als ihn ein Geschäft zu einer Reise von Ispahan nach Yezd nöthigte, das ungefähr sechszig Farsaks von hier liegt. Auf seinem Wege dahin begegnete er einem alten Hajji, der ihn grüßte, ihn genau in's Auge faßte und neben sich auf einer Matte, die er auf dem Boden ausbreitete, niedersitzen hieß. Hussun gehorchte; der Hajji war, als er den jungen Reisenden über mehrere Punkte unseres heiligen Glaubens befragt hatte, mit dessen Antworten äußerst zufrieden, und hieß ihn zu Yezd bey einem Manne, Namens Mullah Ismael einsprechen, den er in dem Bazar erfragen

würde. Der Hajji gab ihm sodann einen roh gearbeiteten Ring, in den ein kleiner Turkiß gefaßt war, und entließ ihn mit den Worten: „Reisen, mein Sohn, gibt Erfahrung, Erfahrung gibt Weisheit, und Weisheit gibt alles Gute. Das Schwert kann nicht leuchten auf dem Felde des Siegs, bevor es die Scheide verläßt, und die Feder nicht schreiben von Beredtsamkeit und Dichtkunst, bevor sie aus dem Kullumdan *) genommen wird."

Hussun suchte gleich nach seiner Ankunft in Yezd Mullah Ismael auf und erzählte ihm sein Zusammentreffen mit dem Hajji. Nach einem Blicke auf Hussun und dann auf des Hajji Ring, hieß ihn Ismael herzlich willkommen, sagte ihm, er werde schon längst erwartet, und sezte ihm Früchte, Zuckerwerk und Limonade vor. Betroffen erwartete der Jüngling, der Mullah werde ihm sagen, wie und warum sein Besuch erwartet werde; der heilige Mann sprach aber nichts, und Hussun schickte sich zum Abschied an; da ersuchte ihn sein Wirth, noch eine Weile zu bleiben, und verließ das Zimmer. Ueber diesen seltsamen Auftritt wurde Hussun nachdenklich, und wenn er sich nicht alsbald entfernte, so geschah es blos aus Schicklichkeitsgefühl. Nachdem er geraume Zeit gewartet hatte, kehrte der Mullah mit einem Frauenzimmer von so vollendeter Schönheit zurück, daß Hussuns Augen alsbald verblendet wurden. Er war vor Erstaunen wie an den Boden gewurzelt und konnte eine Weile weder sprechen noch hören. Das Mädchen schien das vollkommenste Muster weiblicher Reize, wie es nur unsere Dichter zu schildern vermögen. Ihre mandelförmigen Augen waren von dunkeln Wimpern beschattet, auf ihren Wangen prangte das zarte Roth der Rose, und ihre Lippen glichen der Frucht, die vor übergroßer Reife bersten will. Von züchtiger Röthe erglühte ihr Gesicht, das sich beym Anblick des fremden Mannes abgewandt hatte.

„Zobeyda," sprach der Mullah, „dieß ist der Jüngling, von dem Hajji gesprochen." Sie heftete ihr Auge auf Hussun mit bangem Ausdruck, und schlug es sogleich wieder zu Boden. Der Mullah sah, daß die jungen Leute befangen, verlegen blieben, und nach einigen erfolglosen Versuchen, sie vertraut zu machen, entfernte er sich mit dem Mädchen.

Hussun, sich selbst überlassen, erwachte wie aus einem Traum. Die Schönheit des Mädchens war so unwiderstehlich und der ganze Vorgang so seltsam, daß es ihm war, als stehe er unter dem Einfluß jenes Zaubers, welchen die gefallenen Geister, die sich gegen den Propheten empören, auszuüben die Macht haben. Es erhoben sich schon Zweifel in ihm, ob er sich nicht in der Gewalt eines Zauberers befinde, der einen schwarzen Plan gegen sein Leben oder seinen Glauben hege, und er war im Begriff, das Haus zu verlassen, als der Mullah wieder erschien.

„Junger Mann," hob er an, „Du wunderst Dich vielleicht über diesen Auftritt; das Mädchen, welches ich Dir vorgestellt, ist gleich Dir Waise. Ihr Vater war mein vertrautester Freund und hinterließ mir in ihr das theuerste Vermächtniß. Ueber ihre äußern Vorzüge kannst Du selbst urtheilen; die Eigenschaften ihres Geistes aber kann nur derjenigen würdigen, der, wie ich, Gelegenheit hatte, ihre Entwicklung zu beobachten. Ihre Geburt war von Zeichen begleitet, welche dem Weisen, der ihr Horoskop stellte, sagten, daß, wofern sie nicht bis zum mannbaren Alter sorgfältig verborgen bleibe und an einen frommen Jüngling verheirathet werde, schreckliche Uebel über sie kommen würden. Sie wurde sorgfältig erzogen und bewacht; sie ist nun fünfzehn Jahre alt; ich ließ mir äußerst angelegen seyn, einen Mann aufzufinden, der eines solchen Weibes würdig wäre — und der bist Du."

Hussun war erstaunt über diese Rede; er fragte, wie man ihn habe kennen lernen, warum er gewählt worden sey, kurz, er fühlte sich von Zweifel und Besorgniß befangen. Der Mullah erzählte ihm, welche Schritte er gethan, um einen Gatten für seine reizende Pflegetochter zu finden, und wie er auch den Hajji damit beauftragt habe; dieser sey zu Ispahan mit Hussuns Charakter bekannt geworden und habe deßhalb gerade den Auftrag gehabt, sich dorthin zu begeben und Hussuns Freunden einen Heirathsantrag zu machen, als sie auf dem Wege zusammengetroffen seyen.

Die Reize des Mädchens hatten auf das Herz des Jünglings einen solchen Eindruck gemacht, daß er über diesen Vorschlag unverholen seine Freude bezeigte. Er erbat sich jedoch klüglich Zeit, um sich mit seinen Freunden zu berathen. Der Mullah sagte ihm aber, die Sache bedürfe der Eile, die Gefahren seines schönen Pfleglings seyen von der Art, daß er sich innerhalb dreyer Tage entschließen müsse, ob er sie ehelichen wolle oder nicht. Indessen solle er Gelegenheit haben mit ihr zu verkehren, so weit es der Anstand und die Regeln der Klugheit erlauben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Futteral für Schreibzeug, das in dem Gürtel der Secretäre und Schreiber steckt.

P o m p e j i.

(Fortsetzung.)

So wie die Häuser in Pompeji größtentheils gefunden worden sind, bleibt uns nichts unverständlich in denselben, sogar nicht Gegenstände, zu denen vielleicht der Blick der Alten selbst nicht dringen konnte. Fast in jedem Hause stoßen wir auf ein verrätherisches Stück Wand, das ein Haushaltungsgeheimniß ausschwazt, auf Malereyen, die uns den Geschmack und die Sitten des Eigners verrathen,

ja auf ganze Zimmer, wozu er einst allein die Schlüssel hatte, in welche wohl nie der vorwitzige Blick eines Nachbars, noch weniger einer Nachbarin drang, über deren Wände aber jezt das Auge des Forschers frey und behaglich schweift. Hier kann man also die Alten in ihrer Abwesenheit fast besser studiren, als wenn sie noch da wären, hier kann man so zu sagen ihre Sitten über der That belauschen, hier hat man endlich nicht Menschen oder ihre Bücher, die nicht selten täuschen, sondern Sachen vor sich, die selten lügen.

Von welch großem Interesse in dieser Beziehung die pompejanischen Gemälde für uns sind, wird durch die Beschreibung eines dieser Häuser besser in die Augen fallen, als durch noch so viele allgemeine Betrachtungen. Wir wählen zu diesem Zweck ein vor nicht langer Zeit entdecktes Haus, das vollständiger und besser erhalten ist als die meisten. Es ist dasjenige, das nach den Vorstellungen, mit denen es geziert ist, nicht unschicklich das Haus des tragischen Poeten genannt wurde; denn in Ermanglung des Namens des Hauseigenthümers und sicherer Merkmale seines Standes oder der Werkzeuge seines Gewerbes, mußte man wohl jedes Haus nach einem besondern Umstand, vorzüglich aber nach seinen Malereyen benennen; so haben wir neben den Häusern des Wundarztes, des Musiklehrers, des Apothekers, des Schulmeisters, die Buden des Schlossers, Seifenhändlers, Beckers, Tuchhändlers nicht zu erwähnen, die Namen: Haus des Narcissus, des Adonis, des Zephyrs und der Flora, der Grazien, der Tänzerinnen, der Vestalinnen, je nach den Gemälden, die den hauptsächlichsten Schmuck der Häuser gebildet zu haben scheinen. Auf diese Weise dürfen wir uns schmeicheln, auch das Haus des tragischen Poeten aufgefunden zu haben; so viel ist auf jeden Fall gewiß, daß sich jeder alte oder neue Dichter glücklich zu preisen hatte, wenn er so angenehm wohnte. Denn es ist wirklich ein herrliches Häuschen, so regelmäßig abgetheilt als bequem eingerichtet, und von einem Ende zum andern mit ausgezeichnetem Geschmack verziert. Es ist zwar blos dreyßig Meter lang und etwas über fünfzehn breit; in diesem beschränkten Raum finden sich aber gleichwohl neunzehn Gemächer, das Atrium oder den Hof, das Peristyl oder den zweyten Hof, nebst Garten, und andere Räume mit eingerechnet, die über die Hälfte jenes Flächeninhaltes einnehmen. Es läßt sich daraus abnehmen, wie ausnehmend beschränkt die eigentlichen Wohnzimmer seyn müssen. — Machen wir rasch eine Runde durch diese Gemächer und versuchen es, einen Begriff von ihrer Benutzung zu geben. Gleich beym ersten Schritt, den wir, über der Thürschwelle weg, auf einem zierlichen Mosaikpflaster thun, fällt uns ein Gegenstand in die Augen, der uns an das Haus des lächerlichen, reichen Trimalcion erinnert, das Petronius so artig beschreibt, nämlich ein großer schwarzer Hund an einer bronzenen Kette, der auf dem Pflaster so wahr, so natürlich in Mosaik dargestellt ist, daß man unwillkührlich zurückfährt, gleich jener Person bey Petronius, die über einem ähnlichen gemalten Hund an Trimalcions Hausthüre fast rücklings überschlagen wäre und Hals und Bein gebrochen hätte. Neben unserm Hund ist in großen Buchstaben zu lesen: cave canem (hüte dich vor dem Hund). In den meisten antiken Häusern vertrat diese bloße Inschrift die Stelle des Hundes selbst oder seines Conterfeis, und der arme Bürger meynte durch diese unschädliche Drohung sein bescheiden Haus genugsam gewahrt zu haben. Vom Hausgange gelangt man nun in das Atrium oder den ersten offenen Hof, der auf allen vier Seiten mit Darstellungen aus der Ilias bemalt ist; rechts sieht man Thetis, wie sie von Iris vor den Vater der Götter geführt wird, der auf den Höhen des Ida sizt; weiterhin Briseis, von Achill den Herolden Agamemnons übergeben, ferner den Abzug der Chryseis. Unter den übrigen Gemälden zeichnet sich namentlich eine Venus Anadyomene aus. Unser Dichter, wenn es wirklich einer war, konnte wohl in Claudius und Neros prosaischem Zeitalter nichts Besseres thun, als sich mit Homerischen Bildern umgeben. An diesen Hof stoßen rechts und links kleine Zimmer für die Gäste; eines derselben namentlich enthält Amazonenkämpfe, eine Bacchantin und ein Gemälde, worüber Properz mit Recht sich in Verwünschungen ergossen hätte. Dem Eingang gegenüber befindet sich das Tablinum oder Besuchzimmer, wo das Hauptgemälde einen auf einem Schemel sitzenden Poeten vorstellt, der mit einer Papyrusrolle in der Hand zwey gleichfalls sitzenden Personen vordeklamirt; Apollo und eine Muse, die in einiger Entfernung stehend zuhören, scheinen ihn dabey zu begeistern. Die ganze Verzierung dieses Gemachs, aus Genien oder Victorien bestehend, bezieht sich auf ähnliche Gegenstände, vorzüglich aber das Mosaik des Fußbodens, das eine ganz neue, interessante Scene darstellt, nämlich eine Theaterprobe: Säulen, welche die Scene des Theaters schmücken, bezeichnen den Ort der Handlung, ein Flötenspieler begleitet den sitzenden Choragen oder Theaterdirektor, der, wie man aus seinen Geberden sieht, deklamirt und seinen Schauspielern den Ton angibt, die ihn in verschiedenen Stellungen anhören; eben haben sie ihre Masken erhalten, einer aber, aus dessen Bewegungen Freude und Begeisterung spricht, ist schon eifrig daran, sich mit Hülfe eines Kameraden in sein Kostüm zu kleiden. Diese Komposition von sieben Figuren, die überdieß an Vollendung der Ausführung über allen bis jezt bekannten Mosaiken steht, ist eines der seltensten, kostbarsten Stücke des Alterthums.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wildbad in Würtemberg, September.

Eigene Empfindungen geben im Gemüthe des Wanderers auf, der nach einer Reihe langer Jahre aus einer lichten Gegend wieder in eine so wildfremde, unterirdische, aber an Naturwundern reiche Gegend, wie die des würtembergischen Wildbades, tritt. Zum zweytenmal erscheint ihm in ihr alles wieder fremdartig, doch als hätte er das alles schon früher einmal noch viel wundersamer und räthselhafter in Träumen gesehen. So ging es dem Erzähler dieses, der vor 19 Jahren als Jüngling diese Gegend verließ und sie nie wieder sah, bis er sie jezt wieder als Mann betrat. Dieses helle, lebendige Wasserleben, dieses lichte Grün der Matten, die einsam stehenden Mühlen und Hütten im engen Thale am Fuße der hohen, dunkeln, mit Schwarztannen bewachsenen, von Felsbrocken übersäten Gebirge, und dann die segensreichen, den geheimnißvollen Tiefen entsprungenen, naturwarmen Quellen des Wildbades selbst wollten wieder mit jugendlicher Frische vor die Sinne des altgewordenen Wanderers treten, aber es hatte den Krystall des Auges, auf das sie fielen (wie die Folie des Auges, das Herz), inzwischen die Zeit abgeschliffen und getrübt, und „zweymal ist kein Traum zu träumen." Doch vor Allem befreundete er sich wieder im Bade mit diesen wundersamen Quellen selbst. Das Baden auf solche Art ist nun auch ein eigentliches Baden zu nennen! Im Augenblicke, wo diese naturwarmen Wasser (nicht wärmer, als sie der Kranke zum Baden nöthig hat) dem Schooße der Erde jugendlich und klar entsteigen, umfluthen sie des Kranken Körper. Der Kranke badet hier in einem naturwarmen Flusse, in einer lebendigen Strömung. Hier wird das Wasser nicht, wie in Wannenbädern, außer Verbindung mit seiner Erzeugerin gesezt oder erst durch Abkühlen zum Baden geschickt gemacht; der Badende sizt in der warmen Strömung auf durch reinen Flußsand ausgeglichenen, geborstenen Granitfelsen an den Mündungen der geheimen Werkstätte, in welcher die Natur diese Wasser bereitet. Diese Wasser haben keine hindernden chemischen Bestandtheile, sie sind so rein, wie destillirtes Wasser im Bunde mit immer gleicher Wärme, wie die reinste Frühlingsluft im Bunde mit der Sonne.

Verwundert ist man, wenn man nun mitten in diesen Naturbädern, als Einrichtung neuerer Jahre, auch fünf Kufen, jede in eine enge Vertäferung eingezwängt, erblickt, in welche durch Hahne aus dem Bassin des sogenannten Fürstenbades Wasser gelassen werden kann. Diese Kufen möchten vielleicht einzig dazu dienen, zu zeigen, wie armselig ein Zuberbad mit wenigen Maaßen eingeschlossenen, bald getödteten Wassers gegen das Baden in einer lebendigen Strömung ist. Auch selten soll sich ihrer ein Badegast bedienen, wie diese Vorrichtung auch wahrscheinlich nur auf Sonderlinge berechnet ist, die nun einmal durchaus ein ihnen allein angehörendes, eingeschlossenes Wasser zum Baden haben wollen, nicht bedenkend, daß sie dadurch das Wildbad gerade entwildbaden, und daß sie beynahe so sonderbar handeln, wie der handeln würde, der von der Luft einer gesunden Gegend auch dadurch zu genesen glaubte, daß er sich in einem Zimmer dieser Gegend bey hie und da geöffnetem Fenster aufhält, in den allgemeinen Luftstrom hinaus sich aber nicht wagt. Eine andere Einrichtung neuerer Zeit, aber in ganz anderm Sinne und nur Segen bringend, ist dagegen in diesen Bädern das Katharinenhospital, in dem jede Badezeit über eine bedeutende Zahl armer Kranker des Landes freye Wohnung, sehr gute Kost und Bad erhält. Diese Stiftung ging zum größten Theile einzig aus der Mildthätigkeit des Königs hervor, und es konnte ihr kein passenderer Name als der der verstorbenen, Würtemberg unvergeßlichen Königin Katharina beygelegt werden, der Name jener erhabenen Wohlthäterin des Landes, die selbst nur segenspendend und wohlthuend wie der Geist der Quellen dieses Thales war. Gewiß wird ihr Segen auf dieser Anstalt ruhen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Das Théâtre des Nouveautés hat jezt ein Stück, welches das Publikum herbeyzieht, nämlich Gillette de Narbonne, nach einem alten Fabliau von einem Mädchen, das den König von einer Krankheit heilte, zur Belohnung sich einen Grafen vom Hofe zum Gatten ausbat, von diesem, obschon sie ihm gefallen hatte, verschmäht, aber durch eine List, die ins Schlüpferiche fällt, dennoch seine Gattin wurde. Solche alte Fabliaux wollen mit vielem Zartsinne behandelt seyn, wenn sie dem in dieser Hinsicht strengen Pariser Publikum gefallen sollen. Dem Dichter Etienne ist dieß bey der bekannten Nicoloschen Operette Jocunde geglückt; auch der Verfasser des Vaudeville Gillette de Narbonne hat sich nicht übel aus der Schwierigkeit herausgezogen; das Stück wird fast täglich gegeben. Eine englische Truppe hat nach Abfahrt der deutschen sich wieder auf dem Favart oder italienischen Theater gezeigt, das nun bald ein kosmopolitisches Theater werden kann. Der vorige Direktor Abbot war wieder da, aber keiner der ausgezeichneten Schauspieler, die das vorige Mal aufgetreten waren, erschien mit ihm. Dagegen trat ein neuer tragischer Schauspieler, Wallack, auf, der in Nordamerika und in England einigen Ruf haben soll. Dieser Wallack muß eine Vorliebe für das Kotzebuesche Theater haben, denn er spielte die Hauptrolle in zweyen, den Kotzebueschen nachgebildeten englischen Schauspielen: „die Spanier in Peru," von Sheridan, und „Menschenhaß und Reue," im Englischen the Stranger („der Fremde"). Ersteres fanden die Pariser so deklamatorisch (ich glaube, Sheridan hat die Kotzebueschen philanthropischen Ausfälle noch verlängert), daß es allgemein verworfen wurde; das leztere wurde weder gut noch schlecht gefunden. Die Shakespeareschen Trauerspiele darzustellen, ließ wohl der schwache Bestand der Truppe nicht zu. Uebrigens erregte dieser neue Versuch, ein englisches Theater in Paris einzuführen, sehr wenig Aufsehen, und so wie die Darstellungen der vorigen Truppe damit endeten, daß der Schauspieler Terry im Triumphe auf die Bühne gehoben wurde, so endigten die Vorstellungen der dießmaligen Truppe zum Gegensatze damit, daß die Schauspielerin West aufs unbarmherzigste ausgepfiffen wurde, so daß der Direktor Abbot, der die Pariser recht wohl zu fassen weiß, es für nöthig hielt, aufzutreten und die Pariser um Nachsicht gegen eine Fremde, gegen eine Dame zu bitten, worauf sich auch sogleich der Sturm legte und die Pfeifenden nun beynahe selbst ausgepfiffen worden wären. Künftighin werden nun wohl schwerlich englische Schauspieler auf einer vom reichen und kunstliebenden Publikum besuchten Bühne, wie das Théâtre italien ist, auftreten können, wenn sie nicht zu den ausgezeichnetsten in England gehören. Denn nur englische Meisterstücke können die Pariser anzusehen Lust haben, wenn sie hoffen dürfen, dieselben so aufgeführt zu sehen, wie sie gespielt werden sollen. Schlechte Schauspieler in einer fremden Sprache zu hören, ist ja mehr eine Qual, als ein Vergnügen. Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. September 1829.

Diese Kräfte, dieses Trachten
Nach Vollkommenheit,
Dieses Vorgefühl, dieß Schmachten
Nach Unsterblichkeit,
Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit ins Grab gesenket?

J. H. Voß.

Bruchstücke aus Fichtes Lebensbeschreibung. *)

Von J. G. Fichte.

Aus Fichtes letztem Lebensjahre.

— „Endlich war der Wiederausbruch der Feindseligkeiten (1813) entschieden, deren erste Ereignisse Berlin selbst in nahe und dringende Gefahr brachten. Aber der Erfolg der entscheidenden Schlachten, welche in seiner Nähe vorfielen, wendete sie ab, noch ehe die Meisten dieselbe in ihrer Größe auch nur geahnet hatten. Früher, so lange der Landsturm in Berlin bestand, hatte Fichte den Entschluß gefaßt, für seine Person sich nicht zu entfernen, sondern an dem Schicksale der männlichen Bürgerschaft theilzunehmen, die, wie man glaubte, bey Annäherung des Feindes zum Widerstande gegen denselben bestimmt sey, seine Gattin aber fortzusenden; und er war dabey des festen Vorsatzes, weder sich noch die Seinigen in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Jezt indeß war die Gefahr so rasch abgewendet worden, daß noch kein bestimmter Entschluß hatte gefaßt werden können. Aber eben diese Nähe des Krieges führte ein ganz anderes Ereigniß herbey, das in seinen Folgen leider Fichtes frühzeitigen Tod veranlaßte. Bald wurden nämlich durch die blutigen Gefechte in der Nähe Berlins die Militärhospitäler der Stadt mit Verwundeten, wegen der gewaltigen Mühseligkeiten des Feldzugs mit Kranken, besonders Nervenkranken überfüllt; die öffentlichen Anstalten konnten nirgends Genüge leisten, und die Behörden selbst forderten durch die Zeitungen die Frauen zur Pflege der Kranken, die Bewohner zu Beyträgen auf. Da war Fichtes Gattin eine der ersten, welche mit selbstgewähltem Entschlusse, wie mit dem Willen ihres Gatten dazu sich erbot. Sie überwand standhaft den Widerwillen, welchen sie Anfangs fühlte, unbekannten Kranken zu nahen; ja bald schien dieß Geschäft ihr der heiligste und wichtigste Beruf, dem sie alle ihre Kräfte, auf jede Gefahr hin, zu widmen entschlossen war.“ — —

Im Vorhergehenden ist umständlich berichtet worden, daß und aus welchen Gründen Fichte beym Ausbruch des Krieges gegen Frankreich um die Stelle eines Feldpredigers im Hauptquartiere nachgesucht hatte. So wie ihm nämlich dieß der einzige Platz schien, auf welchem er eine angemessene und kräftige Wirksamkeit für sich hoffen konnte, so glaubte er, daß der ehemalige Stand eines Theologen diesen Wunsch auch zulässig mache. Ebenso ist dort berichtet worden, welche Umstände und Verhältnisse die Ausführung jenes Entschlusses verhinderten. Nachher hatte er durch seine öffentlichen Vorlesungen *) an der Universität über

*) In den früheren Mittheilungen aus Fichte's Lebensbeschreibung sind aus Versehen die Zeichen weggeblieben, welche die einzelnen Bruchstücke der umfassenderen Erzählung angeben. Dieß könnte namentlich in Nro. 142 u. f. zu Mißdeutungen Anlaß geben. D. Red.

*) Später auch durch den Druck bekannt gemacht: Fichte über den Begriff des wahren Krieges, 1815, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung; die Staatslehre, 1820, bey Reimer.

die Zeitereigniſſe und über den Charakter des zu führenden Krieges ſeine Ueberzeugung auszuſprechen und ſeine Geſinnung zu verbreiten geſucht, und ſo glaubte er jezt, ſeine Pflicht gegen das Vaterland und die gemeinſame Sache abgetragen zu haben und zurückkehren zu dürfen zu dem eigentlich ihm obliegenden Berufe, der Pflege ſeiner Wiſſenſchaft. Hier fährt nun die umſtändlichere Erzählung alſo fort:

„Unterdeß hatte Fichte zu Anfang des Winterhalbjahrs ſeine philoſophiſchen Vorträge an der Univerſität wieder begonnen. Es waren Einleitungsvorleſungen in die Philoſophie, für welche er einen völlig neuen Plan ſich entworfen, und von welchen aus er die Fähigern, alſo vorbereitet, leichter und raſcher zum Vortrage ſeiner Lehre fortzuführen gedachte. Während derſelben ſteigerte ſich indeß immer mehr die Luſt zu dem begonnenen Unternehmen; wie er überhaupt ſtets aus friſcher Meditation arbeitend, denſelben Erkenntnißſtoff mit unendlicher Vielgeſtaltigkeit in immer neue Formen zu bringen wußte, ſo glaubte er beſonders jezt eine faßlichere Darſtellungsweiſe als je vorher gefunden zu haben. — Ueberhaupt, ſo wie das Vaterland um ihn her zu erwachen ſchien, an dem ſeine Liebe immer gehangen hatte, ſo fühlte auch er ſich wie von neuer Jugendkraft durchdrungen, während er unbewußt an der Schwelle ſeines Lebens ſtand. Alles erſchien ihm größer und umfaſſender, wie in neuem Lichte; nie, behauptete er, friſcher und glücklicher gearbeitet zu haben als jetzo, und ſeine Begeiſterung ſtieg immer höher, je mehr er ſich dem Mittelpunkte der Unterſuchung näherte. Mehrmals äußerte er gegen den Sohn, daß er einen völlig neuen Weg zur Darſtellung ſeiner Lehre gefunden habe; ſeinem jetzigen Vortrage derſelben hoffe er eine Klarheit geben zu können, daß auch ein Kind — ſeine eigenen Worte — ihn faſſen ſolle. Jezt ſey aber auch der Augenblick gekommen, wo er erwarten dürfe, der längſt von ihm beabſichtigten öffentlichen Darſtellung die höchſte, ſtets erſtrebte Klarheit zu geben. Er wolle daher den nächſten Sommer (1814), ohne Vorleſungen zu halten, und ganz abgeſondert von jeder ſtörenden Umgebung, an einem ruhigen Orte auf dem Lande zubringen, (er bezeichnete dabey die herrliche Gegend zwiſchen Dresden und Meißen, an welche ihn ſeine liebſten Jugenderinnerungen knüpften), um ſo in tiefſter Einſamkeit jenes lange vorbereitete Werk auszuführen. Dann, ſezte er hinzu, wenn es ihm gelungen ſey, ſeine Lehre in der Vollendung und Klarheit darzuſtellen, nach welcher er ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn hindurch gerungen, dann halte er die Aufgabe ſeines Lebens für erreicht; ſein Vermächtniß an Gegenwart wie Nachwelt ſey darin niedergelegt. Er gedenke dann Nichts mehr zu ſchreiben, ſondern wolle den Reſt ſeines Lebens ganz nur auf die Bildung von Jünglingen verwenden, die er zur Fortpflanzung des wahren philoſophiſchen Geiſtes tüchtig zu machen hoffe. So hatte er für ſich ſelbſt das Ziel erreicht, das ſeinem ganzen Leben vorſchwebte, er hatte die Klarheit ſich errungen, die ihm zur lezten entſcheidenden Mittheilung genügen konnte, und es fehlte nur noch die äußerliche Vollendung; da ſezte gerade hier das Geſchick ihm das Ende ſeines Lebens. — Muß es nun nach menſchlicher Beurtheilung als das beklagenswertheſte Geſchick erſcheinen, die Frucht ſo langen und ſo aufrichtigen Ringens um die Wahrheit ſich verſagt zu ſehen, eben dann das Ziel ſeiner Wirkſamkeit zu finden, wenn der lezte Lohn ſie krönen ſoll, ſo drängt ſich doch gerade dieſe Erfahrung beſonders häufig hervor: noch vor vollendeter Laufbahn, mitten im Wirken und Hoffen, oft im entſcheidendſten Momente, trifft uns der Tod. Aber es iſt eine höhere Ordnung, die das Maaß unſeres Lebens beſtimmt, und es gibt in ihr eine andere Vollendung, als wie wir ſelbſt ſie etwa in äußerlichen Lebensabſchnitten und Ergebniſſen erblicken, auf daß uns auch hieran klar werde, wie unſer irdiſches Daſeyn nur das Bruchſtück eines vorigen ſey.

(Der Beſchluß folgt.)

Seyed Huſſun's Abenteuer.

(Fortſezung.)

Huſſun zog ſich ängſtlich und verlegen zurück. Die Zeit war zu kurz für eine Reiſe nach Iſpahan, und doch ſchien ihm dieſe nothwendig, bevor er eine Verbindung mit einer Fremden ſchloß. Auf der andern Seite war ſeine Leidenſchaft bereits ſo unbändig als der Khur *) in der Wüſte von Khorahan, und da er ſich zum erſten Mal unter dem vollen Einfluß der Fürſtin der Leidenſchaften befand, ſo ließ er ſich bewältigen von ihr, welche den weiſeſten und heiligſten Männern obgeſiegt hat.

Am nächſten Tage begab er ſich nach dem Bad in das Mehmankhaneh oder Fremdenhaus, wo er mit einem Einwohner von Fars in ein Geſpräch gerieth. Von dieſem erfuhr er, der Gouverneur von Yezd ſey ein unerſättlicher Wüſtling, er wiſſe aber ſeine Laſter unter dem Deckmantel der Religion künſtlich zu verbergen. Mehr als verdächtig ſey er des Umgangs mit böſen Geiſtern, welche er durch Opfer von Kindern, die verlockt würden, ſeine Reſidenz zu betreten, nie aber daraus zurückkehrten, zu verſöhnen ſuche. Er habe viel erfolgloſe Angriffe auf die Treue der Harems in Yezd unternommen, denn da er nach ſeiner Politik nur Liſt, nicht Gewalt anwende, ſo ſcheiterten ſie immer an der Tugend der Yezder Frauen. Ein ſehr tief angelegter Plan dieſer Art ſcheine gegenwärtig ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, und man ſehe ſeine Spionen überall umherſchleichen.

*) Der wilde Eſel.

Hussua's Geschäfte zu Yezd nöthigten ihn, dem Gouverneur eine Aufwartung zu machen, und er war sehr froh, auf diese Weise vorher gewarnt zu seyn. Er wartete ihm auf und würde gewiß durch seine Manieren bestochen worden seyn, wäre ihm nicht sein wahrer Charakter bekannt gewesen. Er war ein Mann von feinem Aeußern und dem gefälligsten Benehmen. Mit vieler Kunst suchte er Hussun auszuholen, und da dieser keinen Grund zur Zurückhaltung hatte, sprach er sich über die meisten Gegenstände offen aus. Endlich fragte ihn der Khan, ob er Mullah Ismael kenne. Die Frage kam so unerwartet, daß Hussun in sichtbare Verlegenheit gerieth. Er bejahte die Frage. „Hat er eine Tochter?“ fragte der Khan. Hussun verneinte es auf's Geradewohl. „Wißt Ihr es gewiß? Hat er nicht ein Mädchen bey sich, das er seine Tochter nennt?“ Hussun erwiederte, er habe ihn nie sagen hören, daß er eine Tochter besitze. — „Doch habt Ihr wohl ein Mädchen gesehen, das seine Tochter seyn könnte, wenn er's auch läugnet?“ Hussun, so in die Enge getrieben, gab einiges Befremden über den Mangel an Artigkeit zu erkennen, den diese Fragen verriethen. Der Gouverneur stand nun mit großer Höflichkeit ab, und entschuldigte seine Freyheit mit der Bemerkung, er habe gehört, der Mullah besitze eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit, die er in seinem Hause verborgen halte, und ihr, außer einigen schmutzigen Weibern, den Anblick jedes menschlichen Wesens versage. Er für seinen Theil habe keine Neugier, nur denke er, ein so schönes Kind sey nicht dazu auf der Welt, blos von ein Paar alten Weibern und einem Mullah mit weißem Barte angeschaut zu werden, und wenn Hussun dem ihm gegebenen Winke zufolge sich zu einem Versuche entschließen würde, das Mädchen aus der Sklaverey zu befreyen, so wolle er, der Khan, ihm allen möglichen Vorschub thun.

Hussun dankte ihm für dieses tückische Anerbieten und entfernte sich. Bald fand er auch das, was man ihm vom Charakter des Khans gesagt, weiter bestätigt, und Mitleid mit dem lieblichen Geschöpfe, dem solche Gefahren drohten, steigerte noch die Leidenschaft, die schon in seinem Herzen wohnte, so, daß er sich entschloß, ohne Verzug auf des Mullahs Vorschlag einzugehen.

Wie er durch den Bazar ging, hörte er, in dem Lande zwischen Yezd und Ispahan sey ein Aufstand ausgebrochen, und der Khan habe von der Regierung den Befehl erhalten, die Verräther zu Paaren zu treiben.

Hussun besuchte wieder Mullah Ismael; er hatte eine zweyte Zusammenkunft mit Zobeyda, und der Jüngling war nun so ungeduldig wie der Mullah, die Verbindung geschlossen zu sehen; sie wurde am folgenden Tage so geheim als möglich gefeyert.

(Die Fortsetzung folgt.)

P o m p e j i.

(Beschluß.)

Von diesem Gemach tritt man in das Peristyl oder den zweyten offenen Hof, der einen kleinen Garten mit Rabatten enthält und von einem Portikus von sieben dorischen Säulen umgeben ist, die bemalt sind, wie überhaupt Alles. Hinten ist die kleine Hauskapelle der Laren mit einer Nische, in der noch ein kleines, niedliches Faunenbild stand. Links ist ein Schlafgemach, dessen Gemälde die schlafende Ariadne, Narcissus, in die Betrachtung seines Bildes versunken, und einen Amor vorstellen, der mit der Leine fischt. Weiterhin zur nämlichen Seite ist ein anderes kleines Zimmer, mit Landschaften und Seeansichten geziert; an der Hauptwand sieht man offene Papyrusrollen mit griechischen Buchstaben; dieß ist die gemalte Büchersammlung unsers Poeten, der so in Gedanken die Bücher genoß, die er nicht besaß, wohl deßhalb, weil er sie im Kopfe hatte. Gegenüber rechts ist eines der schönsten und geräumigsten Zimmer im Hause; aus der Einrichtung, besonders aber aus der Art der Verzierung ersieht man, daß es die Exedra war oder das Sprachzimmer; die vornehmsten Gemälde stellen dar: Leda, die dem erstaunten Gemahl das Ey mit den drey eben ausgeschlüpften Kindern zeigt, eine höchst anmuthige, naive Komposition; Theseus, der die schlafende Ariadne verläßt, und am Eingang Iphigeniens Opfer, ein herrliches Gemälde, und diese interessante Zusammenstellung dramatischer Sujets ist wohl eine weitere Bestätigung der Meynung, die einen Poeten zum Besitzer dieses zierlichen Hauses macht. Eine schöne, bronzene, zweydochtige Lampe hing noch an der halbeingefallenen Decke dieses Gemachs. Ganz nahe dabey in der Ecke befindet sich die kleine Küche mit ihrem Ofen; ihre Ausstattung, die ganz im Geschmacke der oben beschriebenen Bibliothek, d. h. gemalt ist, macht der Mäßigkeit unsers Dichters so viel Ehre, als jene seinem Gedächtniß. Diese Küche steht in Verbindung mit dem Triclinium oder Speisezimmer, das hinsichtlich der Verzierung der Küche nichts nachgibt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieses Haus nach allen seinen Theilen umständlich beschreiben. Wir setzen nur noch ein Verzeichniß der vornehmsten Artikel her, die in diesem Hause allein gefunden wurden. Ein solches Inventarium macht recht augenfällig, wie nahe beysammen der Hausrath in einem griechischen oder römischen Hause, und wie einfach daher das System der Civilisation des Alterthums war. In unserm Hause wurden gefunden: von Gold: zwey Halsbänder und ein Bruchstück, vortrefflich erhalten; sechs Armbänder, eines davon in Gestalt einer mehrmals umschlungenen Schlange, und ein kleineres für ein Kind; vier zierliche Ohrgehänge, bestehend aus zwey schönen Perlen, die an einem kleinen

Knopfe hängen; ein Ring mit einem Kasten, der in vertiefter Arbeit den Kopf eines Jünglings enthält; zwey Münzen von Nero und Titus. Dieser kleine Schatz, der wohl zu der Toilette der Hausfrau gehört hatte, war aus dem obern Stockwerk, wo sie gewohnt, herabgefallen und wurde fünf Fuß über dem Boden gefunden. Von Silber: 59 konsularische und Kaisermünzen. Von Bronze: eine Menge Münzen verschiedener Größe; zwey Casserole, ein kleiner Kessel, ein Kochtopf, ein zweyter in einem Ofen vom selben Metall; eine kleine Feuerschaufel mit einem hohlen Stiel für die hölzerne Handhabe, eine schöne doppelte Lampe, mit Stierköpfen und Füßen verziert; eine Lampe mit einem Halbmond darüber, nebst dem kleinen Dreyfuß, auf den sie gestellt wurde; ein sehr schöner Candelaber und eine Menge kleinen Geräthes oder Bruchstücke davon. Von Eisen: vier Beile, ein Hammer, ein Dreyfuß, ein Stück von einem Schlüssel, zwey Schlösser, zwey Vorlegeschlösser und anderes Eisen von Thüren. Von Glas: vier Flaschen und verschiedene kleine Gefäße. Von gebrannter Erde: vierzehn Teller und Schüsseln; fünf verschiedene Gefäße; sechs andere zu Oel; eine schön lakirte Tasse; eine Opferschaale und 56 Lampen. Außerdem ein Stück Seife, drey bleyerne Gewichte u. dgl.

Mit Bedauern müssen wir noch bemerken, daß auch die Hausbewohner zum Theil das Schicksal ereilt zu haben scheint, das der ganzen Stadt den Untergang gebracht hat. Einzelne Theile von Skeletten und verschiedene Schädel, die man unter Fragmenten von Alterthümern fand, weisen nur zu deutlich darauf hin, auf welch schreckliche Weise die Bewohner eines Hauses ums Leben kamen, in dem uns jezt nur lachende Bilder und heitere Gegenstände entgegentreten. Wir bemerken überhaupt bey dieser Gelegenheit, daß allem Anscheine nach die Katastrophe, welche Pompeji begrub, plötzlicher hereinbrach und den Bewohnern tödtlicher wurde, als man Anfangs gemeynt hatte; denn man findet gegenwärtig fast in allen öffentlichen und Privatgebäuden, die man ausgräbt, Stücke von Skeletten und menschliche Gebeine, und nach genauen Angaben beläuft sich die Anzahl der Opfer des vulkanischen Ausbruchs im fünften Theile der Stadt bereits über hundert und siebenzig.

Jedes Bild, das man von dieser einzigen Stadt entwirft, ist nothwendig unzureichend und farblos; jede Beschreibung hat den zwiefachen Nachtheil, daß sie übertrieben und unvollständig zugleich erscheint, und der unaussprechliche Reiz, der uns zu dieser kleinen antiken Stadt hinzieht, findet wohl keinen bessern und kürzern Ausdruck als die Worte: wäre das Alterthum für uns nicht völlig untergegangen, so könnte es nur aus Pompejis Asche einst zu neuem Leben erwachen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wildbad in Würtemberg, September.

(Beschluß.)

Nie werden sich in diesem Wildbad Gasthöfe im Sinne wie die in andern Badeorten lange erhalten können. Die Magen der unnatürlichen Menschen machen jezt zu große Forderungen. In dieser unterirdischen Gegend aber ist alles auf Entbehrung abgesehen, und was des Leckers Gaumen wünscht, muß mit großen Kosten weither herbeygeschafft werden. Auch dieß dauert nur die kurze Badezeit über; ist diese vorüber, stehen die großen Gasthöfe wieder verlassen, und so ist noch nicht Ein Beyspiel aufzuweisen, daß ein Gasthof in diesem Bade längere Zeit glänzend bestand.

Die Natur will aber auch das nicht. Das Wesen dieses Wildbades eignet sich ganz einzig nur zur Einrichtung eines eigentlichen Hospitiums im schönsten Sinne. Es zu einem Orte des Vergnügens und des Nichtsthuns einzurichten (wie das so viele andere Bäder einzig sind), das verwehrt zum Glück seine Natur, die so sehr von Granit ist, daß sie der Mensch nur wenig verderben kann. Alles, was in diesem Sinne für diesen Ort gethan wird, scheitert oder kann in jedem Falle nicht weiter gehen, muß kleinlicht bleiben.

Auch der jezt im sogenannten Fürstenbau recht brav und erwünscht eingerichtete Kursaal wird Verwöhnten, die Kursäle an andern Badeorten sahen, wegen seiner ersten verfehlten Anlage, die doch nun einmal nicht zu ändern war, noch Wünsche übrig lassen. Dieß wäre aber gerade das Erfreuliche an diesem Orte, würde es recht aufgefaßt und benuzt. Hier wäre der Ort, wo der Leidende, zurückgezogen von der Außenwelt, sich auf einige Zeit der innern Beschauung und der Natur und ihren heilsamen Kräften, wie sie hier dem Schooße der Erde, in unsichtbaren Werkstätten bereitet, entquellen, hingeben könnte, und hierzu würde es allerdings nicht glänzender Gasthöfe und ihrer vollen Tafeln bedürfen, sondern einer Anstalt, die auf naturgemäßes Leben, auf Einfachheit und eigentliche Benuzung der großen Natur dieser Gegend und ihrer Heilquellen, zur geistigen und körperlichen Erhebung Leidender, nach Regeln (denen sich jeder, an diesem Heilborn Hülfesuchende zu unterwerfen hätte) hinarbeiten würde. Daß diese Quellen dann unbesucht blieben, fürchte man nicht. Die Natur ist hier der Art, daß sie nur der Kranke sucht, und diesem wird eine solche Einrichtung gewiß willkommener und heilsamer seyn, als eine, die nach andern äußern Richtungen und Zwecken geht. Es würden diese Quellen noch viel mehr von Kranken aufgesucht werden, denn sie würden sich dann hierin für Kranke vor andern auszeichnen.

Zu diesem Zwecke sollte der so denkende Staat, oder eine Gesellschaft so denkender Männer die zwey Gasthöfe an sich kaufen, und eine Einrichtung im oben angedeuteten Sinne treffen, eine Einrichtung, von der gewiß erst derjenige Segen ausgehen würde, den die Natur durch den heilsamen Born, den sie hier dem Leidenden eröffnete, bezwecken will, den aber der Mensch durch sein der Natur stets entgegengesezten Wünschen und Treiben so oft an seiner Ausbreitung verhindert oder ganz zu nichte macht.

Justinus Kerner.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. September 1829.

Ich kann es, ja! Mich wird die Liebe rüsten,
Die auch dem Schwachen hohe Kraft verleiht; —
Doch nicht im Kampf als Heldin mich zu brüsten,
Zu schlauem Trug sey diese Wehr geweiht.

Tasso.

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Der Neuvermählte eilte nun, Vorbereitungen zu seiner Abreise mit Zobeyda nach Ispahan zu treffen. Er miethete außer den Sklaven Mullah Ismaels, die ihre Gebieterin geleiten sollten, noch eine Anzahl Diener und Begleiter. Zwey Stunden vor Tagesanbruch wurde die Reise angetreten.

Wie weit war das junge Ehepaar davon entfernt, zu ahnen, welche Uebel ihrer harrten! Sie waren noch nicht weit gereist, als sie einer Karavane von Kaufleuten, welche nach Yezd zog, begegneten. Zu gleicher Zeit sprengte ein Trupp Reiter auf dem Wege nach Ispahan daher, und hatte kaum die Karavane hinter sich, als er umschwenkte und sein Anführer, auf Hussun zureitend, diesen fragte, ob er nicht ein Freund von Mullah Ismael sey. Ohne eine Antwort abzuwarten, befahl er einem Reiter, Hussun vor sich auf das Pferd zu nehmen, indem er seinen Begleitern erklärte, daß er Staatsgefangener und auf Befehl des Schachs verhaftet sey. Der Trupp eilte mit dem unglücklichen Hussun nach Yezd, während die junge Frau mit dem Gefolge zurück blieb.

Ich versuche nicht, die Bestürzung zu schildern, welche unter lezterem herrschte, und folge Hussun, der sich kaum von seinem Erstaunen erholt hatte, als man ihn absteigen hieß, auszog und in gemeine Kleidung gesteckt, auf ein anderes Pferd sezte, das man führte. So betrat er wieder die Stadt Yezd, wo er in einen Kerker geworfen und seinen Betrachtungen über dieses Abenteuer überlassen ward. Er mochte etwa vier-und-zwanzig Stunden gefangen gesessen haben, als sich die Thür öffnete und ein Mann, der einem Kerkermeister glich, ihn aufstehen und ihm folgen hieß. Hussun gehorchte und befand sich bald vor seinem alten Bekannten, dem Khan, der ihm mit milden Worten Verrätherey gegen ihn und Hochverrath gegen den Herrscher vorwarf. Als der junge Mann beydes läugnete, stampfte der Khan mit dem Fuß gegen den Boden und hervor trat derselbe Eingeborne von Fars, mit dem sich Hussun in dem Mehmankhaneh unterhalten hatte. Wie erstaunte er, als er hörte, dieser Elende habe ihn auf der Folter des Hochverraths beschuldigt. Hussun verschmähte es, ihm dadurch zu vergelten, daß er erzählte, was jener über den Charakter und das Verfahren des Gouverneurs ausgesagt, und rief blos Allah akbar! Allah kerim! ich bin unschuldig! Demungeachtet befahl ihm der Khan, seine Mitschuldigen anzugeben, und da er sich dessen weigerte, gebot jener, ihn auf die Folter zu bringen. Ehe er aber dazu abgeführt wurde, bedeutete ihm der Gouverneur unter vier Augen, wie wenig Vortheil ihm der Betrug gebracht habe, dessen er sich in Betreff der Tochter Mullahs Ismaels schuldig gemacht; er wisse um seine Verbindung mit dem Frauenzimmer; sie habe seit seiner Gefangennehmung starke und unzweydeutige Zeichen von Abneigung gegen ihn an den Tag gelegt. „Sie hat," fuhr er fort,

„sich nicht nur von Euch losgesagt, sondern ist freywillig ein Glied meines Hauses geworden, und wenn Euer Tod das gesetzliche Band zwischen ihr und Euch aufgelöst hat, soll sie eine meiner Frauen werden. Bezweifelt Ihr die Wahrheit meiner Aussage, so wird sie es, denn sie befindet sich in meinem Harem, Euch mit ihrem eigenen Munde bezeugen.“

Hussun antwortete mit einem ungläubigen, verächtlichen Lächeln. Der Gouverneur gab Befehl, das Mädchen vor ihn zu führen, und herein trat eine verschleyerte Gestalt von Zobeydas Wuchs und Größe. Mit zitternder Stimme fragte sie Hussun über das, was er so eben vernommen hatte. Eine Stimme, es war nicht Zobeydas, erwiederte, der Gouverneur habe über sie zu gebieten. Hussun erklärte, er sey es zufrieden; die Gestalt trat ab, Hussun wiederholte dem Gouverneur, er verzichte, und ward in seinen Kerker zurückgeführt.

Als er sich selbst überlassen in seinem Gefängniß saß, konnte er, trotz seiner schrecklichen Lage, nicht umhin, über das weibliche Wesen, das eben vor ihm gestanden, und das gewiß nicht Zobeyda gewesen war, über die Gründe dieser Spiegelfechterey, über das Schicksal, das seiner Gattin harrte, sich in Muthmaßungen zu verlieren. Aber trotz seiner Leiden, überwältigte ihn endlich die Mattigkeit, und er entschlief.

Als Zobeyda gewahrte, daß ihr Neuvermählter davon geführt wurde, durchschaute sie mit einem Mal die Absicht des Statthalters, dem sie sogleich den ganzen Plan zuschrieb. So wenig Verkehr sie auch mit der Welt gehabt, der Rath ihres weisen Pflegvaters, Mullah Ismael, ihr angeborner Muth und ihre Weiberlist, vor allem aber der ihr bekannte Charakter des Mannes, in dessen Hände ihr Gatte gefallen war, gaben ihr mit einem Male einen Plan ein, dessen Ausführung den verzweifeltsten Muth erforderte.

Unter ihren Zofen befand sich eine Georgierin von ungemeiner Schönheit. Der Mullah hatte sie gekauft, ihr die Freyheit geschenkt und sie zur Bedienung Zobeydas bestellt. Sie war eitel und ehrgeizig, und ihre Gebieterin beschloß, sie als Werkzeug zur Rettung Hussun's, dessen Leben in höchster Gefahr schwebte, zu brauchen. Sie sah ein, daß des Khans Augenmerk auf sie selbst gerichtet sey, und hoffte durch scheinbare Auslieferung der Beute den Wütrich zu befriedigen. Sie schlug der Georgierin vor, ihre Rolle zu spielen, und da sie fand, daß der Plan dem Dämchen zusagte, entdeckte sie ihr so viel von ihrem Vorhaben, als zu ihrer Mitwirkung nöthig war. Kurz das Mädchen wurde mit denjenigen ihrer Diener, die Zobeyda nicht persönlich kannten, nach Yezd zurückgesandt. Die Georgierin erbat sich eine Unterredung mit dem Khan, und täuschte durch ein ersonnenes Mährchen, mehr aber noch durch die verführerische Beredsamkeit ihres hübschen Gesichts, den Statthalter so, daß er sie wirklich für Hussun's Gattin hielt und glaubte, sie sey gegen ihren Willen verheirathet worden und verabscheue ihn.

In der Voraussetzung, daß der List ihrer Zofe gelinge, ihren Feind zu hintergehen und den Erfolg ihres weiteren Planes in so weit zu sichern, daß Hussun keiner augenblicklichen Gefahr ausgesezt sey, schickte sich Zobeyda nächstdem an, den zweyten Theil ihres Planes auszuführen. Sie versammelte ihre Diener und Wächter und vertheilte eine große Summe Geldes unter sie. Sodann rief sie zwey von ihren einflußreichsten Begleitern und entdeckte ihnen, in welcher Gefahr ihr Gebieter schwebe, und wie sie vorhabe, nach Yezd zurückzukehren, den Khan zu greifen, Hussun zu befreyen, und mit ihrem Gefangenen sich nach Ispahan zu begeben, wo sie nicht zweifle, daß Hussun's Einfluß ihm günstiges Gehör verschaffen und die Bestrafung des Khan bewirken werde, dessen Verbrechen nur deßhalb nicht zu öffentlicher Kenntniß gelangt seyen, weil es bisher an einem Ankläger gefehlt habe. Die Diener des Mullah wurden durch die Thränen der Heldin gerührt und durch ihre Entschlossenheit zum Muthe befeuert. Sie versprachen, ihr zu folgen, und wenn sie auch gegen „das Licht der Welt“ zu Felde ziehen müßten. Sie hieß sie daher in aller Stille ihren Rückweg nach Yezd antreten, als ob sie eine Person von Ispahan geleiteten; Zobeyda ward als eine Kranke in einer Sänfte getragen. Bevor sie die Stadt erreichten, hieß sie ihre Leute, so bald sie an einem verabredeten Orte angelangt seyn würden, sich zerstreuen und am nächsten Morgen in aller Frühe wieder versammeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Fichtes Lebensbeschreibung.

(Beschluß.)

Unterdeß hatte Fichte's Gattin nach beynahe fünfmonatlicher, ununterbrochener Krankenpflege in den Lazarethen wachsendem Uebelbefinden nachgeben müssen; am 3. Januar 1814 warf sie ein heftiger Ausbruch des Nervenfiebers, welches sie sich durch Ansteckung zugezogen hatte, aufs Krankenlager, und bald entwickelte sich das Uebel in einer so furchtbaren Höhe, daß fast keiner Hoffnung mehr Raum zu geben war. An dem Tage, wo die Gefahr auf das Höchste stieg, wollte Fichte seine Vorträge über die Wissenschaftslehre beginnen. Fast den ganzen Tag hatte er selbst sorgend und pflegend im Krankenzimmer hingebracht. Endlich gegen Abend mußte er sich vorbereiten, seine Vorträge anzufangen, die er, dem Unvermeidlichen entgegensehend, nicht aufschieben wollte. Er nahm Abschied von der schon bewußtlosen Kranken, die er bey seiner

Rückkehr vielleicht nicht mehr lebend fand, und vom Schmerze gebeugt, hatte sein Geist doch noch die Selbstbeherrschung, mit Kraft und Klarheit zwey Stunden hinter einander seinen Vortrag über die abstraktesten Gegenstände fortzusetzen, so daß wohl Niemand ahnen mochte, er sey vom Sterbebette seiner geliebten Gattin gekommen, und der Gedanke begleite ihn nach Hause, sie vielleicht todt anzutreffen. — Aber gerade während der höchsten Gefahr hatte sich eine wohlthätige Krise vorbereitet, so daß die Aerzte zum ersten Male Hoffnung schöpften; und wir vergessen den Augenblick nicht, wo Fichte, von Freude überwältigt, mit Inbrunst über seine Gattin sich hinneigte und sie als gerettet, als neu ihm geschenkt begrüßte. Aber vielleicht war dieß gerade der Augenblick, wo sie unschuldig und unbewußt selbst ihm den Keim der Krankheit einhauchte. Schon am andern Tage fühlte er bedeutendes Uebelbefinden, ohne jedoch seine Vorlesungen auszusetzen oder mit geringerer Anstrengung sich auf sie vorzubereiten. Es begann mit anhaltender Schlaflosigkeit, die selbst nicht Bädern und innern Mitteln weichen wollte, und bald konnte man sich über den Charakter und die Gefahr der Krankheit nicht mehr täuschen. — — Indeß hatte das Uebel besonders den Kopf betäubend ergriffen, und im Fortgange der Krankheit wurden die lichten Augenblicke immer seltener und kürzer. In einem der lezten brachte ihm sein Sohn aus den Zeitungen noch die Nachricht an das Bett von Blüchers Rheinübergange und von dem raschen Vordringen der Verbündeten in Frankreich. Da erhob sich sein Geist noch einmal zu alter Kraft und Klarheit: es war die lezte Freude, die ihm auf Erden wurde, während ihm vorher das plötzliche Stocken des Feldzuges im verflossenen Herbste und manche Nachrichten von dem Einflusse einer gewissen Friedenspartey und von Friedensunterhandlungen wieder einen Rückfall in die alte Zweifelhaftigkeit und Halbheit zu verrathen schienen, die ihn mit bitterm Unmuth erfüllte. Damals sagte er: es scheine stets das Loos von Deutschland zu seyn, den Augenblick entscheidender That in vergeblichen Unterhandlungen versäumt zu sehen, und was es mit tapferer Hand sich erkämpft, durch rechnende Politik und Diplomatik zu verlieren. So werde auch jezt der Moment versäumt, rasch in das wehrlose Frankreich einzudringen, um in weitläuftigem Berechnen und Verhandeln nur den Entschluß einer kühnen That sich zu ersparen! — Nun aber, wo er den Erbfeind der Deutschen endlich auf seinem eigenen Boden angegriffen sah, erhob sich wieder in ihm die freudige Zuversicht auf eine bessere Zukunft seines Vaterlandes. Und diese Freude, diese neue Hoffnung verflocht sich auch nachher so eigen mit den Phantasien seiner Krankheit, daß er selbst am siegreichen Kampfe theilzunehmen glaubte, daß es ihm dann aber doch wieder sein eigenes Uebel schien, was er bekämpfte, und das nur durch Willenskraft und festen Entschluß zu besiegen sey. So blickte fast immer Zuversicht und freudige Hoffnung durch seine Phantasien; und einmal, kurz vor seinem Tode, als der Sohn mit Arzney sich nahte, schien noch zulezt in einem hellen Momente seine Seele mit ganzer Klarheit hervorzustreben. „Laß das," sagte er mit dem gewohnten Blicke inniger Liebe, mit welchem er die Seinigen in traulichen Augenblicken grüßte; „ich bedarf keiner Arzney mehr, ich fühle, daß ich genesen bin!" entweder zum Troste des Sohnes dieß vieldeutige Wort sprechend, oder, was wahrscheinlicher ist, eine andere Genesung meynend, indem, wie viele Beobachter wissen, der ruhig schmerzlose Zustand des Geistes, welcher der Auflösung oft voranzugehen pflegt, mit herrlicher Vorbedeutung sich als das Gefühl rückkehrender Gesundheit ankündigt. Und bald darauf erfüllte es sich auch also. Der Schlaf, der ihn umfing, wurde immer tiefer und unerwecklicher, manchmal nur von leise gesprochenen Worten begleitet, und endlich am eilften Tage nach Ausbruch der Krankheit, in der Nacht des 27sten Januars, gegen fünf Uhr, waren alle Zeichen des Lebens verschwunden. Er starb im nicht ganz vollendeten 52sten Lebensjahre, aber noch in der vollen geistigen und körperlichen Kraft. Er hatte noch keinen Zahn verloren, und fast kein Grau färbte den schwarzen Haarwuchs des kräftig emporgerichteten Hauptes.

Auch sein Aeußeres kündigte die Kraft und Bestimmtheit seines Charakters an. Nach seines vieljährigen Freundes und Arztes, Hufeland, Urtheil, zeigte seine physische Konstitution Hyperſthenie in seltenem Grade. Klein, aber von kräftig zusammengedrängter Statur, blutreich und muskelstark, mit breiter Brust und starken Gliedern, deutete sein Körper auf zurückgehaltenen Wuchs, wie er durch die ungünstigen Verhältnisse seiner Jugend sich nicht gehörig hatte entwickeln können. Sein Gang war fest, sein Auftreten kräftig wurzelnd, ankündigend gleichsam die Geradheit und Entschiedenheit seines Charakters, und wer ihn reden hörte, kräftig und mit starkem Nachdruck, mußte fühlen, daß es ihm Ernſt sey mit dem Ausgesprochenen, daß Ueberzeugung und Offenheit jedes seiner Worte eingeben und begleiten. Eben dieß aber, daß er stets im Dienste einer höheren Idee stand, daß sein Geist, von ihr erfüllt, alle seine Kraft nur ihr dahingab, dieß verlieh ihm jene Zuversicht, jene nie wankende Sicherheit des Handelns wie der Rede. Er hatte in jedem Sinne einen ganzen Willen, darum war auch sein Leben ein ganzes und ungetheiltes, stets aufgehend in einem Gedanken, in einer entschiedenen Richtung, die er ohne Schwanken und Zweifeln verfolgte; etwas, das wir an den ausgezeichnetsten Männern des Alterthums, an allen wahrhaft Begeisterten bewundern, und was eigentlich von so wenig Mo-

dernen gesagt werden kann, die immer rücksichtsvoll und nach Hülfe und Beystimmung umherblickend, so selten es wagen, allein stehen zu wollen. Ihn konnte diese äußere Beystimmung weder befestigen in seiner Ueberzeugung, noch entschiedener Widerspruch auch nur zum Schwanken bringen; und hierin hatte der Vorwurf der Einseitigkeit und Unfügsamkeit seinen Grund, der in Wissenschaft und Leben ihm manchmal gemacht wurde. Festigkeit und Kraft erscheint den andern als willkürliche Unbeugsamkeit, als unbegreiflicher Eigensinn, während jene Charaktere doch nur dem eigensten Gesetze ihrer Natur gemäß sich äußern, und sich selbst verloren haben müßten, um anders urtheilen oder handeln zu können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Alle unsere wohlthätigen Anstalten blühen, gedeihen und erstarken durch den immer zunehmenden Sinn für das Gute und Heilsame. Des edeln Boissiers Schatten schwebt über der Société d'utilité cantonale, die er sterbend stiftete und reichlich ausstattete. In Allem, was dieser Verein thut, ist Eifer und trefflicher Wille unverkennbar. Unsere Sparkasse für Unbemittelte gedeiht jährlich mehr; sie begann 1823 mit einem geringen Kapital und besitzt jetzt schon 2,999,480 Genfer Gulden und daneben noch einen Reservefonds von 19,504 Gulden. Aber nicht nur der numeräre Wohlstand der Kasse ist sehr gestiegen, sie hat auch auf den moralischen Zustand des Volks gewirkt. Das Sparen hat die Sitten unter den niedern Ständen merklich verbessert und ihr Selbstgefühl erhöht; 4475 Personen, die in dieser Sphäre den Sinn für Sparsamkeit gewonnen haben, wirken auch beyspielgebend auf heilsame Weise. Genf besitzt zehn mehr und minder reiche, von einander getrennte Hülfsanstalten, denen nichts mehr zu wünschen wäre als Vereinigung und Centralisation. Auf dem Lande und für dasselbe bestehen außerdem noch vierzehn ähnliche Anstalten. Nach den neuesten Berechnungen empfingen aus diesen Instituten 1963 Individuen Unterstützung, darunter mehr als das Doppelte Frauen, 155 natürliche und 106 Findelkinder, aber nur 36 Personen wegen Armuth durch schlechte Aufführung. Darunter waren auch Franzosen, Savoyarden, Deutsche, Piemonteser, Italiener und Holländer. Betrachtet man diese 1963 Personen mit ihren 875 Kindern nach ihren Gewerben, so ergeben sich 157 männliche und 60 weibliche Uhrmacher- und Bijouterie-Arbeiter. Diese große, alle übrigen Gewerbe übertreffende Zahl wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß in den sämmtlichen Genfer Werkstätten dieser Art mehr denn 2200 Arbeiter beschäftigt sind. Wiewohl nun auf dem Land mehr Einwohner sind als in der Stadt, so haben doch nur 156 Landleute Unterstützung erhalten, was auffallend wenig ist und ein sehr nachtheiliges Licht auf die städtischen Beschäftigungen und das städtische Leben wirft. Als Hauptergebniß steht fest, daß alle Nothleidende hinlängliche, manche wohl überflüssige Unterstützung erhielten. Unter obigen Wohlthätigkeits- und Hülfsanstalten ist das Hospital in Genf das bey weitem wichtigste; seine Einnahme im vorigen Jahr betrug 520,524 Genfer Gulden, also 55,195 Gulden mehr denn 1827. Es wurden 1828 im Ganzen 720 Personen verpflegt, von denen 95 starben; der illegitimen Kinder waren 99, der Findlinge 103; von ihnen starben 9; die Uebrigen wurden theils von ihren Aeltern zurückgenommen, theils aufs Land oder in die Kinderasyle gegeben, wo für ihr physisches Wohl so gut gesorgt ist, wie für ihre Erziehung und geistige Entwickelung.

Dieß führt mich zu der interessantesten und wohlthätigsten Anstalt unsers Kantons, auf die Schule für kleine Kinder, die bereits vor drey Jahren hier gegründet wurde und nun im besten Gedeihen steht. Hier sind über hundert kleine Knaben und Mädchen — das älteste Kind ist sechs Jahre alt — drey Viertel des Tages unter Aufsicht und der Leitung eines Aufsehers und einer Aufseherin, die beyde für dieses Geschäft Liebe, Geduld und Fleiß haben. Hier werden die Kleinen abwechselnd beschäftigt und unterhalten, sie lernen spielend eine Menge Dinge ohne alle Anstrengung und Mühe, ihre Intelligenz erweitert und entwickelt sich, ohne daß sie es denken. Man muß die Anstalt in ihrem Wirken sehen, um ihren Nutzen und ihren großen Einfluß auf die kommende Generation zu erkennen; alles Loben und Preißen bleibt weit hinter der Wahrheit zurück. Schon für die physische Erziehung gibt die Anstalt ein befriedigendes Resultat; von 135 Kindern ist im Lauf eines Jahres nur Eins gestorben; 26 hingegen, die bey ihrem Eintritte bleich, schwächlich und kränklich waren, sind nun wohlauf, gesund und kräftig. Dazu gelangte man durch freye Bewegung der Kleinen, durch reine, frische Luft, immer wechselnde Leibesübung, durch ihr Laufen im Garten, ihr Hin- und Hermarschieren im Saal, durch ihre Liliputs-Gymnastik und Turnkunst und vorzüglich durch die Freude, die man Allen für dieß Leben einflößt. Damit die Kinder bey jedem Wetter und in jeder Jahreszeit im Garten seyn können, ist jetzt ein großer runder, auf Säulen ruhender und mit einem konischen Dach gedeckter Platz eingerichtet worden, der Schutz gegen Regen und Schnee gewährt und doch die freye Luft nicht hindert. Reinlichkeit ist das erste Gesetz für die Kinder; an sie reihen sich Ordnung, Schonung der Kleidungsstücke und Sparsamkeit von selbst an, und es ist erfreulich, diese guten Eigenschaften schon bey den mehrsten Kindern zu bemerken. Die Anstalt ist weniger eine Schule als ein Aufenthaltsort, ein Asyl für die kleinen Kinder, die ihre vom Haus entfernten Aeltern den größten Theil des Tages auf der Straße herumlaufen lassen müßten. Die Uebungen im Lesen, Schreiben und Rechnen können hier nicht Unterricht genannt werden, sie dienen nur als Mittel, die Kinder mannichfach und recht abwechselnd zu unterhalten und angenehm zu beschäftigen. Darum wird auch nur wenig Zeit darauf verwendet; alles zu lange und ermüdende Lernen wäre nicht nur Unsinn, sondern auch ein entschiedenes Uebel, denn es machte diese Dinge den Kindern verhaßt. Sorgsam hütet man sie vor Ermüdung und Langerweile. Die Arbeit soll für sie nur ein angenehmer Zeitvertreib, ein erwünschtes und gesuchtes Spiel seyn. Die Aeltesten lesen Worte; viele können bis zu hundert zählen; beydes kommt ihnen bey dem folgenden Elementarunterricht sehr zu statten. Beym Schulunterricht zeigt ihnen der Lehrer Stücke Holz, Steine, Metalle, Stoffe u. s. w. vor und läßt sich ihre Eigenschaften und ihren Gebrauch sagen. Es ist unglaublich, wie gern die Kinder diese Uebung vornehmen, wodurch sie eine Menge neuer Ideen bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. September 1829.

So viel ist gewiß, daß in jeder unserer Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beyspiele, sogar der Vorhersehung und Ahnung, haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatze, der in menschlichen Seelen ruht.

Herder.

Aus der Seherin von Prevorst.

Von Justinus Kerner.

Das innere Leben.

Wie jeder Mensch, der entfernt vom Treiben des äußern Lebens nur etwas in seinem Innern einkehrt, wirst auch Du, lieber Leser, fühlen, daß in diesem ein ganz anderes, dem äußern meist widersprechendes Leben ist. Was das äußere Leben für geziemend findet, tadelt oft das innere, und oft geht bey Thaten des äußern ein stilles, beunruhigendes Gefühl, das nur aus dem innern Leben kommt, auf das äußere über. Spürst du dann weiter nach, so erfährst du, daß dieses äußere Leben es besonders mit den mechanischen Einrichtungen des Gehirnes, dem für die Welt berechnenden Verstande zu thun hat, das innere Leben aber in der Region des Herzens, dem sympathetischen und Gangliensysteme, in den Kreisen des Gefühllebens seinen Sitz hat. Noch weiter fühlst du, daß vermöge dieses innern Lebens der Mensch in einer alten, ewigen Verbindung mit der Natur steht, von der ihn die einseitige Ausbildung des Gehirnlebens nur scheinbar freymachen kann. Seinem, für die Außenwelt thätigen Gehirne wird zwar dieses innere Leben verdunkelt, aber dennoch lebt dieses im Innern sein unabänderliches Leben fort, und hält, ein steter, geheimer Wächter, Rechnung über den Haushalt des äußern. Alles, auch das uns jezt noch so kleinlich Scheinende, wird in ihm in Wort und Zahl notirt, und steht einst in heller Klarheit vor deinem geistigen Auge, nach dem Erlöschen des äußern. Aber diese innere, geheime Naturverbindung wirst du zugleich auch als dasjenige fühlen, was den Geist des Menschen noch an andere Welten fesselt, und auch diesen einst zuführt.

Je mehr dir im Markte des Lebens, im Gewühle des äußern das innere Leben fühlbar wird, je mehr dir aus der Musik ausgelassener Tänze eine ernste, das Innere weckende Melodie hervorgeht, je mehr danke, Lieber, deinem geistigen Führer. Aber gingst du im Gewühle des äußern Lebens verloren, jagest nur dem nach, was vom Aeußern ist, so wird dir doch einmal eine Stunde kommen, und gebe Gott, daß es nicht die lezte deines Lebens sey! eine Stunde des Jammers und der Thränen, eine Stunde des Todes eines deiner Lieben, eine Stunde, wo du vom Gipfel deines irdischen Glückes geworfen, in Schaam und Reue allein stehst, wo dir das innere Leben aufgeht, dich rettend wieder in seinen Kreis nimmt, ein Leben, das du seitdem wohl kaum nur ahnend in nächtlichen Träumen, die du aber nicht zu deuten wußtest, fühltest. Lieber! das ist schon so Manchem geworden und wird noch Manchem werden, der jezt noch so fröhlich und wohlgemuth mit glänzender Stirne, wie von Beinglas, alles bauend auf das Pfund berechnenden pfiffigen Weltverstandes, in der Welt einhergeht. Und einen solchen hört ich einmal röchelnd im Tode sagen: „Es ist nun alles Leben vom Gehirne in die Herzgrube gezogen, ich fühle von meinem Gehirne nun gar nichts mehr, ich fühle meine Arme, meine Füße nicht mehr,

aber ich sehe unaussprechliche Dinge, an die ich nie glaubte, es ist ein anderes Leben," und da verschied er.

„Wenn auf den Gräbern der entschlafenen Getreuen die Blume der Erinnerung nach ferner Welt einladet, oder wenn die Kluft für uns selber zu klaffen beginnt, dann überfällt uns erst, aber zu spät, ein heiliger Schauer der Ewigkeit. Fremde Ahnungen umschleichen erst in der lezten Noth das Herz und erpressen qualvolle Seufzer der geängstigten Brust. Wohl ist dieß nur sehr selten so an der Wiege des Kindes, nicht so in der Blüthe des Alters und in den Freudengemächern der Braut, nicht so in den schimmernden Zimmern und Sälen des prunkenden Reichthums, nicht so in den frohlockenden Kreisen des Bacchus" *).

So schrieb der bekannte Philosoph Schelling schon im Jahre 1811 nach dem Tode der Gattin eines Freundes, nachdem er einen gleichen Verlust erlebt hatte, folgendes (was allgemeiner bekannt zu werden verdient, weßwegen ich es hauptsächlich hier aufnehme) gegen alle spekulative Philosophie aus seinem Innern an den Trauernden **):

„... Wenn wir die rechte Empfindung vom gegenwärtigen Leben erhalten haben, wenn wir fühlen, daß der Zustand desselben weit schrecklicher ist, als wir gewöhnlich wissen, da eine göttliche Hand uns die eigentliche Beschaffenheit desselben verbirgt, so können wir die, welche davon befreyt sind, nicht anders als glücklich preisen. Diese haben im eigentlichen Verstande überwunden; wir stehen noch auf dem Kampfplatz, und warten auf unsere Erlösung. Schon das gewöhnliche Wort, daß keiner vor seinem Ende selig ist, zeigt uns genug den Werth des jetzigen Lebens.

„... Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat jedoch bey mir nur dazu gedient, jene Ueberzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöhet, indem er sie von so manchem Zufälligen befreyt; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseyns, welche den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt; daß wir im Innersten unseres Wesens mit jenen vereinigt bleiben, da wir ja unserem besten Theile nach nichts anderes sind, als was sie auch sind — Geister; daß eine künftige Wiedervereinigung bey gleichgestimmten Seelen, die das Leben hindurch nur Eine Liebe, Einen Glauben und Eine Hoffnung gehabt, zu den gewissesten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Christenthums auch nicht Eine unerfüllt bleiben wird, so schwer begreiflich sie auch einem mit bloßen abgezogenen Begriffen umgehenden Verstande seyn mögen. Täglich erkenne ich mehr, daß alles weit persönlicher und unendlich lebendiger zusammenhängt, als wir uns vorzustellen vermögen. Könnte bey richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Ueberzeugungen irgend etwas fehlen, so bedarf es nur des Todes einer innig geliebten, mit uns verbunden gewesenen Person, um sie zur höchsten Lebendigkeit zu erhöhen .... Eben wenn wir wissen, daß uns das Leben nicht mehr zur Lust gereicht, wenn die Welt uns verödet ist, dann fangen wir erst recht an um Gottes willen zu leben ..."

Wem die äußere Welt verschwunden, dem geht die innere auf. Ja! um dieses innere Leben zu fühlen, dazu brauchst du, mein Lieber, auch keines schlafwachen Zustandes; das Auge dazu ist jedem gegeben, der sich vom Aeußern nur nicht zu sehr gefangen nehmen läßt, jedem, der zwar in der Welt lebt, aber ohne von der Welt zu seyn. Willst du es an andern beobachten, so brauchst du auch dazu keines Schlafwachen. Du erkennst es im Leben so manches gottbegeisterten Menschen, du findest es in armer Hütte bey Thränen und hartem Brod, bey der Bibel und dem Gebetbuche, mit all den anscheinenden Wundern, die aus ihm hervorgehen, du findest es überall, wo fromme Seelen unverschuldet das Herbste leiden müssen.

So findest du in den Lebensgeschichten mancher frommen Menschen, wie sie, in Momenten, wo ihnen die Welt, das äußere Leben, gänzlich in Kummer und Pein verschwand, in die tiefsten Tiefen, in die innersten Kreise ihres innern Lebens kehrten, und sich ihnen dann Wunder offenbarten, die ganz denen gleich sind, die sich bey somnambülen Menschen kund thun.

Laß es dir an wenigen Beyspielen genügen.

Es war im Jahre 1461, da geriethen die sogenannten Hussiten in große Verfolgung, und diese betraf unter andern auch einen frommen Mann, Georginius*), den sie zu Prag auf die peinliche Folter brachten. Da begab sich dann dieses Merkwürdige mit ihm, daß, als er auf der Leiter ausgespannt und gepeinigt wurde, er gleichsam alle seine äußerlichen Sinne verlor und wie ein Todter gar keinen Schmerz mehr empfand, also daß auch die Henker der Meynung waren, er sey ganz todt, ihn von der Leiter herabließen und ihn für todt auf die Erde hinwarfen. Nach etlichen Stunden aber kam er wieder zu sich, sich verwundernd, warum ihm denn seine Seiten, Füße und Hände so wehe thäten. Als er aber die Striemen, die Stiche, die Brand- und Blutmale an seinem Leibe und der Henker Werkzeuge gesehen, nahm er daraus ab und erinnerte er sich, was vorgegangen. Er erzählte aber einen Traum, den er während der Marter hatte.

*) S. Ennemosers Geschichte des Magnetismus.

**) Aus der nur Freunden mitgetheilten Schrift: „Zum Andenken der verstorbenen Gattin des Präsidenten Georgii in Stuttgart. 1811." (Von ihrem Gatten).

*) Aus der pragischen Chronik. S. auch Horst Demonologie.

Ich wurde, sagte er, auf eine grüne und anmuthige Wiese geführt, auf deren Mitte ein Baum mit viel herrlichen Früchten stand. Auf diesem Baum saßen mancherley Vögel, die von diesen Früchten speisten, und sehr lieb und anmuthig sangen. Mitten unter diesen Vögeln aber ersah ich einen Jüngling, der mit einem Rüthlein dieselben also regierte, daß keiner sich unterstand, aus seiner Ordnung zu weichen, auch sah ich drey Männer, die diesen Baum bewachten. Er beschrieb das Aussehen und Wesen dieser Männer, und es war zu verwundern, daß sechs Jahre nachher eben so viele Männer, welche denen, so er im Traum gesehen, völlig glichen, zu Vorstehern der Kirche erwählt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Nun kam der schwierigste und gefährlichste Theil von Zobeydas Unternehmen; sie suchte nicht ohne Mühe mit ihrer Stellvertreterin, der Georgierin, in Verbindung zu treten, und erhielt durch ihren Einfluß Zutritt in dem Harem des Khans, einem Ort, den sie wohl zulezt betreten hätte, wenn es nicht die Rettung ihres Gatten gegolten hätte. Da zur Ausführung ihres Plans die Abwesenheit des Gouverneurs nothwendig war, so hörte sie mit unbeschreiblichem Entzücken, er habe Vorbereitungen getroffen, in dieser Nacht noch Yezd zu verlassen, um gegen einen feindlichen Trupp, der in der Nachbarschaft erschienen, ins Feld zu rücken. Wirklich verließ er auch seine Residenz, und ließ nur wenige Truppen zur Bewachung des Gefängnisses zurück.

Zobeyda wandte die Stunden zwischen der Abreise des Khans und der Zeit, wo sich ihre Getreuen versammeln sollten, so gut an, daß alle, welche ihr den Zutritt zu Hussuns Gefängniß wehren konnten, durch reichliche Geldspenden bestochen waren. So künstlich hatte sie alles eingeleitet, daß die Wächter, da sie Zobeyda, die sie bestach, und Zobeyda, die sie als ihres Gebieters Favoritin kannten, für Eine Person hielten, die Vermuthung, ja die Ueberzeugung hegten, ihre wirkliche Absicht bey ihren Versuchen, in das Gefängniß des Verbrechers zu dringen, sey, ihn insgeheim umzubringen; eine That, die der Gouverneur in Person zu verüben nicht wagen werde, und wahrscheinlich sie damit beauftragt habe.

Wie soll ich den Auftritt schildern, als sich die Kerkerthür aufthat und Hussun sein liebenswürdiges Weib wie einen Engel des Lichts oder einen jener Geister erscheinen sah, die bestimmt sind, die Seelen der Gläubigen auf ihrer Wanderung nach dem Paradies zu geleiten? Er saß auf der kalten, feuchten Erde, er erhob seine Augen, als er das Geknarr der rostigen Angeln vernahm, mit so gefaßter Miene, als ob er den Henker statt des Retters erwartete. Als der erste Taumel der Freude vorüber war, gab Zobeyda ihrem Gatten die gehörige Weisung, führte ihn aus dem Kerker und befahl mit gebieterischer Stimme, daß der Verbrecher gut bewacht werden solle, bis weitere Befehle von dem Statthalter eingeholt wären. Sie entfernte sich, begab sich zu ihren Leuten, die sie noch entschlossen und ihr ergeben fand, und befahl ihnen, ihr in die Residenz des Statthalters zu folgen. Sie drang ohne Widerstand von Seiten der Leibwachen in das Haus; in der Ueberraschung wußten sie nicht, ob die Eindringenden, angeführt von der Favoritin ihres Gebieters, Freunde oder Feinde seyen. Der Kerkermeister war der erste, welcher sich widersezte; er zögerte, den Gefangenen zu übergeben, worauf Zobeyda den Bewaffneten befahl, ihn zu ergreifen. Er ward sammt dem Gefangenen fortgeführt. Dieser sah sich nicht sobald in Freyheit, als er sich Waffen verschaffte und die Anführung des kleinen Trupps übernahm, der sich noch durch Viele von den Truppen des Statthalters vermehrte, welchen die Vernichtung seiner Gewalt willkommen war. Mit dieser Macht suchte sich Hussun, bevor noch Lärm werden konnte, in den Besitz der festen Plätze der Stadt zu setzen.

Mittlerweile entspann sich im Innern des Harems ein Komplott, der ihren Plan zu vereiteln drohte, aber am Ende nur dazu diente, sein Gelingen zu beschleunigen. Die georgische Zobeyda begann nachgerade über den Ausgang nachzudenken, welchen das Abenteuer für sie selbst nehmen mußte. Sie war in den Plan ihrer Gebieterin eingegangen, in der aufrichtigen Absicht, seinen Erfolg möglichst zu fördern; allein es schmeichelte ihrem Stolz, eine solche Eroberung gemacht zu haben, so daß sie nunmehr wünschte, den Einfluß zu behaupten, den sie unter falschem Namen über den Khan gewonnen hatte. Der Plan ihrer Gebieterin war sehr bedenklich für sie; gelang er, so war der Statthalter gestürzt; gelang er nicht, so war sie in Gefahr, das Leben und alle ihre Aussichten zu verlieren. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß sie daher, den Statthalter mit dem, was in der Stadt vorgegangen, schleunigst bekannt zu machen. Sie benachrichtigte ihn also, daß zu Yezd ein Komplott gegen seine Macht geschmiedet werde, und vertraute ihrer List und Gewandtheit, um sich aus den Verlegenheiten zu ziehen, in welche sie ihre Falschheit verwickelt hatte. Der Khan eilte auf diese Nachricht nach Yezd; aber Hussun, welcher Kunde davon erhielt und fand, daß die Macht seines Gegners der seinigen noch weit überlegen sey, befahl seiner Mannschaft, sich zu zerstreuen und an einem zwey Farhats von der Stadt entfernte Orte wieder zu versammeln.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September..

(Fortsetzung.)

In Beziehung auf die Sittlichkeit ist der Gewinn gar nicht zu berechnen. Lügen, Schimpfen, Schelten, Schlagen, Ungelehrigkeit, Halsstarrigkeit u. s. w., welche die Kleinen häufig zu Haus und bey ihren größern Geschwistern sehen, nehmen täglich mehr ab. Ein Register, das über die sittliche Besserung gehalten wird, enthält ganz Unbegreifliches und Unglaubliches. Kleine Knaben und Mädchen, die schmutzig, von Ungeziefer starrend und voll Kinderunarten eintraten, waren schon nach Einem Monat so verändert, daß sich ihre Aeltern und Geschwister vor ihnen scheuten und schämten und im Begriff waren, sie wieder aus der Schule zu nehmen, woran sie indessen durch vernünftiges Zureden des Lehrers gehindert wurden. Sie ergriffen darauf ein anderes Mittel — sie änderten auch sich. Ich habe vorigen Herbst mit meinen eigenen Augen etwas gesehen, was ich keinem Erzähler glauben würde. Die Wände des Gartens tragen Weingeländer; hier hingen die herrlichsten Trauben bis zur Erde hinab; leicht hätten sie die Kinder erreichen können; dieß geschah aber nie; sie sprangen und spielten um die schönen Früchte, aber Keinem fiel es ein, die Hand darnach auszustrecken. In welcher Schul- oder Erziehungsanstalt ist so was zu finden? Streit und Zank ist selten; es herrscht viel Einigkeit, Frieden, gegenseitiges Nachgeben und Ertragen in der kleinen Gemeinde. Fragt man nun, wodurch wurde dieß Alles bewirkt? so ist die Antwort ganz einfach: durch die gänzliche Entfernung und sorgfältige Vermeidung aller Nacheiferungsmittel, die in den jungen Gemüthern nur Eifersucht, Haß und Stolz erzeugen, wodurch aller äußere und innere Frieden untergraben wird. In dieser Schule wohnt Freude, Friede und Glück. Bald bilden die gesunden, heitern Kinder eine lange Reihe, die sich nach kleinen Fähnchen hin- und herschwenkt und eine Menge verschiedener Evolutionen im Saal ausführt; dazu gibt eine Flöte Zeichen und Takt; bald sind sie im Garten; da rennen und laufen Einige mit ihren kleinen Schiebkarren, Andere gehen mit dem Lehrer zu den Blumenbeeten, helfen da gießen, ausreuten, anbinden u. s. w. Wenn man Alle so glücklich und menschlich gut sieht, kann man sich der innigsten Rührung nicht enthalten, und man scheidet mit der Ueberzeugung aus der Anstalt, daß diese frühen Jugendtage einen unauslöschlichen Eindruck in den Kinderseelen zurücklassen müssen, der heilsam für das ganze folgende Leben wirkt. Hier würde J. J. Rousseau's Statue ihren rechten Platz finden, denn Er ahnte und wünschte schon, was hier so schön zur Ausführung gebracht worden ist. Bis jezt haben wir nur Eine solche Schule in Genf, in dem Stadttheile St. Gervais, wo die mehrsten armen Leute wohnen; andere Stadttheile sind aber im Begriff, dergleichen auch für sich anzulegen. Eine Nachricht, die ich vor zwey Jahren im Morgenblatte von dieser Anstalt gab, bezweckte deren allgemeine Bekanntwerdung; seitdem sind von Kopenhagen, Weimar, München, Bern, Aarau und Lausanne Briefe eingegangen, worin man das Comité der Anstalt um nähere Auskunft bat, und es ist wahrscheinlich, daß jene Städte in Kurzem auch dergleichen besitzen werden.

Wenn wir liebevoll an unsere Kleinen denken, so vergessen wir darüber unsere Alten nicht. So bildet sich jezt ein Verein für Greise, um diesen in ihrem Alter ein gutes Auskommen zu sichern. Dazu sollen in ihrer kräftigen Jugend, d. h. vom 18ten bis ins 25ste Jahr, diejenigen drey Gulden monatlich beysteuern, welche von ihrem 65sten Jahre bis zu ihrem Lebensende jährlich eine Pension von 24 Louis'dor erhalten wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., September.

Daß Göthe's Eintritt ins 81ste Lebensjahr am 28. August zu mancherley Festlichkeiten unter uns Anlaß gegeben hat, berichteten schon einige auswärtige Tagesblätter, wiewohl mehrere der hiesigen stolz darüber wegsahen. In unserer, den materiellen Interessen fast ausschließlich fröhnenden Zeit sollte aber ja nicht unbemerkt bleiben, wenn einmal ein edleres geistiges Motiv die Alltagssorgen läutert und man sich, wäre es auch nur vorübergehend, zu einer poetischen Lebensansicht erhebt. In unserm lieben Frankfurt besonders sind solche Silberblicke nicht hoch genug anzuschlagen. Es will viel sagen, wenn man hier an der Börse von Göthe und Paganini sich unterhält, ja wenn selbst an der wohlbesezten Tafel die so leicht herbeyzuführende Aufregung sich in Gesinnungen Luft macht, die ein ehrenhaftes Streben, das Großartige in seinem Wesen zu erkennen, an den Tag legen. In dieser Beziehung war der 28. August für den unbefangenen, aber nicht theilnahmlosen Beobachter nicht eben unwichtig. Die Frankfurter werden so oft daran erinnert, daß Göthe unter ihnen geboren wurde — die neugierigen Engländer, deren Zahl Legion ist, lassen sich von den Lohnbedienten das Haus auf dem Hirschgraben wenigstens von außen zeigen — daß ihnen die Idee ganz nahe liegen muß, ein Theil seines Weltruhmes gehe auf die Vaterstadt über. Dabey aber verläugnen sie ihren Charakter als Reichsbürger doch so wenig, daß diese Empfindung fast immer sehr lau bleibt, und — wo es mit der Sache Ernst werden soll — fast nie in die gehörige Glühhitze übergeht. So, als vor zehn Jahren, wo Göthe ein Siebenziger geworden, die Rede war von einem Denkmal für ihn, den noch in grünem Alter frisch Blühenden, den ewig Jungen, da regte sich in Frankfurt, außer den Vereinsgliedern — denn man hatte es gründlich mit einem Göthevereine angefangen — kein Mensch, und es war, als sey Göthe uns fremd und die Idee, ihn nach Kräften zu ehren, eine überspannte, ja verwerfliche. Der Geldstolz trat zu dem Eigendünkel und man ward einig, sich von dem Verein eine ferne zu halten, seine Zwecke nicht zu fördern. Schmerzlich empfand dieß damals Bethmann, der, wie die Dinge sich hier gestalten, bis jezt noch nicht ersezt worden. Er wollte die Schuld der Vaterstadt abtragen, sein Tod hat auch diesen schönen Plan mit vielen andern vereitelt. Der Verein aber löste sich auf und es ist davon keine Spur geblieben. Selbst die Personen, welche sich Anfangs für die Sache interessirten, scheinen sie, sammt dem Individuum, das alle Mühe und Arbeit — und sie war nicht klein — dabey gehabt hat, ganz vergessen zu haben. Auch ist der 28. August 1829 vorübergegangen, ohne daß jene frühere Idee von Neuem erwacht wäre. Davon indessen abgesehen, war die Feyer würdig. Die Bühnendirektion griff sich an. Nachdem man kaum die Gelegenheit hatte entschlüpfen lassen, Dem. Peche für uns zu gewinnen, obschon Jedem einleuchten mußte, daß nur eine solche Acquisition dem hier ganz verfallenden Schauspiele wieder aufhelfen könne, wagte man sich an Göthe's „Faust;“ und doch ist man nicht einmal im Stande, die „Geschwister“ zu geben. Mit Hülfe einer Dekoration, das alte Frankfurt vorstellend, und eines Prologs, der vielen lang, ja langweilig vorkam, gelang es so ziemlich, die gigantischen Figuren in das Procrustes-Bett einer sogenannten Arrangirung zu pressen. Das Publikum war empfänglich und die Sache machte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. September 1829.

Gerichtet hat ihn Gott, sein Sarg ist zu; geschwiegen!
Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen:
Was ist der Mensch, daß dran mit schwacher Hand er reißt?

Lamartine.

Napoleon.

Strophe.

Poet war ich! Bezeug' es mir,
Erhabenste der Musen!
Der Knabe, der begeisterte,
Lag schon an Klio's Busen,
Den Busen und den Geist bewegt
Vom großen Alterthum. —
Doch wenn der Kaledonier,
Mit Nebelharfentönen,
Begleitet hat sein Heldenlied
Von Hochlands kühnen Söhnen —
Ich sang Dir zu Kanonenklang
Das Lied von meinem Ruhm!
Ich spielt', indem ich's dichtete,
Das große Heldendrama,
Und spielt es groß; bezeugt es mir,
Mein Talma! meine Fama!
Und Du ringsum mein Publikum
Im Schauspielsaal der Welt!
Wo hin und her und auf und ab,
Werkzeuge meiner Thaten,
Die Völker und die Könige,
So wie ich winkte, traten,
Indeß ein Gott ich waltete
In meinem Feldherrnzelt!

Das Schicksal nur, kein Sterblicher,
Bog meinen Eisenwillen,
Das Schicksal, das allmächtige,
Muß selbst der Gott erfüllen.
Das Kampfspiel schloß, das tragische,
Kein anderer, als Ich! —
Es können Mitleid, Schrecken, Furcht
Nur meine Leiche stein'gen;
Von unversöhnter Leidenschaft
Werd' ich die Nachwelt rein'gen;
Mein Leib nur ruht auf Helena,
Mein Geist wirkt ewiglich!

Antistrophe.

Du warst Poet? — Du hast verzückt,
Vom Dämon umgetrieben,
Mit Fürsten- und mit Völkerblut
Ein planlos Werk geschrieben,
Das kläglicher noch endete,
Als gleißend es begann.
Ruhm war Dein höchstes Strebeziel,
Dein tiefster Grundgedanke,
Dein Schicksal, Dein Dich zwingendes,
Und Deines Geistes Schranke;
Das Wollen eines Höheren
Trift man bey Dir nicht an!
Ein Spieler warst Du? — doppelt nur
Gereicht es Dir zum Hohne,

Du Spieler auf dem Schaugerüſt,
Du eitler Hiſtrione;
Du Spieler an der Schlachtenbank,
Voll kalter Leidenſchaft! —
Dort ſpielteſt Du, betrügeriſch,
Gerechtigkeit und Milde,
Und hier Dein Eiſenwürfelſpiel
Auf grünem Schlachtgefilde;
Gewannſt Sklaven Dir, und dann
Die eig'ne Sklavenhaft! —
Du lebſt noch, ſagſt Du? — Nimmermehr!
Du biſt und bleibſt begraben!
Zu groß war Dein Beruf für Dich,
Wie groß auch Deine Gaben:
Du ſollteſt fördern Deine Zeit —
Haſt ſie zurück gedrängt!
Haſt unſrer Hoffnung Blütenſchmuck
Geopfert Deiner Fama,
Geendet dann, nicht wie der Held,
Wie der Tyrann im Drama,
Beladen mit dem Haß der Welt,
Die Dein in Zorn gedenkt! —

Epode.

Wer iſt es, der im großen Schreckensſpiel,
Noch eh' der Vorhang fiel,
Noch eh der Streit des Säkulums geſchlichtet,
Wild brauſend tobt,
Verdammt und lobt,
Und auf ein gültig Urtheil nicht verzichtet? —
Es iſt die Gegenwart, des Schauſpiels Chor,
Sie greift der Zukunft vor,
Indem ſie Autor ſchon und Spieler richtet.
Wir fochten mit im großen Kampf der Zeit,
Im alten Rieſenſtreit,
Den kommende Jahrhunderte nur ſchlichten.
Vorurtheilsfrey —
Wir ſind Partheyn —
Vermögen wir den Streiter nicht zu richten.
Wir wiſſen weder was, noch wie Er war;
In Zukunft erſt wird klar,
Ob er hier ſchaffen ſollt', ob nur vernichten.
Doch Eines wiſſen wir: Die lezte That,
Daß er vom Schauplatz trat,
Hat dieſer Zeiten Drama nicht geendet.
Und Eines hier
Erhoffen wir,
Den Blick zu lichter Ferne hingewendet:
Daß bald die Welt ihr nächſtes Ziel erreicht,
Der alte Schrecken weicht,
Und neue Zukunft uns Verſöhnung ſendet.

Ludwig Robert.

Aus der Seherin von Prevorſt.

(Fortſetzung.)

Als im Jahr 1639 eine arme Wittwe, Namens Lücken, zu Arum *), die man eine Hexe zu ſeyn beſchuldigte, nach einem Spruche der Juriſtenfakultät zu Helmſtädt, von den Henkern auf der Folter mit Beinſchrauben unmenſchlich angegriffen wurde, bekam ſie fürchterliche Krämpfe, ſprach hochdeutſch, und dann in einer fremden Sprache, ſchlief auf der Marterbank ein und ſchien todt zu ſeyn. Man berichtete den Fall wieder an die Juriſten zu Helmſtädt, die ſie aufs Neue wieder auf die Folter legen ließen. Da betheuerte ſie, eine gute Chriſtin zu ſeyn, ſchlief auch dießmal wieder ein, als ſie der Henker ausdehnte, ſie ſo ausgedehnt mit Ruthen peitſchte und mit brennendem Schwefel beſtreute; ſie konnte zu keinem Bekenntniß gebracht werden.

Beſonders in der erſten Geſchichte ſiehſt du, wie die von der Außenwelt gepeinigte Seele, dieſe ganz verlaſſend, ihr nur den Körper preisgebend, ſich in die innerſten Kreiſe des innern Lebens zu dem Geiſte flüchtete, wo ihr dann, wie Schlafwachen, die Zukunft ſich aufſchloß, ihr das anſcheinende Wunder der Vorausſage wurde. Auch die zweyte Geſchichte ſagt dir, wie hier die Seele, während ſie das Aeußere, den Körper, ruhig der Marter der Außenwelt überließ, in die innere Heimath zurückging, und ſich ihr da vielleicht (wie auch bey unſerer Schlafwachen geſchah), die Sprache dieſes Heimathlandes (des Innern) kund gab.

Es bezeuget die Geſchichte der Märtyrer, wie ſie in Momenten der herbſten Leiden von außen eine Sicherheit des Innern gewannen, in der ſie die grauſamſte Pein erduldeten, die Tyrannen verlachten, und zu Scheiterhaufen und Marterbank als zum Brautbett gingen. So ſangen Johann Huß und Hieronymus von Prag in der Marter der Flammen bis zu ihrem lezten Lebenshauche Lieder der Freude und des Dankes. Dorothea ging zur Marter wie zum Tanze. Fröhlich als Ueberwinder ſah man Märtyrer ſtehen, ob ſie gleich am Leibe bald kein ganzes Stück Fleiſch mehr hatten und die Seiten aufgeſchnitten waren. Wo war denn da ihre Seele? Sie war in der Klarheit und Sicherheit des Innern. So zeigen dir dem magnetiſchen Leben ähnliche Erſcheinungen auch ſo viele andere Geſchichten des alten und neuen Bundes, aber auch die Geſchichten anderer gottbegeiſterten Menſchen, z. E. die Geſchichte der Jungfrau von Orleans.

Laß uns, mein Lieber, die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel hier unberührt. Lieſeſt du die Geſchichten der Heiligen, ſo findeſt du unzählige Thatſachen, die von der Macht des innern Lebens zeugen. Man hat aber dieſe Legenden für Sammlungen von Thorheiten und Schwär-

*) S. Horſt Dämonologie.

mereyen angesehen, und thut es auch noch; was aber deßhalb geschieht, weil das Gehirn tyrannisch über das Herz meistert, das sklavisch, unten im finstern Kerker der Brust angeschmiedet, jene kindlichen Stimmen der Vergangenheit nicht mehr vernimmt, wo der Glaube noch Berge versetzte und das Feuer der Liebe die dornigen Pfade durchleuchtete. Es mag wohl seyn, daß manches von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern übertrieben und manches gar nicht einmal wahr ist; aber das Ganze, was fromme, Gott geweihte Gemüther zu thun im Stande waren und noch sind, steht fest, ja so fest, daß es alle Blitze des Himmels nicht niederzuschmettern vermögen; diese Worte sind so laut und so tief gegraben, daß sie das Rollen des tobenden Ungewitters und das Krachen des zusammenstürzenden Weltgebäudes nicht zu überschreyen vermag. Es ist wahr, einfältig that man, wie man jezt meynen vermag; allein man fand auf diesem Wege was man suchte, den Frieden des Gemüths *).

Aber solche Wunder des innern Lebens werden auch überhaupt Menschen, die von Jugend auf ein in sich gekehrtes, nüchternes, gottergebenes Leben geführt, aber dabey nicht das irdische Tagewerk verachtet, sondern thätig und kräftig ihr jetziges Daseyn ausgebildet haben. Wir sehen auch bey solchen bedeutungsvolle Träume, Ahnungen, Mittheilungen aus einer geistigen Welt, und was sonst auch nur ins Gebiet magnetischer Erscheinungen zu gehören scheint. So finden sich in dem Leben des Großvaters der Frau, deren Geschichte der Inhalt dieser Blätter ist, Züge eines tiefen, innern Lebens, und doch erlangte dieser, bey dem kräftigsten Körper und wachem Gehirne, das höchste Lebensalter, aber immer einem einfachen, thätigen, gottgeweihten Leben ergeben, als armer Hirtenknabe wie als vermöglicher Kaufherr.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Ennemosers Geschichte des Magnetismus. S. 255.

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Beschluß.)

An dem verabredeten Orte traf Hussun mit seiner furchtlosen Begleiterin und Retterin bey seiner Mannschaft ein und faßte den kühnen Entschluß, den Statthalter auf seiner Rückkehr aufzufangen, da zu erwarten stand, er werde einen bedeutenden Theil seiner Truppen zurücklassen müssen, um gegen die Insurgenten, welche durch die Unachtsamkeit des Statthalters von Yezd große Fortschritte gemacht hatten, das Feld zu behaupten, und nur mit kleinem Gefolge erscheinen.

Der tyrannische Khan, voll Entrüstung und blind vor Wuth, vergaß seiner gewohnten Vorsicht, eilte, um so bald als möglich seine Residenz zu erreichen, fiel in den ihm von Hussun gelegten Hinterhalt und wurde gefangen. Seine Begleiter leisteten keinen Widerstand, da sie meynten, die Angreifer gehören zu den Insurgenten, deren Sache sie nicht besonders abgeneigt waren.

Als der Khan vor den Mann gebracht wurde, den er so unwürdig behandelt hatte, war er außer sich vor Erstaunen, sich als Gefangenen Hussuns zu sehen, den er in seinem untersten Kerker geglaubt hatte. Menschen von seiner Denkungsart, welche die krummen Pfade der Welt gehen, schweben in beständiger Furcht, die aus dem Bewußtseyn entspringt, daß sie verdienen, was sie fürchten. So zitterte und bebte der Statthalter vor dem scharfen, durchdringenden Blick Seyed Hussuns.

„Kennt Ihr mich?“ fragte der beleidigte Ehemann. Der Gefangene würdigte ihn keiner Antwort. „Ich war einst Euer Gefangener, nun seyd Ihr der meinige,“ sprach Hussun. „Allah's Wege sind unerforschlich, aber gerecht, und führen immer den Gottlosen zur Strafe.“ — „Berechtigt Empörung und Verrath Hussun, den Sittenprediger zu spielen?“ fragte endlich der Khan. „Seyed Hassun war der Gefangene des Schah's, nicht der meinige, und der Schah, nicht ich, wird Euch richten.“ Damit verstummte er.

Ich habe noch zu bemerken, daß Hussun und seine schöne Begleiterin vor ihrem Auszug aus Yezd die wunderbaren Abentheuer, die sie gehabt, dem Mullah Ismael mitgetheilt und ihn vermocht hatten, in aller Eile sich nach Ispahan zu begeben, um dem Hofe den Stand der Dinge vorzulegen und den Befehl auszuwirken, den Khan gefänglich einzubringen, damit er sowohl für diese Gräuelthat, als für die zahllosen Verbrechen, deren er beschuldigt wurde, Rede stände. Der Mullah, welcher in diesem Ereignisse die furchtbare Gefahr sah, welche Zobeyda's Horoskop angedeutet hatte, eilte mit möglichster Schnelligkeit nach Ispahan und bewirkte mittelst des Einflusses seiner Bekannten und der Freunde Hussuns, von denen mehrere bey Hofe in großer Achtung standen, daß er unverzüglich Gehör fand.

Da ein beym Volke verhaßter Statthalter sicher seyn darf, bey Hofe sich damit nicht zu empfehlen, so fiel es dem Mullah nicht schwer, den Befehl zur Abberufung des Statthalters von Yezd, der sich auch durch seine nachläßigen Maßregeln gegen die Insurgenten das Mißfallen des Hofes zugezogen hatte, auszuwirken, damit er sich wegen der gegen ihn vorgebrachten schweren Beschuldigungen verantworte. Durch Verwendung der Freunde Seyed Hussuns ward dieser mit der Vollmacht bekleidet, den gestürzten Khan an den Hof zu bringen.

Diese erfreuliche Nachricht gelangte bald nach dem glücklichen Erfolge des Hinterhalts an Hussun, und er schickte sich an, seinen Gefangenen nach Ispahan abzufüh-

ren. Zuvor aber hielt er für nöthig, die Stadt gegen die unmittelbaren Angriffe der äußern und innern Feinde zu sichern. Er zog nach Yezd und wieß den Firman zur Zurückberufung des Statthalters vor, welcher ihn zu seinem Führer nach Ispahan bestellte.

Bald aber traten Hussun und seine Heldin ihre Reise nach Ispahan an, wo sie den Ministern des Schahs ihre Geschichte umständlich berichteten, und solche Beweise der Schuld des Statthalters vorlegten, daß über seine Ruchlosigkeit kein Zweifel blieb. Hussun und Zobeyda wurden, gegen die sonstige Hofetikette, vor den König der Könige gerufen und mit den schmeichelhaftesten Gunstbezeugungen überhäuft. Hussun wurde zum Statthalter von Yezd ernannt. Alle Großen des Hofs waren erstaunt über die Würde und den Anstand Hussuns, und die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner treuen und heldenmüthigen Gattin; daher schreibt sich unter uns das Sprichwort: „Wer Glück in der Ehe haben will, hole sich ein Weib in Yezd.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

(Fortsetzung.)

Die geselligen Cirkel auf dem Forsthause und im Weidenhofe zeigten eine schöne Empfänglichkeit für die heitere Lust, welche Göthe selbst im „Buche des Schenken“ so überredend predigt. Die frohe Tafelrunde lieferte den Commentar zu den Versen:

„Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher sind die Reben.“

In dem zuletzt genannten Gasthause hatte sich die Gesellschaft des Liederkranzes versammelt, und zwar aus dem Grunde, weil Göthe's Großmutter väterlicher Seite noch bey des großen Dichters Geburt Besitzerin dieses schon damals blühenden Gasthauses gewesen war, und sich so gleichsam diese Feyer, über einen Zeitraum von achtzig Jahren hinaus, der ersten Geburtstagsfeyer Göthe's anschloß. Der Saal war auf das Sinnigste und Geschmackvollste dekorirt. Einen wahrhaft großartigen Eindruck machten die Chöre von sechsunddreißig Männerstimmen. Es wurden lauter Dichtungen von Göthe mit Kompositionen von Beethoven, Schnyder von Wartensee, Nägeli und Just vorgetragen. Hr. Weidner sprach eine Eröffnungsrede, die Hr. Legationsrath Döring zu dieser Feyer gedichtet, und deren Schlußworte, von Harmonikatönen begleitet, von tiefergreifender Wirkung waren. Ein später von Hrn. Wilhelm Kilzer, Lehrer an hiesiger Musterschule, vorgetragenes und verfaßtes Gedicht enthielt ebenfalls recht bedeutungsvolle Worte und wurde mit gleichem Beyfalle aufgenommen. Eine mitgetheilte genealogische Notiz belehrte die Anwesenden über Göthe's Herkommen und das Einwandern seines Großvaters aus Artern im Mannsfeldischen.

Paganini's Auftreten hat auch hier denselben Enthusiasmus erregt, mit dem diese Erscheinung an andern Orten aufgenommen wurde. Seine Methode, die Geige zu behandeln, weicht so sehr von der aller, unserer Zeit angehörenden, vorzüglichsten Geigenkünstler ab, daß sie dem Zuhörer neu und wundersam erscheint, obgleich ihr Typus wohl in der Periode, welche der Viottischen voranging, aufzufinden wäre, will man nicht lieber das Wort eines unserer ausgezeichnetsten Dilettanten darauf anwenden: es umfasse dieselbe alle Methoden von Lulli bis Spohr. Indessen auch ruhige Zuhörer von kaltem Blute und frey von jeder eingeredeten Begeisterung müssen sich gestehen, daß die Flageolett-Doppelgriffe in ganzen Läufen und ausgeführten Melodien, so wie die einfachen Flageolett-Läufe durch die chromatische Tonleiter etwas Unbegreifliches sind, zu dem in einer eigenen, künstlich gebildeten Applicatur Paganini allein den Schlüssel haben mag. Er spielt mit einem sehr angespannten Bogen, und diese starke Spannung des Bogens, welche dem Tone nicht anders als nachtheilig seyn kann, begünstigt dagegen den Spieler in der Ausführung eines sehr schnellen, hüpfenden Staccato, flüchtiger, mit der Mitte des Bogens abgestoßener Passagen, bewundrungswürdiger kleiner, wie in einer anwallenden Laune hingeworfener Verzierungen. Alle diese Dinge macht er in der höchsten Vollendung.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Die Société de l'utilité publique beschäftigt sich mit dem Plan zu einem Verein zur Unterstützung im Krankheitsfall, und es ist wahrscheinlich, daß er gelingt, da man dabey die Mißgriffe vermeiden wird, wodurch ähnliche Gesellschaften in England scheiterten und die Contribuenten ihre Beyträge verloren.

Die Arbeiten, die seit Anfang dieses Jahres für die Anlegung des Rhône-Kays, eines neuen Holzhafens und einer neuen Brücke über den Strom begonnen wurden, sind rasch und ununterbrochen vorwärts geschritten und bieten schon jetzt einen erfreulichen, stattlichen Anblick dar. Wenn nun einmal all die häßlichen Hinterseiten der Häuser fallen und geschmackvolle Façaden an ihre Stelle treten, so wird hier ein durch Anlage und Naturumgebung sehr schönes Quartier entstehen. Als alle diese Häuser vor fünfzig bis sechszig Jahren gebaut und mit ihren Hauptseiten nach der Stadt gekehrt wurden, nach dem See hinaus aber nur schlechte hölzerne Gallerien, schmutzige Ausbaue und Erker erhielten, glaubte man nicht, daß diese Holz-Façaden in nicht gar langer Zeit durch schöne Steinwände ersetzt und die Häuser dadurch so zu sagen umgekehrt werden würden, da ihre bey weitem schönere Seite nun dem Wasser und der herrlichen Seegegend zugekehrt wird. Ein guter Lithograph hat den glücklichen Gedanken gehabt, die Häuser auf dem linken Rhôneufer in ihrer gegenwärtigen häßlichen Gestalt zu zeichnen. In einigen Jahren, wenn die neuen Anlagen vollendet sind und wenn das Auge daran gewöhnt ist, wird diese Zeichnung den Werth eines interessanten Aktenstücks haben und man wird ihm kaum glauben. Schöner aber noch und in größerem Styl werden die neuen Häuser auf dem rechten Rhôneufer, vor denen sich auch ein neuer Kay hinziehen soll, an dem man gleichfalls mit Eifer arbeitet. Bis jetzt standen da keine Häuser, sondern es war ein leerer Platz und ein großer Garten; die ganze Gegend hieß Quartier des Bergues, und der Verein von reichen Privatpersonen, welche sie besitzt, nennt sich darnach Société des Bergues.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. September 1829.

— Siehst du hier, ehrwürdig wie ein Felsen,
Von röthlichem Granit das Haus des Dogen,
Und jene Säulen dort, von deren Häuptern
Der heil'ge Theodor und Marcus Löwe
Hinüberschauen auf das weite Meer,
Als wollten sie den Wogen und den Schiffen,
Die friedlich nahen, drohend Halt gebieten!

Schenk.

Venedig.

Von Karl Ludwig Fernow.

Nachfolgendes ist den noch ungedruckten Briefen Fernows an einen seiner ältesten und liebsten Jugendfreunde entnommen, eine Korrespondenz, welche die treffliche Biographin Fernows, Johanna Schopenhauer, nicht gekannt zu haben scheint. Sie enthalten indessen über den Gang und die Entwicklung seiner Künstlerlaufbahn so viel Aufhellendes und Ergänzendes, auch sind ihnen so viele interessante Schilderungen und Künstlernotizen eingewebt, daß sie uns einer Mittheilung würdig zu seyn scheinen. Auch sein Charakter zeigt sich in ihnen sehr liebenswürdig. Sein inniges Gefühl für Freundschaft, sein erregbarer und doch reiner Künstlersinn für jede Schönheit, wie er besonders den Deutschen ziert, seine Begeisterung für Alles, was er für groß hielt, die um so erfreulicher erscheint, je seltener sie jezt noch mit so viel Bescheidenheit verbunden angetroffen wird, alles dieß bildet ein so schönes Ganze, daß es aufstrebenden Jünglingen als Muster dienen möge. Sollte nachfolgende Beschreibung Venedigs Interesse erwecken, so hoffen wir noch Manches über Italien aus derselben Feder mittheilen zu können.

* * *

Nach einem viertägigen Aufenthalt in den gebirgigen Grenzländern des südlichen Deutschlandes, verließen wir auf der lezten Anhöhe Krains, im Angesichte des adriatischen Meeres, das in grenzenloser Aussicht vor uns lag, unser geliebtes Vaterland, und befanden uns, dem Winter, dem Schnee und der Kälte des deutschen Himmels entnommen, umweht von milderen Lüften und umduftet von blühenden Mandelbäumen, im Vorhofe des schönen italienischen Himmels. Mit dem Gefühle von Wehmuth und Wonne, womit eine Braut sich aus den Armen der geliebten Mutter windet, um an den Busen ihres noch geliebteren Gatten zu sinken, verließ ich mein Vaterland, und umfaßte mit entzücktem Herzen die seligen Fluren Italiens, die in dämmernder Ferne mir winkten. Drey Tage blieben wir in Triest. In der dritten Nacht bestiegen wir eine Barke, schwammen über den wallenden Busen des adriatischen Meeres hinüber, und waren nach einer dreyßigstündigen Fahrt am zweyten Morgen im Angesichte von Venedig. Sie lag vor uns im dämmernden Morgennebel, und wie wir mit der steigenden Sonne näher rückten, stieg sie, diese Königin des Meeres, umgeben von ihren lieblichen Inseln, wie Venus von den Grazien, in voller Pracht hervor und entfaltete ihre Thürme und Paläste vor unsern bewundernden Blicken. Nach zwey Stunden waren wir, von tausend Gondeln, Barken und Schiffen umwimmelt, mitten im Gewühl dieser Meerwelt. Nach dem Sinne des Gesichts ward der des Geruchs zunächst, aber auf eine minder angenehme Art betäubt. Wir stiegen mit zugehaltenen Nasen am pestilentialisch stinkenden Fischmarkt, unweit des Markusplatzes, ans Land. Mehrere Gegenstände, z. B. der Markusthurm, der Pallast von St. Markus, die beyden Granitsäulen auf dem kleinen

Platze und anderes mehr, waren mir schon aus den vielen Abbildungen, die ich davon gesehen habe, bekannt, und ich begrüßte sie wie Freunde, die man schon länger aus Briefen kennt. Wir stürzten uns gleich, wie wir ankamen, und reisefertig wie wir waren, in das bunte Gewimmel des Markusplatzes, bevor wir in einen Gasthof gingen. Ich glaubte kaum meinen Sinnen, daß ich nun wirklich in dieser Stadt sey, die ich von früher Jugend als ein Wunder der Welt kennen lernte, und von der ich nicht kleinere Begriffe hatte, als von einer zauberischen Feenwelt, wie Ariost und Wieland sie uns malen. In den acht Tagen unseres Aufenthalts zu Venedig habe ich diese Stadt mehr beobachtet, mehr durchstrichen und besser kennen gelernt, als Wien in vier Wochen. Jeden Morgen mit Tagesanbruch ging ich aus, und jeden Abend oder vielmehr jede Mitternacht um ein oder zwey Uhr kam ich, völlig betäubt von den Tausenden von Gegenständen, die mich den Tag über umgaben, und abgespannt an allen Nerven, vorzüglich denen des Gesichts, nach Hause. Es war ein ewiger Rausch, von dem ich erst erwachte, als ich im öden Padua durch die tiefe Stille und Leerheit dieser großen Stadt, die ausgestorben zu seyn scheint, geweckt wurde. Venedig ist keine schöne Stadt, vielmehr, als Stadt betrachtet und abstrahirt von allen Eigenthümlichkeiten, wodurch diese Stadt Venedig ist, die häßlichste, die ich kenne; aber sie hat viele und große und einzige Schönheiten. Die Aussicht vom Markusthurm bey heiterem Himmel ist entzückend, unermeßlich, unbeschreiblich, einzig. Fast täglich wendete ich eine Stunde auf diesen Genuß, den man mit einigen Groschen vom Thürmer erkaufen kann. Der Markusplatz mit dem bunten Gewimmel, den Masken und farbigen Mänteln, die ganze Stadt, die Inseln und das Meer, nebst dem ewigen Gewühl an seinen Gestaden, gegen Norden das feste Land und die Gebirge von Trient und Kärnthen, die den Horizont begrenzen, dieß alles vereinigt sich im Glanze der Sonne zu einem großen, prächtigen, blendenden Anblick, an dem das Auge sich nicht satt sehen kann, den es ewig zu genießen wünscht. Jeden Abend war ich in einer andern Oper oder Komödie. Die Pracht, die hier auf Opern und Ballete verwendet wird, übertrifft alles, was ich in der Art bisher gesehen habe. Immer bin ich mit betäubten, fast von der Anstrengung schmerzenden Augen aus dem Theater gegangen. Auch der üppigste Geschmack wird hier befriedigt, jeder Sinn wird mit Genuß überladen, besonders wenn man noch nicht an den unwiderstehlichen Zauber italienischer Brünetten gewöhnt ist, gegen die eine deutsche Blondine etwa ist, was ein sanftes Lied von Jakobi gegen einen feurigen Hymnus von Schiller. Was der schwelgerischste Luxus erzeugen kann, wird hier vereint, wird hier in einen Brennpunkt koncentrirt, um das Herz des sinnlichen Italieners in Wonne zu zerschmelzen und den Fremden in einen seligen Taumel zu wiegen, aus dem er oft die ganze Zeit dieser Winterfreuden nicht erwacht, und in den er sich, wenn er in den beeisten Norden zurückgekehrt ist, wie Adam in das ihm auf ewig verschlossene Paradies zurücksehnt. Hier werben die Marinellis Maitressen für ihre Fürsten, und die Schauspieldirektoren Sänger und Tänzer, deren Kehl- oder Fußtriller ihren zerstörten Finanzen wieder aufhelfen, indeß sie den Frieden manches Ehepaares und die Ruhe manches Landes zerstören. Das Gewühl auf dem Markusplatze, der Lärm der Seiltänzer, Marktschreyer, Quacksalber, Bärenführer, Luftspringer, Taschenspieler und jeder Art von Gaukler, Gauner und Lustigmacher ist eben so unbeschreiblich als unaufhörlich; es dauert vom grauenden Morgen bis in die tiefe Mitternacht; in Venedig existirt eigentlich keine Nacht, wenigstens während des Karnevals nicht; die eine Hälfte der Einwohner schwärmt bis an den hellen Morgen, wo die andere wieder aufsteht, um für den neuen Genuß der folgenden Nacht zu arbeiten. Ich habe jedes Vergnügen genossen, das die kurze Zeit meines Aufenthalts und meine Börse mir gestattete, und bin von diesem Theil meiner Reise völlig befriedigt. — Venedig ist nicht so außerordentlich groß, aber die unzähligen engen, krummen, winkligen Gassen, die vielen Kanäle und Brücken, die verworrene, planlose Anlage des Ganzen, machen diese Stadt zu der labyrinthischsten von allen, die ich kenne. — Ein Fremder braucht nach der Aussage mehrerer, die diese Erfahrung gemacht haben, ein ganzes Jahr und darüber, ehe er sich überall, in jedem Theile der Stadt zurechtfinden lernt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Das gesellschaftliche Leben (sagt eine tiefe Seherin) ist ein Gewühl, worin sich der Mensch herumtreibt; wer aber einen festen Punkt darin faßt, sich nicht herumtreiben läßt, der vermag den Lauf der Dinge, die außer ihm vorgehen, wahrzunehmen und zu beurtheilen; ein solcher lebt in Freyheit und lernt Sachen, die durch keinen Unterricht ihm beygebracht werden können. Das was außer ihm vorgeht, belehrt sein Inneres. So lange man nur Auge und Ohr für äußere Dinge hat, versteht der innere Sinn davon nichts. Alles muß von Innen ausgehen, wie die Schrift sagt: was von Innen kommt, ist gut. Wir müssen es machen wie Maria: diese verstand nicht, was Christus sagte, aber sie bewahrte es in ihrem Herzen. Hätte sie es vermittelst ihrer Begriffe von äußern Dingen verstehen wollen, so hätte sie es unfehlbar falsch verstanden; nur die Stimme des Innern konnte es ihr verständlich machen. Es liegen sehr viel tief verborgene Wunder

in der Natur und im Menschen, die wir nicht kennen, weil unser Auge und Ohr sich blos mit den äußern Dingen beschäftigt, und weil die äußere Stimme die innere überschreyt.

Ja, wundervoll, Lieber, ist das Leben der innern Welt, das, wovon sie lebt und wodurch wir sind und woher unser Trost, unser Alles kommt; aber eben darum verwundert es uns nicht so, es macht still, es würde hier schon recht selig machen, wenn wir nur immer dem segnenden Säuseln dieses Geistes zugewendet blieben, wenn uns das Mühlrad der großen Welt nicht immer wieder für dieß Säuseln taub machte.

Gehst du in die naturgemäße Urzeit zurück, in der noch nicht die sogenannte Kultur das innere Leben bedeckt, in die Geschichten des alten Testamentes, oder auch jezt noch dahin, wo die Wiege des Menschengeschlechtes war, in den Orient, so siehst du auch dort noch Ueberreste, die von gleichem innern Leben bey ganzen Volksstämmen zeugen, das wir hier nur als Krankheit an Einzelnen zu beobachten glauben.

Ich weise hier auf jene innere Sprache hin, von der in diesen Blättern ausführlicher die Rede seyn wird, die sich bey jener Frau im schlafwachen Zustande offenbarte, von der sie sagte, daß eine ähnliche in jedem Menschen liege, und die in Schrift und Wort so viele Aehnlichkeit mit den Sprachen des Orients hat, und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil in jenen Sprachen der Kindheit des Menschengeschlechtes wohl auch die natürliche innere Sprache des Menschen liegt, eben so wie die Rechnung mit Zahl und Buchstaben, die auch der ihrigen ähnlich ist, von dort stammt; was sich Alles wohl in jedem Menschen, der in sein natürliches Innerstes zurückgeführt wird, mehr oder weniger wieder kund thut. Auch jenes Aufschließen des Geistes vor Stein und Metall, jenes Gefühl für siderische Einflüsse findest du am meisten bey ganz der Natur gemäß lebenden Menschen, bey Bergbewohnern und Hirtenstämmen.

Wo aber durch Kummer und Krankheit, und zugleich durch eine, schon von der Natur gegebene, anererbte Anlage (wie in unserm Falle zu seyn scheint) Fleisch und Blut des Körpers gleichsam getödtet wird, dann aber der Nerve mit seinem Geiste, als dasjenige, was Seele und Geist mit dem Leibe vermittelt, in desto fesselloserem Leben hervortritt, da werden uns allerdings oft scheinbare Wunder des inneren Lebens im vollsten Maße kund. Aber welch ein unsäglicher Trost, Lieber, liegt hier! du siehst, daß wenn die Außenwelt auch mit all ihrer Qual und ihrem Jammer den Körper verzehrt, oder ihm an den Eingeweiden nagt, wenn kein Stern der Hoffnung, kein Funke von Freude dir mehr von Außen scheint, sich erst in deinem Innern (vermagst du es nur zu erfassen) ein unsäglich helles Leben ansacht, von dem die Welt des Aeußern keinen Begriff hat, ein Leben, das dir keine Folter zerbricht, in dem keine Nacht eines Kerkers die Flamme löscht, die dir aus den tiefsten Tiefen der Natur bricht, das dich mit der Welt der Geister verbindet, und wo du den Vorgeschmack der Wonne empfindest, in die dein ewig lebender Geist (ist er gereinigt vom Körper) aufschwebt. Das ist die Ruhe, das ist das Wohlbehagen, das dem unschuldig Gekränkten, dem Tiefleidenden, dem, der keine Ansprüche auf alles, was da von der Welt kommt, mehr macht, im Innern aufgeht, das ist der Frühling mitten in seiner Brust beym Winter von Außen, die helle Wiese, auf der er, liegt sein Leib in Folter, einhergeht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Beschluß.)

Der Name des Quartiers des Bergues fiel mir gleich Anfangs auf, da ich vermuthete, er sey deutschen Ursprungs. Lange konnte ich keine Auskunft bekommen; immer hieß es: wir wissen nicht, woher die Benennung kommt, die Gegend hat immer les Bergues geheißen. Endlich bin ich der Sache durch den Archivarius des Staatsraths auf den Grund gekommen. In der Mitte des 15ten Jahrhunderts gerieth die Stadt durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände in Hungersnoth; Niemand konnte helfen, weder die Syndiken noch der Bischof, weder Savoyen noch Frankreich; da schlug sich ein braver Mann ins Mittel, F. Berger aus Bayern. Dieser ließ schnell eine große Menge Getreide aus seinem kornreichen Vaterland kommen und verkaufte es um ein Billiges, so daß sich die Hungersnoth bald legte. Der Rath der Fünfzger wollte sich dem Mann dankbar beweisen, und da er wünschte, Getreidemühlen an der Rhône anzulegen, so gaben ihm die Fünfzger dazu einen weiten Platz, der nach ihm den Namen erhielt und Quartier de Berguer genannt wurde. In der Folge änderte man den lezten Buchstaben, und dabey blieb es auch, als später die Mühlen abbrannten und nicht wieder erbaut wurden. Diesen Platz kaufte nun eine Gesellschaft, legte da eine große Fabrik und einige kleine Häuser an und nannte sich drollig genug Société des Bergues. Da der ganze südöstliche Stadttheil auf dem rechten Rhôneufer ohne direkte Verbindung mit der übrigen Stadt ist, weil er keine Brücke hat und seine Bewohner einen weiten, sehr unangenehmen Weg durch das St. Gervais-Viertel machen mußten, um zu den Brücken zu gelangen, so blieb diese ganze Gegend hinter der übrigen Stadt zurück und man hatte ein Vorurtheil gegen ihre Bewohner. Es wohnte Niemand Rechtes da, sondern nur unbemittelte Handwerksleute u. s. w. Die Miethen waren in den alten rauchigen Häusern wohlfeiler als irgendwo. Lange dachte die Regierung darauf, diese Unebenheiten auszugleichen und die Bergues-Leute zu wohlhabenden Genfern zu machen. Nun hat sie dazu das beste Mittel ergriffen, indem sie durch eine neue Brücke eine unmittelbare Verbindung jenes Stadttheils mit den Gebildeten und Wohlhabenden am linken Rhônufer möglich macht. Dadurch wird sich die Civilisation im Geleit des Wohlstandes schnell erheben; bald wird es hier ganz anders aussehen. Die Bergues-Gesellschaft, die eine große Summe zur Erbauung der neuen Brücke hergibt, legt

nicht nur einen stattlichen Kay an, sondern zu dessen Benutzung und Zierde auch eine Reihe schöner Häuser, besonders einen Gasthof, wie Genf bisher keinen hatte. Alle hiesigen Architekten sind aufgefordert, Pläne dazu einzureichen; er soll drey große Höfe, Marmorbäder, ein Schwimmbassin, große Treppen für die Fremden, kleine für den innern Dienst, Wasserleitungen in allen Zimmern, Erleuchtung von oben, deßgleichen Gesellschafts-, Tanz- und Eßsäle, einen Restaurateur mit seinen Zimmern, Billard u. s. w. enthalten. Ich glaube, die Bergues-Herren haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht; die Zeiten, wo unsere ersten Gasthöfe, der Ecu de Génève, les Balances und die Couronne steinreich wurden, sind nicht mehr. Zwar ist der Zufluß von Fremden jezt größer, denn jemals; sie sind aber, selbst die großen und reichen englischen Familien, wirthlicher geworden; sie bleiben nicht mehr, wie sonst, Monatelang in Gasthöfen, sondern beziehen gleich eine Privatwohnung oder ein Landhaus, wenn sie länger hier verweilen wollen. Ueberdieß hat sich in den lezten zwey Jahren eine Menge neuer Gasthöfe hier aufgethan, von denen einige gar nicht übel sind, z. B. das Hôtel du Nord, das Hôtel du Midi, das Hôtel de Provence, das Hôtel de l'Europe. Wozu also noch diese auf Neapel oder eine andere Wunderstadt berechnete vornehme Gastanstalt? Freylich hat man hier eine Aussicht auf den Strom, die Seespitze und gegenüber auf die Voirons, die Salève, den Möle und hinter ihnen auf die prächtige Gletschermauer, auf der der Montblanc und seine kleinen Brüder wie Wachtthürme stehen; eine Aussicht, wie man sie sonst nirgends in der Stadt hat.

Frankfurt a. M., September.

(Beschluß.)

Am Größten erscheint uns Paganini in der Reinheit seiner Doppelgriffe, Terzen-, Sexten- und Oktavengänge, in der tadellosen Taktfestigkeit seines Spiels, die bey ihm mehr bedeutet, als Viele ahnen, und besonders da, wo er sich einem wahrhaft kindlichen Tändeln mit Tönen in aller Einfachheit überläßt, bald ergreifend weint, dann wieder durch Thränen lächelt und zu Jubel und froher Lust am Leben übergeht. Diese Kindlichkeit dünkt uns in Paganini's Gemüth begründet und sie wird ihm auch diejenigen Zuhörer gewinnen, die für die Wunder des Flageoletts ein unempfängliches Herz haben. — Bis jezt hat Paganini vier Konzerte im Schauspielhause gegeben. Die Einnahme, wovon er ⅔, die Theaterkasse ⅓ zog, war: 2100 fl., 3100 fl., 2800 fl. und 1500 fl., also im Ganzen 9500 fl. — Die Bemühungen unsers physikalischen Vereins, durch Herstellung eines Meridians dem Uebelstande abzuhelfen, der durch die oft sehr von einander abweichende Zeitangabe der hiesigen Stadtuhren veranlaßt ward, haben endlich gute Früchte getragen. Der k. sächsische Bundestagsgesandte, Frhr. v. Lindenau, als einer der bedeutendsten Astronomen bekannt, hatte die Gefälligkeit, die Einrichtung dieses Meridians, mittelst der zu diesem Zwecke zu bewirkenden Höhenmessungen ꝛc., zu übernehmen, und bereits hat sich nunmehr am südlichen Ende der Roßmarkt-Allee, fast in Mitte der Stadt, ein Obelisk erhoben, auf welchem sich eine vergoldete Stange nebst einer Kugel befindet, deren Schatten als Sonnenzeiger benuzt werden soll. Eine an diesem Obelisk befestigte metallene Tafel, worauf eine Tabelle der Zeitgleichung eingegraben ist, gibt die tägliche Sonnenabweichung genau zu erkennen und damit die Normen, wonach die mittlere Zeit zu bestimmen ist. Wegen der trüben Tage, die wir seit Aufrichtung des Obelisks, die vor etwa zwey Wochen stattfand, hatten, konnte bis jezt das ganze Werk noch nicht zur Vollendung gebracht werden. Das für diese so gemeinnüzige Anstalt sich interessirende Publikum wünscht jedoch um so mehr, daß wir bis zum Eintritt des Aequinoctiums Sonnenschein haben möchten, da zu dieser Zeit die mittlere Zeit mit der Sonnenzeit zusammenfällt, daher alsdann die Zeichnung der Linie selber um so leichter auszuführen ist. Auf Veranlassung der hier in Rede stehenden Einrichtung wurde in einer der lezten Sitzungen des physikalischen Vereins ein Modell vorgezeigt, wo vermöge eines Brennglases, das in den Sonnenmeridian gestellt wird, gerade um 12 Uhr eine Kanone losgeht, wie solches an mehreren Plätzen zu Paris, Berlin ꝛc. geschieht. Das Modell besteht aus einer Marmorplatte, auf welcher eine kleine Kanone steht, über der sich das Brennglas in einem Gradbogen bewegt, worauf ein Kalender eingegraben ist, nach welchem das Brennglas jede Woche gestellt werden kann.

Das literarische Publikum darf in Kürze einer sehr willkommenen Gabe entgegensehen, die es dem Unternehmungsgeiste des hiesigen Buchhändlers Sauerländer zu verdanken haben wird. Auf dessen Veranstaltung nämlich werden wir eine geschmackvolle und gediegene deutsche Bearbeitung von Lord Byron's sämmtlichen poetischen und prosaischen Werken erhalten, wofür S. mehrere unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller gewonnen und deren Leitung der als Sprachkenner und ästhetischer Kritiker bekannte Professor Adrian zu Gießen übernommen hat. Das Ganze soll in zwölf Bänden in Groß-Duodez mit den dazu nöthigen erklärenden Anmerkungen erscheinen; die erste Lieferung aber, aus drey oder vier Theilen bestehend, wird bereits Ende Oktobers fertig seyn. Nach den Proben, die wir davon gesehen haben, läßt sowohl die Bearbeitung, als auch die typographische Ausstattung keinen gerechten Anspruch unerfüllt.

Die Feyer des dreyhundertjährigen Jubiläums des hiesigen Gymnasiums wird am bevorstehenden 21. September begangen werden. Das betreffende Programm, vom derzeitigen Rektor, Hrn. Professor Wömel, enthält die Geschichte dieser Anstalt unter dem Rektorate Hirzwigs, der diese Stelle in dem ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts bekleidete, und der sich um das Erblühen des Gymnasiums große Verdienste erwarb.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 219.

Strumpf. Trumpf. Rumpf. Trum. Rum.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

„Die kluge Tochter."

„Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Doch große Weisheit fließt aus mir."

Hebel.

Der gelehrte Sohn.

Mein Vater ist nur ein unwissendes Thier,
Doch findest du klassische Weisheit bey mir.

Die vornehme Tochter.

Meine Mutter siehst du bey Bettlern immer,
Mich mit goldenem Rand in der Könige Zimmer;
Meine Mutter ist nur ein lumpig Ding,
Mich halten die Weisesten selbst nicht gering.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. September 1829.

Horch! So klinget die Harfe
Eines Engels im Chor himmlischer Geister, wenn
Sich die lösende Seele
Sanft von Athem zu Athem hebt,
Bis allmächtig erklinget
Aller Seligen Chor, aller Befreyeten.

Herder.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Möchten dir, lieber Leser, die nachstehenden Blätter, die manche neue Eröffnungen über das innere Leben und das Hereinragen einer Welt der Geister in die unsere enthalten, es klar werden lassen, wie solches innere Leben nicht blos in Schlafwachen, sondern, in Wahrheit, in uns allen waltet, wie wir es aber nicht tief genug erfassen, nicht selber in ihm einkehren und seine inhaltschweren Ziffern nicht zu enträthseln uns mühen, weil uns der Tumult der Außenwelt ruft, bis jener Moment kommt (und o! wie bald kommt der bey Allen!), wo diese Außenwelt verschwindet, und dann unser Geist unaufhaltsam in die innern Kreise kehrt und da, nur zu spät! schaut, was sich ihm sezte.

Und nun möcht' ich dir, Lieber, nur wenige Worte schon an dieser Stelle (Weiteres sagt dir der spätere Inhalt dieser Blätter) von dem Wesen desjenigen Lebens im Innern sagen, das man den magnetischen Schlaf heißt. Nenne, mein Lieber, diesen Zustand nicht Schlaf: denn er ist vielmehr das hellste Wachen, das Aufgehen einer innern, viel hellern Sonne, als die ist, die deinem Auge von Außen leuchtet, ein helleres Licht als das ist, das dir durch deine Begriffe, Schlüsse, Definitionen und Systeme im wachen Leben werden kann, ein Zustand, der mit dem ursprünglichen des Menschen Aehnlichkeit hat, wo der Mensch wieder in alte innige Verbindung mit der Natur tritt, und ihre Gesetze und Urtypen zu erschauen fähig werden kann. „Vor dem Falle des Menschen (sagt van Helmont) hatte seine Seele eine angeborne Wissenschaft und eine prophetische Gabe von ausgezeichneter Kraft; diese Fähigkeiten besizt die Seele aber noch; und wenn sie nicht sichtbar werden, so sind es die vielen Hindernisse der Sinnlichkeit, die sich ihr entgegensetzen. Besonders wird der Mensch im Schlaf noch oft durch dieses übernatürliche Licht erleuchtet, weil da nicht, wie im Wachen, diese innern Eingebungen von den Sinnesreizen zurückgehalten werden. Erwacht diese magische Kraft wieder (wie in magnetischen Zuständen hauptsächlich der Fall ist), so erlangt er auch jene Wissenschaft und die Fähigkeit nach Außen zu wirken."

Im reinsten, höchsten Grade des magnetischen Zustandes, ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist etwas, aus allen dreyen zusammengesezt, mehr als alle drey, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht des wahrhaftesten, eigensten Lebens und der Natur. Je einfacher, naturgemäßer der Mensch, der in diesen Zustand geräth, im wachen Leben ist, je mehr sich schon in diesem sein Geist von Seele und Leib frey zu halten wußte, je tiefer, je wahrer wird auch sein Schauen in ihm seyn.

Aber auch dieser Zustand hat seine Gradverschiedenheiten (die unten näher bezeichnet sind), und es ist gewiß im höchsten Grade dieses innern Lebens auch keine Täuschung mehr möglich, und das wohl in Momenten, in denen des Geistes Entfesselung von der Seele stattfindet, und

ihm dann wie durch einen Blitzstrahl das Centrum des Innersten erleuchtet wird.

Jakob Böhme nennt diesen Moment den, „wo das Morgenroth im Centrum aufgeht.“ Aber diese Momente treten nicht sogleich, nicht oft und nicht bey allen ein, und oft fehlt für dieses Schauen die Sprache.

Noch sind diese Schlafwachen der irdischen Hülle nicht so völlig los, daß sie außer allen Einfluß derselben gesetzt wären, auch sind ihre hellen Blicke (wie schon bemerkt) oft nur momentan und werden bald wieder von dunklern getrübt. Aber immer wird uns auch hiedurch ein Schleyer nach Jenseits gelüftet, und wir schauen, wenn auch nur mit irdischen, getrübten Augen, und oft nur auf Augenblicke, doch immer in ein unendliches Lichtmeer durch die Spalte des menschlichen Sargdeckels.

Gewiß ist es aber auch, mein Lieber, daß dieser Zustand des Hellsehens Niemand als ein Mittel anzurathen ist, um das zu werden, was der Mensch vor Gott seyn soll.

Eschenmayer sagt sehr wahr: „Bey Personen in diesem Zustand ist nicht das mindeste Verdienst. Was sie in moralischen und religiösen Gesinnungen äußern, ist kein selbstständiger Erwerb, sondern die natürliche Folge einer von dem Bley der Sinnlichkeit freyer gewordenen Seele. Daher nehmen auch diese Personen beym Erwachen, unbewußt der gehabten höhern Anschauungen, die nämliche Stelle in ihrem abbildlichen Individualleben wieder ein, die sie vorher behaupteten. Hier liegt eben der große Unterschied zwischen dem Gefühlsleben des Schönen und dem Verdienste der Tugend. Die bloße Kontemplation der Idee der Tugend ist noch lange kein Vollbringen des Guten.“ — Ja, mein Lieber, laß uns immer vor erzwungener Herbeyführung eines Hellsehens warnen! St. Martin nennt es deßhalb gefährlich, weil es die Wurzeln unseres geistigen Wesens dem Auge oft entblößt darstellt, ehe die nöthigen Vorbereitungen dazu gemacht sind, ehe die rechte Zeit gekommen ist.

War auch einst im Alterthum der magnetische Zustand bekannt, und wurde er als Heilmittel, oder auch oft zu religiösen, ja selbst politischen Zwecken, geflissentlich durch magnetische Einwirkungen (durch Lorbeer und Räucherungen*) herbeyführt, so war er in jedem Falle ein Mysterium im Heiligthume der Götter und nicht auf dem Markte preis gegeben der Betastung der Ungläubigen, Spötter und Henchler. Die Schlafenden wurden in eigenen Zimmern der Tempel besonders behandelt, in feyerlicher Stille und meistens in der ruhigen Nacht. Priester sagten ihnen beym Erwachen die von ihnen geoffenbarten Mittel und den Ausgang. Wie aber, mein Lieber, jezt die Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens nun einmal sind, (dieses gemeinen Lebens!) wird ein Mensch in diesem Zustande leicht eine Puppe, der das unselige Loos ward, sich mitten unter einem Trosse von Knaben zum Schmetterlinge entfalten zu sollen. Siehe, mein Lieber, der eine bläst nach ihm, der zweyte schlägt nach ihm, wieder ein anderer durchsticht ihn mit der Nadel, und, gestört in seiner Entfaltung, stirbt er noch als halbe Puppe langsam dahin. Das, mein Lieber, ist auch das Bild eines unglücklichen magnetischen Lebens, dessen Erscheinungen der hauptsächlichste Gegenstand dieser Blätter sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist merkwürdig, daß auch eine Art Magnetstein (ἀσβεστης), eine Art Eisenocher, häufig angewendet wurde.

Venedig.

(Beschluß.)

Ich habe, obgleich ich unaufhörlich umherging, in diesen acht Tagen nicht sechs Gassen ohne Cicerone oder den Plan von Venedig hindurch gehen können. Von unserem Logis auf den Markusplatz, von dem Markusplatze in unser Logis war der einzige Weg, den ich, ohne Gefahr mich zu verirren, unternehmen konnte. Von den Gebäuden, Statuen, Gemälden u. s. w., die ich gesehen habe, mag ich Dir gar nichts schreiben, denn es ist nichts langweiliger und unnützer, als solche Beschreibungen zu lesen, und nichts thörichter, als solche Dinge einem andern zu beschreiben. Ich will dir nur sagen, daß in Venedig die schönsten und himmlischsten unter allen sterblichen Schönen sind, die mein Auge gesehen, und daß die italienische Sprache im Munde eines lieblichen Mädchens die süßeste ist, die mein Ohr gehört hat. Wehe dem, der mit einem leicht zu rührenden Herzen nach Venedig kommt; jeder Blick einer schönen Venetianerin ist ein durchbohrender Pfeil, jeder Ton ihrer Zauberstimme ein Syrenenlied für den armen Flüchtling; und man wagt viel, wenn man ein schöne Venetianerin, die immer von einem vermummten oder unvermummten Cicisbeo begleitet ist, mit den Augen verfolgt oder gar ihr nachschleicht. Niemand ist eifersüchtiger als ein venetianischer Cicisbeo oder Ehemann. Schon mancher hat hier sein Leben für diese unschuldige Freude an meuchelmörderischen Dolchstichen verbluten müssen. Die Venetianer selbst sind so behutsam, daß sie auch die auffallendsten Schönheiten nicht bedeutend und anhaltend anzusehen wagen.

Hier sind über zwanzig Pallaste voll der ausgesuchtesten Malereyen von den herrlichsten Meistern der lombardischen Schule, von Guido, den drey Caraccis, Guercino und vielen andern. In keiner Gallerie Deutschlands, vielleicht nicht aus allen zusammen genommen, würde man so viele vortreffliche Gemälde zusammenbringen können, als hier in Einem Pallaste befindlich sind. Der größte Reichthum der Gallerien in Deutschland besteht aus Gemälden der Niederländer, die wie eine Sündfluth Deutschland, England, Holland u. s. w. überschwemmt haben. Diese findet man hier hingegen nicht. Hier sieht man keine Gegenstände aus der gemeinen Natur, alles ist Ideal, ausgewählte Schönheit. Ich habe indeß gesehen, so viel ich konnte, und mit innigem Blick jedes

vorzügliche Kunstwerk umfaßt. Ich mag dir mit Beschreibungen davon keine lange Weile machen; denn ein anderes ist, ein Kunstwerk sehen, ein anderes, eine Beschreibung desselben lesen. So viel Genuß ersteres gibt, so viel Langeweile gibt gewöhnlich das leztere. Jeder Sinn soll sein Recht behalten; man soll kein Gemälde hören und keine Musik sehen. Gewiß werde ich über meine Reise etwas zum Druck ausarbeiten, sobald ich Muße habe, den Stoff zu ordnen und in Darstellung einzukleiden; dieß leztere ist besonders nothwendig, weil meine Bemerkungen sich nur über ästhetische Gegenstände verbreiten, deren Beschreibung auch ästhetisch gehalten seyn muß, wenn sie dem Leser so lebendig vor das Auge seiner Phantasie treten sollen, als der Beschauende selbst sie sah. Ich habe bereits meinen achttägigen Aufenthalt in Venedig so ausgearbeitet, etwa vier Bogen stark, oder etwas darüber. Wenn es nicht Postgeld kostete, hätt' ich es dir geschickt. Ich glaube, es verlohnt sich nicht der Mühe, die Kleinigkeit drucken zu lassen; vielleicht gebe ich sie einem Journale zum Einrücken. Ich habe sie als Erzählung an einen Freund eingekleidet und will dir doch zur Probe eine Stelle davon ausziehen.

Die Scene ist im Theater von St. Luka.

Man gab ein Lustspiel von Goldoni, dessen Namen mir entfallen ist. Fast alle Schauspieler waren über das Mittelmäßige, einige vortrefflich. Alle hatten ihre Rollen bis aufs Wort inne, und das Ganze ging so lebhaft, so rasch, Schlag auf Schlag in einander greifend, als man es nur wünschen konnte und in Deutschland, vielleicht selbst auf Schröders Bühne, nur selten zu sehen bekommt. Ich ward bis ans Ende des Stückes von einem sanften, immer wachsenden Strom des Vergnügens fortgezogen, der durch nichts unterbrochen wurde.

Die Prima Donna dieses Theaters übertrifft alle übrigen an schöner, interessanter Gesichtsbildung. Sie ist das reizendste Frauenzimmer, das ich irgend auf dem Theater sah. Sie sprach den rundesten toskanischen Dialekt. So lieblich und wohllingend, als sie von ihren Lippen floß, hatte mir die Sprache der Liebe noch nie getönt; ich empfand jezt zum ersten Male ihren ganzen melodischen Zauber. Nächst ihr zeichnete sich der Primo Amoroso und das schalkhafte, launigte Kammermädchen aus.

Als Nachspiel gab man das Duell, Lustspiel in einem Akte, und der Liebhaber des ersten Stückes spielte auch hier wieder mit verdientem Beyfall. Aber während dieses leztern war ich weniger Ohr und Aufmerksamkeit als vorhin. Ein interessanter Anblick, den ich ewig zu haben wünschte, zog mein Auge auf sich.

In einer Loge nahe am Theater saß eine Gestalt von schöner Jugend, in einen hellblauen Mantel gehüllt, die durch die große, edle Form ihres Gesichts meinen Blick fesselte. In der Größe und Schönheit ihres Gesichts lag so ein wunderbarer Zauber von beyden Geschlechtern, daß ich nicht zu unterscheiden vermochte, ob diese Gestalt Mann oder Weib sey. Das reinste Oval antiker Form, ein großer, feuriger, Junonischer Blick, wie Sternenlicht unter den dunkeln, zarten Bogen der Augenbraunen funkelnd, eine edle, sanft gebogene Nase, die im leichten Schwunge sich von der freyen, geraden Stirne hinabsenkte — sie saß mir im Profil — ein etwas stark gezeichneter Mund voll Ausdruck, der zwey Reihen blendend weißer Zähne verbarg, mit holdseligem Lächeln auf den frischen Lippen, bildeten vereint ein Gesicht, wie mir bis dahin noch keines in lebendiger Natur erschienen war. Bey aller Milde und Weiblichkeit, die darüber ausgegossen schien, gab doch die Größe der Formen, die Kühnheit der Nase, die Festigkeit des schön von den Wangen herab sich wölbenden Kinns, und noch mehr der edle Wuchs, den Umriß und Falten des Gewandes andeuteten, wiederum einen so täuschenden Anstrich von schöner, jugendlicher Mannheit, daß sie mir in abwechselnden Momenten bald Jüngling, bald Mädchen war. Alle Ungewißheit ist mir wie eine Folter zuwider; jeder ihrer Augenblicke ist Tod für mich; aber hier schwebt' ich in den seligsten Zweifeln. Nie sah ich ein Haar von glänzenderer Schwärze in üppigeren Wellen Schulter und Busen umfließen; ein feines weißes Tuch, nach römischer Art geschmackvoll um den Kopf gebunden, verbarg den übrigen Reichthum. O wie reizend und bezaubernd das Ganze! Jezt trat die junge Schauspielerin mit dem Guido'schen Engelantlitze, die im ersten Stücke gespielt hatte, in dieselbe Loge; die Raphaelische Gestalt bewillkommte sie mit einem Kusse und Beyder Blicke glänzten in süßem Feuer. Nie sind zwey schönere Wesen in einem Kuß zusammengeschmolzen; so küßten sich Amor und Psyche nach ihrer Vereinigung im Olymp. Sie saßen einander gegenüber, bald in traulichem Gespräche, bald mit dem Schauspiel beschäftigt, und mein Blick weidete sich lange an ihrer Schönheit. Nur unter dem milden Himmel Hesperiens können so holde Gestalten entstehen, nur von so holden, himmlischen Wesen umgeben, die Guidos und Titiane sich bilden. O ihr holdseligen, von der Natur in ihren liebendsten Momenten gebildeten Geschöpfe, schön und süß, wie Leben und Liebe! Hätt' ich jezt Raphaels Adel, Guido's Huld und Gefühl, Coreggio's Anmuth und Titians Farbenzauber in Seele und Hand, in euren Umrissen wollt' ich sie in selige Harmonie zusammengatten, und eure himmlische Schönheit sollte in ewiger Jugend blühen.

Am folgenden Abend erspähte mein Auge diesen Raphael; rathe, wo? — unter den Figurantinnen zu St. Casano. Der Zauber ist geschwunden, aber soll ich darum die Rose zerblättern, deren Wohlgeruch mich erquickte? duftet sie darum minder süß, weil ich sie unter giftigen Belladonnen brach? und blieb Apollo nicht auch unter den

Hirten ein Gott? — O laß uns das Schöne lieben, wo wir es finden! es offenbart sich so selten in der Sinnenwelt! So lange wir uns, außer dem Gefühl des Schönen selbst, noch von andern Rücksichten leiten lassen, wird unser Geschmack immer schief und gothisch und ungebildet bleiben. Der Sinn für das Schöne ist so zart, so empfindlich und gleich biegsam für wahre und falsche Eindrücke, daß er durch jede pedantische Zucht oft auf immer für den reinen Genuß desselben unfähig gemacht wird. Wir können ihn nicht sorgfältig genug in seiner natürlichen Lauterkeit und Einfalt bewahren, nicht aufmerksam genug jede Gelegenheit ergreifen, die sich darbietet, ihn zu entwickeln. Augenblicke wie diese, wären sie Täuschung, sind Momente der Weihe für den jungen Künstler, die mit schnellen Blitzen die Nacht um ihn her erhellen, und die Schwingen seines Genius zum freyern Emporflug entfalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Sie haben ohne Zweifel von der Reise gehört, welche Gurney mit seinem neuen Dampfwagen von Cranford Bridge nach Bath und zurück gemacht hat; einige nähere Umstände davon werden daher gewiß in Deutschland mit Interesse gelesen werden. Zuerst eine nähere Beschreibung des Wagens. Der Dampfwagen ist nicht zum Transport von Reisenden oder Gepäcke, sondern dazu bestimmt, einen andern Wagen im Verhältnisse von 8 bis 10 (engl.) Meilen die Stunde vorwärts zu ziehen. Der Dampfwagen enthält nebst der Maschine zwey Sitze für den Maschinisten und den Lenker. Die Maschine ist nach dem Prinzip des sogenannten hohen Drucks erbaut, und der Pumpenstock arbeitet in vorizontaler Richtung unterhalb des Wagenkastens und sezt die Hinterräder in Bewegung, von denen jedes allein oder beyde zugleich bewegt werden können. Dadurch wird der Wagen nicht fortgezogen, sondern in der That fortgestoßen. Die Lenkung des Wagens geschieht mittelst eines mit den Vorderrädern in Verbindung stehenden wagerechten Rades, und zwar mit einer Genauigkeit, mit der kein Kutscher einen mit Pferden bespannten Wagen zu lenken vermag. Auch kann die Maschine in einem Augenblick angehalten werden. Die Länge derselben beträgt nicht mehr als die eines gewöhnlichen vierräderigen Wagens ohne die Deichsel, d. h. 10 Fuß, und wenn ein für Reisende bestimmter Wagen daran gehängt wird, so werden beyde zusammen nicht länger seyn als ein zweyspänniger Wagen. Die Reibung auf der Straße ist gleich der eines Wagens von acht Rädern; man glaubt aber, daß man solche auf sechs werde herabbringen können. Die Maschine fuhr wenigstens eine halbe Stunde lang längs den Windungen eines Bergweges, und erreichte den Gipfel in dem Geschwindigkeitsverhältniß von 8 bis 10 engl. Meilen in der Stunde. Nachdem man eine viersitzige Kalesche daran befestigt hatte, zog sie dieselbe, ohne an Schnelligkeit zu verlieren, denselben Weg hinan. Da die Maschine ihrer Einrichtung nach ihren Dampf ausläßt, so bedarf sie einer größeren Menge von Wasser und Brennmaterial, und zwar jede halbe Stunde einen frischen Aufguß von Wasser und alle Stunden eine neue Zulage von Kohlen (eigentlich Coke, der Rückstand nach Abschwefelung der Steinkohle zum Behuf der Gasbereitung), weßwegen auch Vorrathslager von Wasser und Coke je nach der Geschwindigkeit, mit der man zu fahren gedenkt, in Zwischenräumen von 4 und 8 oder 5 und 10 Meilen angelegt werden müssen. Das Geräusch des Dampfwagens mit der daran gehängten Reisekalesche ist nicht so groß, als das Gerassel eines mit zwey Pferden bespannten Wagens. Das Coke läßt wenig oder gar keinen Rauch wahrnehmen; auch erheben die 8 Räder nicht so viel Staub, als ein vierräderiger Wagen mit 2 Pferden. Die Gefahr des Berstens ist dadurch vermieden, daß der Dampf nicht in einem einzigen Gefäß, sondern in einer Anzahl Röhren erzeugt wird, die jedoch mit einander in Verbindung stehen. Die Kosten bey der Fahrt der Maschine auf einer Heerstraße werden auf 3 Pence (9 Kreuzer) pr. Meile angeschlagen, so daß man glaubt, man würde, im Fall die Maschine 20 Reisende zu ziehen vermöchte, was ganz wahrscheinlich ist, die Person z. B. von hier nach Southampton, eine Strecke von ungefähr 80 Meilen, wofür eine Person jezt 22 Schillinge im Innern eines Eilwagens bezahlt, für 6 Schillinge führen und doch dem Unternehmer 500 Prozent Vortheil lassen können. Uebrigens rechnet man, daß die Aufnahme der Vorräthe von Wasser und Coke jedesmal nicht über 2 Minuten Zeit rauben werde.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, September.

Die Aufführung des „Faust“ von Göthe am 27. und 29. des vorigen Monats hat Epoche in den Annalen des hiesigen Theaters gemacht. Lange habe ich keinen so lebhaften Antheil des Publikums an irgend einer dramatischen Leistung bemerkt, als an dieser, und lange vorher und noch lange nachher war das allgemeine Gespräch nur von ihr. Klingemann in Braunschweig, welcher dieses ungeheure Werk bereits im Frühjahr dieses Jahres nach einer von ihm versuchten Bearbeitung auf der dortigen Bühne aufführen ließ, gab damit wohl auch zugleich wieder die erste Anregung zu Verfolgung der Idee, daß es doch möglich sey, diesen unsterblichen Torso von der Bühne aus betrachten zu lassen. Hannover folgte nach, hier aber, in Leipzig und in Weimar faßte man den sehr passenden Gedanken auf, dieses Werk am achtzigsten Geburtstage seines Dichters darzustellen. Die hiesige und Leipziger Bearbeitung ist von Tieck ausgegangen; doch kann man es nicht eigentlich Bearbeitung nennen, denn es ist weder etwas hinzugekommen, noch verändert, noch auch nur scenisch etwas versezt worden, sondern das Werk nur hie und da abgekürzt, daß für die Bühne durchaus sich nicht Eignende hinweggelassen und in der Scenerie Einiges anders angeordnet worden. Und so geschah es auch mit Recht; denn es müßte ein zweyter Göthe seyn, der den Faust eigentlich Bühnengerecht gestalten wollte. Es ist gut, wenn das, was nur Bruchstück ist, auch als solches erscheint und sich dadurch gleich selbst der Standpunkt feststellt, aus welchem es angesehen werden muß. Dieß hat auch Tieck in dem Prologe, den er zur Geburtstagsfeyer Göthe's schrieb, sehr gut entwickelt, und diese Dichtung leitet sehr passend das Ganze ein. Aus einem Portale eines Tempels tretend, sprach ihn die Poesie, welche zuerst Göthe's Verdienste um Dichtkunst schilderte, dem ruhmgekrönten Greise an dem heutigen Feste Heil zurief, und dann in dem Namen der Darsteller redete, die sich vermessen, „diesen Katarakt in den engen Bühnenraum zu lenken.“

Dem. Fournier sprach den in weiblichen Reimen geschriebenen, für den Vortrag sehr schwierigen Prolog äußerst brav, und die poetischen Beziehungen und Erhebungen desselben traten in das ansprechendste Licht. Allgemeiner Beyfall ertönte auch am Schlusse desselben; doch wäre wohl zu wünschen gewesen, daß nun ein besonderes Lebehoch für den hohen Greis erklungen wäre, was aber nicht geschah, dagegen es dem Vernehmen nach in Leipzig der Fall gewesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 227.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. September 1829.

Dieß alles mag mir wohl ganz gut und artig heißen;
Doch lieber wollt' ich wohl unwissend seyn und blind,
Als so gebildet, wie gewisse Leute sind.

Molière.
Les femmes savantes.

Die Visionen.

Von Lautenbacher.

Um den runden Theetisch saßen
Eines Abends unsrer dreyzehn:
Sieben Fräulein, blaß und schmächtig,
Mit so welken blauen Augen
Wie Vergißmeinnichte Clauren's;
Und vier Jünglinge dazwischen
Eingeschichtet, gleichsam Stäbe
Von senkrecht stalaktisirten
Seufzern, dr'an sich jene sieben
Geisblattranken zärtlich schmiegten;
Auf dem Kanape die Hausfrau
Strahlt' im flammengelben Taffet,
Wie die breite Sonnenscheibe,
Sitzend im Zodiakus
Ihrer Thiermenagerie,
Ueber Wassermann und Jungfrau
Ihre Strahlen prächtig ausgießt.
Um die Unglückszahl zu füllen,
Saß ich da, ich Unglückseel'ger,
Stumm wie Fisch und dumm wie jenes
Laun'gen Hornungs Hörnerträger.
Ganz gelähmt war mir die Zunge,
Und die vier erst jüngst gekommnen
Dort aus jenem heil'gen Lande,
Wo der großen Geister Nordlicht
Zu uns armen Lappen herstrahlt,
Redeten — o wie geläufig!
Von Gemüth' und Wachtparaden,
Wo wattirte Offiziere,
Schlank und stachelig wie Wespen,
Zu Berlin am Opernplatze
Auf die Polsterbrust sich schlagen
Und bey ihrer Ehre schwören:
„Clauren ist ein schöner Dichter!"
Wie geläufig sie da sprachen
Von den Theesdansants und Shakspear,
Von Liqueurs und Hegels Schriften,
Von dem Staub-Athen des Nordens,
Wo der Witz auf Schnellpost reiset,
Wo man Zuckerwasser trinkt und
Mystisch weint die bittern Thränen.
Und so oft die holden Knaben
Rührig mit Quecksilber Zungen
Von Fouqué und Frauenzüchten,
Minnequal und Sehnsucht sprachen,
Seufzten tief die sieben Fräulein,
Und die gute Hausfrau ächzte,
Sah bald auf die Theemaschine,
Die so unnatürlich lange
Nicht zum Kochen war zu bringen,
Bald auf mich, der mitten unter
Diesem Thau- und Frühlingswetter,
Voll Gemüthes Duft und Blüthe,

Starr und eingefroren dasaß.
Denn bey all der süßen Wärme
Runzelten sich die Gedanken
Mir wie Obst am Trockenofen,
Und ich fühlte mit Entsetzen,
Wie im Kopf sich mir die Bilder
Immer mehr und mehr verholzten.
Unaufhaltsam zogen Dinge,
So ganz nüchterne, alltägliche,
Abgetrag'ne durch den Sinn mir.
Alles Sträubens ungeachtet,
Konnte ich mir nicht verwehren,
An Hanswurst und Pfeffernüsse,
Stubenfegen, Ofenheizen,
An den Polizey-Anzeiger,
Glanzwichs', aufgehängte Wäsche,
Und an dieß und das zu denken,
Was nur eine Zunge brauchte
Auszusprechen, und in Krämpfen
Stürzte hin die schöne Sieben.
Ach, und meine Augen blieben,
Wie behext von Schlangenzauber,
Starr auf einen Punkt geheftet,
Auf des einen Jünglings Tasche,
Welche halbversteckt ein Heftchen
Goldgeränderten Papieres
Sehen ließ — und welch Entsetzen! —
Nach den kleingehackten Zeilen
(Sah ich recht es waren Verse)
Stack in der verwünschten Tasche
Selbst das Fratzenhaupt der Gorgo,
Stack darin ein Basiliske,
Eine Kriminalsentenz,
Die aus neun und neunzig Gründen
Mich verdammte, Hegels Schriften
Zweymal wörtlich abzuschreiben —
Ruhig hätt' ich hingesehen
Und als Mann und Christ gelitten.
Doch daß dort vielleicht ein Zuchthaus
Voll von Schicksalshelden paßte
Auf den Wink, hervorzubrechen,
Daß aus der Pandorenbüchse
Dieser Tasche ein Cardenio
Lauerte, um sich und uns
Mit dem mollig trüben Tranke
Herz und Magen zu verderben,
Daß ein Theegetränkter Shakespear,
Wie der Prügel in dem Mährchen,
Aus dem Rocke fahren konnte,
Unbarmherzig uns zu walken —
Alles dieß, wer konnt' es denken
Und sich im Verzweiflungsgrimme
Nicht in schmutzige Tavernen
....scher Tragödien wünschen,
Um mit Fuseltrunknen Flüchen
„Jenen Wahnsinn zu verwünschen,
Dessen Macht aus Eselsohren,
Löwenzähnen, Stubenkehrigt
Sich die Welt zusammenwürfelt?"
Und schon spitzete die Hausfrau
Ihren Purpurmund zum Mündchen,
Jenem freundlich zugewendet,
Um zu sagen: O mein bester,
Zu bescheiden macht Sie grausam.
O warum uns vorenthalten
Den Genuß von Ihren Blättern
Für Gemüth und Geist? O sicher
Birgt uns neidisch Ihre Tasche
Einen Perlenschatz von Rührung.
Ach, wir bitten! — Sagt doch Goethe,
Unser großer Dichterkönig:
Dichter lieben nicht zu schweigen.

Kaum noch war das Wort gesprochen,
Fuhr die Hand mit Blitzesschnelle
Nach der unheilschwangren Tasche,
Und schon rauscheten die Blätter
Mir in's Ohr, wie einst die Stimme,
Die mit Donnerschall den Seher
Hieß das bitt're Büchlein essen.
Schon begann der Dichter also:
„Auf den Mauern von Sevilla
Stand Alonso von Henarez,
Don Alonso von Henarez
Auf den Mauern von Sevilla" —
Und verzweifelt blickt' ich aufwärts,
Betete im Stillen also:
Unter dreyzehn, glaubt die Sage,
Die an Einem Tisch gesessen,
Stirbt in Jahresfrist der Eine.
O Verhängniß, Schicksal, Fatum,
Muse unsrer Tragödien,
Die aus leerem Stroh und Lumpen
Uns der Rührung Zucker siedet,
Die aus Hunden, Katzen, Paria's,
Russischen Leibeig'nen, Narren,
Märtyrer und Helden knetet,
Höre mich in dieser Stunde!
Sieh, ich weihe Dir mein Haupt,
Geb' es willig Dir zur Sühne,
Laß durch Gift, durch Dolch und Kolik
Mich als Jaromir, als Hugo
Oder sonst erbärmlich sterben,
Oder auch durch Magnetismus,

Durch Homöopathen fallen,
Doch nur schnell und jezt vollende! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Zweytes Gesicht und Heraustreten aus sich selbst.

Drey Tage lang nach einander vor dem Tode ihres Vaters, der am 2ten Mai 1828, Abends 8 Uhr erfolgte, und von dessen Krankheit man damals hier noch nichts erfahren hatte, sah Frau H., die Seherin von Prevorst, zu verschiedenen Tageszeiten in wachem Zustande einen Sarg vor ihrem Bette stehen, der mit einem Leichentuche, auf dem ein weißes Kreuz lag, bedeckt war. Sie erschrack darüber sehr und bekam das beunruhigende Gefühl, daß ihr Vater krank seyn müsse, oder gar gestorben sey. Ich tröstete sie damit, daß es ja auch eine andere Person bedeuten könne, und daß sie ja nur einen Sarg, aber nicht das Bild des Vaters in ihm gesehen, worauf sie selbst sagte: sie wisse dieses Gesicht allerdings selbst nicht recht zu deuten, indem dieß das erstemal sey, daß ihr ein mit einem Leichentuch bedeckter Sarg erscheine; sonst sey ihr nur ein offener Sarg erschienen, in den die Person, die eine Krankheit getroffen, geschaut habe, oder sie habe vor dem Tode einer Person dieselbe als Leiche im Sarge liegen sehen; was ein mit einem Leichentuch bedeckter Sarg bedeute, wisse sie nicht, doch habe sie das bange Gefühl, als betreffe dieß Gesicht ihren Vater.

Am 2ten Mai Morgens kam die Nachricht hieher, daß ihr Vater an einer Lungenentzündung seit einigen Tagen sehr krank liege. Abends 8 Uhr an diesem Tage verfiel Frau H. in magnetischen Schlaf und sagte in diesem: „soll ich nachfühlen, wie es mit ihm steht?“ Dann machte sie mit den Armen die gewöhnliche Bewegung, die sie macht, wenn sie im magnetischen Hellsehen aus sich geht, fuhr zusammen und sprach dann: „Heiliger Gott! soll ich sagen was ich sah? Nein, ich will es unterdrücken, ich will es wach noch nicht wissen, Gott helfe mir! Man erwecke mich sogleich, und nach drey Minuten schlafe ich wieder.“ Dieß geschah, und während des zweyten Schlafes betete sie dann nur stille und sprach auch von ihrem Vater nichts mehr. Am 3ten Mai kam die Nachricht, daß ihr Vater am 2ten Mai Abends gestorben sey, hieher.

Dreymal sah Frau H. auch im wachen Zustande ihre Schwiegermutter vor einem Sarge stehen und über den Sarg hinsehen. Sieben Tage nachher erkrankte diese Frau sehr, erholte sich aber wieder.

Zweyte Gesichte der Art sah Frau H. öfters. Sah sie Menschen gestorben in einem Sarge, so bedeutete das ihren Tod, wie dieß früher bey ihrem Großvater der Fall war. Sah sie sie lebend in einem Sarge, so bedeutete das eine sehr gefährliche Krankheit, und sah sie dieselben neben einem Sarge stehen, so deutete dieß auf baldige Krankheit überhaupt. Daß der Frau H. vor dem Tode ihres Vaters ungewöhnlicher Weise ein mit einem Tuche bedeckter Sarg erschien und sie nicht die Leiche selbst sah, erklärte ich mir damit: daß ihr der Anblick des Vaters als Leiche im wachen Zustande aus Schonung nicht werden sollte.

An dem oben erwähnten 2ten Mai, gegen 9 Uhr Nachts, verfiel Frau H. ungewöhnlicher Weise wieder in magnetischen Schlaf, in dem sie wieder aus sich hinausgeführt wurde. Da rief sie: „ach Gott!“ Dieses Wort „ach Gott!“ aber tönte wie gehaucht. Sie erwachte wie unter dem Ausrufen dieses Wortes und sagte: sie habe sich wie doppelt gehört, als hätten zwey aus ihr gesprochen. Nachts 10 Uhr, ehe sie in natürlichen Schlaf verfiel, sagte sie in schlafwachem Zustande: „Gott! du hast ihn nun an deiner Hand, er schläft sanft bey dir!“ Am 3ten Mai, Mittags 11 Uhr, kam, wie oben gesagt, die Nachricht, daß ihr Vater am 2ten Mai Abends 8 Uhr zu Oberstenfeld verschieden sey. Am 2ten Mai Abends 9 Uhr, zur gleichen Stunde, wo Frau H. im schlafwachen Zustande gleichsam aus ihrem Körper getreten war und jenen Ausruf gethan hatte, hörte Dr. F. von Botwar, der als Arzt des Verstorbenen noch im Zimmer zu Oberstenfeld (vier Stunden von Frau H.) nächst der Kammer, in der die Leiche lag, mit einem Oheim der Frau H. anwesend war, in jener Kammer, in der sich keine Seele befand, die Worte: „ach Gott!“ einigemal vernehmlich tönen, so daß er sogleich in die Kammer ging und nachsah, aber nur die stumme Leiche fand. Der Oheim der Frau H. hörte nichts; Dr. F. schrieb mir hierüber Folgendes:

„Nach meiner Ankunft zu Oberstenfeld fand ich den Hrn. W. bereits todt, hörte aber, als ich mich im Wohnzimmer befand, das an ein Nebenzimmer, in dem der Todte war, grenzt, gegen 9 Uhr Nachts ganz deutlich eine Stimme (wie mir schien, die Stimme des Verstorbenen) in jenem Nebenzimmer, wo Niemand als dieser war, „ach Gott!“ rufen. Erst auf das drittemal, da ich diesen Ruf hörte, ging ich in das Zimmer, indem ich vermuthete, Hr. W. sey vielleicht nur scheintodt; denn ich konnte nicht anders glauben, als es sey dieser Ruf von ihm gekommen. Ich besichtigte deßwegen den Todten ganz genau, weilte auch noch eine Stunde länger und versicherte mich von seinem völligen Tode.“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beschluß.)

Zu weitläuftig würde mein Bericht werden, wollte ich mit kritischem Auge in die Einzelnheiten der Darstellung des Faust selbst mich versenken, da so unendlich reicher und anziehender Stoff dazu vorliegt. Es genüge hier, die Hauptcharaktere flüchtig zu berühren. Faust ward von Hrn. Devrient dargestellt, und allerdings besitzt der Künstler, der vor Kurzem noch den Lear mit großem Erfolge gab, die nöthige Vielseitigkeit für eine Rolle, die in den ersten Akten einen tiefdenkenden Lehrer in bereits vorgerückten Jahren, und in den lezten alle Gluth eines jugendlichen Liebhabers fordert. Und doch möchte ich die erste Hälfte seiner Darstellung für die gelungenere anerkennen, da er in der zweyten in eine gewisse Manier plastischer Extravaganzen verfiel, welche manche übrigens gut angelegte Scene störten. Einen trefflichen Darsteller erhielt „der Geist, welcher verneint," in Hrn. Pauli. Maske und Haltung, Deklamation und Mienenspiel waren gleich angemessen. Der Künstler führte diese höchst schwierige Rolle aus einem Gusse durch, und nur in der ersten Scene des fünften Aktes vergaß er sich zur Heftigkeit und einem in lautem Geschrey sich kundgebenden Zorne, der gänzlich außerhalb des Charakters — wenn man so von einem Geiste sprechen kann — des Mephisto liegt. Doch bereits in der zweyten Vorstellung war dieser Fehler bey weitem gemildert. Besonders trefflich ward von ihm die an Witzfunken und kecken Blicken in die Tiefe der Wissenschaften übersprudelnde Scene mit dem Schüler gegeben, wo kein Wort bedeutungslos verhallte. Mit gleichem Lobe kann von Dem. Gley als Gretchen gesprochen werden. Stellte sie in den ersten Scenen ihrer Rolle ganz das einfache, ruhige, fast „schnippische" Mädchen, wie Faust sie selbst nennt, uns vor Augen, so war der Uebergang zu Gefühl und aufkeimender Liebe in den folgenden Scenen nicht minder wahr und treu geschildert. Im höchsten Grade aber gelang ihr die höchst schwierige Scene im Kerker, welche dadurch noch um so schwieriger ward, daß bey der Anordnung des Stücks die für Gretchens innern und äußern Zustand so bedeutungsvolle und wichtige Scene vor der Mater dolorosa weggeblieben war. Schauer durchrieselte oft in der lezten Scene die Zuhörer, und dann drang wieder die Thräne des Mitleids aus jedem gewöhnlich auch noch so trockenen Auge. Alle übrigen kleinern Rollen waren zum Theil gut, mindestens nicht störend besezt. Nach alle dem kann man der obern Behörde wie den Darstellern selbst nur herzlichen Dank bringen für ein so kühnes und so gut gelungenes Unternehmen. Wir werden bald vernehmen, wie es sich in Leipzig und Weimar gestaltet hat. Außerdem bot die Bühne wenig Interessantes.

Enslins Zimmerreise war während der Zeit sehr besucht. Er hat seinen früher aufgestellten Panoramen noch eins von Konstantinopel hinzugefügt, das besonders in gegenwärtiger Zeit die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In der That sind alle diese Aufstellungen mit einer Wahrheit und richtigen Auffassung behandelt, die den Zuschauer ganz an Ort und Stelle versezt und das deutlichste Bild gewährt. Eine wahrsagende Holländerin zog auf dem Feste des Vogelschießens die Aufmerksamkeit auf sich, und in der That leistete sie Staunenswerthes. Wenigstens konnte bey dem sorgfältigsten Aufmerken und den verschiedensten Versuchen, die Art und Weise ihres Zusammenhanges mit dem Manne, der sie zeigte und die Fragen an die Beschauenden richtete, auf welche sie antwortete, nicht gefunden werden. Die Idee der Bauchrednerey, welche Viele als Erklärung aufstellten, reichte keineswegs aus. Schade, daß das Lokal, in welchem sie sich sehen ließ, für einen Tempel der Pythia ein so ganz unpassendes war. Auch haben sich die steyermärkschen Alpensänger Schweizer und Lauser einigemal hören lassen und mit ihrem Jodeln und Zitterspiel Beyfall gefunden. Fast werden aber solcher Naturſänger zu viele, und das Natürliche verliert durch dieses Umherziehen nothwendig seinen ächten Stempel.

Die Kunstausstellung ist eröffnet und mit ihr die der Industrieprodukte, über welche ich Ihnen nächstens eine Mittheilung machen werde.

London, September.

(Fortsetzung.)

Diese Maschine war es, welche am 28. Juli die Reise von Crauford Bridge nach Bath unternahm. Sie zog einen leichten Wagen mit vier Personen. Nicht weit von Colnbrook, wo man eine neue Brücke über den Coln baut, stieß sie mit einem Eilwagen zusammen und beyde Theile litten einigen Schaden. Doch sezten dieselben nach einem viertelstündigen Aufenthalte gegenseitig ihre Reise fort. Der Bericht versichert, daß der Dampfwagen bis Reading 41 Fuhrwerken und 6 einzelnen Pferden begegnet sey, ohne daß ein einziges Pferd, außer denen am oben erwähnten Wagen, davor scheu geworden, daß aber jener Zufall eben so leicht bey jedem andern Wagen hätte statt finden können. Die Gesellschaft erreichte Melksham, welches 12 engl. Meilen diesseits Bath liegt, um 8 Uhr Abends. Sie waren bis dahin in neun und einer halben Stunde gefahren, die Zeit des Aufenthalts mitgerechnet, und diese war nicht gering, da sie zum wenigsten alle 4 Meilen Wasser einnahmen, das sie oft aus Pfützen in den nahen Feldern zu schöpfen hatten, und der Kohlenvorrath auch nirgends bereit lag. Die gewöhnliche Schnelligkeit war 10 Meilen die Stunde, wobey die Pferde einer zweyspännigen und einer vierspännigen Kutsche, welche sie begleiteten, beständig in gestrecktem Galopp erhalten wurden, während der Dampfwagen nur ⅓ seiner Kraft und nur auf eines der Hinterräder wirken ließ. Zu Melksham war eben Markt und es waren daselbst eine Menge Fabrikarbeiter versammelt, welche bekanntlich ihre Noth den Dampfmaschinen zuschreiben und daher jeder Ausdehnung dieser gigantischen Kraft gram sind. Dieses Gesindel griff die Reisenden mit Steinwürfen an, wodurch mehrere derselben verwundet wurden. Man brachte also die Wagen in der Nacht in Sicherheit und ließ sie am folgenden Morgen unter Polizeybedeckung nach Bath abgehen. Am 1. August waren die wenigen Beschädigungen, welche die Maschine erlitten, ausgebessert und es wurden einige Versuche damit in der Stadt angestellt, welche allgemeine Bewunderung erregten. Am 3. ließ Gurney, um sich nicht zu Melksham neuen Feindseligkeiten auszusetzen, sich mit Pferden bis 6 Meilen von Devizes bringen, von wo er erst wieder den Dampf benuzte. Die Maschine mit dem angehängten Wagen fuhr in Gegenwart vieler Zuschauer, ohne anzuhalten, den sehr steilen Berg bey Devizes in dem Zeitverhältniß von 5 bis 6 Meilen die Stunde hinan. Im Ganzen legten sie 82 Meilen, allen Aufenthalt mit eingerechnet, ohne den geringsten Zufall in 11 Stunden zurück. Kein einziges Pferd scheute vor dem Wagen, und die Reisenden fühlten sich so sicher, daß sie oft auf dem Wege schliefen. Es regnete Nachmittags stark, aber dieß hatte keinen Einfluß auf die Maschine.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. September 1829.

Hätt' ich drey Ohren, dich nur hört'en sie.

Shakespeare's
Macbeth.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Herr W. starb an einer Lungenentzündung und Lungenlähmung, wo auch im Scheintode von ihm kein Schrey mehr zu vermuthen war, aber für denjenigen, der diesen Schrey nun einmal hörte, da sich sonst keine Person um ihn befand, nicht anders als von ihm ausgegangen angenommen werden mußte. Auch aus einem andern Zimmer, z. E. dem, wo der Sohn sich aufhielt, konnte dieser Ruf nicht gekommen seyn, da die Kammer, wo die Leiche lag, von jenem Zimmer zu entfernt ist, der Sohn auch in diesen Stunden nur in tiefem Schmerz verstummt war, und sich in keine laute Klage zu ergießen vermochte.

Frau H. sprach sich später hierüber also aus: „durch Gram und das Nachdenken über das Krankseyn meines Vaters, durch die Ahnung seines Todes und den Wunsch im Augenblicke zu wissen wie es mit ihm wäre, wurde ich so angestrengt und augenblicklich in den Zustand versetzt, daß meine Seele mit dem Nervengeiste außer mir dahin gehen konnte, aber sie ging mit dem vom Geist gekommenen Wort: „ach Gott!“ dahin. Mit dem Hauche: „ach Gott!“ trat die Seele heraus, und dieser Hauch trat in die Seele und offenbarte sich dort, durch den Nervengeist und die Luft wiederholt. Bey ihrem Zurücktreten hauchte die Seele noch einmal diesen Ruf aus, der dann auch hier gehört wurde, mir aber war es als hört' ich ihn doppelt, weil es im Moment des Zurücktretens geschah. Jenen ganzen Tag war ich in den fernen Arzt meines Vaters auf's Stärkste eingedrungen: daß ihm Gott ein Mittel zur Rettung des Vaters eingeben möchte, und dieß war besonders der Fall, ehe meine Seele so hinaustrat, daher es wohl kam, daß auch er meinen Ruf allein vernehmen konnte.“

Da ich (und dieß war schon ein Jahr vor dem Tode ihres Vaters) von ihren Eltern erfahren hatte, daß sie in ihrem frühern magnetischen Zustande fähig war, sich einer, zwar im Orte, aber in einem andern Hause wohnenden Freundin, während sie in ihrem Hause im Bette lag, nächtlich durch Anklopfen, wie man es von Sterbenden sagt, kund zu geben, so fragte ich sie im Schlafe (schon ein Jahr vor obiger Geschichte): ob sie nicht auch im Stande wäre, uns anzuklopfen, und wie weit sie dieß thun könne? Sie sagte: „ich werde es einmal thun, der Geist fragt nach keinem Raume, dieß geschieht mit dem Geiste.“ Als wir nun einen Tag nachher, Nachts 11 Uhr in unserem Hause, das von ihrer Wohnung mehrere Häuser entfernt war, zu Bette gegangen waren, und Dienstboten und Kinder schon fest schliefen, wir aber noch wachten, so klopfte es auf einmal wie über unserm Haupte in der Luft des Zimmers. Dieß wiederholte sich im Zwischenraume von einer halben Minute sechs Mal, so daß wir jedes einzelne Klopfen genau hören, und über dessen Art nachdenken konnten, bis wieder ein neuer Schlag geschah. Es war ein hohles und doch helles Klopfen, sanft und doch äußerst vernehmbar. Wir versicherten uns auf's Bestimm-

teste, daß es von Niemand gestissentlich hervorgebracht wurde, wie auch rings um uns Niemand war, und über uns ein eingeschlossener Boden ist, in dem sich kein Mensch befand. Auch steht unser Haus ganz einsam und frey, und hat kein anderes Haus zur Nachbarschaft. Im magnetischen Schlafe am nächsten Abend fragte sie uns, ohne daß wir gegen sie oder Andere von jenem Klopfen etwas berührt, ob sie uns bald wieder anklopfen solle, was ich aber, da sie hinzusezte daß es ihr schade, ablehnte.

Sie versicherte mich später einmal: dieses Klopfen sey mit dem Geiste und der Luft, nicht mit der Seele geschehen, und zwar durch den festen Willen in tiefem magnetischem Zustande. Jener Ruf aber bey der Leiche ihres Vaters sey durch Heraustreten ihrer Seele mit dem Nervengeiste geschehen, was durch Kummer und Sehnsucht veranlaßt worden.

Wir werden uns über eine solche Erscheinung nicht wundern, wenn wir wissen, daß Menschen in solchem magnetischen Zustande schon entfernten Freunden selbst zu erscheinen fähig waren, und hieher reiht sich die so häufig gemachte Beobachtung, daß Sterbende, im Momente des Sterbens, wenn vielleicht die Seele noch im Körper, der Geist aber schon frey war, nicht allein durch Zeichen wie Klopfen, sondern durch wirkliches Erscheinen im Bilde, Freunden, an die sie noch ein Verlangen hatten, sich offenbarten. So erschien meinem Freunde, Dr. S. zu Heilbronn, eine zwey Stunden von ihm entfernte Verwandte im Momente ihres Sterbens, und dem Oehringischen Leibmedicus, Dr. O. erschien, im Momente des Sterbens, sein akademischer Freund, ein Prinz von Hohenlohe, der eine Schußwunde am Schenkel erhalten hatte, zu Ulm amputirt wurde, und daselbst starb. Eine auffallende Geschichte, für deren Wahrheit ich sehr respektable Bürgen anführen könnte, ist auch folgende: Herr Juwelier Hübschmann von Stuttgart hatte einen Vater im Voigtland und einen Bruder zu Straßburg. Es geschah daß eines Morgens mit Tagesanbruch Herrn Hübschmanns Kinder auf einmal ausriefen: „der Großvater, der Großvater ist gekommen!“ an welchem Freudenrufe Herr Hübschmann erwachte, sich umsah, aber nirgends den Vater erblicken konnte. Als er die Kinder zur Rede stellte, was sie zu diesem Ausruf veranlaßte, versicherten sie ihm auf's Bestimmteste: der Großvater sey ja an ihnen vorübergegangen, aber nun wüßten sie selbst nicht, wo er auf einmal wieder hingekommen. Es verflossen mehrere Tage, da erhielt Herr Hübschmann einen Brief von seinem Bruder in Straßburg: wie er eines Vorfalls wegen um den Vater im Voigtland sehr besorgt sey, und ob der Bruder von ihm keine Kunde habe? Als er nämlich (er bezeichnete Tag und Stunde, und es war Tag und Stunde, wo Herrn Hübschmanns Kinder jenen Ausruf thaten) mit Tagesanbruch in seine Werkstätte gegangen, sey ihm in derselben der Vater entgegengekommen, bis er ihn aber begrüßt, sey er wieder aus seinen Augen verschwunden, woran er erkannt habe, daß diese Erscheinung wohl nur sein Geist gewesen, und er gestorben seyn werde. Acht Tage nachher wurde Herr Hübschmann vom Voigtlande aus vom Tode seines Vaters benachrichtigt. Er starb mit Tagesanbruch an jenem Tage, wo er zu Stuttgart den Enkeln, zu Straßburg dem Sohne erschienen war.

Jean Paul sagt: „Könnte nicht der Magnetismus einiges Tageslicht auf den nächtlichen Larventanz der sogenannten Geistererscheinungen fallen lassen? Diese erschienen nämlich so oft in der Sterbestunde, und meistens vor Geliebten; so z. B. die wunderbare von dem sonst bezweifelnden Wieland ohne Bezweifeln erzählte in seiner Euthanasia. Wie nun, wenn der Aetherleib, welcher im Sterben frey und unter dem Niederfallen des schweren Nachtkleides der Erdnacht aus einem Seelenflor zum Brautkleide des Himmels wird, wenn dieser, welcher schon vorher so seltsam den gemeinen Raum durchdringende Verknüpfungen mit geliebten Personen vollendet, ein Wunder der Erscheinung verrichtet, das am Ende doch nicht viel größer wäre als die früher umgekehrten Wunder, daß der Hellseherin entfernte Personen sichtbar sind, oder gegenwärtige ohne Berührung des Arztes unsichtbar, oder daß der abwesende Arzt mit bloßen Gedanken ihren fernen Körper einschläfert?“

Eine Erscheinung etwas anderer Art ist folgende: Dr. Bardili, ein talentvoller junger Mann, begab sich aus seinem Vaterlande Würtemberg nach Amerika. Er widmete sich hauptsächlich dem Studium der Sprachen und Mathematik, und nach dem Zeugnisse seiner Freunde glaubte er an geistige Dinge, wie die hier berührten, nicht sehr. In dem lezten Briefe, den er an seine Verwandten nach Würtemberg schrieb, und der noch bey diesen nachzusehen ist, sagt er: „es geschah mir kürzlich das Sonderbare, daß mir mein Freund Elwert (der vor neun Jahren in Würtemberg starb), erschien und zu mir sagte: du stirbst nun auch bald. Die Zeit hatte in mir das Bild meines Freundes ganz verwischt, aber in dieser Erscheinung stand es wieder ganz lebendig vor mir, und mein Verwundern vermehrte sich noch, als ich nachher fand, daß mein Freund vor neun Jahren gerade an dem Tag starb, an dem er mir nun erschien.“ Dieß war Bardili's lezter Brief ins Vaterland; denn bald darauf erfolgte ganz unerwartet sein Tod.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Visionen.

(Fortsezung.)

Da auf einmal fing es seltsam
In der Büchse an zu summen,

Die den grünen Thee verwahrte:
Dseh-swih, dseh-swih, juh-geh, sih-jang,
Puh-chau dseh-swih, ni-leb, shih-al. *)
Und mit Staunen horchten Alle
Nach den wunderlichen Tönen,
Und die Hausfrau hob mit Schrecken
Schnell den Deckel von der Büchse.
Sieh da, aus dem Theegerölle
Tauchten zwölf geschorne Köpfe,
Glatt und glänzend wie Favence,
Nur vom spitzen Scheitel hingen
Ihnen dünne Rattenschwänzchen.
Und im Augenblicke schwangen
Alle zwölf sich aus der Büchse,
Standen auf des Tisches Teppich
Mit den kurzen, schiefen Beinchen,
Weitbehost, in Schnabelschuhen,
Ihre spitzgewölbten Bäuche
Eingehüllt in seidne Stoffe
Bunt von Papageyenfarben,
An den Aermeln, an den Ecken
Ihrer Kleider Silberglöckchen,
Die sich hellerklingend rührten.
Hundertmal verbeugten Alle
Die mahonibraunen Köpfe
Mit den schmalen Augenritzen,
Daß die umgeschwung'nen Zöpfe
An die gelben Schuhe rührten.
Sieben Fräulein schienen es,
Die auf ihren Pferdehüschen
Kaum zu halten sich vermochten,
Und aus ihren weiten Aermeln
Spannenlange Fingernägel
Schön vergoldet sehen ließen;
Eine achte, die der Jahre
Herbst zu einer Art von gelbem
Flaschenkürbis aufgetrieben,
Schien die Ehrenhut der jungen.
Doch so niedlich und aimabel
Sah man nie dragantne Ritter
Selbst im Frauentaschenbuche
Als die vier, die zum Geleite
Dieser schönen Frauen dienten.
Sicher hätte Clauren selber,
Unser Unterröckchenschneider,
Aus dem Toilettenkästchen
Seines Kopfs die Paladine
Nicht mit feineren Gewändern,
Unschätzbarern Fingerringen,
Köstlicheren Busennadeln,
Weiß'rer Wäsche ausstaffiret.
Unter ihnen nahm die breite
Feuerfarbige Melone
Jezt das Wort und sprach, wie folgt:
„Fern in China, dem der Himmel
Fieberrinde, Bambusstöcke
Thee und folglich auch Gemüth
Und Empfindsamkeit verliehen,
Lasen wir jüngst Claurens Schriften,
Die dahin gekommen waren
Als Emballotage von Strümpfen,
Von Kattun, baumwollnen Zeugen
Und dergleichen Stoffen, welche
Uns der Durst des Abendlandes
Für gebrühten Thee verhandelt.
Da zum erstenmale lernten
Wir den Zug des Herzens kennen,
Hörten wir in diesen Tagen
Negligé, Gemüth und Unschuld
In den hellen Sternennächten,
Auf der Gracbank süße tändelnd,
Etwas Schelmerey und Tugend
So viel Glück in Deutschland machen,
Daß millionenreiche Prinzen
Von der Wachtparade laufen,
Um sich Mimili's zu suchen.
Und so sind wir hergekommen
Aus dem fernen China-Lande
Diese sieben schönen Fräulein
Töchter unsres Kaisers Ging-Gang,
Diese Prinzen, seine Söhne,
Und auch ich die Gouvernante,
Um mit ein'gen Milliönchen
Irgend wo hier im Romane
Eine Unterkunft zu finden.
Schwer war uns die Flucht geworden
Aus dem großen Land der Mitte,
Aus dem mauerumschlossnen Lande,
Wo der schlanke Bambus sproßet
Ein offizinelles Kraut
Gegen jegliche Romantik.
Eines Abends stahlen wir,
Heimlich uns in ein Gewölbe,
Wo mit Thee gefüllte Ballen
Schon bereit zur Abfahrt lagen,
Oeffneten die Nath behutsam
Eines Ballen und begruben
Uns, nachdem wir sie von innen
Kunstreich wieder zugeschnüret
In der Blätter duft'ge Tiefe.
So im Sacke, Embryonen

*) Liebhabern des Chinesischen, denn das ist di er Zauberg esang, diene etwa folgende freye Uebersetzung: He es Wasser, heißes Wasser brühe uns zwölf für unsere Liebe!

Eines künftigen Romanes
Hat man uns als Contrebande
Ausgeschwärzt, und T'hiens Fügung
Ließ uns fühlende Gemüther,
Gleichgestimmte Seelen finden,
Daß wir der Gefahr entgingen,
Nach so viel bestand'nen Leiden
Hier am Ziele unsrer Sehnsucht
Ueberglüht noch umzukommen!"

Hier vermochte die Gesellschaft
Sich nicht länger mehr zu halten,
Und die übervollen Herzen
Strömten aus in lautem Jubel.
„O willkommen uns, ihr Theuren!"
Riefen wie mit Einer Zunge
Alle Zwölf und flogen stürmisch
An die Brust der zwölf Chinesen.
„O willkommen uns, ihr Theuren!
Die dem Zug des Herzens folgend
Hier die gleichgestimmten Seelen
Aufgefunden. O wie lange
War auch uns in süßer Ahnung
Euer Bild schon aufgegangen!
Kommt und laßt vereint uns weinen,
Süße Sehnsuchts-Thränen weinen,
Und bey einer Tasse Thee
Uns in Lieb' und Andacht schwärmen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Es ist also entschieden, daß Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen fortzubewegen sind, ohne daß steile Anhöhen ihnen ein Hinderniß entgegen setzen. Der sinnreiche Erfinder hat nichts mehr zu fürchten, als Bosheit und Neid; aber auch diese müssen in einem Lande bald verschwinden, wo die Presse so großen Einfluß hat wie hier, und wahrhaft nützliche Erfindungen unfehlbar unter ihren Schutz nimmt. Welche Wirkung aber die allgemeine Einführung solcher Wagen haben wird, ist nicht leicht zu berechnen: viele Menschen, die vom Pferdehandel und der Bedienung der Pferde leben, werden dadurch verlieren, der Pferdezüchter wird andere Thiere ziehen müssen und der Boden, der jetzt für das Futter von Thieren benutzt wird, wird zur Nahrung von Menschen angebaut werden. Die wichtigste Folge aber wird die Ausbreitung des Reichthums und die genauere Verbindung zwischen Stadt und Land, der Hauptstadt und den Provinzen seyn.

Das letzte Stück des United Service Journals enthält einen sehr interessanten Aufsatz über die mannichfaltigen Mittel, welcher sich Soldaten in der englischen Armee bedienen, theils, um blos ihren Abschied zu erhalten, theils auch und zwar am häufigsten, um sich einer Pension zu versichern, nämlich künstliche Augenkrankheiten und Blindheit auf einem Auge, verstellte Taubheit, Blödsinnigkeit und Wahnsinn, rheumatische Schmerzen, Lähmung, fallende Sucht, falsche Geschwülste und Geschwüre u. s. w., und endlich wirkliche Verstümmelung. Der Aufsatz gibt in dieser Beziehung einige merkwürdige Beyspiele von der Gewalt des Willens selbst bey den rohesten Menschen, woran man erkennt, wie der Mensch, um Einem wirklichen oder vermeinten Uebel zu entgehen, sich freywillig den größten Uebeln zu unterwerfen vermag, die ihm sonst vielleicht schlimmer als der Tod erscheinen würden. So waren zu Anfang des Jahres 1828 in dem Invalidendepot zu Chatham 33 auf Einem Auge Geblendete, von denen 13 zu Einem Regimente gehörten. In diesem Regimente waren die Augenkrankheiten früher sehr häufig, bis der Arzt den damit Befallenen den Kopf fortwährend in eine Art von blechenem Helm schließen ließ, der es den Patienten unmöglich machte, den Augen nahe zu kommen. In Kurzem waren Alle geheilt und die Krankheit verschwand gänzlich aus dem Korps. Während eines der Kriege in Indien zeigte sich ein Soldat so völlig gelähmt auf einer Seite, daß die Aerzte, von dem Ansehen getäuscht und da sich keine Gelegenheit fand, ihn in den Rücken der Armee zu schicken, 9 Monate lang auf einer Trage mit dem Regiment herumschleppen ließen. Im Hospital aber entdeckte man nachher den Betrug und stellte es ihm frey, den folgenden Mittag zu seiner Pflicht zurückzukehren oder sich einem Kriegsgericht zu unterwerfen; er besann sich nicht lange und war in wenigen Stunden frisch und gesund auf den Beinen. Die Beharrlichkeit eines Mannes, Namens Pigott, ist überaus merkwürdig. Im März 1828 trat er zu Limerick in Irland in den Dienst der ostindischen Kompagnie. Sobald er ins Depot nach Cork kam, fing er seine Betrügereyen an; zuerst bekam er Geschwüre auf den Beinen, welche bald für künstlich erkannt wurden, und man zwang ihn, sich heilen zu lassen. Hierauf gab er sich das Ansehen eines Blödsinnigen; aber da man ihn schon kannte, so schickte man ihn ins Depot nach Chatham. Er spielte aber seine Rolle auf dem Marsche wie in dem Depot ununterbrochen fort. Eine angenommene Steifheit des Vorfingers der rechten Hand ward bald beseitigt; aber seine Blödsinnigkeit ward am Ende wirklich Wahnsinn, so daß man ihn binden mußte. Er überließ sich der ekelhaftesten Unreinlichkeit, lag Tagelang unbeweglich, starrte mit hängendem Maule einem Jeden ins Gesicht, beantwortete alle Fragen mit einem Grunzen und sprach sonst kein Wort. Man versuchte Milde und Härte vergebens bey ihm, und nach mehreren Untersuchungen kam man endlich zu dem Entschlusse, sein Zustand sey angenommen oder nicht, ihm als einem unverbesserlichen Menschen seinen Abschied zu geben. Jetzt aber entstand ein neuer Fall: es war unmöglich, ihm begreiflich zu machen, daß er verabschiedet sey und hingehen könne, wo er wolle, und nach einigen Monaten schickte man ihn als unheilbar in das militärische Tollhaus zu Fort Clerence. In dieser ehemaligen Feste ward er plötzlich ergriffen, äußerst schnell und gewaltsam durch die Casematten gerissen, mit einem Schauerbad begrüßt und ziemlich derb gereinigt. Dieß schien ihn zu erschrecken; er meynte, es könnte noch schlimmer werden, und so ward es auch, als man ihn in den Schnutel setzte und wie einen Kreisel umdrehte. Wenige Rasende widerstehen der Wirkung dieser Maschine, welche sie aller Sinne beraubt und die Uebelkeit bis zur Ohnmacht steigert; auch Pigott ward dadurch mürbe gemacht und gestand, daß er sich nur blöd- und wahnsinnig gestellt habe. Am 4. März schickte man ihn wieder nach dem Depot zurück, völlig geheilt und mit dem Befehle, ihn im Dienste zu behalten. In derselben Nacht, wo er Chatam erreichte, desertirte er, wurde aber wieder ergriffen und endlich nach Indien abgeschickt. Wer erinnert sich hierbey nicht der vielen künstlichen Gebrechen, womit zur Zeit Napoleons Konscribirte aller Länder sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten?

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 24. September 1829.

Kein Wunder dünkt ein Wunder dir,
Haſt du ſo viel geſehn als wir.

Piron.

Die Viſionen.

(Fortſetzung.)

„Ja, ſo rief ich hier dazwiſchen,
Um im Drange der Gefühle
Nicht allein als kalt und herzlos
Dazuſtehen: „Ja, ihr theuren,
Großen Seelen ſeyd willkommen!
Die ihr Größeres erduldet,
Als im Wallfiſchbauche Jonas,
Als der Teufel in dem Sacke
Jenes Schmiedes von Apolda
Oder unſre Heldendäumling',
Die geſtopft in trag'ſche Blutwurſt,
In Gefahr erſtickt zu werden,
Angſtvoll tobend um ſich ſchlagen,
Bis der Kaiſerſchnitt des Schickſals,
Wurſt und Däumling operiret!“
Doch in dem Entzückungs-Aufruhr
Wechſelſeitigen Erkennens
Ward mein Gruß nicht mehr vernommen.
Denn ſchon lagen die gerührten
Jünglinge ſich in den Armen,
Und die ſieben Fräulein hielten
Die Chineſinnen umſchlungen,
Während, wie zwey luſtentleerte
Kugeln, Gouvernant' und Hausfrau,
Aneinander feſtgeklammert,
Auf dem Kanapée laut ſtöhnten:
„Hätten wir nur heute Mondſchein,
Um in ſeinem keuſchen Strahle
Ew'ge Freundſchaft uns zu ſchwören!“

Da auf einmal, hört welch Wunder
Sich begab vor meinen Augen,
Das ſo unerhört und ſeltſam
Sicherlich unglaublich ſchiene,
Lebten wir zu gutem Glücke
Nicht gerade in den Tagen
Frommer Gläubigkeit und Wunder.
Denn was Mährchen und Legenden,
Mythen, Sagen als Mirakel
Aus der alten Zeit verkünden,
Läuft bey uns ſo ganz alltäglich
Unbeachtet hin und wieder
Wie die Sonne und die Briefpoſt.
Kaum wohl möchten Moſis Wunder
Uns ein Lächeln abgewinnen:
Sah'n wir nicht ſchon hundertfältig,
Alte ausgedörrte Sünder,
Wie einſt Arons dürren Stecken
Ueber Nachts ſo lilienrein
Aufgeblüht zum Licht der Frommen,
Und mit Thränenſalz der Andacht
Ihren morſchen Leib zum Heil'gen

Unverweslich eingepöckelt?
Und was ist der Frösche Plage,
Die den Pharao einst quälten,
Gegen jenen ungeheuren
Froschlaich unsrer Hipokrene,
Der mit lyr'schen Laubfroschtrillern,
Hohlem Ruf romantischer Unken
Und dem tragischen Gebrülle
Riesenhafter Ochsenfrösche
Hier und dort und aller Orten
Uns verfolgt so unbarmherzig
Bis zum Tisch und Suppenteller?
Ist die Finsterniß, die rächend
Dort verlöscht Egyptens Sonne,
Mit dem Dunkel zu vergleichen,
Das uns Hegel hergezaubert?
Somnambüle Küchenmägde
Reden jezt in allen Zungen,
Ohne Pfingsten abzuwarten,
Ihrer Lippen süßes Lächeln
Schien zuerst wie weicher Zucker
Je in zweyen zu zerfließen,
Dann die thränenfeuchten Augen
Gingen in einander über,
Und die Züge des Gesichtes,
Die noch erst erkenntlich waren,
Augenblicks nicht mehr dieselben,
Suchten neu sich zu gestalten.
Die in sich verschlungnen Arme
Wuchsen fester in einander,
Bis aus vieren zwey geworden.
So, was in dem Augenblicke
Unten noch ein Quadruped schien,
Potenzirte im Momente
Sich zur schönern Menschengabel.
Schneller, als ein Streich der Klinge,
Einer flachen Fürstenklinge,
Den zum Reichsbarone fuchtelt,
Der noch im erwählten Volke
Manches Streiches willen duldsam
Manchen Backenstreich erlitten,
War vollendet die Verwandlung.
Und statt vier und zwanzig saßen —
Jede ein verwachsner Zwilling,
Jede Eins und doppelleibig —
Zwölf Gestalten um den Theetisch.
Doch es schien zu überwiegen
In dem chemischen Prozesse
Der chinesischen Naturen
Unverdaulich harte Zähheit.
Denn es saßen zwölf Pagoden
Porzellainener Chinesen
Ringsum auf den Polsterstühlen,
Wackelnd mit den dicken Köpfen,
Deren Augen gläsern starrten,
Deren Mund mit breitem Lachen
Höhnisch mir entgegengrins'te.
Aus den buntbemalten Röcken
Hingen ihre kurzen Aermchen,
Und es baumelten die Beinchen,
Die den Boden nicht erreichten,
An den Stühlen hin und wieder;
Und sie drehten steif die Köpfe,
Wie von einer Schnur gezogen,
Richteten die todten Augen
Insgesammt auf mich und sprachen
So im leisen Klingeltone,
Wimmernd wie ein bunter Waschnapf
Aecht chinesischen Porz'laines,
Den man unsanft angerührt hat:
„Thor, o Thor, der dumm, dumm dasizt!
Nichts vom Glück weiß der Pagode!
Thor, o Thor der dumm, dumm dasizt!“
Und es faßte mich Entsetzen,
Springen wollt' ich auf vom Stuhle,
Diesem Wahnsinn zu entrinnen —
Doch es hielt mich fest gezaubert;
Starr, unfähig, sich zu rühren,
Fühlt' ich eingeschrumpft die Glieder,
Fühlte schon beynah die Augen
Unbeweglich, ohne Sehkraft;
Hohl durchklang es meinen Schädel,
Und ich fühlt' es porzellainern
Mehr und mehr an's Herz mir schleichen —
Und das Wunder jenes Bischofs,
Der enthauptet noch umherging,
Kommt uns täglich unter Augen.
Auf dem Rathhaus, in dem Chorstuhl,
Um den Thron, in Assembleen
Geht und steht und tanzt und spricht man
Mit dem größten Anstand kopflos.
Jener Zaubrer von Tyana,
Den man doppelt oft gesehen,
Zöge wohl beschämt von dannen
Als ein schülerhafter Pfuscher,
Säh' er unsern Magus Schiller,
In unzähliger Verwandlung,
Dort und hier als Doppelgänger,
Aus dem Grab zurück gekommen;
Bald als haariger Germane,
Demagog'scher Bänkelsänger,
Der von Eichelkost gekräftigt;
Bald als von Begeistrung trunkner
Gratulant und Hochzeitbitter

Bey hochfürſtlicher Vermählung;
Und in dieſen Vampyr-Zeiten,
In der Zeit der Revenanten,
Wo durch Glauben, Dampfmaſchinen,
Magnetismus, Gasbeleuchtung
Das Unmöglichſte zum leichten
Kinderſpiele ſich verwandelt,
Sollte das ein Wunder ſcheinen,
Was am Theetiſch ſich begeben?

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Seherin von Prevorſt.

(Fortſetzung.)

Die Geiſter.

Ehe wir einige der einfachſten Geiſtererſcheinungen, welche der Verfaſſer erzählt, ausheben, führen wir Einiges aus dem Vorworte an, das dem Berichte über die der Seherin erſchienenen Geiſter vorangeſchickt iſt. Nachdem der Verfaſſer ausgeführt hat, daß dasjenige an dieſen Erſcheinungen, das auch andern Menſchen als der Seherin ſinnlich wahrnehmbar wurde, namentlich die damit begleiteten Töne, nach der genaueſten Unterſuchung weder von der Seherin noch von andern Menſchen herrühren konnten, und daß die Gabe des Geiſterſehens der Frau nichts weniger als willkommen, ſondern im Gegentheil höchſt läſtig geweſen ſey, fährt er fort:

Frau H. und ihr ganzes Weſen mußte man durchaus ſelbſt kennen gelernt haben, um den hier folgenden Geſchichten Glauben beymeſſen zu können. Die Zumuthung an Andere, ſie zu glauben, kann darum allerdings nicht groß ſeyn, wie auch Frau H. ſelbſt dieſen Glauben nie einem Menſchen zumuthete, auch kein Menſch, der an dieſe Geſchichten nicht glaubte, von ihrem Zutrauen nur das Geringſte verlor, da *ihre völlige Ueberzeugung war, daß dieſer Glaube keinen Menſchen beſſer machen könne.* Dagegen war ſie von der Realität dieſer ihrer Erſcheinungen im Stillen ſo ſehr überzeugt, daß ſie mir oft ſagte: ſie wüßte gar nicht, was ſie von allem Sehen (ſie verſtand damit auch das gewöhnliche Sehen) denken ſollte, wären dieſe Erſcheinungen nicht wirkliche Realitäten, ein Gedanke, der ſie wahnſinnig machen könnte. Wohl aber gab ſie zu, daß dieſe Geſtalten vielleicht in der *Wirklichkeit* anders ſeyen, als ſie ſie ſehe, daß ſie nun einmal durch das Medium ihres irdiſchen Körpers von ihr nicht anders geſehen oder aufgefaßt werden könnten, ſelbſt durch das geiſtige Auge im fleiſchlichen, weil auch dieſes immer noch von dem fleiſchlichen getrübt ſeyn könne, oder daß dieſe Geiſter ſich ihr, da ſie doch immer noch, und wenn auch nur mit ihrer *einen* Hälfte, in *dieſem* Leben ſey, ſich eben nur vielleicht in ſolcher Geſtalt als exiſtirend kund machen könnten. Aber nie gab ſie zu, daß ſie durchaus nicht exiſtiren, daß ſie leere Viſionen und Geſichtstäuſchungen ſeyen.

Die Einflüſſe der Geiſterwelt (ſagt Kant in ſeinen Träumen eines Geiſterſehers) könnten in das perſönliche Bewußtſeyn eines Menſchen, wenn auch nicht unmittelbar, doch ſo übergehen, daß ſie nach dem Geſetz der vergeſellſchafteten Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt ſind, und analogiſche Vorſtellungen unſerer Sinne erwecken, die wohl nicht der ſinnige Begriff ſelber, aber doch deſſen Symbole ſind, wie unſere höheren Vernunftbegriffe, die ſich den geiſtigen ziemlich nähern, gewöhnlich ein körperliches Kleid annehmen, um ſich in Klarheit zu ſetzen. — Die empfundene Gegenwart eines Geiſtes würde ſich in das Bild einer menſchlichen Figur, Ordnung und Schönheit der immateriellen Welt, in Phantaſien, die unſere Sinne ſonſt im Leben vergnügten, kleiden u. ſ. w.

Oefters hielt ich der Seherin die Theorie entgegen, welche ſolche Erſcheinungen bey Magnetiſchen als Phantaſiebilder betrachtet, die durch die pſychiſch-magnetiſche Wirkung des Somnambulen auch auf ein Zweytes und Drittes übergehen könnten, wie durch die organiſch-magnetiſche Wirkung des Somnambulen Uebertragung des Somnambulismus auf andere ſtattfinden könne. Aber ſie meynte, wenn auch eine ſolche Uebertragung wirklich erwieſen wäre, ſo wäre das nichts, als daß ein magnetiſcher Rapport mit ihr eingeleitet werden könne, vermöge deſſen derjenige, bey dem er eingetreten, dann auch mit all dem in Rapport geſezt werde, mit dem ſie in einem ſolchen ſey, und alſo auch mit jenen Geiſtern, mit welchen ſie allerdings in einem ſolchen Rapport hauptſächlich bey deren jedesmaligem Einwirken auf ſie komme. Erwieſen aber ſey damit noch nicht, daß jene Erſcheinungen blos aus ihr hervorgegangene Bilder der Phantaſie ſeyen. Aber ſie bewies auch durch Thatſachen, daß Menſchen, die mit ihr nicht entfernt in Rapport ſtehen konnten, die von ihrem Sehen nichts wußten, ſo wie ſie von dem ihrigen nichts wußte, vor ihr oder nach ihr ſchon gleiche Erſcheinungen an gleichen Stellen gehabt hatten.

Will man nun auch das Hörbare und Fühlbare, mit welchem jene Erſcheinungen ſo oft begleitet waren, ebenfalls blos von magnetiſcher Anſteckung herleiten, ſo kann man auf dieſem Wege auch fortfahren zu erklären, daß ſich ſelbſt ſchwere Gegenſtände ſichtbar, aber von unſichtbarer Hand bewegt, geworfen wurden u. ſ. w. Dieß that nach ſolchen mir wohl bekannten Erklärungen alles das magnetiſche Fluidum oder das magnetiſche Ich der Frau H., wodurch aber ein anſcheinendes Wunder durch ein noch viel größeres Wunder erklärt würde, weil man, aus Furcht, in eine andere Welt als die unſerer gemeinen Sinne zu gerathen, Alles der Erklärung unſerer Natur-

gesetze, die nicht mehr für jene Welt passen, unterwerfen will, wodurch man, in Wahrheit, in viel größere Absurditäten geräth, als die eingebildeten sind, denen man oft hauptsächlich nur darum auszuweichen strebt, um der allgemeinen, nun einmal angenommenen öffentlichen Meynung zu huldigen und in der bequemen Ruhe nicht gestört zu werden.

Die auffallendsten Thatsachen liegen für die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, gerade so wie unsere Seherin sie angibt, vor; aber noch nie würdigte man solche einer ernsten, unparthepischen Untersuchung. Wir gehen über solche, oft von den achtbarsten Zeugen bestätigte Erscheinungen zu schnell und absprechend hinüber. Während wir ahnend diese Sache nicht verwerfen, sprechen wir wieder, wie uns unserer Ahnung schämend, den Gelehrten, Gebildeten und Verständigen zu lieb, hochtrabend über sie ab.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

Am 28. August ward hier, zur Feyer des einundachtzigsten Geburtsfestes Göthe's, dessen „Faust." nach Tiecks Einrichtung für die Bühne, aufgeführt. Diese Einrichtung bestand größtentheils im Weglassen ganzer Scenen oder einzelner Stellen, unter andern der beyden Prologe, der Scene mit den Bauern unter der Linde, der auf dem Harzgebirge und des Walpurgisnachtstraumes, der Scene am Brunnen zwischen Gretchen und Lieschen und der in der Nacht, wo Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden daherbrausen. So war denn das Ganze das Fragment eines Fragments, es war noch größere, d. h. noch mehr zerfallene Ruine, als wie wir sie, vom Dichter selbst in die geheimnißvolle Mondnacht hingezaubert, im Gedichte vor uns erblicken. Hier nun sahen wir diese Ruine im künstlichen Lampenlichte der Bühne; aber die zaubervolle, geheimnißreiche Welt erschien, in die Schranken der Bühne, wie in ein Prokrustesbett eingeengt, nur um so zerstörter. Freylich würde der gewaltige Katarakt das Brettergerüst zersprengen; aber — mußte man denn überhaupt diesen Katarakt zum Bache umgestalten, der ruhig in angewiesenen Bahnen über Steinchen dahinrieselt? Der Einrichter selbst scheint auch das Wagniß recht gut erkannt zu haben; aber gerade er sollte es nicht allein erkennen, er gerade sollte es ganz unterlassen, Göthe's Faust auf die Bühne zu bringen. Was ist aus dem Riesen geworden? Weil, wie der ruhig sitzende Zeus des Phidias in Olympia, hätte er sich vom Thron erhoben, das Dach des Tempels mit sich emporgehoben haben würde, so auch der Riesengeist des Faust die kleine Bretterwelt zertrümmert hätte, mußte man freylich den Riesen zum Zwerge umgestalten. Faust ist zu großartig angelegt und ausgeführt, dabey zu sehr mit dem reichen Zauber tiefen Geheimnisses umwoben, als daß er von der Bühne herab auch nur unterhalten könnte; und wer etwa wollte das sinnreiche, ahnungsvolle Gedicht, also Bühnengerecht zugeschnitzelt, besser zu verstehen meynen? Im Gegentheile, der mächtige Geist, der es belebt, der holde Zauber, der in ihm und über ihm waltet, der tiefe, geheimnißvolle Sinn der Hieroglyphe — sie schwinden, wenn sie, also zurechtgelegt, vor der Menge profanirt werden. Zwar gilt dieß zum Theil und in gewisser Hinsicht auch z. B. von Shakespearschen Dramen, von Götz von Berlichingen u. s. w.; aber entweder sind diese doch immer für die Bühne gedichtet worden, oder sie bilden doch ein lichtvolleres Ganzes für sich und ihr eigentliches Wesen eignet sie immer eher für die Bühne. Und wem auch, dem es um das Wesen zu thun ist, genügt die Darstellung des Lear, Hamlet u. s. w. durchaus? schwindet nicht auch da für ihn ein großer Theil des ursprünglichen Reizes und Zaubers der Dichtung? Um wie viel mehr aber gilt dieß von der kühnen Schöpfung des Faust! — Durch die Einzwängung in den engen Raum der Bühne wurde jene Welt zerstört, und gerade denen, welche diese bunte, zauberreiche Welt schon näher kannten, mußte die Zerstörung nur desto schmerzlicher seyn, und wie klein dagegen mochte die Schöpfung denen, welchen sie noch neu war, vorkommen! wie sinnlos mochte so Manchem das Tiefe und Sinnreiche, wie gemein das Hohe und Großartige, wie zwergartig das Riesenhafte ihrer Gestaltung erscheinen! Davon spreche ich gar nicht, daß manchen zarten Ohren und Nerven, Manchen, denen nur Worte Alles sind, auch Manches unanständig und unsittlich, gemein und nichtssagend, kurz daß Vielen das Ganze von der Bühne herab als etwas sehr Unbedeutendes erscheinen mochte; das Hohe und Großartige ist ja nun einmal gar nicht für den gemeinen und niedern Sinn! Aber wie dem auch seyn mag, dieß Alles kann den, der es mit dem Gedichte und dem Dichter redlich und aufrichtig meynt, der das Meisterwerk selbst kennt und liebt, in der Meynung nur um so mehr bestärken, daß Faust, wie er nicht für die Bühne bestimmt gewesen ist, so auch nicht auf sie gehöre. Was Göthe selbst einmal an Schiller schrieb: „Mit Faust geht mir's, wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden," scheint eine leise Andeutung des Dichters selbst über das eigenste Wesen der Dichtung zu enthalten. Daß übrigens die Darstellung selbst, wie mangelhaft und ungenügend auch dieselbe schon nach dem Bisherigen im Allgemeinen immer seyn und erscheinen mußte, auch noch im Einzelnen dazu beytrug, die übriggebliebene Welt noch mehr zu zerstören, kann der Unbefangene nicht verkennen; und zwar war dieß nicht nur die Folge der Mangelhaftigkeit unserer Bühne und ihrer Einrichtung überhaupt, die sich hier um so auffallender zu erkennen gab, es war auch die Schuld der bey der Darstellung selbst betheiligten Personen. Namentlich zog der Darsteller des Mephistopheles im Allgemeinen, in Spiel und Sprache, wie in seinem ganzen Wesen den Charakter des M. zu tief herab, nahm ihn zu leicht und machte ihn nicht selten lächerlich; wenn auch ein Schalk, wie ihn der Herr im Prologe im Himmel nennt, ist doch M. nichts weniger als ein Leporello, so wenig als Faust ein Don Juan ist. Was den Charakter des Faust selbst anlangt, so schien ihn Hr. Rott richtig aufgefaßt zu haben, ebenso wie Fräulein Wagner den Charakter der Margarethe wohl verstanden haben dürfte; ob indeß beyde ihr inneres Verständniß auch immer zur äußern Anschauung gebracht haben, ist eine andere Frage. Sehr störend erschien mir in der Darstellung unter Andern der Tanz, mit welchem Mephistopheles in der ersten Scene mit Faust diesen betäubt, und zwar, weil er, wie er ausgeführt ward, gar zu sehr an die heutzutage so beliebten Zauberoperntänze erinnert. Bedurfte es denn des Tanzes? warum ward nicht das vom Dichter zu jenem Zwecke gedichtete Lied zur Betäubung Fausts gesungen?

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. September 1829.

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!

Goethe.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Beschluß.)

Indem ich die nachstehenden Thatsachen der Oeffentlichkeit übergebe, ist mir das Wesen der jetzigen Zeit gar wohl bekannt und weiß ich wohl, daß ich auf den Glauben dieser verzichten und einzig auf die Fortschritte späterer Jahrhunderte hoffen muß, wo der Mensch, vielleicht durch Ernst und Trübsal gezwungen, wieder mehr in die innern Kreise kehrt, und dann werden wohl diese Geschichten, so absurd und unglaublich sie jezt scheinen mögen, bessern Zusammenhang und Erklärung finden. Wie vielen, die nur in der Welt des Aeußern leben, müssen allerdings diese hülflosen, düstern Geistergestalten ein Gräuel seyn! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr euch tagtäglich mit Lust in Wein und Fleisch sonnet und in eurer Herzgrube keine Ahnung einer andern Welt, sondern nur das Wohlbehagen oder den Druck der Speisen fühlet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr nur nach Weltehre oder irdischem Gute jaget, und in dieser Hitze bis zum Tode bleibet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr der gewissen Hoffnung lebt, sogleich nach dem Tode in eine Seligkeit einzugehen, weil ihr nicht gestohlen und betrogen, euch immer verständig betragen, die Bibel als moralisches Buch nicht verachtet und Jesum für einen ausgezeichneten Mann gehalten habt! Wie ärgerlich endlich euch, starke Geister und Weltkluge, die ihr an nichts glaubet, was ihr nicht durch die gläserne Tafel (tabula vitrea) eures Kopfes, das erbärmlichste Perspektiv nach Jenseits, sehen könnet!

* * *

Am 8ten Oktober 1828, Abends 9 Uhr, waren im äußern Zimmer der Frau H. ihre Mutter, ihre jüngere Schwester und Frau M. von hier, welche leztere an die Erscheinung von Geistern nicht glaubte. Auf einmal ging die Thüre des Schlafzimmers der Frau H., wo sie im Bette lag, wie von selbst auf, und ihr sichtbar trat die Geistergestalt eines Mannes vor sie, die ihr schon früher mehrmals, jedoch seit Langem nicht mehr erschienen war. Sie verhielt sich ruhig und sprach kein Wort. An einer besondern Beklemmung aber fühlten die Anwesenden, daß etwas Unheimliches in ihrer Nähe sey, und Frau H. sah auch (wie sie nachher erzählte) den Geist in das äußere Zimmer und um die Dasitzenden in einem Halbzirkel herumgehen.

Da wurde Frau M. auf einmal wie durch einen Schlag, der von einer unsichtbaren Gewalt von unten herauf an ihren Sitz geschah, sammt dem Sessel emporgehoben, so daß sie um Hülfe schrie. Die Schwester der Frau H. fühlte, wie sie sich ausdrückte, ohne mit den wirklichen Augen den Geist zu sehen, doch dessen ganze Gestalt, und gab sie nachher ganz so an, wie sie Frau H. sah, auch konnte sie auf diese Art jeden seiner Tritte verfolgen. „Es war ein Schatten," sagte sie wörtlich, „den ich nicht sah, aber doch ganz deutlich fühlte. Ich sah

ihn nicht, aber sah ihn doch. Es war mir, als wären Gedanken in diesem Schatten, die sich mir mittheilten und in mir das Gefühl von Mitleiden hervorriefen. Ich sah ihn nicht mit den Augen, ich sah ihn wie mit meinem Innern."

Diese Erzählung dieses ganz einfachen, unbefangenen Mädchens thut mir am klarsten dar, wie man Geister sieht, nämlich nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern durch magnetische Erweckung (Inspiration) des Innern.

Frau H. nannte den Namen dieses Geistes nicht, den auch nur sie wußte, und zwar nur dadurch, daß er bey früherem Erscheinen von seinem Sohne, den sie kannte, gesprochen hatte.

In der auf diesen Abend folgenden Nacht träumten Mutter und Schwester der Frau H. zugleich: es sey ihnen der alte N. (das war jener Geist) erschienen und wolle etwas von seinem Sohne.

(Also zieht sich die Geistererscheinung ins Traumleben — nicht aber daß dieselbe leerer Traum, sondern nur mit Traum, Schlaf und Tod verwandt ist. Auch scheinen Geister, wie im magnetischen, so im rechten Schlafe am leichtesten auf den Menschen einwirken zu können.)

Erst als sie Morgens diesen Traum erzählten, sagte ihnen Frau H., daß jener Geist am gestrigen Abend wirklich der alte N. gewesen sey. Frau M. aber (die dasselbe Haus mit Frau H. bewohnte) wurde, als sie in der Nacht auf jenen Abend eingeschlafen war, auf einmal wie durch eine Berührung aus dem Schlafe erweckt und erblickte eine männliche Gestalt vor sich, die ein Schnupftuch in der Hand hielt, mit dem sie sie, statt mit der bloßen Hand berührte. Sie erschrack und sprang in das neben ihr stehende Bett ihres Mannes, worauf die Gestalt verschwand. Frau M. beschrieb diese Erscheinung am andern Morgen der Frau H., und diese erkannte in ihr den Geist des besagten Mannes, besonders auch an jenem Schnupftuch, das er, wie sie sagte, bey jedem Erscheinen wie spielend in der Hand halte. Sie theilte der Frau M. den Namen jenes Mannes mit und es ergab sich (wovon Frau H. früher nicht das Mindeste wußte), daß er ein naher Verwandter von dieser war.

Am 8ten December Abends 7 Uhr befand ich mich im äußern Zimmer der Frau H., von dem aus man in ihr Schlafzimmer sehen konnte. Da sah ich in demselben eine wolkenähnliche große Gestalt (eine graue Wolkensäule wie mit einem Kopfe) ohne alle bestimmteren Umrisse. Ich ergriff ein Licht und eilte schweigend mit demselben hinein, wo ich sie starr auf die Stelle, an der ich jenes Wolkenbild erblickt hatte, hinschauen sah; mir selbst aber war es verschwunden. Frau H. sagte mir auf die Frage, warum sie so starr dahin gesehen? daß der Geist des N. nach langer Zeit wieder da gewesen und ihr einen Auftrag an seinen Sohn gegeben habe. Sie bemerkte dabey, es sey ihr auffallend, daß dieser Geist außer ihr noch drey Personen habe sichtbar werden können, nämlich ihrer Schwester, jener Frau M. und nun mir. Es war auch dieß die einzige Erscheinung, die mir, wenigstens zum Theil, zur Anschauung wurde.

* * *

Schon fünf Wochen lang erschien der Frau H., ohne daß sie mir es sagte, mein kürzlich verstorbener Freund P., der an ihrem Schicksal großen Theil genommen und sie gegen das Ende seines Lebens öfters besucht hatte. Ps. Gestalt sah ihr nicht traurig aus; er schien ihr in der Gewißheit, daß sein Geist die Seligkeit erringen könne, getrost zu seyn. Sie fragte ihn: ob es ihm nicht möglich sey, sich mir sichtbar zu machen? Er antwortete nichts. Dann bat sie ihn, er solle doch nur durch etwas sich mir hörbar oder fühlbar machen, damit ich seine Erscheinung glaube, und er versprach es.

In derselben Nacht, wo Frau H. an den Geist Ps. diese Forderung machte, befiel mich auf einmal ein sonderbares, unheimliches Gefühl, und wir hörten in unserem stillen Zimmer ganz eigene, uns unerklärliche Töne. Ich wußte aber dazumal so wenig, daß Frau H. diese Bitte an P. gerichtet oder richten werde, als sie von dieser meiner Empfindung bereits wußte, ehe sie mir jene ganze Geschichte von P. erzählt hatte.

P. versicherte, er fühle sich erleichtert, wenn er sie besuche, auch gab er ihr einen Auftrag an seinen hinterlassenen Sohn. Sie beschrieb ihn mit einem Faltengewand, wie die andern bessern Geister, angethan. Gehen hörte sie ihn nicht.

* * *

Am 13ten December 1828 Nachts 2 Uhr, im festen Schlafe, wurde ich auf einmal erweckt und hatte ein ganz unbeschreibliches Gefühl, wie von einem Seyn in einer ganz andern Atmosphäre; eine Empfindung, die sich wohl nachfühlen, aber nicht mit Worten aussprechen läßt. Dieses Gefühl dauerte nur kurz, und ich verfiel wieder in Schlaf.

Als ich Morgens zu Frau H. kam, empfing mich diese sogleich mit der Frage: ob ich diese Nacht um 2 Uhr keinen geisterhaften Besuch erhalten? Ich erzählte ihr jenes Erwachen und meine sonderbare Empfindung, worauf sie mit einiger Schüchternheit entgegnete: „Sie wollen immer Beweise von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen, und so haben Sie das sich selbst zuzuschreiben. Heute Nacht 2 Uhr kam ein dunkler Geist zu mir; ich sagte nichts zu ihm als: ich befehle dir, gehe sogleich zu meinem Arzte, und er erwiederte: Ja! und ging."

Die Viſionen.

(Fortſetzung.)

Als ſich Jünglinge und Jungfrau'n,
So chineſiſche wie deutſche,
Tiefgerührt umſchlungen hielten,
Schienen plötzlich die und jene
Vor dem Aug' mir zu verſchwimmen,
Wie die Oſſian'ſchen Nebel
Unſrer neuen Bühnenhelden.
War es myſtiſche Zerknirſchung,
Oder neue trag'ſche Rührung,
Die die ſchärfſten Seelenkanten
Diamantener Gemüther
Schnell verſchmilzt in weichen Brey,
War es Zauber, Wahlverwandtſchaft,
Oder ging die Wandlung vor ſich
Gar nach einem unſrer neuen
Philoſopöiſchen Syſteme,
Die mit Leichtigkeit in ihrer
Alchimiſtiſchen Retorte
Mond und Sterne, Menſch und Affen,
Selbſt des eigenen Verſtandes
Kleinod, das wir nicht mehr brauchen
Im Gefühles Ueberfluſſe,
Sich zum Stein der Weiſen kochen,
Freylich, um damit einander
Löcher in den Kopf zu werfen —
Kurz, mir däuchte, die Geſtalten
Flößen langſam auseinander,
Doch nur ſo, daß zwey Geſtalten
Sich im Guß zu Einer formten.
Da auf einmal hub der Lampe
Glasgewölbe auf dem Tiſche
Sich zu rühren an, zu ſchwellen
Und ſich mächtig auszudehnen,
Wie der Mongolſiere Wölbung,
Von dem innern Feuer trunken,
In Begeiſt'rung ſchwillt und taumelt,
Und von heißer Sehnſucht glühend,
In des Himmels blaue Tiefe
Fortzuſtürzen ſich bemühet.
Schon erfüllete die Kugel
Ganz den weiten Raum des Zimmers,
Wie Kryſtall durchſichtig glänzend;
Da in Mitte ihrer Wölbung
Wurde mir ein Mädchen ſichtbar,
Deſſen Züge zwar entſtellet,
Aber wohlbekannt mir ſchienen.
Irgendwo ſchon ſah ich einmal
Dieſe ſchwarzen Lockenringe
Um den marmorweißen Nacken,
Irgendwo ſchon ſah ich einmal
Dieſe dunkelblauen Augen,
Glühend wie Italiens Himmel.
Doch die Locken fielen wirre
Ueber Angeſicht und Schultern,
Aus den Haaren, halb zerriſſen,
Hing ein Kranz von dunkelrothen
Nelken, Mohn und Feuerlilien;
Und ihr Auge, rückwärts ſpähend,
Rollte ſcheu wie des Verfolgten;
So auch brannten ihre Wangen
Und ihr Buſen wogte keuchend,
Als ſey kaum durch Flucht das Mädchen
Erſt verruchter Hand entflohen.
Scheu und ängſtlich ſprach die Holde:
„Komm und laſſ' uns eilig fliehen.
Wirſt du länger hier verweilen,
Mußt auch du Pagode werden.“
Darauf ich: „Wer biſt du, Mädchen,
Die ſich meiner ſo erbarmet?“
Darauf ſie: „O weh mir Armen!
Bin ich ſo entſtellt und elend,
Daß du mich nicht mehr erkenneſt,
Die als Kind dich liebt' und herzte,
Zärtlicher als eine Mutter?
Die mit gelben Sonnenſtrahlen,
Wolkenlämmern, Sommerfäden,
Grünen Blättern, goldnen Käfern
Spiele trieb vor deinem Fenſter,
Wenn der düſtere Magiſter
Bey der ſchwarzen Kunſt des Schreibens
Dich in höchſter Angſt beſchwor,
Endlich doch ihn zu kapiren.
Kennſt du mich nicht, die dem Leben,
Wie der erſte Strahl der Sonne
Jenem Marmorbilde Memnons,
Wunderbare Tön' entlockt?
Die in Donnern, Frühlingslüften,
Wellenſäuſeln mit dir redet?
Die auf Meeres Ungeheuern
Singend zieht durch Sturm und Wogen
Und hinabfährt in die Tiefe,
Wo die Meerfrau einſam weinet
Perlen im Kryſtallgemache?
Die des Himmels Rieſen-Wölbung
Ausgemalt mit goldnen Bildern,
Und belauſcht den rühr'gen Kobold
Und der Zwerge emſig Schaffen
In den tiefen Bergeskammern?
Kennſt du mich nicht, die in Träumen
Deiner Kindheit ſchöne Mährchen
Unverſehret dir zurückbringt?

Die mit welchen Flötentönen
In die Ferne lockt die Sehnsucht?
Die dich aus der Schmach der Zeiten,
Feiger Knechtschaft, nackter Armuth
In die großen Tempelhallen
Der Vergangenheit zurückführt?
Die der Liebe leiht den Zauber
Und dem Glauben seine Flügel?
Die dem Tode selbst ein Lächeln
Abzwingt auf dem starren Antlitz,
Und dem Grabe —“ „O so bist du —“
Rief ich hier entzückt dazwischen! —
„Schweig, entgegnete das Mädchen,
Wirst du meinen Namen nennen,
Muß ich dir sogleich verschwinden.“

„So vergönne mir, Geliebte,
Nahm ich hier das Wort, zu fragen,
Welch' verruchte Hand es wagte,
Dich so frevelnd anzutasten,
Daß es scheint, Du seyst entflohen
Kaum noch schmählicher Gewaltthat?“—

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Ein Londoner Blatt fragt, ob die Pariser verrückt und toll geworden seyen, da die Pariser Zeitungen einen so furchtbaren Lärm erheben, und täglich so heftig gegen die neuen Minister zu Felde ziehen. Wenn der Herausgeber des Londoner Blattes sähe, wie begierig die Pariser im Schauspiele, ihrem eigentlichen Sammelplatze, jede Aeußerung von der Bühne herab, die auf die jetzige Lage der Dinge bezogen werden kann, auffassen und festhalten, bis sie ihre Gesinnung darüber deutlich und lebhaft an den Tag gelegt haben, so würde er vielleicht mit noch mehr Nachdruck seine Frage wiederholen. Nun ist es freylich in England nichts Neues, die Zeitungen mit der größten Leidenschaftlichkeit gegen Minister und Staatsmänner losziehen zu hören, welche der allgemeinen Volksgesinnung zuwider handeln, wie man dieß noch neulich bey den Debatten über die Emancipation der irländischen Katholiken gesehen hat. Allein es mag seyn, daß der plötzliche Ausbruch des Unwillens in den Pariser Zeitungen die kaltblütigern Engländer ein wenig in Erstaunen gesezt hat; auch wissen die Engländer selten genau, wie die Dinge auf dem Festlande zusammenhängen. Wer sich aber die Mühe nehmen will, Frankreichs Angelegenheiten näher zu beschauen, der wird die auf einmal entstandene Bewegung in den Gemüthern, besonders zu Paris, das beständig dem ganzen Reiche den Ton angibt, ganz natürlich finden. Wem ist das Vaterland nicht lieb, und welcher aufgeklärte Pariser sollte nicht mit der lebhaftesten Unruhe dem Unheil entgegensehen, das die Ultrapartheyen über Frankreich zu verhängen droht? Wem sind nicht die unsinnigen Plane dieser Partheyen bekannt, welche ihre eigenen Landsleute kaum zu kennen scheint, da sie aus Emigrirten und aus Geistlichen besteht, die wenig Umgang mit der Nation haben und ihre Bedürfnisse eben so wenig kennen, als ihre Gesinnungen? Wen sollte es nicht schmerzen, zu sehen, wie das wenige Gute, das so langsam unter den vorigen Ministern begründet worden war, von einem zerstörenden Sturme bedroht wird? z. B. der öffentliche Unterricht; wie viele Mühe hat es nicht gekostet, um die Regierung zu heilsamen, dem Zeitgeiste gemäßen Verbesserungen zu bewegen? Napoleon, dem es nur darum zu thun war, gehorsame Knechte und Soldaten aufzuerziehen, obschon er im Grunde der Aufklärung sehr geneigt war, hatte das Unterrichtswesen leider solchen Leuten anvertraut, die nichts Besseres kannten, als was vor der Revolution in Frankreich vorhanden gewesen war, und die ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie den alten Schlendrian wieder einführten, und was während der Revolution aufgekommen war, als wahres Unkraut wieder zerstörten. An der Wiedererweckung des Vergangenen haben diese Leute denn auch redlich gearbeitet, und nach dem Umsturze des kaiserlichen Thrones ist ihr Werk von Andern fortgesezt worden, die nicht minder ihre Pflicht zu thun glaubten, als die Vorigen, und jede Verbesserung oder Erweiterung des öffentlichen Unterrichts als etwas Gefährliches verwarfen. Die größte Beredtsamkeit, die man angewendet hätte, um diese Leute zu überzeugen, daß man den Unterricht jezt doch etwas besser einrichten könne, als vor einem oder zwey Jahrhunderten, wäre ganz unnütz gewesen. Sie waren und blieben feste und unerschütterliche Anhänger des Bestehenden, und hielten auf Rollins Traité des Etudes wie auf ein Evangelium. Nun erschien aber ein junger Minister, dem die Nothwendigkeit, das Bestehende beyzubehalten, nicht so handgreiflich schien und welcher sehr wohl einsah, daß man besser und mehr lernen könne, als zu den Zeiten Rollins. Dieser junge Staatsmann traf Anstalten zu zweckmäßigen Verbesserungen, ließ Erkundigungen über das Unterrichtswesen im Auslande einziehen, suchte dasselbe in Frankreich vor dem erstickenden Einflusse des Jesuitengeistes zu bewahren und gab den Lehrenden mehr Freyheit, als sie bisher genossen, betrachtete auch den öffentlichen Unterricht nicht ganz wie ein der Regierung zustehendes Monopolium. Nun erwachte ein neuer Geist unter den Lehrern. Schulen wurden errichtet oder verbessert; zu neuen Anstalten, woran man zuvor nicht gedacht hatte, die aber unter einem gewerbfleißigen Volke zum Bedürfnisse geworden sind, wurden Plane entworfen; Bürger wetteiferten mit der Regierung, um den Schulunterricht zu verbessern und das Erziehungswesen auf einen ehrenvollen Fuß einzurichten. Während nun Alles von dieser Aussaat sich die heilsamsten Früchte verspricht und jeder aufgeklärte Staatsbürger hoffen kann, endlich seine Kinder auf eine zweckmäßige Art in den öffentlichen Lehranstalten erziehen zu sehen, bringt ein Sturm jene Parthey wieder ans Staatsruder, gibt ihr alle Macht in die Hände und verdunkelt den Horizont, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft zu lassen. Gesezt nun auch, der Sturm gehe in einiger Zeit wieder vorüber, so wird er doch die Keime des ausgesäeten Guten vernichtet haben. Es muß dann wieder von Neuem gebauet und gesäet werden, und die Jugend wächst auf, ohne die Wohlthaten zu genießen, die man ihr zubereitet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. September 1829.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seelen schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet!
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Schiller.

Der Freybeuter.

Novelle von Georg Rapp.

Nach einer wahren Begebenheit.

Der französische General la Roche hatte in der zweyten Juliusnacht des Jahrs 1796 die westlichen Höhen des Schwarzwalds mit stürmender Hand besezt und den Heeren der Republik Schwaben, und mit demselben Deutschland geöffnet. Im Schrecken, den diese Kunde über die friedlichen Thäler jenes Gebirges brachte, retteten viele Bewohner sich und ihre Habe in die sonst nur von einzelnen Holzfällern und Köhlern betretenen entlegensten Gegenden der Wälder; aber auch dort wurden sie nicht selten von feindlichen Marodeurs überrascht. Unter andern war eine Familie vom Rheinufer frühe in Schrecken gejagt worden, welche sich beym drohenden Ueberfall in das schützende Gebirge zurückgezogen hatte. Ein von Tannen und Felsen umschlossenes Jagdhaus bot hier seit Monaten der Freyfrau von Fr. und ihren beyden Töchtern bequeme Zuflucht, und versprach dem Begleiter der Familie die Erfüllung seiner heißesten Wünsche. Dieser war der Graf Eduard von Th., Churpfälzischer Kapitän außer Diensten, schon längst um den Besitz Eugeniens, der erwachsenen Tochter, werbend, und seit der Flucht durch das Jawort der Mutter zur Hoffnung naher Verbindung berechtigt. Die günstige Gesinnung der Mutter entsprang aus falscher Achtung vor dem Reichthum des Grafen und aus innigem Dankgefühl; denn er war es, der die unbemittelte, des Vaters entbehrende Familie an diese friedliche Stätte geführt und ihr sein Jagdhaus mit den erforderlichen Bequemlichkeiten eingeräumt hatte. Zu dem Opfer, die vielen Genüsse, welcher sein großer Reichthum ihm bot, mit der Einförmigkeit des Waldes zu vertauschen, hatte ihn freylich weniger die bedrängte Lage der Familie, als Eugeniens Sprödigkeit bewogen, die er endlich zu überwinden hoffte, wenn das lebhafte Mädchen in ihrer Einsamkeit ganz allein an ihn gewiesen seyn würde. Da hauptsächlich ihre hohe, allgemeines Aufsehen erregende Schönheit ihn für sie entflammt hatte, so war ihm die Hoffnung, durch Verarmung ihres Herzens ihre Neigung endlich zu gewinnen, tröstlich genug; dabey bedachte er nicht, daß geistiger Reichthum, eingebildeter und wahrer, in der Einsamkeit nur vergrößert werden kann.

Das einsame Haus war noch von keinem Feind betreten worden; die Bewohner wagten sich daher in die ihnen liebgewordene Gegend hinaus, und Eugenie verließ oft Mutter und Schwester, um an der Jagd der Männer theilzunehmen, die ihrem muntern Sinn bald in dem Grad gefiel, daß sie sich oft, gegen das Verbot der Mutter, früh am Morgen und ganz allein mit ihrem leichten Geschoß in's nahe Dickicht wagte und immer geraume Zeit vor dem Erwachen des Grafen schon fort war, wenn dieser den Abend vorher Erlaubniß erhalten hatte, an ihren Spaziergängen theilzunehmen. Dieser Hang zur Einsamkeit war ihm um so räthselhafter, als er ihm allein es zuschrieb, wenn Eugenie seinen Zärtlichkeiten nicht mehr

neckenden Spott, ſondern nur froſtiges Schweigen entgegenſezte.

In einer heitern Mondnacht ſaßen die Gäſte um ihren alten Wirth, des Grafen Förſter, her und ließen ſich mit den Sagen des Gebirges unterhalten. Eduard, verdrießlich über die Aufmerkſamkeit, mit der Eugenie ſich nur gegen den albernen Erzähler, und nicht gegen ihn hinwandte, nahm ſeine Doppelflinte, rief ſeinem Jäger und ging. Der Förſter hatte ſo eben verſucht, die Geſellſchaft durch eine neue Erzählung in Staunen zu ſetzen: „ſeit dem Ausbruch des Kriegs,“ hatte er begonnen, „zieht ein mächtiger Rieſe im Gebirge umher, den die himmliſche Erbarmung zum Schirm der Geängſteten geſendet zu haben ſcheint. In eine Nebelwolke gekleidet, ein feuriges Schwert hervorſtreckend, trifft er wie ein Gewitter die Nachzügler des feindlichen Heeres und ſtreckt mit einem Streich ganze Schaaren darnieder. Wunderbare Hülfe leiſtet er den Bedrängten: ein armer Schelm, dem ſie ſeinen blinden Gaul weggeführt hatten, fand am folgenden Morgen ein Paar der trefflichſten Roſſe in ſeinem Stall; einem Geplünderten regnete es den Werth des Geraubten in Gold und Silber zum Schornſtein herein; eine kranke, verlaſſene Wittwe hört um Mitternacht den Geiſt mit ſeiner Nebelwolke in ihr Zimmer brauſen, ſieht ihn in der Geſtalt eines geharniſchten Jünglings mit hellblauen Augen aus der Wolke treten und ihren Tiſch mit Wein und ſtärkender Speiſe decken.“ — „Das iſt ſicherlich ein Engel,“ unterbrach den Erzähler die kleine Luzie; Eugenien aber überflog eine hohe Röthe, und ihre ganze Geſtalt ſchien mit einem gewaltigen und freudigen Eindruck zu ringen. Das Hereintreten des Jägers des Grafen ließ ihre Bewegung unbemerkt vorübergehen; mit einer blutenden Wunde an der Stirne, ſank er auf den nächſten Stuhl nieder und erzählte, von bangen Athemzügen unterbrochen: „ſie haben den gnädigen Herrn mit ſich fortgeſchleppt. Ein ganzes Dutzend begegnete uns und lenkte auf das Haus zu, da band der Herr mit ihnen an, aber ſie packten ihn und trieben ihn welſchend und prügelnd mit ſich fort, weiß der Himmel wohin!“ — „Und Du biſt ruhig?“ ſprach zürnend die beſtürzte Edelfrau zu Eugenien. „Dein unangemeſſenes Betragen trieb ihn hinaus, und läßt ihn vielleicht zum Opfer werden; aber Du haſt keine Thräne für den Freund, keinen Dank für den Retter; nun begreift ſich's ja wohl, warum Du kalt für ſeine Liebe und ſtumm für ſeine Hoffnungen bleiben kannſt; Dein Herz iſt ſo fühllos als Dein Kopf eigenſinnig. Doch weder früher Deine Bitten, noch jezt Dein Trotz ſollen mich hindern, meinem Wort zu Deinem Heil treu zu bleiben.“ Der Förſter ſuchte die in Jammer und Unwillen verſenkte Frau mit der Erfahrung zu tröſten, daß die Schnapphähne vornehme Leute nur mit fort nähmen, um ihnen ein gutes Löſegeld abzubringen, und ließ der Tochter Zeit, ſich zu entfernen.

Eugenie warf ſich in's offene Fenſter und las ſich Frieden aus dem aufgeſchlagenen Buche des Sternenhimmels; dann blickte ſie mit erheiterten Augen nach den Felſen der nahen Bergwand, welche einen dunkelblauen See einſchloſſen, der ſeine ruhige Bruſt eröffnete, um einen Waldſtrom in zahlloſen Fällen über die Felſentrümmer in's Thal hinab jubeln zu laſſen. Der ſtille See mit ſeinen waldigen Felſenwänden, der brauſende Strom das mondhelle, gewundene Thal hinab, in das die braunen Bergſchatten ihre traulichen Flügel legten, das Alles erſchien dem Mädchen wie ein Wiederſchein ihres Innern. Auch ihr Friede war durch Eduards und der Mutter Wünſche aus ſeiner ſtillen Bahn gebrochen, aber wie des Gebirges Schatten neigte ſich eine beſänftigende Erſcheinung über ihr beunruhigtes Gemüth. Denn oben am toſenden Ufer ſtand ſie jüngſt im Begriff, ihr Geſchoß auf einen um die Tannen kreiſenden Weih anzulegen, als ein naher Knall und der Sturz des Vogels ihre Anſtalten unnöthig machten. Ein fremder Mann trat ihr jezt mit der erlegten Beute entgegen; doch ſchon der erſte Eindruck benahm ihr alle Verwirrung über die unerwartete Erſcheinung: dieſe Geſtalt, die ſo ſtolz und doch ſo beſcheiden vor ihr ſtand, und ſie ſo vertrauend, als wäre ſie ihr längſt bekannt, anſchaute, ſchien ihr zu ſagen: „ich beuge mich vor Niemanden als vor Dir,“ und ließ den Gedanken, zu entweichen, gar nicht in ihr entſtehen. Der Fremde ergriff im Gegentheil ruhig und beruhigend ihre Hand und ſprach: „auch ich bin wie Sie hier fremd und einſam, aber mit Liebe an dieß Land gefeſſelt, dem ich meine Kraft und meinen Muth zu widmen mich berufen weiß. Seit Wochen bewache ich Ihren einſamen Morgenſpaziergang in Wald und Klüften; darf ich Ihnen wieder begegnen? Wenn ich Sie ſehe, bin ich ſo ruhig, ſo glücklich!“ Er ſah ſie innig und fröhlich an, neigte ſich tief und verſchwand im Gebüſch. An manchem Morgen, endlich an jedem, trafen Eugenie und der Fremde ſich wieder, und ohne je von Herzensangelegenheiten zu reden, hatten ſie doch bald den Bund vertrauenden Wohlwollens ſo innig geſchloſſen, als wären ſie von jeher ſich nahe befreundet geweſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Viſionen.

(Fortſetzung.)

Und mit Thränen in den Augen,
Sanft von Schmerz und Schaam erröthend
Redete ſie mir entgegen:
„Leiden, wie ich ſie erduldet,
Bittre Schmach, wie ich erfahren,
Reißen grauſam, ſelbſt als Nachhall
Leerer Worte, mir noch Wunden.

Wiſſe denn, ſeit vielen Jahren
Hielt dämoniſche Bezaub'rung
Mich gebannt in Dienſt und Knechtſchaft
Eines Hofmanns, der mich täglich
Foltern ließ von garſt'gen Teufeln,
Um an meiner Qualen Zuckung,
An den ausgerenkten Gliedern
Seine Studien zu machen.
Weiße Teufels-Elixire,
Widerliche Zauberkräuter,
Die zu Wuth und wildem Wahnſinn
Mich mit Höllengluth berauſchten,
Goß man mir gewaltſam ein;
Dann in Tobſucht und Verzweiflung
Heulend, tanzt' ich Wirbelreihen
Mit den ſcheußlichen Dämonen,
Unter gellendem Gelächter
Unſrers Meiſters, bis ich müde
Und beſinnungslos am Boden
Mich in böſen Krämpfen wälzte.
Endlich, um das Maas zu füllen
Solcher ungeheuren Leiden,
Zwang er ſeinen Sohn, Nußknacker,
Mir zum Gatten auf" — Hier ſchmerzlich
Von Erinn'rung überwältigt,
Hielt das Mädchen ſeufzend inne.
Endlich ſprach ſie alſo weiter:
„Doch von dieſem Ungethüme,
Würdig eines ſolchen Vaters,
Ward ich bald darauf erlöst.
Denn es fiel in einem Treffen
Mit dem großen Rattenkönig.
Gram um ſeines Sohnes Unglück
Kürzte auch des Zaubrers Tage.
Als es kam an's Sterben, bannt' er
Mich in eine Branntweinflaſche,
Und vermachte ſie als Erbſtück
Einem alten Hexenmeiſter.
. . . . . nannten ihn die Menſchen,
Doch im Schlafrock hieß er anders.
Kannſt du glauben, daß ein Elend
Größer, als das ausgeſtand'ne,
Meiner hier noch harren ſollte?
Dennoch war das neue Leiden
Nicht dem alten zu vergleichen.
Zwar verſprach der alte Unhold,
Aus der Flaſche mich befreyend,
Mich humaner zu behandeln,
Wie er es zu nennen pflegte.
Doch entſetzlichere Qualen
Als humane kann der Hölle
Ganze Tücke nicht erſinnen.
An der Kinderwiege ſtehen,
Wäſche bläun, am Rocken ſitzen,
An dem Bratenwender drehen,
Bey Geburtstag, Jubelhochzeit
Schinken und gebrat'nen Ferkeln
Blumenſträuße anzuheften,
Brühen mit dem Lorbeer würzen,
Und die ſchnöden Dienſte alle
Einer Küchenmagd verrichten,
Hieß human der alte Quälgeiſt.
O, was hab' ich da gelitten,
Wenn dort an dem Feuerheerde,
Bey des Bratenwenders Schnurren,
Die Erinn'rung blaue Berge,
Blaue Ströme, Waldesrauſchen
Und die lauen Sommernächte,
Duft und Nachtigallenflöten
Noch zu mir herüberwehte!
Alle Luſt und Lebensfriſche
Und die Kraft des frohen Muthes
Zehrte ab in mattem Fröſteln
Einer langgedehnten Schwindſucht.
Meiner Glieder leichte Regung,
Wie in orthopäd'ſche Schrauben
Eingezwängt, ſchien ſich allmählig
Philologiſch zu verſteifen;
Und ſchon fühlt' ich in mir dämmern
Das entſetzliche Gelüſte
Nach interpolirten Stellen
Und dem griechiſchen Accente.
Kahl und farblos lag die Erde,
Wie Kritik und Metaphyſik,
Vor mir da, und ſelbſt der Sterne
Ungeheure Rune ſchien mir
Eine höchſt verworr'ne Lesart —
Und es war um mich geſchehen,
Da zerbrach die Hand des Todes
Meines Alten morſches Leben,
Und mit ihm auch meine Ketten.
Aus den dumpfen Marterkammern
Wankt' ich bleich und matt hervor;
Doch im heil'gen Licht der Sonne
Schwand allmählig die Erſtarrung.
Wie aus einem böſen Traume
Schlug ich auf den Blick zum Leben,
Das zur Heilung ſeine tauſend
Ueberſchäumenden Pokale
Trunkenjubelnd hielt entgegen.
Glühende Begeiſt'rung faßte
Mich mit ihren Rieſenarmen,
Und ich ſtürzte wild und jauchzend
Durch die ungemeſſ'nen Räume.

Doch wir weilen schon zu lange!
Laß uns im krystallnen Schiffe
Einen neuen Flug versuchen,
Und des langen Leids vergessend,
Spielen unsre alten Spiele.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Was ich vom Unterrichte gesagt habe, gilt von allen andern Fächern. Ueberall war Eifer zum Verbessern bewiesen worden. Man hätte aber rascher damit zu Werke gehen können; denn heutzutage braucht man nicht lange darüber zu berathschlagen, wo Verbesserungen anzubringen sind; die Preßfreyheit deckt die bestehenden Mängel und Gebrechen unaufhörlich auf, und erspart den Regierenden manches Nachgrübeln und Erforschen; zuweilen ward man ungeduldig über den langsamen Gang und fuhr die Regierung bärt an, daß sie zaudre, indeß der Feind anrücke. Dieser Feind ist nun Herr und Meister in der Festung; er kann nach Belieben schalten und walten; das Gute, das nicht geschehen ist, dürfte nun unterbleiben, und dasjenige, wozu blos der Grund gelegt ist, wird schwerlich weiter emporkommen. Dagegen werden die Projekte, womit sich die Ultra's seit der Wiederherstellung des Königthums abgeben, wieder hervorgezogen, nachdem man sie einstweilen als unzeitig wieder eingesteckt hatte; sie wollen das Unterste nach oben kehren und die Nation, die ihnen weit vorgeeilt ist, wieder auf den Standpunkt des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Sie jauchzen laut, und darüber sollte sich eine aufgeklärte Volksmenge, wie die Pariser ist, nicht entrüsten? Sie sollte still dazu schweigen, daß unwissende und leidenschaftliche Menschen sich vermessen, ihre Führer werden zu wollen und sie rückwärts zu leiten, statt mit ihr zum Ziele fortzuschreiten? Die Pariser sind indessen schlaue Leute, und da sie eine Verfassungsurkunde haben, deren Beobachtung ihr König beschworen hat, so haben sie zu den Ministern gesagt: Daß Ihr gern das seit der Revolution Bestehende umwerfen und eine gänzliche Umwälzung der Staatseinrichtungen nach Eurem Sinne einführen möchtet, wissen wir; denn Ihr habt den Wunsch darnach selbst oft und heftig genug auf der Rednerbühne ausgesprochen, und Eure Zeitungen geben sich auch gar keine Mühe, es zu verhehlen. Nun beherzigt aber eins: wollt Ihr uns die durch den Krönungseid beschwornen Freyheiten entziehen, so halten wir unsere Steuern zurück und Ihr bekommt kein Geld. Hiermit ward schon unter Villèle's Regierung gedroht, jezt scheint dieß aber ein fester Entschluß nicht allein der Pariser, sondern auch des ganzen von seinem Vermögen oder seinem Gewerbe lebenden Theils der Nation zu seyn. Sollte es je dazu kommen, so würde also das jetzige Geschlecht ein ganz eigenes Schauspiel erleben, dasjenige nämlich einer Nation, welche vermittelst eines zugeschnürten Beutels die Minister zwingt, auf gerader Bahn fortzuwandeln. Alle unabhängigen Tagesblätter ermahnen Frankreich zu diesem wichtigen Schritte, der in der That eine neue Epoche beginnen würde. Auch scheinen die jetzigen Machthaber über der bloßen Ankündigung eines so entscheidenden Entschlusses stutzig geworden zu seyn; denn sie stehen still und handeln nicht, sondern berathen, was zu thun ist. Unterdessen verläugnen die Pariser ihren Charakter nicht, sondern scherzen, und vielleicht bekümmern sie sich nach einigen Wochen nicht viel mehr um die neuen Minister, wenn diese nicht etwa durch ihre Handlungen den behaglichen Gang der Bewohner dieser großen Hauptstadt stören. Blos des Abends im Schauspiel erinnern sie sich derselben, wenn etwa eine Stelle in dem Trauer- oder Lustspiele ihnen Anlaß geben kann, ihre politischen Gesinnungen zu äußern. Solcher Stellen sind seit der Ernennung der jetzigen Minister eine Menge beklatscht oder bezischt worden, je nachdem sie liberaler Art waren oder nicht; z. B. folgender Vers in einem neuen Trauerspiele: On ne sait point trahir quand on a su combattre, den das Publikum sogleich auf den jetzigen Kriegsminister von Bourmont bezog, welcher bekanntlich vor der Schlacht bey Waterloo von der Napoleonschen Armee zu der Wellingtonschen überging, ein Vergehen, welches ihm die liberalen Zeitungen jeden Morgen vorhalten, wie sie dem Minister des Innern, Grafen Labourdonnaye, seine blutdürstigen Aeußerungen in der Deputirtenkammer kurz nach der zweyten Wiederkehr des Königs Ludwig XVIII. vorwerfen. Zu Marseille hatte man fürchterlich gepfiffen, als in der Oper Paul und Virginie der Gouverneur, Namens Labourdonnaye, hervorkam. Damit jedoch der Schauspieler nicht glaube, dieß gelte ihm persönlich, so hatte man ihn nach der Vorstellung in seiner gewöhnlichen Kleidung hervorgerufen und ihn dann tüchtig beklatscht, zur Schadloshaltung für die unangenehmen Pfeifchen, die seinen Rollen-Namen Labourdonnaye begrüßt hatten. So würde es auch vermuthlich in Paris gegangen seyn, nachdem Paul und Virginie von der Direktion der komischen Oper angekündigt worden war, wenn nicht sogleich von Seiten des Ministeriums des Innern das Stück einstweilen auf die Liste der verbotenen oder vorenthaltenen gesezt worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 225:

Gans — Feder. — Esel — Pergament. — Lumpen — Papier.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

„Der Furchtbare.“

„Ich trage die Furien Schlangengestalt,
Ich bin wie die Schlange gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die Schwärze des Todes bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Nach',
Tagtäglich dir auf dem Rücken nach.“

Hebel.

Das Marterbild.

Erfunden vom Henker in alter Zeit,
Durch Henkers Hand für Verbrecher bereit;
Ein Symbol, vor welchem Jedermann graut,
Wenn er's in seinem Hause schaut;
Ein schwarzes Zeichen, du siehst's mit Schmerz,
Nach dem Tode noch drückt's manch gebrochen Herz;
Und solltest du Ritter und Bischof seyn:
Es geht vor dir in den Festsaal ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. September 1829.

Mir öffnet sich der Erde weites Reich!
Vorübergehen mir Jahrhunderte
Und Völker! Welch ein weiter Schattenzug!

Herder.

Die Visionen.

(Fortsetzung.)

Lächelnd reichte mir das Mädchen
Ihre Hand, und leichten Schwunges
Fühlt' ich mich emporgezogen,
Wie von Flügeln aufgehoben;
Stand in des Krystalles Wölbung
Angeschmiegt an ihre Seite,
Und aus ihrem dunklen Auge
Schaute es mich an so dämmrig,
So mit Lust und feuchten Thränen,
Wie aus blauer Wogentiefe,
Wie ein altes schönes Mährchen,
Das in dunklem Waldesgrüne
Einen träumerischen Wandrer
Aus den Tannenzweigen anblickt.
In demselben Augenblicke
Hob die Kugel an zu drehen
Und sich langsam aufzuschwingen,
Daß ich ängstlicher mich schmiegte
An das wunderbare Mädchen.
Und der Lampe schwaches Oellicht
Schlug empor in großen Flammen,
Wuchs zu einer Feuersäule,
Die als riesige Fontaine
Mit dem schlanken Schafte aufstieg,
Und zu einer breiten Krone
Oben auseinander sprudelnd,
Leicht die Kugel aufwärts spielte.
Und wie ferne Glockentöne
Klang es aus des Mädchens Munde:
„Jetzo ist es an der Stunde,
Wo die alte Meist'rin unten,
Sich aus ihrem Traum ermunternd,
Was sie in der Nacht gedichtet,
Schön in Ton und Farbe sichtet.“

Und ich schaute aus der Höhe
Auf die Erde, die unter mir
Lag in tiefer neblicher Ferne,
Wie ein großes schäumendes Meer,
Das in gewalt'ger Gährung des Sturmes schwankt.
Doch ein fern aufzückendes Licht
Schlug wie ein Blitzstrahl in die Wolkensee,
Die entzweyriß
Zu einer breiten Kluft,
In der die Zacken der Berge,
Wie inselgroße Klumpen
Rothgeglühten Metalles,
In unabsehbarer Reihe
Neben einander lagen.
Und die glühenden Inseln
Schienen in feuersprühenden Lavaströmen,
In tausendfarbigen Gluthstreifen
Hinzuschmelzen und stürzten

An der Gebirge Felsenwänden
Tiefer hinab in graue Nebelmeere,
Die zu bunten Wolkenflocken gerinnend,
Hin und wieder gaukelten
Und über dunkle Thäler
Wie farbige Schleyer hingen.
Die Wälder mit ihren zackigen Wipfeln
Liefen wie grüne und dunkelblaue Wogen
In die Ebnen hinab.
Die Meere in ihren weiten Becken
Blinkten auf wie geschmolzenes Silber,
Und der blauen Ströme
Weithingeschlängelte Blitze
Flogen ihnen zu.
Aber in einem der Meere
Lag ein einsames ödes Eiland
Uebereinandergestürzter Säulen
Grauen Basaltes,
Ein verkohlter Vulkan.
Und unter dem verworrnen Getrümmer
Hatten sie einen Riesen begraben.
Ich sah den Riesen —
Von schwerem Traum befangen,
Schien er in seinem vergitterten Grabe zu schlafen.
In seinem Haupte gährten Gedanken
Wie Gewitterwolken;
Donnernd brachen sie aus und es barst
Entzwey des Grabes Felsenwölbung.
Er lebte wieder auf der erstorbne Vulkan
Und schoß ungeheure Feuersäulen
Jubelnd empor in den blauen Himmel.
Ihr rother Wiederschein
Strahlte wie ein Nordlicht
Ueber den Ländern der Erde.
Der Riese stieß unwillig
Mit den Füßen gegen die Wände des Grabes,
Daß das ganze Eiland
Vom Grund aus sich erschütterte;
Und die Wogen, die es bespühlten,
Flohen erschrocken hinweg,
Rollten sich auf und schienen,
Wie thurmhoch aufgebäumte Drachen,
Mit ihren breiten Häuptern,
Ueber eines andern Welttheils
Rückwärtsliegende Gestade
Donnernd herab zu drohen.
Und mit ihren Donnern mischten sich Donner
Auf einer weiten Ebene,
Die ein schwarzes Rauchgewölk'
Wie ein Leichentuch umhüllte.
Das Gewölke zog sich in großen Wirbeln
Langsam hinüber an grüne Waldgehege —
Und auf der Ebene
Wurden die langgedehnten Reihen
Zweyer Völker sichtbar,
Die in blitzenden Stahl gehüllt,
Wie zwey riesige Flammenschwerter,
Gegeneinander schlugen.
Ein wildes Geschrey, wie ferne Brandung,
Schlug herauf, wenn die Donner
Des Geschützes schwiegen;
Röthlicher Staub wälzte sich daher
Mit den fliegenden Reiterschaaren
Und verhüllte die Würgenden.
Aber die Könige beyder Völker
Saßen ferne der Schlacht auf Bergen,
Gespannten Blickes
Schauten sie auf das Mordgewühl.
Städte brannten hier —
Eintönig heulte dumpfes Sturmgeläute;
Dort in andern ging ein Zug
Langsam durch buntes Gewimmel
In den Straßen.
Jubelnd führte das Volk auf Karren
Männer, die für seine Freyheit gefochten, geblutet,
Zum Hochgerichte.
Die Männer schauten trotzigen Blickes,
Einige lächelnd zum Blutgerüste hinauf,
In einer Stadt schleppten die Bürger
Eines erschlagenen Fürsten Leiche
Durch den Staub der Straßen,
Kugelten höhnisch die Krone auf dem Pflaster;
Kinder spielten mit Stücken
Eines zerbrochenen Scepters;
Andere warfen zerrissene Fetzen
Eines Purpurmantels mit Jubelgeheul
In die Lüfte.
Vor einem Pallaste mit eisernen Gittern
Lag ein Volk auf den Knieen
Vor einem erzgegossenen Mann,
Der mit dem Schwert umgürtet,
Kalt und bewegungslos
Auf die Gebückten niederschaute.
Demüthig hoben sie ihre Hände
Zu dem Gewaltigen auf,
Und zeigten auf Ketten,
Die sie geschmiedet, sich fesseln zu lassen.
Ein unabsehbarer Leichenzug
Wandelte aus den Thoren einer großen Stadt.
Die Glocken jammerten
Von den Thürmen;
Das ganze Volk beweinte
Den weisesten und gerechtesten Mann,
Den es zu Grab geleitete.

Ein Denkmal bauten sie auf dem Grabe,
Zur Erinn'rung dem spätesten Enkel;
Aber aus denselben Thoren
Stürzte bald darnach ein Hause
Zornentbrannter Menschen,
Schlug das Denkmal in Trümmer,
Riß aus der Gruft die Gebeine
Des vielbeweinten Mannes,
Verbrannte sie und streute
Die Asche den Winden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Freybeuter.

(Fortsetzung.)

Jezt beschwichtigte der erhebende und ernste Gedanke an den so edelkühnen und doch so räthselhaften Freund alle ihre Sorge wegen Eduard und seiner zudringlichen Neigung. Sollte der gute Geist im Gebirge nicht ihr Freund seyn? sollte sie an den sanften Augen und an der Heldengestalt ihn nicht erkennen, mochte der Bescheidene auch nie mit einem Wörtchen seines Berufs und seiner Thaten erwähnen? Wie wenig konnte seit dieser Entdeckung der Kapitän mit dem Freund die Vergleichung aushalten; jener hatte aus Mangel an Muth seinen rühmlichen Beruf beym Beginnen der Gefahren verlassen, ihr Freund ist, nur von Noth und Tod umgeben, der Retter der Bedrängten. Je länger sie verglich, desto tiefer ward der Kapitän in den Hintergrund gedrängt, desto glänzender trat der Fremde hervor, bis beyde ihre Rollen vertauschten, Eduard für immer sich in Nacht verlor, und der Freund, vom Feuer ihrer Neigung verklärt, zum Geliebten wurde, in dem die reine Jungfrau immer nur den Bräutigam zu sehen glaubt. Durch diese Schattenspiele in tröstliche Träume gewiegt, schlief sie ruhig wie ihr mondheller See.

Mit dem dämmernden Morgen wollte Eugenie den Freund am Ufer erwarten, da sah sie zwey Reiter nach dem Hause jagen: es war der Graf mit dem Freund. Durch ihr Erscheinen wurde sie augenblicklich von der nächtlichen Vergleichung der Geister zu vergleichender Würdigung der Gestalten geführt, und auch hier wechselten die Rollen. Der kleine, bewegliche Kapitän kam ihr immer schülerhafter und kleiner vor als sie selbst war, und sie bildete sich ein, auf seine Figur jezt recht tief herabzusehen, während die hohe, feste Gestalt des Fremden ihr immer mit dem Ausdruck hingebender Herablassung erschien. Der Kapitän bekomplimentirte die Bewohner mit vielen Entschuldigungen, daß er sie so frühe störe, und stellte ihnen mit den verbindlichsten Phrasen den Unbekannten als seinen Retter vor. „Ein kaiserlicher Offizier!“ rief die Mutter, zweyfach erfreut aus; „so wehen denn die deutschen Fahnen wieder am Rhein, und nicht nur der Freund ist befreyt, wir alle mögen wieder frey und froh in die Heimath ziehen!“ — „Gnädige Frau,“ fiel der Graf ein; „beynahe glaube auch ich, gewiß ein neues Wunder, an alle Mirakel, Riesen, Gespenster, Dämonen und Götter dieser Berge, denn beym Herrn der Heerschaaren, wie ein Cherub im Gewitter einherfahrend, hat dieser Ehrenmann die ganze Legion meiner Feinde zermalmt, und wie Cupido hat er mich Ihnen, meine angebetete, einzige Göttin, wieder zurückgeführt.“ — „Der Aberglaube, mit dem mich das Landvolk bald als schwarzen Kobold spucken, bald als weißen Engel erscheinen läßt,“ erwiederte der Unbekannte lächelnd, „hat mir wirklich schon bessere Dienste geleistet als Sie glauben, Herr Graf. Ihnen aber, denen ich auf so erfreulichem Wege bekannt geworden,“ er wandte sich dabey nicht nur an den Grafen, sondern erröthend an die erröthende Eugenie, was der Graf mit einigem Mißmuth bemerkte, „brauche ich hier die Geschichte meines Gespensterlebens nicht zu verschweigen. Die deutsche Armee, welche diesen Boden behauptet, besteht gegenwärtig nur allein aus mir. Als uns Dessair bey Oppenweiher schlug, brachte mich, den Verwundeten und Bewußtlosen, ein menschlicher Landmann in Sicherheit; genesen fand ich das Land vom Feind überschwemmt, und Gefangenschaft, oder Verkappung und gefährliche Flucht erschienen mir als mein wahrscheinliches, bitteres Loos. Der Himmel aber hatte es anders beschlossen; feindlicher Ueberfall, meinem Retter widerfahren, sezte mich in den Stand, mich ihm dankbar zu zeigen; das Gelingen dieses Wagestücks und eine höhere, süße, unwiderstehliche Gewalt — Eugeniens, vom Kapitän bemerkte Blicke sagten dem Freund, daß sie ihn verstand — fesselten mich an diesen Boden und gaben mir den lustigen Einfall, den kleinen Krieg auf eigene Faust fortzusetzen. Wie der Löwe im Gebirge laure ich hier auf die Verhaßten, und bisher war mir in meinen kleinen Gefechten der Sieg beschieden. Was die diebischen Schnapphähne stehlen, ihnen wieder abzujagen und den Beraubten zurückzubringen, ist ein Geschäft, bey dem mein abentheuerliches Leben in diesen Wäldern wenigstens einigen Nutzen bringt. So ringe ich in Haß und Liebe, bis ein ehrlicher Soldatentod diesem unruhigen Herzen Frieden gibt, den ihm doch weder Gefangenschaft noch Flucht geben könnte, denn seitdem ich einsam, gleich dem Raubthier der Wüste, meine Beute greifen muß, wachsen Schmerz um das Vaterland und Haß gegen den Sieger immer stärker mir ins Herz hinein und ich fange an, in meinen Abentheuern meine wahre und lezte Bestimmung fröhlichen Muths zu lieben.“ Die Baronin schaute den Fremden mit zweydeutigen Blicken an; aber der von Natur vorlaute und durch eifersüchtige Grillen erbitterte Graf konnte sein Urtheil nicht zurückhalten. „Das lautet alles ja recht wacker und kriegslustig,“

sagte er, „und macht ja dem Herzen viele Ehre. Aber, mein Bester, die wiedererstehenden Heroen der alten Fabelwelt dürften am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr auf ihrer rechten Stelle seyn; denn sehen Sie, was Sie auf einer Seite dem Volk hier Gutes thun, das schaden Sie ihm doppelt wieder durch die Erbitterung, die Sie beym Feind erregen. Ich dächte, Sie kehrten jezt behutsam zu den Ihrigen zurück, wo für Sie gewiß allein das Feld des Ruhmes seyn kann, wenn Sie ein solches in der Wirklichkeit und nicht nur in heroischen Geschichten suchen. Ihren gegenwärtigen Beruf, vergeben Sie, mein Bester, dürfte außer Ihnen selbst vielleicht kaum Jemand gebührend ehren; sieht ja die gebildete Welt alles Abentheuerliche doch nur mit mißtrauischen Augen an.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die Pariser haben noch einen besondern Grund, ihre Unzufriedenheit zu äußern. Unter dem vorigen Ministerium hatten sie einen Polizeypräfekten bekommen, wie die Stadt Paris vielleicht noch nie einen gehabt hat, und der selbst über dem berühmten Sartine aus dem vorigen Jahrhunderte weit erhaben stand. Sartine verdankt seinen Ruf hauptsächlich der Schlauheit, womit er die Schurken zu überlisten pflegte. Sein Polizeywesen bestand in einem vortrefflich eingerichteten Spionniersystem. Dieß sah man damals als die Hauptsache bey einem Polizeybeamten an. Konnte er Diebe und Räuber zur Rechenschaft ziehen und dem Hofe von dem innern Treiben der hohen und niedern Haushaltungen Kundschaft geben, so hatte er seine Pflicht gethan; man lobte ihn als einen würdigen Obern und gab ihm Ehrenstellen und Pensionen. Daß ein Polizeymeister etwas Edleres thun könne, ahndete man kaum. So ist auch die Polizey in Paris während der Revolution, und sogar unter der Napoleonschen Regierung geblieben. Das Kaiserthum hatte es mit vielen Unzufriedenen zu thun, und deßhalb war das Ausspionieren ein so wichtiges Geschäft, daß selbst ein Minister dazu da war, um dieß Geschäft im Großen zu treiben. Man braucht ja nur die Memoiren des vorigen kaiserl. Polizeyministers Savary, Herzogs v. Rovigo, zu lesen, um sich zu überzeugen, wie ernstlich sich der Mann das Spionenwesen zu Gemüthe zog und welch erhabene Begriffe er damit verband. Auch unter Ludwig XVIII. sezte das Polizeywesen in Paris diesen alten Gang fort und wurde deßhalb vom Publikum auch nicht mehr geachtet, als die kaiserliche Polizey. Vor einem Polizeybeamten in einer Gesellschaft hätte man ein solches Mißtrauen gezeigt, daß die Unterhaltung alsbald würde gestockt haben, und wenn man von Jemand hörte, er sey bey der Polizey angestellt, so war es, als ob man etwas Schlimmes über ihn vernommen hätte. Natürlich hatte dieß seinen guten Grund; denn solch ein Polizeybeamter war vermögend, Jemand, einen Familienvater etwa, wegen aufrührerischer Aeußerungen, wie man es nannte, verhaften zu lassen und dadurch eine ehrliche Familie unglücklich zu machen. Davon hatte man Beyspiele genug, und wer noch daran zweifeln möchte, ob nach dem Umsturze des kaiserl. Throns so arges Spiel von der Pariser Polizey getrieben worden sey, der braucht ja nur die vier Bände geheimer Polizeynoten, die neulich im Drucke erschienen sind, durchzublättern. Dort wird er finden, daß, während der berüchtigte Delavau Polizeypräfekt war, fast täglich die Ober- und Unterspione Befehl erhielten, den achtbarsten Bürgern und Fremden auf die Spur zu gehen, sich in ihre Häuser und Wohnungen einzuschleichen, das Zutrauen ihrer Bedienten und anderer Umgebungen zu gewinnen zu suchen und ihr Handeln und Reden auszukundschaften. Wie diese Befehle und die darauf erfolgten Berichte der geheimen Kundschafter aus den Polizeybureau's in die Hände eines Verlegers gefallen sind, ist nicht bekannt geworden, indessen läßt es sich errathen; vermuthlich hat nämlich irgend ein abgesezter Polizeybeamter, unter dessen Aufsicht sich die geheimen Papiere befanden, sie für schweres Geld an einen Verleger oder einen Herausgeber verkauft; genug, sie sind nun einmal gedruckt und werden ein unauslöschlicher und unwiderleglicher Beweis von der niedrigen Art bleiben, wie unter Delavau's und Villèle's Staatsverwaltung die Polizey in Paris gehandhabt wurde. Es wird keiner mühsamen Nachforschungen mehr bedürfen; die Thatsachen und die Urkunden liegen dem Publikum vor Augen; hätte man doch ähnliche Belege zur Geschichte aller der Polizeyen, die so willkührlich verfahren! Unter dem lezten Polizeypräfekten Belleyme war das ganze Polizeywesen auf einen edlern Fuß gesezt worden. Dieser Mann hatte sich von dem Geiste durchdrungen, in dem das Polizeywesen unter einer freyen Verfassung und in einem aufgeklärten Staate muß aufgefaßt werden. Nicht das gehässige Spionierwesen, wodurch sich ein unedler Polizeybeamter bey seinen Obern oder bey Hofe will beliebt machen, ist es, worauf er zu sehen hat, sondern die Sauberkeit und Wohlfahrt der Stadt und die Sicherheit der Bewohner; sein Amt ist kein politisches, sondern ein haushälterisches, ein väterliches. Die Straßen soll er rein halten, sie von Bettlern und anderm Gesindel säubern, dafür sorgen, daß die Lebensmittel ungehindert ankommen und ohne Zwang und Unterschleif verkauft werden, daß die Gefängnisse gut eingerichtet seyen, daß Diebe und Missethäter keinen Schlupfwinkel in einer so großen Stadt haben u. s. w. Was aber in den Häusern der Bürger und im Innern der Familien vorgeht, ist nicht seine Sache; hat er doch der Pflichten und Obliegenheiten zu viel, als daß er sich mit dem Auskundschaften abgeben könnte. In diesem Sinne war denn auch Hr. von Belleyme verfahren. Zur Abschaffung der Betteley hatte er die Bürger von Paris zum Beystande aufgefordert, und man weiß, wie bereitwillig sie sich zu Beyträgen verstanden haben. Unter ihm sind die Omnibus oder Stadtwagen aufgekommen, die jezt in allen Stadtrevieren den Bewohnern zu Gebote stehen und für sie eine große Wohlthat sind. Zwar ist er weder der Erfinder noch der Urheber dieser neuen Bequemlichkeit; allein dadurch, daß er den Unternehmern alle mögliche Freyheit ließ, dergleichen Fuhren anzulegen, hat er die Verbreitung dieser Anstalt befördert. Wie viel anderes Gute er für die Stadt gethan und wie es ihm gelungen, der Polizey Achtung und Zutrauen statt des sonstigen Mißtrauens zu verschaffen, ist aus den Zeitungen längst bekannt. Solch einen Polizeypräfekten hatte Paris noch nicht das Glück gehabt zu besitzen, und schwerlich wird es auch sobald einen solchen wieder bekommen. Wie sollte die Stadt also nicht die Ministerrevolution verwünschen, die ihr diesen achtbaren Obern entriß und die Polizey in die Hände eines keineswegs beliebten Mannes wie Mangin gab!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. September 1829.

— Ich sterb' als Braut im Wittwenstande.
Komm, Amme; komm! Ich will ins Brautbett! fort!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Der Freybeuter.

(Beschluß.)

Der Unbekannte sah den Kapitän ungefähr an, wie der Löwe das bellende Schoßhündchen; Eugenie aber fuhr heftig auf. „Suchen Sie Ihren Lohn," sprach sie, „in fühlenden Herzen, in welchen des Helden Bild erhebend und beseligend leben muß, wenn dieser Herr in seiner gemächlichen Klugheit zu vergessen scheint, was er jezt wäre ohne Sie. Und weil ich nicht vergessen mag, was er ist neben Ihnen, so wissen Sie denn: auch hier hätte eine Bedrängte um Hülfe zu flehen; nie fühlte ich sie schmerzlicher als eben jezt, die Pein, diesem fremden Gott hier geopfert zu werden! Nein, nein, nein! Er glaubt meinem Sträuben nicht, ruf Du es ihm in sein eitles Herz, dieses Nein, und sey meine Freyheit der Dank, den er Dir für die seine gibt, damit ich in ihm meinen und der Meinigen Wohlthäter endlich gebührend ehren könne!" Sie ergriff, außer sich, des Fremden beyde Hände, der, obwohl im Uebermaß des Entzückens, das ihm die Enthüllung ihrer Leidenschaft gab, doch mit edlem Anstand den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte und von dem verwirrten Kreise der Verwirrteste schied. „Sie haben Ihren Dank dahin," kreischte der Graf ihm nach; „und Du Deinen Trotz," zürnte die Mutter gegen die Unbesonnene. „O der unseligen Zeit, in der Sitte und Zucht aus ihren Fugen reißen, in der es die Kinder den gährenden Völkern gleich thun, und siebenzehnjährige Mädchen mit frechem Uebermuth ein Glück verhöhnen, das der Mutter Güte und bewährter Männer besonnene Wahl mit Mühe und Treue auferbauten; wo sich gebildeter Eltern Kind, wenn sein Trotz bey den Vernünftigen keine Erhörung findet, dem nächsten Landstreicher an den Hals wirft, und zur gerechten Strafe vor des Bräutigams und der Mutter Augen mit sich schäkern lassen muß wie eine Dirne. Da Dein Eigensinn Dich toll machte, so müssen wir uns nach einer durchgreifenden Kur umsehen: Eduard, willst Du, so ist morgen Deine Vermählung; Du sollst Deine Braut geschmückt finden, um sie, wenn sie nicht gehen will, zum Altar zu tragen." Eugenie wollte das Zimmer verlassen, aber „Du bleibst," rief ihr die Mutter zu, „um dem Geliebten Deine verbrecherische Tollheit abzubitten." Das Mädchen wendete sich rasch um, bot dem Grafen lächelnd die Hand und sagte: „das will ich morgen thun am Altar! O ich will mich schmücken und kränzen; ich will froh seyn wie der Aar im Himmelszelt, sanft wie das Täubchen in der Laube." Sie hüpfte hinaus. „Das Mädchen ist toll, aber gut," meynte die Mutter; „würd' ich sie sonst lieben?" bemerkte der Graf; „aber der Oesterreicher muß weg. Gnädige Mama, ich bin morgen da zur rechten Stunde, um der glücklichste der Menschen zu werden."

Eugenie stand harrend an ihrem vielgeliebten See; die Abendwolken schwebten über den Felsenspitzen, aus denen ihr Freund sehnsüchtig umherspähend hervortrat, und in wenigen Augenblicken lag sie in seinen Armen. „Mögen sich die Menschen alle gegen mich aufthun: an dieser

reinen, reichen Brust sey meine bleibende Stätte; haben sie mich ja mit Gewalt an dich gewiesen und so plötzlich aufgeweckt, was in meiner Seele geheimsten Tiefen schlief. Weißt Du, morgen ist mein Hochzeittag, der Bräutigam wird nicht lange warten lassen; es ist lustig, sie wollen mich mit des Kapitäns Hand beehren, damit er mich in seinen Assembleen und Karossen zur Schau als seine Frau umherführe. Das Angaffen haben sie umsonst. O ich bin wieder froh und muthwillig, denn ich bin entschieden; bin kühn genug, dem Edlen, den ich anbete, ganz zu vertrauen."

Des Freundes immer ernste Mienen schauten selig in die lachenden Gaue mit ihrem großen Strom und ihrem heiligen Münster. „So fahre hin," rief er aus, „Kampf und Haß! in Deinen Armen, an meinem fernen heimathlichen Donaustrom will ich die Welt mit ihrem Schmerz und ihren Schwächen vergessen. Eugenie, süßes, seliges Leben, morgen sey Dein Hochzeittag, so sey es, und der Bräutigam wird nicht lange warten lassen! Siehst Du drunten in der Kluft aller Heiligen Abtey? Sie soll uns einsegnen zum fröhlichen Bund der Liebe, die frommen Väter sind schon lange meine Freunde, und dürfen der muthigen Liebe die wirthliche Stätte so lange nicht versagen, bis wir den Weg nach dem Schloß meiner Ahnen einschlagen. Sey muthig, Mädchen, ich gehe, unser Glück zu bereiten; ich mit Eifer, Du mit Treue bewaffnet, fahren wir freudig über die Welt. Sey wach um Mitternacht; morgen bist Du mein Weib!" Da störte zischendes Lachen die Liebetrunkenen aus ihrer Umarmung auf, sie hörten Tritte den waldbewachsenen Fels hinab, doch vermochten sie den unzeitigen Störer nicht zu erkunden.

Im Jagdhause erloschen die Lichter, nur in Eugeniens Zimmer dämmerte spät noch die Lampe. Das Mädchen zog den glänzenden Gürtel um ihr weißes Brautkleid und wand sich den Myrthenkranz um die dunkelbraunen Locken; so trat sie leise in der Mutter Gemach, wo diese mit der kleinen Luzie friedlich schlummerte. „O Mutter, du schläfst so sanft; mild hat der Schlaf die strengen Augen geschlossen, deine Lippen lächeln; du drückst das Schwesterchen sanft an die friedlich athmende Brust. Wann werde auch ich wieder ruhen an ihr? Von mir hast du ihn gewendet, den traulichen Blick, seit er auf des reichen Grafen Gold und Schlössern ruht. Meine Brautkammer ist die Wüste und meine Zuflucht der Panzer des Geliebten. Aber ich will dir die Boten meiner Grüße senden mit den Schwingen des Windes, ich will dich wiederfinden, Mutter, und zu deinen Füßen um Vergebung flehen, daß ich ohne deine Erlaubniß gewagt glücklich zu seyn!" Ihre Thränen bedeckten der Mutter Hand, in bangem Seelenkampf kniete sie vor der Schlafenden; da schlug die ferne Wanduhr in des Försters Kammer die Mitternachtstunde. „Mutter, Mutter, ich reiße mich unnatürlich los von der Quelle meines Lebens; wie der Rabe fliegt aus dem Elternhorst, so gehe ich dankles aus deinen Armen; du hast mich sittsam zu deiner Freude erzogen, nun wirst du erröthen bey meines Namens Gedächtniß. Ach, ich breite vergebens die Arme aus über den Zauberkreis hinüber, himmlische Töne locken mich weg von euch, neues, jugendliches Blut flammt in den Adern, ein neues, sehnendes Herz pocht so ungestüm und betäubend; Blut und Leben, Gluth und Jugend, es muß alles nur zu ihm, zu ihm!" Ein duftender Blumenstrauß fiel in's anstoßende Gemach, mit süßem Schauer eilte Eugenie an's offene Fenster; drunten unter den Tannen breitete ihr der Geliebte die Arme entgegen; sie verließ das Haus. —

Nahe Flintenschüsse und Geklirre der Waffen schreckten die Bewohner aus dem Schlaf; zum Trost der Edelfrau trat der Förster vor ihr Zimmer und bat sie, ruhig zu bleiben: „die Kerle balgen sich weiß der Himmel um was, vor dem Hause, und machen keine Miene, einen Besuch abzustatten. Im schlimmsten Fall geht es an die Habseligkeiten." Eugeniens Thüre blieb der pochenden Mutter verschlossen, ein erschütternder Klageton wurde drunten im Getümmel vernommen; dann zog sich der tobende Haufen das Thal hinab, und in Kurzem war alles wieder still und einsam. Der Förster schlich hinab und fand die Pforte geöffnet; vor ihr lag Eugenie ohne Spuren des Lebens, einen blutigen Reiterhandschuh krampfhaft in der Rechten haltend, ein zersplitterter Pallasch ihr zur Seite.

Am Morgen kam der hochzeitlich geschmückte Graf und fand die trostlose Mutter um die Unglückliche beschäftigt. Sie lag im Brautschmuck bleich und ohnmächtig; bey Eduards Eintreten schlug sie die Augen auf und drückte mit einem wimmernden Laut den blutigen Handschuh an ihr Herz. Endlich machte sich die gepreßte Seele durch einen Thränenstrom Luft, und der halbgeöffnete Mund und die brechenden Augen ruhten, um Erbarmen flehend, auf der Mutter und auf Eduard. Die hinsterbende Gestalt versetzte den Grafen in Grausen; bebend stammelte er: „ich habe unschuldig Blut vergossen!" und floh, um nimmer wiederzukehren. Eugenie lag viele Leidenstage hindurch in grimmigem Wahnsinn, bis ihre empörte Jugend im ersten langen Schlaf wieder Linderung fand. Bey ihrem Erwachen bog sich die Mutter weinend über sie hin und schloß sie schluchzend in die Arme. „Bist Du denn die treue, friedliche Mutter wieder?" sprach Eugenie wie aus langen Träumen erwachend; „o nimm mich auf, ich bin ja wieder Deine Eugenie, Dein Kind!" Eine lange Umarmung versiegelte die Versöhnung, und Eugenie blieb ihrer Mutter hold und unterthan bis zu ihrem nahen Tod. Nie aber kam das Geheimniß jener Nacht über ihre Lippen.

Die Visionen.

(Beschluß.)

An einem Meere lag,
Wie ein vielzackiges Gebirge, eine Stadt.

Ein Wald von Maſten
Flatterte mit bunten Flaggen
In ihrem Hafen.
Da ſchüttelte die Erde,
Wie gedrückt von zu ſchwerer Laſt,
Den breiten Rücken,
Daß die Thürme die ſtolzen Häupter
Wie gebrochenes Rohr herniederſchmetterten.
Das Meer, gierig nach ſeinem Antheil
An der Verwüſtung,
Schwoll und riß die Hälfte der Stadt
Mit ihren heulenden Bewohnern
In ſeine Tiefen hinab.
Ein Theil des Volkes floh
Auf das Feld hinaus,
Das ſich aufriß und Ströme
Glühenden Erzes ihm entgegenwälzte.
Aber zwiſchen den dampfenden,
Schwankenden Straßen
Schlichen Räuber,
Drangen in die zerklüfteten Häuſer,
Raubten verlaſſene Schätze
Und tödteten kranke Greiſe,
Die nicht zu fliehen vermochten.
Vulkane barſten
Und wälzten Feuerſtröm' in's Meer,
Das von ſchäumender Wuth aufkochte
Und rauchte, und zwey Flotten
Hinunterſchlang, die über ſeinen Abgrund,
Schiff' an Schiff geklammert,
Zwiſchen tauſendfachem Tode ſtritten.
Und die Donner der Vulkane, die Donner
Qualmender Schlachtgefilde,
Der Völker und Meere
Toſendes Getümmel,
Unaufhörlich jammernde Glocken,
Jubelgeſchrey, und der Wuth Geheul,
Und das Stöhnen unterliegender Verzweiflung
Brandete wie das Getöſe
Einer untergehenden Welt
Zum Himmel hinauf.
Zitternd, mit Thränen im Auge,
Blickt' ich zu meiner Begleit'rin empor,
Die unverwandten Auges
Lächelnd in die ungeheure Zerſtörung ſchaute;
Und das kryſtallene Schiff
Drehte ſich und ſtieg, getragen
Von ſeiner Feuerſäule,
Hoch und höher, immer höher.
Fernezurücke ſank die Erde,
Und das wilde Getümmel
Scholl nur noch leiſe herauf,
Wie Stimmen in den Schlummer
Eines Träumenden.
Die brennenden Städte und Vulkane
Glichen ferneranchenden Kohlenmeilern
In einem Waldgebirge.
Ihr rother Brand
Dämmerte wie morgenröthlicher Schimmer,
Der ſich als duftiger Schleyer
Ueber die Erde legte.
Der verworrene Orkan
Durcheinander tobender Laute
Verklang zu einem Flötentone,
Der ſich leiſe, leiſe
Durch die weiten Räume des Himmels zog,
Und die Erde ſchwamm wie eine Roſe,
Die auf blauem Himmelsgrunde
Der Entfaltung ſchwellend
Sich entgegendrängte. —

Da auf einmal fing die Kugel
Schnell und ſchneller an zu ſinken.
Schwindelnd blickt' ich in die Tiefe,
Der ſie wirbelnd zu ſich ſtürzte.
Und mit Schrecken nun gewahrt' ich
Die Pagoden an dem Theetiſch,
Die mit aufgeblaſ'nen Backen,
Wie Delphine aus den Nüſtern,
Lange Strahlen Thee'es ſprützten,
Und damit die Feuerſäule,
Die die Kugel trug, durchſägten.
Ohne Halt nun ſtürzte pfeilſchnell
Unſere kryſtallne Barke,
Daß der Zug der Lüfte ziſchend
An dem Ohr vorbey mir ſauſte
Und die Augen mir vergingen. —
Unſanft ſtieß ſie auf den Boden —
Und ein Ruck — und ich erwachte
Auf dem Stuhle an dem Theetiſch.
Mit den welken blauen Augen
Saßen da die ſieben Fräulein,
Und der Eine von den Vieren
Wendete das lezte Blättchen
Seines Hefts mit goldnen Rändern
Eben um, und blickte lächelnd,
Seines Sieges zuverſichtig,
In dem Kreis umher, wo Rührung
Ihm aus jedem Auge lohnte.
„Ach, wie ſüß, ach wie gemüthvoll!“
Lispelt' es von Mund zu Munde,
Und die dicke Hausfrau ſagte:
„Unausſprechlich ſchön!“ — und ſchluchzte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

Als Nachtrag zu meinem Bericht über die Versammlung der schweizerischen Naturforscher auf dem großen Bernhard theile ich einen Auszug aus der interessanten Rede mit, die, wie ich erwähnte, der Canonikus Biselx, Pfarrer von Vauvri, hielt und worin er die Hauptmomente aus der Geschichte und der Bestimmung des Hospizes berührte.

„Das Hospiz entstand im 11ten Jahrhundert. Schnell und allgemein wurde schon damals sein Nutzen erkannt, und Beyträge kamen von allen Seiten. In den folgenden Jahrhunderten erlitt es manche Wechselfälle; dreymal ging es in Flammen auf, dreymal wurde es wiederhergestellt, war bald reich, bald arm, bald unterstützt, bald unterdrückt, bald verlassen, bald mit geistlichen Korporationen in Verbindung, bald alleinstehend. Vieles wechselte, aber nie das Wohlwollen und die theilnehmende Unterstützung der Schweiz. Vor noch nicht ganz hundert Jahren verlor das Hospiz seine grossen, in Piemont gelegenen Domänen und kam dadurch seiner Auflösung nahe; denn verarmt konnten die Religiosen nicht lange mehr Fremde aufnehmen und verpflegen. Aber die Vorsehung nahm sich dieses Hülfshauses gnädig an; die warme Theilnahme der Schweiz unterstützte die frommen Männer vom St. Bernhard und erlaubte ihnen, mit den Reisenden ihr geschenktes Stückchen Brod zu theilen. Die Schweizerregierungen, wiewohl abweichend in jedem Kanton, waren doch im Wohlthun und in großmüthiger Unterstützung des Hospizes einig. Fast jede Familie theilte diesen Sinn, dadurch kamen bedeutende Gaben ein, und durch sie wuchs den Hospiziarien der Muth. Von Neuem gingen sie in die Schneestürme und die Lawinen hinaus und lebten freudig ihrem strengen, mühsamen Beruf.“

„Hoch liegt dieses Hülfshaus, aber doch nicht hoch genug, um von politischen Stürmen nicht erreicht zu werden. Sie drangen bis hierher und das Hospiz hatte auch das Seinige davon zu tragen. Aber von allen Partheyen wurde doch der Nutzen und der erhabene Charakter dieser Stiftung anerkannt und man ließ sie wenigstens fortbestehen. Die Bedürfnisse und Ausgaben wuchsen aber in jenen Zeiten bedeutend; man mußte sparen und sich einschränken. Glücklicherweise hörte das Wohlwollen der Schweiz nicht auf; Bern, Freyburg, Genf, Neuchatel, Wallis und Waud gaben jährliche Unterstützung, Basel und Solothurn alle drey Jahre, die übrigen Kantone aber alle sechs Jahre. Die auf Sammlung für das Hospiz in die Schweiz ausgesendeten Chorherrn vom St. Bernhard werden überall mit großer Freundlichkeit und Theilnahme aufgenommen, und man überhäuft sie mit Wohlwollen. Aber auch außerhalb der Schweiz sind ohne Zuthun der Chorherrn großmüthige Sammlungen für das Hospiz gemacht worden. Der Canonikus Baras verfaßte vor einigen Jahren eine kleine Schrift und sprach darin von den rheumatischen und Entzündungskrankheiten, die auf dieser Höhe Folge des feuchten und kalten Klima's seyen. Diese Schrift gelangte sogar nach Rußland. Der Professor Parott in Dorpat beschloß, seine Kenntnisse und Erfahrungen über die Caloriféres zum Nutzen des Hospizes zu verwenden. Es kam von ihm und von seinen Schülern ein Geschenk von 1200 französischen Franken zur Einrichtung dieser Oefen ein, ja durch seine Verwendung erhielt das Hospiz auch Spenden von Hamburg. Die schweizerische Gesellschaft für Naturkunde unterzog sich mit Eifer der ferneren Sammlung für das Hospiz. Die eingelaufenen Gelder betrugen 50,000 Fr.“ (Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Bey dem Ab- und Einsetzen der wichtigern Staatsbeamten, bey dem Abschiednehmen und Abschiedgeben derselben waren die Augen des Publikums auf Chateaubriand gerichtet; man war neugierig zu erfahren, wie der geniale Redner handeln würde. Kein größerer Beweis läßt sich von dem hohen Ansehen geben, worin er beym Publikum steht, als diese allgemeine und neugierige Aufmerksamkeit auf sein Betragen bey dieser wichtigen Gelegenheit. Er war gerade weit von Paris; man erwartete ungeduldig seine Zurückkunft, um zu sehen, wie er sich benehmen würde. Er kam und legte seine Gesandtschaftsstelle nieder, um von den jetzigen Ministern nicht abzuhängen. Obschon hierin eben so viel Klugheit als Größe liegen konnte, so war dieser entscheidende Schritt doch ein verdienstliches Werk, wenigstens in seiner Lage. Chateaubriand hat mit dem Gelde nie gut haushalten, und bey ihm ist es wie gewonnen, so zerronnen. Obschon die schöne Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften ihm von einer Gesellschaft von Kapitalisten unter dem Namen des Buchhändlers Ladvocat mit einer halben Million Franken bezahlt worden ist, so hat doch diese bedeutende Summe nicht einmal hingereicht, um seine Schulden zu bezahlen. Es ist nun einmal so Sitte in Paris, daß geniale Köpfe tüchtige Schulden machen; Talma hatte deren sehr häufig, und Bory St. Vincent, der auch eine Art von Genie ist, war eben nach dreyjähriger Haft aus dem Schuldthurme gekommen, als ihm der Auftrag gegeben wurde, an der Spitze einer Gelehrtenkommission die Halbinsel Morea zu untersuchen, wo es wahrscheinlich auch an Geniestreichen nicht fehlen wird. Das Trauerspiel Moses, wovon ich neulich sprach, will Chateaubriand nicht aufführen lassen; also wird der Stab des jüdischen Gesetzgebers keine Goldquelle für ihn aus dem Felsen schlagen, so daß sich der so berühmte Mann, nachdem er Gesandter und Staatsminister gewesen ist, und als Schriftsteller beynahe den ersten Rang in Frankreich behauptet, in gar keiner beneidenswerthen Lage befinden soll. Nun bezieht er freylich als Pair de France einen Gehalt von 12,000 Franken und als Akademiker einen von 1500; allein demungeachtet behauptet man, er sey arm; seine Bibliothek und sein Landhaus hat er längst schon verkauft; man sollte aber glauben, mit 13,500 Franken sey ein Mann eben nicht zu beklagen und gewiß nicht arm zu nennen; es scheint jedoch, daß man bey genialen Männern einen grossen Maßstab anlegt, und was für Andere ein hinreichendes Auskommen wäre, bey ihnen als eine Kleinigkeit achtet. So wird denn Chateaubriand als ein verarmter Mann betrachtet, der mit einer Kleinigkeit von 13,500 Fränkchen unmöglich leben kann. Daß er selbst von dieser Unmöglichkeit überzeugt ist, läßt sich voraussetzen. Um desto mehr ist es zu bewundern, daß er die Geistesstraft gehabt hat, alle die glänzenden Anerbietungen der jetzigen Machthaber abzuweisen. Sie wollten ihn nämlich zum Herzoge machen und ihm ein Einkommen von 50,000 Franken zusichern. Dafür würde natürlich eine Kleinigkeit von ihm gefordert: er sollte sich nämlich ihrem Dienste weihen und Schrift und Rede zu ihren Gunsten anwenden. Sie kannten den großen Einfluß seiner Geistesprodukte, und welches Gewicht seine Schriften und seine Reden derjenigen Parthey geben, zu welcher er sich schlägt. Er aber hat die Verführer von sich gewiesen, und wehe ihnen, wenn er mit einer Flugschrift oder einer Rede in der Pairskammer auf sie losdonnern sollte; vielleicht würden sie ihm schon für sein bloßes Schweigen gern einen Herzogtitel geben. Der Zauber der Titel ist aber in Frankreich ziemlich verschwunden, und nicht leicht läßt sich Jemand dadurch verführen, wenn nicht etwas Bedeutenderes mit dem leeren Titel verbunden wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. September 1829.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer.

Schiller.

Rückblick *).

Von J. D. Gries.

Geschwärmt mit jugendlichem Triebe
Für Wahrheit, Freyheit, Recht und Licht;
Geschwärmt für Freundschaft und für Liebe,
Für Kunst, Natur, und wofür nicht?
Geschwärmt für Volks- und Weltbeglücken,
Geschwärmt für jenen Mann sogar,
Der, als er kam, der Welt Entzücken,
Und bald genug ihr Schrecken war:

Er hat geschwärmt, der junge Schwärmer;
Doch viele Jahre sind entflohn;
Der Mann, wenn an Begeistrung ärmer,
Blickt auf die Jugend nicht mit Hohn.
Besonnenheit ist Mannestugend;
Doch wehe dem, der, früh ergraut,
Auf schöne Träume seiner Jugend
Mitleidig achselzuckend schaut.

Genossen meiner schönsten Stunden,
Die jenen Frühlingstraum beseelt,
Für Euch ward dieser Kranz gewunden,
Und Lieb' ergänze, was ihm fehlt.

Ihr Andern — o verzeiht dem Dichter,
Verzeiht ihm seiner Träume Glück!
Und wenn ihr könnt, gestrenge Richter,
Ruft Eure Jugend Euch zurück.

*) Diese Strophen dienen als Vorwort zu der Sammlung der Gedichte und poetischen Uebersetzungen von J. D. Gries, welche in Kurzem bey Löffund und Sohn in Stuttgart erscheinen wird.

Die Llaneros und die Margaritaner.

Es gibt in Venezuela unermeßliche Ebenen mit vortrefflicher Weide. Sie sind vorzüglich von bekehrten Indianern bewohnt, die sich durch ihre Wildheit, Grausamkeit und ihren Aberglauben auszeichnen. Man nennt sie Llaneros (Leute der Ebene). Ihre Hauptbeschäftigung ist von alten Zeiten her nomadische Viehzucht. Sie haben nicht, wie die andern Indianer, an Zahl sehr abgenommen, sondern sich im Gegentheil bedeutend vermehrt. Sie fangen die wilden Pferde und reiten sie; selten bewegt sich einer weiter als einen Schritt, ohne sein Pferd zu besteigen. Der Oberst Hippisley beschreibt die Reiterey Sedenos, eines Llanero-Generals unter Bolivar, folgendermaßen: „Sedenos Reiter waren von allen Arten und Größen, Knaben und Männer, auf Pferden und Mäulern. Einige hatten Sättel, andere nicht; einige Gebisse, lederne Steigbügel und Zügel, andere Stricke ohne Gebiß; einige führten Pistolen, die meisten aber keine. Da sah man Menschen von dreyzehn bis fünf-und-vierzig Jahren, schwarz, braun, gelb, olivenfarben, je nach ihrer Abstammung.

Die Erwachsenen tragen lange, grobe Schnurrbärte und kurzes Haar, wollig oder schlicht, wie sie es von ihren Eltern geerbt. Ihr Aussehen ist gewaltig wild, oft aber meynt man, ihre halbverschmachteten Pferde müßten jeden Augenblick umfallen. Viele haben keine Beinkleider, sondern nur ein blaues Tuch von Baumwolle um die Hüften gebunden. Die Meisten haben keine Fußbekleidung, aber gewöhnlich tragen sie einen Sporn. In der Linken halten sie den Zügel oder dessen Stellvertreter, in der Rechten eine Stange, acht bis zehn Fuß lang, mit einer flachen, sehr scharfen Eisenspitze. Ein Stück Tuch, ungefähr eine Elle im Gevierte, mit einem Schlitze in der Mitte, durch den der Kopf gesteckt wird, so daß das Stück Zeug die Arme und den Oberkörper bedeckt, ohne sie am Reiten oder Fechten zu hindern — dieß ist der ganze Rock. Nicht selten haben sie ein altes Infanteriegewehr um zwölf Zoll kürzer gemacht, das nun statt des Karabiners dient; dieser hat einen Degen, jener einen Säbel, ein großes Messer, oder was sonst für eine Hieb- oder Stoßwaffe, an einem Stück Rinderhaut über der Schulter hängen; ein flacher Hut oder eine Mütze von Tiegerfell oder Rinderhaut, mit einer weißen Feder, bedeckt den Kopf; das ist die Uniform des Llaneros.

Paezs Kavalerie ist besser in Hinsicht der Kleidung und der Pferde, aber sie ist auch nicht gleich gekleidet. Kein Mann ist jedoch so nackt als Sedenos Baschkiren, obschon viele keinen Schuh und als Oberkleid nur die oben beschriebene Decke haben. Sie tragen indessen Beinkleider, und ihre Bewaffnung ist dieselbe wie bey den andern Truppen.

Die Llaneros sind rüstig und brav, wenn sie ihre Thäler vertheidigen, und am meisten, wenn General Paez an ihrer Spitze steht, der nach ihrer Ansicht der größte Held in der Welt ist. Paez ist in ihren Thälern geboren, raucht mit ihnen, schläft auf dem Boden wie sie in seinem Mantel, ißt eine Banana, trinkt mit ihnen, und spricht selbst ihren spanisch-indianischen Jargon. Ihre Art Krieg zu führen ist der der Kosaken sehr ähnlich. Wie diese, greifen sie mit Geschrey an, nie in regelmäßigen Reihen, und fliehen, um einen neuen Angriff zu machen. Sie umzingeln ihren Feind von allen Seiten; sie verfolgen ein einzelnes Korps, überfallen dessen Nachtrab und tödten die Gefangenen. Es ist sehr schwer, sie einer gewissen Disciplin zu unterwerfen, und ihre Organisation ist daher von der der andern Truppen in Kolumbia sehr verschieden. Sie wählen ihre Offiziere selbst, setzen sie wieder ab, ja tödten sie zuweilen. Sie wollen von keinem Fremden kommandirt seyn, und Aengstlichkeit ist ihnen ein Gräuel an ihrem Anführer. Sie haben mehrere ihrer Anführer umgebracht, weil sie ihnen als furchtsam verdächtig waren. So mußte Paez sich für die Generale Sedeno, Roras und Monagas verwenden, um ihnen das Leben zu retten. Paez ist ihr Abgott; von Bolivar halten sie nicht viel; sie sagen, er habe keinen Muth und lasse sich nie in der Schlacht blicken. Nach Paez ist ihnen Zarasa der liebste und hat den meisten Einfluß auf sie. Er ist brav, einsichtsvoll und menschlich. Die Llaneros haben der Republik große Dienste geleistet, und sich, wie Manche behaupten, vor allen andern Truppen ausgezeichnet, wobey man jedoch die Margaritaner ausnehmen muß, über die ich sogleich einige Worte sagen will. Die Llaneros sind unerschütterlich der Sache der Republik treu geblieben, während die Bewohner von Caracas, Bogota und Carthagena ihre Meynungen zuweilen wechselten oder zu wechseln gezwungen wurden. Im Jahr 1813 trugen sie sehr viel zu Bolivars Glück und Siege bey. — Die Einwohner des kleinen und felsigen Eilandes Margarita, welche eine der Provinzen von Venezuela bildet, hatten, wie die Llaneros, ihren Lieblingsgeneral, den General Arismendi *), aber er verlor seinen Einfluß, weil er zu willkürlich mit seinen Landsleuten, den Magaritanern, verfuhr. Die Magaritaner sind gebildeter und humaner als die Llaneros. Ihre Küste macht es möglich, gegen die Gesetze Handel mit St. Thomas, Curacao ꝛc. zu treiben. Die Insel hat viele kleine Busen, in die sich Fahrzeuge flüchten können, und die nicht so streng von den Schiffen des Königs von Spanien oder den spanischen Kompagnien bewacht werden konnten oder können, als die größeren Häfen von Cumana, Barcelona u. a. Verkehr mit Fremden war daher leichter und häufiger auf Margarita, als auf irgend einem Punkte des Festlandes. Es ist bekannt, daß die Margaritaner die Sache der Unabhängigkeit seit dem Anfange der Revolution im Jahre 1810 verfochten haben, und nie seit jener Zeit ganz wieder haben unterworfen werden können, während die Ebenen von Boves, Morales und Morillo wieder erobert wurden. Sie haben vieles in ihrem Charakter, was sie vor allen andern Kolumbiern zu Republikanern eignen würde; sie sind fleißig, brav und gastfreundlich.

*) Juan Baptista Arismendi errichtete im Jahr 1826, nachdem Morillo im Jahr 1815 die Insel Margarita wieder unterworfen hatte, von neuem ein Korps und eroberte einen Theil der Insel. Dieses Ereigniß war Bolivar'n vom größten Nutzen, der, von Aux Cayes kommend, auf Margarita landete und das schwankende Glück der Insurgenten herstellte. Im Jahr 1819 war Arismendi Vizepräsident von Venezuela, ehe es mit Neugranada vereinigt wurde.

Das Fest Befana in Florenz.

Die römischen Feste, sagt ein Reisender, der sich mehrere Jahre in Florenz aufgehalten, die Feste in Venedig, Neapel sind oft, sehr oft, von den unzähligen nach Italien strömenden Reisenden beschrieben worden; sehr selten jedoch

eines der seltsamsten neuern Feste in Italien, die Befana in Florenz. Obwohl dieß Fest seit undenklichen Zeiten dort stattfindet und von den frühesten Schriftstellern bereits erwähnt wurde, so sind doch die Meynungen, selbst unter den Geschichtsforschern, über den Ursprung des Festes sowohl als über dessen Bedeutung getheilt; ja wir waren in Florenz oft in Gesellschaften, wo man sich lange über die Befana unterhielt, aber Niemand konnte uns darüber Auskunft geben, was sie bedeute. Am Abend Epiphanias führt man nämlich in Prozession mit Lichtern, Musik und unter dem mißtönenden Geschnatter langer Trompeten aus Glas, zur großen Last der zum Schlafe aufgelegten Personen, das herum, was man eben Befana nennt, was unter den verschiedensten Gestalten erscheint, und eben deßhalb so schwer zu bezeichnen ist. Bald ist die Befana ein weißer Stier, mit einem Kinde auf seinem Rücken, mit Blumenkränzen umwunden; ein andermal ist es ein Affe, mit prächtigen Draperien behangen. Wir sahen sie bald als ein männliches, bald als ein weibliches Wesen dargestellt; doch am häufigsten ist sie eine Art Ungeheuer, oder eine lächerliche Darstellung heidnischer Gottheiten, auf einem gepuzten Wagen, und ein Gegenstand großen Schreckens für alle Kinder in der Stadt.

Nach der Erklärung der Accademia della Crusca ist der Befana eine Art von Puppe aus Lumpen, entweder eine männliche oder eine weibliche, öfter aber eine lezztere, die am Epiphanias Abend herumgeführt und gewöhnlich an die Fenster der niedern Klasse während dieses Festes hingestellt wird. Von jeher wurde die Befana als eine Art Vogelscheuche betrachtet und ist auch ein Schimpfwort.

Doch erscheint die Befana für die Kinder nicht immer als Popanz; häufig belohnt sie gutes Betragen und theilt Nüsse und Kuchen aus. Eine liebliche Mähr, welche alle Ammen den Kindern erzählen, ist, daß gerade um Mitternacht alle Thiergattungen mit einem Mal, freylich nur auf ganz kurze Zeit, mit Sprachfähigkeit begabt werden. Weiter erzählt die Sage, daß in diesem Augenblick jedes Ding sich in einem bessern Zustande befinde und alles verwandelt werde; die Wände der Häuser werden zu Pasteten, das schlechteste Wasser zum vortrefflichsten Wein; die Natur überschreite in jeder Weise ihre natürlichen Gränzen. Diese Mährchen beschränken sich nicht auf die Ammen allein. Es ist uns von glaubwürdigen Leuten versichert worden, daß die Landleute in den toskanischen Gebirgen an die Macht der Befana heut zu Tag noch glauben, und deßhalb ihren Pferden an diesem Abend doppeltes Futter geben, damit sie, wenn sie bey dieser Gelegenheit die Sprache bekommen, gut von ihrem Herrn sprechen mögen.

Einige sahen sich nun nach allem diesem veranlaßt, den Ursprung der Befana bis auf die Heidenzeit zurückzuführen, während andere ihn in den frühesten Tagen des Christenthums suchen. Mehrere der frühesten italienischen Schriftsteller versichern, daß die Befana ein Name ohne alle Bedeutung sey, von armen und alten Weibern erfunden, Kinder zu erschrecken. Doch dieß scheint nicht sehr wahrscheinlich. Befana ist wohl nichts als eine Zusammenziehung des italienischen Wortes Epifania, zumal da das Fest fast stets auf den 6. Januar, den Heiligendreykönigstag, fällt. Gewiß stellt sie die außerordentliche Erscheinung der Magier dar, die nach der heiligen Schrift von fern her kamen, und die vielen Geschenke, die man zu dieser Zeit in Italien, wie anderswo in den Weihnachtstagen, den Kindern gibt, scheinen an die Geschenke erinnern zu sollen, welche von den Weisen dem Jesuskinde gebracht wurden; die Weihnachtgeschenke haben gewiß ursprünglich dieselbe Bedeutung gehabt und sind nur mit dem Lauf der Zeit verlegt worden. Ihr Zusammentreffen mit der Periode der Maskeraden mag einigermaßen die lächerlichen Darstellungen, so wie die abentheuerlichen Geschichten veranlaßt haben. Die traditionellen Ceremonien dabey können leicht, wie viele andere, von den frühesten dramatischen Darstellungen von Scenen aus der heiligen Schrift hergeleitet werden, die bekanntlich Mysterien oder pia spectacula genannt wurden, wiewohl die Befana selbst aus weit früherer Zeit herstammen muß; und sicherlich hat sie bey ihrer Aehnlichkeit mit den Bacchanalien der Alten mehr vom Heidenthum, als die meisten jener Dramen. Weiß man ja doch sehr wohl, daß die Priester in den ersten christlichen Zeiten, nachdem sie kaum sorgfältig alle heidnischen Ueberbleibsel zerstört hatten, wieder manche Ceremonien und Gebräuche zu Hülfe nehmen mußten, die gar sehr den alten Stempel des Heidenthums trugen, um dadurch die Sinne der Unwissenden zu blenden und die Phantasie der Abergläubischen zu beschäftigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Mit dem lezten Ministerium sind auch noch andere schöne Hoffnungen untergegangen. Als nämlich der Minister des Handels Untersuchungen über den Zustand der verschiedenen Handelszweige anstellen ließ, thaten sich auch die Buchhändler zusammen, hielten Berathschlagungen und ließen den Didot eine Vorstellung drucken, worin sie ihre Klagen und Wünsche kund machten, in der Hoffnung, dieselbe werde nebst den Vorstellungen der andern Handelsstände in den Kammern berücksichtigt werden. Unter andern beklagen sie sich in dieser Schrift über die Schwierigkeiten, welchen die Einfuhr französischer Bücher bey einigen fremden Mauthen unterliegt, besonders bey der piemontesischen. Wie es scheint, ist jedes fremde Buch, das auf die Grenze Piemonts gebracht wird, in den Augen der Mauthbeamten jenes Landes verdächtig; da darf auch nicht die unschuldigste Schrift ohne eine Untersuchung (und welche Untersuchung?) durchgehen; ein Reisender, der Gift bey sich trägt, wird ungehinderter reisen können, als wer ein Buch mitbringt. Die Pariser Buchhändler bitten, daß die franzö-

fische Regierung doch so viel bey der sardinischen bewirken möge, daß die französischen, wohl eingeschnürten und versiegelten Bücherballen ungehindert durch das piemontesische Gebiet wandern mögen, ohne daß piemontesische Mauthbeamte ihre Nase hineinstecken. Und aus diesem Durchwandern der Ballen scheint auch wirklich keine große Gefahr für die Unterthanen der piemontesischen Regierung zu erwachsen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der Geist der französischen Bücher durch das Packtuch durchschwitze und die Herren Piemonteser anstecke oder ihnen die Köpfe verrücke. Natürlich haben die Pariser Buchhändler nicht unterlassen, in ihrer Vorstellung sich über den heillosen Nachdruck französischer Bücher zu beklagen, der in Brabant, besonders zu Brüssel getrieben wird, sogar von den vorzüglichsten Buchhändlern dieser Stadt, und zwar mit einem Wetteifer und einer Gierigkeit, als ob sie die rechtlichsten Spekulationen von der Welt betrieben. Im vorigen Jahrhundert war die Habsucht der holländischen Nachdrucker verrufen; allein diese war doch nichts gegen diejenige der Brüsseler Nachdrucker, welche, wenn sie noch einige Jahre so rastlos darauf losdrucken, den Pariser und mithin den ganzen französischen Buchhandel zu Grunde richten werden. Kein in Paris gedrucktes Werk, das nur einigermaßen Aufsehen erregt, ist vor ihren Händen sicher; so wie es erscheint, geräth es unter ihre Pressen und wird fast gleichzeitig mit der Originalausgabe versandt; manche kündigen ihre Nachdrücke schon im Voraus an, ehe noch die Originalausgaben erschienen sind, und wenig fehlt, so werden sie die Pariser Verleger des Nachdrucks der Brüsseler Werke beschuldigen. Das Vergeltungsrecht kann hier leider nicht ausgeübt werden, denn die Brüsseler Verleger liefern wenig, was des Nachdruckens in Paris werth wäre. Daß sich ein gewissenloser Buchhändler in einem verborgenen Winkel mit Nachdrucken abgibt, läßt sich begreifen; wie sich aber 20 Buchhändler, das heißt ⅔ der gesammten Buchhändlerzunft in einer großen Stadt, von diesem gewiß keine Ehre bringenden Handwerke ernähren wollen, läßt sich schwerlich begreifen. Es ist in der Bittschrift des Pariser Buchhandels von einem einzigen Brüsseler Nachdrucker die Rede, der in den Jahren 1825 und 26 und in den ersten Monaten des Jahres 1827 in allem 318,615 Bände nachgedruckter Waare fabrizirt hat, im Werthe von 1,183,515 Franken. Diese Summe ist also den Pariser Verlegern so gut als entwendet. Ihnen wird der Bissen vor dem Munde weggeschnappt, womit sie sich ernähren sollen; und indeß sie darauf zu sinnen haben, wie sie dem Verfasser sein oft hohes Honorar bezahlen können, verkauft ihnen der Brüsseler Nachdrucker die Exemplare, die er in Eile nachgedruckt hat. Natürlich vermag hiegegen die französische Regierung wenig; auch empfehlen die Pariser Buchhändler derselben blos ein wenig mehr Wachsamkeit, um die Einfuhr der Nachdrücke zu verhindern, damit ihnen nicht auch noch der Absatz der Exemplare der Originalausgabe in Frankreich verkümmert werde, denn sonst müßten sie einen Paß nehmen und vor den Thüren der Brüsseler Nachdrucker ihr Brod betteln. Vielleicht aber würde die französische Regierung bey ruhigeren Zeiten wohl thun, wenn sie versuchte, vermittelst freundschaftlicher Uebereinkunft mit der niederländischen Regierung dem Uebel doch zu steuern; die häufigen Bankerotte der Pariser Buchhändler verdienen eine ernstliche Erwägung der Lage der Dinge. Mit dem besten Willen und der größten Einsicht ist es ihnen nicht möglich, glückliche Spekulationen anzustellen, so lange auf der Grenze hundert Pressen bereit stehen, alle ihre Produkte nachzumachen. Nun ist bey solchen Anträgen freylich jede Regierung geneigt, zu antworten: desto besser für unsere Unterthanen, wenn sie sich auf Kosten der Eurigen bereichern können. Hier aber könnte man doch erwidern, daß das geistige Eigenthum auch ein wenig Achtung sogar bey Höfen verdient, und daß es keine rechtliche Sache seyn kann, sich über sämmtliche Geistesprodukte einer Nation herzumachen, blos weil diese Nation durch eine Grenze von den Nachdruckern getrennt ist. Gesetze lassen sich hierüber nicht geben; allein man suche eine eigene Literatur hervorzubringen, womit sich die einheimischen Verleger statt des Nachdruckes beschäftigen können; man trachte darnach, den Buchhändlern Ehrgefühl einzuflößen; leider aber versteht eine Nachdruckerzunft die Sprache des Ehrgefühls eben so wenig als hebräisch.

Dg.

Aus der Schweiz, September.

(Beschluß.)

„Durch die unglückliche Feuersbrunst von 1555, wo eine Menge wichtiger und kostbarer Urkunden mit unserm Archiv in Flammen aufgingen, entbehren wir genauer Nachweisungen über die früheren Gebäude. Nach diesem Feuerunglücke wurde das Hospiz in kleinerem Maßstabe wieder aufgebaut, denn man hatte nur geringe Mittel; später wurden noch einige Gebäude hinzugefügt und so blieb es bis auf unsere Zeiten. Die Könige von Frankreich trugen großmüthig zum Bau eines neuen großen Hauses bey, das uns bey dem Uebergang der Armeen über den St. Bernhard von besonderem Nutzen gewesen ist. Aber auch diese Vergrößerung genügte nicht mehr, da die Reisen auf diesem Weg immer häufiger und dadurch die Anzahl der Reisenden größer wurde. Mit Freuden rückten die Religiosen zusammen und ließen es sich oft an aller Bequemlichkeit fehlen, um nur die Reisenden gut unterzubringen. Durch jene Sammlungen und Geschenke ward es möglich, das Hospiz bedeutend zu erweitern und auszubessern. Dadurch kann der müde Reisende jezt auf dieser Höhe, neben freundlicher Hülfe und Pflege, auch ein einfaches, reinliches Stübchen und ein einladendes Bett finden. Zu den vorzüglichsten Bedürfnissen des Hospizes gehörte eine Vorrichtung, um die Kälte auf dieser Höhe erträglich zu machen. Hr. Mellerio von Genf, so bekannt durch seine trefflichen Arbeiten in dieser Art, stellte Oefen mit Wärmerdhren (poêles caloriféres) auf, wodurch acht Zimmer mäßig erwärmt werden, selbst wenn es noch so kalt ist. Dieß ist jedoch nicht der größte Vortheil dieser Vorrichtung; nüzlicher ist noch die bedeutende Säule gereinigter und trockener Luft, die unaufhörlich durch die glühenden Eisenröhren strömt. Durch sie wird die so schädliche Feuchtigkeit in den Zimmern, wenn nicht ganz gehoben, doch sehr vermindert und die Veranlassung zu vielen Krankheiten und Uebeln entfernt. Außerdem wurde ein neues Stockwerk aufgesezt, die Grundmauer in den Felsen hineingebaut und eine große Mauer westlich, gegen den See hin, gebaut; unten und oben ist das Gebäude durch dicke Strebspfeiler, Widerlagen und Gewölbe gegen die unbändige Wuth der Stürme gesichert worden. Bey der genauesten Aufsicht und Sparsamkeit kosteten alle gemachten Bauten und Einrichtungen doch gegen 80,000 französische Franken, demnach 50,000 Fr. mehr als die Sammlung.“

„Nun, meine Herren, untersuchen Sie den neuen Bau und seine Anlagen, Alles ist Ihr Werk; sehen Sie, ob Ihre Gaben und die fremder Gönner gut angewendet sind. Wir hoffen es. Ihre und unsere Bemühungen werden auch wohl dann noch erkannt werden, wenn wir nicht mehr sind, und wenn ein anderes Geschlecht an unserer Statt die Gebote des Christenthums und der Menschlichkeit erfüllt.“ M.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 34. u. Monatsreg. Sept.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Oktober 1829.

Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an sein Geschöpf. — Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehn;
Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele.

Schiller.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

Erzählung von Georg Döring.

I.

In dem schönen Thale des grauen Bundes, wo sich in der Nähe der Hauptstadt Chur die wildströmende Plessur in den noch jugendlichen Rhein ergießt, erhebt sich als mächtiger Schlußstein des nördlichen Hintergrundes der weidenreiche Calanda, dessen ungeheure Mauer das Thal gegen rauhe Stürme schüzt. An dem südlichen Abhange dieses Berges liegt am Rande eines kleinen Wäldchens ein Meyerhof, den im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine nur aus Mutter, Sohn und Tochter bestehende Familie in Pacht hatte. Frau Therese, die Mutter, war als eine verständige, gutmüthige und hülfreiche Frau bey Krankheits- und Unglücksfällen unter den Hirten im Thale bekannt; ihr Sohn Berchthold widmete klug und thätig seine Kräfte der Bestellung des Pachtguts, und seine siebenzehnjährige Schwester Verena, im gemeinen Leben Vreneli genannt, stand ihm dabey in allen Dingen, bey denen weibliche Hülfe ausreichen konnte, zur Seite. Zum Pachtzins waren sie dem reichen und mächtigen Rathsherrn, Thomas Maßner zu Chur, verpflichtet, von dessen Voreltern schon seit länger als einem Jahrhundert die Ihrigen das Gütchen in Pacht gehabt hatten. Den Pachtherrn selbst sahen sie selten. Er war zu sehr mit den Pflichten seines Amtes beschäftigt, zu sehr in politische Welthändel verwickelt, um sich sonderlich der vielen kleinen Besitzungen, die er im Lande des grauen Bundes hatte, annehmen zu können. Bey dem Kriege, der damals den größten Theil von Europa verwüstend durchzog, hatte er seine Treue dem Hause Oestreich zugewendet, während so viele andere im Schweizerlande es mit Ludwig XIV. von Frankreich und seiner Sache hielten. Seine Hausfrau verließ Alters- und Kränklichkeitshalber nur selten das Zimmer, desto öfter aber war sein Sohn Rudolph, der mit Berchthold beynahe in gleichem Alter stand, hinausgekommen auf das Meyergut, und hatte dort mit den Geschwistern in brüderlicher Eintracht manchen Tag verlebt, bis ihn seine Bestimmung zu einem mehrjährigen Aufenthalte auf der hohen Schule nach Genf gerufen.

Vreneli war, seitdem Junker Rudolph fortgezogen, weit ernster in ihrem ganzen Betragen, weit bestimmter in ihrer Handlungsweise geworden, als früher. Der Kinder-Sinn, mit dem sie bisher alles leicht und tändelnd beseitigt, die Heiterkeit, die sie zu den Heerden auf der Alp und zum Fischfange am Flusse begleitet, hatten einem Ernste Raum gegeben, der dem jungen, sehr hübschen Mädchen seltsam stand, und manchen Werber, der sich ihr wohl gerne genähert hätte, von ihr zurückwies. Dinge, die sie sich einmal vorgesezt hatte, verfolgte sie mit einem Eifer, den nichts erschüttern konnte. So war sie eines Tages der besten Kuh ihrer Heerde, die sich verirrt hatte, bis auf den steilen, gefährlichen Felsengrath des Calanda, der auf seiner Nordseite senkrecht in's Thal

abgeſchnitten iſt, nachgegangen, hatte ſie glücklich herabholt und auf der weiten Wanderung die Nacht in einer einſamen Höhle zugebracht. Ein anderes Mal, als die Mutter ſich unwohl gefühlt, war ſie, ohne ihr Vorhaben durch ein Wort zu verrathen, ganz allein über den Calanda in das ſchreckliche Kalfeiſer Thal zum Urſprunge der Tamina, am Sardonagletſcher gewandert, um ein Kraut zu holen, das allein hier zu finden und in den Beſchwerden, an denen Frau Thereſe litt, ſich von wunderbarer Kraft zeigte. Oft trafen Mutter und Bruder ſie in ihrem Kämmerlein beym Leſen von Büchern, die Junker Rudolph hinterlaſſen hatte. Es waren meiſt Unterrichtsbücher über Gegenſtände, die ihr recht wohl hätten fremd bleiben können, und deren Kenntniß eher den Patriziertöchtern in Chur, als einem einfachen Landmädchen nöthig ſchien. An Sonn- und Feſttagen beſchäftigte ſie ſich auch mit feiner Stickerey, in der ſie in kurzer Zeit ſo kunſtreiche Stücke zu Stande brachte, daß die Mutter nicht genug darüber erſtaunen konnte, wie ſie, ohne alle Unterweiſung, nur durch feſten Willen und Fleiß, dahin habe gelangen können. Es lag in der Natur der Sache, daß eine ſo verſtändige Frau, wie Thereſe, erkennen mußte, nur eine ganz beſondere, ſehr wichtige Urſache habe eine ſolche Umwandlung in dem Charakter und dem ganzen Streben Vrenelis hervorzubringen vermocht. Sie begnügte ſich Anfangs, ihre Tochter ſchärfer zu beobachten, und hoffte auf dieſem Wege Entdeckungen zu machen, nach denen ſie ihre Wachſamkeit über Vreneli für die Zukunft regeln könne. Allein das Mädchen blieb ſich immer gleich und äußerte nichts, wodurch Frau Thereſe in ihren Zweifeln aufgeklärt worden wäre. Da fand es die Mutter für gut, an einem Abende, als ſie gerade allein mit Vreneli im Hauſe und Berchthold in die Stadt gegangen war, um dem Rathsherrn den fälligen Pachtzins zu überbringen, das Schweigen über dieſen Gegenſtand zu brechen und ſie freundlich über die Dinge zu befragen, die eigentlich bis jezt mehr ihr Befremden als ihre Beſorgniß erregt hatten. „Mutter,“ antwortete nach einem kurzen Beſinnen, bey dem ſie jedoch nicht die mindeſte Verlegenheit zeigte, Vreneli: „Euch brauch ich die Sache nicht zu verheimlichen. Ihr und der Bruder mögt ſie wiſſen, aber ſonſt Niemand auf der weiten Erde, ehe ſie ſeiner Zeit zur Reife kommt. Ich bin eine Braut, Mutter. Ich habe mich dem Junker Rudolph verlobt, am Abende vor ſeiner Abreiſe, und um mich ſeiner würdig zu machen, bemühe ich mich, Dinge zu erlernen, die ſeiner Hausfrau einmal nicht fremd ſeyn dürfen.“

Sie hatte das ſo ruhig und unbefangen geſagt, als finde ſie ſelbſt gar nichts Beſonderes darin. Frau Thereſe aber war leichenblaß geworden, zitterte an allen Glieder und ſtarrte die Tochter an, als glaube ſie eine Wahnſinnige in ihr zu erblicken. „Vreneli, Kind,“ vermochte ſie endlich im Tone des höchſten Erſtaunens vorzubringen, „biſt Du krank, und ziehen ſeltſame Fieberbilder durch Dein Gehirn? Du und der Junker! Ehe ſtürzt der Calanda in den Rhein hinab und begräbt uns alle unter ſeinen Trümmern, ehe der alte Thomas Maßner ſeine Einwilligung zu einem ſolchen Bündniß gibt.“ — „Das thut nichts,“ erwiederte kalt das Mädchen; „wir haben es zuſammen ausgemacht, Rudolph und ich. Wenn wir es recht wollen, ſo geſchieht es, etwas ſpäter oder früher, das iſt gleichgültig. Seht hier den goldenen Ring, den mir der Junker auf die Treue gegeben hat. Von mir hat er nur einen ſilbernen, aber meine Geſinnung iſt eben ſo treu wie die ſeinige.“ An einem Bande um den Hals war der Ring befeſtigt, den ſie jezt unter ihrem Mieder hervor nahm und der Mutter zeigte. Er bildete zwey Hände, die einander hielten, und inwendig waren verſchlungen die Buchſtaben R. und V. zu ſehen. „Die bringt Niemand auseinander,“ ſagte Vreneli, indem ſie auf die verſchlungenen Hände deutete; „ſelbſt der alte Rathsherr nicht mit allem ſeinem Stolze und ſeiner Strenge. Seht, Mutter, dieſe Hände, von Gold geſchmiedet, halten ſchon feſt zuſammen, aber ſie geben doch nur eine ſchwache Vorſtellung von der Stärke, mit der wir, Junker Rudolph und ich, aneinander halten. Ich weiß Alles, was Ihr gegen die Sache einzuwenden haben könnt, was Berchthold dawider aufbringen wird, wenn er ſie erfährt. Aber mein Entſchluß ſteht feſt, und Niemand kann mich darin erſchüttern. Dem Rudolph habe ich meine Treue gelobt, ich habe ihm gelobt, alle Seelen- und Lebenskraft daran zu ſetzen, unſer Bündniß zu Stand zu bringen. Er hat daſſelbe beſchworen. Beruhigt Euch, Mutter! Habt keine Sorge um meinetwillen. Ihr werdet ſehen, daß Alles gut geht, denn wenn zwey Menſchen eine Sache, die nicht gegen Gottes Gebote iſt, recht feſt wollen, ſo geſchieht ſie, wie auch Haß und Feindſeligkeit ſich dagegen ſetzen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Wetteifer.

Wetteifer iſt einer der hervorſtechendſten Züge im Charakter der Nordamerikaner. Er erſcheint bey keiner andern Nation ſo lebhaft und in ſo verſchiedener Geſtalt. Ein Hauptgrund hievon mag darin liegen, daß die europäiſche Kultur hier ein friſches, unermeßliches Feld fand, auf dem ſie ſich tummeln und üben konnte, und wo die unbeſchränkteſte geſetzliche Freyheit den Wetteifer lohnt. Wenn von irgend einer Verbeſſerung in einer Stadt die Rede iſt, und eine Zeitung die öffentliche Stimme dafür gewinnen will, ſo befindet ſich unter den Hauptgründen gewiß

immer der, daß eine andere Stadt schon zu dieser Verbesserung geschritten sey. In Boston wurde eine Paketbootlinie nach Liverpool angelegt, nur aus Wetteifer, weil von New-York so viele Paketboote nach England gehen; denn auf großen Gewinn konnte man dabey nie rechnen; auch erklärten die Unterzeichner des Unternehmens, daß sie keinen Gewinn erwarten. Die ganze Seligkeit der amerikanischen Kapitäne besteht in dem Uebersegeln eines andern Fahrzeugs (to beat the other). Mitunter werden große Wetten von Kapitänen eingegangen, die von demselben Hafen nach demselben, oder auch nach andern Häfen segeln. Neulich schwebte eine Wette von 2000 Dollars (5000 Gulden) zwischen einem Kapitän, der von New-York nach Liverpool, und einem andern, der aus demselben Hafen nach Havre segelte, wer zuerst landen würde. Die Dampfboote auf dem Hudson und dem Missisippi sind in ewigem Wettrennen begriffen, was häufig die Passagiere großer Gefahr aussezt. So tief ist dieser Charakterzug bey den Amerikanern gewurzelt, daß sie von diesem Wasserjagen nicht lassen können, obgleich unsere Zeitungen voll von Unglücksfällen aller Art sind, die sich durch das Bersten der Dampfkessel ereignen. Wie mancher hat schon sein Leben auf diese Weise verloren! Alle Dampfboote sind indeß von dem Schiffe Nordamerika übertroffen worden; es hat einmal zwanzig Meilen in einer Stunde zurückgelegt, und achtzehn viele Stunden lang hinter einander. Die Dampfboote auf dem Missisippi brennen oft Theer, um größere Hitze hervorzubringen und einem anderen Schiffe vorzufahren. Höchst gefährlich ist auch die Wuth der Stages (Landkutschen), es einander zuvorzuthun. Wo eine Stage-line besteht, die etwas einträgt, wird sogleich von Jemand eine opposition-line angelegt, und nun gilts, wer fünf Minuten eher an Ort und Stelle kommt. Am tollsten wird dieß auf der kurzen Strecke Landes getrieben, welche die Reisenden von New-York nach Philadelphia zwischen dem Raritan und dem Delaware zurückzulegen haben. Seit etwa drey Wochen ist fast keine Zeitung erschienen, in der nicht über einen Unglücksfall auf diesem Wege berichtet würde; bald stürzen Pferde todt hin, bald bricht ein Passagier den Arm, bald werden alle mehr oder minder beschädigt. Kurz es ist so weit gekommen, daß vor Kurzem mehrere Bürger in Philadelphia eine allgemeine Versammlung veranlaßten und darin beschlossen, sich keiner Stage zu bedienen, deren Eigenthümer sich nicht verpflichten wolle, vernünftig fahren zu lassen, und dieß so lange fortzusetzen, bis Gesetze gegen diesen Unfug gegeben werden können. Ich könnte noch viele Beyspiele anführen, wie sehr Wetteifer und Tollkühnheit zwey tief gewurzelte Nationalcharakterzüge der Nordamerikaner sind. Man muß dieses beym Studium der Geschichte dieses Landes im Gedächtniß behalten, weil man sich sonst mehrere Erscheinungen in derselben nach gewöhnlicher Art gar nicht erklären kann. Der Wetteifer ist indessen in der Natur des Menschen überhaupt tief gegründet, und ward nur hier, durch vollkommene Freyheit, zur hervorstechenden Eigenschaft ausgebildet, wo die Verwegenheit in der ausgebreiteten Schifffahrt ein so reiches und weites Feld findet. So unbequem und gefährlich dieser Trieb dem Einzelnen mitunter seyn mag, so wird Niemand läugnen, daß er als Volkseigenthümlichkeit eine herrliche Eigenschaft ist, die zum Höchsten und Edelsten ausgebildet werden kann. Was sind alle nationale Charakterzüge als rohe, allgemeine Eigenschaften, die, wenn sie zum Guten und Schönen führen sollen, erst gemeißelt und gebildet werden müßen, die aber von Zeit zu Zeit in einzelnen Individuen, aber freylich nur in einzelnen, zur herrlichsten, vollkommensten Blüthe werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der verflossene Sommer, meynt man, habe Berlin um einige Grade dem Nordpol näher gerückt, und nach dem Jahre 1829 zu schließen, hatte Graf Platen Recht, wenn er singt:

„Die ewigen Fröste von Berlin.“

Man hat indessen die Aussicht, daß es noch einige Jahre dauern wird, bis unser Klima dem von Nowajasemlja gleicht, und bis dahin trösten wir uns mit dem ewigen Sommer, den die Kunst, dießmal die der Architekten, über unsere Residenz ausbreiten will. Ein nicht unberühmter holländischer Gelehrter hatte in seiner Reisebeschreibung gesagt: Berlin sey von den Göttern erbaut, die Franzosen, welche es für eine Station zum Uebernachten zwischen Paris und Petersburg passiren lassen, haben in Frankreich die Idee von einem Palmyra in der Wüste aufgebracht; die neuesten Bauten vervollkommnen dieß Palmyra und werden ihm hoffentlich eine längere Dauer als dem der syrischen Wüste sichern. In der That hat sich schon jezt die Gegend um das Schloß nach dem Lustgarten so umgestaltet, daß ein Berliner selbst, der lange nicht in dieser Gegend gewesen, seinen Augen kaum traut. Das großartig einfache Museum mit seiner erhabenen Säulenhalle war, ohne daß man sich viel darum kümmerte, im Verlauf der Jahre in die Höhe gewachsen. Erst als eine zweydeutige lateinische Inschrift den allzeit fertigen kritischen Witz der Berliner aufrief und eine Art von literarischem Prozeß erfolgte, in dem selbst die Akademie ein Gutachten ablegen mußte, wurde man auf das neue Gebäude aufmerksamer. Die Inschrift ist geblieben, denn ihr Erfinder, Hofrath Hirt, hat ihre klassische Latinität vor der Baukommission schlagend dargethan, aber die großen Pappeln, welche bisher den Lustgarten umzäunten und die Aussicht vom Schloß auf das Museum hemmten, sind nicht so glücklich gewesen. Sie wurden weggenommen und an einem Morgen sah man einen großen Platz in Berlin, den man bisher nicht kannte, und jezt erst sah man, daß das Museum zu Berlin gehört. Ich weiß nicht, ob es Ihren Lesern bekannt ist, daß dieser festgestampfte Exerzierplatz zu den Zeiten Friedrichs I. wirklich das war, wovon er jezt nur den Namen trägt. Der militärische Nachfolger des ersten preußischen Königs ließ es sein erstes Regierungswerk seyn, Busch und Beet von den Füs-

sen seiner Riesengarde glatt treten zu lassen, und es ist ein schöner Entschluß unsers Königs, diesen wüsten Fleck der öffentlichen Annehmlichkeit und der Zierde der Stadt wiederzugeben. Er wird um mehrere Fuß erhöht; die prächtige Granitschale, aus einem ungeheuern Block aus den Bergen bey Fürstenwalde gehauen und vom Baumspektor Kanzian geschliffen, wird den Platz dicht vor dem Museum zieren, und aus der Mitte des Platzes ein Springbrunnen einen mächtigen Wasserstrahl in die Luft werfen. Bosquets, Blumen- und Rasenstücke sollen den Garten vollenden, ohne der Ansicht der Gebäude Abbruch zu thun. Schon seit lange wird an einer Veränderung des Spreelaufs gearbeitet, indem der die Stadt durchschneidende Kanal zum eigentlichen Schiffsträger geworden ist. Dieser wird zwischen dem Lustgarten und dem Zeughause bedeutend erweitert, und ein Quai, mit Kastanienalleen besezt, wird dem neuen Platze zur besondern Zier gereichen. Hinter dem Museum mündet er sich nach dem neuen Plan noch bedeutender, und hier an der Seite eines kleinen Hafens wird der neue Packhof erbaut. Dafür werden mehrere geschmacklose Gebäude, welche bisher unter dem Namen des alten und neuen Packhofs der Stadt keineswegs zur Zierde dastanden, erübrigt, und sollen theils niedergerissen werden, theils schönern Gebäuden Platz machen. Diese und andere Neubauten verlegen die Schönheiten des alten Berlin nicht in ein neues Berlin, wie dieß meist bey Erneuerung alter Städte der Fall ist, sondern sie konzentriren noch mehr als bisher die öffentlichen Gebäude, und das Brandenburger Thor mit den Linden bleibt die Hauptavenue nicht allein zur eigentlichen Stadt, zur Residenz, sondern auch zu dem kunstvollen Theile derselben. Von dieser breiten und schönen Straße aus gelangt man in ebenmäßiger Entfernung zur Rechten, zur Linken, und in der doppelten Fortsezung der Linden, zu allen Hauptpunkten und Straßen der Stadt. Der Einwohner würdigt diese Vorzüge der schönen Stadt meist erst, wenn er aus der Fremde zurückkehrt und vergleicht. Auch begeht er ein Unrecht, wenn er Berlin ganz in die Reihe der modernen Städte stellt, welche nach einem Maß der Schönheit gebaut sind. Selbst in den neuesten Straßen hat die Freyheit der Schönheit bestanden, und kein einziges Haus sieht ganz wie das andere aus.

Architektonische Mißtöne gibt es freylich mitunter auch. Dergleichen aus älterer Zeit, wie die komodenartig gebaute Bibliothek, läßt sich das Auge durch lange Gewöhnung gefallen. Sie bleibt ein historisches Monument der Geschmacklosigkeit einer sonst großen Zeit; aber Niemand will sich mit der neuen Werderschen Kirche, deren Doppelthürme und Dach man leider vom Lustgarten aus erblickt, versöhnen. Der geniale Schinkel, der das Museum so großartig entworfen, sollte auch der künstlerischen Schwäche seinen Zoll abzahlen. Eingeklemmt ihrer alten Stellung nach zwischen großen, drückenden Häusern, hätte sie nur nach der Höhe hinaus Charakter gewinnen können. Man wollte eine neue gothische Kirche. Aller Zierrath, der sich irgendwo an den ältern Kirchen findet, wurde hier in nuce angebracht, aber anstatt einen Thurm in die Höhe schießen zu lassen, zum Zeichen oder zum Noth- und Hülfsruf in die Ferne, daß hier buchstäblich eine ecclesia pressa sey, einladend zu stiller Erhebung, nestelte man auf die schon schmale und durch ein ungeheures Fenster occupirte Fronte zwey dürftige Thürme, und diese nicht einmal in geraden Spitzen auslaufen lassend (ein nicht unwürdiger Behelf der schon arm gewordenen Kunst), nagelte man, ehe er die nöthige Höhe erreicht, an jeden dieser beyden Thürme vier kleine Eckthürmchen. Die strecken nun hülflos die Arme gen Himmel und erbitten sich von ihm einen Schluß. Sie finden aber ringsumher keine andere Harmonie, als ähnliche Thurmspitzchen, die man, wie Reste verunglückter Strebepfeiler, rings um das Dach der Kirche geklebt hat. Die Berliner sagen, es seyen die Taubenschläge für die am Rande der Platteforme des Museums kauernden Adler, welche des Nachts herüberfliegen, um hier zu schlafen.

Indessen ist die Kirche, genau besehen, doch immer das Werk eines Künstlers und könnte, auch noch verfehlter, bey ihrer versteckten Lage nicht stören. Dagegen hat man unbegreiflicher Weise eine häßlich in die Augen fallende Verunstaltung unserer Hauptstraße zugelassen. Die große Friedrichsstraße verbindet die zwey entgegengesezten Thore, das Oranienburger und das Hallische. Man hatte nach beyden Seiten eine Aussicht ins Freye. Jezt hat die Industrie eines Kaffetiers vor dem leztern diese Aussicht so traurig verbaut, daß man die ganze lange Friedrichsstraße hinunter beständig ein häßliches Haus mit einem hohen, rothen Dache vor Gesicht hat. Straße und Stadt scheinen kleiner, man fühlt sich beengt und hofft, daß dem so augenfälligen Uebelstande durch einen obrigkeitlichen Ankauf des Hauses abgeholfen werden wird.

Sonst mag diese Gegend vor dem Hallischen Thore durch das neu auf dem ehemaligen Templower Berge errichtete Tivoli gewonnen haben. Das kostspielige Unternehmen der Gebrüder Gericke ist ehrenwerth als Versuch, Volkslustbarkeit bey uns einzuführen. Ob das nun gelingen wird, steht dahin; bis jezt hört man nur von der Lust der großen Rollbahn. Gut ist schon die Anregung, gut, daß ein großer Sandfleck auf jener Anhöhe dadurch fest wird und es ist zu hoffen, daß die Anlage nicht vereinzelt stehen bleiben, sondern der alte Plan allmählig ins Leben treten wird, den Templower Berg und sein Denkmal des Befreyungskrieges mit dem Thiergarten durch neue Anlagen in Verbindung zu setzen. Betrachtet man, was kleine, wenig bemittelte Städte in der lezten Zeit gethan, ihre nächste Umgegend zu verschönern, so steht Berlin unbegreiflicher Weise zurück, und die dürftige Natur ist keine genügende Entschuldigung. Bey den Mitteln der Stadt müßte wenigstens eine Viertelmeile in der Runde der Sand aus dem Auge und unter den Füßen verschwunden seyn. Es ist kein Flugsand, unfähig der Kultur; mit guter Düngung, in der Nähe einer so bevölkerten Stadt, läßt sich so leicht Alles erzwingen. An terrassirtem Grund und Boden fehlt es nicht; Buschpartheen, Aussichten, feste Spaziergänge ließen sich überall anlegen. Vielleicht, wenn die großen Bauten im Innern vollendet sind, daß man dann das Auge nach der Umgegend wendet.

Es wären unserm Stadtfuhrwerk umsichtige Entrepreneurs zu wünschen. Die Droschken waren vor 15 Jahren eine treffliche Verbesserung, jezt bieten sie den traurigen Anblick einer stehen gebliebenen Industrie. Leider haben die Entrepreneurs Mittel und Wege gefunden, ihr anfänglich nur zu billigendes Privilegium über die Gebühr zu verlängern. Ihr Fuhrwerk reicht nicht für das Bedürfniß aus, ist schlecht und jezt auch theuer; dabey wirft es einen so ungeheuern Gewinn ab, daß schon in den ersten Jahren das bedeutende Kapital mit den höchsten Zinsen wiedergewonnen war. Man darf viel für die Verbesserung dieses Fuhrwerks hoffen, wenn die Konkurrenz wieder frey ist. Auch hofft man, daß alsdann, wenigstens theilweise, die vortreffliche Einrichtung der Pariser Omnibus hier aufkommen wird. Berlin ist jezt groß und bevölkert genug dafür, und an Rentiers fehlt es eben so wenig, welche Aktien zu einer so nützlichen Unternehmung gern nehmen würden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 236.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Oktober 1829.

Es gibt oft keinen bessern, oft auch keinen schlechtern Commentar zu den Werken eines großen Mannes, als ihn in den Kreisen des alltäglichen Lebens sich bewegen zu sehen.

Fr. v. Staël.

J. J. Rousseau im Jura.
Ein Beytrag zur Charakteristik desselben.

In dem reizenden Gebirgsthal, das durch seinen freundlichen, offenen Charakter so verschieden ist von den andern rauhen Juragründen, im Val de Travers, liegt ein großer Ort, Motiers-Travers genannt, wo, wie überhaupt im Kanton Neufchatel, eine Menge gebildeter Leute wohnen, durch die ein sehr angenehmes Gesellschaftsleben entstanden ist, das sich gar vortheilhaft von dem der benachbarten Städte unterscheidet. Dieß war auch schon früher so, und wer, ohne große und vornehme Ansprüche zu machen, seinen Sommer recht angenehm zubringen wollte, zog für einige Monate hieher. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war dieß sogar in Frankreich Mode geworden, und es wird als etwas gar Merkwürdiges angeführt, daß im Julius 1762 zwanzig Ludwigsritter hier versammelt gewesen seyen. Unter diesen Fremden war zur selbigen Zeit einer, der zwey Kreuze trug, sein eigenes, und das einer gemeinen Haushälterin, in der seine unbegreifliche Schwäche die liebenswürdigste, zuverläßigste Freundin sah, und an der er alles billigte. Dieser Fremde war J. J. Rousseau mit der seinen Therese le Vasseur. Frankreich, und auf dessen Veranlassung Genf und Bern, hatten ihn wegen seines Emile und seines Contrat social verwiesen, und er hatte in Motiers-Travers einen freundlichen Zufluchtsort gefunden. Er lebte dort sehr zurückgezogen, sah aber doch später einige Männer, z. B. den Grafen Escherny, den Obersten Puri und den Herrn Peyron von Neufchatel, mit welchen ihn die gemeinsame Liebe zur Botanik verband. Rousseau hat in seinen Konfessionen sehr wenig von dieser Zeit gesagt, und wir kennen sie nur aus mündlichen und briefischen Ueberlieferungen jener Männer. Zusammengestellt geben sie kein uninteressantes Bild.

„Als ich Rousseau zum ersten Mal besuchte," erzählt der Graf Escherny, „fand ich ihn vor seinem kleinen Haus, sich sonnend, auf einer steinernen Bank. Er war damals als Armenier gekleidet, wenigstens dem weiten Rock und der Mütze nach. Wie ich zu ihm trat, sah er zuerst mich und dann seine Kleidung an, wieß darauf, und ohne vorgängigen Gruß sagte er: „Sie ist toll, aber bequem." Unsere Bekanntschaft war schnell gemacht. Ich mußte ihm doch etwas interessanter seyn als die Leute aus der Umgegend, denn ich hatte eben achtzehn Monate in Paris zugebracht und dort mit Diderot, Marmontel, Helvetius, Thomas und andern Männern gelebt, die er genau kannte. In der Folge habe ich oft allein mit ihm zu Mittag gegessen. Seine Küche war einfach, aber sehr schmackhaft. Dieß verstand Mademoiselle le Vasseur meisterlich, das muß man ihr lassen; kräftige Gemüse und saftige Keulen von Hammeln, die sich im Thal und an den Bergen mit Thymian, Quendel und Majoran genährt hatten, dufteten wundervoll und vergingen auf der Zunge. Die Unterhaltung war lebhaft und heiter, ging von einem auf das andere über, ohne zu lang bey irgend einem Gegenstand zu verweilen. Die frische

Gebirgsluft machte uns trefflichen Appetit, und wir aßen mit weit mehr Aufmerksamkeit, Nachdenken und Applikation, als man nach unserem Gespräch hätte schließen sollen. Wer Rousseau über die Qualitäten und Erfordernisse dieser oder jener Schüssel reden hörte, der hätte geglaubt, der Sprecher sey ein kunstverständiger Garkoch. Von Zeit zu Zeit erschien Mademoiselle le Vasseur. Manchmal scherzte Rousseau über sie oder über mich; ich bezahlte ihn immer mit gleicher Münze, sie aber erlaubte sich dieß nicht. Es nahm mich auch Wunder, daß er ihr, ungeachtet meiner Aufforderungen und Bitten, nie erlauben wollte, daß sie mit uns esse. Schon nach einigen Jahren aber hatte ihn diese Person so umgarnt, daß er in England die angenehmsten Verhältnisse aufgab, weil man Theresen nicht an die Herrentafel zu setzen geneigt war. Zwey Jahre später heirathete er sie gar."

Im Sommer 1761 waren obige drey Freunde mit Rousseau zusammen, und es wurde viel von einer großen botanischen Exkursion im Jura gesprochen, um das Geschlechtssystem der Pflanzen nach Linné genau zu studiren. Dazu sollte jeder ein Vergrößerungsglas und ein Linnéisches Systema naturæ mitnehmen. Diese botanischen Bergreisen wurden auch wirklich unternommen, eine auf den Chasseron, die andere nach Brot in die rauhen Schlünde und Abgründe in der Nähe des Traversthals.

Um an den Fuß des Chasseron zu gelangen, mußten sie durch einen Theil des Thals, und da die Reise mehrere Tage dauern sollte, so war es nöthig, sich mit Lebensmitteln und Bequemlichkeiten für die Nacht zu versehen. Für Alles war gesorgt, und dazu ein tüchtiger Maulesel mitgenommen worden. Er trug nicht allein Decken für die Nacht, sondern auch kalte Pasteten, Geflügel, gebratenes Wildpret und reichlichen Weinvorrath. Der Amtmann Leclerc war Liferant; Peyron besorgte die Herbarien; der Oberst Puri ging etwas voraus, um mit dem Kompaß den rechten Weg zu erforschen, denn in den dichten Jurawäldern und Schlünden kann man sich nur dann zurecht finden, wenn man weiß, wo Norden ist. Der Graf Escherny, der das Gebirg schon genau kannte, war Fourier und Quartiermeister. Außerdem hatte er das Amt, den Kaffee zu machen und zu verwahren; er, als der Behendeste, hatte auch das Feuermachen zu besorgen. Rousseau, als der Aelteste von allen, war Hauptmann des Zugs, mit der Sorge für Ordnung, Disciplin und Subordination. Bis auf den Berg sind es fünf gute Stunden, oft über brüchige, steile und gefährliche Fußpfade. In jener Gegend des Jura und auf dieser Höhe scheint die Natur schon erstorben, und man bemerkt nur noch kümmerliche Vegetation; da steht nur wenig und armseliges Gesträuch, elende, zertrümmerte und verfallene Tannen. Rousseau hatte ein besonderes Wohlgefallen, an diesen Bäumen und und Gesträuchen zu schütteln, zu reißen und zu brechen. War es gelungen, einen umzuwerfen oder auszureuten, so tanzten sie alle wie Wilde oder Kinder um ihn her. Oben deckt den Berg ein flacher und breiter Fels, der an den Rändern frey schwebt. Darum heißt er le Bec de Chasseron. Da sollte am ersten und auch die folgenden Tage Halt gemacht, ausgeruht und zu Mittag gegessen werden.

In solchen Stunden war jeder bereit, dem Maulthier seine Last leichter zu machen und selbst davon zu übernehmen, denn wer mühsame Gebirgsreisen gemacht hat, weiß, daß der Anblick von Schinken, Pasteten, Geflügel, Brod und Weinflaschen größeren Reiz für Hungrige hat, als Perus Gold. Die Mahlzeiten waren mehr als lustig, und man hätte nach den ausgelassenen Reden glauben sollen, es säßen junge Wüstlinge beysammen.

Wie gesagt, der Bec de Chasseron ist eine Art von Mole, der auf allen Seiten frey in die Luft hinausragt; darunter sind Abgründe, deren Tiefe kaum das Auge erreicht. Weithin ist der Berg gerade abgeschnitten wie eine Wand. Im hohen Sommer weiden hier die Kühe, und, angelockt von gewissen schmackhaften Alpenkräutern, die sie sehr lieben, wagen sie sich manchmal zu weit an den Rand des Abgrunds, gleiten aus und stürzen hinunter. Es vergeht kein Sommer, daß dieß nicht geschieht, und dann sieht man vom Gipfel die unglücklichen Kühe in der Tiefe liegen, und sie sehen in der Entfernung aus wie junge Häschen.

Rousseau, der sehr heiter gestimmt war, konnte es doch nicht mit ansehen, wenn einer seiner Freunde nahe an den Felsenrand ging. Dann bat er seine Begleiter um Gotteswillen, sich abzuwenden; ja vor dem jungen Grafen Escherny warf er sich einmal bittend auf die Knie, er solle nicht mehr so verwegen an den Felsenrand hinaustreten, da ihn dieß unbeschreiblich angreife.

(Der Beschluß folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

„Brenelt," erwiederte, trübe den Kopf schüttelnd, Frau Therese, „ich sehe traurigen Tagen entgegen, die aus Deiner Verirrung zu dem Junker und Deiner Hartnäckigkeit in dieser für Dich und uns erfolgen müssen. Glaube mir Kind: nur gleich und gleich gesellt sich gut Und wenn Dir auch alles gelänge, wenn Dir und Deinem Junker es glückte, in einen Ehebund zu treten, den ich noch immer wie das thörichte Bild eines Fieberwahns ansehe, so wird eine Zeit kommen, in welcher Rudolph seinen Mißgriff erkennt und Dich allein den Fehler, den ihr zusammen begangen, büßen lassen wird." — „O nein, Mutter!" sagte, das Antlitz und die Blicke von einem seltsamen Glanze belebt, Brenelt. „Eine solche Zeit kann nie kommen. Dazu kenne ich den Rudi zu gut, und weiß, daß er hält, was er verspricht. Was bringt er

mir denn auch für Opfer, die ich nicht gleichmäßig vergelte? Glaubt Ihr, Mutter, daß mir das heitere, freye Leben an unserm Berge und auf der Alp nicht besser gefiele als das enge Leben in der dumpfen Stadt, wie ich es einmal führen muß, wenn ich seine Frau geworden bin? Die Patrizierfrauen aus den alten Geschlechtern werden mir grollen und Uebles genug gegen mich ersinnen, weil ich eine geworden bin von ihnen, ohne eine gewesen zu seyn von den ihrigen. Wir haben das oft genug besprochen, der Junker und ich. Aber wir werden in unserer Liebe so viel Gutes und Freudiges finden, daß wir solch kleine Uebel leicht ertragen können. Noch einmal, Mutter, beruhigt Euch! — Ich sehe eine ganz andere Zukunft als Ihr!" fuhr Vreneli, noch lebendiger werdend, fort. „Ich sehe Euch mit Frau Maßner, Rudolphs Mutter, im Staatszimmer des Maßner'schen Hauses traulich am Arbeitstischchen sitzen. Ihr scherzt und kost freundlich mit einander, Ihr seyd guter Dinge und habt Euch lieb, wie es braven Schwiegern geziemt. Ich und mein Rudi sind um Euch beschäftigt, um Euch beyden das Leben froh und glücklich zu machen. Berchthold hat das Meyergut behalten und tritt herein, eine liebe schöne Hausfrau an der Hand, um uns zu besuchen; Mutter, Mutter!" rief sie lauter: „ich sehe das Alles und, glaubt mir, es wird sich so begeben!" — „Kind, was sprichst Du für seltsame Dinge?" versetzte in großer Bewegung die Mutter; „die thörichte Liebe zu dem Junker hat Dir den Kopf verrückt und läßt Dich in eiteln Träumen Bilder sehen, wie Du sie gern hast, und die Deinen Hoffnungen schmeicheln."

Frau Therese konnte diese Augenblicke nicht vorübergehen lassen, ohne den Versuch zu machen, ihre Tochter von der unglückseligen Neigung zu dem Junker abzubringen. Sie führte ihr das ganze zwischen dem Maßnerschen Patrizierhause und der unbedeutenden Pachterfamilie obwaltende Verhältniß vor Augen, sie schlug ihr vor, sich zu zerstreuen und einige Zeit bei den Verwandten im Prättigau zu leben, die schon oft ihren Besuch erbeten hatten.

„Nein Mutter, das geht nicht!" entgegnete in einem sehr entschlossenen Tone Vreneli. „Es wäre auch überflüssig, denn von Rudolph lasse ich nun und nimmermehr, und keine Zerstreuung, kein Aufenthalt bei fremden Menschen kann ihn aus meinem Herzen verbannen."

Die Mutter setzte sich still zu einer häuslichen Arbeit. Sie war überzeugt, daß Vrenelis fester Sinn jeder weitern Ermahnung über diesen Gegenstand unzugänglich bleiben würde. Sie hatte in ihren jungen Jahren viele traurige Schicksale erlebt, sie konnte sich erst seit einiger Zeit einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit des Lebens erfreuen; jetzt sah sie diese zerstört, jetzt blickte sie in eine unheilvolle Zukunft.

Vreneli hatte eben Licht angezündet und war beschäftigt, eines ihrer Bücher zur Hand zu nehmen, als die Thüre plötzlich stürmisch aufgerissen wurde und Berchthold, ganz wider seine Gewohnheit, mit raschen, heftigen Schritten hereineilte. Seine Stirn war finster und seine Blicke flogen unruhig umher. „Ich muß fort!" sagte er odemlos und nahm zugleich die Reisetasche, die bestäubt an einem Nagel hing, von der Wand. „Noch in dieser Nacht muß ich im Auftrage des Rathsherren nach Feldkirch ins Oesterreich'sche. Es sind abscheuliche Dinge geschehen. Recht und Billigkeit ist mit Füßen getreten worden, die alte Schweizerfreiheit wird frech verletzt, und was auf dem Grütli und unter dem Ahorn von Truns ist beschworen worden, gilt nicht mehr unter den Nachkommen der starken Bundesmänner. Der eine ruft Frankreich, der andere ruft Oestreich ins Land, aber das Land ist ihnen gleichgültig geworden vor dem Gedanken an den eigenen Vortheil. Streit und Hader herrschen an den Grenzen, statt Wachsamkeit und Obhut auf die alte Freiheit. Da müssen denn die Unschuldigen leiden und Opfer werden um der Schuldigen willen. Der arme Rudi! Er hat's nicht verdient, denn sein Sinn ist gerade und hält an den Gerechtsamen des Vaterlandes." Vreneli wurde bleich und legte ihr Buch aus der Hand. Schweigend, aber erwartungsvoll sah sie den Bruder an. Frau Therese warf besorgnißvolle Blicke auf das Mädchen, aber sie nahm doch auch zu viel Theil an dem Schicksale des Maßnerschen Hauses, um nicht ihren Sohn aufzufordern, über den Unfall, der den Junker etwa betroffen hätte, genauer zu berichten. „Sie haben ihn gefangen und eingesperrt, die Franzosen," sagte er, indem er ungestört in seinen Vorbereitungen zur Reise fortfuhr und nicht bemerkte, wie Vreneli bey diesen Worten von einem, ihr ganzes Wesen rasch durchzuckenden Schauer ergriffen wurde, nach welchem sie wieder ruhig und regungslos an ihrer Stelle saß und ihn starr anblickte. „Sie haben ihn herausgelockt durch einen falschen Freund aus Genf, auf französischen Grund und Boden, dann haben sie ihn mit Uebermacht überfallen und nach Fort Eclüse geschleppt: Alles, um sich an dem Alten, der es mit Oestreich hält und im ganzen Schweizerlande Feinde gegen Frankreich erweckt, zu rächen. Schon vor acht Tagen ist ihm die Unglücksbotschaft gekommen, und sie hatte ihn so niedergedrückt, daß er seitdem Niemand gesehen und gesprochen bis heute, wo er zum ersten Male seiner Wuth in heftigen Reden freyen Lauf gelassen und hoch und theuer geschworen hat, den Franzosen das auf eine Weise zu vergelten, von der man in ganz Europa sprechen würde. Als ich zu ihm eintrat, war er ruhiger geworden und zeigte mir zuletzt sogar eine ungewöhnliche Freundlichkeit. „Berchthold, sagte er, nachdem die Geschäfte abgethan waren, Deine Eltern und Großeltern haben schon den Maßners manchen guten

Dienst geleistet, und von Dir erwarte ich auch dergleichen. Gehe noch in dieser Nacht für mich nach Feldkirch; frage nach dem österreichischen Kommandanten und übergieb ihm dieses versiegelte Schreiben mit einem freundlichen Gruß von mir. Aber lasse nichts verlautbaren von diesem Auftrage. Er ist von großer Wichtigkeit und betrifft die Befreyung meines armen Sohnes." Ich nahm das Schreiben und versprach, es getreulich zu besorgen. Mit den Oesterreichern habe ich es zwar nicht gerne zu thun, aber dem Junker zu Liebe thue ich schon ein Uebriges."

Er hatte während dieser Rede seine Wandertasche mit Mundvorrath und andern nöthigen Dingen bepackt, warf sie über die Schultern und reichte Mutter und Schwester die Hand zum Abschiede.

„Wo sizt Junker Rudolph gefangen?" fragte, als er schon fast die Thüre erreicht hatte, in einem ruhigen Tone Wreneli. „Du nanntest schon den Ort, wie heißt er?" — „In Fort Eclüse, sechs Stunden von Genf," versezte der junge Mann, indem er noch einmal freundlich zurückgrüßte und dann durch die Thüre verschwand.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Ende Septembers.

Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurde am 18. d. M. von Hrn. Geheimen Hofrath Tiedemann, dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft für dieses Jahr, durch eine Rede eröffnet. Die Versammlung war sehr zahlreich und bestand aus 249 Mitgliedern, worunter viele geschwerte Namen nicht nur Deutschlands, sondern auch Rußlands, Frankreichs, Englands, Dänemarks und der Schweiz. Der Sprecher schilderte mit Beredtsamkeit das Erhebende einer Versammlung von Männern aus den verschiedensten Gegenden Europa's zu einem Zwecke und aus einer Liebe, und sezte dann im ferneren Verlaufe seiner Rede die seit einem Jahrhundert gemachten Fortschritte und Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften lobend auseinander, bey welchem Rühmen übrigens das traurige Gefühl, daß mit all diesem Erfinden und Wissen der Mensch doch noch so wenig weiß, wohl nur um so reger in manches Zuhörers Busen auflebte. An den folgenden Tagen wurden nun die allgemeinen Sizungen täglich von 10 bis 12 Uhr Morgens in dem Akademiegebäude, die Sizungen der einzelnen Abtheilungen aber von 8 bis 10 Uhr im Museumsgebäude gehalten. Aus der ganzen Versammlung wurden nämlich sechs Sektionen gebildet, und zwar 1) für Physik und Chemie, 2) für Mineralogie und Geognosie, 3) für Botanik, 4) für Zoologie, 5) für Anatomie und Physiologie und 6) für praktische Medizin. Eine Sektion für Psychologie wurde vermißt. Es wäre zu erwarten gewesen, daß in den allgemeinen Sizungen auch nur allgemein Anregendes und Großes vorgetragen und das Kleinere und Einzelne in die Sektionen verwiesen worden wäre; allein es wurden in jenen allgemeinen Sizungen oft eben so spezielle und unbedeutende Abhandlungen wie in den Sektionen gehalten, und oft schien im Gegentheil in den Sektionen noch viel Allgemeineres als in den allgemeinen Sizungen vorgetragen zu werden. Man frage überhaupt nicht, was aus diesen gelehrten Vorträgen wirklich Erhebliches und Neues für das menschliche Wissen hervorging; der redliche Berichterstatter wäre hier um eine Antwort verlegen und müßte nur den Wunsch äußern: daß in einer so bedeutenden Versammlung von Naturforschern und Aerzten wenigstens auch nur eine von den vielen Streitfragen, namentlich in der unser Aller Leben betreffenden Medizin, zur Sprache und Berathschlagung gekommen wäre. Wie sehr wäre z. B. jezt der Zeitpunkt gewesen, über den Werth oder Unwerth der Homöopathie *) einige entscheidende Worte vernehmen zu lassen. Derselben wurde (wenigstens bis zum 23.) mit keiner Silbe erwähnt. Die einzige Frage: ob der Arsenik, als in jeder Form und Gabe auf den thierischen Organismus zerstörend wirkend, nicht aus der Medizin ganz zu verbannen sey, die Herr Geh. Medizinalrath Wendt aus Breslau in der allgemeinen Sizung aufstellte und mit ja beantwortete, wurde von Herrn Hofrath Harles aus Bonn mit Anführung sehr triftiger Gründe in der Sektion für praktische Medizin mit nein erwiedert.

Früchtebringender und von regerem Leben war das öffentliche Zusammentreffen der Versammelten in der freyen Natur, den herrlichen Umgebungen dieser schönen Neckarstadt. Hier schlossen sich lang getrennt gewesene Freunde wieder aneinander, fanden sich Männer, die sich schon lange im Geiste suchten und erkannten, nun in der Wirklichkeit, und manche durch verschiedene Ansichten getrennt gewesene vereinigte nun persönliche Bekanntschaft und mündliche Auseinandersetzung der Meynungen. Auf den Wegen in den Ruinen des alten Schlosses, auf den Wegen nach dem Wolfsbrunnen, dem Schwezzinger Garten (die die ganze Gesellschaft immer vereint ging) fanden geistreichere Mittheilungen, ein regerer Austausch der Ideen, als in jenen Sälen bey Anhörung von ohnedieß bald mit größerer Muße gedruckt zu lesenden langen Abhandlungen, statt, und hier erkannte man erst das Herzerhebende dieses schönen Vereines, sein Segenbringendes für die Wissenschaft. Dieß war auch beym gemeinschaftlichen Mahle im großen Saale des Museums der Fall, wo oft bey 300 Gedecke gezählt wurden.

Zur Erinnerung jener Gäste an Heidelberg ließ die Stadt eine Denkmünze prägen und unter die sämmtlichen anwesenden Naturforscher und Aerzte austheilen. Auf der einen Seite zeigt sie den auf einem Lorbeerzweige ruhenden Vogel der Minerva, unter ihm die Worte: „Zur Erinnerung an Heidelberg," auf der andern Seite die Ruinen des alten Schlosses mit der Umschrift: „Der Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Aerzte gewidmet von der Stadt Heidelberg im Jahre 1829." Wohl war diese Denkmünze für alle Anwesenden ein überraschendes, werthes Geschenk, aber auch ohne sie wird Jeder die Erinnerung an jene erfreulichen Tage des Septembers 1829 im warmen Herzen tragen und fernern Segen und Gedeihen einer Stadt wünschen, die der Himmel in eine so üppige Natur stellte und ihr so viele würdige Bewohner gab.

*) Ich mache auf eine so eben in Heidelberg erschienene Schrift: „Briefe eines homöopathisch Geheilten" aufmerksam.

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Oktober 1829.

Beschlossen ist's; von Liebesgluth entglommen,
Von ihr gespornt, hält sie nicht länger an.

Torquato Tasso.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

„Eclüse!“ sagte leise das Mädchen für sich hin, und fuhr mit anscheinender Gelassenheit fort in ihrem Buche zu lesen. Frau Therese betrachtete sie aufmerksam, um aus ihren Gesichtszügen, aus ihrem Benehmen zu erforschen, welchen Eindruck die erhaltene Nachricht auf sie mache. Vrenelis Aeußeres zeigte durchaus nichts Besonderes; nur war sie noch immer bleich, und nachdem Frau Therese sie eine Zeit lang beobachtet hatte, bemerkte diese, daß die Blätter des Buches, welches sie hielt, nicht umgewandt wurden, und also ihr Geist mit ganz andern Dingen beschäftigt seyn müsse. Jezt hielt sie es für gut, die herrschende Stille zu brechen, und begann selbst von dem Ereigniß zu reden, das Berchtholds nächtliche Reise veranlaßte. Sie hatte es nie verborgen, daß sie den Junker lieb hatte, wie ein eigenes Kind. Sein offenes, natürliches Wesen, frey von dem finstern Sinne, von der leidenschaftlichen Hartnäckigkeit des Vaters, wie von dem Hochmuthe der Mutter, gewann ihm allenthalben, unter Hohen und Niedern, Freunde. Er war immer heiter, er scherzte gern und nannte Frau Therese seine zweyte Mutter, der er mit für seine Erziehung dankbar seyn müsse. Es war also nicht zu verwundern, daß die Frau, bey ihrer Vorliebe zu ihm, sich bald in einen Eifer hineinsprach, der weder der politischen Ränke des alten Maßner, noch des Verraths der Franzosen schonte.

Vreneli sagte nichts zu allen diesen Aeußerungen. Sie blieb auch den ganzen Abend über sehr still und schweigsam, und machte sich, als Frau Therese zur Ruhe ging, noch allerley zu schaffen im Hause. Die Mutter rief einige Mal nach dem Kinde, erhielt auch Antwort, aber bald entschlief sie, ermüdet von des Tages Last.

Die Sterne waren heraufgezogen am tiefblauen Nachthimmel, und der aufgehende Mond beschien das Lager, auf welchem Frau Therese ahnungslos schlummerte, als eine dunkle Gestalt mit leisen Schritten in das Gemach der Ruhe trat. Sie näherte sich vorsichtig dem Lager, sie hatte in der Thüre ein Bündel und ein großes Tuch, das sie über dem Arme trug, niedergelegt. Man hörte die Odemzüge der Schlafenden, zwischendurch erklang ein leises Schluchzen, das aus der Brust der nächtlichen Besucherin hervordrang. Diese war betend an dem Bette Theresens niedergesunken. Sie hob, von heftiger, innerer Bewegung getrieben, die gefalteten Hände zum Himmel. Dann ergriff sie leise die herabhängende Hand der Schlafenden und drückte sie an ihre Lippen. Sie mochte sich bey dieser Berührung zu sehr dem Drange ihrer Gefühle überlassen: die Schlummernde machte eine unruhige Bewegung, als sey sie nahe dran, zu erwachen. Da stand die Betende leise auf, wandte sich rasch nach der Thüre und schritt mit dem Seufzer: „helfe mir Gott, ich kann nicht anders!“ hinaus. Sie hatte sich wieder mit dem Bündel und dem Tuche beladen. Als die Thüre des Hauses, die sie verschloß und deren Schlüssel sie in ein offenes

Fenster der untern Stube schob, hinter ihr lag, stand sie zögernd vor zwey Fußpfaden, die sich hier trennten. Die Landschaft lag in einer wunderbaren Mondbeleuchtung zu ihren Füßen. Durch die Stille der Nacht hörte sie das Rauschen des Rheines aus dem Thale herauf, sie sah fernher aus der Stadt Chur einige Lichter glänzen. Unentschlossen und schwankend blieb sie einige Minuten an derselben Stelle. Dann schlug sie mit eiligen Schritten den Fußpfad zur Linken ein und verschwand bald um eine Ecke des Gebirges. Es war Vreneli gewesen, die, den Geliebten zu befreyen, Heimath und Elternhaus verließ.

II.

Im Lande Sargans, vor dem Schlunde, in dessen Hintergrunde der wunderbare Heilquell Pfeffers liegt, und aus welchem die schäumende Tamina wildbrüllend hervorstürzt, hielt an einem heitern Morgen eine berittene Schaar schwer bewaffneter Männer. Einer von ihnen, von untersezter, gedrungener Gestalt, zeichnete sich durch seine stattliche Kleidung, durch seine bessere Bewaffnung, durch das Roß von edler Race, das ihn trug, und insbesondere durch seine stolze, gebieterische Haltung vor den Uebrigen aus. Sein Wille, den er schweigend nur durch Winke kund gab, wurde sogleich befolgt, und alles ließ erkennen, daß er der Anführer des bewaffneten Häufleins sey. Ein tief herabgebogener Hut mit schwarzen Federn warf auf sein Antlitz einen düstern Schatten, und gab seinen, ohnehin starren und finstern Zügen ein drohendes, abschreckendes Ansehen. Ueber der starken Nase blizten zwey dunkel glühende Augen hervor, die in steter Unruhe sich bald nach der Seite der Felsenschlucht, bald nach derjenigen, wo der Weg in's Thal hinabführte, hinwandten. Er schien ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu seyn. Obgleich er, mit seinen Begleitern, sich in eine Vertiefung des Berges zurückgezogen hatte, wo man alle Mühe anwendete, die Rosse still und ruhig zu erhalten, so verrieth doch seine stete Beweglichkeit, das Krampfhafte seines ganzen Wesens, daß irgend eine mächtige Leidenschaft in seinem Innern kämpfe. In diesem Augenblicke nahm er plözlich eine lauschende Stellung an, bald darauf zuckte seine Hand nach dem Schwerte, er knirschte mit den Zähnen, er hob sich in den Bügeln, um besser um sich schauen zu können, er lachte krampfhaft in sich hinein und ballte die Fäuste, kurz alle seine Gebehrden legten an den Tag, daß ihn Erwartung, Ungeduld und heftiger Zorn in einem hohen Grad peinigten.

Eine geraume Zeit war vorübergegangen, ohne daß die Stille, welche unter der Schaar herrschte, durch irgend ein Ereigniß unterbrochen worden wäre. Da kam plözlich singend und mit fröhlichen raschen Schritten ein Fußwanderer aus dem Thale herauf. Er stuzte, als er die haltende Reiterschaar erblickte. Der Anführer hatte ihm scharf und forschend entgegengesehen. Jezt rückte der finstere Mann den herabgebogenen Hut aus der Stirn, so daß diese und sein Antlitz freyer wurde, und winkte auf gebieterische Weise den muntern Wandersmann herbey. Dieser schien ihn nun zu erkennen, und eilte mit beschleunigten Schritten herbey. Er nahm seine Mütze ab, verbeugte sich ehrerbietig vor demjenigen, dem auch er untergeben schien, und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben, das er auf der Brust verborgen gehalten hatte. Das Schreiben wurde hastig erbrochen und gelesen; ein seltsames Lächeln flog über das gefurchte Antlitz des Mannes. Er schob das Schreiben in seine Schärpe, beg sich zu dem Wanderer hinab und sagte mit gedämpfter Stimme: „Du hast mir eine gute Nachricht gebracht, Berchthold! Mein Dank soll auch nicht ausbleiben, und ich hoffe nun, daß dem glücklichen Ausgange meines Anschlags nichts in den Weg tritt. Gehe jezt nach Haus! Gieb meiner Hausfrau Kunde, daß Du mich hier frisch und wohl gesehen, sage ihr, daß alles gut gehen werde. Aber beflügle Deine Schritte. Was hier vorgehen kann in wenigen Augenblicken, bedarf Deiner Gegenwart nicht.“ Der Bruder Vrenelis, dem wir hier wieder begegnen, warf einige befremdete Blicke auf die Bewaffneten, ehe er sich entschließen konnte, seine Rückwanderung anzutreten; aber ein zorniger und gebieterischer Wink des Anführers wieß ihn auf einmal fort, und von eigener, ungewöhnlicher Unruhe getrieben, flog er in's Thal hinab, und war bald auf dem Wege, der rechts ab in das Land des grauen Bundes führte, verschwunden.

(Die Fortsezung folgt.)

J. J. Rousseau im Jura.

(Beschluß.)

Nach einer guten Stunde traten die Reisenden gesättigt und gestärkt den Rückweg an, um weiter unten ein Nachtlager zu suchen. Dafür hatte besonders Escherny als Furier und Quartiermeister zu sorgen. Darum zog er mit dem Maulthier hinab und kam bald an einer Sennhütte an, die nicht übel aussah. Drinnen waren Senner von Freyburg, die da den weißen Schweizerkäse machen. Sie wollten die Fremden gern aufnehmen; es waren die besten Leute mit ernstem, düsterm und wildem Aussehen, gigantischem Gliederbau, langen, glatten Haaren, schwarzen Bärten, wunderlicher, schwarzgeräucherter Kleidung, wildfreundlichen Augen unter ungeheuren buschigen Augenbraunen. Der Mauleseltreiber wurde nun zurückgeschickt, um die andern zu holen. Indessen brachten die Leute das Maulthier in den Stall und die Lebensmittel in den Keller. Als die andern ankamen, waren sie müde und dachten weniger an Abendessen denn an Nachtruhe. Darum stieg man auf einer Leiter auf den Heuboden, legte sich, so gut es gehen

wollte, zurecht, und deckte sich mit den mitgebrachten Decken zu. Das Schlafen war jedoch nicht so leicht, denn das ganz frische Heu war heiß und dampfte gewaltig. Am folgenden Morgen war die Toilette leicht gemacht, denn Niemand hatte sich ausgekleidet. Alle eilten zum Frühstück in dem Gemach neben der Scheuer. Ein Sennе brachte dazu einen Napf Rahm, desgleichen man früher nie gekostet; in ihm stand der Löffel ganz allein. Alle waren zwar Freunde von gutem Rahmkaffee, aber Rousseau gerieth fast außer sich über diesen. Man fragte ihn, warum er so viel Zucker nehme? — „Ich habe," erwiederte er, „nie einmal so viel Zucker nehmen können wie das andere Mal. Täglich nehme ich etwas mehr als am vorhergehenden Tag. Wenn ich aber bis zu einer gewissen Quantität gekommen bin, so vermindere ich plötzlich meine Dosis um zwey Drittheile; dann steige ich täglich wieder, und so fort gleich der Ebbe und Fluth. In einigen Tagen werde ich nur ein kleines Stückchen Zucker nehmen; dieß ist mir nur den ersten Tag unangenehm, am folgenden finde ich meinen Kaffee schon sehr gut, weil ich mehr Zucker hineingethan habe als Tags zuvor."

Um fünf Uhr war man mit dem Frühstück zu Ende, und es begann nun das Botanisiren an den zugänglichen Theilen des Bergs, in den Thälern und Wäldern. Um zwey Uhr mußten alle wieder zum Mittagessen auf der Platte seyn. So ging es mehrere Tage lang fort. Unter den vielen interessanten Gesprächen, die Mittags und Abends gehalten wurden, dauerte keins länger als ein Streit, den Rousseau mit dem Grafen Eschernу über das Wesen und die Bedeutung des Ruhms hatte. Der Graf war ein junger, feuriger Mann, dem der Ruhm über alles ging. Ihm wollte Rousseau darthun, daß dieser Ruhm und das Streben darnach eine Thorheit, ja eine Krankheit sey, eine Leidenschaft, die der Ruhe und dem Glück des Lebens ganz entgegen stehe. Und doch hat es wenig so eitle und ruhmsüchtige Menschen gegeben wie Rousseau.

Auf der Platte des Chasseron, wo man eine wundervolle Aussicht nach Frankreich und nach der Schweiz hat, wo das flache Land mit seinen Dörfern, Feldern, Städten und Seen reizend hingebreitet liegt, und im südlichen Hintergrund die Gletscher von Faucigny stehen, sah man Rousseau oft bald ganz entzückt und voll Exclamationen, bald stumm vor seligem Staunen.

Eine zweyte längere botanische Excursion wurde nach Brot gemacht. Da wohnten Rousseau und seine Gefährten in der Herberge eines elenden, kleinen Dorfes. Der Wirth und seine Frau, die glücklicherweise gut kochte, thaten mit Freundlichkeit und Eifer alles Mögliche, um ihre Gäste zufrieden zu stellen. Hier fanden sie, vom Chasseron kommend, wahren Luxus: Betten, Tische, Tischtücher, Servietten, Stühle, Kommoden u. s. w.; auch ihre Küche war fast sibaritisch zu nennen. Es war im September; nach dem Frühstück gingen sie ins Freye, oft zwey, drey Stunden weit, und kehrten erst gegen fünf Uhr zum Mittagsmahl in die Herberge zurück. Bey solchem Fleiß wuchsen ihre Pflanzensammlungen ungeheuer an; sie konnten in dem bequemen Wohnraum auch besser gehalten und besorgt werden. Rousseau's botanische Passion ging manchmal ins Lächerliche. Natürlich kam ihnen seit dem Anfange ihrer Excursion sehr oft die Pflanze wieder vor, die sie nach Namen, Geschlecht und Eigenschaften schon längst kannten; demungeachtet konnte er sich nicht enthalten, sie jedesmal aufzunehmen, zu beschreiben und zu erklären, wenn sie wieder vorkam.

Man aß zwischen 5 und 6 Uhr, und da es das einzige eigentliche Mahl war, so blieben die Herren oft zwey Stunden sitzen. Kurz vor und nach Tisch wurden kleine Spiele, oft Kinderspiele vorgenommen; in ihnen, besonders im Gänsespiel, fand Rousseau etwas Unbefangenes und Unschuldiges. Was sie lasen, war ungefähr von derselben Art. So unterhielten sie sich bestens mit den Amours de Pierre Lelong et Blanche Bazu. Besonders Rousseau liebte diesen kleinen Roman, dessen alterthümliche Sprache etwas Mildes, Kindliches, Zartes und Frommes hat, und durch den man sich ins vierzehnte Jahrhundert zurückversetzt glaubt. Beym Essen, Spielen und Lesen war Jean Jacques immer sehr munter, heiter und voll Witz. Kam die Rede auf die vorzüglichen französischen Literatoren seiner Zeit, so sprach er sich mit Gerechtigkeit über Alle aus und hob bey Jedem seine vortheilhafte Seite hervor. Sogar Voltaire's Unrecht gegen ihn vergaß er und erinnerte sich nur seines Talents und Genies; immer nannte er ihn mit Achtung; ebenso Diderot, mit dem er doch seit geraumer Zeit in Uneinigkeit lebte; er lobte ihn nach Verdienst und hob besonders seine Tiefe und die Klarheit hervor, mit der er über die abstraktesten Gegenstände spricht; auch die glückliche Wahl des Ausdrucks rühmte er an ihm.

So sah man den sonst so unfreundlichen, abstoßenden und menschenscheuen Rousseau hier heiter, freundlich, mittheilend, einfach und bescheiden. Freylich war er in seinem Element, in der freyen, etwas wilden Natur, zwischen Bergen, Felsen, Wäldern und Abgründen. Ueberdieß lebte er mit einfachen, gebildeten Männern ohne Eitelkeit und Ansprüche. In der Botanik hatte er viel mehr Kenntnisse, denn Alle zusammen genommen; demungeachtet ließ er es sie nie fühlen, sondern wiederholte mehrmals: jeden Frühling muß ich von vorn anfangen, denn im Lauf des Winters kommt mir Alles aus dem Gedächtniß.

Manchmal machte ihn der treffliche Cortaillodwein bey Tisch sehr heiter und entfaltete die weiche Gutmüthigkeit, welche das Urelement seines Charakters gewesen zu seyn scheint. Nie aber ging er weiter oder zu weit in

dieſer heitern Stimmung. In der Unterhaltung liebte er Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Nie beharrte er trotzig auf ſeiner Anſicht und Meynung, und ertrug es recht gerne, daß man ihm widerſprach. Um den geſelligen Ein- und Wohlklang nicht zu ſtören, ertrug er es ſogar, wenn ihn der Oberſt Puri nach ſeiner Art bisweilen anfuhr. Dann ſenkte er immer den Kopf und antwortete nichts.

Rouſſeau muß bey dieſen Exkurſionen ſehr glücklich geweſen ſeyn, denn oft ſpricht er in den noch ungedruckten Briefen an Genfer Freunde mit Entzücken davon, und in einem nennt er ſie ſogar die glücklichſten Tage ſeines Lebens.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Wenn der Unternehmer des italieniſchen Theaters in Paris 90,000 Franken Zulage von der Regierung bekommt, ſo hat er dagegen auch mit manchen Trübſalen zu kämpfen, beſonders iſt die Prima Donna für ihn beſtändig ein wahrer Stein des Anſtoßes. Ein Theaterdirektor ſoll einmal nach einem Streite mit einem Theaterdichter ausgerufen haben: die Schauſpiele würden vortrefflich beſtehen, wenn keine Dichter da wären! So mag Hr. Laurent zuweilen auch oft denken, mit ſeiner Direktion würde es herrlich gehen, wenn keine Prime Donne in der Welt wären. Nun will aber die große, oder vielmehr die reiche Welt, welche Logen in der italieniſchen Oper miethet, eine Prima Donna haben, und zwar eine vom erſten Range, das heißt, vom ausgezeichnetſten Talente. Deren gibt es jedoch kaum ein Halbdutzend in Europa. Dieß halbe Dutzend läßt ſich aber lange bitten und mit ſich handeln, weil es ſeinen ganzen Werth und den Vortheil kennt, den es in großen Hauptſtädten aus ſeiner Kunſt ziehen kann; und iſt der Handel geſchloſſen, ſo bricht der Eigenwille der ſchönen Sängerinnen den Kontrakt doch, und ſie machen ſich über den verzweifelnden Theaterunternehmer obendrein luſtig. Da hatte Hr. Laurent den Sommer hindurch die Dlle. oder Mad. Sontag (denn ein Pariſer Blatt will zuverläſſig wiſſen, daß ſie nun verheyrathet iſt) nach London geben laſſen, unter der Bedingung, daß ſie am 1. September wieder da ſeyn ſolle. Er hatte gehört, deutſche Treue ſey feſt wie ein Felſen, und öffnete daher ganz ruhig ſein Theater wieder, indem er gar nicht daran zweifelte, daß die deutſche Sängerin pünktlich wieder eintreffen werde. Allein am 1. September iſt keine Sontag da; man ſendet Eilboten nach Dieppe, wo ſie gelandet iſt; ſie aber, die in allen Städten Englands, wo ſie durchgekommen iſt, ein Konzert mitgenommen hat, um ja keine Gelegenheit zu verſäumen, den erworbenen Guineenſchatz zu vermehren, iſt ermüdet und heiſer und kann unmöglich ſingen; gegen den 15. will ſie in Paris eintreffen. Gegen einen gewöhnlichen Sänger wäre ein tüchtiger Prozeß hier an ſeinem Orte geweſen; allein eine hübſche und talentvolle Sängerin muß man ſchonen; denn wenn es ihr einfiele, ganz davon zu gehen, was ſollte der arme Direktor machen? Kann er durch einen franzöſiſchen Geſandten die entlaufene Sängerin zurückfordern laſſen, wie neulich der kurfürſtlich heſſiſche Geſandte in Paris die Sängerin Heinefetter durch eine feyerliche Vorladung in den Zeitungen hat zurückfordern laſſen? Das Publikum würde ſich über ihn luſtig machen und die Parthey der ſchönen Sängerin ergreifen, wie es mit der ſchönen Heinefetter der Fall geweſen iſt, welche die Pariſer lieber hier, als zu Kaſſel ſehen mögen, und die gewiß Niemand wie einen Deſerteur behandeln wird. Sie haben es im Gegentheil ſehr übel genommen, daß man eine junge und liebliche Sängerin ſo behandelt, à l'allemande, wie ſie ſagen, und in den Zeitungen, beſonders in den kleinern Tagesblättern, hat es Witze und Epigramme über den Geſandten gereguet, der den unangenehmen, halb komiſchen, halb ernſthaften Auftrag gehabt hat, ein aus dem Käfig entflohenes ſchönes Mädchen durch eine Edittalladung zurückzufordern. Wahrſcheinlich wird ſie mit der Sontag auftreten, und das Publikum wird es ihr gewiß Dank wiſſen, daß ſie der Stadt Paris den Vorzug vor einer heſſiſchen Reſidenzſtadt gegeben hat. Da nun Hr. Laurent die Sontag vor der Hand noch nicht beſitzt, ſo hätte er nach der erſten Vorſtellung, die mittelmäßig ausfiel, obſchon die Pisaroni recht brav ſang, den Saal wieder ſchließen müſſen, wenn nicht ein glückliches Geſtirn ihm den Mathews aus London zugeführt hätte; vom Italieniſchen zum Engliſchen überzugehen, hat jezt nichts Auffallendes mehr; die Zuſchauer ſind wahre Kosmopoliten geworden; ſie haben in dieſem Jahre nacheinander italieniſch, deutſch und engliſch ſpielen hören, und jezt ergözt ſie der Engländer Mathews mit ſeinen komiſchen Erzählungen und luſtigen Auftritten. Was dieſer Mann im Großen iſt, ſind die Pariſer Farceurs, die man zuweilen in Geſellſchaften antrifft, im Kleinen. Auch dieſe wiſſen allerley Schwänke recht luſtig und ergötzend vorzutragen, indem ſie ſolche Schwänke halb ſpielen und halb erzählen. Mathews trägt dem Publikum beynahe einen ganzen Roman vor (den erſten Abend war es ſeine Jugend und ſein Eintritt in die dramatiſche Laufbahn); jede darin vorkommende Perſon ſpielt er nach der Natur, mit allen Sonderbarkeiten ihres Aeußern; natürlich ſind dieſe Figuren meiſtens grotesk gezeichnet und fallen ins karrikaturmäßige. Die Erzählung iſt mit allerley Schnurren, luſtigen Einfällen, Wortſpielen, Liedern u. ſ. w. vermiſcht und gewährt eine angenehme Unterhaltung, obſchon für einen Fremden manche Anſpielungen auf Lokalgebräuche und manche Ausdrücke, die aus der Provinz, oder vom Fiſchmarkte, oder ſonſt wo aufgegriffen worden ſind, verloren gehen. Wäre der Mann kein ſo guter Mimiker, ſo würde für die Pariſer noch viel mehr von ſeinem komiſchen Vortrage verloren gehen; ſo aber erſezt ſein Geberdenſpiel das Unverſtändliche ſeiner Späße und hilft der Erzählung nach. (Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Räthſel in Nro. 231:

Zopf. Kreuz.

Charade.

Erſte Sylbe.

Häng ich mich dir vor den Fuß, ſo verlierſt du Stiefel und Strümpfe;
Drum verdopple du mir lieber den mittleren Laut:
Sieh, dann füllet das Wörtchen den Beutel mit Silber und Gold dir;
Fordre ſo viel du willſt, immer doch bleibt es im Reſt.
Aber, du Leſer des Morgenblatts für gebildete Stände,
Wenn mich doppelt du ſiehſt, ſicher erſchrickſt du vor mir.

Zweyte Sylbe.

Altdeutſch bin ich fürwahr, mein Haus von Holz, und mein Hemdchen
Bald von glänzendem Zinn, bald von zerbrechlichem Glas,
Bald von künſtlichem Stein; ich ſelbſt im Lager erzogen,
Meiſtens braun von Geſtalt, Winzern im Herzen verhaßt.

Das Ganze.

Ich beraube den Mann, um ihn zu zieren, der Zierde.
Welche Natur ihm verlieh, Frauen bedürfen mich nicht.
Vornehm nur am Hofe bisher in dem Oſten Europa's.
Bin ich zum Marquis gar nun in dem Weſten erhöht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Oktober 1829.

— So muß er sein Vermögen,
Als den Raub,
In den Staub,
Mit dem Körper niederlegen.

G. R. Weckherlin.

Romanzen von Gustav Schwab.*)

Der Wechselherr.

Herr Högger war ein reicher Mann,
Sein ganzes Gut er Frankreich gab:
Er wollt's gewinnen hundertfach,
Da kam er an den Bettelstab.

Und an dem Bettelstabe stand
Er vor des fremden Königs Haus:
Es war gebaut mit seinem Geld,
Ihn aber schloß der Wächter aus.

Ihn hungerte, vor seinem Blick
Trug man vorüber Fürstenkost,
Man trug hinein manch herrlich Kleid,
Er stand im Kittel, bleich vor Frost.

Da trat zu ihm ein braunes Weib
Und schaut' ihm in die dürre Hand;
Sie sprach: „weissagen will ich dir,
Dein ganz Geschick ist mir bekannt!"

„Du kannst erlangen all' dein Gut,
Erlangen heut, zu dieser Stund',
So lang du aber bleibest arm,
So lang nur bleibest du gesund!"

Und als das Weib die Lippe schloß,
Der Kämmrer aus dem Schlosse kam:
„Herr Högger, eilt zum König, eilt,
Er will euch geben, was er nahm!"

„Er will euch geben Zins aus Zins,
Es drückt ihm auf der Seele schwer!"
Herr Högger liebet wohl das Geld,
Das Leben liebt er noch viel mehr.

Drum schüttelt er den grauen Kopf
Und setzet weiter seinen Stab;
Je weiter er vom König ist,
Je ferner dünkt er sich vom Grab.

Er schleppt sich hinter'm Wald in's Dorf,
In eine dunkle Hütt' er kriecht;
Er legt sich nackt auf's feuchte Stroh,
Er schläft nicht ein — er seufzt, er siecht.

Und sterben muß er elend, arm,
Gelogen hat das braune Weib;
Gott nahm ihm, was ihm allzulieb,
Zuerst das Gold, und dann den Leib.

*) Aus dem gegen Ende dieses Jahres erscheinenden zweyten Bande des Werks: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern, herausgegeben von Professor G. Schwab. Chur, bey J. F. J. Dach, Begründer und Verleger dieses Werks."

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Unter den Bewaffneten herrschte strenges Schweigen. Ihr Gebieter ritt langsam aus der Vertiefung, in der sie harrten, einige Schritte vor nach dem Eingange des Taminaschlundes. Hier hielt er, sandte unruhige Blicke in die Schlucht und war augenscheinlich bemüht, neben dem Tosen des herabstürzenden Flußes noch irgend ein anderes Geräusch zu erlauschen. Da trafen plötzlich Stimmen aus der Tiefe an sein Ohr, er vernahm Hufschlag und Rosseswiehern, und trabte nun rasch zurück in den Versteck zu seinen Begleitern.

In dem Eingange des engen Felsenpasses erschien jezt auf einem reichgeschmückten Pferde ein hochgewachsener Mann von stattlichem Ansehen. Eine stolze Reiherfeder wiegte sich auf dem goldbesezten Hute, reiche, mit Perlen durchwirkte Schleifen fielen von den Achseln herab, eine schwere goldene Kette ruhete auf der Brust, und das militärische Kleid, welches er trug, war mit dem Malteserkreuze und dem Orden des heiligen Ludwig geschmückt. Neben ihm, auf einem zarten weißen Pferde, zeigte sich in leichter, anmuthiger Haltung eine junge Dame von schlanker Gestalt, in ein knapp anschließendes Reitkleid von schwerem Sammet gekleidet, das Angesicht gegen die rauhe Morgenluft durch einen goldgestickten Schleyer geschüzt. Ihnen folgten, ebenfalls zu Pferde, zwey Diener und eine Dienerin. Es war der Herzog von Vendome, Großprior des Malteserordens in Frankreich, der nach rühmlich geleisteten Kriegsdiensten einige Jahre der Ruhe in Rom gelebt, und nun auf seiner Rückreise nach Paris seine Nichte, Adele von Merveilleur, aus dem Heilbade zu Pfeffers, dessen Wunderkräften sie Genesung von schwerer Krankheit verdankte, abgeholt hatte, um sie mit sich in die Heimath zurückzuführen. Da er in einem Lande reiste, das, wenn auch verschiedenen Partheyungen preisgegeben, doch mit Frankreich in vollkommenem Frieden lebte, so hatte er keinen Anstand genommen, seine zahlreiche Begleitung nach Sargans vorauszuschicken, da er in dem vielbesuchten Badeorte nicht auf Unterkunft für eine bedeutende Dienerschaft rechnen durfte.

Der Herzog war in ein trauliches Gespräch mit seiner Nichte vertieft, als er dem Hinterhalte, in dem die Bewaffneten lagen, näher kam. Er beachtete daher die Männer, die am Wege hielten, und von denen einer mit dem Sattelzeuge seines Pferdes beschäftigt schien, nicht sonderlich. Als er sie aber erreicht hatte, sah er sich plötzlich von ihnen umringt, die Nichte von seiner Seite gedrängt und die Diener von andern, die aus ihrem Verstecke hervorsprengten, entwaffnet. Frau von Merveilleur schrie laut auf, allein einer der Bewaffneten, der den Zügel ihres Pferdes ergriffen hatte, bedrohete sie mit seinem Degen und machte sie verstummen. „Räuber und Mörder!“ rief der Großprior, indem er mit der Linken nach einem Pistol im Gürtel und mit der Rechten nach seinem Degen griff. „Hier ist die Münze, mit der man Euresgleichen bezahlen muß.“ — „Bemüht Euch nicht, Herr von Vendome!“ sagte eine tiefe und starke Stimme, während der Herzog sich von kräftigen Armen ergriffen fühlte und in einem Augenblicke seiner Waffen beraubt sah. „Euer Gold und Eure Kleinodien sind hier sicherer als in den Sälen des Hofes zu Versailles, als in dem Betzimmer der Frau von Maintenon. Nur um Eure Person ist es zu thun. Ihr seyd mein Gefangener.“

Es war der Anführer der bewaffneten Schaar, der auf diese Weise zu dem Großprior des Malteserordens sprach. Dieser sah erstaunt in das blitzende Auge, in das finstere Antlitz des Mannes. „Ein Gefangener?“ fragte er im Tone der Verwunderung, die sein ganzes Aeußere aussprach. „Ist denn nicht Friede zwischen Frankreich und diesem Lande? Ist hier nicht der freye Boden der Tell und Winkelriede?“ — „Der Tell erschoß den grausamen Landvogt, weil er das liebe Kind ihm rauben wollen,“ erwiederte ernst und verdrossen der andere. „Auch ich habe ein Kind zu rächen, und deßhalb seyd Ihr mein Gefangener. Mit dem Schweizerlande lebt Euer König in Frieden, aber nicht mit mir. Er hat mich angegriffen; ich streite gegen ihn aus Nothwehr.“ — „Thomas Maßner!“ schrie in diesem Augenblicke eine gellende Frauenstimme. Trotz der Gefahr, die sie bedrohete, hatte sich Frau von Merveilleur losgemacht und den Sprechenden genähert. Sie hatte ihren Schleyer zurückgeschlagen, und ihr bleiches, aber schönes Antlitz, mit dem lebendigen Gebehrdenspiel einer jungen Französin, zeigte sich jezt frey den Blicken der Männer, die solchen Reiz bewundern mußten. „Thomas Maßner, ich erkenne Euch wohl,“ fuhr sie fort. „Wie oft waret Ihr nicht bey uns im Hause, als mein Gemahl als Gesandter in Chur lebte! Ihr habt es nie wohl gemeynt mit Frankreich und seiner Sache, aber wie könnt Ihr, ein Rathsherr und Patrizier, Euch zur Weglagerung und Räuberey erniedrigen?“ — „Meinen Namen habe ich nie verläugnet,“ versezte Maßner und erhob stolz sein Haupt. „Ja, ich bin Maßner, der kinderlose, schwer beleidigte, aber nicht entmuthigte Vater; Euer König hat mir meinen Sohn geraubt und hält ihn in enger Haft; Ihr, Herr von Vendome, sollt mir als Geisel für meines Sohnes Leben bürgen. Wie es Euer Ludwig mit seinem Gefangenen hält, so halte ich es mit dem meinigen. Aber Ihr seyd mächtig am Hofe zu Versailles, Herr von Vendome. Bewirkt meinem unschuldigen Kinde die Freyheit, und das schwöre ich Euch bey dem Heile, das der Erlöser über die Menschen gebracht hat, in derselben Stunde, in welcher ich die glückliche Botschaft erhalte, sind die Pforten Eures Gefängnisses

geöffnet, und der Segen eines Vaters begleitet Euch in die Heimath!“ — „Herr Maßner,“ antwortete in einem höflichen, aber warnenden Tone der Großprior, „bedenkt, was Ihr thut! Ihr beleidigt in mir den mächtigsten Monarchen von Europa, und Ludwig XIV. ist wahrlich der Mann nicht, der seinen Willen unter die Drohungen, unter den Trotz eines Einzelnen beugt.“

Der Rathsherr sah finster vor sich hin und schüttelte das frühe grau gewordene Haupt. Dann sagte er kalt und ruhig: „Ich habe Alles reiflich bedacht und überlegt. Wie die Bitte des Tellen, ihm den gräßlichen Schuß nach dem Haupte des Kindes zu erlassen, von dem harten Landvogte höhnisch zurückgewiesen worden, so hat man auch meines Flehens um die Freyheit des Sohnes gespottet. Man wolle mich zwingen, gut französisch zu werden, war die Antwort auf mein Gesuch. Nicht als Schweizer, als Mensch dem Menschen, stehe ich Ludwig von Frankreich gegenüber. Glaubt mir, dieser „mächtigste Monarch von Europa“ hat auch seine schwachen Stunden, in denen er vor seinem Gewissen zittert, und wo alle Gebete der Mainteuon die schwarzen Rachegeister nicht verscheuchen können. Dann tritt auch wohl die bleiche Gestalt des unschuldigen Gefangenen von Eclüse vor seine aufgeregte Einbildungskraft, und wenn er vernimmt, daß Thomas Maßner der Mann ist, sich selbst Recht zu verschaffen, so bebt er bey dem Gedanken an ihn und bewilligt gern alles, was ihn von der quälenden Erinnerung befreyen kann. Kommt, Herr von Vendome! hier ist unseres Bleibens nicht länger!“ — „Ich begleite meinen Oheim!“ rief sehr lebhaft Frau von Merveilleur. „Ich lasse ihn nicht in der Gewalt eines so willkührlichen Mannes, wie Ihr seyd, Herr Maßner!“ — „Ich bedaure unendlich, Euch dieses Verlangen abschlagen zu müssen,“ antwortete mit einer Verbeugung und einem bittern Lächeln der Rathsherr. „Damen sind nicht für die Beschwerden einer so eiligen Reise gemacht, wie wir sie vorhaben. Die Diener und Eure Begleiterin bleiben zu Eurem Gebote, einige meiner Leute werden Euch langsam bis gen Sargans begleiten.“

Bey diesen Worten sezte er sein Pferd in einen raschen Trab. Das des Herrn von Vendome wurde durch den Bewaffneten, der sich seines Zügels bemächtigt hatte, ebenfalls zur Eile genöthigt, und die Hälfte der Schaar schloß sich rasch dem Anführer an. Die Uebrigen blieben bey Frau von Merveilleur zurück.

„Ich weiche der Gewalt,“ sagte der Großprior zu dem Rathsherrn; „aber welche Absicht habt Ihr mit mir, wohin führt Ihr mich?“ — „Nach Feldkirch zu den Oestreichern,“ erwiederte dumpf Thomas Maßner.

Der Herzog biß sich schweigend in die Lippen. Dieser Streich durchkreuzte die ehrgeizigen Plane, die er am Hofe zu Versailles durchzusetzen hoffte; aber er mußte sich dem Unvermeidlichen unterwerfen und sich in die Gefangenschaft derjenigen begeben, denen er in so mancher Schlacht siegreich gegenüber gestanden hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wirkungen eines Erdbebens.

Am 30. Mai 1828 lag das Schiff Sr. britannischen Majestät, der Volant, in der Bucht von Callao an zwey starken Eisenketten vor Anker. Um halb acht Uhr zog eine leichte Wolke über dem Fahrzeug weg und gleich darauf vernahm man das Geräusch, das in diesem Lande die Erdbeben begleitet, ein Geräusch, das einem fernen Donner gleicht. Man verspürte einen heftigen Stoß, und die Personen an Bord verglichen das Gefühl, das sie dabey hatten, mit der Empfindung, wenn man auf einem nicht in Federn hängenden Wagen rasch über ein holprigtes Pflaster fährt. Rings um das Schiff zischte das Wasser, als hätte man ein glühendes Eisen darein getaucht, und seine Fläche bedeckte sich mit einer Menge Blasen, die beym Zerplatzen den Geruch von hepatischem Gas verbreiteten. Viele todte Fische zeigten sich rings um das Schiff, die zuvor ruhige, klare See war trüb und unruhig, und das Fahrzeug schwankte um vierzehn Zolle herüber und hinüber. In diesem Augenblicke erfolgte am Lande der Stoß, der einen Theil der Stadt in Trümmer stürzte. — Als man den Anker am Hintertheil lichtete, fand sich, daß die Ankerkette, die auf weichem Schlammgrunde aufgelegen, in ziemlicher Erstreckung eine Art von Schmelzung erlitten hatte, und zwar in einer Entfernung von 25 Klaftern vom Schiffe. Die Kettenglieder, die gegen zwey Zolle im Durchmesser maßen und aus vorzüglichem cylindrischem Eisen bestanden, erschienen an dieser Stelle wie in die Länge gezogen, so daß sie 3 — 4 Zolle lang und nur 4 — 5 Linien dick waren. Auf der Oberfläche zeigten sich zahlreiche, unregelmäßige Vertiefungen, in welchen kleine Eisenklümpchen hingen, die ganz leicht losgingen.

Die Kette des zweiten Ankers hatte gar nicht gelitten, und überhaupt war an keinem der zahlreichen Fahrzeuge, die eben auf der Rhede lagen, etwas der Art bemerkt worden.

Courage und Muth.

Wie Manchen gibt's, der ohne Schrecken
Gefahr und Tod in's Antlitz schaut,
Und dem, wie einem Kind, doch grau't,
Die reine Wahrheit aufzudecken.

Streit und Zwist.

Wir hätten gestritten?
Da muß ich bitten!
Wir hatten nichts als einen Zwist.
Man kann nur streiten
Mit solchen Leuten,
Mit denen man einerlei Meinung ist.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Mathews Reisegefährte, Yates, den man in Paris schon zuvor hatte auftreten sehen, ahmt hinter einem Schirme, worauf die vornehmsten Londoner Schauspieler abgebildet sind, ihre Stimmen und ihre Art zu spielen nach, doch so, daß er ihre Fehler tüchtig übertreibt; sogar den Mathews ahmte er nach, obwohl nicht mit so gutem Erfolge, als Kemple und Kean. Diese unterhaltenden Abende werden dem Publikum Geduld geben bis zum Wiedererscheinen der beyden Prime Donne, nämlich der Mad. Malibran und der Dlle. Sontag. Bey der französischen Oper haben sie eine ähnliche Noth, die sie aber dort glücklicherweise hinter den Ballets verstecken können. Rossini's Wilhelm Tell war nämlich in vollem Gange und jedesmal war der ungeheure Saal voll von geschmückten Damen und Herren; allein auf einmal nimmt die erste Sängerin, Mad. Damoreau-Cinti, und einer der ersten Sänger Urlaub auf einen Monat, und so müssen die Vorstellungen einstweilen unterbleiben, bis es den beyden gefällt, von ihren Benefizreisen zurückzukommen. Wie einträglich der Wilhelm Tell für die große Oper ist, sieht man aus dem einzigen Umstande, daß im Augustmonat die Einnahme derselben sich beynahe auf 75.000 Franken belaufen hat, wogegen das Théâtre français nur 26.854 Fr. eingenommen hat. Gewiß wird der Septembermonat nicht so einträglich für die große Oper werden. Das Odéontheater ist nun auch wieder eröffnet und spielt in einem schön restaurirten Saale Trauer- und Lustspiele. Zum Beginnen der Aufführungen hatte man ein neues Trauerspiel von Arnault dem Sohne, nämlich „Katharina von Medicis und die Generalstaaten zu Blois" gewählt, worin Dlle. Georges als die hehre Mediceerin auftrat und großen Beyfall erndete, wiewohl das Stück selbst bey der ersten Aufführung, wo der Saal gedrängt voll war, mit einigem Murren aufgenommen wurde. Arnault hat schon in andern Trauerspielen versucht, sich einigermaßen von den alten Conveniezregeln des französischen Trauerspiels frey zu machen; es fehlt ihm aber an Energie, um einen Charakter keck zu schildern; daher seine tragischen Figuren etwas schwach entworfen scheinen und keinen großen Eindruck auf die Zuschauer machen. Auch hat man in den Zeitungen Arnaults Stück mit Vitet's Etats de Blois verglichen, einer dramatisirten Geschichte, die jedoch leichter zu verfertigen war, als ein gutes Trauerspiel, wo der Theatereffekt besonders berechnet werden muß. Im Théâtre de Madame hat man endlich Perlet wieder, einen vortrefflichen komischen Schauspieler, den man vor einigen Jahren mit Gewalt für das Théâtre français wegnehmen wollte, weil dieses nach seinen Statuten das Vorrecht hat, Schauspieler, die sich auf den kleinern Theatern auszeichnen, für seine eigene Bühne zu fordern. Perlet aber, der sich eben so wenig binden lassen wollte, wie die Dlle. Heinefetter zu Kassel, ging fort und spielte seitdem abwechselnd in der Provinz, in Brüssel, in London, kurz überall, wo es ein franzöisches Theater gibt, nur nicht in Paris. Auch jezt ist er nur auf einige Monate engagirt, und würde wahrscheinlich sogleich davon gehen, wenn das Théâtre français es sich wieder einfallen ließe, von seinem Vorrechte der Erstgeburt Gebrauch machen zu wollen. Es gehört ein fester Wille, wie der dieses Schauspielers, dazu, um dergleichen abgeschmackte Vorrechte in ihrer Blöße darzustellen und sie zum Falle zu bringen. Für diesen Perlet nun hat Scribe und einer seiner Gehülfen ein Vaudeville eigends verfertigt, worin er die Hauptrolle spielt, oder eigentlich ein Halbdutzend Rollen. Er hat nämlich eine ganze Familie darzustellen, oder vielmehr die vorgebliche Familie eines jungen Mannes, der um die Tochter vom Hause anhält, aber nicht angenommen wird, weil er seine Herkunft nicht nachweisen kann. Aus dieser Noth sucht ihm nun ein lustiger Künstler und Freund zu helfen, indem er sich anheischig macht, sich in dem Hause des Vaters unter verschiedenen Gestalten darzustellen, und die Rolle von verschiedenen vorgeblichen Verwandten zu spielen. Dieß geschieht; zulezt aber gefällt er selbst mehr als der junge Mensch und bekommt die Tochter zum Lohne. Sehr lustig ist in dieser sonst unbedeutenden Posse der Auftritt, worin er, um einer ahnenstolzen Tante zu gefallen, selbst sich wie vom Adelsgeiste aufgeblasen darstellt und tüchtig auf die Verächter alter Stammbäume und langer Titel losziehr. Dieser Auftritt und einige andere, worin sich Scribe auf Kosten der Eitelkeit der Familien vom alten Régime lustig macht, haben der alten Gazette de France höchlich mißfallen, und beynahe schildert sie das neue Vaudeville des Scribe wie einen revolutionären Umtrieb. Ueber solche Anklagen lacht aber das Publikum, obschon sie vielleicht bey den jetzigen Ministern nicht verloren gehen. Vermuthlich wird doch die Gazette selbst gestehen, daß in diesem revolutionären Stücke, wenn es nun einmal so heißen soll, Perlet ein außerordentliches Talent beweist. Eben so spielt der Schauspieler Gobert in einem neuen Melodrama des Theaters Porte St. Martin die doppelte Rolle von Zwillingen, die miteinander verwechselt werden, woraus ein Wirrwarr von Abenteuern entsteht. Solcher Zwillinge gibt es in mehreren Stücken, und der Einfall, ein Theaterstück auf die Gesichtsähnlichkeit zweyer Brüder zu gründen, war schon den Römern bekannt. Bisher aber pflegte man zwey Schauspieler dazu zu nehmen, die sich dann einander so ähnlich zu machen suchten, als es ging. Hier aber spielt ein einziger die beyden Rollen. Zulezt wissen die Zuschauer gar nicht mehr, wie sie daran sind und was sie eigentlich gesehen haben. Ueberhaupt sind „die beyden Raymonds" ein sonderbares Stück. Die Verfasser derselben haben viel gewagt, da sie ein Hospital und sogar ein Leichenbegängniß auf die Bühne gebracht haben. Wer hätte es vor 10 Jahren gewagt, auf einer Pariser Bühne dergleichen darzustellen?

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 6. Oktober 1829.

Wie eitel, ſchaal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!

Shakespeare.

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung von Nro. 200.)

Der Hof und der Pöbel.

Das Intereſſe, welches die von uns begonnenen Mittheilungen über die Portugieſen bey den Leſern des Morgenblattes erregt zu haben ſcheinen, veranlaßt uns, das noch nachzuholen, was an dem Gemälde fehlt, um es einigermaßen vollſtändig zu machen. So berückſichtigten wir bey den Skizzen aus der Hauptſtadt weder den Hof noch die niederſte Volksklaſſe; beyde, beſonders die lezte, verdienen jedoch einige Aufmerkſamkeit, ehe wir einen erfreulicheren Gegenſtand, den eigentlichen Kern des portugieſiſchen Volks, die Landbewohner, zu ſchildern verſuchen.

Das Verhältniß des Hofes in Portugal zum Volk, wie es wenigſtens vor Kurzem noch war, läßt ſich am Beſten bey der Feyerlichkeit, Beijámão, der Tag des Handkuſſes genannt, ſowohl wahrnehmen als andeuten, weßhalb wir ſie kurz beſchreiben. Der König ſizt in ſeinem Pallaſte an dem obern Ende des großen Saales auf ſeinem Throne, neben ihm ſizt die Königin. Zu ihrer Linken ſteben aber in einer Reihe nach der Anciennität die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt; neben dieſen, jedoch in einer gewiſſen Entfernung, an der Wand entlang die Hof- und Ehrendamen, dieſen zur Linken die Kammerherrn und Kavaliere. Dem Throne gegenüber befinden ſich zwey Thüren, die ſich in den Salon öffnen, in welchem der Adel vor der Eröffnung der Feyerlichkeit ſich verſammelt. Ueber dieſem Salon hinaus befindet ſich ein anderes Zimmer, Sala dos Tudescos genannt, das für die Beamten, die Offiziere der Armee, die „homems de gravata lavada," endlich für die große Maſſe beſtimmt iſt; denn die portugieſiſchen Könige ließen an ſolchen Tagen ſelbſt die geringſten Unterthanen ſtets vor ſich und hörten ihre Bitten an. Die innern Thüren, nämlich die, welche aus dem erſten Vorzimmer in den Thronſaal führen, bewachen zwey Camariſtas, voller Höflichkeit, Bücklinge und freundlicher Worte. Einen auffallenden Kontraſt mit ihnen bildet daher der grobe Hellebardierer, der an der Thüre ſteht, die in die Sala dos Tudescos führt; erblickt dieſer etwa unter den vorderſten Reihen einen, ſelbſt im Dienſt ergrauten Offizier, ſo ſtößt er ihn unfehlbar zurück, damit er irgend einem fetten Mönch Platz mache. „Zurück," ſchreyt er, „senhor official; tretet ein, wenn es Euch beliebt, ehrwürdigſter Vater!„ Wenn nun das Zeichen zur Eröffnung des königlichen Zimmers gegeben wird, ſo beginnt alsbald die königliche Kapelle im reichen antiken Koſtüm zu ſpielen. Der Adel tritt in den Saal, einer nach dem andern, und zwar ganz langſamen, feyerlichen, abgemeſſenen Schrittes; einige Schritte vor dem königlichen Throne machen ſie eine tiefe Verbeugung, treten dann weiter vor, knieen nieder und küſſen dem Könige die Hand. Ein gleiches thun ſie vor der Königin, dann vor jedem Gliede der königlichen Familie, worauf ſie in derſelben Ordnung, in demſelben

langsamen Schritte durch die andere Thüre abgehen. In dem Verhältniß, wie der Saal des Adels sich leert, werden die Tudescos ihrer Seits hereingelassen. So dauert diese Ceremonie von früh Morgens um eilf bis Nachmittags um sechs Uhr, zur höchsten Beschwerde für die Prinzen und Prinzessinnen, welche die ganze Zeit über stehen müssen. Während der Anwesenheit des Hofes in Rio Janeiro fand dort nach dem Bericht meiner dortigen Freunde durchaus dieselbe Ceremonie statt, und sie erinnern sich stets noch mit Freuden des ältesten Prinzen, des jetzigen Kaisers von Brasilien, als eines der schönsten Männer, den sie je gesehen, seines ausdrucksvollen Gesichtes, seiner männlich kräftigen Gestalt, seines gebietenden Blickes, der sich zwar ein wenig zur Strenge neigt, aber ihm sehr gut steht. Außer den Tagen des Beijamaõ war der König zwar auch jedem Unterthanen zugänglich; doch sah man immer vorzüglich Mönche sich um ihn drängen. Auch erschienen gar oft französische nnd italienische Operntänzer in den Reihen, um für ihr Verdienst, ihre Glieder vor dem Angesicht seiner Majestät in Unkosten gesezt zu haben, Pensionen zu verlangen. Es ist nicht übertrieben, wenn ich die Zahl der nichtsnutzigen, müßigen Bittsteller auf 150 täglich angebe. Hier ist noch eine eigenthümliche portugiesische Sitte zu erwähnen. Oft sah ich nämlich Personen den Foro (den Rang und die Privilegien des Adels) deßhalb verlangen, weil der König einmal, als Prinzregent vielleicht und vor dreyßig Jahren, in ihres Vaters Quinta abgestiegen war und Erfrischungen angenommen hatte, und sie erlangten, um was sie baten; denn wenn der Herrscher in das Haus eines Unterthanen eingetreten ist und dort zu speisen geruht hat, so gibt dieß nach der Landessitte dem lezten ein Recht auf die Privilegien des Adels. Die Gutmüthigkeit Don Joaõ VI. ward übrigens auf's Schändlichste gemißbraucht, und während er in Rio Janeiro war, bestand der größte Theil der Passagiere auf den von der Regierung dorthin geschickten Schiffen aus Supplikanten und Bettlern aller Art, die, sobald sie ihren Zweck erreicht hatten, mit der nächsten Gelegenheit wieder nach Portugal zurück kehrten. Wie man sich überhaupt die Frömmigkeit dieses Monarchen zu Nutze machte, davon war ich nur zu oft Zeuge. Die wohlgekleidetsten Leute versuchten nämlich während der Messe des Königs Blicke dadurch auf sich zu ziehen, daß sie während des ganzen Dienstes, die Lippen auf die kalten Steine gedrückt, die Arme wie ein Gekreuzigter ausgestreckt, und die Augen unverwandt auf irgend einen Heiligen gerichtet, am Boden liegen blieben.

Erwähnung verdient noch der Patriarch von Lissabon, die wichtigste Person nach dem Könige. Auffallend ist dessen Pallast, nahe am Platze Jumqueira; er gleicht vollkommen einem alten französischen Feudalschlosse, mit abschüssigem Dache und viereckigen Thürmen an jedem Winkel. Zwischen den beyden Thürmen, welche die vordere Façade einfassen, befindet sich ein sehr geräumiger Balkon, der bis zur Höhe von zwölf Fuß rings herum mit Lazulejos (einer Art von weiß glasirten Ziegelsteinen) eingefaßt und mit Darstellungen mythologischer Gegenstände verziert ist, was dem Ganzen ein höchst seltsames Ansehen verleiht. So groß das Ansehen dieses Mannes ist, so ist doch nicht Jedermann geneigt, die Stelle anzunehmen, weil der Kardinalpatriarch höchst zurückgezogen leben muß. Nie darf er irgend eine Gesellschaft oder einen Erholungsort besuchen. Auch sind überhaupt seine Pflichten sehr schwer und unglaublich mühevoll. Sie bestehen nämlich darin, jeden Morgen eine Messe in seiner eigenen Kapelle zu hören und, wenn er durch die Straßen von Lissabon fährt, stets die beyden Vorderfinger der rechten Hand in die Höhe zu halten, und damit unaufhörlich das Zeichen des Kreuzes über die überall knieende Menge zu machen. Dazu füge man noch die peinliche Nothwendigkeit, ein Einkommen von mehr als 200,000 Thalern jährlich einzustecken. Er fährt in einem Wagen, der ganz so plump und altmodisch ist, wie die königlichen, jedoch mit dem Kardinalpurpur ausgeschlagen, was auch die Farbe der Livree seiner Diener ist. Die Hauptauszeichnung, woran man ihn schon auf eine große Strecke erkennen kann, sind seine Pferde. Die Maulthiere, welche das Land erzeugt, sind zwar gut genug, um den König zu ziehen, er mag fahren wohin er will; um aber einen Kardinal fortzubewegen, dazu gehört etwas weit Imposanteres. Ihm wird ein Gespann Pferde, Urkos genannt, ganz besonders von Holland verschrieben; sie sind von schmuzig weißer Farbe und an Gestalt und Größe den plumpsten Karrengäulen gleich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

III.

In einem kleinen Dorfe, nicht weit von Bern, hielt vor dem einzigen Wirthshause des Ortes ein stattlicher Reisewagen. Mehrere Lakayen, die ihn zu Pferde begleiteten, eilten sogleich herbey, öffneten den Kutschenschlag und hoben eine Dame heraus, in der wir Adele von Merveilleur, die Nichte des Großpriors von Frankreich, wieder erkennen. Sie blieb in der Thüre des Hauses stehen, sprach mit ihr eigenen Lebhaftigkeit zu den Dienern, und gab ihnen Anleitung, wie sie die krank gewordene Kammerfrau aus dem Innern des Wagens in das Haus bringen sollten. Die Leidende, welche in einem sehr übeln Zustande zu seyn schien, wurde

langsam auf einem Polster in ein unteres Zimmer getragen, Frau von Merveilleux aber blieb vor dem Hause zurück und klagte der herzutretenden Wirthin ihre Noth. Sie hatte die kranke Kammerfrau erst in Stensburg angenommen, damit sie sie in's Bad zu Pfeffers begleite; sie war mit ihren Diensten nicht einmal sehr zufrieden gewesen, da sie nicht verstanden, sie à la Maintenon zu frisiren, und nun müsse noch das Unglück hinzu kommen, daß die ungeschickte Person krank werde. Sie habe große Lust, sie nach Bern in's Spital zurückzuschicken, allein bis Paris könne sie sich doch nicht ohne weibliche Bedienung behelfen, und ihr Unstern sey vollständig, da sie nicht eher als in Genf hoffen dürfe, ein passendes Subjekt zu finden. Stillschweigend hatte bis dahin ein junges Mädchen, mit einem Bündel auf dem Schooße, auf der Bank vor dem Hause gesessen. Ihre Kleidung bestand aus einem einfachen, aber starken Stoffe, alles saß ihr zierlich und nett, so daß sie, von den Reizen einer schlanken Gestalt und eines anmuthig gebildeten Antlitzes unterstüzt, auf den Beobachter einen gefälligen Eindruck machen mußte. Sie stand auf, ließ ihr Bündel auf der Bank zurück, näherte sich mit einer leichten Verbeugung der französischen Dame und sagte: „Wenn Ihr, edle Frau, meine Dienste annehmen wolltet, so würde mich das sehr glücklich machen. Das Ziel meiner Reise ist ohnehin Paris, und ich würde durch meinen Eifer die Gunst, die Ihr mir erzeigtet, zu verdienen suchen.“ Frau von Merveilleux war überrascht. Die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, ihre anständige Haltung fielen ihr auf. Die junge Reisende blickte sie dabey so frey und unbefangen an, trug in ihren Zügen den Ausdruck einer, bey dem weiblichen Geschlechte so seltenen Entschlossenheit, daß sie ahnete, dieses kaum mündige Wesen müsse von einer eigenen Stärke des Charakters beseelt seyn. „Du willst nach Paris?“ fragte sie nach einer Pause, indem ihre Blicke forschend auf der Pilgerin verweilten. „Zu Fuße und allein?“ — „Ja!“ antwortete das Mädchen; „ich habe ein Geschäft dort.“ — „Ein Geschäft?“ fragte neugierig die Französin, „und mit wem, wenn man wissen darf?“ — „Mit dem Könige!“ war des Mädchens lakonische Erwiederung. „Mit Seiner Majestät, Ludwig dem Vierzehnten?“ rief, vom höchsten Erstaunen ergriffen, Frau von Merveilleux. „Du mit dem Enkel Heinrich des Vierten?“ fuhr sie lachend fort. „Hast Du vielleicht einen Liebhaber unter den Schweizertruppen des Königs und denkst ihn loszubringen? Eine Herzensangelegenheit muß es seyn, die ein Kind von Deinem Alter zu einer Wanderung voll Mühseligkeit und Gefahren veranlassen kann.“

Das Mädchen erröthete und schlug die Augen zu Boden. Dann aber erhob sie sie wieder und sagte in einem sehr bestimmten Tone: „Verzeiht, edle Frau! die Sache ist ein Geheimniß.“ — „Also geradezu in den Pallast der Tuilerien führt Dich Dein Weg?“ fuhr die französische Dame überhörend fort. „Bey meiner Treu! Dein Unternehmungsgeist gefällt mir und ich glaube, daß wir uns zusammen vertragen können. Wie nennst Du Dich?“ — „Verena,“ antwortete das Mädchen. „Deine Heimath?“ — „Chur in Graubünden.“ — „Fatal!“ sagte mit einem verdrießlichen Gesichte Frau von Merveilleux. „Wenn ich daran denke, daß Du dorther bist, so wird mir immer ein unangenehmes Ereigniß einfallen, und ich werde im Geiste den armen Onkel im Kerker, hinter Riegel und Gitter bey Wasser und Brod sitzen sehen. Doch es sey darum! Wo Gifte wachsen, gibt es ja oft auch heilbringende Kräuter. Sprichst Du französisch?“ — „Ein wenig,“ versezte die Befragte. „Bis jezt habe ich mich nur aus Büchern unterrichtet, aber ich hoffe, durch Uebung bald im Sprechen weiter zu kommen.“ — „Mein Gott, die Hauptsache hätte ich bald vergessen!“ rief unruhig die französische Dame. „Kannst Du frisiren? das heißt à la Maintenon?“ — „Ich habe es noch nie versucht,“ erwiederte seltsam lächelnd das Mädchen. „Doch denke ich, was eine Andere vermag, kann ich auch. An gutem Willen und Eifer fehlt es mir nicht, und eine gütige Unterweisung von Euer Gnaden wird mich gewiß bald in den Stand setzen, meine Pflichten ganz nach ihrem Wunsche zu erfüllen.“ — „Wahrhaftig!“ sagte Frau von Merveilleux, halb nach der Wirthin hingewandt, „sie sieht so determinirt aus, daß ich glaube, schon beym zweyten Versuche wird sie diese Frisur zu Stande bringen. Aber mein armer Onkel! — Doch genug, Kind,“ sprach sie zu dem Mädchen, „ich nehme Dich in meinen Dienst, ich hoffe mich nicht zu täuschen, denn Deine Physionomie gefällt mir, und ich verstehe mich etwas auf die Physionomien. Jezt geh und laß Dir ein Zimmer anweisen. Ich werde Dir Kleider schicken, wie sie für Deinen neuen Stand passen. Kleide Dich schnell um und komme dann sogleich herab, damit meine Reise nicht weitern Aufenthalt leide.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, September.

Ueber einen merkwürdigen Fall von zwey zusammengewachsenen Menschen.

Zu Ende Augusts 1829 brachte Kapitän Coffin auf dem Schiffe Salem zwey Knaben aus Siam, welche zusammengewachsen sind, nach unserer Stadt. Ich will zuerst anführen, was Dr. Warren, der erste Arzt in Boston, über diesen interessanten Fall in einem Briefe an Hrn. Sturgis sagt, und dann einige eigene Beobachtungen beyfügen. Dr. Warren schreibt, wie folgt:

Die Knaben sollen 13 Jahre alt seyn. Sie sind von mittelmäßiger Statur, jedoch nicht so groß, als Knaben von demselben Alter gewöhnlich in diesem Lande sind. Sie haben die chinesische Farbe und Gesichtsbildung; die Stirn ist aber höher und nicht so breit, als gewöhnlich bey Chinesen. Sie gleichen sich sehr, indeß nicht so sehr, als daß man nicht nach einiger Beobachtung bald mehrere Verschiedenheiten bemerken sollte. Die Substanz, welche sie verbindet, ist ein Körper, 2 Zoll am obern Rande und ungefähr 5 am untern lang; seine Breite von oben nach unten mag 4 Zoll betragen und seine Dicke in horizontaler Richtung 2 Zoll. Es ist kein runder, strickartiger Körper, denn er ist dicker in senkrechter, als in horizontaler Richtung. Am untern Rande desselben sieht man einen einzigen Nabel, durch den eine einzige, beyden gemeinschaftliche Nabelschnur ging. Als ich meine Hand auf den Körper, den ich die Schnur nennen will, legte, war ich überrascht, ihn so sehr hart zu finden; nach genauerer Beobachtung fand ich aber diese Härte nur am obern Theile, und sie zieht sich gegen die Brust eines jeden Knaben hinauf. Indem ich diese Härte aufwärts verfolgte, fand ich, daß sie von einer Verlängerung des schwertförmigen Knorpels des Brustbeins gebildet sey. Die Breite dieses Knorpels ist anderthalb Zoll; seine Dicke mag einen achtels Zoll betragen; diese Knorpel, von beyden Brustbeinen ausgehend, treffen in einem Winkel zusammen und scheinen hier durch ein Band verbunden zu seyn, so daß sie ein Gelenk bilden. Dieses Gelenk hat eine Bewegung nach aufwärts und abwärts und eine Seitenbewegung. Sonst läßt sich nichts von Bedeutung an der verbindenden Masse entdecken; ich fühlte kein pulsirendes Blutgefäß. Die ganze Verbindungsschnur ist mit der Haut bedeckt; sie ist sehr stark und hat wenig Gefühl, denn die Knaben können sich ohne Beschwerde an einem Stricke, der an jener Schnur befestigt ist, ziehen lassen. An Bord des Schiffes kletterte der eine zuweilen umher und der andere folgte, so gut er konnte, ohne sich zu beklagen, obgleich beyde sehr lebhaft sind.

Als ich die Knaben zum erstenmale besuchte, erwartete ich, sie oft an der Schnur nach verschiedenen Richtungen ziehen zu sehen, wenn ihre Aufmerksamkeit von verschiedenen Gegenständen in Anspruch genommen würde. Ich fand aber bald, daß dieß durchaus nicht der Fall sey; die geringste Bewegung des einen nach irgend einer Richtung hin ward sogleich vom andern nachgemacht, so daß man glauben könnte, sie würden vom selben Willen geleitet; indeß ist die Uebereinstimmung in ihren Bewegungen sicher nicht die Folge desselben, gleichzeitig erregten Willens, sie ist Folge der Gewohnheit, der Nothwendigkeit. In frühester Kindheit stimmten sie wahrscheinlich nicht immer überein; jezt ist dieß so selten der Fall, daß die Herrn, welche sie nach Amerika brachten, sich nur Eines Zwistes zwischen ihnen erinnern. Sie waren beyde an Bord des Schiffes daran gewöhnt, kalte Bäder zu nehmen; eines Tages, als es kühl war, verlangte der eine ein Bad, der andere sträubte sich dagegen; indeß wurden sie bald durch den Kapitän wieder ausgesöhnt. Sie besprechen sich nie über irgend eine Bewegung oder sonst etwas, was sie thun wollen; ja ich habe sie überhaupt nie miteinander reden hören, obgleich beyde fortwährend mit einem andern siamesischen Knaben, der mit ihnen hieher kam, plaudern. Sie sehen beyde immer nach derselben Seite, indem sie fast ganz in einer Linie, Schulter an Schulter stehen, so daß einer immer auf der Rechten, der andere immer auf der Linken ist. Sie sind dabey im Stande, sehr schnell zu laufen und zu springen. Einst verfolgte sie Jemand zum Scherz auf dem Verdecke des Schiffes, als sie plötzlich und unerwartet an das große Deckloch kamen, das zufällig offen stand. Beym geringsten Zucken des einen wären sie in das Loch gestürzt, aber ohne sich zu besinnen, sprangen sie zugleich hinüber. Die Knaben sind sehr heiter, scheinen verständig, geben auf Alles, was ihnen vorkommt, Acht und sind für jede Gefälligkeit oder Güte erkenntlich. Als ein Beweis ihres Verstandes wird angeführt, daß sie in wenigen Tagen Dame spielen lernten, und so gut, daß sie sich bald gegen die besten Spieler wagen konnten.

An diesen zusammengewachsenen Knaben mag sich manche interessante und nützliche physiologische und pathologische Beobachtung machen lassen. Ohne Zweifel ist ein Netz von Blutgefäßen mit einigen Nerven beyden gemeinschaftlich. Wie weit nun diese Theile fähig sind, die Wirkung gewisser Arzeneyen und Krankheiten mitzutheilen, ist der Untersuchung sehr werth. Kapitän Coffin erzählt mir, sie haben nie Arzeney genommen, seit sie unter seiner Obhut sind. Er glaubt aber, jedes Uebel des Einen werde sich dem Andern mittheilen. Sie schlafen zu gleicher Zeit ein, essen ungefähr dasselbe Quantum und verrichten viele andere Dinge mit großer Uebereinstimmung. Er und Hr. Hunter, der sich mit dem Kapitän vereinigte, sie hieher zu bringen, sind der Meynung, daß, wenn man einen im Schlafe anrührt, immer beyde aufwachen. Der Pulsschlag der Herzen und der Pulsadern ist genau derselbe bey beyden Knaben, und bleibt fortwährend im gleichen Rhythmus. Diese Uebereinstimmung in den Hauptfunktionen deutet auf einen wechselseitigen Einfluß hin, der auf interessante Beobachtungen und wichtige Aufschlüsse führen kann. Lassen Sie mich noch hinzufügen, daß der Anblick dieser Knaben nichts Unangenehmes hat, und man muß sie als eine der allerinteressantesten Erscheinungen betrachten, die je zur Kenntniß wissenschaftlich gebildeter Menschen gelangt sind.

John Warren.

Die übereinstimmende Bewegung ꝛc. dieser Knaben scheint auch mir durchaus nicht ursprünglich zu seyn, sondern eine Folge der Gewohnheit und, vielleicht unbewußter, Nothwendigkeit. So habe ich aneinander geschlossene Gefangene sich mit der größten Uebereinstimmung bewegen sehen, weil es ihnen durchaus klar war, daß ihnen nichts anders übrig blieb. Dazu kommt hier die Gewohnheit von frühester Jugend an, und in dieser Hinsicht vergleiche ich die Bewegungen der beyden Individuen mit gewissen Bewegungen verschiedener Glieder, welche Kinder zu lernen haben, Erwachsene aber aus Gewohnheit fast bewußtlos machen; hieher gehören manche Fertigkeiten beyder Hände, z. B. beym Klavierspielen. Noch besser lassen sie sich mit zwey Personen vergleichen, die sich aus dem Stegreife akkompagniren, wie dieß z. B. bey den beyden Rombergs der Fall ist, oder bey demjenigen, der einen Improvisator akkompagnirt; der leiseste Anstoß von Seiten des Improvisators ruft das passende Akkompagnement von Seite des Spielenden hervor. Wie sehr sie zwey verschiedene Individuen sind, sah ich, als einst die beyden Knaben sich einer Bank näherten. Der eine machte die Bewegung zum Sitzen, der andere sah es nicht und bewegte sich von der Bank nach dem Fenster, so daß der erste fiel. Ferner gab ich mehrere Mal dem einen einen kleinen Schlag, worauf er sich plötzlich umdrehte; sah es der andere, so drehte er sich unwillkührlich ebenfalls nach mir um, sah er es aber nicht, so wandte er sich auch nicht um.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Oktober 1829.

Glück möge Schutz dem kleinen Truge schenken,
Und Liebe, die ihn eingab, steh' ihm bey!

Tasso.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Kaum sah' sich Vreneli — wir setzen voraus, daß unsere Leser sie erkannt haben — in dem Zimmer, in welches sie die Wirthin geführt hatte, allein, als sie auf die Knie niedersank und ein Gebet zum Himmel richtete, der sie bis dahin beschüzt hatte und sie jezt, auf eine ihr wunderbar scheinende Weise, zu ihrem fernern Unternehmen begünstigte. Sie hatte in den Gebirgswüsten, fern von den Wohnungen der Menschen, irrend in den Einöden der Gletscher, auf Pfaden, die selten nur ein Gemsjäger betrat, eine höhere Macht erkannt, die ihre Schritte geleitet, und wo ihr Verderben gewiß schien, sich immer segnend verkündet hatte. Sie war in die bewohnten Thäler hinabgestiegen und immer freundlichen Menschen begegnet, die der jungen Pilgerin Wohlwollen bewiesen. Aber als sie nun näher den Grenzen Frankreichs kam, da erwachte doch in ihrer Seele die Furcht, wie es ihr in dem fremden Lande ergehen werde, und welch tausend Unfällen die einzeln Wandernde ausgesezt sey. Sie beabsichtigte, den weitern Weg über Genf nach Frankreichs Hauptstadt zu nehmen, um wenigstens die Mauern des Gefängnisses zu sehen, in welchem derjenige, den sie als ihren Bräutigam ansah, schmachtete. Allein unbekannt mit den Verhältnissen des Lebens, hatte sie den Sparpfennig, der sie begleitete, zu hoch angeschlagen, und schon jezt sah sie ein, daß ihr weniges Geld nicht bis an das Ziel der Reise ausreichen würde. Da erschien ihr wie ein Trost des Himmels die Verlegenheit, in der sie Frau von Merveilleur fand, da wurde allen ihren Besorgnissen durch die Verbindung, in die sie mit der französischen Dame getreten war, ein Ende gemacht. Sie gedachte ihrer Mutter und ihres Bruders, der Trauer, der peinigenden Ungewißheit, in der sie beyde zurückgelassen hatte. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihnen noch keine Nachricht zukommen lassen. Schreibzeug fand sich im Zimmer; rasch warf sie die Worte auf ein Papier: „Vreneli ist gesund, und es geht ihr gut. Ein großes Werk ruft sie in die Ferne. Mit Gottes Hülfe wird sie es vollbringen. Verzeiht ihr alle Unruhe, alle Sorge, die sie Euch verursacht. Einst wird sie vergelten.“ Sie legte das Papier zusammen und schrieb ihres Bruders Namen darauf. Dann eilte sie in die Kammer, wo die kranke Kammerfrau auf dem Ruhebett lag. Ohne Schwierigkeit erhielt sie von dieser das Versprechen, das Schreiben von Bern aus nach Chur zu besorgen, wo Jedermann ihren Bruder kannte und ihm wohl die Botschaft gern einhändigte.

Schon nach einer Stunde saß sie in der Kutsche der französischen Dame, dieser gegenüber, und rollte durch reizende, fruchtreiche Gegenden dem Genfer See zu. Frau von Merveilleur war entzückt über das zierliche Aeußere ihrer neuen Begleiterin. Sie hatte ihr Kleidungsstücke

aus ihrer eigenen Garderobe geſchickt, die ihr wie angegoſſen ſaßen, ſie war kaum mehr zu erkennen in der modiſchen Kleidung, und ihre Schönheit zeigte ſich, wie die Franzöſin meynte, jezt erſt in ihrem vollen Lichte. Bey der Lebhaftigkeit, bey der Neigung, faſt unaufhörlich zu reden, hatte Vrenelis Gebieterin ihr bald ihre merkwürdigſten Lebensereigniſſe mitgetheilt, und unter dieſen auch das mit dem Rathsherrn Thomas Maßner erlebte Abenteuer. Sie gerieth faſt außer ſich, als ſie dieſes erzählte. Ihrer Meynung nach mußte ſich ganz Frankreich in Waffen erheben, um dieſen, dem franzöſiſchen Namen angethanen Schimpf zu rächen. „Einen Herzog von Vendome, einen Großprior des Malteſerordens zu überfallen und aufzuheben mitten im Frieden!“ rief ſie. „Und um weſſen willen? Eines Knaben wegen, der noch die Schule beſucht, der wahrſcheinlich irgend einen leichtſinnigen Streich begangen hat, und deßhalb mit Recht zur Einſperrung verurtheilt worden iſt! Kind, Du biſt eine Graubünderin und kennſt ſicherlich dieſen entſetzlichen Thomas Maßner. Sieht er nicht einem Ungeheuer, einem Drachen, wie ſie früher in den Höhlen Eures Landes gehauſt haben, ähnlicher als einem Chriſtenmenſchen?“ Vreneli verſezte gleichgültig: ſie habe ihn nur zufällig und in der Ferne einige Male geſehen. Dabey nahm ſie ſich vor, ſich ihr Geheimniß durch keine Liſt, durch keine Ueberredung entlocken zu laſſen.

Schon am nächſten Tage hatte Vreneli die Gunſt der Frau von Merveilleur ganz und gar gewonnen. Auf eine erſtaunenswürdige Weiſe begriff ſie gleich beym erſten Verſuche die Friſur à la Maintenon; die Kleidungsſtücke, welche ſie ihrer Dame anlegen half, ſchienen dieſer ſo wohl zu ſitzen, als habe das erſte Kammermädchen von Paris ihr Beyſtand geleiſtet, und mit dem franzöſiſch Sprechen ging es auch weit beſſer, als Frau von Merveilleur geglaubt hatte. Dabey machte es dieſer auch ihrerſeits Vergnügen, das hübſche Kind, an dem ſie ein ungemeines Wohlgefallen hatte, auf das Beſte herauszuputzen, ſie anzukleiden wie eine Dame, und manchmal ſogar mit Perlen und Edelſteinen zu ſchmücken. Vreneli mußte am Tiſche mit ihr eſſen, und überhaupt behandelte ſie das Mädchen mehr wie eine Geſellſchafterin denn als eine Untergebene. Ihr lebhaftes Gefühl bedurfte eines Weſens, gegen das ſie ſich über alles frey ausſprechen konnte, und nur wenn ſie ein ſolches in ihrer Nähe beſaß, empfand ſie die Behaglichkeit, die ſie ſich wünſchte, und die ſich in einem natürlichen Wohlgefallen gegen diejenige ausſprach, der ſie dieſelbe verdankte. Bald wußte Vreneli, daß Frau von Merveilleur ihren Gatten nicht aus Liebe, ſondern nur auf das Gebot ihrer Eltern geheyrathet habe, daß Herr von Merveilleur übrigens, wenn auch kein liebenswürdiger, doch ein ſehr achtungswerther Mann ſey, der es an keiner Art von Aufmerkſamkeit gegen ſeine Gemahlin fehlen laſſe, daß die Dame noch vor ihrer Verheirathung eine ernſtliche affaire de cœur mit einem königlichen Gardeoffizier gehabt habe, der jezt Kommandant von Fort Eclüſe ſey, wo ſie ihn bey der beabſichtigten Durchreiſe zu ſehen hoffe.

Fort Eclüſe! Welche Empfindungen mußten bey der Erwähnung dieſes Ortes nicht im Herzen Vrenelis erwachen! Sie ſollte dem Freunde ihrer Seele näher kommen, als ſie bisher zu denken gewagt hatte, ſie durfte hoffen, vielleicht ſeine Wächter beſtechen, ihn ſehen, ihm verkünden zu können, daß ſie zu den Füßen des Thrones wandere, um ſeine Freyheit zu bewirken. Dieſe Gedanken flogen mit Blitzesſchnelle durch ihren Geiſt, aber ſie wußte ſich zu beherrſchen, ſie zeigte eine Kälte und Gleichgültigkeit, als ſey von fremden, für ſie völlig bedeutungsloſen Dingen die Rede geweſen.

Zu Vevay am Genfer See trafen ſie mit Herrn von Merveilleur, der, in Begleitung einer zahlreichen Dienerſchaft, ſeine Gemahlin hier erwartete, zuſammen. Vreneli fand ihn ganz ſo, wie ihre Dame ihn geſchildert hatte. Er zeigte die gewiſſenhafteſte Aufmerkſamkeit gegen Adelen, er dehnte dieſe ſelbſt auf ihre Begleiterin aus, als er wahrnahm, in welch hohem Grade Frau von Merveilleur dieſer ihre Gunſt zugewendet hatte; allein es war leicht zu erkennen, daß dieſe Gefälligkeiten bey ihm nur Sache der Form waren, daß das Leben in den politiſchen Verhältniſſen und der großen Welt ſein Herz und ſeinen Geiſt abgeſtumpft und verödet hatte.

Ein geräumiges, reich geſchmücktes Fahrzeug lag bereit, um ſie über den ſchönen Wellenſpiegel des Sees zu tragen. Vreneli konnte ſich einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. Es war ihr, als ſcheide ſie mit dem Schritt in das Fahrzeug vom Vaterlande, als lege dieſer einzige Schritt eine weite Ferne zwiſchen ſie und die Heimath. Die Geſtalten von Mutter und Bruder, die bisher in lebendiger Wahrheit vor ihrer Seele geſtanden, wurden trüber und dämmriger, ſie ſchienen trauernd nach ihr hinzublicken, die Arme nach ihr auszubreiten, um ſie zurückzuhalten. „Ich kehre wieder,“ ſagte ſie bey ſich, als könne ſie von jenen vernommen werden; „ich will ja durch vermehrte Liebe alles wieder gut machen; aber denjenigen, dem ich Treue geſchworen habe, darf ich nicht verlaſſen im Mißgeſchicke, ich muß meine Kräfte, ich muß mein Leben daran ſetzen, ihm zu helfen. Mutter und Bruder ſind wohl nahe, aber näher iſt der, dem der Himmel mich zur Hausfrau beſtimmt, und dem ich mich als ſolche verlobt. Dort liegt die Heimath, und jene leichten Wölkchen, welche die blauen Gipfel duftig umſchweben, haben vielleicht über ihrem Thale geweilt, das Auge der Mutter hat zu ihnen aufgeblickt; lebe wohl, Mutter! glücklicher ſiehſt Du mich wieder!“

Die Segel des Schiffes entfalteten ſich rauſchend. Stolz und flüchtig durchſchnitt das Fahrzeug die Wellen des Le-

manns, dessen Ufer, wechselnd düstere und lachende Bilder bietend, an dem Schiffe vorüberzuschweben schienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Den Pöbel von Lissabon zu zeichnen, ist um so mehr nöthig, als oberflächliche Reisende theils nach demselben das ganze Land beurtheilen, theils, seltsam genug, ihn bis zum Himmel erheben. Hier treten uns zuerst die Gallegos entgegen, die Last- und Wasserträger, von denen es in der Hauptstadt wimmelt. Zu meinem größten Erstaunen las ich oft in Reisebeschreibungen diese Menschen wegen ihrer Treuherzigkeit, Ehrlichkeit und ihres guten Charakters überhaupt viel gelobt; und doch gibt es wohl schwerlich eine schändlichere Menschenklasse. Ihnen ist nicht nur jedes Verbrechen feil, sie sind auch die wohlfeilsten Banditen von der Welt. Für einen Moidor, ein Goldstück, ermorden sie Jedermann. Wie oft war ich Zeuge, daß die verpestete Luft in Häuserwinkeln verborgene Leichname ans Tageslicht brachte, und die großen Hunde bey dem Wühlen in den unzähligen Düngerhaufen welche hervorscharrten. Ja vor der Organisation der Polizeykavallerie und Infanterie durch den Grafen de Novion (einen Offizier von großen Verdiensten, der in diesem Augenblicke ebenfalls in irgend einem Winkel von England dürftig und verlassen lebt) wurde die Menge der zu allen Stunden des Tages begangenen Gräuel so groß, daß die Regierung einen Befehl ergehen lassen mußte, Niemand dürfe irgend eine Art von Waffen tragen. Fromm sind die Gallegos dabey freylich über alle Maßen. So miethete einst ein mir bekannter Fidalgo einen Gallego für einen Moidor, um einen ihm verhaßten Mann aus dem Wege zu räumen. Der Gallego versprach, der Mann solle den Untergang der Sonne nicht erleben. Erfreut über diese Bereitwilligkeit, sprang der Fidalgo von seinem Stuhle auf, umarmte den Banditen und drang in ihn, an der „vacca com arros," die er so eben speiste, Theil zu nehmen. Mit Abscheu vernahm der Gallego die Einladung. „Excellenz," rief er, „kennt meine Grundsätze schlecht, wenn Sie glaubt, ich werde an einem Freytage Fleisch essen!"

Der Hauptcharakterzug der ganzen übrigen niedern Volksklasse ist der höchste Fanatismus, mit beyspielloser Gefühllosigkeit und feiger Grausamkeit gepaart. Wehe dem Israeliten, der z. B. am Charfreytage sein Gesicht in den Straßen von Lissabon zu zeigen wagt! An diesem Tage stehen den Mönchen alle Kirchen zum Predigen offen, und so löst denn den ganzen Tag über ein Fanatiker den andern ab. In den wüthendsten Reden wird da gegen alle Juden und ketzerischen Christen gedonnert, alle guten Christen aufgefordert, das zu ihrer Erlösung vergossene Blut zu rächen. So ging ich einst an einem Charfreytage an einer Kirche vorüber, als eben die erhitzte Menge herausströmte. Ein Barbareskenjude ging in seinem orientalischen Kostüm, als neuer Ankömmling die Gefahr nicht ahnend, eben über die Straße. Nicht so bald ward der Pöbel seiner gewahr, als eine Fluth von Schimpfworten auf ihn herabströmte. Von Worten kam es gar bald zu Schlägen; die Wuth des Volks stieg so weit, daß einige ihn festhielten, während andere ihm den Bart ausrissen und Hände voll Koth von der Straße ihm in den Mund zwangen. Der arme Israelit würde endlich sicher im Tago seine Tage beschlossen haben, wäre nicht glücklicherweise ein englischer Offizier in portugiesischer Uniform dazu gekommen, der in einem Augenblicke die Menge mit flachen Säbelhieben auseinander stäubte. Schändlicher zeigte sich aber der Lissaboner Pöbel nirgends, als in seinem Benehmen gegen die unglücklichen Franzosen nach der bekannten Kapitulation von Cintra. Wochen lang schon vor dem Einschiffen waren ansteckende Krankheiten unter diesen Truppen ausgebrochen, während sie zusammen auf dem Platze St. Paul im Lager standen, weil sie sich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse von diesem Orte nicht zu entfernen wagten. Jeden Einzelnen oder kleinere Parthien, die sich vom Hauptkorps entfernten, ermordete der Pöbel jämmerlich. Wenn ein solcher Unglücklicher in den Straßen ruhig vor einer Hausthüre vorbeyging, fühlte er sich plötzlich von hinten in das Haus hineingezogen und kam nie wieder zum Vorschein. Beym Einschiffen ging es noch schrecklicher zu. Von den zurückbleibenden Kranken, die nachgebracht werden sollten, blieben Wenige am Leben. Am meisten benuzten aber die catraieiros, Küstenbootleute, die dabey stattfindende Verwirrung. Wurden ihnen Offiziere oder Soldaten zum Einschiffen anvertraut, so führten sie dieselben unter dem Vorwande, der Strom reiße sie fort, so weit in die Mitte desselben, daß man den Hülferuf am Ufer nicht mehr hören konnte, brachten sie dort um, warfen die Körper ins Wasser, landeten am andern Ufer und verschwanden im Gebüsch. Und doch hatten sie sich über Mißhandlungen von Seiten der Franzosen eben nicht zu beschweren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Mai bis September.

Haben Sie nur Geduld; über ein Kleines werden bey uns Ländchen und Städtchen nicht nur wegen ihres wundervol-

len, farbenreichen und duftigen Naturreizes, sondern auch wegen ihrer bürgerlichen Würde und Reife genannt werden können, und dann wird der Abstand nicht mehr so grell erscheinen, wenn man von unserm kleinen westlichen Nachbar kommt. Was diesen Frühling und Sommer im Schooß des Volks, in seinem kleinen Parlament und bey der Regierung vorgekommen ist, hat freylich in einer durch große Interessen aufgeregten Zeit keine Aufmerksamkeit in Deutschland gefunden, und auch hier ist die Stelle nicht, mit Ausführlichkeit darüber zu sprechen. Aber es muß doch an den End- und Wendepunkten in einer Zeitschrift zusammengefaßt werden, die dem Kulturgang der Völker nicht fremd ist und diese nicht nach Millionen zählt und wiegt.

Die dießjährigen Verhandlungen des großen Raths über Religionsfreyheit, Recht der Petitionen, Bekanntmachung seiner Diskussionen, Veränderung in der Verfassung, bessere Finanzordnung der Regierung u. s. w. waren in gar mancher Beziehung merkwürdig. In ihnen entwickelte sich nicht nur parlamentarische Beredtsamkeit recht tüchtig, sondern auch der ächte Männermuth, kräftig gegen Stellen- und Familien-Aristokratie aufzutreten und ihrem vornehmthuenden Ergrimmen, Schimpfen und Schelten nur Gründe, Würde und Mäßigung entgegen zu setzen. Der Versammlung des großen Raths waren unwürdige Pöbelscenen gegen die Methodisten (Memiers) in Lutry, Payerne und andern Orten vorausgegangen. Von vielen Seiten war auf strengere Maßregeln gegen diese Sekte angetragen worden, ohne daß man ihr Anderes vorwerfen konnte, als etwas Anmaßung, Frömmeley und das Streben, Anhänger zu gewinnen; strenge Sittlichkeit, stille, nicht störende Versammlungen, Eingezogenheit und Wohlthun konnten ihnen nicht abgesprochen werden. Einige wackere Redner riethen mit den besten Gründen, völlige Religionsfreyheit auszusprechen und das Unterdrückungsgesetz vom 20. May 1825 gegen diese Sekte aufzuheben; sie wiesen dabey auf Genf hin, wo unbegrenzte Religionsfreyheit herrscht und der Oberhirt dieser Sekte an einen andern Memier nach Lausanne schrieb: „Wie sind Sie glücklich und beneidenswerth! Man verfolgt Sie. Mir wird nicht so wohl, darum habe ich auch alle Mühe, meine Kirche zusammenzubatten.“ Es wurde mit Beredtsamkeit Alles wiederholt, was sich gegen Religionsbeschränkung, besonders in Beziehung auf die Sekten sagen läßt, die durchaus nichts gegen öffentliche Ordnung und Landesgesetze lehren. Dieß half aber Alles nicht. Jenes illiberale Gesetz vom 20. Mai wurde wiederholt eingeschärft und alle Zusammenkünfte der Memiers verboten und polizeylich aufgelöst, wo sie sich bildeten. Hierauf kamen die leidenschaftlichen und unziemlichen Schriften des Professor Vinet in Basel über die Freyheit der Sekten, desgleichen die Maßregeln der Regierung gegen den Professor Monnard in Lausanne, der die erste Vinet'sche Schrift unbesonnener Weise zum Druck befördert hatte und dafür bis auf den heutigen Tag suspendirt wurde. Es scheint allerdings unbegreiflich, wie ein Mann bey gesundem Verstand und ohne böse Absicht in einem unruhigen Lande Stellen wie: „Une loi immorale, une loi irréligieuse, une loi qui m'oblige de faire ce que ma conscience et la loi condamnent; si l'on ne peut la faire révoquer, il faut la braver,“ oder: „C'est de revolte en revolte (si l'on veut employer ce mot) que les sociétés se perfectionnent, que la civilisation s'établit, que la justice regne, que la vérité fleurit,“ drucken lassen und in zahlreichen Exemplaren verbreiten mag, da sie so leicht von Uebeldenkenden aufgefaßt und mißverstanden werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Boston, September.

(Beschluß.)

Auf der andern Seite ist die Uebereinstimmung beyder Knaben, moralisch betrachtet, als Beweis, wie ungeheuer weit Gewohnheit führen kann, höchst merkwürdig. Ich habe häufig bemerkt, daß ihre Aufmerksamkeit sich auf dieselben Gegenstände richtete und gleich lang. Wandte sich z. B. der eine nach einer neuen Kommode und betrachtete die getriebenen, vergoldeten Knöpfe der Schieblade, so befühlte sie sogleich der andere auch; beyde betrachteten den Gegenstand genau, aber ohne ein Wort mit einander zu sprechen, beyde wandten sich zugleich weg, gingen zu einem Kronleuchter und betrachteten auf gleiche Weise die geschliffenen Glasstücke. Ihr gegenseitiges Schweigen ist um so merkwürdiger, da sie sehr lebhaft sind. Bekanntlich spucken alle Asiaten sehr häufig aus, so auch diese Knaben; aber immer sah ich sie zugleich aufstehen und zugleich aus dem Fenster spucken. Am merkwürdigsten ist ihr Damenspiel; sie lieben es sehr und ihre Eitelkeit fühlt sich sehr geschmeichelt, wenn sie einen Weißen schlagen können. Sie spielen immer beyde zugleich gegen den Gegner; bald thut der eine einen Zug, bald der andere, jedoch ohne regelmäßige Abwechselung und ohne zu sprechen; zuweilen sah ich, daß jeder einen andern Stein bewegen wollte, aber der eine oder der andere stand immer sogleich von seinem Willen ab. Das ist überhaupt so interessant an dieser Erscheinung, daß, während andere Mißgeburten gewöhnlich Ekel erregen, diese Knaben sogar einen sehr angenehmen Eindruck machen, und Niemand ohne Rührung die Gutmüthigkeit und völlige Uebereinstimmung beyder Wesen sehen kann. Außerdem sind sie zwar nach unsern Begriffen sehr häßlich, aber ganz regelmäßig gebildet. Sie kehren sich beym Gehen immer gegeneinander und die beyden äußern Füße, also der rechte des einen und der linke des andern, und die beyden innern schreiten immer zugleich aus. Die verbindende Schnur ist so kurz, daß Einer gewöhnlich seine Arme um die Schultern des Andern gelegt hat; beym Gehen ist dieß immer der Fall, nur beym Sitzen nehmen sie die Arme oft vorwärts; sie können sich nicht ganz einer dem andern gegenüberstellen. Dagegen stützt sich der eine auf den andern, legt sich beym Sitzen ganz auf ihn, und immer ohne Widerrede des andern. Die Knaben lebten im Vaterlande sehr beschränkt und elend; sie sind Kinder armer Eltern und nährten sich vom Fischfang. Zeigten sie sich, so lief ihnen das Volk nach und mißhandelte sie; sie fühlen sich daher jetzt sehr wohl, zumal sie von ihren Beschützern wahrhaft väterlich behandelt werden, wofür sie sehr erkenntlich zu seyn scheinen. Sie fürchten nichts mehr, als getrennt zu werden, woran wohl großentheils die Furcht vor Operationen, die allen Ungebildeten gemein ist, schuld seyn mag. Ob sie aber ohne große Gefahr getrennt werden könnten, ist eine Frage, über die die Bostonischen Aerzte nicht einig sind. Dr. Warren glaubt, es würde sehr gefährlich seyn. Die Knaben werden sehr traurig, wenn man von dem Tode des Einen spricht; sie wollen nichts davon hören. Kapitän Coffin und Hr. Hunter werden bald nach Newyork gehen und sich von dort nach Paris, London, Edinburg und Deutschland begeben, wo sie, wie ich gar nicht zweifle, viel Geld erwerben werden. Coffin hat der Mutter in Siam feyerlich versprechen müssen, die Knaben nie einem Andern zu überlassen und sie wieder zu ihr zu bringen, was er treulich zu erfüllen gedenkt, obgleich verschiedene Spekulanten ihm bereits sehr bedeutende Anerbietungen gemacht haben.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Oktober 1829.

— Untergehen
Sah man das Volk, dem sich das Meer erschloß; —
Es ward seitdem ein ruhmlos schlechter Troß.

Dante.

Skizzen aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Nichts charakterisirt den Pöbel Portugals mehr, als der Ausruf, der ihnen entfährt, wenn sie Jemanden in der Straße ermorden sehen. „Der arme Mann," heißt es da, „hat das Unglück gehabt, einen zu tödten," und so thun sie dem Flüchtling jeden Vorschub, damit er der Justiz nicht in die Hände falle. Finden sie zufällig einen Körper, so schaffen sie ihn, wenn sie dieß ungesehen thun können, mit der größten Gefühllosigkeit, mag die Art seines Todes gewesen seyn welche sie wolle, bey Seite, um ihm das Menschen-Oel auszupressen. Die portugiesische Fakultät rechnet dieß nämlich zu den vortrefflichsten Mitteln, die Haare, besonders bey Frauen, wieder wachsen zu machen, wenn sie in Folge bösartiger Fieber ausgefallen sind. Auch wird es zum Einreiben bey Verrenkungen empfohlen. Die Henker, häufig Franzosen, treiben in allen Städten des Landes einen einträglichen Handel mit Schweinefett in kleinen Töpfen, welches sie für Menschenfett von kürzlich hingerichteten Verbrechern ausgeben. Jezt ist jene Manipulation indessen sehr erschwert, indem nach einem neueren Gesetze Jedermann, der in der Nähe eines kürzlich Ermordeten getroffen wird, sogleich zur Untersuchung zu ziehen ist; weßhalb denn kurz nach einer Mordthat alle Umstehenden plötzlich nach allen Seiten hin sich schleunigst auf die Flucht begeben.

In manchen Dingen, wenn auch nicht in allen, ist die niedere Klasse in Lissabon dabey eben so stolz wie ihr Nachbar, der Spanier. So wird man einen Handwerker nie mit seinen Werkzeugen über die Straße gehen sehen. Er läßt sie sich stets nachtragen. Dabey führt er den Titel official. So heißt es senhor official Maurer, Schmiedt u. s. w.

Wir verlassen nun die Hauptstadt, bey deren Zeichnung wir jedoch manchen Zug, z. B. eine umständlichere Beschreibung der bey den Portugiesen vorherrschenden Neigung zur Unsauberkeit aus Rücksicht für die Leserinnen übergehen mußten. Was nun die Bewohner des Landes betrifft, so werden diese, in dem Verhältniß, wie man sich von der Hauptstadt entfernt, ein erfreulicherer Gegenstand für den Beobachter. Jedoch bey denen, die nahe bey Lissabon leben, und mit denen wir uns zunächst beschäftigen, stoßen wir noch auf gar trübe Züge. Zuerst fallen uns die Leute ins Auge, welche die Bemannung der zahllosen Tagoboote bilden, die von den Portugiesen selbst „da borda d'agua," Flußuservolk, genannt werden und die kleinen Ortschaften am Tago, wie Seixal, Amora, Coina, Moita u. s. w. bewohnen; ein gefährliches Volk, rauh, heftig, leidenschaftlich, und durch das beständige Leben auf dem Wasser sehr abgehärtet. Alle tragen große krumme Messer in den Gürteln, die sie nur mit zu großer Gewandtheit handhaben. Im Allgemeinen sind es lauter gut aussehende, muskulöse Leute, von starkem Bau, aber mit dem Ausdrucke wilder Brutalität im Gesicht, und mit wahren Stentorlungen, weil sie beständig den Leuten

aus der Mitte des Stromes zurufen müssen. Ihr Leben ist dabey höchst mühsam, da sie häufig bey reißender Fluth wohl sechs Stunden hinter einander, mit dem Ruder an der Schulter, ohne Rast gegen sie anarbeiten müssen. Ihre Stärke und ihr kräftiges Aussehen ist um so mehr zu bewundern, als die Uferdörfer, welche sie bewohnen, und in denen die Lissaboner, Behufs der Wasservögeljagd auf dem Tago, sich eigene Wohnungen halten, ganz außerordentlich ungesund sind. Auch sind die darin lebenden Familien den kalten Fiebern so unterworfen, daß in den Sommer- oder Herbstmonaten ganze Dörfer so verödet da liegen, als ob die Pest darin herrschte. Die erwachsenen Männer aber verschont das Uebel wohl darum, weil es ihr Geschäft mit sich bringt, daß sie selten zu Hause sind. Knaben und Mädchen laufen die meiste Zeit nackt in den Dörfern herum, und verbringen die Sommermonate über fast den ganzen Tag im Wasser, weßhalb sie die Kupferfarbe der Eingebornen von Brasilien bekommen. Dabey tragen sie auf der nackten Haut um den Hals Rosenkränze, Heiligenreliquien u. s. w., und vergessen nie, sich zu bekreuzen, ehe sie ins Wasser springen. Durch diese Lebensweise werden diese Menschen vor allen andern Portugiesen die besten Seeleute, aus ihnen werden stets die Bootsleute für die Boote der Regierung ausgewählt, und vor allen sucht man sie für die Kriegsschiffe zu gewinnen. Ihr Ruf beschränkt sich auch nicht blos auf ihr Vaterland; selbst in den Häfen des mittelländischen Meers gibt man ihnen stets den Vorzug, und es ist bekannt, daß alle öffentlichen Boote, welche der englischen Garnison in Gibraltar gehören, mit solchen Portugiesen bemannt sind. Hier bietet sich auch Gelegenheit dar, einige Worte über den Zustand der portugiesischen Marine zu sagen, welche in Bezug auf die jüngst vergangenen und bevorstehenden Ereignisse vielleicht nicht unwillkommen sind. Ein einziges schlagendes Beyspiel von dem Zustand der Marine, von dem ich Augenzeuge war, wird zeigen, was die Liberalen in Terceira von den Geschwadern Don Miguels zu fürchten haben.

(Der Beschluß folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

IV.

Nicht weit von der Schweizergränze und der merkwürdigen Stelle, wo die schäumende Rhone plötzlich von einem dunkeln Abgrunde verschlungen wird, um später wieder an das Tageslicht zu treten, befindet sich, einen engen Gebirgspaß beherrschend, das französische Fort Eclüse. Die Gegend ist wild und romantisch. Aus den obern Fenstern des Schlosses erblickt man die ewigen Eisberge Savoyens und des Walliserlandes, über den Spiegel des Genfersee's hin aber den frisch grünenden Jura.

In dem Dachzimmer eines Thurmes, in dem man alle Reize dieser Aussicht genoß, saß Rudolph Maßner gefangen. Seine Blicke reichten in die Heimath, aber das fremde Land fesselte ihn an seinen Boden. Wochen lang sah er sich nun schon gefangen, ohne daß ihm Hoffnung auf Erlösung ward. Uebrigens behandelte man ihn mit Güte; es war ihm erlaubt, im Hofe und dem anstoßenden, wohlverwahrten Schloßgarten zu lustwandeln, und der Kommandant zog ihn sogar zum öftern an seinen Tisch. Aber Freyheit, Freyheit! rief es ewig in seiner Brust. Man hatte ihm die Freyheit angeboten, wenn er als Offizier in die Schweizerregimenter, welche die Krone Frankreich unterhielt, eintreten wolle. Aber er verachtete dieses knechtische Drängen seiner Landsleute unter fremde Fahnen, dieses Blutopfer um schnöden Goldes willen; er wäre den Vorschlag auch schon deßhalb um keinen Preis eingegangen, weil er wußte, daß er dem Herzen seines Vaters damit eine tödtliche Wunde geschlagen hätte. Bücher und Schreibgeräth hatte man ihm versagt. Aber das Bedürfniß weiß sich zu helfen. Mit einem Spahn, den er vom Fußboden seines Zimmers losriß, grub er einzelne Gedanken, Bemerkungen, die eine Art von Tagebuch bildeten, selbst Verse in die Wand. Hier fand er schon manchen sinnvollen Spruch, den frühere Gefangene aufgezeichnet hatten. „Für die treue Liebe sind Riegel und Kerkermauern keine Hindernisse.“ Diese Worte, die an dem kleinen, in seinem Gemache befindlichen Altarsteine eingegraben waren, las er unzählige Male. Er dachte dabey an Vreneli, er erkannte die Wahrheit jenes Spruches; denn das Bild der Geliebten war es, das ihn immer umschwebte, das die Einsamkeit seines Gefängnisses belebte. Wie viele glückliche Stunden, die er in süßer Abgeschiedenheit am Fuße des weidebedeckten Calanda mit dem lieben Kinde heiter und schuldlos vertändelt, rief jezt seine Phantasie ins Leben zurück, so daß sie für ihn ein unerschöpflicher Quell des Trostes und der Beruhigung wurden! Und dann lag ihm schwer und bedeutungsvoll der Schwur im Sinne, das beyde einander geleistet: zu ihrer Vereinigung alle Kräfte, alles Streben und Ringen aufbieten zu wollen. Er kannte Vreneli und die Stärke ihrer Vorsätze, den Ernst ihres Handelns. Es war ihm immer, als müßte sie es seyn, der er endlich seine Freyheit verdanke. „Der treuen Liebe sind ja Riegel und Kerkermauern keine Hindernisse.“ sagte er, indem er auf den Altar blickte. „Recht und Billigkeit ist nichtig geworden auf Erden, aber die Kraft der Liebe können sie nicht tödten, wie gern sie auch schon möchten!“

Rudolph Maßner war im Aeußern wie im Innern ganz das Gegentheil seines Vaters. Hoch und schlank

gewachsen, sah er offen und heiter in die Welt hinaus, war freundlich gegen jeden, und besaß in der Art seines Umganges und seiner Unterhaltung etwas so Anziehendes, daß jeder davon angenehm ergriffen wurde, und selbst der Kommandant von Eclüse, ein zwar strenger, aber auch jovialer Militär, diesem Eindrucke nicht widerstehen konnte. Sein Vaterland liebte Rudolph innig und treu, nicht aus Ehrsucht und Eigennutz, die seiner Seele fremd waren, sondern um des Vaterlandes selbst, um des unnennbaren Zaubers willen, den die Idee der Freyheit, die Reize der Heimath auf ihn übten. Von Partheysucht und gehäßigen Ränken hatte er sich immer fern gehalten. Oft hatte er den Unwillen seines Vaters auf sich gezogen, wenn er aus innerer Ueberzeugung dessen Ansichten nicht beystimmen konnte, oder ihnen gar widersprechen mußte. Sein Fleiß, seine Bescheidenheit, seine Kenntnisse hatten ihm in Genf viele Freunde erworben; allein diese konnten nicht hindern, daß er, der Unschuldige, das Opfer einer rachsüchtigen Politik wurde.

Eines Morgens stand er an dem kleinen Fenster seiner Thurmwohnung und sah in die Gegend, wo die Gipfel der Schweizerberge sich erhoben. Sie waren von leichtem, duftigem Nebel umhüllt, aber die Sonne schien schon auf diesen zu wirken, denn er fing an, sich in einzelne zerrissene Gebilde zu trennen. Die Höhen des Jura, die Häupter der mächtigen Savoyischen und Walliser Gebirge traten hervor; nur das Thal, durch welches die Rhone rauschte, wurde noch durch einen schmalen, weißlichen Duftstreifen bezeichnet. Auf der weiten Natur lag ein seliger Friede, und das fern herübertönende Geräusch des Stromes schien in seiner Eintönigkeit diese Ruhe eher noch bemerkbarer zu machen, als sie zu stören. Eine Wehmuth, wie er sie noch nie empfunden hatte, bemächtigte sich in diesen Augenblicken der Seele des jungen Gefangenen. Fröhliche Landleute, Jünglinge und Mädchen kamen singend den Weg herauf, der an Fort Eclüse vorüber führte. Sie waren frey, sie durften ihre Schritte hinrichten, wohin sie wollten, sie konnten ihren Verwandten, ihren Lieben nahe seyn und — er, er mußte, ohne auch nur das Mindeste verschuldet zu haben, Jugendkraft, Jugendfreude und Liebesglück hinter Kerkermauern begraben lassen. In diesen Betrachtungen, die sein Gemüth zerrissen, wurde er durch einen zu dieser Stunde ungewöhnlichen Besuch gestört. Es war eine Ordonnanz des Kommandanten, die ihm in dessen Namen eine Einladung zum Mittagessen brachte: fremde Damen würden zugegen seyn, Gäste, denen der Kommandant alle mögliche Ehre zu erweisen gedenke. So wenig auch Rudolph sich in einer Stimmung befand, die ihn zu einer geselligen Unterhaltung geschickt machte, so sah er doch ein, daß er dem Kommandanten bey dieser Gelegenheit zu Gefallen leben müsse. Er sagte zu, überließ sich aber, als die Ordonnanz sich entfernt hatte, wieder jenen Gefühlen der Wehmuth und Sehnsucht, die sich bey dem Anblicke der vaterländischen Berge, der freyen, glücklichen Menschen im Thale, seiner bemächtigt hatten.

Mit bittern Gefühlen im Herzen und einer Thräne im Auge sah der Jüngling nach den Schweizerbergen, die immer deutlicher und herrlicher hervortraten. O, wie lockte es, wie zog es ihn hin nach den Höhen der Heimath! Er konnte sich nicht trennen von dem schönen, für ihn so bedeutungsvollen Schauspiele. Da sah er tief unten im Thale eine schwerfällige Reisekutsche sich langsam heranbewegen. Er ahnete, daß diese den erwarteten Besuch des Kommandanten enthalte. Wunderbar fühlte er, bey dem Anblicke der Kutsche, sein Inneres von einer seltsamen Spannung, von unbestimmter Erwartung erfüllt. Er warf sich das Thörichte dieser Empfindung vor, er sagte sich hundert Mal, daß ein alberner Wahn ihn necke; aber immer mußten seine Blicke die Kutsche wieder suchen, und die drückende, ahnungsvolle Unruhe in seiner Brust vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Während die Kutsche sich langsam den Berg hinanbewegte, war sie bald hinter den dichten Gruppen der Bäume verschwunden, bald trat sie wieder hervor. Sie war von einigen reitenden Dienern begleitet, und einer von diesen sprengte bald voraus, wahrscheinlich um die nahe Ankunft seiner Herrschaft auf dem Fort anzuzeigen. Rudolph glaubte die Livree des Dieners zu kennen; es dünkte ihn, er habe sie früher in Chur gesehen. Sein Herz schlug höher. Sollten jene Gäste vielleicht Bekannte aus der Heimath seyn?

Endlich hatte das schwerfällige Fuhrwerk, das nach damaliger Sitte mit vergoldetem Schnitzwerke überladen war, die vielen Windungen, in denen sich die Straße den Berg heraufzog, glücklich zurückgelegt. Es war jezt auf dem freyen Raum angelangt, der das Fort umgab und ihm die Aussicht in die Nähe und Ferne offen ließ. Hier hielt es und die Reisenden stiegen aus, um den noch übrigen Weg bis an die Wälle von Eclüse zu Fuß zu machen. Der Wagen mußte einen weiten Umweg einschlagen, während der Fußpfad unmittelbar nach dem Fort führte.

Rudolph betrachtete die Reisenden mit der größten Aufmerksamkeit. Es war ein Herr und zwey Damen, welche beyde leztern, auf leichten und, wie es schien, jugendlichen Füßen, bald ihren Begleiter hinter sich zurückließen. Mit flüchtigen Schritten schwebten sie den Berg hinan. Jezt hob eine von ihnen das Antlitz. Sie schien das Fort genau und unruhig zu betrachten. Rudolph konnte ihre Züge unterscheiden. War er geblendet oder geschahen Wunder und traten die Gestalten der Phantasie hinaus in die Wirklichkeit? Das war Vreneli! das war ihre Gestalt, das waren ihre Mienen, ihre Bewegungen! Aber wie sollte sie hierher kommen, sie als Besuch zu dem Kommandanten von Eclüse?

Wie konnte sie ihr heymathliches Kleid mit der Damentracht der damaligen Zeit vertauscht haben? Tausend Zweifel widersprachen dem, was seine Augen erkannten. Und dennoch, selbst die Unruhe, mit der sie nach allen Thürmen, nach allen Fenstern der Festung forschte, schien seine Vermuthung zu bestätigen. Ihre Begleiterin achtete aufmerksam auf den steilen Fußpfad und schien in einer eifrigen Rede begriffen, die ganz und gar ihre Gedanken in Anspruch nehmen mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung von Paris *).

Nach der neuesten Volkszählung beträgt die Bevölkerung dieser Stadt, die gewöhnlich zu 800,000 angegeben wird, nur 713,765 Einwohner, wovon 346,188 Männer und 367,796 Weiber in 224,922 Familien. Die Zahl der Geburten ist 25,126, der Todesfälle 22,917, der Ehen 6465. 366,000 leben von Privat-Einkommen; 348,000 von täglicher Arbeit; 77,192 von Almosen; 3987 liegen krank im Spitale; 12,500 sind Findlinge. Die Garnison beträgt 16,000 Mann. Beamte zählt man 10,150, Dienstboten 80,000.

*) Polytechnisches Journal. Jahrg. 1829. Zweytes Septemberheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Im nahen, ruhigen Genf wäre die Sache wahrscheinlich ganz anders behandelt worden. Da hätte die Regierung von Vinets leidenschaftlichen observations und nouvelles observations gar keine Notiz genommen, sondern sie dem Urtheil der Gutdenkenden überlassen, und ein einheimischer mitwirkender Professor wäre mit einem offiziellen Tadel zwischen vier Wänden davongekommen. Damit aber wäre den Herren, die sichtlich auf éclat und Märtyrerthum ausgingen, gar nicht gedient gewesen, und anklagende, bedauernde und vor allen Dingen sehr schmeichelhafte Adressen einiger Studenten, schöne Antworten darauf mit obligaten Redensarten, poetischen Anspielungen u. s. w. hätten sich dann ohnedem nicht anbringen lassen. Auch ist in Genf die Regierung in Allem reifer, besonnener und ruhiger, und kein Staatsrath wird dort sagen, wie wir vor Kurzem hier als politischen Grundsatz hörten: „Man kann einen Ochsen mit einem Keulenschlag tödten, nicht aber einen Ameisenhaufen.“

Voriges Jahr hatten die Anträge einiger Mitglieder des großen Raths auf theilweise Verbesserung unserer Konstitution, zumal in Beziehung auf das Wahlsystem, nur geringen Erfolg, denn die Partheie der Stereotypen erwiederte, diese Anträge kämen blos von einzelnen Männern, das Volk denke nicht daran. Dieß Jahr gingen deßhalb 27 Bittschriften ein, die von 4000 achtbaren Einwohnern unterzeichnet waren. Da hieß es erst, das Volk habe kein Recht, kollektive Bittschriften einzureichen, man müsse keine Notiz davon nehmen, man dürfe auch schon deßwegen nicht nachgeben, gerade weil das Volk darum bitte; überdieß sey bey diesen Bittschriften viel Zwang, Ueberredung, Betteley, Ueberraschung und sonstige ungehörige Maßregeln angewendet worden, in England treibe man damit ein verächtliches Spiel, sie würden größtentheils nur vom Pöbel unterschrieben u. s. w. Es wurde dagegen bewiesen, daß hier die besten Einwohner des Landes die Petition unterschrieben hatten. Auch ergab die Abstimmung in dieser Sache ein sehr erfreuliches Resultat. Die Opposition vom vorigen Jahr hatte sich bedeutend gemindert, und es steht zu erwarten, daß in künftiger Sitzung die Majorität für eine besonnene Veränderung unseres Wahlsystems stimmen wird. Die Regierung scheint dieß selbst eingesehen zu haben, denn sie setzte vor Kurzem eine eigene Kommission nieder, um die Sache zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten.

Vergleicht man unsere parlamentarischen Verhandlungen mit denen der französischen Deputirtenkammer, so zeigt sich bey uns viel mehr Würde und Ruhe. Wir unterbrechen uns nicht, rufen uns keine Impertinenzen zu, der Präsident braucht nicht zur Ordnung zu rufen und hat nicht einmal eine Glocke auf seinem Tisch; wir laufen nicht Stundenlang oder ganz fort, um zu Mittag zu essen u. s. w.; wir unterhalten uns nicht laut in dem Saal; wir haben auch keine rechte, keine linke Seite und kein Centrum; Alles gleicht mehr der Weise in den bessern deutschen Ständeversammlungen, wiewohl wir doch lange kein so ruhiges Volk sind, wie die Bayern und Würtemberger. Indessen haben wir doch auch an unserer Gazette de Lausanne eine Art von Gazette de France, und an dem Nouvelliste Vaudois einen kleinen Constitutionnel mit all seinen Fehlern und Einseitigkeiten. Aus dem Allen geht hervor, daß wir Waadländer seit einigen Jahren bürgerlich viel reifer geworden sind, daß wir alles Oeffentliche mit mehr Sinn, Eifer und Besonnenheit ergreifen und festhalten. Dieß erfreuliche Interesse theilen sogar unsere Frauen und Mädchen, und während der lezten Ereignisse haben wir sie in Küche und Keller, wie in geselligen Zusammenkünften ängstlich und unwillig oder erfreut gesehen, je nachdem die Landesangelegenheiten eine gute oder eine mißfällige Wendung nahmen. Ihre herzliche Theilnahme ist jedoch nicht mit dem politischen Partheygeiste der Französinnen zu verwechseln; unsere Frauen des zahlreichen würdigen Bürger- und Bauernstandes kennen keine Partheyung, sie hängen nur an dem Allgemeinen, Guten und Rechten, und ihr natürliches Gemüth empört sich, wenn Klassen und Kasten sich ohne einiges Verdienst unter einander erheben und begünstigen wollen, zumal wenn dieß so weit geht, daß den Übrigen der Zugang zum großen Rath und zu höhern Stellen versagt bleiben soll, weil ihnen die rechte Verwandtschaft und Empfehlung abgeht. Man sollte nicht glauben, daß es mit diesem Wesen noch so arg bey uns sey und daß man sich so wenig scheute, die früheren Zeiten festzuhalten oder zu erneuen; hoffentlich wird sich aber auch dieß in den nächsten Jahren geben. Zur Bezeichnung dieses dunkeln Burggeistes genügt ein auffallender Zug. Der verdienteste und ausgezeichnetste Mann des Landes, gleich verehrungswürdig als Mensch wie als Staatsmann, hochgeachtet von allen gutdenkenden Waadländern, der Mann, dessen Bedeutung, ehrenvollen Verhältnissen und thätiger Verwendung der Kanton Waad 1815 am meisten seine jetzige Unabhängigkeit zu verdanken hat, ist der General L. Er sizt nicht im Staatsrath und saß nie darin; sorgfältig hält man ihn mit seinen liberalen Ansichten und seinem reinen, ächt bürgerlichen Willen von da fern, und freut sich sehr darüber, daß er, alles politische Wirken vermeidend, zurückgezogen bey Montreux lebt; er, der mit Freude, Talent und immer ins gem Herzen seinem Vaterland nüzlich seyn möchte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Oktober 1829.

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein.
„O Vater und du o Mutter mein!“

Just. Kerner.

Romanzen von Gustav Schwab.

Das Denkmal am Thunersee.

In der Berge tiefem Kessel,
Zwischen Blüthe, Wald und Schnee,
Ein Gefangner in der Fessel,
Ruht und brütet grimm der See.
Kann nicht grünen, kann nicht blühen,
Kann nicht schmelzen und vergeh'n,
Darf nicht mit dem Flusse ziehen,
Muß nur ewig stille steh'n.

Darum wirft er blasse Wellen
Hoch empor in Zorn und Neid,
An die Ufer will er schwellen,
Streifen weg ihr buntes Kleid.
Knickt in Gärten Rosen, Lilgen,
Bricht die Bäume mit der Frucht,
Alles Leben möcht' er tilgen,
Leckt nach ihm in Thal und Schlucht.

Um verborgne Felsenriffe
Läßt er stille Wasser steh'n,
In die Tiefe zieht er Schiffe,
Die ein freudig Segel bläh'n.
Und mit seinem breiten Rücken
Deckt er alle Trümmer gleich,
Legt sich hin und schläft in Tücken,
Wie ein frommer Gartenteich.

Und der West mit leichten Flügeln
Koset an dem stillen Strand,
Und der Hirte von den Hügeln
Wagt sich an den hellen Rand.
Wagen rollen, tief im Gleise,
Längs dem Ufer, ungestört;
Frauen wandeln, Kinder, Greise,
Keine Welle sich empört.

Sieh! da nah'n, den Kranz im Haare,
Mägdlein zwei und Knaben zween;
Heil dem schönen Doppelpaare,
Lieblichers ward nie geseh'n!
Jene schwarzgelockt, er golden,
Diese blond, er braun-umwallt,
O wie selig zieh'n die Holden,
Während Brautgesang erschallt.

Und am Ufer, festgehalten
Von dem See, der spielend quillt,
Bleiben stehen die Gestalten
Und beschau'n ihr feuchtes Bild.
Lauter Leben, lauter Blüthe
Spiegelt sich in seiner Fluth,
Lauter Liebe, lauter Güte —
Jezt erwachet seine Wuth.

Seine grüne Woge blitzet,
Wie ein Auge neidisch grollt,
Seine wilde Fluth, sie spritzet,
Wie von Stürmen aufgerollt;
Strecket nach den süß Umschlung'nen
Ihren Wellenarm heraus,
Fährt zurück mit den Bezwung'nen,
Und begräbt sie mit Gebraus.

Und nun dehnt in bösem Schlummer
Wieder friedlich sich die Fluth;
An dem Rande weint der Kummer
Und verzehrt sich Schmerzensgluth.
Treuer Eltern Hände mauern
In das Ufer einen Stein,
Graben unter Thränenschauern
Vier geliebte Namen ein.

Doch der See stemmt sich dawider,
Und das Denkmal stehet kaum,
Als er halb es zwinget nieder
In den trüben Wellenschaum.
Und der graue Stein erzittert
Seit Jahrhunderten vom Stoß,
Und mit Namen, die verwittert,
Hängt er in der Wasser Schooß.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Beyde Reisende waren dem Thurme, in dem Rudolph, von Hoffnung und Zweifel bewegt, am Fenster stand, gerade gegenüber und sehr nahe gekommen. Jezt sah die junge Reisende, deren Erscheinung alle Seelenkräfte des Gefangenen in Spannung versezt hatte, nach seiner Thurmwohnung, nach seinem Fenster empor. Ja, ja! es war Vreneli. Sie hatte ihn erkannt. Er sah den Glanz der Freude auf ihrem Antlitze leuchten; sie machte eine heftige Bewegung, sie hob beyde Hände zu ihm empor, dann aber ließ sie sie schnell sinken und nahm die alte ruhige Haltung wieder an, als müsse sie sich hüten, die Gefühle, die sie in diesem Augenblicke ergriffen, vor ihrer Begleiterin zu offenbaren. Da ließ Rudolph in freudiger Wallung ein weißes Tuch zum Fenster hinaus wehen, und siehe! im nächsten Momente flatterte auch in der Hand Vrenelis, unscheinbar und herabhängend, ein ähnliches; alle Zweifel waren gelöst und die Hoffnung triumphirte in der Seele des liebenden Jünglings. Er sah noch, wie das Mädchen bedeutsam zwey Finger auf den Mund legte, um ihm anzuzeigen, daß alles ein tiefes Geheimniß sey, wie sie sich nun mit einer, dem Anscheine nach gleichgültigen Rede zu ihrer Begleiterin wandte, und beyde dann hinter einem Vorsprunge des Walles, neben dem der Eingang zum Fort lag, verschwanden.

Sein ganzes Wesen war in stürmischer Wallung. Er verließ das Fenster und schritt hastig in seinem engen Gemach auf und nieder. Er hatte Vreneli gesehen, er werde sie wieder sehen an der Tafel des Kommandanten, in der Gesellschaft einer fremden Dame: das schien ihm gewiß; aber welch wunderliche Ereignisse, welch seltsame Fügungen mußten sich begeben haben, um diese an's Unglaubliche gränzende Erscheinung hervorzubringen? Eine Vermuthung jagte die andere, allein nur die Gewißheit blieb ihm, daß des Mädchens treue Liebe sie hierher führe, daß ihr Verstand, ihre Seelenstärke Gefahren und Hindernisse beseitigt und ihr den Weg zu ihm gebahnt haben. Einige ewig lange Stunden verstrichen, ehe der Ruf zur Tafel an ihn erging. Er hatte seine stattlichste Kleidung angelegt, er konnte keine Ruhe finden und wollte in den Hof, in den Garten hinab; aber da die Stunden, in denen er sich einiger Freyheit erfreuen durfte, in der Regel Nachmittags fielen, so fand er die Thüre seines Zimmers, wie es Morgens immer war, von Außen verschlossen. Endlich erschien die Ordonnanz, um ihn abzurufen. Er suchte sich zu fassen, er sah ein, daß es zu Vrenelis ihm noch unbekannten Absichten nothwendig sey, vor andern ihr völlig fremd und gleichgültig zu erscheinen, bis er erst mit ihren Anschlägen, ihren Planen vertraut sey. Er trat in den Saal, wo ihm der Kommandant entgegen kam und ihn mit traulichem Handschlage begrüßte. „Das ist der Gefährte meiner Einsamkeit," sagte er zu Herrn und Frau von Merveilleur. „Nehmen doch die Damen gerne eine Gesellschafterin mit in's Getümmel der Welt," fuhr er, auf Vreneli deutend, fort, die ruhig in einer Fenstervertiefung stand und durch keine Bewegung ihre Bekanntschaft mit Rudolph verrieth; „warum sollte ein Kriegsmann, dem sein früheres Leben einen freundschaftlichen Umgang zum Bedürfniß gemacht hat, nicht in der Abgeschlossenheit dieser Wälle und Mauern sich darnach umsehen?"

Er führte nun Frau von Merveilleur, deren Blicke mit dem Ausdrucke des Wohlgefallens auf der schlanken Gestalt des jungen Mannes geruht hatten, an eines der offenstehenden großen Fenster, um ihr alle Punkte der weiten Aussicht zu bezeichnen und zu erklären. Rudolph wußte es ihm innigen Dank, daß er seinen Namen nicht genannt hatte. Er erinnerte sich des Herrn von Merveilleur und seiner Gattin, er wußte, daß jener als Gesandter in Chur gelebt hatte, daß er seinen Vater wie die unseligen Händel kannte, in welche diesen seine Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich verwickelt hatte. Ihn selbst hatte das Ehepaar wohl übersehen, da er damals eben aus den Knabenjahren getreten und noch ohne alle politische und gesellige Bedeutung war. Wie leicht hätte die Gegenwart des Sohnes eines so entschiedenen Franzosen-

feindes, wie sein Vater war, dem Gesandten lästig fallen können, und wie sehr war ihm doch daran gelegen, in einer Gesellschaft zu bleiben, in der Vreneli als ein so räthselhaftes Mitglied erschien. So viel hatte er nun erkannt, daß sie als Gesellschafterin der Frau von Merveilleur auf Fort Eclüse angelangt sey; allein wie viel blieb ihm nicht noch zu erfahren übrig, ehe er hell in diese Angelegenheit, beruhigt auf ihre Folgen blicken konnte.

Mit klopfendem Herzen, mit der heftigsten Unruhe im Innern, mußte der junge Mann dem Herrn von Merveilleur, der ihn seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte und über die politische Lage Europas, über die Nothwendigkeit, in der sich die Schweiz befinde, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen, sich umständlich ausließ, Gehör geben. Seine Antworten waren einsolbig, aber der Gesandte ließ sich dadurch nicht abschrecken, denn er sprach gern allein und nahm es für ein Zeichen von Ehrfurcht, wenn andere ihm gegenüber verstummten. Glücklicherweise hatte er die Gewohnheit, immer, wenn er redete, die Blicke an die Decke zu heften, und so konnte Rudolph, hinter dem Rücken der Frau von Merveilleur und des Kommandanten, ungestört nach Vreneli sehen. Plötzlich machte ihm das Mädchen ein bedeutungsvolles Zeichen, dann überzeugte sie sich, daß sie von Frau von Merveilleur und dem Kommandanten, die nur mit sich beschäftigt waren, nicht bemerkt werde, und schob nun rasch ein Papier unter ein Blumengefäß, das auf einem Tische nahe bey ihr stand. Ruhig verließ sie hierauf ihren Platz und ging an ein anderes Fenster. Rudolph stand wie auf Kohlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Beschluß.)

Im Jahr 1819 ward ein großes hübsches Schiff (denn bekanntlich sind die portugiesischen Schiffe wegen der Eleganz ihrer Bauart selbst von den englischen Seeoffizieren zu allen Zeiten bewundert worden), Don Joaõ VI. genannt, mit 120 Kanonen bewaffnet, doch für weit mehr gebohrt, vom Stapel gelassen, und sollte im folgenden Jahre nach Rio Janeiro absegeln. Die portugiesischen Seeleute flohen nun von jeher den Staatsdienst, weil sie nachläßig, schlecht oder gar nicht bezahlt werden; Niemand wollte freywillig auf dem Schiffe dienen. Man sah sich genöthigt, Preßgänge anzustellen. Alle jungen Männer, Seeleute wie Landleute, Bediente wie Tagelöhner, Nachtwächter, Kutscher, kurz alles, was keinen Freyschein in der Tasche hatte, wurde aufgegriffen, in Ketten gelegt und unter dem Namen von Freywilligen an Bord gebracht. Mit solcher Bemannung brauchte Joaõ VI. sieben Monate, um von seinen Hafenankern, der Stadt gegenüber, bis zu denen von Belem, der äußern Citadelle von Lissabon, zu gelangen. Vielleicht wäre man in diesem Jahre noch eine Strecke weiter gekommen, wäre nicht unglücklicher Weise ein kleiner Corsar im Tago erschienen, der nicht weit davon in Cascáõ landete, den Koloß herausforderte, ja dessen Kapitän sogar die Frechheit hatte, Abends in's Theater zu gehen. Man blieb dort, bis der Gefürchtete abgesegelt war, und machte dann im folgenden Jahre einen neuen Versuch, das Schiff der Tagomündung etwas näher zu bringen; der neue Versuch lockte eine Menge Zuschauer hinaus. Zu unserem Erstaunen hörten wir von Weitem schon einen dumpfen Lärm, und als wir näher kamen, sahen wir einen Mann nach dem andern vom Borde in's Wasser springen, aus dem Flusse bis an das jenseitige Ufer hin schon eine Menge Köpfe aus dem Wasser ragen, und gegenüber an dem Städtchen St. Jose de Ribramar von Wasser triefend eine jubelnde Schaar stehen, die bereits ans Land gestiegen war. Als die Freywilligen nämlich sahen, daß es mit der Abfahrt Ernst wurde, sprangen sie, ungefähr eine Viertel-Meile von Belem, gegen 70 an der Zahl, in den Fluß und retteten sich nach dem gegenübergelegenen Städtchen Ribramar. In derselben Nacht folgte die ganze Mannschaft trotz aller Wachen ihrem Beyspiel; das Schiff mußte noch einmal anlegen, und erst im folgenden Jahre segelte es wirklich ab. — Ich darf hier nicht vergessen anzuführen, wie unbeschreiblich unwissend in der Geographie diese Nachkömmlinge des großen Heinrich Navigator sind. Es war einmal die Nachricht eingetroffen, daß ein ansteckendes Fieber in Malaga wüthe. Bald darauf landeten einige Passagiere aus Marseille. Hartnäckig verweigerte ihnen der Hafenoffizier von Belem die Landung. Und warum? Beyde Städte hatten zwey gleiche Anfangsbuchstaben; vergeblich stellten die Betheiligten vor, Malaga und Marseille seyen ja ganz verschiedene Städte; vergeblich breiteten sie die Landcharte vor ihm aus und wiesen ihm die in Frage stehenden Punkte. Er sezte ruhig seinen Daumen auf Malaga und den kleinen Finger auf Marseille, und meynte, es sey ja nur eine Spanne von einem Ort zum andern. Erst nach langer Vermittelung unterrichteter Personen gelang es den beyden Kaufleuten, die Erlaubniß zum Eintritt in die Stadt zu erlangen.

An einen Genialischen.

Da droben, Sphärenharmenie!
Und unten hier ein Ständchen. —
Ich gönne Dir ja Dein Genie,
Gönn' Du mir mein Talentchen!

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Sie beklagen sich, daß ich seit so lange keinen Bericht einsandte. Ich könnte mich mit dem Andrang mannichfacher Arbeiten, mit einem verloren gegangenen Schreiben, mit anhaltender Migräne, oder sonst üblichen Ausflüchten entschuldigen; ich will aber lieber die Wahrheit sagen, möge sie auch nicht so gut aufgenommen werden, als eine höfliche Lüge. Von Zeit zu Zeit pflege ich nämlich die Korrespondenz-Artikel vorzüglich geachteter Tagesblätter durchzuschauen (ich sage nicht: zu durchschauen, weil dieß die Bescheidenheit verbietet), und da wurde ich denn inne, daß die Berichte aus Danzig accurat so wie die aus Darmstadt klingen, die aus Darmstadt wie die aus Berlin, die Berliner wie die Stettiner, die Stettiner wie die Frankfurter und so in Spiralkreisen fort durch ganz Deutschland. Demnach überzeugte ich mich, daß ich Ihnen auch nicht das Geringste, weder von den hiesigen Bühnen, noch von der Kunst, weder vom Leben, noch von der Gesellschaft schreiben könnte, was Ihnen nicht aus allen andern Orten Deutschlands bereits zugekommen wäre, und schwieg also. Nun soll ich aber durchaus reden, will es auch thun, verwahre mich aber und sage es vorher, daß Alles, was ich von hier aus berichte, eben auch in ganz Deutschland vorgeht oder doch seine Anwendung findet. Möglichst jedoch will ich mich hüten, zu erzählen, welche Oper oder welches Lustspiel neu auf der Bühne erschien, da man solches weit sinnreicher in den französischen Journalen besprochen findet; kein Wort auch über die trefflichen Darstellungen, da jedes Blättchen jedes Städtchens hierüber der Worte nur zu viel macht; ich bescheide mich, zu versuchen, ob die geneigten Leser des Morgenblatts die Geduld haben werden, mir zu folgen, wenn ich eine allgemeine Bemerkung anknüpfe. Die allgemeine Bemerkung ist überdieß nicht von mir gemacht, sondern von einem sehr geistreichen Schriftsteller, und lautet im Auszuge also:

„Die Stellung, welche die Kunst in unserm heutigen Leben angenommen hat, muß als völlig verschieden von der betrachtet werden, die sie in andern Epochen behauptete. Den Griechen war die Kunst nicht etwa ein Anderes für das Leben, sondern das Leben selbst; die schöne Form war nicht das Gewand, sondern der eigentliche Inhalt des Daseyns. In der christlichen Welt hat die Kunst nicht mehr jenen Sinn, das Leben auszufüllen und zu beherrschen, sondern eine Zierde, eine Begleiterin zu seyn, die man als angemessene Gesellschaft schätzt und verehrt. So hat es in den vorigen Jahrhunderten noch eine bedeutungsvolle Zeit gegeben, in welcher nicht blos Künstler auftraten, sondern wahrer Sinn für Kunst, in ganz naiver Weise, alle Klassen der Gesellschaft belebte. Auch diese Zeit ist jezt vorüber. Die an einen unendlichen Progreß von subjektiven Zwecken und Einzelnheiten und Nüzlichkeiten dahingegebene Gegenwart hat sich von dem Wesentlichen der Kunst völlig abgewendet, und die Kunst muß sich begnügen, in jenem Harem von Zwecken und Absichten zu wandeln, wo sie sonst als die Eine, beglückende Gattin erschien; und, statt die edle Begleiterin des Lebens zu seyn, ist sie zu jener unedeln Sklavin herabgewürdigt, die man auch mit dem Namen des Zeitvertreibs bezeichnet. Dagegen hat sich in dieser Zeit die höchste Form des absoluten Geistes, welche die Wissenschaft ist, in immer mehr vollendeter Gestalt hervorgethan; sie, die Klar-Bewußte, ist es auch, die ihrer Schwester, der Kunst, den ihr bestimmten Platz anweist, während die, zu unwürdigen Zwecken gebrauchte und als Zeitvertreib gemartete Kunst kein anderes Asyl kennt, als die Wissenschaft, von der sie noch einzig und allein als eine Ebenbürtige geehrt wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Erfreulicher ist die Betrachtung der wohlthätigen Anstalten und Vereine, die sich vor Kurzem in unserm Kanton gebildet haben und denen fast jeden Monat neue folgen. Die Bildung einer Landbibliothek für Bauern und Handwerker hat in Morges mit gutem Erfolg begonnen. In wenigen Monaten konnten 289 Bände angeschafft werden, darunter 39 für Religion, 65 für schöne Wissenschaften, Moral und Erziehung, 21 für Politik und politische Oekonomie, 40 für Geschichte, 87 für Reisen, 15 für Wissenschaften, Anwendung der Wissenschaften auf Gewerbe, und 22 für Ackerbau. Diese Büchersammlung entstand aus den Beyträgen von hundert einundsechszig Subscribenten, die theils auf dem Lande, theils in Morges selbst wohnen, und für den geringen Beytrag von 10 Batzen (40 kr. rhein.) immer Ein Buch zum Lesen erhalten. Aehnliche Landbibliotheken sind an mehreren Orten des Kantons gebildet worden, z. B. in Aigle, in Ollon und in Donneloye. Diese sehr lobenswürdige, ganz richtig auf die unmerkliche Civilisation der untern Stände berechnete Anstalt hat auch in politischer Beziehung Interesse. Je mehr die Leute ihre intellektuellen und moralischen Fähigkeiten ausbilden, desto besser werden sie ihre bürgerlichen Rechte erkennen und mit Eifer vertheidigen lernen. Gleiches Gedeihen hat der Lausanner Verein zur Unterstützung armer kranker Arbeiter. In den zwey lezten Jahren wurden 2567 Schweizer-Franken ausgetheilt und 320 Fr. auf Interessen gelegt. Man unterstüzte 94 Kranke, von denen 2 starben.

Neben dem Asile rural, dessen Zweck die Erziehung hülfloser Kinder, ihre Beschäftigung und künftige Anstellung oder Versorgung ist, hat auch ein Asile de Nyon in diesem Städtchen begonnen, das fast gleichen Zweck verfolgt, nur etwas mehr in der Ausbildung der Mädchen leisten will. Unter der Aufsicht einer Dame und ihrer Tochter bildet sich hier ein wahrer Familienverein, wo die ältern Schwestern den jüngern emporhelfen. Der Hauptzweck dieser Erziehung ist, daß die Zöglinge früh mit ihrem Stande und ihren Verhältnissen vertraut und ganz zufrieden werden, und sich nicht darüber zu erheben suchen. Dadurch soll besonders dem unseligen Luxus der Dienstboten gesteuert werden. Künftig soll diese Anstalt auf das Land kommen, wo sie besser an ihrer Stelle seyn wird, als in der Stadt. Ein Verein von Frauen leitet dieß Mädchenasyl, sowohl in ökonomischer Hinsicht, als auch in der Erziehung; diese Frauen machen die Einkäufe und nöthigen Anschaffungen und führen abwechselnd die Wirthschaft. Die Mädchen bleiben bis in ihr sechszehntes Jahr in der Anstalt und werden besonders zu der Arbeit gebildet, womit sie sich künftig auf ehrliche Art fortbelfen sollen. Hierher gehört Hand- und Feldarbeit, Kochen, Backen u. s. w.; überdieß lernen sie fertig lesen, schreiben, rechnen und Religion, so wie die Elemente vaterländischer Landeskunde. Das schnelle Emporkommen und Gedeihen des Asile rural ist ein neuer Beweis, daß die christliche Milde und Wohlthätigkeit bey uns immer zunimmt. Nach den bedeutenden Summen, die unser Kanton für die Griechen, für die Bibelgesellschaften, für die Missionen, für die unheilbaren Kranken und für eine Menge anderer Anstalten und wohlthätiger Vereine beytrug und spendete, kamen doch vom 1. April 1828 bis 30. März 1829 gegen 24.400 Schweizer-Franken zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Oktober 1829.

— Bey der Liebe ist der Heldenmuth,
Und bey der Liebe ist der Sieg.

Th. Körner.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Es hatte keinen Anschein, daß Herr von Merveilleux, ehe man zur Tafel ging, mit seinen politischen Betrachtungen an's Ende kommen werde. Da wurde er zum Glück von seiner Gemahlin, die über irgend einen Punkt, über den sie mit dem Kommandanten nicht einig werden konnte, Aufschluß verlangte, lebhaft herbeygerufen. Er folgte, seinen Maximen galanter Aufmerksamkeit getreu, sogleich dem Rufe, und Rudolph konnte nun ungehindert sich dem Tische nähern, das Papier zu sich nehmen, und tiefer in die Fensternische tretend, sich sogar mit seinem Inhalte vertraut machen. „Hüte Dich, Rudolph, zu verrathen, daß Du mich kennst!“ lauteten die flüchtig hingeworfenen Zeilen, auf denen seine Blicke ruhten. „Ich bin gekommen, Dich zu befreyen. Gott wird mir beystehen! Ist es möglich, so laß Dich Nachmittags im Garten finden. Ewig treu Dein Vreneli.“ Der junge Mann verbarg das Blatt auf seiner Brust. Er mußte seine ganze Besonnenheit zusammen nehmen, um Herr seiner Gefühle zu bleiben. Wo fand diese Liebe, diese Seelenstärke der jungen Hirtin vom Calanda ihres Gleichen? Er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, ob die Kühnheit des Entschlusses, die Festigkeit in der Ausführung, die Besonnenheit und Selbstbeherrschung im Benehmen.

Es gelang ihm, bey Tische ruhig zu erscheinen und gegen seine Nachbarin, Frau von Merveilleux, alle die kleinen geselligen Pflichten zu beobachten, auf deren Erfüllung sie großen Werth legte. Vreneli saß ihm gegenüber, zwischen dem Kommandanten und dem Gemahl der französischen Dame. Das Mädchen sprach wenig, aber Rudolph erkannte doch, welche großen Fortschritte sie in der französischen Sprache, in der er ihr den ersten Unterricht gegeben, gemacht hatte. Er bewunderte ihr Benehmen, das leicht und fein erschien, als habe sie seit Jahren in der großen Welt gelebt. Uebrigens trug Frau von Merveilleux fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung. Sie war unerschöpflich in Anekdoten vom Hofe zu Versailles, und kam denn endlich auch auf ihre Reisegeschichte, auf ihr Abenteuer bey Bad Pfeffers, das sie mit den grellsten Farben schilderte. Der Kommandant blickte seinen jungen Gefangenen bedeutungsvoll an, hielt es aber, bey der Heftigkeit, mit welcher die Dame sich über den Rathsherrn Maßner aussprach, um so mehr für seine Pflicht, sie durch die Entdeckung, der Sohn dieses schrecklichen Mannes sitze neben ihr, nicht zu verletzen. Herr von Merveilleux war immer zu sehr mit höhern politischen Kombinationen beschäftigt, um sich darum zu bekümmern, auf welcher Festung man den jungen Maßner als Bürgen eines bessern Benehmens seines Vaters gefangen halte; so geschah es, daß seine Gemahlin nicht ahnen konnte, sie weile unter demselben Dache mit dem Sohne des Mannes, gegen den sie leidenschaftlich erbittert war, sie befinde sich in demselben Zimmer

mit ihm, an seiner Seite, und zeige ihm ein Wohlwollen, das seine Bescheidenheit, sein aufmerksames Zuvorkommen zu verdienen schienen. Mit Kummer hatte Rudolph die Gewaltthat seines Vaters vernommen. Er sah ein, daß hierdurch nichts gewonnen, daß seine Sache eher verschlimmert werde. Wie konnte Thomas Maßner sich einbilden, die Entschlüsse des Königs von Frankreich durch Zwang, durch Trotz zu bestimmen? Aber ein solches Verfahren lag ganz in dem Charakter seines Vaters, der keine Nachgiebigkeit kannte, und den Haß gegen Frankreich verblendete.

Die Tafel war aufgehoben. Vreneli hatte sich mit irgend einer Entschuldigung gegen ihre Dame aus dem Salon entfernt, Herr von Merveilleur war in einem Sessel eingeschlummert, und die leise, aber lebhafte Unterhaltung, welche seine Gemahlin mit dem Kommandanten zu führen anfing, gab dem jungen Manne Anlaß und Gelegenheit, ebenfalls das Gemach zu verlassen und mit eiligen Schritten den Garten zu suchen, zu dem ihm um diese Stunde der Zugang offen stand.

Er fand Vreneli auf einem kleinen Platze, der von Bäumen und Gesträuch rings umgeben war. Sie sank an seine Brust und sagte schluchzend: „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, Rudi! Du mußt fliehen, Du mußt fort. Wirf diesen Mantel um und setze diesen Hut auf. Man wird Dich nicht erkennen, man wird Dich für einen Diener der Frau von Merveilleur halten, und unter dieser Verkleidung wird es Dir gelingen, diesen Ort zu verlassen, in die Wälder, in die Gebirge zu entkommen, und den Weg in die Heimath zu finden.“ Bey diesen Worten hatte sie ein Paket geöffnet, das hinter einem Strauch zu ihrer Seite verborgen lag, und aus welchem sie einen Bedientenmantel, nebst einem Hute mit breiter Krempe hervornahm. Rudolph sah ihrem Beginnen mit Erstaunen zu. „Nein, Vreneli!“ rief er dann: „so gehe ich nicht von Dir. Deine Erscheinung, alles, was mir heute begegnet ist, scheint mir noch ein Traum, und bietet mir ein unauflösliches Räthsel. Sprich, wie kommst Du hierher, wie zu Frau von Merveilleur, wie hast Du Dich zu diesem Unternehmen entschließen können?“ — „Nimm nur den Mantel!“ drängte das Mädchen und half ihn dem Geliebten überwerfen. „Ich habe Dir Treue gelobt, und halte sie bis in den Tod,“ fuhr sie fort. „Die Schreckensbotschaft von Deiner Gefangennehmung traf mich am Abend, und um Mitternacht schon verließ ich die Heimath und zog aus, Dich zu befreyen.“ — „Und Deine Mutter?“ unterbrach sie hastig Rudolph. „Sie schlief,“ erwiederte mit fester Stimme Vreneli. „Und Dein Bruder?“ — „Er war abwesend. Beyde wußten nichts von meinem Vorhaben. Ich wanderte allein über die Gebirge von Glarus, Unterwalden und Entlibuch. Der Schutz Gottes war mit mir. Ich wollte nach Paris, ich wollte vor dem Throne des Königs von Frankreich mich niederwerfen und Deine Freyheit erflehen. Aber der Himmel zeigte mir einen andern Weg, Dir zu helfen. Er führte mir die französische Dame entgegen, der ich diene, die diesen Ort besuchte, wo ich Dich wiedersehen durfte, wo Du jetzt schon die Freyheit erringen wirst, um die ich vielleicht vergebens am Throne gebettelt haben würde.“ „Engel der Treue!“ rief der junge Mann, von Entzücken ergriffen, und preßte beyde Hände des Mädchens innig an seine Brust. „Mutter und Bruder hast Du verlassen, um den Mann Deiner Liebe im Elende aufzusuchen, Gefahren, Beschwerden und Noth ertragen — o Vreneli! ich kann Dir nicht vergelten, aber was ein liebevolles und dankbares Herz bieten kann hier auf Erden, das soll Dir werden in vollem Maße.“ — „Jetzt geh!“ sagte Vreneli und drückte ihm den Tressenhut tief in die Stirne, „Noch sind sie auf dem Schlosse mit sich beschäftigt, noch kannst Du Deine Rettung glücklich bewerkstelligen. Fort, Rudi! Grüße mir Mutter und Bruder!“ — „Ohne Dich soll ich gehen, Vreneli?“ erwiederte befremdet Rudolph. „Nimmermehr! bald würden sie Dich als meine Retterin erkennen, ihr Zorn, ihre Rache würde Dich treffen. Wer weiß welche Strafe —“ — „Nein, nein!“ fiel das Mädchen hastig und besorgt ein. „Vreneli kennt Niemand, Niemand weiß, daß sie mit Dir vertraut ist, daß ihr Daseyn, ihr ganzes Thun und Denken Dir angehört; selbst die Dienerkleidung, die Du trägst, kann mich nicht verrathen, denn ich habe sie heimlich in Genf verfertigen lassen und eben so heimlich hierher gebracht. Du wirst mich eher wieder sehen als Du denkst. Derjenige, der mich unter seinem Schutze vom Fuße des Calanda hierher geleitet bis zu der Pforte dieses Schlosses, wird mich auch glücklich zurückführen. Lebe wohl, Rudi! Noch einmal: Bringe Mutter und Bruder die Kunde, daß Vreneli bald wieder komme!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Die Neger in New-York.

An den Fenstern der Kupferstichhändler in New-York hängt eine Karrikatur, auf welcher eine Negerin in dem modernsten Pariser Putz erscheint; zwey Stutzer folgen ihr, die sich gegenseitig aufmuntern, schnell zu gehen, um der „Dame mit dem schönen Wuchse“ in das Gesicht zu sehen. Vor ihr aber geht ein Enttäuschter, der in groben Scheltworten vor sich hinmurmelt: sie sollte nach dem Zuchthause geschleppt werden, wenn er ihr so in Savannah (der Hauptstadt Georgiens) begegnete. Mir ist, bis auf das grobe Schelten, oft dasselbe begegnet, und ich glaubte die Erwähnung dieser Karrikatur schicklich einigen Worten über die Farbigen in New-York vorausschicken zu können.

Ich bin auf der Reise, und kann den Gegenstand jezt nicht erschöpfen; also für heute nur einige Bemerkungen. Daß die Weißen nicht mit den Schwarzen und Farbigen umgehen, ist bekannt; dennoch folgen diese genau der Bildung und auch Unbildung der Weißen, ja kopiren sie bis zur Karrikatur. Man erinnert sich wohl meiner Beschreibung eines schwarzen Balls in Philadelphia; so eben sah ich einen Pendant dazu in New-York: Julius Cäsar, von Shakespeare, aufgeführt von Schwarzen. Die Weißen müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich gewöhnlich hier zu Lande mit größerem Interesse schwarze Bälle und schwarze Theater besuche als weiße. Die weiße Bildung ist so einförmig und eintönig, daß man sich, wenn einem nicht ganz Vorzügliches geboten wird, fast freut, wenn man auf etwas schwarze Bildung stößt. Ich hörte, daß hier in New-York ein schwarzes Theater bestehe, und suchte mir sogleich ein Billet zu verschaffen; das Theater ist in einer etwas entlegenen Straße, klein, aber ziemlich anständig; freylich nicht wie eine große Opéra, aber besser als hundert Theater kleiner Städte in Deutschland. Die Erleuchtung war gar nicht schlecht; die Musik für Amerika recht gut, die Damen gepuzt, einige sehr effektvoll gepuzt, die Chapeaux ohne grobe Ungeschliffenheit.

Der Vorhang rollte auf, nachdem einige Sachen von Rossini und ein Marsch von einem New-Yorker Farbigen gespielt worden waren. Das Stück begann mit der zweyten Scene des Originals. Der Anzug war natürlich vollkommene Karrikatur, die Aussprache schlecht, Neger-englisch, aber bey alle dem war das Spiel so, daß man wohl sah, die Schauspieler verstanden den Dichter wenigstens hie und da. Ich saß der Bühne nahe, und Brutus fragte mich zweymal, nach langen Reden, mit halblauter Stimme, wie mir sein Spiel gefalle. Portia kam in tollem, übertriebenem modernen Anzuge; das sehr kurze Kleid ließ die dicken Knöchel und hohen Fersen sehen, die allen Negern eigen sind; in der krausen, schwarzen Wolle blühten Rosen, und weiß glacirte Futterale bedeckten halb den schwarzen Arm und die Hand, welche sehr geläufig einen Fächer mit chinesischen Figuren führte. Beyfall erschallte eben so oft und eben so unpassend als in den weißen Theatern. Je mehr ich davon beschriebe, je lächerlicher würde die Sache erscheinen; in mir kämpfte aber mit dem komischen Eindruck jenes unheimliche Gefühl, das mich und gewiß jeden Weißen befällt, wenn er, bevor er ganz daran gewöhnt ist, Schwarze in größerer Anzahl bey einander sieht. Kaum hatte ich über die reizende Portia gelächelt, so schauderte mich fast vor diesen dunkeln Larven der Verschworenen mit den weißen beweglichen Augen, und bey diesem ganzen Rom in Schwarz wurde mir ordentlich bang zu Muthe.

Man erzählt mir, im vergangenen Jahre seyen die Schwarzen einmal so übermüthig gewesen, auf die Komödienzettel zu drucken: „Preis einen halben Dollar; Weiße zahlen die Hälfte.“ In allen europäischen Ländern würde man dieß sehr ernst genommen haben, hier aber erregt die Anekdote, wo sie erzählt wird, großen Jubel. Im vergangenen Jahre, als das alte Gesetz gegen die Maskenbälle abgelaufen und noch kein neues gegeben war, folgten die Schwarzen auch hierin dem Beyspiel der Weißen und gaben mehrere Maskenbälle.

Viele farbige Gemeinden sind in kirchlicher Hinsicht sehr achtungswürdig, und es ist nicht nur ein schwarzer Bischof zur Episcopal-Synode der bischöflichen Protestanten, es sind auch mehrere presbyterianische Schwarze zu der großen Landesgemeinde der Presbyterianer zugelassen worden. Die Folgen davon sind sehr wohlthätig. Ich war gestern in Kirchen von Farbigen, wo es sehr ordentlich herging, wo man sehr höflich gegen mich war und ich sehr brave Predigten hörte.

Der Bischof der farbigen bischöflichen Protestanten schreibt eine Zeitung, Right of All (Recht Aller) genannt. Sie soll gut geschrieben seyn — ich habe noch kein Blatt zu sehen bekommen können — und ist vorzüglich gegen die Colonisation Society und die Auswanderung nach Liberia gerichtet, gegen die sich überhaupt alle Schwarzen von nur einiger Bildung sehr sträuben. So sehr haben sie sich schon die Kultur der Weißen angeeignet. Alle ihre Ideen, ihr ganzer Comfort sind mit dieser Bildung schon eng verschmolzen.

Der genannte Bischof heirathete vor Kurzem eine schwarze Wittwe mit 20,000 Dollars (60,000 Gulden), und in Philadelphia starb vor Kurzem ein Schwarzer der 100,000 Dollars (250,000 Gulden) hinterließ. Wenn man nun bedenkt, daß die Farbigen keinen Umgang mit den Weißen haben, und ihnen alle Mittel des Erwerbs, die aus diesem Umgange entspringen, entgehen, so beweist ein solches Vermögen sowohl, wie groß die Industrie der Schwarzen, als auch, wie sicher das Eigenthum in diesem Lande ist. Der reiche Schwarze war ein Segelmacher gewesen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Unsere Agrikultur und unser Weinbau haben bey uns in den lezten fünf Jahren große Fortschritte gemacht. Der Gewerbfleiß ist dagegen merklich zurückgeblieben. Erst seit Kurzem erheben sich an mehreren Stellen verbesserte Papiermühlen, vervollkommnete Tuchfabriken ꝛc. Durch diese zeichnet sich besonders das Dorf Celépens aus, das von geringem Vermögen bereits zu hohem Wohlstand gekommen ist. Nach dem Gebirg hin kommt ein neuer Erwerbszweig sehr schnell auf, das Verfertigen lederner Handschuhe, deren Bedarf in den Städten täglich zunimmt. Schon sind dadurch artige Summen in Cirkulation gekommen. Es ist überdieß eine Winterbeschäftigung, die den Feldarbeiten im Sommer gar keinen Eintrag thut. Im benachbarten Val de Travers hat diese neue Industrie fast ganz das frühere Spitzenklöppeln verdrängt

und Alle befinden sich besser dabey. Könnte man dieß im Erzgebirg nicht nachahmen? Bey allem einströmenden Licht, bey allem Eifer für Erziehung und vermehrte Volksbildung kommen doch noch bisweilen Beweise von großem Aberglauben vor. Im Dorfe Penthaz kam eine Frau nieder. Acht Tage hindurch hatte sie das Kind ohne Hinderniß gestillt, als es auf einmal die Brust nicht mehr annehmen wollte. Wahrscheinlich war eine Erkältung daran Schuld; es wurde aber der Hexerey zugeschrieben. Eine kluge Frau wird um Rath gefragt; sie macht ihren Hokus-Pokus und erklärt dann, das Kind werde am folgenden Morgen um 9 Uhr wieder die Brust nehmen, das Uebel sey ihm aber angethan und zwar von der Frau, die zuerst ins Haus kommen und da Feuer oder heißes Wasser holen werde. In der That fängt das Kind zu der angegebenen Stunde wieder an zu trinken, und kurz darauf tritt eine Nachbarin, eine wackere, gute und theilnehmende Frau herein, um nach warmem Wasser zu fragen. Ohne ihr zu antworten, stürzen sich der Mann, sein Sohn und die Magd über die arme Frau her und jagen sie mit Schlägen, Fußtritten und Scheltworten zum Haus hinaus. Dadurch wurde sie so ergriffen, daß sie in Fieber und Wahnsinn verfiel, von dem sie bis auf die heutige Stunde nicht geheilt ist. Das Tribunal von Cossonay hat die kluge Frau zur Verantwortung gezogen und wird nächstens über sie erkennen.

Bey uns steht Manches in grellem Gegensatz zu einander, und man sollte oft nicht glauben, daß es an einem und demselben Ort vorfallen könne. So zogen zu Anfang des Mai eine Menge junger Leute von allen Ständen aus Vevey nach Montreux, wo der ehrwürdige General Laharpe wohnt; vor ihnen ging Militärmusik in Uniform her und Artilleristen bedienten eine Kanone. Nach einem Feuerwerk vor Laharpe's Garten wurde ihm ein enthusiastisches Vivat gebracht, und ein Transparentgemälde mit politischer Beziehung trug die Inschrift: Au Général Laharpe. Ganz Vevey und die Umgegend war herbeygeströmt, um jubelnd dem Feste beyzuwohnen, das bis gegen Mitternacht dauerte. Der gefeyerte Ehrenmann trat vor sein Haus, dankte gerührt für diese Beweise von Wohlwollen und empfahl, die mühsam und theuer erkaufte Nationalfreyheit würdig zu wahren, dabey aber die Gesetze und die öffentliche Ordnung nie aus den Augen zu setzen. Unter wiederholtem Vivatrufen verließ man seine Wohnung. Wer sollte es nun glauben, daß in demselben Vevey wenige Tage darauf Mitglieder der Missionsgesellschaft, selbst geachtete Geistliche, beym Hinein- und Herausgehen aus ihrer Versammlung verhöhnt, verspottet und beleidigt wurden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Will man über diese Bemerkung eine Bemerkung machen, so kann man nachweisen, daß sie ein Produkt derselben Zeit ist, die sie anklagt, unserer Spiegelzeit, wie ich sie nennen dürfte, die nur immer Alles reflektirt, selbst ihre eigenen Reflexionen, bis ins Unendliche fort, wie zwey einander gegenüber gestellte Spiegel. Unterdessen aber geht die wirkliche Welt ihren Gang ruhig oder unruhig fort. Die Wissenschaft klagt, daß die Kunst zum Zeitvertreib herabgewürdigt wird; sie hat Recht, aber es bleibt dabey. Anwendung: Die Kritik ereifert sich über läppische Unkunst, die Theaterdirektoren können die faktische Wahrheit nicht läugnen, das Publikum selbst spricht von sich selbst nicht mit der gebührenden Ehrerbietung; und doch füllt sich das Haus nur, wenn auf der Bühne möglichst wenig gesprochen wird und, gleichviel was, nur recht viel anzuschauen ist. Wie ist denn aber da zu helfen? Ich weiß es auch nicht! Aber gesetzt, ich wüßte es, ich würde es doch nicht sagen, denn reden hilft nicht. Von der Kritik ist gewiß kein Heil zu erwarten. Wozu also überhaupt dieser Aufsatz? Weil es immer gut ist, wenn man klar wird. Wisse man erst, wie, wo und woher man sich übel befindet, sonst kann der beste Arzt nicht helfen; der beste Arzt aber ist die Zeit, nämlich die zukünftige, und der wollen wir auch erzählen, wie wir uns das Uebel zugezogen. — Allheilende Göttin! Bey weitem die Meisten von uns werden Dir sagen, daß alle unsere Kunstleiden von Unmäßigkeit herrühren; aber sie irren, indem sie die Symptome der Krankheit für ihren Quell halten und nichts von der Diagnosis wissen. Unser falscher Appetit, unser abgestumpfter Geschmack, unser nimmersatter Heißhunger rührt ursprünglich von der Witterung her, von dem allgewaltigen historischen Unwetter, das früherhin schon im fernsten Westen tobte, im Jahre 1780 gen Frankreich anzog und 1806 über unser nördliches Deutschland ausbrach. Sophokles war unstreitig ein großer klassischer, Shakespeare ein großer romantischer Tragiker; aber weder der Eine noch der Andere hatten uns auch nur die Ahnung einer Tragödie gegeben, groß wie die gigantische Tritogie, die Klio selbst in den lezten vierzig Jahren dichtete, selbst den gewaltigen Mimen einübte und dem erschütterten Europa vorstellte und noch immer vorstellt; denn das Schlußstück der Tritogie, die Katharsis, wir erwarten sie noch! — Und nachdem wir so Unüberbietbares geschaut, inwährend wir noch dasitzen in dem Coliseum der Weltgeschichte, angebannt des Ausgangs harrend, sollte uns das Puppenspiel unserer kleinen Tragödie der Bretter schrecken können und reinigen? — Nein, die Tragödie hat jeden Werth, jeden Reiz für uns, für uns, der materiellen Wirklichkeit Dahingegebene, verloren, ihr Ernst wird fast lächerlich, und nur ein wirklich lächerliches Puppenspiel kann, als Intermezzo der Wirklichkeit, als Erholung, als Zeitvertreib, uns augenblicklich amüsiren. Augenblicklich, denn die von uns erlebten Schnellinstitutionen, Schnellabdikationen und Schnelleroberungen, die Schnellposten und Schnellpressen, Schnellunterricht und Schnellschreiberey haben uns verwöhnt. Jede, auch die schönste Erscheinung, sie langweilt uns, wenn sie verweilt; der schwindelnde Wechsel der immer neuen Weltbegebenheiten läßt keine ruhige Betrachtung zu; wie in der Wirklichkeit, so sollen auch auf den Brettern die großen wie die kleinen Begebenheiten rasch und rascher vorüberfliegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 237:
Barbier.

Homonyme.

Näher, als du, der Sonne bin ich; bald Lüge, bald Wahrheit
Bring' ich dir; Wielands Geist half mir zu größerem Ruhm.
Mich verwahret in Büchsen der Apotheker, mich schlucket
Mancher in mancher Gestalt; ach! und ich bin doch ein Gott!
Aber sie sperren in Gläser mich ein; ich muß den Propheten
Spielen; ich muß aus dem Stein trinken verborgenes Gold.
Sahst du vielleicht mich regnen durch Leder, so kannst du mich leichter
Rathen; doch schlüpf' ich noch gern unter den Händen dir fort.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Oktober 1829.

Sage vergeht nie ganz, die verbreitete, welche der Völker
Redende Lippen umschwebt; denn sie ist unsterbliche Göttin.

Hesiod.

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

Ein Beytrag zur deutschen Sagengeschichte.

Von Dr. K. H. Hermes.

Erster Artikel.

Das Burgundische Element der Nibelungensage.

Ein Grundzug der sagenmäßigen Auffassung der Geschichte ist, daß in der Zeit weit auseinander liegende Begebenheiten zusammengedrängt, die unwichtigern, dazwischenliegenden ausgelassen und vergessen werden; auf einen Helden, dessen Glanz alle Uebrigen verdunkelt, wird alles Große übertragen, dessen Urheber man nicht kennt. Nur das, was geschehen ist, lebt im Volke fort. Die That ist ihm das Wesentliche, nicht der Thäter; auf Ort und Zeit und auf den Namen, an den sie angeknüpft wird, kommt es also wenig an. Doch läßt sich im Allgemeinen der Grundsatz feststellen, daß die Sage allen Begebenheiten, die sie erzählt, stets die Farbe der Gegenwart gibt; daß sie den Schauplatz derselben meistens an den Ort versetzt, wo sie selbst erhalten wird und daß von Namen der berühmtere den weniger berühmten entweder ganz verdrängt, und das dem leztern Beygelegte mit in sich aufnimmt, oder sich bey und unterordnet, und dadurch sich selbst zum Mittelpunkte eines Sagenkreises erhebt, der sich dann im Laufe der Zeit mannigfach erweitert oder auch verengt. In diesem Sinne enthalten Volkssagen die Geschichte; in diesem Sinne enthält die Sage, welche dem ältesten, größten und originellsten Heldengedichte deutscher Nation, wie Johannes von Müller dasselbe nannte, dem Nibelungenliede zu Grunde liegt, und die noch in dieser ihrer lezten poetisch vollendeten Form sich uns als eine burgundische kund gibt, die Geschichte des Volkes der Burgunden *). Dunkel ist die älteste Geschichte der Burgunden; gewiß nur, daß sie ein gothischer Volksstamm waren und ihre ältesten Sitze im östlichen Germanien, neben Gothen und Vandalen, bis gegen die Weichsel hin hatten. Wahrscheinlich ist, daß sie ein Zweig der Lygier gewesen, des südlichen unter den drey großen Völkervereinen, in welche der gesammte gothische Stamm zerfiel: vielleicht die Burii, die zuerst als Nachbarn der Guaden, darauf mit diesen unter den Völkern des Markomanenkrieges erwähnt werden und seitdem aus der Geschichte verschwinden. An ihrer Stelle erscheinen siebenzig Jahre später (250 nach Christus) die Burgunden an der Donau, in Verbindung mit andern gothischen Völkern. Sie waren von den Gepiden in einer schweren Schlacht geschlagen worden, und diese Niederlage war es vielleicht, was sie zur Auswanderung aus ihrer Heimath

*) Das Nibelungenlied beginnt:

Es wuchs in Burgonden ein vil edel Magedin, —
Ir pflagen drie chunige, edel unde rich, u. s. f.

und es endet:

Nu ist von Burgonden der edel chunig tot,
Gîselher der junge, unde ouch her Gernot;

oder eigentlich mit dem Tode des edeln Weibes, dessen „die Könige pflegten.“ Denn dieses ist — wie wir im Verfolg sehen werden — der Mittelpunkt der ganzen Sage geworden.

zwang. Von den Gepiden gedrängt, wandten sie sich nach dem Westen. Um das Jahr 276 nach Chr. fallen sie mit Lygiern und Vandalen in Gallien ein; sie werden von Probus geschlagen, erneuern aber nach dessen Tode ihre Einfälle. Doch unternahmen nur einzelne Schaaren diese Streifzüge; ihre festen Sitze blieben an der Donau, wo Gothen im Osten, Alemannen im Westen ihre Nachbarn waren. Von den erstern besiegt, mußten sie auf die Alemannen fallen; und ein volles Jahrhundert dauerten seitdem ihre Grenzstreitigkeiten mit denselben, ehe sie (im Jahr 407 nach Chr.) mit ihrer ganzen Macht den Rhein überschritten, an 80,000 wehrhafte Männer, und jenseits desselben ihre Wohnung nahmen *). Bald darauf gingen sie zum Christenthum über.

Ihr Gesetzbuch, das hundert Jahre später zusammengetragen worden ist, nennt als die ältesten burgundischen Könige, seit der Stiftung des Reiches in Gallien, den Gibica, Godomar, Gislahar, Gundahar; nur des leztern geschieht bey römischen Geschichtschreibern Erwähnung: ein Fürst der Burgunden, Gunticar, ist es, durch dessen Begünstigung (412 nach Chr.) Jovinus in Mainz zum römischen Kaiser ausgerufen wird; ein Burgundenkönig, Gundicar, den (435 nach Chr.) Aëtius in einer großen Schlacht überwindet. Bald darauf streitet Gundicar auf der Seite des Aëtius gegen die Hunnen; er stellt sich diesen, als sie (436 nach Chr.) in Gallien einbrechen, in den Weg, wird aber in der Schlacht auf dem mauricensischen Felde mit allen den Seinigen und dem Kern seines Heeres erschlagen. Mit ihm erlosch das burgundische Königshaus, und durch jene Niederlage war die Macht der Burgunden für immer gebrochen. Wie groß ihr Verlust und von wie wichtigen Folgen für alle ihre äußeren und inneren Verhältnisse derselbe gewesen seyn muß, ergibt sich aus einer Verordnung, die gegen siebenzig Jahre nach der Schlacht König Gundobald erließ: „Alle Rechtsstreitigkeiten, die unter den Burgunden schwebten und noch nicht geendigt waren zu der Zeit der mauricensischen Schlacht, sollen aufgehoben seyn.“

Ein neues Königsgeschlecht kam auf den Thron, aber nicht zu dem alten Glanz. Schon die Erwähnung in dem unter einem andern Fürstenstamme abgefaßten Gesetzbuch spricht für die Achtung, mit welcher die Burgunden ihr altes Königshaus verehrten: seine Blüthe war die Blüthe von Burgund, sein Untergang der Untergang der burgundischen Macht. So sang das Volk, so verherrlicht sie das Nibelungenlied, das jenen ersten Grundstoff nur weiter ausgesponnen hat.

Gibich ist in der Sage *) der Vater der drey Burgundenkönige Günther, Gernot und Giselher; diesen entsprechen augenscheinlich die geschichtlichen Namen Gibica, Gundahar, Godomar und Gislahar. Ihr Ruhm und ihre Herrschaft am Rhein, ihr endlicher Untergang mit dem Kern des Burgundenheeres durch die Heunen (Hunnen), entspricht ganz der Geschichte; dieser treu wird auch im Nibelungenliede Günther **), vor seinem Bruder, als ältester, König genannt. Der Geschichte treu, sind die Burgunden Christen, die Hunnen Heiden. Hinzufügen können wir noch, was freylich außer dem Kreise dieser Darstellung liegt, daß auch die ganze Haltung des Hunnenfürsten Etzel, in der Sage, dem geschichtlichen Attila, der zu der Zeit der Niederlage Guntahars mit seinem Bruder Bleda die Hunnen beherrschte, im Allgemeinen entsprechend ist. Wie Attila, ist Etzel der mächtigste König seiner Zeit; auch die Grenzen seines Reiches, so wie die Namen der ihm unterworfenen Völker sind größtentheils richtig angegeben ***). Sein Sitz ist Etzelnburch in Ungarn, vielleicht nicht fern von dem Orte, wo Attila wirklich sein Hoflager hatte. Auch seine Gemahlin Helche erinnert an die Reka, Kreka, Eska, deren die Geschichte als Attilas Gemahlinnen gedenkt ****). (Die Forts. folgt.)

*) Wahrscheinlich in und um Worms (civitas Vangionum, schon bey Ptolem.: Borbetomagus). Die gewöhnliche Meynung ist, daß sie gleich nach ihrer Einwanderung in Gallien sich an der Rhone niederließen, dagegen spricht aber die nahe Verbindung Gundicars mit Jovinus, der seinen Sitz zu Mainz hatte, so wie, daß er sich den Hunnen bey ihrem Einbruch in Gallien, wie es scheint, noch am Rhein (?) entgegenstellen konnte. Auch wurde den Burgunden im Jahr 414 nach Chr. ausdrücklich ein Theil des Landes am Rhein abgetreten.

*) Danchrat in den Nibelungen ist bloße Verwechselung.

**) Als Sigfried nach Worms kommt, frägt er allein nach Günther (Nibelungen V. 317. ff.); so die Boten Liudgers von Sachsen (V. 850 ff.); so wendet sich Rüdiger bey seiner Werbung um Chriemhilden allein an ihn (V. 4775); eben so beschreibt er Etzels Boten (V. 5813). Daher heißt Burgonden lant auch Guntheres lant (V. 246. 299. 569 ff.); die Burgonden sind Guntheresman (V. 308. 786 ff.) Günther heißt daher vorzugsweise der chunich (V. 5916. 9601). wirt des Landes (317). voget von dem rine (6126).

***) Doch bezeichnet das Lied die Attila dienenden Völker nicht mit ihren damals gebräuchlichen, sondern sagenmäßig mit den zum Theil viel später erst aufgekommenen Namen zur Zeit des Dichters: so die Russen und Polen, von denen die ersteren nicht vor dem neunten, die andern nicht vor dem eilften Jahrhundert genannt werden. An die Stelle der Ostgothenfürsten Walamir, Theodemir und Widemir, die nach Jordanes (c. 38.) im Heere Attilas waren, setzt die Sage den viel spätern, aber berühmteren Theodorich (Dietrich von Bern), Theodemirs Sohn; eben so nennt sie den Fürsten der Thüringer, die nur im Allgemeinen im Heere Attilas erwähnt werden.

****) Nib. V. 4585. Obgleich die Hunnen Heiden sind, wird doch hier die christliche Sitte, die keine Vielweiberey kennt, auf sie übergetragen. Chriemhild erinnert nicht blos dem Namen nach an Attilas lezte Gemahlin, Hilteco, Hildegund; Etzels Vater, Batling, hat dagegen wahrscheinlich von Buda, Puten (Ofen), dem Sitz der spätern ungarischen Könige, seinen Namen. Auch der Charakter, den die Sage Etzeln beylegt, möchte dem Geschichtlichen nicht so sehr widersprechen; den germänischen Helden, die ihm dienten, gegenüber mußte auch Attila feig erscheinen; man denke nur an seinen Entschluß, sich mit seinen Schätzen zu verbrennen nach der katalanischen Schlacht.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Vreneli lag an Rüdolphs Brust. Bläße bedeckte ihr Angesicht, aber sie weinte nicht. Seine Rechte hielt sie mit beyden Händen gefaßt und drückte sie an ihr Herz. Als Rudolph neue Weigerungen aussprechen wollte, legte sie ihm eine Hand auf den Mund und sagte: „nur fort, nur fort! Mache mir nicht den bittern Schmerz, alles umsonst gethan zu haben. Gehe schnell, denn ich darf nicht weich werden, daß ich nicht mich und Dich verrathe.“ Er wollte widerstehen, aber sie drängte ihn fort. Mit einem raschen Entschlusse riß er sich also von ihr los und ging dem Ausgange des Gebüsches zu. Da rauschte es in dem Strauchwerk, und mit einer lächelnden, etwas spöttisch verzogenen Miene, trat ihm der Kommandant in den Weg. Bestürzt wich Rudolph zurück; Vreneli schien nicht zu erschrecken, sie hatte das Ansehen, als erwarte sie ruhig und ohne Furcht, was nun geschehen werde. „Nicht so, mein junger Freund!“ sprach der Kommandant in einem gutmüthigen Tone, indem er Rudolphs Hand ergriff. „Ihr habt ganz Recht, wenn Ihr Eure Freyheit auf jeglichem Wege sucht, den Ihr offen sehr, aber ich habe nicht minder Recht, wenn ich Euch diese Wege verschließe. Und Ihr, meine schöne Demoiselle,“ wendete er sich zu Vreneli,“ Ihr seyd zwar als ein Spion in die Festung getreten, in der ich kommandire, aber ich will dieses Mal die Strenge des Kriegsgesetzes nicht walten lassen, ich will vergeben und vergessen; ich will Euch nicht einmal verrathen an Frau von Merveilleux, die gewiß nicht ahnt, daß sie die künftige Schwiegertochter des entsetzlichen Thomas Maßner, des Räubers des Hrn. von Vendome, zu ihrer Gesellschafterin und Vertrauten erwählt hat.“

Rudolph konnte sich eines Gefühles von Beschämung nicht erwehren, indem er, verkleidet und zur heimlichen Flucht bereit, vor dem Manne stand, der ihn das Herbe seines Verhältnisses zu ihm so wenig empfinden lassen und ihn mehr als einen Gast, denn als einen Gefangenen behandelt hatte. Er warf verwirrt Mantel und Hut ab; Vreneli aber trat ruhig vor und sagte in einem festen Tone: „Dieser Plan ist vereitelt, aber ich gehe deßhalb meinem Ziele nicht minder entschlossen entgegen. Was mir das Glück nicht gewährt, wird mir die Gerechtigkeit, die auf dem Throne walten muß, wie in der Hütte des Armen, bewilligen. Der König ist ein Mensch und in seinem Herzen leben menschliche Gefühle, die er nicht verläugnen kann, bey aller Macht, bey allem Glanze seiner Krone. Mein Wort soll sie hervorrufen, mein Flehen soll seinen Blick von den Bildern blutiger Schlachten, von den prunkenden Freuden seines Hofes hinlenken auf das Schicksal eines armen Verlassenen, eines unschuldigen Gefangenen, dem er die Freyheit, dem er Vergeltung schuldig ist. Du bist gefesselt, Rudi, und kannst nicht gehen; darum gehe ich. Aber Du wirst von mir hören, so wahr mir Gott helfe! Lebe wohl, Rudi!“

Sie reichte dem jungen Manne noch einmal die Hand und entfernte sich dann mit raschen, festen Schritten. Mit einem Blicke der Bewunderung sah der Kommandant ihr nach. „Ein seltsames Kind!“ rief er aus, indem er Rudolphs Arm nahm und wie in freundschaftlichem, traulichem Gespräche mit ihm dem Schlosse zuschritt. „Schön wie ein Engel, liebend wie ein zärtliches Weib und fest wie ein Mann. In der That, man kann Euch Glück wünschen zu dieser Eroberung, Herr Maßner! Aber sagt mir, wo kommt sie her? wer ist sie?“ — „Sie ist mir zu Fuße aus den Thälern Graubündens nachgewandert,“ antwortete, mit den Wimpern eine Thräne zerdrückend, Rudolph; „ihre Liebe gab ihr die Kraft, ihre Treue erhält sie stark. Sonst ist sie nur die Schwester eines Pachters meines Vaters, ein schlichtes Hirtenmädchen.“ — „Bey meiner Ehre,“ sagte der Kriegsmann, „eine Fürstin würden die Gesinnungen dieses Mädchens schmücken. Möge der Himmel ihr Unternehmen segnen; denn wahrlich, ich öffnete Euch lieber die Thüre Eures Gefängnisses, als daß ich sie jezt, wenigstens so lange das muthige Kind hier weilt, fester hinter Euch verschließe!“

Rudolph mußte ohne Hoffnung, Vreneli noch einmal vor ihrer Abreise zu sehen, in sein Thurmgemach zurückkehren. Als aber am Abende Frau von Merveilleux und ihr Gemahl die Reisekutsche schon bestiegen hatten, um Fort Eclüse zu verlassen, zog der Kommandant Vreneli bey Seite und sagte, indem er ihr einen versiegelten Brief einhändigte: „Diese Empfehlung wird Euch dienen in Eurer Sache. Nehmt die Achtung und die besten Wünsche eines Mannes mit auf den Weg, dem es wehe thut, als ein Feind Eurer Liebe, Eurer edeln Absichten zu erscheinen.“ — Erstaunt warf Vreneli einen Blick auf die Aufschrift des Briefes. Sie lautete: an Madame Dubois, Kammerfrau der Frau von Maintenon zu Paris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbstgespräch.

„Stellst Du zur Schau Dein Kunstwerk aus,
Rufst Du den Tadler in Dein Haus.“
Der Tadler will — soll nicht mich kränken,
Den Tadel soll, will ich bedenken.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Scribe ist der Dramatiker unsers Publikums; aber nicht etwa dessen Schöpfer, sondern Produkt desselben. Daß er ein Repräsentant dieses Publikums ist, könnte man seinen Genius, daß er dessen Bedürfnisse vollkommen zu befriedigen versteht, sein Talent, seine Virtuosität nennen. Was kann, was wird ein Solcher geben? — Tiefsinnigen Inhalt so wenig, als vollendete Form. Um Eines oder das Andere zu würdigen, müßte man Zeit haben, müßten wir des Ernstes und der Anstrengung der Betrachtung nicht völlig entwöhnt seyn, müßte uns das Unüberbietbar-Kolossale im raschen Wechsel der Zeitgeschichte nicht an eine prickelnde Ungeduld in Leben und Kunst gewöhnt haben. Er kann sich von nichts Erfolg versprechen, als einerseits von niedlichen Nichtigkeiten, rasch vorüberblitzenden Witzspielen und schlagender Umkehrung des in jeder Art Vorhandenen; anderseits nur von grellen, sich drängenden Situationen, von excentrischen Charaktieren, von der Macht und Pracht des Bewerks und von Kunstgriffen und Hülfsmitteln, die öfter, ohne Nothwendigkeit, ja (wie der feuerspeyende Vesuv) gewaltsam in das Stück hineingetragen sind. Das sine qua non des Gelingens bleibt aber immer die Raschheit, der Zeitvertreib, schnellstes Treiben in kürzester Zeit. An eine lebendig quellende Grundidee des Drama's, an Entfaltung der Charaktere, an innere Gliederung, an äußere poetische Form, an Motivirung, ja nur an Ausführung der Fabel kann, darf unter solchen Umständen nicht gedacht werden. Dazu ist oben auf der Bühne keine Zeit und unten im Parterre kein ernster, kein inniger Kunstsinn. Man verlangt Skizzen, Rhapsodieen, schnell und leicht faßliche Einzelnheiten; ein Ganzes als Ganzes aufzufassen, ist ein ernstes, anstrengendes Geschäft, und man besucht ja, au contraire, die Bühne, um sich von dem Ernst und der Anstrengung des Tages zu erholen. Es liegt dieser Anforderung eine Wahrheit zum Grunde: mit Recht verlangt man, daß die Kunst sich mehr an die schnellthätige Empfindung, als an ein mühsames Nachdenken wenden soll; doch ist hinwiederum das Wissenschaftliche in der Kunst nicht zu läugnen, und ohne jenes nachdenkliche Versenken in ein Kunstwerk bilden wir unsern Kunstsinn nicht aus. Alle Künste ohne Ausnahme nehmen sowohl das Gefühl, als das Denkvermögen (in ihrer Einheit werden sie Kunstsinn) in Anspruch. Vorzugsweise an das Nachdenken wendet sich die Poesie, vorzugsweise an das Nachfühlen die Musik; diese ist der Süd-, jene der Nordpol der gesammten Kunstregion. Was wird nun einem Theater-Publikum begegnen, das an gigantische Weltbegebenheiten gewöhnt und durch ihren unruhigen Wechsel entwöhnt ist, den Gebilden der schönen Kunst ein ernstes Nachdenken zu weihen? Theils wird es das Erlebte, und wo möglich noch greller und glänzender, noch bizarer und überraschender, auf den Brettern schauen wollen, und also das Undarstellbare, das Unmögliche verlangen; theils wird es sich zu derjenigen Kunst wenden, die das Nachdenken, die Selbstthätigkeit am wenigsten in Anspruch nimmt, indem sie mit magischer Gewalt in den behaglichen Zustand eines seligen Träumens versetzt. — Anwendung: Der heutige Sieg der Musik über alle andern Künste, die Vorliebe für Oper und Melodrama, die Hinneigung des Lustspiels zum Vaudeville, und der Tragödie zu melodramatischen Scenen. Vorläufig sey jedoch hier bemerkt, daß wir uns, trotz anscheinenden Rückschritts, vielleicht auf einer Stufe des Fortschreitens befinden, daß Musik und Poesie, die ungleichnamigen, sich anziehenden Pole, zu inniger Vereinigung streben, und daß die mimische Orchestrik sie verbinden soll zu der pränfänglichen Einheit der Poesie, Musik und Tanzkunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Eines der reizendsten Feste hatten wir hier am 25. Juni. Wer, der je bey uns gewesen, kennt den jardin de l'arc am Montbenon nicht? Auf diesem Belvedere beherrscht das Auge fast den ganzen See, von dem großartigen Gebirgskessel im Osten an, bis in die reizende Verflachung gen Westen. In der Nähe erfreut das üppige Waadland mit seinen schön gezeichneten Buchten, seinen Seestädtchen und Dörfern, mit seinen herrlichen Baumkuppeln und lustigen Weingeländen, und drüben am südlichen Ufer stehen die ernsten Massen der Savoyer Berge, in den schönsten Formen übereinander gethürmt. Den Seespiegel durchziehen hundert Barken mit ihren breiten lateinischen Segeln und die roth flaggenden Dampfboote kommen und gehen dagegen wie große Herren einher, die Eile haben und sich nicht lange aufhalten können. In diesem anmuthigen Garten steht ein anmuthiges Haus mit hübschen Sälen und Zimmern. Hier feyert die Gesellschaft der Bogenschützen ihr jährliches Fest. So auch dies Jahr, wo die Versammlung sehr zahlreich war und aus den achtungswerthesten Männern Lausanne's und der Umgegend bestand. Das große Mittagsmahl zeichnete sich nicht nur durch herzliche Heiterkeit aus, sondern auch durch den freyen, edeln Sinn, der sich laut dabey aussprach und, so zu sagen, die Meynung des Volks und aller Gutdenkenden repräsentirte. Sehr bezeichnend waren in dieser Hinsicht folgende Toaste: „Es lebe die Schweizer Conföderation! Möchte das Band zwischen den 22 Kantonen immer inniger und fester werden durch größern Einfluß der Tagsatzung, durch freyen Verkehr von einem Ende der Schweiz zum andern, durch Gleichheit der Gewichte, Maße, Münzen, durch Gleichheit der Hauptgrundsätze in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen, kurz durch Alles, was unsern Bund fester machen kann, ohne jedoch der Souveränität jedes einzelnen Kantons Eintrag zu thun, besonders aber durch den lebendigsten Sinn der Liebe, Treue und Anhänglichkeit an das gemeinschaftliche Vaterland!“ — „Es lebe der Kanton Waad und seine Regierung! Möge Friede und Glück im innigen Bund mit Einigkeit und aufgeklärtem Patriotismus fortbin blühen in diesem herrlichen und glücklichen Land! Möge unsere Regierung, deren Verwaltung weise ist, nie vergessen, daß die öffentliche Meynung ihre Richterin ist, daß sie dieselbe achten muß, und daß sie nur dadurch die Achtung, das Zutrauen und die Liebe der Nation verdient.“ Dieser Toast, von so vielen angesehenen Männern ausgesprochen, soll den Staatsrath vorzüglich zu der Ernennung einer Kommission bewogen haben, der die Revision der Verfassung übertragen ist und die, so viel wir wissen, aus drey Staatsräthen besteht. Gegen das Ende des Mahls sah man eine Menge Damen im Garten und um den Saal auf- und abgehen; da wurde ihnen gleich folgender Toast gebracht: „Es leben die Frauen! sie, denen wir so viel selige und glückliche Stunden, allen Reiz unsers Daseyns, so wie unsere Söhne verdanken, die die Hoffnung des Vaterlandes sind.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 245.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Oktober 1829.

— Was du vergeblich lange
Haß aufgesucht, das findest du, beschämt,
Bey dunkler Armuth: Dankbarkeit und Liebe.

Arnaud.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

V.

Während Rudolph nun in seiner Einsamkeit ein Leben der Hoffnung und der Zweifel führte, und Vreneli, im Schutze des treu bewahrten Geheimnisses, auf wunderlich verschlungenen Wegen ihrem Ziele zuwanderte, gestaltete sich Vieles gar anders daheim im Lande des grauen Bundes. Manche Freunde hatten sich um den alten Maßner versammelt, aber noch weit mehr Feinde waren gegen ihn aufgestanden. Jene hatten ihn beredet, den Großprior von Vendome freyzugeben, und hatten es dahin gebracht, daß Maßner zum Landvogte von Maienfeld ernannt wurde; diese bewirkten dagegen, daß die gesammte Eidgenossenschaft denselben Mann, als Verletzer des Völkerrechts, ächtete und einen Preis auf seinen Kopf sezte, und daß er von seinen eigenen Landsleuten zu einem Strafgerichte nach Planz vorgefordert wurde. Von diesen Dingen gelangten nur einzelne, dumpfe Gerichte zu der kleinen Pachtwohnung, in der Frau Therese und ihr Sohn Berchthold seit Vrenelis Entfernung ein stilles und trauriges Leben führten. Es war Winterszeit. Der Rhein trieb mächtige Eisschollen in seinem Bette, die Ebenen waren mit Schnee bedeckt und die Gipfel des Calanda starrten von Eis, während die Thäler und die Gelände an seinem Fuße tief eingeschneit waren. Mit großer Mühe mußte Berchthold an jedem Morgen einen Pfad durch den Schnee bahnen, um zu den Viehständen und Heuschobern gelangen zu können. Knechte und Mägde hatte er verabschiedet, da er sie Winters nicht zu beschäftigen wußte. Er war also allein mit seiner Mutter, und beyde hatten Muße genug, von Vreneli und ihrem Unternehmen zu sprechen, sich ihrer Sorge und ihren Befürchtungen zu überlassen. Der Zettel, den das Mädchen in jenem Dorfe geschrieben, wo sie die Gunst des Schicksals zu Frau von Merveilleux geführt, war glücklich in Berchtholds Hände gekommen. Er gab ihnen wenigstens Kunde, daß sie noch lebe; sein Inhalt mit den Umständen, welche ihrer Entfernung vorhergegangen waren, ließ sie ahnen, daß Rudolphs Befreyung das Werk sey, welches sie in die Fremde gerufen. Der Mutter und des Bruders Zustimmung zu erhalten durfte sie nicht hoffen; deßhalb hatte sie heimlich und um Mitternacht ihre weite Wanderung angetreten. „Fürchte nichts für Vreneli!“ sagte Berchthold, oft wider seine eigene Ueberzeugung, zu der sorgenvollen Mutter. „Sie ist besonnen und besizt den Muth eines Mannes. Was sie sich vorgesezt hat, wird sie durchführen, keine Hindernisse werden sie zurückhalten, und gewiß sehen wir sie glücklich wieder.“ Aber er konnte sich selbst nicht verbergen, welchen Unfällen, welchen Gefahren ein junges Mädchen ohne allen Schutz in dem fremden Lande ausgesezt sey.

Es war in der ersten Frühe eines rauhen Wintertages, sie hatten sich eben erst im Wohnzimmer zusammengefunden und die Lampe angezündet, als an die Thüre

ihres Häuschens gepocht wurde und eine klagende weibliche Stimme um Einlaß bat. Der alten Mutter fiel es schwer aufs Herz, das sey Brenell, die endlich wiederkehre in die heimathliche Wohnung, vom Froste des Winters durchschauert, von Beschwerden erschöpft. Aengstlich hingen ihre Blicke an der Thüre, die Berchthold zu öffnen eilte. Aber es war nicht Brenelis jugendliche und schlanke Gestalt, die sich jezt zeigte; nein, mit tief gekrümmtem Nacken, stöhnend und zum Tode ermattet, auf zwey Dienerinnen gestüzt, trat die kränkliche Frau des Rathsherrn Maßner herein. Eine ihrer Begleiterinnen trug ein leichtes Bündel, das sie sogleich im Zimmer ablegte. Dann eilten beyde, ohne nur zu grüßen, mit flüchtigen Schritten wieder fort. Erstaunt hatte Berchthold die entkräftete Frau zu dem besten Sitze, den ihre Wohnung bot, mehr getragen als geführt. Frau Therese, die wohl sah, daß hier eine stärkende Arzney noth thue, brachte schnell belebende Tropfen herbey, die sie selbst aus heilkräftigen Bergkräutern bereitet hatte. Nach und nach erholte sich die Frau des Rathsherrn von ihrer Erschöpfung. Sie sah scheu und ängstlich im Zimmer umher, ihre Blicke weilten forschend auf Berchthold und seiner Mutter; dann sagte sie beruhigter: „Gottlob! Hier bin ich sicher. Ihr seyd gute Menschen und werdet mich nicht vertreiben oder verlassen, wie es diejenigen gethan, die sich meine Freunde und Vettern genannt in der guten Zeit. Aber mein Herr, mein Herr, was wird aus Herrn Thomas geworden seyn? Vielleicht ist er schon in ihre Hände gerathen, und sein graues Haupt ist gefallen unter dem Beile des Nachrichters.“ Sie bedeckte ihr Angesicht mit den Händen, während Frau Therese und Berchthold noch nicht Worte finden konnten, ihr Befremden auszusprechen. Da erhob sie wieder das thränenvolle Antlitz und fuhr fort zu berichten, wie das Strafgericht zu Planz ihren Mann ehr- und wehrlos, sein Hab und Gut als der Verwaltung des Staates verfallen erklärt, ihn zum schimpflichsten Tode verurtheilt, und, da er noch zur rechten Zeit die Flucht ergriffen, tausend Dukaten dem zum Lohne ausgesezt habe, der ihn einliefern würde. Als dieser Spruch in Chur ruchbar geworden, hatten sich Freunde und Verwandte höhnisch von ihr gewandt. Diejenige, die in ihrem Stolze nur ihresgleichen kennen und achten mochte, sah sich von ihresgleichen verlassen. Mitten in der Nacht waren die Schergen in ihr Haus gedrungen, hatten sie vom Krankenlager mit Gewalt vertrieben und aus dem eigenen Hause hinaus in die kalte Winternacht gestoßen. Sie stand rath- und hülflos. Die Diener des Hauses waren nach allen Seiten entflohen; nur zwey Mägde, die sie als verlassene Kinder zu sich genommen und erzogen, ließen sich bereden, sie zu den Wohnungen von Freunden zu geleiten, die sie doch nicht so hartherzig glaubte, daß sie ihr in dieser großen Noth ein Obdach versagen würden. Sie sah ihre Hoffnung getäuscht. Allenthalben ward sie mit rauhen und harten Worten zurückgewiesen, als die Frau eines Landesverräthers selbst mit Schmähreden überhäuft. Da war es ihr plötzlich, als riefe eine Stimme, in der sie die ihres Sohnes zu erkennen meynte, ihr zu: „gehe zum Calanda, zu Berchtholds und seiner Mutter Wohnung! Dort wirst Du Aufnahme und Pflege finden.“ Nur mit Mühe konnte sie die Dienerinnen bewegen, daß diese sie noch bis dahin geleiteten. Berchthold sah mit tiefem Mitleiden die Frau, die bisher im Schooße des Glückes, im Glanze des Ansehens, in dem vollen Bewußtseyn desselben gelebt hatte, fast zu dem Elende einer Bettlerin herabgesunken, in seiner Wohnung. Er und seine Mutter bemüheten sich, sie ihre Lage so viel vergessen zu machen als möglich. Sie behandelten sie mit derselben Ehrfurcht wie früher, sie brachten Alles herbey, was sie vermochten, um ihr die Bequemlichkeiten zu bereiten, an die sie gewöhnt war. Aber sie sollte auch hier nicht Ruhe finden, in der abgelegenen, einsamen Hirtenwohnung. Gegen Mittag kam in großer Eile ein Freund Berchtholds aus dem Thale herauf und berichtete, daß der rachsüchtigen Aufmerksamkeit der Feinde Thomas Maßner's die Meyerey am Calanda nicht entgangen sey, daß heute oder morgen schon Abgeordnete kommen würden, um die Heerden hinab nach Chur zu dem Gemeindeviehstand zu treiben, den Pächter von dem Gute zu verweisen und dieses obrigkeitlich zu versiegeln. „Wir wollen ihnen die Freude vereiteln,“ sagte nach einem kurzen Nachdenken Berchthold bitter zu den zwey ängstlich bewegten Frauen. „Vertreiben sollen sie mich nicht; ich will gehen als ein freyer Schweizer. Hoch oben im Prättigau, am Ufer der schäumenden Landquart, finden wir eine gastliche Zuflucht. Dort, Mutter, lebt der wackere Mann, Euer Bruder, der uns gern aufnimmt, und ein Paar thätige Arme, wie die meinigen, wohl brauchen kann. Fürchtet nichts, Frau Maßner, wir verlassen Euch nicht! Eures Mannes Voreltern haben den meinigen Gutes erwiesen, und die Dankbarkeit ist nie erstorben in unserm Geschlechte. So lange wir einen Bissen Brod haben, theilen wir ihn mit Euch, und wer weiß, es kommen auch wohl andere Zeiten, in denen Eure Feinde verstummen und Eure Freunde Euch wieder zu Glück und Ansehen helfen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

(Fortsezung.)

Nachdem Guntahar gefallen und mit ihm das burgundische Königshaus erloschen war, schickten die Burgunden zu den Gothen, und holten sich einen Sprößling des

westgothischen Königsstammes der Balten, Gundioch, zum Fürsten.

Dieser und sein Bruder Hilperich nahmen Theil an dem Zuge des Königs der Westgothen, Theodorichs des Jüngern, nach Spanien wider die Sueven. Die Burgunden hatten ihre Sitze am Rhein aufgegeben, wo nur Einzelne zurückgeblieben seyn mögen, und sich mit ihrer Hauptmacht (um 456 nach Chr.) nach der Rhone gewandt, wo sie im Süden mit den Westgothen zusammengrenzten. Hier bestand das Reich der Burgunden unter seinem westgothischen Fürstenhause. Gundioch, der Stifter desselben, hatte vier Söhne: Gundobald, Godegisel, Godomar und Hilperich. Der lezte wurde, als diese vier gemeinschaftlich zur Herrschaft kamen, von dem ältesten Bruder, Gundobald, getödtet, seine Gemahlin mit einem Stein am Halse ins Wasser geworfen und von seinen Töchtern, Mucurena und Crothild, jene, die ältere, aus dem Lande verwiesen. Aber Chlodwig, der mächtige Frankenkönig, wirbt um Crothilden (492), und erhält ihre Hand wider Gundobalds Willen, der Rache wegen des Mordes ihres Vaters fürchtet, es jedoch nicht wagt, sie zurückzuhalten. Ausführlich erzählen spätere Geschichtschreiber, ohne Zweifel nach alten Volksliedern, diese Bewerbung: Chlodowig habe Gesandte an Gundobald, den Burgundenkönig, geschickt, um einen Frieden mit ihm zu schließen. Diese sahen im Pallaste Crothilden und fragten, wer sie sey. Man antwortete ihnen: sie sey die Nichte des Königs, die ihre Eltern verloren habe, und deßhalb in dem königlichen Hause erzogen werde. Als die fränkischen Gesandten nun zurückgekehrt waren, so meldeten sie ihrem Herrn, wie sie seinen Auftrag ausgerichtet hätten; außerdem aber erwähnten sie, daß sie eine Jungfrau gesehen, die schön genug wäre, um des mächtigsten Königs würdig zu seyn. Sie lebe in dem Hause ihres Oheims, weil ihr Vater gestorben sey. Als Chlodowig dieß vernahm, ward er von heftiger Liebe ergriffen; denn er glaubte, daß dieß eine gute Gelegenheit wäre, um sich Burgunds zu bemächtigen. Alsbald entsandte er daher seinen Vertrauten, Aurelianus, der Jungfrau Geschenke zu überbringen und ihre Schönheit genauer zu betrachten. Er sollte sie anreden, ihr von der Verbindung mit dem Könige sprechen und sehen, wie sie in dieser Beziehung gesinnt sey. Aurelianus eilte nach Burgund. Da er in die Nähe des Pallastes kam, ließ er seine Gefährten sich im Walde verbergen, er selbst aber ging in der Tracht eines Bettlers an den Hof, um seiner künftigen Herrin nachforschen zu können. Jene ging eben in die Kirche; denn es war ein Sonntag. Da stellte Aurelianus sich mit den andern Armen vor die Thüre und hielt auf diese Weise den Ausgang besezt. Nach der Messe, als Crothild heraus kam und ihrer Gewohnheit gemäß Almosen vertheilte, drängte Aurelianus sich heran und bat als Bettler um eine Gabe. Sie reichte ihm ein Goldstück, er aber ergriff ihre Hand, streifte den Mantel zurück und führte sie zum Munde, um sie zu küssen. Das Mädchen, von jungfräulicher Schaamröthe übergossen, eilte nach Hause und sandte sogleich ihre Magd ab, um den kühnen Bettler aufzusuchen und vor sie zu führen. Dieß geschah und sie redete ihn an: „Mensch, was fiel dir ein, daß du, als du meine Gabe nahmst, mir die Hand entblößtest und sie küßtest?“ Jener entgegnete, ohne ihre Frage zu beantworten: „Mein Herr, der Frankenkönig, der von Deinem hohen Werthe gehört hat, wünscht Dich zur Gemahlin. Siehe hier seinen Ring und die Brautgeschenke.“ Damit wandte er sich nach einem kleinen Sack, den er an der Thüre niedergelegt hatte, um die Geschenke zu übergeben, die er mit sich gebracht hatte. Er sieht, daß sein Sack ihm gestohlen ist; doch findet derselbe, da hierauf genaue Nachforschung gehalten wird, sich wieder. Er nimmt ihn und überreicht der Fürstentochter die Geschenke, indem er ihres Jawortes bereits gewiß ist. Denn Crothild sagte, als sie von ihrer Vermählung mit Chlodwig hörte: „Es ist nicht recht, daß eine Christin einen Heiden zum Gemahl nimmt; aber wenn Gott dieß so geordnet hat, daß er durch mich vielleicht seinen Schöpfer erkennen soll, so werde ich mich diesem Rufe nicht entziehen; des Herrn Wille geschehe.“ Aurelianus erwiederte: der König werde, ihr zu gefallen, gewiß Alles thun, was sie wünsche; zugleich verlangte er, daß Crothilde die Sache geheim halte, damit ihr Oheim nichts davon erfahre. Darauf eilte er zu Chlodwig zurück; die Jungfrau aber gab ihren Verlobungsring in den Schatz ihres Oheims zur Aufbewahrung. Chlodwig sandte hierauf denselben Aurelianus an Gundobald, um seine Braut von ihm zu fordern. Der Gesandte trat vor den Burgundenkönig und forderte von demselben die Braut seines Herrn. Jener antwortete: er wisse von keiner Braut und könne sie daher auch nicht geben. „Du aber hüte Dich,“ fügte er hinzu, „daß Du nicht mit öffentlicher Schmach von meinem Hofe getrieben wirst, denn Du bist nur als Kundschafter gekommen, um das Land zu erspähen.“ Aurelianus entgegnete: „Dieß meldet Dir mein Herr, der König Chlodwig: Wenn Du meine Braut Crothild mir geben willst, so bestimme einen Ort, wohin ich kommen mag, sie zu empfangen.“ Jener, erstaunt, daß der Franke seine Nichte von ihm forderte, berief die Herren von Burgund zu einem Rathe, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun. Diese aber, welche die Feindschaft der Franken fürchteten, wenn Gundobald die Jungfrau zurückhielte, sagten: „Unser Herr frage die Jungfrau, weß Sinnes sie sey und ob sie den Ring des Frankenkönigs angenommen. Wenn dieß der Fall und sie willig ist und bereits die Brautgeschenke empfangen hat, so wirst Du ihre Hand nicht verweigern können, sondern eilen müssen, sie auszuliefern. Denn immer war es die Art der Burgunden, ihr Reich

lieber durch Rath im Frieden, als durch die Waffen zu schützen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Mai bis September.

(Beschluß.)

In den ersten Sommermonaten kamen die Genfer Schauspieler unter Leitung der Madame Lintant hierher. Ein Theatergebäude fanden sie freylich nicht mehr, denn dieß ist verkauft und die Musen sind ausgezogen, um Pferden Platz zu machen, die da einen bequemen Stall gefunden haben. Sie mußten daher ein Theater improvisiren. Dieß geschah in dem neuen Casinogebäude, wo auch die Bibel- und die Missionsgesellschaft und mehrere ähnliche fromme Vereine ihre Sitzungen halten. Heinrich III. und sein Hof hat uns vorzüglich gefallen und ergriffen durch seine lebendige Zeitfarbe und die ächt tragischen Momente. Unsere Akademie ist aber auch darüber in klassisches Entsetzen gerathen. Alles à l'instar de Paris, denn bey allem Waadländerthum äffen wir doch die Franzosen gar zu gern nach.

Unsere Dampfschiffahrt hat jezt im brüderlichen Einverständniß mit der Genfer eine größere örtliche Ausdehnung, als voriges Jahr. Vevey, die zweyte Stadt des Kantons, und Villeneuve besuchte unser Léman sonst nicht, sondern beschränkte sich nur auf Genf, Ouchy und die dazwischen liegenden Seestädtchen. Jezt geht er auch bis zu jenen östlicher gelegenen Punkten, und wechselt darin mit dem Genfer Winkelried ab. Dazu kommen noch sehr angenehme Spazierfahrten nach dem reizenden Badeort Evian auf dem savoyischen Ufer, von denen man Abends wieder in Ouchy eintrifft. Ein Fremder, der diese Fahrt mitmacht, wenn nur Männer, Frauen und Mädchen des Waadlands dabey sind, und da die natürliche, freudige Hingebung, Gesprächigkeit, Lustigkeit und Gastlichkeit bemerkt, die unsern Leuten eigen ist, möge am nächsten Sonntag von Genf aus eine ähnliche Fahrt nach Hermance unternehmen, woran nur Genfer Theil haben, Alle ernst, besonnen überlegend und berechnend, das weibliche Geschlecht zurückhaltend, kalt, fast steif, um den unglaublichen Unterschied zu finden, der in geselliger Beziehung zwischen Waad und Genf herrscht. Er kann dabey noch eine andere Bemerkung machen. Die Lausanner, weit weniger wohlhabend wie die Genfer, verzehren dreymal mehr als diese; jene thun es nicht ohne Wein, Schinken, gebratene Hühner u. s. w.; diese wagen sich selten über einen Krug Bier oder eine kleine Flasche Limonade gazeuse hinaus, wozu die Frauen und Kinder den Imbiß mitgebracht haben. Der heitere, frohe, offene und gastliche Waadländer nimmt das Leben leicht, und eine frohe Stunde ist ihm ein werthes Lebensgeschenk; während er lustig schwazt, ißt und trinkt, denkt er nicht an die Sorgen des folgenden Tages, denkt besonders nicht an Geschäfte und Spekulationen. Scheint ihm die Sonne auch am folgenden Tage, desto besser! ein froher Tag nach der Arbeit mehr! Ist es aber trüb und kommen Sorgen, so trägt er alles mit heiterem Muth und zweifelt nicht, daß es morgen oder übermorgen wieder gut gehen werde. Wie ganz anders bey dem Genfer! Er wird nie recht froh und hingebend, überall umfängt ihn die Luft des Comptoirs, des Magazins, des Studiers- und des Arbeitszimmers, überall bedenkt, calculirt und berechnet er. Ueber diesen Nebelhorizont kommt er selten hinaus, und seine Sonne ist nicht viel mehr als eine Comptoirs- oder eine Studierlampe. M.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Wie wird es bey so gegebenen Umständen den Schauspielern ergehen? Ohne ihre Schuld wird ihnen ihre eigentlichste Kunst abhanden kommen. Zur Entfaltung eines Charakters gibt ihnen der Modedichter keinen Raum, zur Kunst des leichten, wie des getragenen Dialogs keine Zeit; an zarte Farbenabstufung ist nicht zu denken; nur auf grelle Kontraste, auf spannende Situationen, auf rasches Vorüberrauschen gedrängter Begebenheiten arbeitet er hin und erzielt einen Effekt, zu welchem ihm der Maschinist und der Dekorateur behülflicher seyn mußten, als die Darsteller, auf die es denn im Grunde auch nicht so sehr ankommt. Ist es nicht Dieser, so ist es Jener, der die Rolle spielt; mit einigem Talent exemporirt man sie oder spielt sie, nach dem beliebten Ausdrucke, auf den Souffleur; denn wer kann täglich eine neue Rolle studieren oder auch nur memoriren? und am Ende ist ja die Ueberraschung die Hauptsache. Nur die älteren, in einer früheren Zeit gebildeten Schauspieler, nur die Wenigen im Publikum, die in früherer Kunstepoche Heroen der ernsten, wie der komischen Darstellung sahen, fühlen und beseufzen den mächtigen Unterschied; die Jugend läßt sich seine Schauspieler gefallen. Aber ein positives, ein enthusiastisches Gefallen erregt bey der heutigen Generation nur die Oper, nur der Sänger, ja eigentlich nur die Sängerin. Kommt nun dem Schauspieler seine frühere Kunst abhanden, so ist dagegen der Operist genöthigt, sich zu erinnern, daß er nicht im Konzert, sondern auf der Bühne singt, dort eine bestimmte Rolle in einem bestimmten Stücke übernommen hat, und daß diese (aus dem Französischen übersezte) neue Oper nicht nur gesungen, sondern auch gespielt seyn will. Daher die erfreuliche Erscheinung, daß hin und wieder einige deutsche Sänger und Sängerinnen sich einer deutlichen Aussprache befleißigen, ihre sogenannte Sprechrolle beyläufig gelesen haben und Einsicht bekommen in die hohe Wichtigkeit, in die dramatische Allgewalt des Rezitativs. Das Beyspiel einer Milder, einer Sontag, eines Fischer, eines Bader sollten es endlich dahin bringen, daß sich Kammer-Virtuosen nicht mehr Operisten dünken. Vielleicht kommt es dahin, daß bey der offenbaren Hinneigung der neueren Oper zum Dramatisch-Wirksamen, und hinwiederum des Drama's zu vermittelnder Musik, vielleicht kommt es dahin, daß Ton- und Dichtkunst sich inniger und wahrhafter als je auf der Bühne durchdringen. Man hat es mir sehr übel ausgelegt und es als eine artistische Ketzerey verschrieen, daß ich (in einer hiesigen Zeitschrift) die nicht ungegründete Vermuthung aussprach, daß wir vielleicht nicht mehr allzufern von einer Kunstperiode sind, in welcher nur die wenigsten Dramen ohne alle musikalische Begleitung auf der Bühne erscheinen dürften. Indessen verschmähten weder Schiller noch Goethe (im „Egmond,“ in der „Jungfrau“ und am augenfälligsten in der Introduktion zum „Tell“) die vermittelnde Wirkung melodramatischer Scenen; indessen bemüht sich der beliebteste, der fruchtbarste und gewandteste Dramatiker des Tages (Scribe) um Liederspiel, Oper, Melodrama und Ballett; indessen konnte das gewaltigste Drama des Jahrhunderts bey seiner am 28. August dieses Jahres in Weimar erfolgten Darstellung der Musik nicht entbehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Oktober 1829.

Erhabnes Wagstück dem nur Tollheit scheint,
Der ängstlich seine Mühe wägt und meynt,
Was nicht war, kann nicht seyn. — Mein Anschlag kann mißlingen,
Doch steht er fest und kühnlich will ich ringen.

Shakespeare.
Ende gut, Alles gut.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Berchthold ging sogleich an die Ausführung des rasch gefaßten Entschlusses. Während sein Freund aus dem Thale herauf einen Wagen mit Pferden holte, auf dem er seine Reise zu bewerkstelligen dachte, suchte er im Hause alles zusammen, was einigen Werth hatte, und was er mit Recht als sein Eigenthum betrachten konnte. Frau Maßner schien durch den Gedanken, die Zukunft fern von einem Orte zu verleben, wo sie durch Feinde und vermeynte Freunde so tief erniedrigt worden war, neu belebt. Sie vergaß unter dem Bemühen, der Frau Therese beym Einpacken behülflich zu seyn, ihres Patrizierstolzes und ihrer Kränklichkeit; sie half bey allem mit, als gehöre sie zum Haushalte. Schon wenige Stunden nach Mittag war alles zur Abreise bereit, der von Berchthold sorgsam verdeckte Wagen nahm die Frauen auf, der Freund blieb zurück, um bis zur Ankunft der Stadtabgeordneten Haus und Hof zu bewahren, und Berchthold trieb die Rosse im raschen Trabe nach der Rheinbrücke und die Straße abwärts, auf der sie sich mit jedem Augenblicke mehr und mehr von Chur entfernten. Es war ein heiterer Wintertag. Als der Abend herankam, traten sie durch den schaurigen Felsenpaß Kluus in das ersehnte Prättigau, und sahen bald die mächtigen Gipfel des Falknis und des Scesa-Plana sich in duftigem Rosenlichte zum Himmel erheben. An Vreneli hatte bisher Niemand gedacht. Jezt nannte plötzlich, wie erschreckend über dieses Vergessen und von der Erinnerung überrascht, Berchthold laut ihren Namen. Frau Therese vernahm ihn nicht, denn er verhallte in dem Getöse der stürmisch vorüber eilenden Landquart, und Berchthold beruhigte sich, indem er die Klugheit und Geistesstärke der Schwester sich vergegenwärtigte, und beschloß, seine Freunde in Chur mit Anweisungen für den Fall ihrer Rückkehr zu versehen. In einem kleinen Dorfe fanden sie das erste Nachtlager, und Frau Maßner meynte am andern Morgen, seit vielen Monaten auf ihrem Eiderdunenbette in Chur keine so wohlthätige Ruhe gefunden zu haben, als das schlechte Mooslager ihr gewährt hatte.

VI.

Indessen war Vreneli in der Gesellschaft des Herrn und der Frau von Merveilleur nach Lyon gekommen. Hier erwartete der Gesandte Briefe von Paris, die ihm, wie er sagte, wichtige Aufschlüsse geben müßten, ehe er weiter reisen könne. Noch immer erfreuete sich Vreneli der besondern Gunst ihrer Dame; doch hatte sie nun während des langen und vertrauten Beysammenseyns Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Frau von Merveilleur von sehr wandelbaren Launen beherrscht werde, von denen sie freylich noch nicht gelitten, die aber ihr Gemahl und andere Personen in ihrer Umgebung desto mehr empfinden mußten. Es drängte sie fort nach Paris, sie zählte Tage und Stunden, die Rudolph in der Verlassenheit seines Gefängnisses zubringen mußte; aber sie

vermochte ihre Unruhe zu verbergen, und immer gelassen, gefällig und dienstfertig zu erscheinen. Endlich kamen die sehnsüchtig erwarteten Briefe von Paris. Sie entsprachen keineswegs den Wünschen des Herrn von Merveilleur. Die Parthey, zu der er sich hielt, war in Ungnade gefallen; man rieth ihm, die ersten Ausbrüche des königlichen Unwillens in der Ferne vorübergehen zu lassen, und erst wenn günstigere Umstände eingetreten wären, seinen Aufenthalt in die Hauptstadt zu verlegen. Er war zu vorsichtig, um diesem Rathe nicht zu folgen. In Lyon besaß er Verwandte und Freunde. Hier konnte es an geselligen Freuden und Zerstreuungen nicht fehlen. Frau von Merveilleur gefiel sich sehr wohl in der heitern Stadt, wo sich bald ein Kreis von Verehrern um sie versammelt hatte. Man beschloß daher, jedenfalls den bereits begonnenen Winter hier zuzubringen, und erst im Frühjahre, wenn hoffentlich alles nach Wünschen sich gefügt haben würde, in Paris zu erscheinen.

Aber Vreneli? Sie sah die Erfüllung ihrer Hoffnungen in eine unbestimmte Zukunft hinausgerückt, sie wagte, bey aller Beharrlichkeit in ihrem Plane, nicht, in dieser rauhen Jahreszeit und in dem fremden Lande eine weite Reise allein zu unternehmen. Seitdem ihre Dame sich täglich in einem Wirbel von Zerstreuungen bewegte, sah sie sich von dieser mit zunehmender Gleichgültigkeit behandelt, und immer mehr aus dem Verhältnisse einer Gesellschafterin in das einer Dienerin zurückgesezt. Das bekümmerte sie jedoch wenig, denn vor ihrer Seele lag immer nur das Ziel ihres Unternehmens, und den Aufenthalt bey Frau von Merveilleur sah sie nur als ein nothwendiges Mittel, dieses zu erreichen, an. Sie hatte es gewagt, einmal an den Kommandanten von Fort Eclüse zu schreiben, seine Großmuth angerufen und ein Briefchen für Rudolph eingelegt; lezteres kam aber unerbrochen wieder zurück, mit dem, in höfliche Worte gekleideten Bedeuten: es sey den Gefangenen von Fort Eclüse nicht erlaubt, irgend ein Schreiben, von wem es auch komme, anzunehmen. So blieb ihr nichts übrig, als auf sich selbst zu vertrauen, zu harren und zu hoffen. Ihrer Mutter und ihrem Bruder eine weitere Nachricht von ihrem Schicksale zukommen zu lassen, bot sich keine Gelegenheit. Mit Wehmuth und inniger Liebe gedachte sie ihrer. Wie besorgt und tief bekümmert mußten sie ihretwegen seyn! Wie ergriff sie nicht selbst oft eine mächtige Sehnsucht nach der friedlichen Wohnung am Calanda, nach den alten häuslichen Beschäftigungen! So ruhig ihr Aeußeres schien, so rege und lebendig war ihr Geist. Frau von Merveilleur sah sie jezt als eine gute Dienerin an, deren Fleiß den ganzen Tag über nicht ermüdete, und spendete ihr von Zeit zu Zeit einige Lobsprüche, eben so flüchtig gegeben, als unbeachtet aufgenommen.

Der Winter war hart und von ungewöhnlicher Dauer. Kaum aber wurde die junge Kraft der Frühlingssonne fühlbar, kaum schmolz der Schnee und lockte jene frühe Blümchen aus der Erde hervor, so faßte Vreneli den Entschluß, jezt ohne Zögern in der Ausführung ihres Werkes fortzuschreiten. Im Hause des Gesandten wurden keine Anstalten gemacht, die eine baldige Abreise angezeigt hätten. Im Gegentheil ließ seine bewölkte Stirne und einige Aeußerungen, die ihm entschlüpften, vermuthen, daß seine Angelegenheit bey Hofe noch übler stehe, als es im Anfange des Winters der Fall gewesen, und Frau von Merveilleur hatte sich schon einige Mal laut über die schöne Gegend von Lyon ausgesprochen, und daß es wohl recht angenehm seyn möchte, einen Sommer hindurch auf einer der reizenden Campagnen der Umgegend zu leben. In ihrem alten Schweizeranzuge, ein Bündelchen unter dem Arme, trat eines Morgens Vreneli in das Gemach der Frau von Merveilleur, die noch nicht lange erwacht war und eben gähnend in Doktor Gallands neu erschienener Tausend und einen Nacht blätterte. Mit bescheidenen Worten zeigte das Mädchen der Dame an, daß sich die Angelegenheit, die sie nach Paris rufe, nun nicht länger aufschieben lasse, daß sie komme, um dankbar von ihrer bisherigen Gebieterin Abschied zu nehmen, und noch in dieser Stunde den Weg nach der Hauptstadt anzutreten gedenke. Frau von Merveilleur ließ aus Ueberraschung die Tausend und eine Nacht aus der Hand fallen, sah das Mädchen groß an und sagte dann im Tone des Erstaunens: „Du willst allein nach Paris reisen, allein dort irgend einen thörichten Handel betreiben? Welche Verblendung! Hast Du denn einen Freund, einen Verwandten dort? Ich dachte, von dieser ausschweifenden Idee wärest Du längst abgekommen.“ — „Ich kenne Niemand in Paris,“ antwortete ruhig Vreneli, „aber ich vertraue auf die Hülfe Gottes, der durch Schneewüsten, über Gletscher und Berge mich glücklich zu Euch geleitete.“ — „Das ist wohl recht gut,“ versezte zerstreut die Dame, „und ich glaube selbst, daß Du mit diesen Gesinnungen bey Frau von Maintenon und am Hofe von Versailles Dein Glück machen könntest; aber, Kind, ehe Du dahin kommst, gibt es ungeheure Schwierigkeiten zu beseitigen, Hindernisse, von denen Du Dir keinen Begriff machst.“

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

(Fortsezung.)

Als die Jungfrau nun befragt wurde, gestand sie, Geschenke von dem König angenommen zu haben und der

Verbindung mit ihm nicht abgeneigt zu seyn. Gundobald, obwohl ungern, übergab sie hierauf den Gesandten; zwar ohne Heirathsgut, doch gelang es später dem Fleiß und den Bemühungen des Aurelianus, einen nicht geringen Theil der Schätze des Burgundenfürsten für seinen Herrn zu erhalten. Dafür ward, als Chlodwig sein Reich bis zur Sequana und später bis zum Ligeris erweitert hatte, ihm die Stadt Meldonum verliehen und mit den umliegenden Gegenden zu einem Herzogthum erhoben. Nachdem Aurelianus die Fürstentochter empfangen, eilte er mit derselben zu seinem König. Kaum hatten sie sich aber den Grenzen des Reiches genähert, so befahl Crothild den Franken, die mit ihr waren, die nächsten Ortschaften der Burgunden mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihr Gebot wurde befolgt, eine Anzahl Dörfer verbrannt und die Beute aus Burgund geführt. Da rief sie aus: Ich danke dir, Herr, daß ich den Anfang der Rache für den Tod meines Vaters sehe. So kam sie nach Sueßiones, wo Chlodwig sie empfing und die Hochzeit mit ihr hielt.

Gundobalds Besorgniß, die schon jener erste Schritt Crothildens noch auf den Grenzen ihres Vaterlandes rechtfertigte, wurde im Verfolg noch mehr erfüllt. Kaum hatte Chlodwig seine Herrschaft über die Franken befestigt und die Alemannen, die ihn im Rücken bedrohten, unterworfen, so zog er mit einem gewaltigen Heere gegen Burgund.

Gundobald, der indessen auch seinen zweyten Bruder Godomar aus dem Wege geräumt, wird von dem dritten, der ein gleiches Schicksal fürchtet, an die Franken verrathen, indem derselbe in der Schlacht bey Divio an der Oscara (Dijon) zu ihnen übergeht und dadurch Gundobalds Niederlage veranlaßt. Dieser, geschlagen, entflieht und wird in Avinio (Avignon) von Chlodwig belagert; doch erhält er Frieden, unter der Bedingung, seinem Bruder zu Visanz (Besançon), das er besizt, nach Geneva (Genf) und Vienna abzutreten, und sich selbst den Franken als zinspflichtig zu bekennen. Aber so wie das fränkische Heer das Land geräumt hat, überfällt Gundobald seinen Bruder Godegisel, belagert ihn in Vienne, nimmt die Stadt und tödtet seinen Bruder mit allen Burgunden, die ihm anhingen. Seitdem regierte er friedlich über Burgund, ordnete die Verfassung und Gesetze seines Volkes und hinterließ, als er im hohen Alter starb (516 nach Chr.) seinem Sohne Siegmund das Reich.

Den alten einheimischen Fürstenstamm zu verdunkeln, war die Regierung Gundiochs und seiner Söhne nicht geeignet; doch enthielt auch sie für Sage und Lied einen reichen Stoff: Gundobalds weit verbreiteten Ruhm, als Gesetzgeber der Burgunden, den Mord seiner Brüder, besonders des Hilperich, und die Rache, die dessen Tochter, Crothild, durch Chlodwig an ihm nimmt. Lebendiger blieb aber immer das Gedächtniß der alten Könige. Auf sie, als die berühmteren, wurden daher allmählig die späteren Geschichten mit übertragen, um so leichter wegen der Namenähnlichkeit zwischen Gibika, Gunthahar, Godemar, Gislahar und Gundioch, Gundobald, Godemar, Godegisel. Wenn zu den leztgenannten freylich noch ein vierter Bruder, Hilperich, kam, so ward dieser von der Sage vergessen, oder wenigstens aus der Brüderzahl ausgestoßen, weil sein Name, ein fremder, fränkischer, den Burgunden nicht anzugehören schien, und überdieß auch des Halkes im Gedächtniß entbehrte, den die übrigen durch die Alliteration fanden. Nur das Faktum wird bewahrt, welches in beyden Reihen wiederkehrt, daß drey Brüder von Burgund eines gewaltsamen Todes starben und mit ihnen die Kraft des Reiches gebrochen wird.

So gestaltete sich die zweyte Form des burgundischen Heldenliedes. Wohl ward Anfangs gesungen, wie Gundobald seine Brüder erschlagen, und wie er durch Hilperichs Mord sich die Rache des Frankenkönigs zugezogen, der dessen Tochter Crothild geheyrathet und darauf der Freyheit von Burgund ein Ende gemacht habe. Bald gingen diese Lieder indeß in den ältern Sagenkreis über, der den Untergang Gunthahars in der Vernichtungsschlacht gegen die Hunnen zum Gegenstande hatte. Nun tritt Attila an die Stelle Chlodwigs; dagegen wird Hilperich, dessen Tod jener rächt, zum Frankenfürsten; ein Tausch, zu dem auch der in der fränkischen Geschichte so häufig wiederkehrende Name des leztern auffordert. Unvergessen bleibt seine nahe Verbindung mit den drey Königssöhnen von Burgund; nur ist er jezt ihr Bruder nicht durch die Bande des Bluts, sondern durch Bundeseid und Verschwägerung. In dem Verrathe, der an ihm geübt wird, vereinigen sich alle Schrecken von Gundobalds Brudermord. Ob jezt schon Crothild, die Tochter Hilperichs, da diese den Burgunden (als Tochter eines fremden Fürsten) nicht angehört hätte, zur Vollendung der poetischen Einheit der Sage, statt ihres Vaters, den drey Burgundenbrüdern als viertes Kind des alten Gibika (Gundioch) zugesellt wurde, wagen wir nicht zu bestimmen; jedenfalls gewann das alte Heldenlied in der Umgestaltung, welche wir angedeutet haben, nicht allein an Umfang, sondern nicht weniger auch an innerer Begründung und sittlichem Gehalt. Jezt ward es klar, warum die Macht der Burgunden zu Grunde ging. Der Verrath, den seine Fürsten begangen hatten, war die Schuld, welche mit ihnen das ganze Volk büßte, und Attila bewährte, indem er das Strafgericht vollzog, sich als die Geißel Gottes, die den angsterfüllten Völkern des Grenzlandes zur Züchtigung gesandt war.

Aber noch war die Erfüllung des Fluches, der die Untreue begleitet, nicht vollendet. So lange es noch den Namen eines burgundischen Volkes gab, trug die

Saat des Unheils, die aus dem Brudermorde aufgegangen war, ihre Früchte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, September.

Vor einigen Tagen besuchte ich den Ex-Präsidenten, Hrn. Adams, in seiner höchst bescheidenen Wohnung in Quincy, unweit dieser Stadt. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit nichts als mit den Papieren seines Vaters, und hat im Sinne, die Memoiren desselben zu schreiben. Abgetreten von dem Schauplatze der Politik und von der höchsten Würde, die seine Nation zu vergeben hat, widmet er seine lezten Tage der Lebensbeschreibung seines Vaters, der Geschichte seines Landes. Wenn diese Memoiren vollendet werden, zu denen Adams sehr viele Materialien hat, so legen sie, neben den von Sparks herausgegebenen Briefen Washingtons, einen ganz neuen Grund zu einer Geschichte der Revolution.

Der General-Postmeister hat vor einigen Tagen bekannt gemacht, daß wenn irgend einem Postmeister nachgewiesen würde, daß er Zeitungen, die gegen die Regierung schreiben, nicht weiter befördert, oder auch nur nachlässig besorgt habe, er sogleich abgesezt und gerichtlich verfolgt werden solle. Wandsbecker Bote, lebtest du noch, du solltest mir eine praktische Bemerkung hiezu machen!

In einem Dampfboote von Newyork nach Albany befanden sich neulich tausend Personen. Das Reisen hat sich durch seine Schnelligkeit und Wohlfeilheit hier unter allen Klassen so verbreitet, daß Reisende in der That anfangen, die schlechtesten Dampfboote von einer Linie auszuwählen, um nur nicht mit so vielen Menschen zusammen seyn zu müssen.

Vorige Woche erschien ein Blatt Karrikaturen mit der Ueberschrift Governments. Es ist klar und einfach. Ein Feld stellt mehrere Ratten dar, deren Schwänze verwickelt sind, mit der Umschrift: Sind wir nicht ewig Brüder? Die Ratten arbeiten nach allen Seiten vergeblich vorwärts. Das zweyte ist ein langbeiniger, gebrechlicher Storch, der unter vielen Fröschen einherschreitet. Sein Schnabel ist am obern Ende einem Scepter nicht unähnlich; er scheint gerade einen Frosch zu verschlingen und sagt: „Habe ich je einen von euch getreten? Wandle ich nicht behutsam? Singt, meine Kinder, laßt uns Musik machen!“ Das dritte Feld zeigt eine große Foliobibel, die zur Mäusefalle gedient (wie man Dachziegel dazu gebraucht) und eine Maus breit gequetscht hat, die sterbend sagt: „O ihr armen Heiden, abergläubische Sünder! Bekehret euch und sterbt sanft, wie wir Christen.“ — Eine andere humoristische Schilderung machte mir sehr viel Vergnügen. Die Karrikatur bezieht sich auf die wahre Geschichte, daß ein Kapitän von Boston, der mir einst selbst die Sache drollig erzählte, sich genöthigt sah, von der Thüre eines sehr langen Saales bis an den Thron des Kaisers von Siam auf den Knieen zu rutschen und dort den Boden zu küssen, da er für sein Schiff eine besondere Gunst zu erbitten wünschte; es war nämlich auf den Strand gerathen. Nun denke man sich einen Erzyankee, einen ungewöhnlich großen, gutmüthigen Kapitän, der in seinem ganzen Wesen gerade ist, auf den Knieen rutschend. Die Karrikatur stellt den Kaiser von Siam wie den Republikaner auf das Lächerlichste dar und führt die einfache Inschrift: The republican in a very comfortable situation. Gewiß stimmen Sie mit mir überein, daß dieser Humor und dieses Scherzen über die eigene Nation, ja selbst, wie bey jenen Ratten, über die Republik, höchst lobenswerth ist. Ueberhaupt kann ich betheuern, daß die Amerikaner gutmüthiger sind, als irgend eine Nation in der Welt, und es freute mich, dieß in Kapitän Basil Halls neuem Werke freymüthig anerkannt zu finden, wie es überhaupt alle Reisende bald bemerken. Ich habe mehrere Mal den gewagten Versuch gemacht, ob es nicht möglich sey, sie zu reizen; ich habe Dinge, an denen sie mit Liebe hängen, angegriffen, ich bin selbst so weit gegangen, die mit größtem Rechte so hochgeachteten Männer der Revolution anzugreifen, was weit mehr sagen will, als über den Präsidenten spotten — Alles umsonst. Sie widerlegen, scherzen, suchen einen mit Witz zu schlagen, aber nie wird man sie beleidigen, wenn man nicht persönlich wird. Dieß ist die einfache Folge der Freyheit. Jeder, der mit zwey Lippen geboren ist und eine Zunge hat, mag reden, dafür muß er aber auch, wenn er zwey Ohren hat, hören. Doppelt gutmüthig aber sind sie, wenn sie erst wissen, daß man kein Arg oder die Absicht hat, zu tadeln, ohne zu urtheilen. Dann mag man Alles in der Welt sagen. Wie viel, wie unendlich viel könnten in dieser Hinsicht die Europäer, Regierungen und Individuen, von den Amerikanern lernen, die einem erlauben, über ihr Land und ihre Verfassung Alles zu sagen, und beyde dennoch mehr lieben, als irgend ein Volk auf der Erde sein Vaterland und seine Verfassung liebt.

Berlin, September.

(Beschluß.)

„Das Unwesen des Schaugepränges und der leeren Gurgeley auf der Bühne hat nun hoffentlich seinen Kulminationspunkt erreicht!“ Diese Phrase hört und liest man überall. Soll sie irgend eine Bedeutung haben, so kann sie nicht die Hoffnung auf das Zurückschreiten zu etwas schon da Gewesenem aussprechen. Alle diese Umkehrungsversuche zu alter behaglicher Breite haben immer in die Steppen der Langweiligkeit geführt. Die Kunst ist unaufhaltsam-lebendig, ewigneu sich gebährend; aber weder dem Publikum, noch der Theorie offenbart sie sich unmittelbar. Nur in dem schöpferischen Genius, in dem geheimnißreich-begabten Künstler zeigt sie sich in niegeahneter Gestaltung; und was er in seinem Inneren schaut, die Muse verleiht ihm die Macht, es außer sich hinzustellen und die staunende Welt zu entzücken. — Daß in unserer unbestreitbar neuen Aera auch ein neuer, schöpferischer Genius, sowohl im Gebiete der dramatischen Dichtkunst, als der Darstellung erscheinen wird, ist eine Hoffnung, die sich wenigstens auf ein tiefgefühltes Bedürfniß gründet; daß Musik und Poesie sich nach und nach im Drama unauflöslich verbinden werden, ist eine aus der Gegenwart gezogene Vermuthung, eine Lieblings-Hypothese, ja, wenn man so will, die Ueberhebung einer weissagenden Theorie, gewiß aber keine artistische Ketzerey.

Ich habe nur noch zu erklären, weßhalb ich ausschließlich vom Theater, und nicht von dem sprach, wie über andere Künste, ja über andere Zweige der Dichtkunst geurtheilt wird. Wir haben kein anderes öffentliches Leben, als das auf den Brettern; nur die Kunst der dramatischen Darstellung hat ein Publikum; die andern Künste haben ihre vereinzelten Liebhaber, ihre abgeschlossenen, stillen Kreise; daher dürfen sie auch auf eine abgesonderte Behandlung, fern von dem gedrängten Forum des Schauspiels, Anspruch machen. *)

Ludwig Robert.

*) Möchte doch der freundliche Leser bey Durchsicht obiger Betrachtung davon absehen, daß ich mich als dramatischer Dichter versuchte, und es mir zutrauen, daß ich ein Gleiches that, als ich sie niederschrieb.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Oktober 1829.

Ich bin ein grauer Kämpe und alt und schwach und blind,
Des Lebens schönste Tage schon längst verflossen sind.
Sagt, ist es denn nicht besser, auf blut'gem Schlachtfeld ruhn,
Drum laßt mich gute Streiche mit meinem Schwerdte thun.

Ungenannter.
Braga V. 180.

Romanzen von Gustav Schwab.

König Johann von Böhmen bey Crécy.

„Ihr lieben Herrn und Ritter, wie stehet Philipps Schlacht?
Bringt einen Strahl des Lichtes herein in meine Nacht!
Das lange Waffentosen verwirret nur mein Ohr;
Der Freund, mit dem ich ziehe, dringt er nicht siegend vor?“

So sprach der König Johann, der Greis, in seinem Zelt,
An Waffen, Muth und Tugend ein wohlgethaner Held;
Und doch, sein Arm, er rastet, sein Schwert, er führt es nicht,
Denn Blindheit liegt seit Jahren auf seinem Angesicht.

Und wie er sitzet horchend und auf das Tosen lauscht,
Das Schlachtgetümmel näher und näher mählich rauscht,
Und endlich um ihn flüsterts: „der Engelländer siegt,
Der tapfre König Philipp, dein treuer Freund, erliegt!“

Da sprang der blinde König von seinem Stuhl empor:
„O sähe so mein Auge, wie hört mein tückisch Ohr!
Wo ist mein Bruder Philipp, sagt mir, wo find' ich ihn?“
Die Diener sprachen: „Säh't ihr, so sähet ihr ihn fliehn!“

„Er flieht? und ich soll fliehen?“ der König finster sprach,
„Wer leitet mich in's Treffen, wer hilft mir von der Schmach?
„Wer wagt es mich zu führen, hinein in schönen Tod?
„Wer wählet statt zu fliehen, mit mir die letzte Noth?“

Da nahm den blinden König ein Ritter bey der Hand,
Der sprach in deutscher Zunge: „Landskron bin ich genannt,
„Zwey Falkenaugen hab' ich, die schauen wohl für vier;
„Auch ich bin nicht zu fliehen, zu sterben bin ich hier!“

Und freudig sprach der König: „Heil Dir, Dich kenn' ich gut,
„Du hast mit mir bey Lauppen vergossen schon Dein Blut!
„Der Born ist schon gesprungen, gezapft ist schon das Faß;
„Was übrig bleibt, zusammen verströmen heut uns laß!“

Und ihre beyden Rosse, die führt man ihnen vor,
Der Leitsmann ist ganz Auge, der König ist ganz Ohr;
Sie ketten aneinander die Thiere bey dem Haupt:
So jagen sie, wie Einer, hin, wo es hallt und staubt.

„Dort hin!“ ruft aus der Ritter, „dort stehn sie viel und hart!“
„„Ja dorthin!““ ruft der König; „„dort schreyt der Eduard,
„„Der Fürst der Engelländer, der meinen Freund vertrieb;
„„Ihn fällen oder fallen, es ist mir beydes lieb!““

So jagen sie, wie Einer, hin wo es staubt und hallt,
In wilden Schlachtenwirbel verwickeln sie sich bald,
Es stürzet mancher Sieger von ihrem grimmen Schlag,
Zuletzt der gute Leitsmann, der blinde Herr erlag.

Und auf dem Siegesfelde, wo Leich' an Leiche war,
Gekettet an einander, da lag das edle Paar,
Des Ritters Falkenaugen, geschlossen von der Noth,
Des Königs Auge leuchtend, entsiegelt von dem Tod.

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

(Beschluß des ersten Artikels.)

König Siegmund, Gundobalds Sohn, vermählt sich mit der Tochter des großen Theodorich, Ostgotha, und erhält von ihr einen Sohn, Siegerich, und eine Tochter, Svavegotha. Nach ihrem Tode nimmt er eine zweyte Gemahlin, auf deren Anstiften er seinen Sohn aus erster Ehe erschlägt. Eines Tages, erzählt der Geschichtschreiber dieser Periode, Gregorius von Tours, als der Knabe die Kleider seiner verstorbenen Mutter an der Stiefmutter sieht, sagt er: „Du bist nicht werth, daß Dich diese Kleider bedecken, die meiner Mutter, deiner Herrin, einst gehört haben.“ Da ergrimmt das Weib und reizt ihren Gemahl: „Dieser Bösewicht verlangt Dein Reich zu besitzen; er will Dich tödten und seine Herrschaft darauf auch über Italien ausbreiten, das seinem Großvater gehört hat. Er weiß aber, daß, so lange Du lebst, ihm dieß nicht gelingen kann; durch Deinen Tod nur kann er groß werden.“ So reizt sie den Mann, der seinen Sohn mit Wein trunken macht, und darauf durch seine Diener erwürgen läßt. Erst als dieß geschehen, bereut er die That und fällt weinend über den Leichnam. Ein Greis aber sagt: „Nicht diesen Unschuldigen beklage, sondern Dich, der durch schändlichen Rath ein Kindesmörder geworden.“ Siegmund geht hierauf in das Kloster St. Mauritii in Wallis, und bringt dort viele Tage mit Weinen und Beten zu, also, daß ihn auch die Kirche nach seinem Tode der Heiligsprechung würdig geachtet hat*); der göttlichen Rache konnte er jedoch nicht entgehen. Chlodwigs Wittwe, Crothild, die ihren alten Groll noch nicht vergessen hat, vielleicht auch empört über eine Unthat, welche den Mord ihres Vaters ihr auf's Neue in das Gedächtniß ruft, fordert ihre Söhne, auf welche nach ihres Gemahls Tode das Reich der Franken gekommen war, zur Rache auf. Die Burgunden werden geschlagen, Siegmund wird auf seiner Flucht nach St. Mauritius ergriffen und gefangen nach Aurelianum (Orleans) geführt. Sein Bruder, Godomar, sammelt indessen die Reste der burgundischen Macht. Mit den Ostgothen, die über die Alpen von Italien aus in das Land gefallen waren, schließt er Frieden. Da läßt König Chlodemir zu Aurelianum den gefangenen Siegmund mit seinem Weibe und zwey Söhnen enthaupten und ihre Leichen in einen Brunnen werfen **); darauf zieht er, nachdem er auch seinen Bruder Theodorich, der die Tochter Siegmunds, Svavegotha, zur Gemahlin hat, zur Theilnahme aufgefordert, wider die Burgunden ins Feld. Er wird durch List getödtet, und Godomar, obwohl von den Franken geschlagen, behauptet nach ihrem Abzuge das Land. Jezt vereinigen indeß Chlodemirs Brüder, Theodorich, Chlotar und Childebert sich gegen ihn. Godomar wird, obwohl der erstere unthätig bleibt, geschlagen, und fällt selbst in der Schlacht. Die Einnahme der Stadt Augustodunum (Autun) endet im Jahr 534 nach Chr., 128 Jahre nach dem ersten Uebergange der Burgunden über den Rhein, das Reich der Burgunden. Ihre Fürsten waren seitdem die Fürsten der Franken, deren Stelle in Hochburgund ein Patricius, in Niederburgund ein Herzog versah.

Daß auch diese lezten Zeiten der Burgunden von dem Lied und der Sage nicht vergessen worden, könnten wir voraussehen, wenn die Darstellung dieser Geschichten bey Gregorius von Tours auch nicht den ausdrücklichen Beweis dafür gäbe. Aber wenn wir die gewöhnliche Trockenheit und Dürre des Geschichtschreibers mit der Wärme vergleichen, mit welcher hier einzelne poetische Momente, wie der Tod des jungen Siegerich, herausgehoben werden, so können wir nicht zweifeln, daß bey dergleichen Stellen entweder unmittelbar aus dem Munde des Volks entnommene Lieder, oder doch aus derselben Quelle fließende Erzählungen oder Legenden zum Grunde liegen.

So weit die deutsche Zunge ging, wurden diese Lieder gesungen; nirgends aber konnten sie, nachdem das Reich der Burgunden an der Rhone ausgegangen war, tiefere Wurzel fassen, als in jenen Gauen am Rhein, welche der erste Schauplatz des burgundischen Heldenthums gewesen waren, und wo lange nach dem Ende der Burgundenherrschaft ein zahlreicher Theil der Bevölkerung sich seiner Herkunft von burgundischen Vorfahren erinnern mochte, zu Worms, im Wasgau, so wie in dem ganzen Landstrich, den einst die Burgunden am Rhein besessen hatten. Hier erhielt vielleicht auch jezt, nach Godomars Fall, das burgundische Heldenlied durch die Aufnahme neuer Sagen von Siegmund und seinem Sohne Siegerich, und der Rache, die Crothilde, wie einst für den Tod ihres Vaters, für den Mord des leztern nahm, schon wieder eine andere Gestalt. Crothilde, die durch ihren starren Willen den Untergang ihres eigenen Volkes herbeygeführt hatte, trat immer mehr in den Mittelpunkt des Sagenkreises; auf diesen wurde dann alles andere, was auch ursprünglich noch so fern gelegen hatte, näher und näher bezogen. Die Rache, welche der Sage nach Attila (Chlodwig) wegen des gemordeten Frankenfürsten (des Burgunden Hilperich) nimmt, weicht jezt Crothildens Rache um Siegerich. Dieser tritt an Hilperichs Stelle; er ist der Bundesbruder, den die drey Burgundenfürsten erschlagen haben, und folglich Crothildens Gemahl. Wie

*) S. Vit. S. Sigismundi, Act. SS. 1. Mai (im J. 523). Die Geschichte bey Gregorius Tur. ist rein sagenhaft; wie hätte auch die Gemahlin Siegmunds des Ostgothen Theodorich auf eine Weise erwähnen können, als wenn derselbe längst gestorben wäre, da er es war, der zuerst durch den Einfall in Burgund den Tod seines Enkels rächte.

**) Zu Columella (Columna), bey Orleans, wo noch gegenwärtig ein Puits de St. Sigismond ist (Puteus Sancti Sigismundi).

Hilperich, ist auch Siegerich, was die neue Verwechslung begünstigte, schon dem Namen nach Franke, Sicamber;*) so auch sein Vater Siegmund, der daher, statt König von Burgund, König vom Niederland wird; denn so heißt noch am Rhein von Alters her das Land, wo damals die Rheinfranken ihre Sitze hatten, von Koblenz abwärts. Eine dunkle Erinnerung, daß Siegerich eigentlich dem Regentenhause von Burgund angehörte, könnte sich darin erhalten haben, daß die Sage nach ihm Günthers Sohn benannte, den Erben seiner Krone, von dem sie aber nichts zu berichten weiß, als seinen frühzeitigen Tod.

So hatte die Sage den ganzen Kreislauf der Geschichte vollendet und dadurch ihre vollständige Ausbildung gewonnen. So singt sie der Sänger, welcher die einzelnen Abentheuer (Aventuren) der Burgunden in einem großen Heldenliede vereinigte. Crothild, die er bedeutender Chriemhild nennt, ist der Mittelpunkt des Ganzen; von ihr beginnt das Lied: Wie der Ruhm ihrer Schönheit und der Name ihrer Brüder, der drey Burgundenkönige zu Worms am Rhein, in fernen Landen gepriesen wird, wie Siegfried (Siegerich), der Sohn des Königs Siegmund von Niederland, um ihre Hand wirbt und sie erhält, aber verrathen und getödtet wird von ihren Brüdern; von ihrem tiefen Gram um den ermordeten Gatten, und wie der gewaltige Heunenfürst Etzel (Attila) ihr zweyter Gemahl wird, wie sie die Mörder ihres geliebten Siegfried an Etzels Hof lockt und blutige Rache an ihnen nimmt durch Mord und Brand und die Vernichtung des ganzen Burgundenheeres.

Schwer zu ermitteln möchte es seyn, welcher Zeit alle die Verwechselungen und Vermischungen verschiedener Begebenheiten angehören, die wir in der Sage von dem Untergang der Burgunden, wie dieselbe in dem Nibelungenliede auf uns gekommen ist, nachgewiesen haben. Lange nach dem Ausgang des burgundischen Reiches und Königshauses lebten die Sagen desselben im Munde des Volkes fort, und es darf uns daher nicht befremden, wenn auf gleiche Weise, wie die spätern burgundischen Geschichten mit den frühern, so allmählig auch mit dem burgundischen Sagenkreise ursprünglich auf keine Weise zusammenhängende, aber gleichzeitig und am gleichen Orte aufbehaltene Sagen mit jenen in Verbindung gebracht wurden.

*) Wer erinnert sich nicht an das: Mitis depone colla, Sicamber? Sicamber scheint der alte (religiöse?) Name der Franken gewesen zu seyn, an den auch die Gambrivii des Tacitus erinnern. Die Herleitung von der Sieg, an deren Ufern sie gewohnt, hat weniger für sich, als die von Siggi, Odins Sohne, an den allerdings das standhafte Festhalten an Siegfried, Siegmund in der Frankensage, während selbst Chlodwig vergessen ward, eine Erinnerung seyn mochte. Alle deutschen Fürstenhäuser stammten von Odin, wie die griechischen von Jupiter.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

„Der Himmel wird mir beystehen!“ versetzte in demselben ruhigen Tone, wie früher, das Mädchen. Was auch Frau von Mervelleur sagen mochte, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, dieser blieb unerschüttert. Endlich wurde die Dame des nutzlosen Geredes müde, machte ihr ein ansehnliches Geschenk, das sie bescheiden annahm, und wünschte ihr eine glückliche Reise. Vreneli aber hatte das Haus noch nicht verlassen, als ihre Dame sie zurückrufen ließ, und, nachdem sie einen Brief in großer Eile geschrieben, diesen dem Mädchen mit den Worten einhändigte: „Du hast Dir zwar einen mächtigen Beschützer gewählt, Kind, aber ich glaube, daß Dir Fälle begegnen werden, in denen ein minder mächtiger Dir bessere Dienste leistet. Nimm diesen Brief und bewahre ihn wohl. Der Mann, an den er gerichtet ist, hat freylich große Ursache, Deinen Landsleuten zu grollen, aber mir zu gefallen vergißt er schon seinen gerechten Unwillen.“

Erst als Vreneli auf dem nächsten Wege dem Hafen zuwanderte, warf sie einen Blick auf die Adresse des Briefs. Er war an den Großprior, Herzog von Vendome überschrieben. Thomas Maßner hatte also seinen Gefangenen entlassen, oder dieser hatte Mittel gefunden, sich selbst die Freyheit zu verschaffen. In beyden Fällen war es jedoch zweifelhaft, ob der beleidigte Großprior geneigt seyn würde, sie in ihren Absichten zu unterstützen, und sie beschloß daher, sich mit dem Abgeben dieses Briefes nach den Umständen zu richten. Ueber den Weg, den sie einzuschlagen habe, hatte Vreneli hinlängliche Erkundigungen eingezogen. Schon am Tage vor der Abreise war sie mit einem Schiffer, der Waaren die Saone hinauf bis Chalons führte, wegen eines Platzes auf seinem Fahrzeuge übereingekommen. Die Schifferin war eine gutmüthige Frau, die sich sehr besorgt um das unbeschützte Mädchen zeigte, und die Rohheit des Schiffsvolkes, wie die Zudringlichkeit der übrigen Passagiere von ihr entfernt zu halten wußte. Vreneli beachtete ihre Umgebungen und die Gegenden, durch welche sie kam, nur wenig. Sie hatte immer ein und dasselbe Bild vor Augen: sie sah sich knieend vor dem goldstrahlenden Throne des Königs von Frankreich, der mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, sie ernsthaft anhörte, und endlich das Wort der Erlösung für den armen Rudolph aussprach. Der Glücksstern, der sie bisher begleitet hatte, verließ sie auch in Chalons nicht. Von der freundlichen Schifferfrau wurde sie zu einem Fuhrmann geführt, der eben im Begriff stand, mit seiner Ladung in die Gegend von Paris abzugehen, und nach einigem Bedenken sich willig erklärte, das Mädchen mitzu-

nehmen. Ihr Abschied von der Schifferin war innig und von wahrer Dankbarkeit eingegeben.

Wir übergehen Vrenelis Begegnisse auf dieser Fahrt, da sie ohne Bedeutung und ohne Einfluß auf ihr ferneres Schicksal waren. In einem Dorfe, noch zwey Stunden von der Hauptstadt, verließ sie ihr Begleiter, und sie sah sich nun genöthigt, den kurzen Rest des Wegs zu Fuße zurückzulegen. Der Tag war schon im Abnehmen, und sie durfte nicht hoffen, Paris vor Abend zu erreichen. Je näher sie dem Ziele ihrer Reise kam, desto mehr wuchs ihre innere Unruhe. Wenn nun alle ihre Hoffnungen vereitelt wurden, wenn sie gar nicht dazu gelangte, das Antlitz des Königs zu erschauen, oder dieser ihrem Wunsche kein Gehör gab, ihre Bitte hart und streng abschlug? Während ihrer langen Wanderung traten diese Gedanken zum ersten Male vor ihre Seele. Indem sie sich ihnen überließ, achtete sie nicht auf das, was in ihrer Nähe vorging. Plötzlich befand sie sich in der Mitte eines Haufens phantastisch gekleideter Männer und Weiber, welche leztere durch ein lautschallendes, ihre Blicke auf Vreneli begleitendes Gelächter, diese aus ihrem dumpfen Hinbrüten erweckten. Sie sah sich erstaunt um; solche Leute hatte sie noch nie gesehen. Der eine hatte über eine schmutzige Filzmütze eine goldpapierne Krone gestülpt, trug ein sehr kurzes Kleid und ein ungeheures Schwert an der Seite, das am Boden nachschleifte; ein anderer war in einen weiten Purpurmantel gehüllt, dessen Farbe und Zeug starke Spuren von den Angriffen der Zeit darboten, auf seinem Kopfe schwankte eine hohe bunte Mütze, mit einer Hahnenfeder geziert; ein dritter trug eine weiße Kleidung von ungemeiner Weite, deren Aermel, wenn er sie hängen ließ, den Boden berührten; ein vierter, der eine Trommel auf dem Rücken schleppte, war mit einem, aus den verschiedenfarbigsten Stücken zusammengesezten Anzuge bekleidet. Die Uebrigen und die Weiber waren auf ähnliche, auffallende Weise herausgeputzt. Vor dem Zuge fuhr ein Karren, der mit buntbemalten Brettern und schreyenden Kindern beladen war. Ein einziges, sehr mageres Maulthier zog im Schneckenschritte das schwer belastete Fuhrwerk.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Eine neue Zierde unserer Stadt ist der sogenannte Wintergarten im Fürstlich Lichtensteinschen Garten in der Roßau. Eine geschmackvoll verzierte Rotonde bildet den Eingang und führt zu unterirdischen Baumgängen und Gartenanlagen, welche durch gefärbte Glasfenster von oben erleuchtet werden, und sowohl durch die Seltsamkeit, als das Geschmackvolle der Anlage fast feenhaft erscheinen. Das Ganze gleicht einem von Schwanen, seltenen Tauben, Goldfasanen und andern Thieren belebten Labyrinthe von Laubgängen und Grotten, von einem Bache durchschnitten, über welchen sich kleine Brücken wölben; Alles unter der Erde. Der Ausgang führt in reiche und geschmackvoll angelegte Gewächshäuser. Ueberhaupt hat die Vorliebe für Gartenanlagen seit einiger Zeit hier bedeutend zugenommen. Die dießjährige Blumenausstellung im Fürstlich Schwarzenbergschen Garten war an Seltenheit und Reichthum der Gewächse der vorjährigen vorzuziehen, jedoch vermochte der ausgesezte Preis für das schönste Bouquet keine entsprechende Lieferung zu veranlassen. Der botanische Garten nächst dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn hat eine neue, zweckmäßige Umstaltung erfahren, und die Gärten vieler Privaten, besonders in Hietzing und Döbling, wetteifern gegenwärtig mit den öffentlichen an Schönheit und Zierlichkeit. Der Vorliebe der Wiener für Blumen wurde sogar durch sogenannte Blumenfeste gehuldigt, die manchmal in Wirthshausgärten gefeyert wurden, welche durch Blumengewinde verziert waren und wo jede Dame einen Blumenstrauß als Geschenk erhielt. Die glänzendsten Feste dieser Art sahen wir in den Gärten zum Sperl und zur Kettenbrücke, wo sie durch das Mitwirken der sogenannten Alpensänger, unter welchen einer, L. Fischer, ausgezeichnet genannt werden muß, und durch das des Bauchredners Schulz erhöhten Reiz erhielten. Das schönste Blumenfest wurde durch eine Gesellschaft von 25 Kavalieren im Prater veranstaltet. Ein achteckiger, eigends dazu erbauter, von innen mit weißem Mousselin dekorirter Salon wurde von einer einen Candelaber vorstellenden Säule getragen, die auf einem Piedestal ruhte, von dem aus sich Blumen aller Art durch die Säle schlangen. Auch von außen waren die seltensten Gewächse, in malerische Parthieen vertheilt, zu sehen. Jede Dame empfing bey ihrer Ankunft von den anwesenden Kavalieren einen Blumenstrauß. Außerdem wurde das Fest, welches bis gegen 12 Uhr in der Nacht dauerte, durch ein auf der Donau von dem Feuerwerker Stuwer veranstaltetes Feuerwerk, durch eine Wasserfahrt auf reichbeleuchteten Schiffen und durch ein aus siebenzig Gerichten bestehendes Buffet verschönert.

Am 30. August wurde ein großes Volksfest, unter dem Titel „Franzensfeyer," zum Vortheile der Privatausbilfskasse des k. k. Wiener Militär-Invalidenhauses auf dem Kobenzelberge nächst Grinzing gegeben. Das Fest begann mit einem großen Carousel, von einer hiesigen Kunstreitergesellschaft ausgeführt, welchem verschiedene Kunstübungen zu Pferde, dann Exerzitien und Groteskſprünge auf dem gespannten Seile und Drathe folgten. Die zweyte Abtheilung bestand aus dem durch einen zehnjährigen Knaben dargestellten indianischen Kugelspiel, dem Laufe eines gewissen Georg Frauenhofer, welcher eine Strecke von 2520 Klafter in zehn Minuten zurücklegte, aus der Besteigung eines sehr hohen mit Prämien geschmückten Steigbaumes, einem Hahnenschlag und einem Policinellspiele. Abends wurden alle im Umkreise dieses Belustigungsortes liegenden Baumparthieen durch eine Menge transparenter Laternen erleuchtet. Zuvor wurde vor dem unter einem festlichen Thronhimmel aufgestellten Bilde Sr. Majestät des Kaisers das Volkslied gesungen. Ein großer Ball, in einem neu erbauten, zierlich dekorirten Tanzsaal gehalten, machte den Beschluß. Da man hier seit mehreren Jahren kein Volksfest dieser Art gesehen hatte und die Witterung, welche gegenwärtig beyspiellos schlecht ist, indem wir seit zehn Tagen keinen heitern Himmel sahen und ein großer Theil der Bäume bereits entlaubt ist, an diesem Tage besonders günstig war, so wurde dieser Belustigungsort, welchem die Wiener, seiner romantischen Lage wegen, ohnedieß sehr zugethan sind, zahlreich besucht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 248.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Oktober 1829.

— Mit Wenigem leben sie sparsam,
Fleißig und immer vergnügt, in unverläugneter Armuth.

J. H. Voß.

Skizzen aus Portugal.
Das Landvolk.

(Fortsetzung von Nro. 242.)

Nachdem wir die Hauptstadt und ihre nächsten Umgebungen betrachtet haben, wo uns gar wenig Erfreuliches begegnet ist, wenden wir uns zu einer Menschenklasse, von der man kaum glauben sollte, daß sie denselben Boden mit jenem Lissaboner Pöbel und jenem Schiffervolke bewohnt, zu den Bauern, Saloios genannt, wie sie von dem eigentlichen Lande nach Lissabon hereinkommen.

Schon Morgens ganz früh ist jeder Zugang zu der Stadt mit diesen Bauern besezt. Die Weiber zeichnen sich besonders durch zuckerhutartige, spitze schwarze Mützen aus. Die Männer tragen runde Hüte mit breiter Krempe, gemeiniglich eine rothe Scherpe um den Leib, kurze, gemeiniglich blaue Beinkleider, gelblederne Strümpfe und führen gewöhnlich Burros (Ochsen) oder Maulthiere, die unter der Last kostbarer Früchte keuchen. Diese Früchte bestehen aus Wassermelonen, Melonen, Orangen, Limonien, Feigen von der köstlichsten Art, kurz aus allem, was das schönste Klima und der reichste Boden in der Welt nur zu erzeugen vermag. Außer Früchten bringen die, welche von Cintra oder dessen Nachbarschaft kommen, eine Art kleiner weißer Käse, unter dem Namen Queijadas bekannt, die aus Ziegenmilch bereitet sind. Einige Saloios bringen ihren Kunden kleine Näpfe mit Sahne, deren köstlichem Geschmacke wohl nichts gleichkommt. Geflügel aller Gattungen in großem Ueberfluß bildet ebenfalls einen Theil ihres Handels; doch ist dieß von keiner besondern Güte und außerordentlich theuer. Dieß Landvolk, welches Meilen weit von der Stadt entfernt wohnt, bricht schon am Abend vorher von Hause auf und wandert bis um Mitternacht. Dann ruhen sie, der Thiere wegen, ein wenig, im Winter in irgend einem Estalagem oder Schuppen, im Sommer aber laden sie ihre Thiere unter dem Sternenhimmel ab und binden sie mit einem langen Stricke an einen Baum, damit sie grasen können, während sie selbst ein wenig nicken. Wegen dieser Gewohnheit, mitten in der Nacht unter dem klaren und stillen Himmel zu reisen, werden diese Leute in gewissem Grade den wandernden Arabern ähnlich, werden Beobachter der Gestirne und lernen die Stunden aus deren Stellungen berechnen. Davon war ich selbst Zeuge; ich war in der Nacht von Lissabon nach Cintra aufgebrochen, hatte mich zu weit östlich gehalten und den Weg verfehlt, als ich eine Gruppe Saloios neben dem Wege auf dem Boden ausgestreckt fand. Sie riethen mir, wegen der Dunkelheit bey ihnen den Morgen abzuwarten; ich folgte ihrem Rathe, und als ich nach einiger Zeit einen von ihnen nach der Zeit fragte, rieb er sich die Augen, schaute einen Augenblick nach dem Himmel und versetzte: „es ist um die Stunde des Trindades (des Morgengebetes); denn die Heerde ist schon weit herauf, so auch der Wolf, der Krug ist schon zu sehen und der Schäfer wird bald aufgehen.“ Darauf stand er auf, weckte seine Gefährten, die Thiere wurden wieder

beladen und alle sezten ihren Weg nach der „Grande Citade“ fort. Da die Wege außerordentlich unsicher sind, so müssen sie in zahlreichen Haufen reisen. Bey ihrer Ankunft in der Hauptstadt bringen viele, die sich mit kleinerem Vortheil begnügen und gern schneller verkaufen wollen, ihre Artikel auf den Fruchtmarkt, Praça da Figueira genannt, wo sie dieselben an die Großhändler absetzen, und dann früher nach Hause kehren zu können, als wenn sie dieselben selbst verkauften. Meistentheils thun dieß alle, die sehr entfernt wohnen; aber die Saloios von den Dörfern in der Nachbarschaft von Lissabon beginnen vom Augenblick ihrer Ankunft an alles, womit sie handeln, in den Straßen auszurufen, und fahren bis spät am Abend damit fort. Auf dem Rückwege beobachten sie dann dieselbe Vorsicht, in großen Haufen zu gehen; aber gewöhnlich ist ihre Erschöpfung von des Tages Mühe so groß, daß sie, mit Ausnahme der Fußgänger, alle auf ihren Albardas (Packsätteln) fest einschlafen, und ihren Thieren und wachenden „Pietons“ die Sorge, sie zu führen, überlassen. Die Gegenstände, mit denen sie sich in der Stadt für ihren Hausbedarf versehen, bestehen hauptsächlich, und man kann wohl sagen ausschließlich, aus einer geringen Menge Bacalhaõ (einer Art Stockfisch) und einigen gesalzenen Sardinhas. Diese, nebst wenigen Oliven, Zwiebeln, Knoblauch, Brod aus indischem Korn, und in seltenen Fällen etwas Wein, machen das ganze Jahr hindurch ihren Küchenzettel aus. Von Kalbfleisch ist nicht die Rede, da dieß ein Kontrebandartikel selbst in der Hauptstadt ist, und Ochsenfleisch, oder vielmehr Kuhfleisch, ist so selten zu haben und dessen Ankauf übersteigt ihre kleinen Mittel so weit, daß sie sich für überglücklich halten, wenn sie sich am Weihnachtsfeste oder am Ostersonntage ein wenig verschaffen können.

Die Saloios sind eine überaus schöne Menschenrace, gewandt, athletisch und im Allgemeinen sehr wohlgebaut. Ihre Gesichtsfarbe ist zwar braun, aber mit einem guten Theil Ziegelroth gemischt; ihre Augen sind sehr schön; ihre Haare fallen in Ringeln auf die kräftig breiten Schultern; ihre Kleidung ist vortheilhaft, und ihre ganze Erscheinung höchst pittoresk und ländlich. Besser sehen sie aus, wenn sie ihre Hüte auf haben, da sie nach einer üblen Sitte sich das Haar auf dem Scheitel und der Stirn kurz abschneiden. Ueberhaupt sieht der portugiesische Bauer männlich im höchsten Grade aus; sein Anzug ist zugleich schön und seiner Lebensweise vollkommen angemessen, und leidet nie unter jener lächerlichen Sucht, sich die Kleidungsweise anderer Klassen anzueignen, was namentlich unsrer arbeitenden Klasse ein so unschönes und widersprechendes Aussehen verleiht.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsezung.)

Vreneli hatte während ihres Aufenthaltes im Hause des Herrn von Merveilleux zu Lyon genug Erfahrungen gesammelt, um nach einigen Augenblicken der Ueberlegung zu erkennen, daß diese Leute wandernde Komödianten seyen. Die freyen Blicke, mit welchen die Frauen sie und ihren Anzug musterten, fielen ihr lästig. Sie wandte sich auf die andere Seite, um auf dem Fußpfad, der längs der Fahrstraße hinlief, ihren Weg allein und ungestört fortzusetzen. Da trat ihr aber der Mann mit der goldpapiernen Krone in den Weg, ergriff ohne Umstände ihre Hand und redete sie in vertraulichem Tone an: „Nicht wahr? auch eine von den Unsrigen? Eine Fahrende? Was treibt Ihr denn eigentlich, Mademoiselle? Wißt Ihr vielleicht den künstlichen Expertanz auszuführen, singt Ihr provenzalische Lieder oder seyd Ihr aus dem Lande der Basken und wollt Pantomimen darstellen in der Hauptstadt? Euer Anzug ist fremdartig, aber anmuthig. Eure ganze Person kann Euch Bürge seyn, daß Ihr Glück machen werdet in Paris. Vertrauet mir, entdeckt mir Eure Verhältnisse! Der Name des alten Grosgibier, Directeur des comédiens ordinaires du Roi en province, ist wohl angeschrieben in der Hauptstadt, und gilt etwas bey rechtlichen Leuten. Wollt Ihr tanzen, so mache ich Euch mit Beauchamp, des Königs Balletmeister, wollt Ihr singen, mit Perin, dem Operndirektor, bekannt. Beyde sind mir Herzensfreunde. Habt Ihr aber sonst eine geheime Angelegenheit mit irgend einem am Hofe,“ sezte er mit listiger, aber nicht minder wichtiger Miene hinzu, „so hat Gros-Gibier auch dorthin seine geheimen Kanäle und kann Euch von Nutzen seyn.“

Die Frauen hatten sich herzugedrängt. Die vertrauliche Weise, in der Gros-Gibier sich gegen die hübsche Fremde benahm, flößte ihnen Neugierde ein. Sie argwohnten, daß der Direktor die Absicht hege, sie ihrer Gesellschaft zuzugesellen, und jede war nun schon besorgt, es möchten ihre Rechte durch das Mädchen, dem Schönheit und anmuthiges Betragen nicht abzusprechen waren, geschmälert werden. Vreneli erwog indessen im Stillen die Worte des Mannes, in dessen Wesen die Unerfahrene Gutmüthigkeit und Offenheit zu erkennen glaubte. Sie hatte sich von seiner Hand losgemacht und sezte langsam ihren Weg fort, während Gros-Gibier neben her schlenderte, und die Weiber achtsam und schweigend sich ihm anschlossen. Gewiß war es für Vreneli ein höchst gewagtes Unternehmen, mit dem Eindruche der Nacht die ihr gänzlich unbekannte, ungeheure Stadt zu betreten und Madame Dübois, an die sie sich sogleich wenden wollte, aufzusuchen. Es mußte ihr daher willkommen seyn, unter irgend einem Schuze, von Jemanden zurecht-

gewiesen und geleitet, für diese erste Nacht eine Herberge zu finden. Zu diesem Zwecke beschloß sie, sich, so weit es nöthig sey, dem Manne zu entdecken. Sie sagte ihm leise, daß sie weder tanze noch singe, daß sie aber ein wichtiges Geschäft bey Hofe habe und ihn ersuche, sie bey der Ankunft in ein anständiges Gasthaus und morgen frühe in die Wohnung der Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, an die sie empfohlen sey, zu führen; sie wolle gern für alle diese Bemühungen erkenntlich seyn.

„Respekt!" rief Gros-Gibier, der schon bey dem Namen der Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, die Mütze mit der goldpapiernen Krone abgezogen hatte, indem er einen Schritt zurücktrat und dem Mädchen eine tiefe Verbeugung machte; „Ihr sollt in allem bedient werden, wie Ihr es verlangt. Wir selbst treten in einem der ersten Hôtels der Vorstadt Saint-Antoine ab, und Ihr werdet dort so wohl aufgehoben seyn, wie es Berenice, die Königin, bey Titus, dem Kaiser war." Nach diesen Worten kehrte er wieder an die Stelle zurück, die er früher im Zuge eingenommen hatte, und die Weiber, immer noch Vreneli mit mißtrauischen Blicken betrachtend, folgten ihm dahin. Als er ihnen aber entdeckte, daß die Fremde keineswegs auf eine Stelle in der Gesellschaft Anspruch mache, daß sie vielmehr eine Person von Bedeutung sey, der man Achtung zollen müsse, und welcher auch die nöthigen Gelder nicht zu mangeln schienen, da wurden die Frauen wieder heiter und stimmten in ihrem fröhlichen Sinne ein munteres Volkslied an. Die Männer fielen zum Chorus ein, und immer singend und jubelnd erreichte man endlich, als die Thurmuhr von Nôtre-Dame schon die zehnte Stunde anzeigte, die Barrieren von Paris.

Vreneli hatte sich während der Zeit, die sie mit dem bunten Haufen auf der Landstraße zubringen mußte, still, abgesondert gehalten, und durch ihr ernstes Aeußere jede Annäherung der Mitwandernden von sich zurückgewiesen. Ihr richtiges Gefühl, das Wenige, was sie von dem Treiben solcher Leute in dem Hause der Frau von Merveilleux gehört hatte, sagten ihr, daß sie ihnen nicht mehr Vertrauen schenken dürfe, als die Umstände gerade geboten. Als sie jezt die Straßen der Hauptstadt betrat, schloß sie sich dem Direktor an, welcher ihr galant den Arm bot, aber eine verweigernde Antwort von ihr erhielt. Es war still und sehr finster in der Vorstadt. Fernher aus dem Mittelpunkte der Stadt, wo noch die genußsüchtige, vornehme Welt sich in tausend Zerstreuungen bewegte, schallte ein wüstes, unbestimmtes Getöse. Das Hôtel, zu welchem Gros-Gibier seine Schützlingin und seine Gesellschaft führte, glich freylich nicht den Gasthöfen, welche Vreneli auf ihrer Reise mit Frau von Merveilleux kennen gelernt hatte. Es lag in einem Winkel, war klein und unansehnlich, aber doch, wie das Mädchen beym Eintritte in den erleuchteten Hausgang bemerkte, wohl und reinlich gehalten. Sie verlangte sogleich von der herbeykommenden Wirthin, welche die Gesellschaft schon zu kennen schien und den Gruß des Direktors mürrisch erwiederte, ein besonderes Zimmer für sich. Die Frau betrachtete sie bedenklich und argwöhnisch, als aber Gros-Gibier ihr einige Worte zugeflüstert hatte, willigte sie in Vreneli's Verlangen, sezte jedoch hinzu, sie müsse sich einige Zeit in der Gaststube gedulden, bis das Zimmer, das lange nicht gebraucht worden, zu ihrem Empfange eingerichtet sey.

In dem allgemeinen Gastgemache hatten es sich indessen die Damen und Herrn von Gros-Gibiers Bande bereits bequem gemacht. Vreneli fand, als sie hereintrat, ihre Reisegefährten und Reisegefährtinnen um einen großen Tisch versammelt, der eben auf ihr Verlangen mit Speise und Trank besezt wurde. Sie lärmten und lachten, einige Männer hatten schon angefangen, mit einander zu würfeln, dazwischen schrieen die Kinder und wurden von ihren Müttern mit heftigen Scheltworten beschwichtigt. Vreneli schlug die Einladung des Direktors, Platz bey der Gesellschaft zu nehmen, aus und sezte sich in einen Winkel zunächst der Thüre nieder. Hier hatte sie Gelegenheit, die übrigen Gäste, die sich noch in dem geräumigen Gemache befanden, genau zu betrachten. Es war eine Gesellschaft junger Leute in reicher Militärkleidung, die im Hintergrunde des Zimmers mit einander scherzten und tranken. Aus ihrem Gespräche erkannte Vreneli, daß es Musquetairs der königlichen Leibwache seyen, die aus Söhnen der vornehmsten adelichen Geschlechter Frankreichs bestand. Die Jünglinge machten laut und ohne Zurückhaltung ihre Bemerkungen über die Damen am großen Tische, die ihrerseits mit freyen und bedeutungsvollen Blicken jene zur Annäherung aufzufordern schienen. Endlich erhoben sich einige der Musquetairs und traten, sie als alte Bekannte grüßend, zu ihnen. Jezt wurde der Scherz ungebundener, das Lachen lauter. Zwey der jungen Leute schritten auf Vreneli zu und betrachteten sie mit forschenden Blicken. Das Mädchen gerieth in die größte Verlegenheit und sah ängstlich nach der Thüre, durch welche die Wirthin kommen mußte, um sie in ihr Zimmer abzurufen. (Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Das lezte Stück des Blackwoodschen Magazins enthält einen Aufsaz über die brittischen Niederlassungen an der westlichen Küste von Afrika, welcher offenbar von einem Augenzeugen herrührt und sehr viel Belehrendes enthält. Cape Coast Castle ist bekanntlich von der englischen Regierung als ein Militärposten verlassen, und das schöne, starke Fort wird von vier Handelsleuten bewohnt, welche allein die Geschäfte in der Gegend führen, die aber so unbedeutend seyn sollen, daß sie verhun-

gern müßten, wenn die Regierung ihnen nicht einen Zuschuß von 4000 Pfund jährlich gäbe. Um diesen für den Staat so vortheilhaften Handel aufrecht zu erhalten, geht ein neuer Gesandter mit ungeheuern Kosten ins Aschantie-Land. Die bisherigen Kriege der Engländer mit den Aschanties sollen ganz und gar um der benachbarten Stämme willen geführt worden seyn, die sie mit dem Namen Alliirte beehren. Diese Alliirten aber scheinen zu ihrer eigenen Vertheidigung nicht einen Schritt zu thun, wenn sie die Engländer nicht dafür bezahlen, und der lezte Sieg bey Accra wurde am Ende gänzlich durch die Anstrengung der weißen Truppen und besonders durch die Raketen errungen. Die Fanties, obgleich weit zahlreicher und (auf englische Kosten) weit besser bewaffnet, als die Aschanties, waren nicht dazu zu bewegen, ihre weichenden Todfeinde zu verfolgen, und wandten sich sogar feindselig gegen ihre Vertheidiger, als diese sie zur Thätigkeit drängen wollten. Sie waren zu sehr beschäftigt, bey den Todten nach Goldstaub zu suchen und den Verwundeten die Kinnladen, die ihnen als Zierrath dienen, auszuschneiden, als daß sie den Vorstellungen derer hätten Gehör geben können, die ihnen das Leben erhalten hatten. Die Grausamkeiten, welche dieses Volk beging, unter dem seit 200 Jahren Engländer leben, sind unglaublich. Das Herz eines Aschantieschen Offiziers ward ausgerissen, vertheilt und von den „armen Schwarzen" aufgezehrt, die Kinnlade wurde ihm ausgeschnitten und an eine Trommel gehängt; während er noch am Leben war, löste man ihm die Finger aus den Gelenken, nagte das Fleisch ab und hing die blutigen Knochen als Zierrath um den Hals. Diese Gräuel wurden von Leuten verübt, die lange mit den Engländern gelebt, ihre Schulen besucht haben und deren Kinder in dem Augenblicke in die Schule und Kirche zu Cape Coast Castle gehen. Zu derselben Zeit ergriffen andere von diesen Alliirten bey Cape Coast Castle die Waffen gegen die Engländer selbst, um sie zu zwingen, die Auflage, womit sie Rhum und Tabak belegt hatten, wieder aufzuheben; alle Versuche, diese Wilden zu bewegen, daß sie mit den Aschanties in Frieden blieben, schlugen fehl; ja sie faßten sogar den gemeinsamen Entschluß, jeden Weißen, welcher es wagen würde, als Gesandter zu den Aschanties zu gehen, umzubringen und sein Haupt zum Spott dem Könige dieses Volkes zu schicken. Das Schlimmste von allem ist, daß alle Bemühungen, die den Sklavenhändlern abgenommenen Neger oder deren Abkömmlinge durch Wohlthaten, polizeyliche Anstalten und Erziehung zum Christenthum und zur freyen bürgerlichen Thätigkeit zu führen, vergeblich scheinen, und daß die Millionen Geld und die Tausende von Weißen, die man diesem menschenfreundlichen Unternehmen geopfert hat, vergeblich verschwendet zu seyn scheinen. Dennoch, ein würdiger Geistlicher, bemühte sich zwey Jahre lang ernstlich, die Kinder der Neger zu erziehen. In der Schule schienen sie zu lernen und in der Kirche ziemlich aufmerksam zu seyn; aber kaum waren sie wieder sich selbst überlassen, als sie wieder alles Gelernte vergaßen und sich träger und verworfener zeigten, als ihre übrigen Landsleute. Es gibt zu Cape Coast Castle Mulatten, welche regelmäßig erzogen worden sind; sie schreiben sehr gut, können lesen und etwas rechnen; sie kleiden sich wie die Europäer, gehen in die Kirche und nennen sich Christen; ja einige von ihnen sind in England gewesen. Dennoch aber glauben diese Leute an Fetische, beten dieselben an, bauen kein Haus oder Boot, fischen und pflanzen nicht, ohne sie zu befragen; sie opfern ihnen Hühner und Ziegen, und würden ihnen Menschen opfern, wenn sie dürften. In der Kirche, wenn der Gebrauch es fordert, daß sie aufstehen, legen sie immer ihre Stühle nieder, damit der Teufel sich nicht darauf setze. Auch schicken die Häuptlinge ihre Kinder nicht gern in die Schule, wenn man sie nicht dafür bezahlt. Dabey dauert das Sklavenwesen fort, und die befreyten Schwarzen sollen einander stehlen und verkaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, September.

(Beschluß.)

Was die sonstigen Umgebungen der Hauptstadt betrifft, so war es dieses Jahr in Baden lebendiger, als es in früheren Jahren der Fall gewesen. Viel trug dazu der Aufenthalt des Hofes in jener Stadt bey. Baden kann jezt eben so gut unter die Belustigungsorte, als unter die Kurorte gesezt werden, weil die Hälfte der dort anwesenden Fremden die Stadt nicht wegen der Heilquellen, sondern wegen der gesunden Luft und der herrlichen Umgebung besucht. In lezterer Beziehung hat Baden durch die Erweiterung der Leopoldsbäder sehr gewonnen, in welchen nicht nur Voll- und Stundenbäder der Schwefelquelle, sondern auch Douche-, Dampf- und Regenbäder zu finden sind. Zugleich ist die Trinkanstalt immer beliebter geworden, so daß dieses Jahr fast eben so viel trinkende als badende Kurgäste vorhanden waren.

Die Austheilung der Tugendpreise an junge Mädchen, welche sich durch Reinheit der Sitten und Unbescholtenheit des Wandels besonders auszeichnen, fand auch dieses Jahr statt. Unter den Gekrönten war eine junge Gräfin Lichtenberg.

Von neuen Erfindungen sind die Staubregenbäder, von Rudolph Walz erfunden, auszuzeichnen. Sie sind schrankartig geformt und von innen mit zwey Kasten und andern Badercquisiten versehen. Beym Gebrauche wird die Thüre des Schranks, welche der Breite nach geöffnet wird, gegen die Erde gelegt und bildet so eine Bank für den Badenden. Einer der gedachten zwey blechernen Kasten wird mit Wasser gefüllt und gießt dasselbe durch eine besondere Vorrichtung gleich einem Regen über dem Badenden aus. Mit 16 Maß Wasser kann man 30 Minuten lang baden und zwar dergestalt, daß dasselbe Wasser nur einmal den Körper berührt. Der geringste Preis eines solchen Badeschrankes ist 38 fl. C. M. Die Preise verändern sich nach der größeren Pracht der Verzierungen des Schranks. Die Hauptvorrichtung bleibt immer dieselbe.

Wir sahen kürzlich eine originell eingerichtete Menagerie. Die Thiere sind nicht wie gewöhnlich in enge und drückende Käfige gepreßt, sondern hinter einem hohen Gitter in freyer Luft. Auerhahnen von den steyrischen und tyrolischen Alpen, Stein-, Birk- und Schneehühner, Schneehasen, Gemsen und Adler erscheinen in einer mit Felsengestein und Pflanzen versehenen Gegend und stellen ein lebendiges und treues Bild der Alpen dar, und zwar um so mehr, da sie in dem großen Raume, der sie umgibt, viele ihrer Eigenthümlichkeiten entwickeln können. Zugleich ist das Wallroß, welches 1828 in der Davisstraße gefangen wurde, von größtem Interesse. Es ist das einzige Exemplar, welches bisher von diesem Thiere nach Europa gebracht wurde.

Was die Theater betrifft, so haben sie sämmtlich seit meinem lezten Berichte wenig Neues gegeben, was eine ausführlichere Erwähnung verdiente.

Wir haben seit einiger Zeit ein sechstes Theater, ein Affentheater nämlich, welches sehr zahlreich besucht wird. Die Darstellungen der vierfüßigen Künstler sind in der That recht ergötzlich. Affen und Hunde machen Kunststücke auf dem Seile und auf dem Drahte, lassen sich in verschiedenen militärischen Exerzitien sehen und nehmen zum Schlusse der Vorstellung sogar eine Festung mit Sturm ein.

—ſt—

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Oktober 1829.

— Verlassen und berückt,
Bereu' ich spät vorteilges Vertrauen.

Corneille.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

„Bey meiner Ehre, sie ist hübscher als die übrigen alle!“ sagte jezt so laut, daß es Vreneli deutlich vernehmen konnte, der jüngste der beyden Musquetairs, dessen Züge für sie etwas Bekanntes hatten. „Ich will sie anreden, und wir werden dann hören, ob sie aus demselben Tone singt, wie jene Wandervögel.“ Da hatte sich aber schon Gros-Gibier zwischen Vreneli und die jungen Leute gedrängt, und führte diese, indem er leise, aber lebhaft zu ihnen sprach, an ihren Platz zurück. Vreneli wußte ihm innigen Dank für diese Hülfe in der Noth. Das, was er sprach, mußte auch den vollen Beifall der beiden Musquetairs haben, denn sie hörten ihm aufmerksam zu, warfen nur noch einige verstohlene Blicke auf die junge Fremde, und waren noch, als endlich Vreneli von der Wirthin in ihre Kammer abgerufen wurde, in lebhafter Unterhaltung mit dem Direktor begriffen. —

„Mademoiselle,“ sagte, als in der Frühe des nächsten Morgens Vreneli, mit ihrem Bündel in der Hand, in den Hausgang herabkam, Gros-Gibier, der sie bereits erwartete: „ein besonderer Glücksstern waltet über Euch und Eurem Schicksale. Es ist mir gelungen, schon am heutigen Morgen Madame Dübois von Eurer Ankunft zu unterrichten, und sie wird in kurzer Zeit eine vertraute Person senden, um Euch zu ihr zu führen.“ „Wie?“ sagte überrascht und erstaunt das Mädchen, „Madame Dübois wollte, ohne mich zu kennen, diese Güte für mich haben?“ Gros-Gibier rieb sich verlegen die Hände. Dann versetzte er in einem wichtig thuenden und zugleich gutmüthigen Tone: „ich sagte ihr, daß Ihr Empfehlungen von einem Freunde an sie hättet, und überdem ist Madame Dübois die Zuflucht und der Schutz aller Hülfsbedürftigen, aller Verlassenen und Waisen.“ Vreneli war weit entfernt, den Worten des Mannes zu mißtrauen. Es blieb ihr auch nicht Zeit, über das Vernommene mit sich selbst zu Rathe zu gehen; denn kaum hatte Gros-Gibier ihr jene Versicherung gegeben, als eine Kutsche vor dem Hause hielt, eine wohlgekleidete Frau mit lächelnden, freundlichen Mienen heraussteig und sich als die Botin der Madame Dübois ankündigte, welche die hier wohnende junge Fremde abholen solle. Gros-Gibier führte ihr sogleich das Mädchen entgegen. Die freundliche Frau umarmte das „schöne Kind,“ wie sie Vreneli nannte, und versicherte, sie werde gewiß Beifall finden an dem Orte, wohin sie sie führe. Dann trieb sie zur augenblicklichen Abfahrt. Vergebens bemühte sich Vreneli, dem Komödianten-Direktor eine Belohnung aufzubringen. Er stellte sich beleidigt und sagte, indem er einige Schritte zurücktrat: er fühle sich durch sein Bewußtseyn hinlänglich belohnt für Alles, was er an Mademoiselle gethan habe.

Die Straßen, durch welche Anfangs Vreneli mit ihrer Begleiterin kam, waren noch wenig belebt. Je länger aber ihre Fahrt dauerte, desto mehr nahm die Lebhaftig-

keit zu und wurde bald zu einem geräuschvollen Volksgewühl, das den Kutscher oft nöthigte, still zu halten und den günstigen Augenblick zur Fortsetzung seiner Fahrt abzuwarten. Vreneli sah mit Erstaunen dieses Drängen und Treiben in den engen Straßen. Es hatte für sie etwas Beängstigendes, das sie in den Schneewüsten der heimathlichen Gebirge, auf einsamer gefährlicher Wanderung nicht empfunden. Ihre Begleiterin bemühete sich indessen, sie mit einer Zungengeläufigkeit, die aus unversiegbaren Quellen hervorzuströmen schien, auf alle Merkwürdigkeiten, welche in ihrem Wege lagen, aufmerksam zu machen. Da war es die Kuppel der Genoveven-Kirche, die in nebeliger Ferne hervorragte, da war es die alte Notre-Dame, das Hôtel-Dieu und endlich das Louvre und die Tuilerien, welche die gesprächige Frau zu weitläufigen Mittheilungen veranlaßten. Das junge Mädchen konnte sich nicht erwehren, diese mächtigen Werke von Menschenhand zu bewundern; wenn sie sie aber mit der Größe der ewigen Alpen verglich, dann schrumpften sie zu Zwerggestalten zusammen. Als sie die Tuilerien hinter sich hatten, sagte ihre Begleiterin: „jezt sind wir gleich da; allein Madame Dubois ist sehr überlaufen in dieser Stunde, und ich werde Euch deßhalb durch eine Hinterthüre ins Haus führen, wo wir nicht ins Gedränge kommen. Vielleicht kann Euch Madame Dubois auch erst in einiger Zeit sprechen, aber Ihr werdet Euch deßhalb nicht langweilen, denn in dem Zimmer, wo Ihr sie erwarten könnt, findet Ihr Gegenstände genug, Euch zu zerstreuen.“ Die Frau lachte bey diesen Worten auf eine seltsame Weise und warf einige Blicke, deren Leichtfertigkeit dem Mädchen auffiel, auf ihre Nachbarin. Jezt hielt der Wagen in einer engen einsamen Straße vor einem Gebäude von ansehnlicher Größe. Sie stiegen aus und traten durch eine schmale Pforte, welche Vreneli's Begleiterin mit einem Schlüssel öffnete. Der Hausgang, in welchem sie sich nun befanden, war düster und niedrig. Im Hintergrunde sahen sie aber in einen weiten offenen Hof, wo viele Bediente in Livree sich geschäftig hin und her bewegten. Die Frau drängte Vreneli eine dunkle, aus dem Hausgang aufwärts führende Seitentreppe hinan. Hier war es still und einsam. Die Treppe führte über mehrere Gänge, welche die Aufsteigenden durchschritten und auf welchen sie aus der Ferne Stimmen und anderes Geräusch vernahmen. Erst im dritten Stock machte Vreneli's Begleiterin Halt. Hier öffnete sie eine Thüre und sagte, indem sie das Mädchen zum Voranschreiten aufforderte: „in diesem Zimmer werdet Ihr Madame Dubois erwarten. Ich will sie von Eurer Ankunft benachrichtigen. Geduldet Euch nur kurze Zeit!“ Arglos betrat Vreneli das Gemach, aber indem sie mit Blicken des Erstaunens und der Ueberraschung die Gegenstände wahrnahm, welche sich hier ihrem Auge boten, hörte sie rasch die Thüre hinter sich verschließen und von außen verriegeln. Die flüchtigen Schritte der hinwegeilenden Frau verhallten auf dem äußern Gange.

Man hatte sie getäuscht, man hatte sie zum Opfer eines hinterlistigen Planes, dessen Zweck ihr fremd war, erkoren. Hiervon überzeugte sie das Betragen der Frau, hiervon überzeugten sie noch mehr die Umgebungen, in denen sie sich befand. Das konnte nicht das Zimmer der Madame Dubois, Kammerfrau der Frau von Maintenon seyn; das war das Gemach eines Mannes, dessen Leben dem Waffenwerke gewidmet war, der zugleich aber friedlicheren Beschäftigungen sich ergab. An den Wänden hingen große Degen mit mächtigen Handkörben, mehrere Flinten und Pistolen. Eine reiche Militärkleidung lag über einem Stuhl ausgebreitet. An ihr glaubte Vreneli dieselbe Stickerey zu entdecken, welche die Musquetairs in dem Gasthofe getragen. Gegenüber stand ein großer Tisch, mit Papieren und Büchern bedeckt. Viele Toilettengegenstände, welche in dem Zimmer eines damaligen Modeherrn nicht fehlen durften, fanden sich allenthalben zerstreut. Vreneli bemerkte hundert Dinge, die sie nicht kannte, deren Gebrauch sie nicht ahnete. Sie untersuchte die Thüre, ob sie ihr Gehör nicht getäuscht habe, und ob sie denn wirklich eine Gefangene sey. Die Thüre war fest verriegelt, kein Geräusch ließ sich auf dem Gang vernehmen. Sie trat ans Fenster. Es ließ sich öffnen und sie sah an dem hohen Gebäude hinab in den großen Hof, den sie früher schon in dem untern Hausgange erblickt hatte. Jezt war es still unten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Was die Saloia's, oder Bäuerinnen, betrifft, so sind diese im Allgemeinen von kleinerer Statur, als die weiblichen Bewohner der Städte; ihre Gesichtsfarbe ist beinahe wie die der Männer, ein gesundes Braun, doch nicht gelb oder schmuzig. Sie besonders haben jene ausnehmend schönen ausdrucksvollen Augen. In ihrer Jugend sind viele sogar sehr hübsch, und im Allgemeinen haben alle sehr angenehme Gesichter; doch ist ihre Blüthe von sehr kurzer Dauer; die Runzeln erscheinen bereits, wenn sie kaum zwanzig Jahre alt sind; die Gestalt wird alsdann welk, Gesicht und Hand schrumpfen ein, so daß sie im dreißigsten Jahre das Aussehen von lebendigen Mumien bekommen; und doch erreichen diese Weiber ein sehr hohes Alter. Die vornehmen Portugiesen in Lissabon, besonders aber die Engländer, ziehen diese Saloia's als Ammen allen andern Frauen vor, sowohl um ihrer starken Gesundheit willen, als wegen ihrer sprüchwörtlichen Anhänglichkeit an die von ihnen gestillten Kinder. Doch hat man bei ihnen mit den-

selben Uebelständen, wie überall bei Ammen, zu kämpfen. Wiewohl sie nämlich unter ihrem eigenen Dache so höchst elend leben, sind sie doch, sobald sie in ein vornehmes Haus kommen, fast unersättlich. Sobald sie bemerken, daß aus irgend einem Grunde ihre Gegenwart im Hause unentbehrlich geworden, so sind sie unerschöpflich in Vorwänden, dasselbe zu verlassen, damit man ihr Bleiben durch reiche Geschenke erkaufe. Ist aber endlich die Zeit ihres Dienstes vorbei und das Kind entwöhnt, so heucheln sie eine so innige Zuneigung zu demselben, daß es nun beinahe unmöglich wird, sie los zu werden. Und selbst dieß bewirkt man nur auf eine Zeit lang; denn sie machen es sich zum Gewissenspunkte, wenigstens einmal im Jahre ohne alle Umstände zu erscheinen; sie schlagen dann in der Küche ihren Wohnsitz auf und beweisen ihre Zuneigung zu den Kindern dadurch, daß sie die Speisekammer der Eltern leeren. Die Liebe zum Wunderbaren ferner, welche den portugiesischen Ammen inwohnt, und die bis zum Unglaublichen geht, so wie die Gewohnheit, die Kinder mit den Geschichten von ihren Feiteçeiras (Heren, Kobolden), Räubern u. s. w., an die sie alle fest glauben, zu unterhalten, gehören zu den größten Uebelständen bei solchen Ammen. Bey Fremden kommt noch dazu, daß sie bey ihrer strengkatholischen Denkungsart das Kind für einen kleinen Ketzer ansehen, und alle möglichen Mittel, es für ihre Religion zu gewinnen, versuchen. Das Unschädlichste ist noch, wenn sie sich hiebei auf das heimliche Umhängen von Rosenkränzen, Veronicas (eisernen Medaillen mit Heiligenköpfen), Reliquien u. s. w., beschränken.

Die Kleidung der Saloias ist einzig in ihrer Art. Hübsche Frauen sehen zwar in diesem, wie in jedem anderen Kostüm, hübsch aus; aber die, welche keinen Anspruch auf Schönheit machen dürfen oder ihre Jugendblüthe bereits überlebt haben, entstellt es sehr. Um den Kopf winden sie ein nach den Enden hin gefaltenes Mousselintuch und binden es unter dem Kinn zusammen. Auf dieses setzen sie den bereits oben erwähnten spitzen Hut von schwarzem Sammt, der einer ehemaligen preußischen Grenadiermütze vollkommen ähnelt. Die Jacke, die sie tragen, ist von Wolle und die gewöhnliche Farbe derselben scharlachroth; die Röcke sind ebenfalls von roher Wolle, wie sie in Portugal verarbeitet wird, und ihre Stiefeln dabei ganz so, wie die der Bootsknechte, nur daß sie so große Absätze daran tragen, wie die, welche an den Damenschuhen im vorigen Jahrhunderte Mode waren.

Je weiter nun von der Hauptstadt und deren Bevölkerung entfernt, desto mehr erscheint der eigentliche Charakter des portugiesischen Landvolkes im eigenthümlichen Lichte; und sicherlich gibt es kein Volk, das den Beschreibungen der Dichter von ländlicher Tugend und patriarchalischer Einfachheit sich mehr nähert. Der Vorwurf von Trägheit und Erschlaffung, den man ohne Unterschied der ganzen Bevölkerung von Portugal zu machen gewohnt ist, kann wohl nur von solchen Leuten herrühren, die von den niedern Klassen, die sie in Lissabon sahen, auf das ganze Volk schlossen. Der charakteristische Zug des portugiesischen Landvolks ist ausgezeichneter Fleiß, geduldiges Ertragen des Mangels, Unerschrockenheit und Muth, dabey eine Gastfreundschaft ohne gleichen. Wenn sich ein Fremder bey ihnen blicken läßt, so beschenken sie ihn, ganz unaufgefordert, mit allem, dessen er eben bedarf. Frey streift der Jäger auf der Spur seiner Beute durch Weingärten voll der köstlichsten Trauben und durch reich mit Melonen bedeckte Felder, die keinen andern Schutz haben als gegenseitiges Vertrauen. Keine Tafel mit drohenden Inschriften von Fangeisen und Selbstschüssen beleidigt das Auge und entehrt den Nationalcharakter, um den Vorübergehenden mit augenblicklichem Tod zu schrecken, wenn er es wagte, über eine Hecke zu springen, wie in dem hochgerühmten England überall geschieht. Nie ging ich bey einem Melonenfelde vorüber, ohne daß der Eigenthümer, wenn er mich erblickte, und wenn er mir noch so fremd war, herbey gekommen wäre und mich aufgefordert hätte, die reifste und beste Frucht auszuwählen; und nicht etwa aus Eigennutz; er würde sich empört gefühlt haben, hätte ich ihm irgend eine Belohnung dafür angeboten. Selbst die Industrie würde wahrlich nicht darniederliegen, hätten sie eine Regierung, die ihre natürlichen Anlagen zu wecken und zu fördern verstände. Woran es in Portugal gebricht, in moralischer wie in industrieller und intellektueller Hinsicht, das hat alles allein Geistlichkeit und Regierung auf dem Gewissen. Es ist freylich kein Wunder, wenn man in einem Lande, wo die nützlichen Künste seit Jahrhunderten wenig oder gar keine Aufmunterung und Verbesserung erhalten haben, den Landmann überall im Zustande patriarchalischer Rohheit erblickt. Der Pflug und die Egge, deren man sich hier bedient, sind von der plumpsten Art und sind ein gar schwerfälliger Apparat. Dafür können die Bauern nicht, da die Regierung ihnen nie andere Werkzeuge gezeigt hat, und sie in ihrem Lande nirgends andere sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterschied.

Zu dem Adler sprach die Taube:
Wo das Denken aufhört, da beginnt der Glaube.
Recht, sprach jener, mit dem Unterschied jedoch,
Wo du glaubst, da denk' ich noch.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das eben erschienene Journal einer Reise von dem stillen zu dem atlantischen Meere, von Lieutenant Maw, enthält man-

ches Neue. Diese Reise ist darum besonders merkwürdig, weil sie ein Land betrifft, das Europäer selten betreten und noch seltener beschrieben haben. Leider aber ist der gute Lieutenant nicht der Mann, von dem viel zu erfahren ist. Er reiste à l'Anglais, nicht im Galopp, denn das erlaubte der Boden nicht, aber so schnell es nur immer gehen wollte, freylich in der löblichen Absicht, um der Regenzeit zu entgehen, die einem Europäer Gefahr bringt. Er wandte sich daher weder rechts noch links von seinem Wege, und sah so von Land und Menschen und Thieren nur das, was sich ihm auf diesem Wege darbot, aber auch dieses nur oberflächlich und ohne Beobachtungsgeist. Namentlich möchten wir von den Indianern mehr erfahren, als was man in ihren Dörfern und Flecken beobachten kann, wo sie unter dem Einfluß der Missionarien oder peruvianischen und brasilianischen Beamten stehen. Wir erfahren aber auch von diesen Indianern nur ungefähr so viel, daß sie in Peru besser behandelt werden, als in Brasilien, und deßwegen auch glücklicher und zufriedener scheinen und freyer und redlicher in ihrem Benehmen sind; daß sie, wo man Gerechtigkeit gegen sie übt, fleißig und treu sind und sich, der Regierung gegenüber, die Kinder des Gehorsams nennen; da aber, wo man sie zu ungebührlicher Arbeit bey geringer Bezahlung zwingt, ihren Vorgesetzten zu entlaufen oder sie zu hintergehen suchen, und z. B. die Sarsaparille-Pflanzungen zerstören, um der Arbeit des Sammelns überhoben zu seyn. Nach dem, was der Reisende in Erfahrung gebracht, herrscht in Brasilien, trotz dem Freyheitsedikt des Kaisers, noch immer der schändliche Gebrauch, in der fernen Provinz Para Indianer zu fangen und zu Sklaven zu machen. Die sogenannten Brancos, d. h. Abkömmlinge von Europäern, welche sich am Maranon niedergelassen haben, sollen zum großen Theil den Auswurf der Nation bilden, und es läßt sich wohl glauben, daß sie von dem alten Gesetz, welches ihnen gestattete, Indianer zu Sklaven zu fangen, den besten Gebrauch machten, dabey aber der Klausel wenig achteten, welche diese Unglücklichen nach einer zehnjährigen Sklaverey für frey erklärte. Noch jezt, erzählt Maw, wenn ein Branco Indianer haben will, entweder zum eigenen Gebrauch oder zum Tausch für Waaren, so vereinigt er sich mit andern, welche ein ähnliches Bedürfniß haben, verschafft sich eine Erlaubniß (von wem? hat unser Reisender nicht erfahren können), „hinein zu gehen," d. h. den Papuraflus hinauf zu fahren, welcher nordwestlich fließt, was jezt für die beste Gegend gehalten wird, wo Indianer zu fangen sind. Man nimmt einen mit den Schlichen der Wälder vertrauten Indianer als Wegweiser mit, nebst Waffen und Waaren. Sie fahren den Strom hinauf, bis sie an ein indianisches Dorf kommen. Hierauf verlassen sie die Boote und verstecken sich im Walde. Begegnen sie einem einzelnen Indianer, so fangen sie ihn und er muß ihnen den Weg zum Dorfe zeigen, wo es ihnen gewöhnlich gelingt, alle Einwohner zu fangen, die sie dann mit Kötzen an den Füßen fortschleppen. Diese Indianer, die gegen ihres Gleichen aufs Muthigste fechten, sollen sich vor den Weißen so sehr fürchten, daß sieben bis acht Brancos eine Schaar von mehr als hundert, die sie beym nächtlichen Tanz überraschen, mit ein Paar Schüssen in die Flucht jagen und dabey Alle fangen, die sie einzuholen vermögen. Erfahren aber die Indianer, daß Brancos auf der Menschenjagd sind, so graben sie Löcher in die Pfade, stecken starke vergiftete Speere in dieselben und decken sie leicht zu, so daß es große Aufmerksamkeit und Erfahrung erfordert, um dieselben zu vermeiden, und eine Wunde von solchen Speeren soll beynahe augenblicklich tödten. Können indessen die Brancos keiner Indier, weder durch List noch Gewalt, habhaft werden, so kaufen sie welche von den Stammhäuptern, welche ihre Kriegsgefangene in Corals oder hohen unbedeckten Verzäunungen aufbewahren, entweder um sie zu schlachten und zu essen, oder sie für Waaren zu verhandeln.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 245:
Merkur.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

„Das Klösterlein."

Ich weiß ein kleines Klösterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder,
Die Armen steh'n Jahr aus, Jahr ein,
Und keiner sezt sich nieder.
Der eine zischt, der andre brummt,
Der dritte lallt, der vierte summt;
Der fünfte mit dem sechsten murrt,
Der siebte mit dem achten knurrt.
Doch dieser Hader währt nicht lang,
Schon ahnd' ich frommen Chorgesang;
Jezt stimmen sie das Credo an,
So rein, als je der Pabst es kann;
Jezt beten sie das Pater noster,
So gut, als je in einem Kloster;
Sie beten dieß, sie beten das,
Sogar das fromme Gratias.
Das Klösterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es nichts von [illegible] Clausur;
Kein Maurermeist[illegible] gemacht,
Kein Zimmermann hat dran gedacht,
Doch hat's gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel andres fügen kann.
Nun rathet auf, und rathet nieder;
In schwarzen Kutten geh'n die Brüder.

Hebel.

Ich weiß ein andres Klösterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder,
Die Armen steh'n Jahr aus, Jahr ein
Und bilden Reih' und Glieder.
Ein schön bemaltes rothes Thor
Verschließt den Klosterbrüderchor.
Stark sind sie von Knochen allzumal,
Doch einer dick, der andre schmal.
Der eine malt, der andre schneidet,
Der fühlt sich und der andre leidet;
Nur von dem guten Klosterschmaus
Schließt keiner, eh' er stirbt, sich aus.
Vom Fasten sieht man keine Spur,
Ihr ganz Gelübd ist Schweigen nur,
Und nur der Zorn entlockte schon
Den Stummen eine Art von Ton.
Dieß Klösterlein hat keine Uhr,
Doch liebt's vernünftige Clausur;
Den Meister aber, der's gebaut,
Hat euer Auge nie geschaut.
Nun rathet auf und rathet nieder;
In weißen Kutten prangen die Brüder.

J. G. W.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Oktober 1829.

Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

Goethe.

Skizze aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Die alte patriarchalische Sitte, das Korn durch Ochsen austreten zu lassen, um die Körner zu gewinnen, wird ebenfalls noch in Portugal beobachtet; närrisch genug sieht dabey aus, wie einem jeden Thiere bey dieser Arbeit eine Frau mit ausgestreckten Armen nachfolgt, um das in Empfang zu nehmen, was, wenn es auf den Boden fiele, viele Körner unbrauchbar machen würde. So kennt man auch beym Weinkeltern die Presse nicht, und der Most wird durchaus auf keine andere Weise gewonnen, als durch Austreten mit den Füßen. Nicht minder schwerfällig und ungeschickt sind die Karren und Wagen, die der portugiesische Landmann führt. Der Durchmesser der Räder beträgt gewöhnlich nur drey Fuß, und in der Mitte haben sie die größte Dicke, während der äußere Rand der Räder im Verhältniß sehr dünn und mit Eisen beschlagen ist. Die Achse ist von Holz, zehn bis zwölf Zoll dick, und reibt sich an den Rädern mit einem abscheulichen Gequike. Zur Entschuldigung für diesen schrecklichen Lärm führen die Bauern an, daß ohne denselben die Ochsen nicht so gut, oder wahrscheinlich gar nicht ziehen würden. Dieß mag auch wahr seyn, da diese Thiere nur solche Wagen zu ziehen gewohnt sind. Der Fuhrmann sezt sich vorn an des einen Ochsen Kopf, sticht sie, um sie anzutreiben, mit seinem Agulhas (Stachel), und spricht dazu mit ihnen. Das Geschirr wäre durchaus nicht vollständig, wenn die Köpfe der Thiere nicht mit Veronikas verziert wären, und der Wagen selbst, um ihn vor Zauberey zu schützen, nicht an irgend einem Theile das so wohl bekannte spezifische Amulet, einen Pferdefuß, aufzuweisen hätte. Wenn der portugiesische Bauer so auf dem Wege ist, so hört man ihn unfehlbar stets singen. Liebe ist das allgemeine Thema seiner traurigen Lieder; denn traurig sind sie stets und die Weisen unerträglich schleppend. Auch die Weiber machen mit ihren Liedern keinen erfreulicheren Eindruck.

Die Dörfer und Weiler in Portugal haben ein sehr eigenthümliches Aussehen. Die Häuser sind, wie in der Hauptstadt, mit rothen Ziegeln gedeckt, da man von Stroh in dem ganzen Lande nichts weiß, und die Mauern so erstaunlich dick, als wären sie für die Ewigkeit erbaut. Von verhältnißmäßiger Stärke sind auch die Balken, welche das Holzwerk des Daches bilden; auch sie überleben viele Geschlechter. Indessen bestehen fast alle Häuser in den Dörfern blos aus dem Erdgeschoß, und wenn man deren mit einem oder gar zwey Stockwerken sieht, so kann man sicher annehmen, daß es die Wohnung des Pfarrers ist. Das Innere der Kirchen wird außerordentlich rein und nett erhalten; die Altarbilder sind aber meistentheils so elende hölzerne Schnitzwerke und haben so lächerliche Gesichter, daß selbst der Unwissendste, statt bey ihrem Anblick von Ehrfurcht durchdrungen zu werden, sich kaum des Lachens würde enthalten können, wäre er nicht von Kindheit auf daran gewöhnt. Nichts destoweniger

haben dieſe Heiligenbilder ſo gut wie die in der Hauptſtadt ihre Vergoldungen, oder vielmehr Spuren davon, denn die meiſten, welche ich in den Landkirchen zu Geſicht bekam, waren ſehr alt; manche ſah man gar ohne Naſen, oder mit einem Arm oder Beine; doch ſtören dieſe kleinen Mängel, ſo viel ich weiß, die Eingebornen nie in der brünſtigſten Andacht, noch verringern ſie die Anzahl der Wunder, die ſie überall in erſtaunlicher Menge verrichten. Dem Fremden erſcheint beſonders die Art, wie das menino Jesus (Kind Jeſus) bekleidet iſt, höchſt anſtößig. Es trägt eine wohlgepuderte Stutzperücke mit einem Zopfe von ungeheurer Länge und mit unzähligen Bandſchleifen, und ſein übriger Anzug gleicht vollkommen dem eines Hofmannes aus dem verfloſſenen Jahrhundert: weiße kurze Beinkleider, ſeidene Zwickelſtrümpfe, Knieſchnallen und Schuhſchnallen, die von falſchen Steinen blitzen. Eine ſilberne Strahlenkrone iſt an dem Hintertheil der Perücke angebracht, und um das Ganze vollſtändig zu machen, prangen die Inſignien des Ritterordens von Chriſtus in einem Knopfloche. Die Jungfrau iſt in ähnlichem Koſtüm vorgeſtellt, mit einem ungeheuren gepuderten Kopfputze, ſchönen Ohrringen, Halsbändern, Ketten und Kreuzen, einem Reifrocke mit Franzen und Falbeln, Zwickelſtrümpfen und geſtickten Atlasſchuhen mit hohen Abſätzen. Die neben ihr angebrachten Attribute ſind nach dem eigenthümlichen Charakter, unter welchem ſie verehrt wird, verſchieden. N. S. da Cançeiçao zum Beyſpiel wird auf einem halben Mond ſtehend, unter dem man eine ungeheure Schlange ſich winden ſieht, dargeſtellt. Dieſe Attribute veranlaßten manche, ihr einen aſtronomiſchen Urſprung zuzuſchreiben, als ſey ſie das Symbol des Herabſteigens der Schlange Pothe an der einen Seite des Horizontes, während die Jungfrau auf der andern heraufſteigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Vor einem Eingange des Vordergebäudes hielt eine glänzende, mit vier ſchönen Pferden beſpannte Kutſche. Der Kutſcher ſchien auf ſeinem Sitze eingeſchlafen. Sie fühlte ſich verſucht, nach ihm hinzurufen, allein ſchwerlich hätte ihre Stimme ſein Ohr erreicht, und dann war auch wohl darauf zu rechnen, daß derjenige, deſſen Ränke ſie hierhergeführt, ſie im Geheim bewachen und jeden Beyſtand von ihr entfernt halten werde. Wer aber war dieſer räthſelhafte Verfolger, was waren ſeine Abſichten, was konnte ihn bewegen, eine ihm gewiß ganz Fremde auf dieſe gewaltthätige Weiſe zu behandeln? Die Angelegenheit, die ſie nach Paris führte, konnte Niemand wiſſen: der Brief an Madame Dübois ruhete auf ihrer Bruſt. Von einem Feinde Maßners rührte alſo dieſe Verfolgung nicht her. Gros-Gibier hatte ſie betrogen, hatte ſie überliſtet durch heuchleriſche Freundlichkeit und falſches Gefälligſeyn; aber zu weſſen Gunſten, in weſſen Auftrag? Da fiel ihr Blick auf einmal auf die Militärkleidung, die vor ihr ausgebreitet lag, und mit der Schnelligkeit eines Blitzes ſtand die Wahrheit vor ihrer Seele. Nicht umſonſt hatte Gros-Gibier am geſtrigen Abende die Musquetairs von ihr zurückgehalten, nicht umſonſt mit dieſen eine lange geheime Unterhandlung gepflogen, nicht umſonſt, von ſeinem böſen Gewiſſen gerührt, ihre Belohnung ausgeſchlagen. Nun erkannte ſie, warum ſo ſchnell eine Bötin der Madame Dübois da ſeyn konnte, warum ſich dieſe ſo gefällig zeigen mußte! Mit dieſer Erkenntniß war ihre ganze Entſchloſſenheit, ihr ganzer Muth zurückgekehrt. Der Gebrauch des Feuergewehrs war ihr nicht fremd; ihr Bruder hatte zu Zeiten nach Gemſen gejagt, und ſie ſelbſt hatte wohl öfters zum Scherz nach einem Ziele geſchoſſen. Bald hatte ſie ſich überzeugt, daß eine der an der Wand hängenden Büchſen ſcharf geladen ſey. Ruhig ließ ſie ſich nun an dem Schreibtiſche nieder und blätterte in den vorhandenen Papieren, während das todbringende Gewehr ihr zur Seite ſtand, ſo daß ſie es in jedem Augenblicke ergreifen konnte. Ohne Abſicht hatte ihre Hand einen der zerſtreut umherliegenden Briefe genommen, der, ſchon eröffnet, wieder zuſammengeſchlagen worden war. Jetzt hefteten ſich ihre Blicke auf die Aufſchrift. Nicht die Adreſſe: an den Chevalier von Montbel, war es, welche mit einem Male ihre ganze Aufmerkſamkeit erregte, nein! die Hand, welche die Adreſſe geſchrieben hatte. Das waren die Züge der Frau von Merveilleur, Niemand anders konnte dieſe Zeilen auf das Papier geworfen haben, als ihre ehemalige Gebieterin! Sie konnte dem Drange nicht widerſtehen, ſich hiervon näher zu überzeugen. Sie ſchlug den Brief auf, ſie las die Unterſchrift: Adele von Merveilleur, gebornе von Montbel, ſah, daß derjenige, an den der Brief gerichtet war, mit den zärtlichen Worten: mein theurer Bruder, angeredet wurde; ſie fand, daß die Adreſſen der übrigen noch vorhandenen Briefe ſämmtlich an den Chevalier von Montbel gerichtet waren, und hatte nun die beſtimmte Verſicherung, daß es ein Bruder der Frau von Merveilleur ſey, den der Zufall in ihren Weg geführt, der ſich des elenden Gros-Gibier zur Ausführung ſeiner unwürdigen Abſichten bedient hatte. Sie erinnerte ſich nun auch, daß dieſes Bruders der Frau von Merveilleur einige Male als eines wohl leichtſinnigen, aber gutmüthigen Jünglings gedacht worden ſey. Sie fühlte ſich ruhiger, ſie fühlte ſich ſicherer durch die gemachte Entdeckung. Aber welches ſeltſame Spiel hatte doch der Zufall wiederum

mit ihr getrieben? Noch wußte sie nicht, wie es endigen, wozu es sie führen würde, allein die Waffe an ihrer Seite erfüllte ihre Seele mit Muth, die Erkenntniß des seltsamen Zusammentreffens mit Hoffnung. Da glaubte sie ein Geräusch vom Gange her zu vernehmen. Hastig stand sie auf und ergriff das Gewehr. Sie horchte schärfer. Nicht in ihrer Nähe, von dem Hofe herauf ertönte das Geräusch. Sie ging zum Fenster. Eine Menge reich gekleideter Diener, einige zu Fuße, andere zu Pferde, bewegten sich um den Wagen, der vor dem Haupteingange hielt, und in diesem selbst erschien jezt ein hoher stattlicher Mann, von schon vorgerücktem Alter, prächtig in seinem Aeußern, mit Ehrenketten und Orden geschmückt. Neben ihm trat der junge Musquetair hervor, den Vreneli gestern Abend im Gasthofe gesehen, dessen Anwesenheit alle Zweifel vernichtete, welche sie noch über die Person ihres Verfolgers hätte hegen können, und dessen Gesichtszüge ihr deßhalb bekannt erschienen waren, weil in ihnen eine ungemeine Aehnlichkeit mit denen der Frau von Merveilleux lag. Es dünkte ihr, als werfe er einige verstohlene und besorgte Blicke zu ihr empor. Aber auch der ältliche Herr, der gerade zu ihm sprach, mochte diese Blicke bemerkt und irgend einen Argwohn geschöpft haben; seine Augen folgten der Richtung, welche die des jungen Mannes genommen hatten; Vreneli konnte erkennen, daß er sie erblickt habe, sie sah, wie er mit einer Geberde des Unwillens und des Erstaunens zurücktrat, heftig die Hand des Musquetairs ergriff, und indem er mit lebhaften Bewegungen auf diesen einsprach, nach ihr hindeutete. Das ganze Aeußere des Mannes flößte dem Mädchen Vertrauen ein. Ein kecker Gedanke leuchtete in ihrer Seele auf, der rasch zum Entschluß wurde. Ohne Zögern feuerte sie das Gewehr, das sie hielt, in die Luft zum Fenster hinaus ab. In diesem Momente flogen die Blicke aller unten befindlichen Leute zu ihr herauf. Der alte Herr nahm seinen jungen Begleiter rasch unter dem Arm und zog ihn kräftig in das Haus zurück. Die Diener traten zusammen und sahen lachend und mit unverschämten Gebehrden nach dem Fenster, das ihnen ein so überraschendes Schauspiel bot. Um sich ihren Blicken zu entziehen, begab sich Vreneli in die Mitte des Zimmers. Die nächsten Augenblicke mußten ihr eine Entscheidung bringen. Bald vernahm sie hallende Schritte auf dem Außengange; die Thüre wurde aufgeriegelt und herein trat der alte Herr, von dem Musquetair gefolgt, dessen verlegene Blicke den Boden suchten. „Mademoiselle," redete sie jener in einem ernsten und kalten Tone an, „Euer Benehmen und das Geständniß meines unbesonnenen Neffen sagen mir, daß Ihr Euch ohne Eure Einwilligung in diesem Hause befindet. So strafbar mein Neffe auch erscheint, so dürfte ihm die Gesellschaft, in der er Euch zuerst gefunden, zu einiger Entschuldigung gereichen. Ohne Zweifel seyd Ihr ein Mitglied der Komödiantentruppe des saubern Herrn Gros-Gibier, und Ihr könnt sogleich ohne Hinderniß zu diesem zurückkehren." — „Nimmermehr!" versezte mit großer Bestimmtheit Vreneli. „Ich habe diesen Mann gestern Abend zufällig auf meinem Wege gefunden und er hat das Vertrauen, das er von mir zu erschleichen wußte, auf das Schändlichste mißbraucht. Er versprach, mich zu Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, führen zu lassen, wohin ich verlangt hatte, und statt dessen hat mich seine Helfershelferin hierher gebracht." — „Wie?" sprach der alte Herr in einem mildern Tone, „Ihr seyd mit Madame Dübois bekannt? Ihr gehört nicht zu jenen Komödianten?" — „Ich bin ein armes Schweizermädchen," antwortete Vreneli, „und habe an Madame Dübois einen Brief abzugeben, in dem man mich ihr empfohlen hat." — „Eine Schweizerin?" sagte neugierig näher tretend der alte Herr, während der Musquetair noch immer betreten unter der Thüre stehen blieb; „freylich hätte ich es gleich Eurem Anzuge ansehen können," fuhr jener fort; „ich bin oft in der Schweiz gereist und kenne Eure Landestracht. Ihr seyd aus dem Lande des grauen Bundes; dort trägt man sich in dieser Weise. Aber welche Angelegenheit kann Euch allein und schutzlos nach Paris führen? Entdeckt Euch mir. Vielleicht kann ich Euch nützlich seyn. Ihr seht in mir den Großprior von Vendome." — „Den Oheim der Frau von Merveilleux?" fiel Vreneli lebhaft ein. Zugleich trat es ihr vor die Seele, daß die veränderte Lage der Dinge auch ihr früher beabsichtigtes Benehmen verändern, daß sie sich völlig rechtfertigen und das Schreiben an den Großprior übergeben müsse. Sie berichtete nun ohne Umschweife ihr bisheriges Verhältniß zu Frau von Merveilleux, sie nahm den Brief hervor und legte ihn in die Hand des erstaunten Herzogs nieder. Je weiter dieser las, desto mehr ging der Ernst seines Antlitzes in ein heiteres, etwas spöttisches Lächeln über. Der junge Mann war einige Schritte näher getreten und blickte seinen Oheim mit gespannter Erwartung an. „Du hast wirklich das Kammermädchen Deiner Schwester entführt, Chevalier," sagte dieser jezt, indem er den Brief zusammenlegte. „Ich muß Dir Dank wissen für diese Gefälligkeit, die meine Schutzbefohlene so bald zu mir führt. Aber Du, Kind," fuhr er, zu Vreneli gewandt, fort, „Du hast große Dinge vor, eine Angelegenheit bey Hofe, ein Gesuch bey dem Könige selbst — nun, Madame Dübois wird wohl helfen, sie vermag viel in diesem Augenblicke, mehr vielleicht, als Pater Le Tellier selbst." Vreneli mußte jezt von Frau von Merveilleux und ihrem Gemahl erzählen. Sie theilte mit, wie sie in die Dienste der Dame gekommen, was ihren Aufenthalt in Lyon be-

traf, allein den Besuch auf Fort Eclüse verschwieg sie. Als der Herzog sie nach dem Zwecke fragte, den sie am Hofe zu erreichen hoffe, entgegnete sie bescheiden, aber fest: in dieser Sache habe sie nicht allein ihr Geheimniß, sondern auch das einer andern Person zu bewahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

„So unglaublich auch solche Nachrichten in dem jetzigen sittlichen Zustande der Welt scheinen mögen," fezt der Verfasser dieses Reisejournals hinzu, „so wurden sie uns doch zu oft bestätigt, als daß wir daran zweifeln könnten. Wenn ich zu Egas meinen Unglauben in diesem Punkt äußerte, so verwies man mich immer an die erste beste Person, welche gewöhnlich über unsere Ungläubigkeit lächelte und irgend einen neuen bestätigenden Zug erzählte; bald zeigte man uns Leute im Dorfe, die Menschenfleisch gegessen, bald beschrieb man die Art der Zubereitung desselben u. s. w. Ein Branco erzählte uns, sein Schwiegervater sey auf einer Menschenjagd zu einem Indianer gekommen, welcher Gefangene zu verkaufen hatte; er aß bey ihm und fand in dem Gerichte — den Daumen eines Menschen. Man sagte mir, die Indianer hielten das Innere der Hand eines Weißen für den größten Leckerbissen, und die Brancos zu Egas pflegten im Spasse zu sagen, da ich weißer sey, als irgend einer in der Gegend, werde ich von den Indianern vorzüglich gesucht werden. Man erzählte uns, daß die Erfangenen in Pferchen aufbewahrt, aber von ihren Herrn nichts weniger als grausam behandelt werden. Bedarf er einen zum Essen, so wählt er sich das Opfer aus und bläst einen vergifteten Pfeil auf dasselbe; es fällt und man schleppt es heraus, ohne daß die übrigen darauf merken, da Gewohnheit und Noth sie gelehrt hat, solches als ganz der Ordnung gemäß zu betrachten. Der Generalvikar von Rio Negro erzählte uns, ein Branco habe ein Mädchen kaufen wollen, dieses sey aber lieber bey seinen Verwandten im Pferche geblieben und habe sich auffessen lassen, als daß sie dieses Mannes Sklavin geworden sey."

Der interessanteste Theil des Werkes sind meiner Meynung nach einige Auszüge aus dem Journal El Peruano über den ehemaligen und jetzigen Zustand mehrerer indianischen Stämme in Peru. An den Flüssen Sarayuco, Champayuva und Acayali gibt es manche Ortschaften und Niederlassungen heidnischer Cunibos und Schipios, in welchen die Missionarien seit 1791 angefangen haben, die Kinder zu taufen. Da diese Wilden sich aber weigern, in den Missionen zu wohnen und regelmäßigen Unterricht zu empfangen, so ist ihre Kenntniß vom Christenthume natürlich sehr verworren und unvollkommen. Die Missionarien erhalten daher auch ihren Zuwachs nur durch die Kinder, die sie den Eltern abkaufen und zu Christen und Vertheidigern ihrer Anstalten erziehen. Die Missionäre haben bemerkt, daß die Stämme in beständigem Kriege mit einander leben, und daß selbst die Bekehrten noch immer gegen die im Innern wohnenden feindselig gesinnt sind. Die Vielweiberey ist hier allgemein gebräuchlich, und die Kriege werden in der Absicht geführt, Weiber zu erbeuten. Entdecken die Wilden einen Pfad oder sonst eine menschliche Spur, so verfolgen sie dieselbe, greifen die entdeckten Hütten bey Nacht an, tödten die Männer und bemächtigen sich der Weiber und Kinder, welche sie unter sich vertheilen. Gewöhnlich werden die Knaben verkauft, selten aber die Mädchen, welche sie zu Weibern für ihre Söhne erziehen. Die Christen kaufen die Knaben, erziehen sie in ihrer Religion und lassen sie oft ihre eigenen Töchter heyrathen. Die bedeutendsten Stämme sind folgende: Die Mayorunas, welche den Winkel bewohnen, den der Acayali mit dem Maranon bildet, und die sehr zahlreich und gelehrig seyn sollen. Die Capanuhas oder Busquipanes gehen ganz nackt und essen aus Frömmigkeit ihre verstorbenen Anverwandten. Ein Versuch, sie zu zähmen, den man 1817 machte, schlug fehl, indem eine pestartige Krankheit, die sie gleich nach ihrer Versetzung von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte befiel, sie in die Wälder zurückscheuchte. Die Semis sind ein sanftmüthiges, heitres Volk mit angenehmem Gesichtsausdrucke, aber ihren Feinden äußerst furchtbar. Sie sollen ihre Todten verbrennen und die Asche in Chicha trinken. In ihrer Nähe soll ein großes Volk in Städten an den Ufern eines bedeutenden Flusses wohnen. Die Remos leben im Innern der Waldungen, kommen selten an den Fluß und scheinen ein großes und tapferes Volk zu seyn. Die Amahuacas sollen gelehriger und weniger dumm seyn, als sonst die Indianer der Montanna zu seyn pflegen. Alle diese Völker wohnen auf dem rechten Ufer des Acayali. Auf dem linken lebt ein Volk, Pinhuas genannt, von dem man fast nichts zu wissen scheint, das man aber seines Schmutzes wegen auch Hottentotten genannt hat. Sie wurden 1811 auf einer Insel entdeckt, sind aber seitdem wieder verschwunden. Von den Maparis sieht man zuweilen etwas auf dem Wege zwischen Santa Catalina und Chipurana und hört ihre Trommeln im Walde; doch scheinen sie sehr friedfertig zu seyn. Man hat ein kupfernes Beil bey ihnen gesehen. Die Cashibos wohnen an den Flüssen Pachiter, Spiria und Aguatia und sind ein unbezähmbares, grausames Volk. Glücklicher Weise bedienen sie sich keiner Fahrzeuge, und können also nicht in der Ferne schaden.

Berichtigungen.

Durch den Umstand, daß in Folge einer Veränderung, die im Satz der Nr. 228 d. J. des Morgenblatts vorzunehmen war, die Spalten des Gedichts: Die Visionen, in Nr. 229 ungebrochen werden mußten, sind diese Spalten aus Versehen versetzt worden, und der Abschnitt des Gedichts in Nr. 229 und 230 ist folgendermaßen zu lesen: der auf Seite 914 zwischen Zeile 20 der ersten und Zeile 32 der zweyten Spalte enthaltene Abschnitt von: Ihrer Lippen süßes Lächeln bis mehr und mehr ans Herz mir schleichen, ist in Nr. 230 Seite 919 hinter Zeile 31, nach den Worten: Sich im Guß zu Einer formten, einzuschieben. (pag. 914 lies also: Ohne Pfingsten abzuwarten, Und das Wunder jenes Bischofs ꝛc., pag. 919 lies: Sich im Guß zu Einer formten; Ihrer Lippen süßes Lächeln ꝛc.)

In Nr. 245 des Morgenblatts Seite 1 Spalte 1 Zeile 15 von oben, und S. 2 Sp. 1 Z. 19 von unten lies: Ilanz statt Planz.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Oktober 1829.

Was für Unmöglichkeit gemeiner Sinn
Erklärt, reißt meinen Sinn zur Hoffnung hin.

Shakespeare.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Alle Umstände vereinigten sich höchst günstig für Vreneli. Der Großprior war im Begriff, sich nach Versailles zu begeben. Dort befand sich der Hof und Frau von Maintenon mit ihrer Dienerschaft. Ihn selbst rief heute ein Geschäft zu der frommen Freundin des Königs. Er erbot sich, Vreneli mitzunehmen, die natürlicherweise dieses Anerbieten wie eine Fügung des Himmels ansah. „Du darfst mir Dank wissen, Chevalier," sagte er im Fortgehen mit leisem Spotte zu seinem Neffen, „daß ich Dir so wohlfeilen Kaufs von dieser häßlichen Geschichte loshelfe. Das Kind scheint mir Entschlossenheit genug zu besitzen, um einem Thoren, der es wagt, sie zu beleidigen, eine Kugel durch den Kopf zu jagen." Als Vreneli am Arme des Großpriors vor der im Hofe versammelten Dienerschaft erschien, und ihr Begleiter sie artig in den Wagen hob, in den er dann selbst nachfolgte, malte sich Erstaunen in Aller Mienen. Niemand aber wagte diese Befremdung laut werden zu lassen, und von einer bewaffneten Ehrengarde, die den Wagen umgab, begleitet, trat das Hirtenmädchen vom Calanda ihre Fahrt zu dem Hoflager des Königs von Frankreich an.

VII.

In einem hohen, aber durch breite Damastvorhänge verdüsterten Zimmer des königlichen Schlosses zu Versailles saß eine bejahrte Dame, in deren Zügen eine seltsame Mischung von Stolz und Demuth, in deren Haltung und Benehmen Ernst und Frömmigkeit lagen. Sie las in einem Gebetbuch und unterließ nie, an den Stellen, wo es der Inhalt des Buches mit sich brachte, sich zu bekreuzen und das Haupt zu neigen. Ihr Anzug glich dem einer Klosterfrau, allein die schweren Goldketten, die Hals und Brust umgaben, ein hellstrahlender Diamant von ungewöhnlicher Größe, der den hinten herabfallenden Schleyer über der Stirn zusammenhielt, verriethen, daß sie der Welt und ihrer Eitelkeit noch nicht ganz entsagt habe. Diese Dame war Frau von Maintenon, der das Schicksal die Bestimmung gegeben hatte, den alternden, lebensmüden Monarchen die Oede seines Herzens, die Unzufriedenheit mit sich selbst und so viele vereitelten Plänen des Ehrgeizes und der Habsucht vergessen zu machen. Nicht weit von ihr beschäftigte sich eine Frau von mittlern Jahren mit der Anordnung einer Reihe schwarz eingebundener Bücher, die sie auf einem Schreibtische aufstellte. Eines der Bücher entglitt ihrer Hand und fiel mit Geräusch zur Erde. Frau von Maintenon warf einen unwilligen, strafenden Blick auf die Frau und sagte in einem ernsten, aber nicht lauten Tone:

„Jezt ist es nicht Zeit, die Geschäftige zu machen. Haltet Euch ruhig, Dübois, denn Ihr wißt, der König arbeitet im anstoßenden Kabinette mit seinen Ministern.“ Nur mit innerem Widerstreben schien sich Madame Dübois in den Willen ihrer Gebieterin zu fügen. Sie trat in eine Fenstervertiefung, und man sah es ihr an, wie schwer es ihr wurde, ihre natürliche Neigung zu immerwährender Geschäftigkeit zu unterdrücken. Ein Geräusch in dem Nebenzimmer, das jenem Kabinette gerade gegenüber lag und dessen Thüre halb geöffnet war, gab ihr eine erwünschte Veranlassung, rasch und mit Schritten, die nichts weniger als unvernehmlich waren, sich in dieses zu verfügen. Sie kam bald wieder zurück und meldete den Besuch des Großpriors von Vendome, der in einer wichtigen Angelegenheit Frau von Maintenon zu sprechen wünsche. Das Angesicht der alten Dame verfinsterte sich. „Ich habe die Vendome nie geliebt,“ sagte sie; „sie rühmen sich der Abstammung von Heinrich IV., und ihr Stolz läßt sie das Heil nur auf dem blutigen Schlachtfelde, nicht aber auch in der Uebung frommer Pflichten suchen. Ich weiß, was der Herzog will. Wie oft habe ich es nicht schon hören müssen, und wie oft habe ich ihm nicht schon das Vergebliche seiner Bemühungen vorgestellt. Sagt ihm, ich sey unpäßlich, ich könne ihn nicht sprechen.“ Da aber nahm sich Madame Dübois mit einer unwiderstehlichen Beredsamkeit der Sache des Herzogs an. Ihre Mutter war Amme in dem Hause der Vendome gewesen, sie selbst hatte ihre Kinderzeit und den größten Theil ihrer Jugend in diesem zugebracht. Mit Wohlthaten war sie von den Eltern des Herzogs, von diesem selbst überhäuft worden, sogar ihre jetzige günstige Lage hatte sie seinen frühern Empfehlungen zu verdanken. Sie ließ nicht nach, ihre Gebieterin mit Bitten und Beschwörungen zu bestürmen, bis diese endlich nachgab und verdrießlich einwilligte, den Großprior zu sprechen. Jezt eilte sie vergnügt ins Nebenzimmer, hieß den Herzog eintreten und fand sich nun mit Vreneli, die jener ihr als eine, ihrem und seinem Schutze empfohlene junge Schweizerin vorgestellt hatte, allein. Mit flüchtigen Blicken durchlief sie den Inhalt des Schreibens, welches ihr Vreneli vom Kommandanten des Forts Eclüse überbrachte. Kopfschüttelnd legte sie es zusammen und sagte: „junges Mädchen, Ihr habt Euch da in ein schwieriges Unternehmen eingelassen. Der Mann, der Euch hierher geführt, betreibt dieselbe Sache, allein ob er gleich dem königlichen Hause verwandt ist, ob gleich er und sein Bruder der Krone Frankreich große Dienste geleistet haben, so sind doch bis jezt alle Schritte, die er gethan, vergebens gewesen.“ Dem Mädchen schien es kaum glaublich, daß der von dem alten Maßner so schwer beleidigte Großprior sich für die Befreyung ihres Rudolphs verwende. Da aber entdeckte ihr Madame Dübois, daß der Herzog, als er aus der Gefangenschaft entlassen worden, sein Ehrenwort gegeben habe, nach seinen Kräften die Befreyung des jungen Maßner zu betreiben. Er sehe nun die Sache für seine eigene an, er glaube seine Ehre verlezt, und fange an, nach mehrmaligem Abweisen, in der That zudringlich zu werden. „Was ihm nicht gelingt, gelingt vielleicht mir,“ sagte entschlossen das Mädchen. „Ihm steht nicht an, was mir zu thun erlaubt ist und vielleicht allein nur die Strenge des Königs in Milde verwandelt. Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ich werde ihm alles gestehen, daß Rudolph mein Bräutigam ist vor Gott und in meinem Herzen, ich werde ihn von seiner Unschuld überzeugen, und meine Thränen werden ihn rühren. Ich bin stark auf der weiten Wanderung geblieben, die Trauer, die Sehnsucht hat mir keine Thräne ausgepreßt, aber nun, wo es gilt, das Werk, an dem mein Leben hängt, zu Stande zu bringen, sind meine Gefühle zu bewegt, um sich länger beherrschen zu lassen.“ — „Still, mein Kind!“ unterbrach sie hastig und in lauschender Stellung Madame Dübois. „Höre nur, wie Frau von Maintenon heftig über diese Sache gegen den Herzog spricht. Ich beklage Dich, Du hast wenig Hoffnung.“ Sie zog das Mädchen näher gegen die Thüre des Zimmers, in welches der Großprior eingetreten war; sie standen dicht an der halbgeöffneten Thüre und konnten jedes Wort vernehmen, das drinnen gesprochen wurde. „Der König ist ein Enkel Heinrichs IV., ich bin es auch,“ nahm jezt in einem aufwallenden Tone der Herzog das Wort. „Wenn meine Ehre befleckt erscheint, so fällt auch ein trüber Schatten auf die des Königs. Noch einmal, Madame, beschwöre ich Euch, die Macht, die Ihr über das Gemüth des Königs besizt, dazu anzuwenden, daß jener unschuldige junge Mensch die Freyheit erhält, daß mich nicht länger diejenigen, die mich um einer Handlung des Königs willen gefangen gehalten und aus eigenem Entschlusse frey gegeben, für einen Wortbrüchigen halten!“ „Herr Herzog,“ erwiederte in einem herben Tone Frau von Maintenon, „ich thue nichts mehr in dieser Angelegenheit. Jedesmal, wenn ich davon gesprochen, ist der Unwille des Monarchen rege geworden, und das Gefühl der verlezten Königswürde hat sich in ihm empört. Der junge Mann büßt die Schuld seines Vaters. Er mag sein Unglück mit Geduld tragen, wie es einem frommen Christen geziemt. Wir alle tragen ja die Schuld unserer Eltern als ein Erbe, und müssen uns büßend darein ergeben.“ Sie hatte die lezten Worte leiser und mit demüthiger Stimme gesprochen. „Uebrigens,“ hob sie jezt in dem ersten Tone wiederum an, „steht Seine Majestät eben im Begriff den Frieden, den die Abgesandten der europäischen Mächte zu Baden in der Schweiz geschlossen, zu unterzeichnen. Mit diesem Federstriche soll der unglückliche Krieg, der Europa so viele Jahre hindurch verwüstet, der Frankreich große Opfer gekostet hat, vergessen

seyn, keiner Sache soll erwähnt werden, die an ihn erinnern könnte; so will es der König! Jener Vergessenheit wird auch der Gefangene, für den Ihr sprecht, anheimfallen.“ Da konnte sich Vreneli nicht länger bezwingen. Sie stürzte in das Zimmer, sie warf sich vor Frau von Maintenon auf die Knie. Nicht der Ort, wo sie war, nicht der ängstliche Nachruf der Madame Dûbois, keine Rücksicht konnte sie zurückhalten, sich der Gewalt ihrer Gefühle zu überlassen. Frau von Maintenon blickte überrascht und erstaunt auf das Mädchen herab, dann sah sie fragend nach dem Großprior, aus dessen Miene sie aber erkannte, daß er nicht weniger befremdet sey, als sie selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Die Nostra Senhora da Conçeiçaõ ist ein Gegenstand der allgemeinsten Verehrung im portugiesischen Volke; an sie richten besonders die Frauen in Kindesnöthen und bey allen schwierigen und gefahrvollen Umständen ihre Gebete. Gleich unbegränzten Rufes genießt die Nostra Senhora da Penha de Franca; wächserne Beine, Arme, Augen u. s. w. sind rings um ihre Altäre aufgehängt, und die Wände ihrer Kapellen zieren unzählige kleine Oelgemälde, die etliche von den Myriaden ihrer Wunder darstellen. An den meisten dieser Wunderwerke läßt sich abnehmen, in welchem Zustand sich Medizin und Naturkenntnisse in diesem so schmählich verwahrlosten Lande befinden. Nur zu häufig sind die Gemälde, wo eine Person im Bette liegt und durch das Einnehmen irgend einer Medizin, die sie mit großem Vertrauen in die Wunderkraft der Jungfrau einnimmt, von einem ganz gewöhnlichen Fieber geheilt wird. Noch häufiger sieht man einen Mann in tiefem Schlafe zu der Jungfrau Füßen liegen, an dessen Ohre sich ein Lagarto, eine ungewöhnlich große Eidere, befindet, vor deren tödtlichem Biß, wie unter dem Gemälde geschrieben steht, er durch der Jungfrau Gegenwart bewahrt blieb. Nun weiß aber jeder, der nur einigermaßen mit der Naturgeschichte von Portugal und Spanien bekannt ist, daß jenes, in diesen Ländern so gemeine Thier, von den Spaniern Guana, von den Portugiesen Lagarto genannt, das unschädlichste Geschöpf von der Welt ist. Ja es ist so harmlos, daß es sich sehr leicht zähmen und zu allerhand komischen Kunststücken abrichten läßt. In den meisten Theilen von Portugal baut, wie in Deutschland, der Storch auf allen Dorfkirchthürmen sein Nest, und steht als Gottes Vogel in gar großer Achtung. Unsäglich würden sich die Landleute empört und verlezt fühlen, wollte Jemand eines dieser Thiere tödten. Wohl hundert Generationen sind in einem und demselben Neste aufgezogen worden, zum großen Nachtheile der weißen Kirchenwände, die mit einer dicken Kruste ihres Unrathes überzogen sind.

Das Land nordwärts vom Tago ist außerordentlich gebirgig und rauh und meistens mit zahlreichen Fichten bewachsen, welche den Bewohnern eine köstliche Frucht (pinhoës) liefern; diese verkaufen sie in Strähnen wie Rosenkränze. Das Land südlich von jenem Flusse ist dagegen, mit Ausnahme des Flußufers, hauptsächlich mit Eichen und Korkbäumen bedeckt, und das Unterholz besteht oft viele Leguen weit aus Gummi Cestus. Mit diesem Strauche heitzen die Bäcker in Estremos und in der Provinz Alemtejo ihre Ofen, und der durchdringende Geruch desselben ist höchst angenehm, Fremden aber fällt er Anfangs lästig. Die Eicheln, welche die Eichbäume in Portugal tragen, sind von zweyerley Art. Beyde dienen nicht nur zahllosen Heerden von Schweinen, die wegen Süßigkeit des Fleisches und des eigenthümlichen Geschmackes, den jene Eicheln demselben geben, weit und breit berühmt sind, zur Nahrung, sondern die süße Eichelart kommt auch häufig als Desert auf die Tafeln der Landbewohner. Von vorzüglichem Nutzen ist aber den Portugiesen der Korkbaum. Zu gewissen Zeiten schälen sie die Rinde in cylindrischen Stücken vom Stamme, und erhalten so Gefäße, die zu Bienenkörben und Aufbewahrungsgefäßen für die Oliven dienen. Ein cortiço (ein solches Korkgefäß) voll Oliven gilt in Alemtejo und in der Nachbarschaft von Elvas, wo die größten und schönsten wachsen, etwa 6 Thaler. Nie sah ich Aepfel von solcher Größe und dabey von so vortrefflichem Geschmacke, als die von Montemor o Novo in Alemtejo. Ueberhaupt ist diese Stadt berühmt wegen der ungeheuern Menge von Aepfeln und Quitten, die rings umher, wie bey uns Dornhecken, die Zäune der Gärten und Felder bilden. Einige Leguen nordwestlich von Evora bestehen leztere nur aus Moosrosen, weßhalb ein Dörfchen in jener Gegend, das besonders damit geschmückt ist, den lieblichen Namen Alalovas de Rosas führt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Es ereignete sich neulich ein Vorfall, von dem man noch, wie die Engländer sagen, keine Precedents hatte. Zwey Aerzte nämlich, der berühmte Wundarzt Dupuytren und ein Hr. Maisonnabe, der die Krummen wieder gerade macht,

zankten sich bey einer Sitzung der medizinischen Fakultät, weil lezterer von dem ersteren bey einer Krankenbehandlung, wozu sie beyde berufen worden waren, eine Beleidigung erhalten haben wollte, welches aber Dupuytren fest läugnet. Es heißt, von den Worten sey es zur That gekommen und die Herren hätten sich etwas, das heißt irgend einen soliden Körper, an den Kopf geworfen; dieß wird jedoch auch geläugnet, und es soll, wie die beyden Herren behaupten, bey den harten Worten sein Bewenden gehabt haben. Die Fakultät aber glaubte, ihr Ansehen sey durch diesen ärgerlichen Auftritt, über welchen die Zeitungen Verschiedenes berichteten, verlezt und stellte eine Untersuchung an, worauf die Sache an die Universität, das heißt an den Rath des öffentlichen Unterrichts gelangte. Für diesen Rath war der Vorfall etwas Neues, und er mochte wohl nicht recht wissen, wie er sich bey der Sache zu benehmen habe; denn, wie gesagt, es fehlten die Precedents; doch faßte er sich, gab sich ein gravitätisches Ansehen und entschied, Maisonnabe habe verdient, einen amtlichen Verweis zu bekommen, und er solle sich also stellen, um diesen Verweis in persona anzuhören. Dazu hatte aber Hr. Maisonnabe nicht die mindeste Lust, und er hat seinerseits entschieden, er brauche sich gar nicht einer Strafe zu unterwerfen, zu der er verdammt worden sey, ohne daß man ihn verhört, noch zugelassen habe, daß er sich in Person oder durch einen Sachwalter vertheidigen möge. Die Leute in Frankreich bekommen alle einen konstitutionellen Sinn und sie wissen recht gut, daß es ein Grundsatz der französischen Staatsverfassung, so wie jeder andern freysinnigen Verfassung ist, daß Niemand von seiner Obrigkeit verurtheilt werden kann, ohne daß man ihm verstattet habe, seine Vertheidigung anzubringen. Auch haben die liberalen Journale ihm Recht gegeben und behauptet, ein Urtheil, wie das des Universitätsrathes, sey unrechtmäßig und folglich ungültig. Was nun weiter erfolgen wird, muß man sehen; wahrscheinlich aber wird nichts erfolgen. Maisonnabe gehört zu den Professeurs aggrégés, welche 6 Jahre vortragen und hernach warten, bis man sie auf lebenslang als ordentliche Professoren anstellt. Seine 6 Jahre geben aber nun zu Ende; also wird er wahrscheinlich seinen Abschied nehmen, und statt künftighin den Katheder zu besteigen, wird er sich wohl ausschließlich damit abgeben, die Krummen gerade zu machen. Es scheint übrigens nicht klug zu seyn, mit diesem Hrn. Maisonnabe viel zu schaffen zu haben; denn der Mann ist schreibselig und streitet gern. Ein hiesiges Journal hat dieß neulich auf seine Kosten erfahren. Da es nämlich einige Bemerkungen über das Betragen des besagten Maisonnabe gemacht hatte und sich weigerte, eine Replik desselben einzurücken, weil sie ehrenrührich für den Hrn. Dupuytren sey, so verklagte Maisonnabe es sogleich vor Gericht, um das Journal obrigkeitlich zu zwingen, seine Replik einzurücken. Dieß gab denn zu einem wahrhaft kuriosen Prozesse Anlaß. Unter den vielen Preßgesetzen, welche die beyden Kammern verfaßt haben, ist nämlich eines, welches vorschreibt, jedes Journal solle die Verpflichtung haben, so oft irgend eine moralische Beschuldigung in einem Journal-Artikel vorkomme, eine doppelt so lange Antwort oder Replik ohne Kosten einzurücken. Ich erinnere mich noch, daß, als man diese Verfügung in der Deputirtenkammer vorschlug, man meynte, etwas Wunderkluges erfunden zu haben, und diese Verfügung fast ohne Widerspruch annahm. Auch will ich nicht läugnen, daß sie zuweilen gute Wirkung thut und dem durch einen Artikel angetasteten Rufe durch die doppelt so lange Gegenrede wieder aufhilft. Vielleicht hält auch manchmal die Furcht vor einer langen Replik einen Journalisten ab, leichtsinnig über das Betragen und den Charakter eines Bürgers abzuurtheilen. Allein wie oft wird nicht durch dieses Replikenrecht der Leser, nicht aber der Verfasser des Artikels gestraft? Wie hart für die Abonnenten eines Journals, wenn sie, nachdem sie eine Spalte Angriff gelesen haben, nun an einem der folgenden Tage noch zwey Spalten Gegenrede lesen sollen, manchmal über eine Person oder über ein Ding, woran ihnen wenig gelegen ist? Schreibt der Gegenredner schlecht und langweilig, oder füllt seine Gegenrede mit Schmähungen an, wie dieß häufig der Fall ist, weil die Gegenredner meistens böse geworden waren, als sie schrieben, soll da der Herausgeber des Journals das Gewäsche in seiner ganzen Länge abdrucken, ohne den Geschmack seiner Leser zu Rathe ziehen zu können? In dieser Lage befand sich auch das von Maisonnabe vor Gericht gezogene Nouveau Journal de Paris; es erwiederte, daß es die Antwort des Hrn. Maisonnabe nicht eingerückt habe, weil dieselbe voll von Schmähungen auf Dupuytren gewesen sey, und dem Journal leicht einen Injurienprozeß von Seiten dieses Wundarztes hätte zuziehen können. Der Herausgeber hatte sich also zwischen zwey Klippen befunden und lieber einen Prozeß gegen Maisonnabe, als gegen Dupuytren führen wollen. Mich dünkt, die Einwendung des Journals war ganz billig; allein das Gericht urtheilte, von der im Gesetze aufgelegten Verpflichtung könne nichts das Journal freysprechen, und komme es dieser Verpflichtung nach, so habe es weiter keine Verantwortlichkeit wegen der eingerückten Replik. Durch den Ausspruch des Gerichts wurde das Nouveau Journal de Paris also angehalten, die Antwort des Maisonnabe einzurücken, was denn auch geschah; allein in diesem Falle haben die Journalisten ein Gegenmittel, worauf die weisen Gesetzgeber nicht gedacht hatten. Es steht ja nämlich nur bey ihnen, die Replik mit widerlegenden Anmerkungen zu begleiten, welche die Wirkung derselben aufheben. Dieß geschah denn auch im Nouveau Journal de Paris, und Maisonnabe's Angelegenheit war durch den Urtheilspruch nicht sehr gefördert. Uebrigens haben die Pariser Polizeygerichte unaufhörlich mit solchen kleinlichen Zwistigkeiten zu thun, und es kommen da manchmal sehr kurzweilige Verhandlungen vor, die auch von den Zeitungen sehr lustig behandelt werden. Die Angeklagten selbst nehmen die Sache manchmal von der lustigen Seite, oder ihre Advokaten thun es an ihrer Statt. Besonders benehmen sie sich gern auf diese Art, wenn der königliche Anwalt aus einer Kleinigkeit ein großes politisches Vergehen machen will, z. B. als neulich ein Liqueurhändler aufrührerischer Handlungen beschuldigt ward, weil er das Bildniß des Herzogs von Reichstadt auf seine Flaschen geklebt hatte. Vergebens wandte der königliche Anwalt alle seine Beredtsamkeit an, um den Mann zu überzeugen, er habe den Staat in Unruhe versezt. Der Mann spielte den Unbefangenen und behauptete, seine Liqueurs seyen recht gut und könnten keine Unruhe im Staate verursachen; Niemand habe sich noch über seine Waare beklagt, und die Bilderchen, die er darauf klebe, gehen ihn nicht an, denn er kaufe sie von den Bilderhändlern; derjenige, dem sie nicht gefallen, brauche sie ja nur abzureißen. Die schlichte oder schlaue Vertheidigung des Krämers ließ die Richter einsehen, daß sie sich lächerlich machen würden, wenn sie auf eine solche Kleinigkeit viel Gewicht legten; sie sprachen den Mann also frey, nur sollte er kein Bildniß des Herzogs von Reichstadt mehr auf seine Flaschen kleben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Oktober 1829.

Noch trotzen dir, o Gottes Sohn,
Gebornen Glaubens Priester.
Wann bricht aus Nebel Sonnenschein?
Daß wir des warmen Lichts uns freun!

J. H. Voß.

Skizzen aus Portugal.

(Beschluß.)

Die vortrefflichsten Pflaumen wachsen besonders bey Guimaräns, im Norden von Portugal, die getrocknet in gar seltsamen, mit ausgeschnittenen bunten Figuren verzierten Büchsen verkauft werden; sie sind eine Arbeit der dortigen Nonnen, die sich hauptsächlich mit dem Trocknen dieser Frucht beschäftigen. Ueberhaupt sind die Portugiesen wegen ihrer süßen Speisen aller Art berühmt. Am meisten fällt dem Fremden eine süße Näscherey auf, von ihnen Chilacayota genannt, die, wie ich glaube, hauptsächlich aus der Abobra, einer langen weißen Art Kürbiß, bereitet wird. Außerdem machen sie besonders im Alemtejo einen Kuchen, bolo podre genannt, dessen Hauptingredienzien die Blüthe vom Mais, Oel und Honig sind. Er ist wirklich köstlich, und noch jeder Ausländer fand ihn so, bis er erfuhr, daß so viel Oel daran sey; sogleich übte das Vorurtheil seine Gewalt, und sie rührten ihn nicht mehr an, ebenso die Speisen, welche mit Zwiebeln zubereitet werden. Von den geistigen Getränken, die am allgemeinsten in Portugal bereitet und genossen werden, ist das vorzüglichste aguardente d'Erva doce, oder Anisbranntwein. Davon trinkt das Volk große Quantitäten, und auch Fremde gewinnen demselben bald Geschmack ab, wiewohl er dem Gaumen Anfangs nicht sehr zusagt. Ein leichteres geistiges Getränk, wie Bier, selbst Cyder, ist dem Portugiesen unbekannt. Tritt er in eine „loja de Bebidas," um seinen Durst zu stillen, so fordert er ein Glas Limonade. Einige versuchten indeß in einigen Hauptstraßen von Lissabon Bierkeller zu eröffnen, wo Fremde, besonders Deutsche, beständig zu sehen sind. Kurz nach dem Kriege fing es sogar an allgemeine Sitte zu werden, dort einige Mußestunden zuzubringen; jedoch widerstand den Portugiesen das Bier zu sehr, und oft mußte ich lachen, wenn ich junge Stutzer um der Mode willen sich Gewalt anthun und mit langen Zügen das fremde Getränk hinuntergießen, dabey aber jämmerliche Gesichter schneiden sah. So blieben diese Keller bald wieder auf die Fremden beschränkt.

Wenn ich zum Schlusse dieser Skizzen noch einmal wiederhole, daß mir das portugiesische Landvolk als eine treffliche Menschenklasse erschienen ist, so sind noch einige Fingerzeige hinzuzufügen, in welchen Händen sich dasselbe befindet, um eine solche Erscheinung, wie die Unverdorbenheit dieses Volkes ist, nach ihrem ganzen Umfang zu würdigen. Auf meinen Reisen durch das Land brachte ich einst, in Ermanglung eines Wirthshauses, die Nacht bey dem Pfarrer zu. Um Mitternacht weckt mich ein Geräusch in meinem Zimmer; sieh da, der Seelsorger ist eifrig über meinem Koffer her, um den Inhalt meiner Reiseflaschen in einen großen irdenen Topf auszuleeren. Auf meiner Rückkehr fand ich mit Kalk von einem meiner Freunde an der Thüre des Pfarrers in unserer Sprache die Worte geschrieben: „Lieber, hüte Dich, hier einzukehren; der Schurke hat uns die silbernen Löffel gestohlen!",

Von dem sittlichen Zustande und der Strafloſigkeit dieſer Menſchen ſtehe hier nur ein Beyſpiel. Ein Pächter in der Nähe von Liſſabon hatte erfahren, daß der Pfarrer unaufhörlich Angriffe auf die Tugend ſeiner Frau mache, entſchloß ſich, ihn zu warnen, und drohte ihm, als er ihm zufällig mit der Vogelflinte im Arm begegnete, ernſte Maßregeln gegen fernere Unternehmungen der Art zu ergreifen. „Dem will ich wohl zuvorkommen," rief augenblicklich der Prieſter, und ein Schuß aus der Flinte ſtreckte den Pächter zu Boden. Nachdem der Mörder eine kurze Zeit im Kaſtell S. Giorgio gefangen geſeſſen hatte, erhielt er wieder die Freyheit und eine neue Diöceſe.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

„O Madame!" rief Vreneli, deren Stimme durch die Aufregung, in der ſie ſich befand, etwas Mächtiges, Ergreifendes erhielt: „wenn Ihr den mindeſten Einfluß auf den mächtigen König dieſes Landes habt, ſo verhindert ihn, eine Ungerechtigkeit zu begehen! Die Klage des Einzelnen gilt vor dem Throne Gottes wie die von Millionen, und der Herrſcher kann eben ſowohl im nächſten Augenblicke vor den Stuhl des ewigen Richters gefordert werden, wie der lezte ſeiner Unterthanen. Hütet Euch vor der Sünde, den König, mit einer Sünde belaſtet, ſterben zu laſſen. Iſt ſein Ohr Euern Bitten geneigt, ſo verſäumt nicht, ſeine Strenge in Güte und Verzeihung zu verwandeln, ſonſt fällt jene Sünde auf Euch zurück, und Ihr werdet ſie dereinſt zu verantworten haben. Sehet nicht ſo finſter auf mich herab, Madame! Es iſt möglich, daß meine Rede Euch beleidigt hat, denn ich kenne nicht die Sprache, die in der Nähe der Könige geſprochen wird, aber mein Wille iſt es nicht geweſen, und Ihr werdet mir es deßhalb leicht verzeihen." — „Wer biſt Du, Mädchen, und wer hat Dich geſandt?" unterbrach ſie jezt Frau von Maintenon im Tone des heftigſten Unwillens. Ein leiſes Knarren der Thüre des Kabinets, in welchem ſich der König befand, ließ ſich vernehmen. Die alte Dame warf einen flüchtigen, aber ſcharfen Blick nach der Thüre. „Ich bin ein armes Hirtenmädchen vom Berge Calanda, im Lande des grauen Bundes," erwiederte noch immer knieend Vreneli. „Aus eigenem Antriebe habe ich meine Heimath verlaſſen und habe die Wanderung hierher unternommen, um Rudi Maßners Freyheit zu erbitten, weil er mein Bräutigam und weil er unſchuldig iſt. Als mir der erſte Gedanke dazu kam, war es, als rufe mir die Stimme eines Heiligen oder eines Engels zu: wandere nur hin zu dem Throne des mächtigen Königs von Frankreich, ihm iſt Gewalt über viele Tauſende gegeben, und wer dieſe erhalten, der kann nicht anders als recht thun, denn er ſieht ja immer das Elend vor Augen, das unter den vielen Tauſenden durch Unrecht entſteht. Gewiß iſt er nur getäuſcht und Dein Rudi bey ihm verläumdet worden. Vertraue feſt auf ihn, denn er wird Dir helfen! Und in dieſem Vertrauen hat mich nichts wankend gemacht. Gott hat mich auf wunderbaren Wegen hierher geführt, er hat mich geſchüzt in öden Eiswüſten, wo ſo oft die Lawine den einſamen Wanderer begräbt, er hat mich zu gütigen Menſchen geleitet, er hat das Böſe, das man mir thun wollen, mir zum Heile gekehrt. Das alles hat er nicht gethan, um mich jezt ſo nahe am Ziele troſtlos, elend und verzweiflungsvoll zurückzuweiſen. Ich vertraue noch feſt, wie in dem erſten Augenblicke meines Entſchluſſes, auf die Gerechtigkeit des mächtigen Königs. Er wird mich erhören, er wird mir helfen." Erſchöpft mußte Vreneli inne halten. Da öffnete ſich die Thüre des Kabinets, und in ihr erſchien die hohe Geſtalt eines Greiſes, der nur in ein einfaches, ſchwarzes Gewand gekleidet war, deſſen ganzes Weſen aber den Charakter von Hoheit trug, und der Ehrfurcht gebietend auftrat. Sein Antlitz war bleich, ein finſterer Zug ſchwebte auf ſeiner Stirne, während ein leiſes Lächeln, das wohl durch den überraſchenden Anblick eines Schweizer Hirtenmädchens in ihrer Landestracht erregt wurde, um ſeinen noch immer ſchön gebildeten Mund ſpielte. Der Herzog von Vendome beugte ſich tief vor dem Eintretenden, Frau von Maintenon ſtand auf und Madame Dübois entfernte ſich leiſe aus dem Gemach; Vreneli aber verharrte in ihrer knieenden Stellung, indem ſie jezt mehr nach dem Greiſe hingewandt war, als nach der alten Dame, und wie eine zu ihm Bittende erſchien. „Dein Vertrauen ſoll Dich nicht getäuſcht haben!" unterbrach der Greis die herrſchende Stille. Seine Stimme war gütig und melodiſch. Er ſah freundlich zu Vreneli nieder. „Ich habe der Welt den Frieden gegeben vor wenigen Augenblicken, ich will ihn auch Deinem Herzen zurück geben. Du ſelbſt ſollſt Deinem Verlobten die Nachricht ſeiner Befreyung bringen." Der Greis verſchwand in das Kabinet, deſſen Thüre ſich hinter ihm ſchloß. Entzückt und wie verklärt blickte Vreneli noch einige Augenblicke nach der Stelle, wo ſie ihn geſehen hatte. Es war ihr, als habe ſie wieder jene Stimme vernommen, die ihr Vertrauen zu ihrem Unternehmen eingeflößt. Sie glaubte keine irdiſche, ſie glaubte eine himmliſche Erſcheinung gehabt zu haben. Da hob ſie Frau von Maintenon auf, lächelte ihr jezt eben ſo freundlich zu, wie ſie früher finſter geblickt hatte, und ſagte: „Du biſt eine Erwählte des Himmels, Mädchen, denn er iſt es augenfällig, der Alles zu Deinem Beſten fügt. Das war der König. Dein Werk iſt gelungen." Noch immer war Vreneli ſprachlos. Die Ueberraſchung, die Freude lähmten die Kräfte, die Unruhe und Seelenſtärke bisher aufrecht

gehalten hatten. Sie fühlte sich schwach. Frau von Maintenon führte sie zu einem Sessel, während der Großprior ihr feurigen, freudigen Dank sagte, daß sie seine Ehre gerettet, sein Wort gelöst habe. Nach und nach gewann das Mädchen ihre Kräfte wieder. Sie sah mit glänzenden Blicken aufwärts, sie preßte die zusammengefalteten Hände auf ihre Brust. „Gott hat Großes an ihm und an mir gethan," sagte sie: „o wer Flügel hätte, ihm noch in dieser Stunde die Freyheit zu bringen!" Da trat ein Sekretär des Königs aus dem Kabinet und händigte ihr ein versiegeltes Schreiben an den Kommandanten von Fort Eclüse ein; dann flüsterte er dem Herzoge einige Worte zu, welche dieser mit einer bejahenden Gebehrde erwiederte. Als Vreneli von der alten Dame darauf aufmerksam gemacht worden war, daß sie den Befehl zur Freylassung ihres Verlobten in Händen habe, stand sie hastig auf: „Ich muß fort!" rief sie. „Jeder Augenblick des Verweilens verlängert sein Gefängniß. Ich habe auch keine Ruhe mehr an irgend einer Stätte, es drängt mich hin, es treibt mich zur Erfüllung meiner Pflicht." Vergebens war die Einladung der Frau von Maintenon, einige Tage in ihrem Hause, in der Gesellschaft der Madame Dübois zuzubringen. Vreneli sah ängstlich nach der Thüre und schien im Begriff, im Nothfalle selbst rasch hinauszuschlüpfen und sich zu entfernen. Der Großprior, der ihre Gefühle errieth und ihre Verlegenheit erkannte, nahm lächelnd die Hand des Mädchens und führte sie, nachdem er sich von Frau von Maintenon leicht verabschiedet, hinab zu seinem Wagen. Madame Dübois begleitete sie und bedauerte mit vielen Worten, daß sie nicht das Vergnügen haben könne, ihren lieben Gast länger zu besitzen. Im Fluge ging es zurück nach Paris. Die Nacht war schon eingebrochen, als sie vor dem Hôtel des Großpriors hielten. Hier wurde Vreneli von ihrem Beschützer der Frau seines Intendanten in Obhut und Pflege übergeben. Zu ihrer Abreise am nächsten Tage würde er alles vorbereiten lassen, versicherte beym Abschiede Herr von Vendome. Vreneli konnte nicht schlafen. Freude und Sehnsucht brachten ihr ganzes Wesen in Aufruhr. Mit der Frühe des nächsten Tages stand sie schon angekleidet am Fenster. Es war noch still in der Straße, still im ganzen Hause. Einige Stunden unruhigen Harrens vergingen, da sah endlich Vreneli einen Reisewagen vorfahren und in ihr Zimmer trat ein ältlicher Mann von rechtlichem Ansehen, den die mitkommende Intendantenfrau als ihren Bruder vorstellte und zugleich als den für das Mädchen bestimmten Reisegesellschafter bis Fort Eclüse. Voll seliger Hoffnungen bestieg Vreneli den Wagen. Alles, was ihr auf so seltsamen Wegen gelungen war, erschien ihr wie ein Traum. Oft während der Fahrt, die sie nun immer mehr von Paris entfernte, redete sie ihren ziemlich schweigsamen Reisegefährten an, um durch seine Antwort, seine Versicherung sich zu überzeugen, daß sie in der Wirklichkeit lebe. Allenthalben verbreitete die Nachricht des geschlossenen Friedens, welche ihr Begleiter verkündigte, Freude und Jubel. So erhielt ihre Reise noch eine heitere Bedeutung. Sie kamen an die Ufer des Genfersees, den Vreneli mit Freudenthränen begrüßte; am nächsten Morgen erreichten sie Fort Eclüse. Zitternd und sprachlos vor freudiger Erwartung stand Vreneli vor dem Kommandanten, der lächelnd den königlichen Freyheitsbrief las.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Luzern, Oktober.

Die Arbeiten an der neuen Gotthardstraße sind in diesem Sommer sehr erfreulich vorgerückt, und derjenige Theil derselben, welcher an der Nordseite des Bergs, auf dem Gebiet des Kantons Uri, den Gebirgsgrund der Schöllenen durchzieht, verdient vorzügliche Aufmerksamkeit. Durch rohe Granitmassen sich Bahn brechend und in beständigem Hin- und Herwinden zieht die schöne Straße in dieser schauerlichen, von der Reuß durchbrausten Schlucht sich immer empor, von einem zum andern Ufer wechselnd übertretend, um den Schneelawinenzügen auszuweichen. So wie auf der ganzen Gotthardstraße, so darf laut Konvention der beyden Kantone Uri und Tessin auch hier die Ansteigung nicht 8 vom 100 übersteigen. An vielen Stellen beträgt sie nur 6 vom 100, und die Kehren selbst hat man weit und beynahe eben gemacht. Die Abdachung der Straße ist also hier geringer, als an vielen Steigen in den ebenern Theilen der Schweiz. Prachtvolle Brücken zieren überdieß noch diesen Straßentheil. Diejenige, welche über den Geschenenbach führt, hat vom Wasserspiegel zum Geländer eine Höhe von 86 französischen Fuß und dazu 59 Fuß Länge und 18 Fuß Breite. Sie ist in ihrem Baue schon so weit vorgerückt, daß das Bogengerüst weggeboben werden konnte. Die neue Brücke über die Reuß, welche hart neben der durch ihr Alterthum und ihre Kühnheit berühmten Teufelsbrücke aufgeführt wird, und von der schon die Widerlagen (celées) und das Bogengerüst (cintre) stehen, soll mehr als 27 Fuß hoch über ihre alte Nachbarin hervorragen, und wird sie also in Hinsicht der Verwegenheit und der Schönheit des Baues bey weitem übertreffen. Zwischen dieser und derjenigen von Geschenen soll über die Reuß im nächsten Jahr eine dritte Verbindungsbrücke gebaut werden, welche in ihren Dimensionen mit beyden erstern wetteifern wird. Während die schönen Brücken unterhalb Geschenen bey Amsteg, Meitschlingen, im Wasenerwald nur Einfassungen von gehauenem Granit haben, so werden diejenigen in den Schöllenen von Grund auf aus prächtigen Granitwürfeln aufgeführt werden. Da die italienischen Maurermeister eine besondere Geschicklichkeit besitzen, den Granit zu bearbeiten, so werden auch beynahe nur solche zum Bau dieser Brücken gebraucht. An der Straße selbst arbeiten Lombarden, Piemontesen, Genuesen, Tyroler, Urner und Oberhasler (Berner) in buntem Gemisch durchein-

ander. Es hatten Oberhäsler im vorigen Jahr die Erweiterung des Urnerloches übernommen; da sie aber bey dem Akkord nicht bestehen konnten, so mußten sie die Beendigung den genügsamern Tyrolern überlassen. Man scheint mit den Italienern, welche sich durch ihre rothen Mützen, durch ihren Feuerblick und durch die braune Farbe leicht kenntlich machen, sehr wohl zufrieden zu seyn, und sie genießen allgemein das Lob thätiger und überaus mäßiger Leute; auch bemerkt man unter den Arbeitern, welche ungestüm und schamlos die Reisenden um Almosen ansprechen, keine Italiener, sondern einzig nur Inländer. Das bunte Gemisch von 700 Arbeitern, unter denen auch einige Weiber sich befinden, mit ihren verschiedenen Volkstrachten, mit dem eigenthümlichen Ausdrucke ihrer Physiognomien, der volle Widerhall der Schüsse beym Steinsprengen, beleben auf eine eigene und höchst anziehende Weise die sonst nur von dem Rauschen der Reuß und von dem Geklingel der Saumrosse unterbrochene, feyerliche Stille dieser baum- und gesträuchlosen Wildniß. Vom Urnerloche weg, das noch dieses Jahr auf ungefähr 18 Fuß erweitert wird, ist die Straße seit dem Monate Mai kunstgemäß in der angenommenen Breite von 6 Metres bis an die Brücke nach Andermatt beendigt. Außerhalb dieses Dorfes hat die alte Straße eine halbe Stunde lang noch keine Veränderung erlitten. Einige hundert Schritte herwärts vom Dorfe Hospital fängt das durch den Ingenieur Colombrano aus dem Mendrisischen vom Kanton Uri bis an dessen Grenze auf der Höhe des Gotthards übernommene, anderthalb Stunden lange und völlig beendigte Straßenstück an. Beym Eingange des Dorfes geht sie über eine schöne neue Brücke auf das linke Reußufer, durchzieht das Dorf und steigt hinter demselben in vier Schneckenlinien empor; nachher zieht sich die Straße, mit Ausnahme eines Widerhakens, eine Stunde lang bis zu der Grenze des Kantons Tessin, der Richtung der Thalschlucht folgend, hin und her, da sie immer auf dem linken Ufer bleibt, keine Brücken, wohl aber eine Menge Coulissen aufzuweisen. Gegen den Abhang ist dieser Straßentheil mit kegelförmigen Granitabweisern von 9 zu 9 Fuß versehen, welche oben mit hölzernen, in Bolzen eingeschraubten Leinen dergestalt verbunden sind, daß man von Stein zu Stein jedes Stück einzeln im Winter wegheben kann, damit die Schneelawinen weder von ihnen aufgehalten, noch diese durch dieselben zertrümmert werden. Von der Grenze der Kantone Uri und Tessin bis zum Hospiz beträgt die Entfernung ¾ Stunden, und von da bis Airolo, statt wie vormals 2, wegen der großen Zahl von Schneklenlinien in dem Walde di Tremola und im Walde ob Airolo, 3 volle Stunden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Noch spaßhafter, als die Geschichte des Krämers, war vor wenigen Monaten ein Prozeß vor dem Polizeygerichte zu Metz wegen eines Vorfalls, der sich nach einer Deputirtenwahl daselbst zugetragen hatte. Alles Entgegenarbeitens der liberalen Parthey ungeachtet, war nämlich der ministerielle Kandidat, Hr. Balzac, der noch dazu ein Staatsbeamter ist, zum Deputirten ernannt worden. Als Hr. v. Balzac aus dem Wahlsaale ins Freye getreten und in seinen Wagen gestiegen war, hatte das Volk, oder doch einige aus dem Volk, ihn ausgepfiffen. Dieß wurde von der Polizey als eine Störung der öffentlichen Ruhe und als eine Beleidigung einer obrigkeitlichen Person betrachtet; von den Pfeifenden hatte man aber nur einen ausfindig machen können, der, wie ein Zeuge aussagte, recht meisterhaft gepfiffen hatte. Der schlaue Kerl aber behauptete zu seiner Vertheidigung, er habe nicht v. Balzac ausgepfiffen, um den er sich nicht bekümmere, sondern sein Hund sey ihm abhanden gekommen und er habe nach dem Thiere gepfiffen. Daß er einen Hund habe und öfters nach ihm pfeife, wurde auch wirklich durch Zeugen erwiesen. Das Publikum lachte, und die Richter, die sich wohl schämen mochten, daß man sie mit einer solchen unerheblichen Angelegenheit beschäftigt hatte, eilten, durch die Lossprechung sich derselben zu entledigen. Allein eben diese Polizeygerichte, welche bey gewöhnlichen Gerichtssachen sehr vernünftig sind, werden unerbittlich und übermäßig strenge, wenn Preßvergehen bey ihnen vorgebracht werden. Höchst selten kommt ein Schriftsteller ohne Buße und Verhaft davon, auch wenn das Vergehen von der unerheblichsten Art ist. Hiervon haben kürzlich mehrere Journalisten traurige Beweise gehabt. Einer derselben, Namens Joutan, welchen sie wegen einer Fabel, worin der königliche Anwalt eine beißende Anspielung auf den König sah, und den das Gericht deßhalb zu 5 Jahren Haft und einer Geldbuße von 10,000 Franken verurtheilte, hat sich lieber selbst aus Frankreich verbannt, als daß er sich einer so harten Strafe hätte unterziehen wollen. Und wie haben sie nicht die Herausgeber der beyden vorzüglichen Zeitungen, Courrier français und Journal des Débats, und den so beliebten Dichter Beranger behandelt, von dem man in Frankreich mit einem wahren Enthusiasmus redet, weil dieser Dichter unwandelbar denselben Charakter behauptet und immer in seiner Armuth einen freyen und fröhlichen Sinn behält, wie ihn die Franzosen lieben? Schwerlich wird ihn seine zweymalige Haft bewegen, anders zu singen, als er bisher gesungen hat; nur wird er vielleicht etwas vorsichtiger mit der Herausgabe seiner Gedichte seyn, und nicht so leicht sich durch seinen Verleger Baudouin verleiten lassen, Alles, was er dichtet, in die gedruckte Sammlung seiner Gedichte aufzunehmen. Um die Geldbuße von 10,000 Franken hatte er sich nicht zu bekümmern, denn diese ist von seinen zahlreichen Freunden beygetrieben worden. Alle diese Vorgänge aber erinnern schmerzlich an den Verlust des Rechtes der Schriftsteller, von geschwornen Bürgern gerichtet zu werden; amtliche Richter sind fast immer gegen politische Schriftsteller übel gestimmt; sie betrachten sie als aberwitzige Leute, die sich mit Dingen abgeben, die sie nicht angehen; sie halten es für etwas Verwegenes, die behagliche Ruhe der Beamten durch kühne Bemerkungen, die Jeder lesen kann, stören zu wollen, und sie sind daher fast immer ohne Schonung, obwohl die angeklagte Stelle aus einem Aufsatze oder in einer Schrift zuweilen unbedeutend ist. Meistens sind die angeschuldigten Stellen aus Zeitschriften gezogen. Größere Schriften läßt man jetzt beynahe ganz in Ruhe, und seit langer Zeit ist kein Schriftsteller wegen eines Buches vor den Gerichten belangt worden. Flugschriften gegen die Minister, besonders gegen die jetzigen, die sich eben keiner großen Popularität erfreuen, wagt man auch schon deßhalb nicht anzugreifen, weil sie durch die öffentliche Meynung beschützt werden. Daher sieht man denn auch allerley possierliche Broschüren erscheinen, z. B. Plaidoyer de Maitre Jean Bonhomme en faveur du pouvoir absolu, dédié aux très honorables milord Polignac, Ibrahim la Bourdonnaie et Judas Bourmont. Paris bey Selligue. Wenn der Text so witzig ist, als der Titel, so muß dieß eine geistreiche Schrift seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 253.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Oktober 1829.

Ich führe dich ins Zauberland der Liebe,
Ich führe dich zum Gipfel eines Glücks,
Wo uns des Lebens schönste Blüthenkronen
Dir deine That, und mir den Glauben lohnen.

Th. Körner.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Kommandant von Fort Eclüse seiner Ordonnanz leise einen Auftrag ertheilt hatte, führte er Vreneli über den Hof nach dem Thurme, in welchem Rudolph Maßner fest auf seines Mädchens Treue und Versprechen vertraute. In der That bedurfte sie seiner Unterstützung, um die Stufen zu ersteigen. Da standen sie endlich vor der eisenbeschlagenen Thüre, da klirrten die Schlösser, da dröhnte der schwere Riegel, da flog die Thüre auf, und Vreneli lag mit dem Ausrufe: „Rudi, Du bist frey!“ an der Brust des staunenden Verlobten. Die Scene eines solchen Wiedersehens ist nicht zu schildern. Der Kommandant zog sich auf den äußern Gang zurück, um die Liebenden nicht zu stören. Aus einzelnen Ausrufungen, aus abgebrochenen Worten ersah Rudolph, wie es dem Mädchen gelungen, das Ziel ihres großen Unternehmens zu erreichen. Jezt drängte es sie in die Heimath zu Mutter und Bruder, zu den Bergen und Thälern, die der junge Frühling in sein reizendes Grün kleidete. Aber beyden stand noch eine Ueberraschung auf Fort Eclüse bevor. Der Kommandant trat herein und erklärte ihnen mit feyerlicher Miene, daß dem königlichen Befehle zu Rudolphs Befreyung auch der beygefügt sey, das junge Paar, noch ehe es sich aus Fort Eclüse entferne, um gesellig in die Heimath zu wandern, durch Priestersegen vor dem Altare verbinden zu lassen. Alle Bedenklichkeiten wurden durch ein strenges: Der König will es! niedergeschlagen. Der Kommandant führte Vreneli hinab in die Schloßkapelle, wo schon der Priester im Ornate ihrer harrte, Rudolph folgte beyden nach, und dieselbe Stunde, die ihm seine Freyheit gebracht, machte ihn zum Gatten des geliebten Mädchens, das durch seine Treue, seine Standhaftigkeit und seine Aufopferungen den Besitz Rudis wohl verdient hatte.

VIII.

Hoch oben im Prättigau, an der tobenden Landquart, wo über eine schmale, aber kühn von einem Felsen zum andern springende Brücke die aus dem Thale Davos kommende Straße zu dem Hauptorte Klosters führt, wo im Hintergrunde die Gletscherhörner des Vareina emporragen, stand, von der Landstraße abgelegen, ein ansehnliches Bauerngut. Noch war die hochgelegene Landschaft mit Schnee bedeckt, noch zeigte sich nur an einigen, der Sonne besonders ausgesezten Stellen, die Kraft des jungen Frühlings. Es war schon einige Stunden über die Mittagszeit, als in dem Thore jenes Bauerngutes ein junger Mann erschien, der an den Strahlen der kräftiger werdenden Sonne sich erwärmend, das Thal hinabblickte und oft auch seine Aufmerksamkeit auf den aus Davos über den bedeutenden Stutzberg führenden Weg richtete. Die Gegenstände, welche auf beyden Punkten seine Blicke auf

ſich zogen, waren eine größere und kleinere Reiſekutſche. Die erſte bewegte ſich aus dem Prättigau herauf und befand ſich bereits zwiſchen dem Orte Kloſters und der obenerwähnten Brücke, die andere kam, an Abgründen hin- und herſchwankend, vom Stutzberge herab. Beyde befanden ſich faſt in gleicher Entfernung von ihm. In der Einſamkeit ſeines Aufenthaltes waren das zwey wichtige Erſcheinungen. Er ging neugierig hinab zu der Landſtraße, nach der Brücke hin, an deren jenſeitigem Rande eben die größere Kutſche aus dem Thale erſchien. Indem dieſe jezt ganz nahe war, hatte er ſich von der oben befindlichen, die den Krümmungen des Wegs folgte, bedeutend entfernt. Jezt fuhr die Kutſche aus dem Thale dicht an ihm vorüber. Ein Frauenzimmer ſah heraus und warf forſchende Blicke nach dem Bauerngute herauf. „Vreneli!“ rief der junge Mann und ſtürzte an den Schlag. „Berchthold, mein Bruder!“ entgegnete die Reiſende. Der Wagen hielt, und nach einigen Augenblicken lagen ſich die Geſchwiſter in den Armen; Rudolph Maßner bot dem Schwager die Hand. „Ihr verdanke ich die Freyheit,“ ſagte er: „ſie iſt mein Weib, durch Prieſterſegen mir angetraut!“ Da ertönte plözlich von der Höhe des Berges herab ein ängſtliches Geſchrey. Ihre Blicke flogen dorthin. Sie ſahen, wie dicht am Rande einer entſezlichen Tiefe die Pferde von jenem zweyten Reiſewagen ſcheuten, ſich bäumten, dann ſeitwärts überſchlugen, ſtürzten und die Kutſche, mit ihrem Führer und einem Reiſenden, der eben durch einen Sprung ſich retten wollte, über Felſen und Klippen hinab in den Abgrund riſſen, wo die wüthende Landquart ſich zwiſchen dunkeln Schluchten ihren Weg bahnt. Wie ein ſchrevender Mißlaut griff der Anblick dieſer gräßlichen Scene in die Freude, welche noch eben die drey wieder vereinigten Menſchen belebt hatte. „Fort, fort!“ rief Vreneli den beſtürzten Männern zu: „ſehet, ob zu helfen, ob zu retten iſt!“ Berchthold und Rudolph eilten nach der Seitenwand des Berges, kletterten über Steine und Trümmer mit Lebensgefahr in die Tiefe, durch welche die Landquart ſtrömte, und ſchritten nun auf ſchmalem, abſchüſſigem Pfade längs des Flußbettes der Stelle zu, wo die Kutſche hinabgeſtürzt ſeyn mußte. Die Krümmungen des Stromes verzögerten ihr Näherdringen. Endlich vernahmen ſie aus einer ſeitwärts liegenden Kluft ein leiſes Wimmern und dazwiſchen tiefe Seufzer, wie Stöhnen eines Sterbenden. Raſch traten ſie in die Spalte. Hinter einem Enzianſtrauche erblickten ſie, zwiſchen zwey Felſenſtücke gepreßt, eine blutige entſtellte Menſchengeſtalt, deren Seufzer jezt leiſer verhallten; ſie beugten ſich zu ihr nieder, Rudolph wiſchte ihr das Blut von der zerſchmetterten Stirn und aus dem Antlitze: ewiger Gott, welche Entdeckung wartete ſeiner hier! Er ſah in die brechenden Augen ſeines Vaters. Noch einmal hob ein tiefes Röcheln die Bruſt; dann zog der Friede, deſſen Wohnung ſie im Leben nicht geweſen, mit dem Tode in ſie ein.

(Der Beſchluß folgt.)

Lady Morgan und Kemble.

Das neueſte Buch der Lady Morgan iſt ein ſonderbares Werk. Sie nennt es Boudoirbuch, und der Inhalt entſpricht dem Titel, denn es iſt ein Buch, wie man ſie in den Salons und auf den Gueridons der hübſchen engliſchen Damen findet; es gleicht einer Sammlung von Almanachsartikeln, in der aber alles in der Welt an die Reihe kommt: Literatur, Moral, Politik, Charaktergemälde, Anekdoten, Reiſegeſchichten u. ſ. w. Was den Styl betrifft, ſo herrſcht darin einerſeits der Ton der alten franzöſiſchen Schöngeiſter, anderſeits die nachläßige, ſorgloſe Manier, wie ſie in den Reviews Mode iſt. Wir theilen den Leſern eine kleine Probe aus dieſem Modeartikel mit, die unſerer Meynung nach geeignet iſt, ſowohl die Schriftſtellerin als die Londoner höhere Geſellſchaft zu charakteriſiren.

Lady Morgan hatte ſehr jung den Roman: die junge Irländerin, herausgegeben. Er machte großes Aufſehen; die junge Schriftſtellerin kam, während eine Auflage des Romans um die andere erſchien, nach London; und wurde gleich in den erſten Tagen zu einem Rout, oder einer großen Aſſemblee eingeladen, wo ſie ſich, ſchüchtern und unerfahren wie ſie war, ſehr unbehaglich fühlte. Nachdem ſie, in ihrer Eigenſchaft als berühmtes Frauenzimmer, mehrere Stunden lang von der Neugierde der Leute und der Eitelkeit ihrer Wirthin viel zu leiden gehabt, glaubt ſie endlich, als man ſich zum Souper niederſezt, in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu ſeyn.

„Vor Mitternacht hatte ſich die Menge verlaufen, und es blieben etwa noch fünfzig nähere Bekannte zum Nachteſſen. Ich war ſo glücklich, bey Tiſch zwiſchen Lord Erskine und Lord Carysford zu ſitzen zu kommen; jezt, da ich nicht mehr „von allen Beobachtern beobachtet war,“ konnte ich mit Muße ſelbſt Beobachtungen anſtellen.

Ich war eben mitten in einer köſtlichen Unterhaltung mit meinen zwey aufmerkſamen Veteranen, da meldete man Kemble, den Schauſpieler. Lady C. hieß ihn im Tone des Vorwurfs den ſpäten Maſter Kemble, warf dann gegen mich zu einen vielſagenden Blick und ſagte ihm, wer ich ſey. Kemble, dem ich bereits durch Miſtreß Lefanu vorgeſtellt worden war, nickte mir freundlich mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er mich kenne; ſpäter aber machte er ganz andere Augen, wenn er mich anſah. Es war jener ſtarre, nichtsſagende Blick, den man an den Männern gewöhnlich bemerkt, wenn ſie auf andern Altären Opfer gebracht haben, die ihnen ſelten mehr erlauben, ſich in Geſellſchaft von Damen blicken zu laſſen.

Master Kemble war sichtbar nicht recht bey sich und etwas erhizt, und hatte, wie es schien, im Sinne etwas zu thun, wozu er wohl den Willen, aber nicht die Kraft besaß. Er saß mir gegenüber; zu wiederholten Malen hatte er den Arm erhoben und ihn über den Tisch gestreckt, um, so meynte ich, sich von einem Gelee in Form eines wilden Schweinskopfs zu nehmen; aber weitgefehlt! mein Kopf war es, worauf er sein stetes Augenmerk gerichtet hatte: es war ein ächter Cathay oder irländischer Kopf, mit braunen, kurzen, von Natur gelockten Haaren bedeckt, und der hatte ihm in die Augen gestochen als ein prächtiger Haarputz à la Brutus, wie er wohl in seiner Sammlung von Theaterperrücken keinen hatte. Endlich gelang es ihm, sein Vorhaben auszuführen, er fuhr mir buchstäblich mit den Fingern in die Haare und sprach zu mir mit hohler Grabesstimme: „Junges Frauenzimmer, wo haben Sie die Perrücke da gekauft?“ Lord Erskine kam mir zu Hülfe und machte meinen Kopf frey, und Lord Carysford rief, um dem albernen Auftritt auf eine gute Art ein Ende zu machen:

„In seinem Busen zischt des Neides Schlangenbrut!“

Die einen am Tische lachten, die andern sprachen: „Gott gnad' uns!“ und mir ging es wie Macbeth: „ich konnte nicht Amen sagen.“ Kemble aber, der, wie gewöhnlich die Leute, wenn sie den Wein spüren, übler Laune und über die Einmischung der beyden Pairs ärgerlich war, zog seinen Arm zurück, wobey er etwas zwischen den Zähnen murmelte, und suchte nun mit bosbaften Blicken in seiner Tasche herum. Zur großen Belustigung der ganzen Gesellschaft und zu meinem größten Schreck, zog er einen Band der jungen Irländerin heraus, den er mitgebracht hatte, um ihn Lady C. zurückzustellen, las mit seiner starken, ausdrucksvollen Stimme eine der schwülstigsten Stellen daraus vor, brach plötzlich ab, stieß mit dem Zeigefinger auf das Buch und fragte mich, als wäre er Hamlet und ich Polonius: „Junges Frauenzimmer, wer hieß Sie so närrisches Zeug schreiben? Und wo zum Teufel haben Sie die hohen Redensarten alle her?“

Ich war bestürzt; der volle Unmuth eines gekränkten Schriftstellers stieg in mir auf, und ich erwiederte fast bewußtlos und ziemlich albern: „Ich habe geschrieben, so gut ich konnte, Sir, und was die hohen Redensarten anlangt, so sind sie aus Johnsons Wörterbuch.“ Erskines Beredtsamkeit hätte nicht schlagender wirken können, und Lafontaines „j'y allais“ wurde, wenn es in den Pariser Zirkeln vorkam, wohl nie mit größerem Beyfall aufgenommen, als meine so naive, als wahrhaftige Antwort. Der Triumph meiner Offenheit war nicht geeignet, Master Kemble in bessere Laune zu versetzen, und Spenser nahm ihn bald darauf in seinem Wagen mit, um wiederholten Angriffen auf das Innere oder Aeußere meines armen Kopfes vorzubeugen.“

Ein merkwürdiger Apfelbaum.

Zu St. Valery an der Somme im französischen Departement Somme steht ein Apfelbaum, dessen Eigenthümer nicht weiß, woher derselbe stammt, der aber vierzig Jahr alt seyn mag. Der Baum gleicht im ganzen Ansehen, in der Form der Blätter, der Stellung der Blüthen vollkommen dem gemeinen Apfelbaum; in den Blüthen fehlen aber Blumenblätter und Staubfäden; sie haben vierzehn Pistille und einen Kelch, der aus zehn, unten zusammengewachsenen Blättchen besteht. Eine nothwendige Folge dieser Organisation ist die Unfruchtbarkeit des Baums an sich; einst aber rieth ein Arzt, die Blüthen des unfruchtbaren Baums mittelst Blumenstaubs von andern Apfelblüthen künstlich zu befruchten; es entwickelten sich vollkommene Früchte, und seitdem ist diese Operation jedes Frühjahr ein kleines Fest für die Frauen und Mädchen von St. Valery. Sie kommen um die Wette jede mit einer vollkommenen Apfelblüthe, mit Blumenblättern und Staubfäden, die bey trockener Witterung von einem Apfelbaum in der Nähe gebrochen ist; man bringt sie auf einen Blüthenbüschel des unfruchtbaren Baums und läßt sie darauf, bis sie nach vollendeter Befruchtung selbst abfällt; dann befestigt man ein farbiges Band an dem befruchteten Strauß, damit im kommenden Herbst jede die Früchte herausfinden kann, die ihr freundlicher Dienst geschaffen hat. Dieß nennt man dort zu Lande faire la pomme, und es ist eine Art von Glücksspiel, weil weder alle Blüthen, die man zu befruchten denkt, befruchtet werden, noch alle jungen Früchte zur Reife kommen. Die auf diese Weise gewonnenen Früchte dieses Baums sind in Absicht auf Größe, Geschmack und Farbe von einander verschieden, entsprechen indessen vollkommen den Apfelsorten, deren Blüthen zur Befruchtung angewendet wurden; sämmtlich aber zeichnen sie sich durch eine, auf zwey Drittheilen der Länge ringsumlaufende Kerbe aus. Das Kernhaus besteht aus vierzehn Fächern, die in zwey horizontalen, parallelen Ebenen liegen; fünf derselben sind, wie bey den gewöhnlichen Aepfeln, in der Mitte, die neun andern kleinern liegen gegen die Spitze zu. Demnach gleicht die Frucht einigermaßen zweyen in einander gewachsenen Aepfeln, deren Längendurchschnitt den Umriß eines sogenannten geigenförmigen Blattes darstellt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Beschluß.)

Nach dem Beyspiele der politischen Opposition ist auch eine wissenschaftliche rege geworden. Zwey junge Gelehrte, Namens Raspail und Saigey, haben nämlich eine Zeitschrift unter dem Titel annales des sciences d'observation begonnen, deren Zweck ist, der Naturwissenschaft eine freyere Bewegung mitzutheilen, als sie in andern ähnlichen französischen Zeitschriften erhalten konnte. Diese werden nämlich

meistens von Mitgliedern der königlichen Akademie oder von Gelehrten abgefaßt, die mit der Akademie oder doch mit den einflußreichsten Akademikern in Verbindung stehen und auf das Glück, einmal selbst Akademiker zu werden, hoffen. Natürlich werden in solchen Zeitschriften die Meynungen und Systeme der besagten einflußreichen Akademiker, z. B. eines Cuvier, eines Brongniart u. s. w., entweder als Glaubensartikel vorgeschrieben, oder doch als unumstößliche Dinge zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Irren die Herren augenscheinlich, oder behaupten sie etwas, was sie nicht beweisen können, so werden sich jene Zeitschriften wohl hüten, die Blößen ihrer Patrone aufzudecken, sondern werfen den Mantel des Stillschweigens darüber und lassen die Irrthümer in die Welt schleichen, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Dazu kommt noch, daß die Herren Patrone, die natürlich von der Regierung zu Rathe gezogen werden, wenn es auf Besetzung von Stellen als Professoren, Aufseher der Museen und Bibliothekare die Rede ist, diejenigen empfehlen und anzustellen suchen, welche in verba magistri schwören und sich ihnen als gefällige, gehorsame und ergebene Schüler oder Anhänger beweisen. Dieses Unwesen hat nun zwey junge kampflustige und rüstige Gelehrte bewogen, eine Zeitschrift zu beginnen, die von dem akademischen Einflusse und dem Intriguenwesen ganz frey seyn und nur die Wissenschaft, nicht aber die Diener derselben beständig zum Zwecke haben soll. Um hierüber keinen Zweifel zu lassen, begannen sie sogleich damit, daß sie einen Aufsatz schrieben des coteries littéraires, worin allerley Unrath aus den Umtrieben der Gelehrten hervorgezogen wird. So z. B., um nur eines anzuführen, behaupten sie, daß man einem jungen Naturforscher, dem seine Patrone bereits eine Stelle an der königlichen Institutsbibliothek verschafft hatten, das Ehrenkreuz ausgewirkt hat, weil er so gut gewesen ist, die langweilige Arbeit der Ausfertigung des Registers zu dem großen Werke über Egypten zu übernehmen. Diese Arbeit wäre sonst den Mitgliedern der wohlbesoldeten, mit der Herausgabe jenes Werkes beauftragten Kommission zur Last gefallen; die Kommission aber fand es bequemer, die Besoldung einzuziehen, ohne sich mit dem Register zu plagen, zumal da sie Kredit genug hatte, um dem jungen Gelehrten, welcher das Register machen wollte, eine Nationalbelohnung zu verschaffen, als ob er sich in einer Schlacht ausgezeichnet oder dem Staate einen Dienst geleistet hätte. Die beyden verwegenen Gelehrten Raspail und Saigey waren Willens, mit diesen Angriffen oder mit diesem Sturmlaufen auf die akademischen Umtriebe fortzufahren; allein sie hatten bald Gelegenheit, zu bemerken, daß der Einfluß der Matadore der Wissenschaft doch noch größer sey oder doch mehr bewirke, als ihr Eifer; denn der Verleger Baudoin, ein Mann, der, wie es scheint, mit allerley Klassen in Verbindung steht und der einigen Schutz suchte, um dem Verhafte zu entgehen, wozu er wegen des Verlags der Berengerschen Lieder verurtheilt worden war, weigerte sich, die Zeitschrift fortzusetzen; es heißt sogar, er habe immer die Probebogen den einflußreichen Akademikern heimlich mitgetheilt, um zu erfahren, ob die Herren nichts an den Aufsätzen abzuändern hätten. Die beyden Verfasser hatten aber ihren Kontrakt so geschlossen, daß sie Miteigenthümer der Zeitschrift waren und daß Baudoin nicht eigenmächtig das Unternehmen in Stocken bringen konnte, ohne dafür verantwortlich zu seyn. In ihrem jugendlichen Feuer führten sie daher ihren abtrünnigen Theilnehmer vor Gericht und erhielten ein Urtheil, welches Baudoin zu einer Entschädigung von 12.000 Franken verdammte, wenn er die Zeitschrift nicht fortsetzen will. Fortsetzen wird er sie aber schwerlich; einen andern Verleger werden die jungen Gelehrten wohl auch nicht leicht finden; denn bey der Menge von wissenschaftlichen Zeitschriften, die in Paris erscheinen, ist es keine leichte Sache, eine neue in Gang zu bringen und schon im ersten oder zweyten Jahre die Kosten zu decken. Es ist also wahrscheinlich, daß die Annales des sciences d'observation es doch nicht weit bringen, und daß der Eifer der Herausgeber Zeit haben wird zu verdampfen. Dg.

Luzern, Oktober.

(Beschluß.)

Im Valle di Tremola gibt es wohl einige 20 und im Walde ob Airolo 6 oder 7 verschiedene Straßenwendungen mit 5 schönen neuen Brücken. Die Tremeln sind oben so wild und pflanzenlos, als die Schöllenen. Nur ist die Schlucht, durch welche der Tessin in vielen Sätzen herabschäumt, viel geräumiger und wie ein Trichter gestaltet. Der Landammann Meschini, aus dem Dorfe am langen See nächst Magadino gebürtig, hat diesen Straßentheil vom Kanton Tessin übernommen und bereits ⅔ der Stützmauern fertig gemacht. Hingegen bleibt noch vieles zu sprengen übrig. Vier- bis fünfhundert italienische Arbeiter sind auf der tessinischen Seite oder dem Südabhang des Berges an der Straße beschäftigt. Zur bessern Einrichtung des Hospizes hat die Regierung des Standes Tessin 50.000 mailändische Liren ausgesetzt. Von der Gotthardstraße unterhalb Geschenen, welche viel minder Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte, ist wenig gesagt worden, weil sie sowohl in Hinsicht der Anlage, als besonders ihrer Solidität wegen vieles zu wünschen übrig läßt. Von den Stützmauern, denen es beynahe durchgehends an Stärke gebricht, sind schon an verschiedenen Orten einzelne Stücke eingestürzt, so daß sie neu aufgeführt werden mußten. Auch die Brücke von Amsteg ist zum zweytenmale aufgebaut worden. Zwischen Wasen und Geschenen führt eine solche über die Reuß, an der man das Gerüste aus Mangel an Zutrauen hat stehen lassen. In den Schöllenen aber und oberhalb sind die Stützmauern aus so großen Granitblöcken gebildet, daß sie der Gewalt der Elemente auf ewige Zeiten zu trotzen scheinen. Bey der zur Höhe verhältnißmäßig geringen Länge der Brücken sind sie meistens kreisbogenförmig (à plein cintre) gebaut, und man hält dafür, sie übertreffen an Schönheit der Arbeit noch die der berühmten Simplonstraße. Mehrere alte Brücken über die Reuß konnten noch benuzt werden, indem man sie mit etwas vorgeschobenen Steinplatten erweiterte, die dann mit einem dünnen Geländer von aufgestellten, dem Auge sehr gefälligen Granitplatten, die unten etwas dicker sind, versehen werden. Die ganze Unternehmung dieser Straße macht den Ständen Uri und Tessin, so wie den dafür mit ihnen interessirten Regierungen der Kantone Luzern und Basel Ehre. Im Juli oder August des kommenden Jahres wird die ganze Straße fahrbar seyn; bis jezt können auf der Urnerseite nur noch bis Geschenen Fuhrwerke gebraucht werden. Wenn die Bergstraße einmal vollendet ist, so wird man auch im Thale von Amsteg bis nach Flüelen die Straße neu anlegen. Unterdessen kann immerhin der alte, zwar sehr enge Thalweg benuzt werden. Schon wird davon gesprochen, auch von Flüelen nach Brunnen längs dem Vierwaldstättersee die Straße fortzusetzen, was dann unstreitig dem Werke die Krone aufsetzen würde, indem man, von der oft stürmischen Urnerbucht niemals aufgehalten, die jezt fahrbar gemachte und nur noch bey Küßnacht einer Erweiterung bedürftige Straße von Schwyz nach Luzern, und die von Schwyz nach Zug, an der jezt stark gearbeitet wird, erreichen könnte. In spätern Zeiten möchte dann vielleicht auch die Verbindungsstraße über den Clausenberg nach dem Kanton Glarus geöffnet und die über den Susten in das Berner-Oberland beendigt werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Oktober 1829.

Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu seinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen.

W. Menzel.

Das Gewitter.

Immer dunkler wird der Himmelsbogen.
Wetterwolken kommen angezogen,
Und am Tage wird es Nacht.
Sonnenpracht
Ist verschwunden,
Losgebunden
Ward der Elemente Macht.

Die Erde harrt in banger Trauer,
Was sie bewohnt, durchdringt ein Schauer,
Und Alles fürchtet, Alles bebt.
Die Vöglein flattern bang
Zum dunkeln Wald;
Kein flötender Gesang
Erschallt,
Und todt scheint alles, was da lebt.
Aus Dörfern und aus Städten wallet
Zum bangen Himmel Glockenschall.
Die fromme Stimme wiederhallet
Im weiten, unermeßnen All.
Jetzt tobt der Sturm, Staubwolken wühlt er auf,
Die Bäume reißt er nieder.
Der Donner rollt dumpf über'm Fichtenwald;
Noch lange hallt
Das zagende Echo ihn wieder.

Die Blitze beginnen den zackigen Lauf
Und erhellen
Mit Glanzeswellen
Die Wolkennacht.
Nun ringt sich aus Wolken der Regen los;
Mit Macht
Stürzt er in des Stromes ersehnten Schoos.

Der Regen.

Ich irrte lange sehnend umher,
Fand meine Liebe nicht.
Da hört' ich's unten im Thale rauschen,
So bang und schwer,
Und meine Sehnsucht spricht:
Dort harrt die Geliebte dein!
Ich sinke nieder
Und finde sie wieder,
Darf Liebe um Liebe tauschen
Und glücklich seyn!

Der Strom.

Geliebter, du kommst zur Vereinigung!
Die Liebe gibt mächtigen Lebensschwung.
Ich fühle mich frey. Umschließe mich!
Ich stürme, woge und grüße dich!

Der Blitz.

Mein Geschoß spar' ich noch.
In glutrothen Wolken zieh' ich hoch;
Die Erde sieht mich und zittert.
Ich liebte sie einst so heiß;

Doch meine Liebe nicht
Gewann den Preis.
Der Sonne Licht
Nur war ihr theuer.
So werde Feuer,
Verschmähte Liebe du!
Führ' ihr Verderben zu!

Da steht, zum Spott mir, ein hoher Baum;
Er birgt ihre Vöglein im grünen Raum.
Den Baum will ich zünden.
Vom Wolkensitz
Hinfahre in Schlangengewinden,
Blitz!

Die Vögel sind erschlagen,
Den Baum traf mein Feuer,
Die Erde hör' ich klagen,
Sie zittert vor dem Freyer.
Ha, zittre du!
Im Nu
Ein neuer Schlag zerstöret
Die Blumen dein.
Verheeret
Muß seyn!
In der Verheerung endet
Erst meine Qual!
Nun Strahl auf Strahl
Hinabgesendet!
Zur Qual
Ihr werde meine Liebesqual!
Strahl auf Strahl!

Der Donner.

Mein Bruder Blitz macht seine Sache gut.
Ich mehre seine Wuth.
Mein hohles Lachen,
Mein Beyfallskrachen
Soll Erde noch ängstlicher machen.

Die Schwache bebt;
Die Sonne strebt
Hervorzubrechen,
Um ihre Erde zu rächen.
Nun laß uns eilen
Und mäßige dich,
Mein Bruder! es theilen
Die Wolken sich;
Die Sonne naht
Auf goldnem Pfad.

Noch hohl
Klingt wohl
Meiner Stimme höhnendes Lebewohl!

Nun klärt sich auf der Himmelsbogen;
Die Wolken sind hinweggezogen,
Und ihre Erde grüßt die Sonne
In neuer, sel'ger Liebeswonne.
Sie küßt, begrüßt vom Jubelschalle,
Hinweg der Erde Thränen alle
Und gibt mit zartem Liebesblick'
Ihr wieder das verlorne Glück.

Wilhelm Kilzer.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Beschluß.)

Wir wollen bey dieser schrecklichen Begebenheit, welche ein lang ersehntes Fest der Freude in Schmerz und Trauer verwandelte, nicht länger verweilen, als der Gang unserer Erzählung erheischt. Auch der Knecht, welcher die Kutsche des alten Maßner so unglücklich geführt, wurde tödtlich verlezt gefunden. Noch ehe er starb, sagte er aus, daß der verbannte Rathsherr nicht länger Ruhe im fremden Lande gehabt, daß er aus dem geschlossenen Frieden neue Hoffnung für sich geschöpft, und es nun, trotz dem auf seinen Kopf gesezten Preise, gewagt habe, über die Albula und durch Davos in die Heimath zurückzukehren. Da hatte ihn in der Blüthe seiner Hoffnungen mit furchtbarem Hohne sein Schicksal erreicht, und vor den Augen des Sohnes, nahe der Vereinigung mit diesem und mit der Hausfrau, in den Abgrund geschleudert, wo der Tod sein Opfer gierig ergriffen.

Die beyden jungen Männer beschlossen, nachdem das Entsetzen des ersten Augenblicks sich gemildert hatte, auf dem Bauernhofe, wo Mutter Therese und Frau Maßner weilten, zu verschweigen, daß den Rathsherrn dieses schreckliche Unglück getroffen habe, und vorzugeben, der Verunglückte sey ein fremder, ihnen unbekannter Reisender. Erst später und nach den nöthigen Vorbereitungen, sollten die Mütter von der Wahrheit unterrichtet werden. Vreneli, in deren Seelenstärke man berechtigt war, ein großes Vertrauen zu setzen, wurde in das Geheimniß gezogen. Ihre Thränen flossen dem Unglücklichen, aber sie fand Kraft genug in sich, mit mehr Unbefangenheit als die Männer vor ihrer und Rudolphs Mutter zu erscheinen. Mit liebevollen Vorwürfen und Aeußerungen der lebhaftesten Freude wurde Vreneli von Frau Therese, mit Herzlichkeit auch von Frau Maßner empfangen, als diese erfuhr, was sie für Rudolph gethan, und daß die Heirath mit ihr der Preis seiner Freyheit gewesen. Was den Neuangekommenen an Heiterkeit abging, wurde ihrer Theilnahme an dem Schicksale des verunglückten Fremden zugeschrieben. Bald entfernten sich unter einem Vorwande die jungen Männer. Sie nahmen Knechte und Tragbahren mit. Unter Beschwerden und Gefahren wurden die Leichen aus dem Schlunde der Landquart hervor und nach dem Hauptorte Klosters ge-

bracht. Hier erfolgte um Mitternacht die feyerliche Bestattung. Rudolph vergoß Thränen der Wehmuth an dem Grabe des Vaters, den er, nach langer Trennung, im schrecklichen Todeskampfe wieder gefunden; Berchthold nahm innigen Theil an der Trauer des Freundes.

Die Zeit heilte auch diese Wunde. Nach Jahresfrist stand Rudolph Maßner, in die Rechte, in das Eigenthum seines Vaters wieder eingesezt, von seinen Mitbürgern, die an ihm wieder gut machen wollten, was sie dem Alten Böses gethan, mit Ehren und Würden geschmückt, in dem Prunkgemache des väterlichen Hauses und wiegte ein Knäblein auf dem Arme, das ihm vor einigen Wochen Vreneli geschenkt. Die Blicke der jungen, noch etwas bleichen Frau ruheten entzückt auf der lieblichen Gruppe. Mutter Therese und Frau Maßner saßen, ganz wie es Vreneli einst voraus gesagt hatte, traulich und fröhlich kosend über das Glück ihrer Kinder, nebeneinander im Hintergrunde des Zimmers. Berchthold war nicht zugegen; er hatte die Pachtung am Calanda wieder übernommen, er war Bräutigam mit einem wackern Mädchen aus der Nachbarschaft, und sah hoffnungsvoll der schönen Zeit entgegen, die Vreneli und Rudi schon erreicht hatten.

Ueber Nachttelegraphen.

Obgleich von den Telegraphenlinien, welche einst in verschiedenen Richtungen unser Vaterland durchzogen, keine Spur mehr vorhanden ist, und die Jüngern des jezt lebenden Geschlechts wohl schwerlich in ihrem Leben einen Telegraphen, bey Tag oder bey Nacht, spielen sehen werden, wenn sie immer auf dem rechten Rheinufer bleiben, so hat doch Alles, was man von diesen merkwürdigen Eilboten und ihren Leistungen hört, ein so allgemeines Interesse, daß einige Worte über gelungene Versuche, sie auch bey Nacht ihren Dienst fortsetzen zu lassen, nicht unwillkommen seyn werden.

Schon lange beschäftigt man sich in verschiedenen französischen Häfen mit der Einrichtung eines Signalsystems, das im Stande wäre, die gewöhnlichen Tagtelegraphen bey Nacht zu ersetzen. Bisher wirkten alle Methoden, die man dazu ersann, dahin, eine gewisse Anzahl leuchtender Punkte, und zwar Laternen, zusammenzustellen und dieselben verschiedene Stellungen zu einander annehmen zu lassen. In der neusten Zeit aber verfiel man auf einfachere, vollständigere, gleich wohlfeile Methoden, die zugleich den Vortheil haben, daß sie mit dem gewöhnlichen telegraphischen Mechanismus bey Tag mehr übereinstimmen. Von diesen Neuerungen sind vornehmlich zwey beachtenswerth.

Der Apparat, den der Telegraphendirektor in Toulon vorschlägt, ist zwar schon sehr einfach, erinnert aber noch zu sehr an das System der Laternen, und hat darum auch großentheils die Nachtheile desselben. Er besteht aus neun kreisrunden Löchern, die je drey und drey über einander stehen; diese Löcher befinden sich vor einem Lichtheerde, und stellen somit neun leuchtende Scheiben dar, die man durch Schließen der Klappen nach Gefallen in bestimmter Zahl und Ordnung verdunkelt, damit die verschiedenen Figuren, welche die neun Zahlen bilden können, und so die verschiedenen Signale darstellt. Man sieht leicht, was man mit einer solchen Vorrichtung alles ausrichten kann.

Die zweyte Vorrichtung hat ein Schiffskapitän im Jahr 1826 erfunden und bis jezt so verbessert, daß sich damit 29,245 Zeichen darstellen lassen, was zum ausführlichsten telegraphischen Wörterbuch mehr als hinreichend ist. Sie ist durchaus zweckmäßig, ganz einfach und somit wohlfeil, und bietet noch den Vortheil dar, daß sie als Tag- und Nachttelegraph zugleich dient. Der Apparat besteht aus einem Gehäuse, an dessen zwey gegenüberstehenden Seiten die Signale nach zwey entgegengesezten Richtungen hin gemacht werden können. In diese beyden Seiten sind drey kreisrunde Löcher gebohrt. Jedes Loch ist mit einer vollen, schwarzen Scheibe bedeckt, in der ein Streifen ausgeschnitten ist, der bey Tag weiß, Nachts aber leuchtend erscheint. Die Bewegung der Scheiben geschieht innen im Gehäuse, und man bildet so nach Gefallen rechte oder spitze Winkel, nach rechts oder nach links, aufwärts oder abwärts. Die Größe des Gehäuses steht im Verhältniß mit dem Durchmesser der Scheiben, und die Größe der Lichtstreifen ist wieder nach der Entfernung des Telegraphen von dem andern, mit dem er korrespondirt, berechnet. Unter andern wurden am 21. März d. J. um 8 Uhr Abends bey herrlichem Mondschein, der für die Beobachtung der Lichtstreifen eben nicht günstig war, mit Streifen von vier verschiedenen Größen Versuche angestellt; die größten waren 4 Fuß 6 Zoll lang und 8 Zoll breit, die kleinsten 2 Fuß lang und 3 Zoll breit. Sämmtliche mit diesen verschiedenen Streifen ausgeführte Signale konnten die Wächter in der Warte auf Cap Sépet, die vom Hafenthurm von Toulon, d. h. vom Nachttelegraphen, 1¼ Lieues entfernt ist, deutlich beobachten, und Tags darauf wiederholte man sie bey Tageslicht mit dem Semaphor, d. h. mit den weißen Streifen. Ein 2 Fuß langer, 3 Zoll breiter Streifen kann also so weit gesehen werden, und bey späteren Versuchen ergab sich, daß er noch zwey Lieues weiter sichtbar ist. — Der Erfinder hat ganz vor Kurzem seinen Nachttelegraphen noch mehr vereinfacht, ihn nämlich auf einen einzigen Streifen beschränkt; so gibt er zwar nur 8649 Zeichen, diese Zahl ist aber gewiß immer hinreichend.

Es ist einleuchtend, daß diese Erfindung namentlich in Kriegszeiten sehr nüzlich werden kann; allein bey dem immer rascher werdenden Treiben der Welt, bey der im-

mer wachsenden Ungeduld in Handel und Politik, läßt sich voraussehen, daß wohl einst eine Zeit kommen wird, wo man keine Stunde der Umdrehung der Erde um ihre Achse versäumen will, um Wechselkurse und die tausendfachen Phasen in Handel und Politik fast mit der Schnelle des Gedankens in die Ferne zu tragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mitte Oktobers.

Daß Frankfurt in der Anerkennung artistischer Virtuosität mit andern großen Städten Deutschlands rühmlichst wetteifert, davon finden sich häufige Belege in der Chronik des Tages. Ein freyer Vortrag, welchen neulich ein Bonner Gelehrter, Regierungsrath Dr. Bütte, in einer Plenar-Sitzung unsers physikalischen Vereines über das ächt wissenschaftliche Thema seines vor einigen Monaten unter dem Titel: „Anthropologische Biotomie“ herausgegebenen Original-Werkes hielt, lieferte den erfreulichen Beweis, daß es auch an Anerkennung scientivischer Virtuosität bey uns nicht fehlt, wenn der Vortragende die, freylich seltenen, Eigenschaften in sich vereint, welche zur Bewährung dieser Virtuosität erforderlich sind. Wir wollen versuchen, insoweit die Grenzen einer Korrespondenz-Mittheilung es gestatten, das Thema dieses Vortrages genauer zu bezeichnen und den Ideengang der, das sehr zahlreich versammelte Auditorium ungemein ansprechenden, Entwickelung desselben in gedrängter Kürze anzugeben. — Das Leben ist der Mittelpunkt alles Seyns; eben darum aber ist dasselbe, das Menschenleben insbesondere, der zugleich wichtigste und interessanteste Gegenstand aller Wissenschaft, von ihrer höchsten philosophischen Höhe und im Durchgang durch alle Naturwissenschaft an, bis herab zu dem, worin der tägliche Verkehr begriffen werden muß. Die räumliche oder leibliche Seite des Lebens zog nicht nur zuerst die Aufmerksamkeit des menschlichen Forschergeistes auf sich, sondern sie konnte auch leichter mit Erfolg kultivirt werden. — Man fragte bisher: Wie lange kann der Mensch leben? Wie lange pflegt der Mensch überhaupt und von gewissen bereits erreichten Jahren herab zu leben? Endlich, wie lange darf dieser und jener Mensch, nach Schicksals Geheiß und Willen, leben? Das Möglichkeits-, das Wahrscheinlichkeits- und das Schicksals-Ziel beschäftigte bey allen wissenschaftlich gebildeten Völkern zahllose Federn. Hiernächst gefiel man sich aber von jeher in der Annahme einer gewissen, als näher zusammengehörig gedachten Reihe von Lebensjahren, deren Wiederholung merklichere Abschnitte des Lebens bildet.... Schon bey Hippocrates finden sich, in gedachter Beziehung, Spuren der Siebentheiligkeit, welche in neuerer Zeit Linné und Buffon weiter ausbildeten. Die Zehntheiligkeit leuchtet bereits bey Moses vor, wenn er sagt: unser Leben währet 70 Jahre, wenn es hoch kommt, 80 Jahre; noch deutlicher in den von Pythagoras hinterlassenen Bruchstücken über die vier Lebensalter, die nach ihm mit 20, 40, 60 und 80 Jahren endigten. — Eine Frage war bis jezt noch nirgends bestimmt aufgeworfen, geschweige wissenschaftlich beantwortet worden. Diese Frage ist: wie lange soll der Mensch leben? Mit andern Worten: welches ist der Normal-Plan und gewissermaßen das Natur-Ideal für die Dauer eines vollständigen Menschenlebens? Man hat zu achten auf diese Dauer überhaupt, dann auf sie in den verschiedenen Altern und deren zeitlich-organischen Abschnitten, wie auch auf den Verlauf des Gattungs-Lebens (als Mensch) und des zweyfachen Geschlechts-Lebens. — Die betreffende Wissenschaft heißt Biotomie (Lebenseintheilung) und ihr Begriff ist: Wissenschaft der zeitlich-organischen Formen des Lebens.... Die Biotomie hat die Ermittelung der Lebens-Skalen zum Gegenstande. Da nun das Leben erscheint als Leben der Menschheit und des einzelnen Menschen, als Leben des Mannes und des Weibes, so muß die Biotomie solcher Skalen wenigstens vier ausfüllen, die sich aber mehren, wenn man nicht umhin kann, anzuerkennen, daß die Entwickelung des Geschlechts-Lebens einem Gesetze folgt, welches in mehrere Regeln zerfällt. Z. B. der Geschlechts-Verlauf bey den afrikanischen Völkerschaften und bey denen des nördlichen Europa's folgt verschiedenen Regeln, welche die Wissenschaft sämmtlich zu ermitteln und anzugeben hat.... Indem die Biotomie eines deutlichen Begriffs fähig ist und sich über das Vorhandenseyn ihres Gegenstandes ausweisen kann, so ist ihr damit die Einlaßkarte in den Kreis menschlicher Wissenschaften gesichert, und nur Unwissenheit oder Vorurtheil können sich vergebliche Mühe geben, derselben die Anerkennung zu verweigern. Die Nachwelt wird nicht blos anthropologische Biotomie anerkennen und beachten, sondern sie wird eben so eine komparative Biotomie anerkennen, wie sich im Laufe der Zeit eine komparative Anatomie ausgebildet hat und noch fortwährend ausbildet. — Der Nutzen dieser neuen Wissenschaft ist groß, namentlich aber für Gesetzgebung, Politik, Statistik, Pädagogik, Physiologie, so wie überhaupt für alle anthropologischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang. — Am Schlusse seines Vortrags deutete Hr. B. den nothwendigen Zusammenhang der zeitlichen Natur-Eintheilungen des Menschenlebens mit den klimatologischen Eintheilungen der Erde an, oder, wie er sich ausdrückte, mit dem bisher theils unerkannten, theils geradezu verkannten Plan der Wirthbarkeit unsers Planeten. Diesen Gegenstand verspricht er in einem eigenen Werke, mit beyzufügender Erdkarte, als Geotomie bearbeitet, ausführlich zu behandeln. — In der nämlichen Sitzung des physikalischen Vereins hielt Hr. Kämpz, Professor der Physik zu Halle, einen Vortrag über die Verhältnisse des Regens in den verschiedenen Ländern Europa's. Er theilte die Resultate der von ihm deßhalb angestellten Beobachtungen mit, wonach an den westlichen Küsten von England, Holland und Frankreich die Regen im Sommer seltener, im Winter häufiger, als in den innern Ländern Europa's sind, weßhalb, wie er sagte, auch dort die Sommer wärmer, die Winter gelinder sind, als im Binnenlande unter denselben Breitegraden. — Das Museum (im englischen Hofe), welches sich im vorigen Winterskursus der steigenden Theilnahme des gebildeten Publikums zu erfreuen hatte, eröffnete unter nicht minder glücklichen Auspizien seinen diesjährigen Kursus am ersten Freytage des Oktobermonats. Musikalische Leistungen füllten großentheils diese Sitzung. Unter denselben zeichnete sich besonders ein Konzert auf der Posaune, von Hrn. Schmidt vorgetragen, sowohl durch die Virtuosität der Ausführung, als durch die Seltsamkeit des Instrumentes aus. Doch dünkte es der Zuhörerschaft, als paßten Variationen auf das bekannte Lied: „Mich lieben alle Freuden,“ nicht ganz für dieß Instrument, obgleich der Vortrag des Künstlers meisterhaft war.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Oktober 1829.

— Holla! wohlauf! holla!
Auf zur bestellten Jagd! Daß Alles recht geschah.

Molière.

Die Nimrods in der Umgegend von Paris.

Zu Anfang dieses Monats erwartete man in Paris noch die Ankunft des Sommers, als die Polizeyverordnung wegen Eröffnung der Jagdzeit die Pariser belehrte, daß es mit dem Sommer aus sey und der Herbst seinen Anfang nehme. Die Jagd aber könnte man in der umliegenden Gegend von Paris das ganze Jahr hindurch verstatten, wenn man nicht zu befürchten hätte, daß die Jagdliebhaber die Ernte zertreten; denn was sich an Wild in einer so bebauten und bewohnten Gegend vorfindet, hat nicht viel zu bedeuten; höchstens kömmt hie und da ein Hase, der sich aus den Gehölzen großer Landeigenthümer geflüchtet hat, zum Vorschein, oder es fliegt irgend ein wildes Geflügel aus den Weinbergen auf, was jedoch auch zu den seltenen Erscheinungen gehört. Dennoch fehlt es in Paris nicht an gutmüthigen Bürgern, welche sich die Mühe nehmen, mit der Flinte auf der Schulter die langen Vorstädte zu durchschreiten, oder sich in einer Miethkutsche hindurch führen lassen, es sich auch nicht verdrießen lassen, die vielen Häuser, die sich jenseits der Barrièren noch zu beyden Seiten in weiten Strecken fortziehen, entlang zu gehen, bis sie das lang ersehnte Feld erreichen, und hier zwischen Aeckern, Weingärten und Landhäusern nach etwas suchen, was nicht da ist und nicht da seyn kann; es wäre denn, daß ihnen ein außerordentlicher Zufall einen guten Fund in die Hände spielte. Sie meynen aber so gut auf die Jagd zu gehen als die Forstmänner, kehren ziemlich unverdrossen mit leerer Waidtasche wieder heim, und essen das Wildpret künstlich zubereitet beym Restaurateur, der auch zuweilen einen ganzen Rehbock vor seiner Thüre aufhängt, um die Leckermäuler anzulocken; hie und da zieht auch einer, wenn er nach Hause kommt, mit wichtiger Miene und zur Lust und Verwunderung von Frau und Kindern, einen auf dem Markte in der Vorstadt gekauften Hasen oder Vogel aus der Tasche, und dieses Wildpret hat meist noch den Vorzug vor dem frischgeschossenen, daß man nicht lange zu warten braucht, bis es den gehörigen haut goût erhält. Glücklicher sind die großen Landeigenthümer, welche die Jagdzeit auf ihren Gütern zubringen und sich dort dem Vergnügen der Jagd überlassen; solcher Landeigenthümer gibt es in einiger Entfernung von der Hauptstadt eine Menge. Die Besorgniß, es möchten die Ländereyen durch die gleiche Theilung des väterlichen Erbes unter allen Kindern allzusehr zerstückelt werden, ist wahrlich ungegründet; die Reichen vergrößern unaufhörlich ihren Güterbesitz, und es bedarf dazu keines Gesetzes und keines Polignac'schen Ministeriums. Die natürliche Folge der Ungleichheit der Vermögensumstände bringt dieß schon mit sich. So lange der eine verschwenderisch, der andere geizig, der eine unternehmend, der andere furchtsam, der eine glücklich, der andere unglücklich, der eine fleißig und klug, der andere träge und thöricht seyn wird, braucht die Regierung an keine Begünstigung der großen Landbesitzer zu denken; sie entstehen schon von selbst, und werden sich auch so erhalten. Freylich, um meilenlange Jagden anzu-

stellen wie in England, müßte das Eigenthum der Ländereyen blos einigen aristokratischen Familien zu Theile werden; zu solchen Jagden gibt Frankreich jezt nicht viel Gelegenheit; ob dieß aber ein großes Uebel sey, ist wohl noch nicht deutlich erwiesen. Nur die königliche Familie kann dergleichen Jagden anstellen, denn sie besizt noch große Forste und Gehölze, die besonders wegen der Jagdgehege sorgfältig unterhalten werden. Alle königlichen Lustschlösser; St. Germain, Meudon, Compiegne, Rambouillet, haben Wälder mit Jagdgehegen; sogar in der Nähe von Paris, um Marly, Vincennes, sind beträchtliche Gehölze, mit Fasanenhäusern und Parks, ohne welche es nicht möglich seyn würde, für die beständigen Jagden des gegenwärtigen Königs das nöthige Wild und Geflügel zu liefern. So oft die Witterung günstig ist, wird vom jetzigen Hofe gejagt, und bey jeder Jagd eine Menge Wild getödtet, meistens ohne viele Mühe. Manchmal wird das Wild vor dem König hergetrieben, und er braucht blos darnach zu schießen, und da er ein geschickter Zieler ist, so verfehlt er selten seinen Schuß. Es wird daher mit großen Kosten eine Menge Wild gekauft und zusammengetrieben, um dem Könige das Vergnügen zu verschaffen, es zu erlegen. Mancher Hase ist vielleicht schon drey oder vier Mal für die königlichen Jagden gekauft worden und wieder entlaufen, bis ihn zulezt das königliche Bley trift. Das erlegte Wild wird dann unter Hofleute oder unter Beamte u. a. vertheilt. Das Vergnügen dieser Jagden ist sehr kostspielig; allein da die Civilliste Geld genug liefert, so läßt sich gegen diesen Verbrauch der Gelder nichts einwenden. Ein noch weit unermüdeterer Jäger, als der König, ist der Herzog von Bourbon; unstreitig ist dieser Prinz, der einzige Sohn des Prinzen von Condé und der lezte Sprößling dieses Zweiges der königlichen Familie, der erste Jäger im Lande, und vielleicht gibt es wenig Menschen auf der Erde, die wie er aus der Jagd ihre gewöhnliche und tägliche Beschäftigung gemacht haben, wofern sie nicht durch ihren Stand dazu gezwungen sind. Der Herzog von Bourbon nämlich geht jeden Tag im Jahre auf die Jagd, es mag regnen, schneyen, toben; er müßte gefährlich krank seyn oder wichtige Geschäfte haben, wenn er einen Tag sein Jagdvergnügen versäumte. Selten kömmt er nach Paris; nur an feyerlichen Tagen, wenn seine Gegenwart bey Hofe nöthig oder der Etikette halber erforderlich ist, erscheint er in der Hauptstadt; sonst lebt er beständig auf seinen Gütern, hält hier mehrere vollständige Jagdequipagen, zieht täglich mit einer derselben aus, und bringt so einen beträchtlichen Theil des Tages zu, ohne sich um irgend etwas anderes zu bekümmern. Sein Hauptsiz ist zu Chantilly, das bekanntlich vor der Revolution dem Condéschen Zweige der königlichen Familie zugehörte und durch sein prächtiges Schloß berühmt war. Dieses Schloß ist während der Revolution niedergerissen worden; allein es steht noch ein Nebengebäude desselben, und dieses ist schön genug, um dem Herzoge zum Aufenthalt zu dienen; auch die prachtvollen Ställe, die gewiß die schönsten in Frankreich waren, sind erhalten worden, und dienten unter der Napoleon'schen Regierung seinen polnischen Lanciers. Die Hauptsache für den Herzog aber sind die großen Gehölze neben Chantilly, die ihm seit der Restauration des Königthums zurückgegeben worden sind, und worin er nach Herzenslust jagen kann. Damit aber noch nicht zufrieden, hat er seit einiger Zeit das Schloß und die Gehölze zu Morfontaine, welche Napoleon seinem Bruder, dem Könige Joseph, geschenkt hatte, gekauft, und nebenbey noch mit der Girardinischen Familie die Uebereinkunft getroffen, daß der Herzog das berühmte Ermenonville, dessen Park und Gehölze ebenfalls sehr schön sind, sein Lebenlang benützen kann, man sagt gegen Erlegung einer Summe von 100,000 und gegen eine jährliche Rente von 15,000 Franken. Ermenonville ist durch die lezten Tage Rousseaus bekannt, der hier sein unruhiges Leben beschloß, und dessen Grabmahl noch auf der Pappelinsel daselbst steht, obschon sein Leichnam seitdem nach Paris gebracht worden ist. Zudem sind diese Lustgärten äußerst schön angelegt und gehören zu den geschmackvollsten Gartenanlagen in Frankreich, weßhalb sie auch von Fremden und von Parisern sehr besucht werden. Chantilly, Ermenonville, Morfontaine machen nun vermittelst der umliegenden dazu gehörigen Ländereyen ein Ganzes aus, worauf der Herzog Jahr aus, Jahr ein jagen kann. Neulich war er gerade zu Ermenonville, als einige Fremde die fünf Meilen weit aus Paris dahin gegangen waren, um die Gartenanlagen zu besehen. Es hieß, sie könnten jezt nicht hinein kommen, weil der Herzog mit einer Freundin, Namens Frau von Feuchère, dort frühstücke. Es befanden sich einige Damen in der Gesellschaft der Fremden; sie wendeten sich an den Kapitän des Chasses, und dieser war doch so galant, ihnen den Eingang in den Park zu verstatten, jedoch mit der Bitte, dem Pavillon, worin gefrühstückt werde, nicht zu nahe zu kommen, sondern sich bescheiden in der Ferne zu halten. Dieser Kapitän des Chasses war ganz abgelebt und stüzte sich auf eine Krücke. Es muß ein harter Dienst seyn, täglich an der Spize des Jagdbehörs eines großen Herrn in den Forsten herumzustreichen, und mehr als ein Kapitän des Chasses mag bey dem jagdlustigen Herzog von Bourbon seine Kräfte und seine Gesundheit zugesezt haben. Die Fremden vernahmen, daß noch vor zwey Tagen der Pavillon, worin gefrühstückt werde, ein verfallenes Gebäude gewesen sey; allein man habe Tag und Nacht daran gearbeitet, dasselbe von außen und von innen auszubessern und zu zieren, und diesen Morgen habe die Freundin des Herzogs ihn dahin geführt und sich an seinem Staunen ergözt, statt eines, vor einigen Tagen gesehenen morschen Gebäudes, nun einen schön und frisch eingerichteten Pavillon zu erblicken, in

welchem alles zu einem vollständigen Frühstücke bereit stand. Bald sahen die Fremden beyde am Ufer des kleinen Sees lustwandeln; das Sonderbarste an ihnen war die Kleidung. Einen Jäger ist man gewohnt in grüner Kleidung zu erblicken, und ist der Jäger ein Fürst, so unterscheidet ihn höchstens ein feineres Tuch und eine Goldtresse von gewöhnlichen Jägern. Der Herzog von Bourbon aber scheint eine entschiedene Vorliebe zum Rothgelb zu haben. Dieß ist die Livreefarbe seiner Bedienten; er selbst trug dießmal einen Rock von dieser Farbe, und auch seine Gefährtin hatte ein rothgelbes Amazonenkleid. Wer hat je einen rothen Jäger erblickt! Man muß wahrlich nach Ermenonville oder nach Chantilly kommen, um solch eine Seltenheit zu sehen. Der Samiel im Freyschützen war bisher das einzige bekannte Phantom dieser Art; der Herr Herzog ist aber wohl zu sehr Original, als daß man, ohne ihm zu nahe zu treten, vermuthen dürfte, er sey zu der Wahl seines Kostüms durch jenen germanischen Teufel begeistert worden. Uebrigens ist es eine der vielen in Frankreich vorgefallenen Metamorphosen, daß zu Morfontaine jezt, statt eines Napoleonschen Königs von Spanien, ein Bourbon'scher Prinz umherjagt, so wie zu Rainey wieder ein Herzog von Orleans auf die Jagd geht, statt des berüchtigten Lieferanten Ouvrard, der hier während der Revolution, oder kurz nach derselben, so glänzende Jagdparthien anstellte. Diese fürstlichen Feste aus der republikanischen Zeit sind neulich in einer Memoirensammlung sehr umständlich und zwar mit reizenden Farben geschildert worden. Wie vieles hat sich seitdem geändert, und wie schnell hat sich das Glücksrad gedreht! Der vorige königliche Besitzer von Morfontaine ist ein Bürger in den nordamerikanischen Freystaaten geworden, und der republikanische vorige Besitzer von Rainy, zu dessen glänzenden Festen sich Diplomaten und Staatsminister begaben, sizt im Schuldthurme und schreibt Memoiren! Wer ihn festhält, ist einer seiner Mitlieferanten, der berüchtigte Seguin, der auch so großen Aufwand machte wie Ouvrard und noch ein schönes Landgut neben Paris besizt, folglich noch sagen kann, indeß er seinen Mitbruder gefangen hält und für ihn die Kost bezahlt. Die 5 Jahre, während welcher er den Ouvrard wegen einer Schuldforderung sitzen läßt, sind zwar beynahe verstrichen und Ouvrard wollte neulich seine Freyheit wieder haben; allein wie es scheint, hat sich nun ein anderer Gläubiger, vielleicht gar derselbe Seguin unter einem andern Namen, aufgethan, um wiederum 5 Jahre Haft über ihn zu verhängen. Kommt nun alle 5 Jahre ein anderer Gläubiger zum Vorschein, so läßt sich das Ende des Aufenthalts zu St. Pélagie gar nicht absehen, und ein anderer als Ouvrard würde aus Verzweiflung sich das Ende des Lebens herbeywünschen. Glücklicherweise besizt Ouvrard zu viel Lebensweisheit, um sich abzugrämen, und haben die Zeitungen neulich recht berichtet, so geht dieser Mann, der nicht einmal das St. Pélagiegebäude verlassen darf, jezt damit um, irgend einer der geldbenöthigten Republiken in Südamerika aus der Verlegenheit zu helfen, und erwartet einen Abgeordneten derselben, um eine Finanzoperation mit ihm zu verabreden. Das wäre denn ein Meisterstück, wie er deren, seinen Memoiren zufolge, schon manche zu Stande gebracht hat, und wie lustig wäre es, wenn derselbe Mann, der seine eignen Gläubiger nicht befriedigen kann und von ihnen im Schuldengefängnisse gehalten wird, einem fremden Staate ein Darleihen verschaffte, und eine Republik statt seiner aus der Verlegenheit zöge? Dg.

Zwang, Freyheit, Lehre.

Zwang.

Recht soll besteh'n! Drum trifft dich Strafe,
Da es durch dich gefährdet ist.
Tyrann bin ich, so lang du Sklave
Gefährlich-böser Triebe bist.
Ich zwinge dich, du Ungeheuer,
Das trügend Menschenantlitz trägt,
Wie man es löscht ein wildes Feuer,
Wie man ein reißend Thier erlegt! —

Freyheit.

Und wenn er nun gegeißelt wandelt,
Im Eisenjoch, auf rechter Bahn,
Hat er sodann als Mensch gehandelt,
Mit Freyheit seine Pflicht gethan?
Er bleibt ein Thier! In Furcht vor Schmerzen
Uebt herz- und willenlos er Pflicht. —
Da Strafe nimmer zwingt die Herzen,
Hast du das Recht zu strafen nicht.

Lehre.

Wer uns belehrt, er darf uns zwingen.
Zwang ohne Lehre: Tyrannei.
Doch wie sich Beyde ganz durchdringen,
So wird der Zwang durch Lehre frey.
Dann zwingen nicht mehr Sinnentriebe;
Der Lieb' alsdann entsprießt die That.
Belehrung ist die Frucht der Liebe,
Und ist zugleich der Liebe Saat.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mitte Oktobers.

(Beschluß.)

Von literarischen Arbeiten brachte uns dieser Abend: Carl Stuarts Abentheuer nach der verlornen Schlacht von Worcester, aus dem Englischen des Lingard von Berly. Dieser Gelehrte hat die Uebersetzung der zuletzt erschienenen vier Bände des englischen Geschichtschreibers für die Wesche'sche Buchhandlung übernommen. Nach jenem Bruchstück zu urtheilen, wird das Werk dem Publikum, das sich dafür interessirt, eine willkommene Gabe seyn. — An unserm Bühnen-Horizont ist ganz vor Kurzem eine neue Konstellation aufgegangen. Nicht etwa, als hätte sich die Intendanz besonnen, daß es endlich Zeit sey, das weibliche Personale unsers Künstlerkorps zu rekrutiren, sondern nur insofern, als man einmal ausgesprochen hat, daß es mit unsern dramatischen Leistungen sehr bedenklich stehe und eine ernstliche Besserung eintreten müsse, wenn das Publikum nicht die Geduld verlieren soll. Seit langer Zeit war kein neues Stück gegeben worden; die besten Akteurs hatten in einem halben Jahr keine frische Rolle zum Einstudieren bekommen; nur die Oper florirte, und nur wenn gesungen ward, fanden sich Zuhörer ein. Da griff sich die Direktion an und gab als Novität — eine matte Nachbildung eines unbedeutenden französischen Stücks: „Das Haus am Walle." Es fiel durch; man verwunderte sich, woher den Leuten der Muth gekommen, ein Produkt von Th. Hell auszuzischen, rieb sich die Augen und meynte am Ende doch, es sey nöthig, andere Saiten aufzuziehen. Ein Hausmittelchen (die Eisenkuren sind hier nicht beliebt), vielleicht gar nur ein Palliativ soll nun helfen. Man hatte sich gemerkt, daß Kapellmeister Guhr der Oper eine Art von Schwung zu geben verstanden, daß er mit wenigen Mitteln mehr geleistet habe, als in mancher Residenzstadt mit großen Summen hervorgebracht wird. Man hatte auch schon gehört, daß er, um sein Departement zu heben, das Schauspiel, das bisher unter der ausschließenden Leitung seines Kollegen in der Direktion, des Hrn. Malß, gestanden, herabsetze. Man darf immer annehmen, daß diese Gerüchte grundlos sind; es war genug, daß sie umliefen und man darin einen der vielen Gründe fand, woraus man sich den Verfall der dramatischen Leistungen auf unserer Bühne erklärte. Genug, Hr. Guhr sah sich bewogen, dem Hrn. Malß seine Mitwirkung zur Leitung des Schauspiels anzubieten, und der letztere hat sie angenommen; gemeinsam sollen nun Wunder geschehen, und der Komödienhimmel hängt seit etwa acht Tagen voll Geigen. Ueber das Detail und die Folgen dieser Umwälzung mögen die Leser des Morgenblattes, wenn es sie interessirt, in den Frankfurter Zeitungen nachsehen, falls sie anders verstehen, die Censurlücken in Gedanken auszufüllen; denn selbst die ganz unschuldigen Einfälle nach Witz jagender, bedrängter Theater-Recensenten werden in der freyen Stadt am Main, als ein verwerflicher Luxus, mit unbarmherziger Scheere weggeschnitten. — Hr. J. B. Rousseau hat am verwichenen Montage seine Vorlesungen über Aesthetik im Saale des physikalischen Vereins vor einer ziemlich zahlreichen Versammlung begonnen. Wir vernahmen von ihm einleitende Betrachtungen über Empfindung und Gefühl, über Naturschönheit und über Kunst, und über die bisherigen Behandlungsweisen der Aesthetik, womit er seine Zuhörer angenehm unterhielt und sie in die vorzutragende Lehre einführte. Man muß es seinem Vortrage nachrühmen, daß derselbe verständlich ist, wiewohl er seinen Gegenstand zuweilen mit allzu lichten Farben ausschmückt. — Im Bereiche der Literatur ist vom Prorektor unsers Gymnasiums, Professor Schwenk, in diesen Tagen eine neue Uebersetzung des Catull erschienen. Die Vorrede dazu macht viel Aufsehen und wird auch von denen gelesen, die sich sonst wenig um den Catull bekümmern. Der Verfasser nämlich geißelt darin die Frömmler und Heuchler, die in ihrer Beschränktheit sich ein Geschäft daraus machen, gegen klassische Nuditäten zu eifern. Ferner verdient eine Schrift von unserm durch seine ächt philanthropischen Bestrebungen rühmlichst bekannten Distling noch erwähnt zu werden. Dieselbe handelt von den Vorzügen und dem Werth des Alters, und ist ganz vorzüglich dazu geeignet, Personen von vorgerückten Jahren den Standpunkt anzudeuten, auf den deren Verlauf sie versetzt hat und von welchem aus sie sich selber in ihren Verhältnissen zur Außenwelt zu betrachten haben. — Unser Städel'sches Kunstinstitut hat sich in der jüngsten Zeit durch mehrere neue, sehr schätzenswerthe Erwerbungen bereichert. Unter denselben nennen wir ein Bild von Raphael, den in der Geschichte der Zeit so häufig erwähnten Kardinal Ingbesani, Sekretär Pabst Leos X., vorstellend. Derselbe Meister hat bekanntlich dieselbe Person zweymal gemalt. Unser Bild ist das frühere; Ingbesani war zu dieser Epoche noch nicht mit der Kardinalswürde bekleidet. Wie man vernimmt, so ist dieses Kunstwerk um 8000 fl. gekauft worden. Neben diesem Raphael verdient auch noch ein Knipperdolling von Quintin Messis Beachtung. Der Ausdruck des Charakters dieses berüchtigten Bauernführers ist vortrefflich gehalten. Das Bild soll mit 2000 fl. bezahlt worden seyn.

Auflösung der Räthsel in Nro. 249:

Die Tastatur. — Die Zähne.

Dreysylbige Charade.

Oft zu der Väter trüben Zeit
Scholl's in Europa auf und nieder:
„Allarm! Die Ersten fielen ein.
Es brennt des Zweyten Fackel wieder!"

Mann, Weib und Kind, sie wurden bleich
Schon bey der Ersten bösem Namen;
Man floh, man bebte da, wohin
Des Ganzen Schrecken nimmer kamen.

Und Jeder schloß in sein Gebet
Des blut'gen Ganzen rasches Ende;
Es hob dazu in ernstem Flehn
Der Priester am Altar die Hände.

Doch wir in unserm Sekulum, —
Wie anders ist die Welt geworden! —
Wir sehen ganz behaglich, wie
Die Ersten sich und Andre morden.

Tobt dann das Ganze wild und graus,
So freu'n wir uns um so gewisser,
Und nimmt's ein Ende unverhofft,
So fluchen alle Kannegießer.

K.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Oktober 1829.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
Ein Falsum wird ein heilig Mittel,
Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
Der frommen deutschen Nation.

Goethe.

Ein Wort zur Zeit.

Auf die Gefahr, verkannt und mißdeutet zu werden, sey es einmal öffentlich und unumwunden ausgesprochen, was die Einsichtigen im Publikum sich schon seit lange zuflüstern, und was selbst die minder sich bewußte Mehrzahl zu fühlen beginnt. Freylich wäre es ersprießlicher für das, was Noth thut, wenn hierüber gewichtigere Stimmen als die meinige sich vernehmen ließen; aber, wie ein vornehmer Mann vor einem Auflauf still vorübergeht, so schweigen sie leider! Dieses Schweigen nun wirkt — traurig genug! — wie Billigung dessen, wovon hier die Rede seyn soll: von der grund- und kenntnißlosen Absprecherey über Werke der Dichtkunst, von jenem gleich- und leichtfertigen Journalgeschwätz, schnell niedergeschrieben von einer rasch anwachsenden Menge über Nacht aufschießender und noch nicht ausgewachsener Kunstrichter.

Was die Begeist'rung, flammend-heiß,
Im glücklichsten Moment erdacht,
Und was, nach jahrelangem Fleiß
Die Ueberlegung nun vollbracht;
Daraus kann gleich ein Journalist,
Der für das „Gleich" besoldet ist,
So zwischen Schlaf und zwischen Wachen,
Ein Dutzend Recensionen machen.

Anonymus sendet sie nun zwölf verschiedenen Blättern ein, und hat bald die Freude, seinen Privatgroll oder seine Privatschmeicheleyen, oder sein Urtheil ohne Grund als das der höchsten Instanz, als öffentliche Meynung eingeschwärzt zu haben. Daß solche Kunst- oder vielmehr Handwerksgriffe dem verunglimpften Dichter sehr unangenehm werden können, ist um so unwichtiger, als sich der wahrhaft berufene Künstler von leeren Phrasen nicht niederschlagen läßt. Verderblicher aber sind diese für das allgemeine Kunsturtheil, sie mögen nun Lob oder Tadel enthalten. Denn sie sind so hohl und grundlos, daß auch der Unfähigste im Publikum sich sagen muß: so kann ich auch urtheilen, und wenn weiter nichts dazu gehört, so bin ich auch ein Kunstkenner! Nun urtheilt ein solcher hin, und sein Vetter her, und sein Bäschen die Kreuz und Quer, und es entsteht eine Anarchie des Geschmacks, die, in ihrem demagogischen Hochmuth, keine Autorität erkennt, und uns dem stolzen Bedauern des Auslandes Preis gibt. In früheren Zeiten ward nur in dem Tempelhain der Musen, nur von den Dienern des Altars Urtheil und Recht gesprochen, nur Künstler waren Kunstrichter; später richteten die Aeltesten, die Weisen, unter den ehrwürdigen Hallen der Stadtthore; die Kritik trennte sich von der Ausübung der Kunst und wurde Wissenschaft; jezt — ist sie nichts weniger als Wissenschaft, und, wie man zu sagen pflegt, gar keine Kunst. Unser Forum der Poesie ist buchstäblich der Markt, wo die Menge bunt durcheinander flucht und plappert, und wo die öffentlichen Ausrufer diese Waare lobend ausposaunen, jene verschreyen, schmeichelnd oder hämisch, nach Laune und Willkühr, oder auch jenachdem es bezahlt wird. Die schreyendsten dieser Ausrufer sind als Hanswürste gekleidet und trompeten das Volk

herbey zu lustiger Scharfrichterarbeit. Eine Zeitungsbude in irgend einem Marktwinkel ist ihr Hochgericht; dort, mit ihrem hölzernen Richtschwert, mit der Pritsche, schneiden sie, nach Weise der Taschenspieler, scheinbar Köpfe ab, und strecken dann ihre Schellenkappe hin und empfangen von der bethörten Menge die würdig erworbenen Pfennige. Daß man unter dem gaffenden Haufen, der die Pritsche für ein wirkliches Schwert und den Taschenspielerwitz für eine Hinrichtung hält, auch Leute gewahrt, die, wenigstens ihrer köstlichen Kleidung zufolge, an einem so rohen Schauspiel keine Freude haben sollten, ist wahrlich ein trostloses Zeichen der Zeit. Noch trauriger aber ist es, daß auf diesem poetischen Markte die Künstler selbst, Dichter von Ruf, in antiken und romantischen, in gereimten und ungereimten Formen einander heruntermachen, und der schadenfrohen Unwissenheit den Skandal einer Balgerey zum Besten geben. Ich muß — denn ich möchte nicht gern mißverstanden werden, besonders nicht von redlichen und berufenen Kritikern — ich muß ausdrücklich wiederholen: der bitterste, der rücksichtsloseste Tadel darf und *soll* ausgesprochen werden. Wie tief er auch den immer empfindlichen Künstler anfänglich schmerzt, er heilt ihn später von Irrthum, so gewiß er gerecht ist. Mehr noch! selbst die ächte Polemik, das schnelle schneidende Witzwort, das seinen Tadel nicht begründet, bleibt immer noch heilsam; ja, auch ein ungerechter Angriff, ein absichtliches Heruntersetzen wird für den redlich fortstrebenden Künstler ein Quell der Belehrung, wenn auch ein unreiner, seyn; denn entweder berührt das absichtliche Mißwollen unsere wirklichen Schwächen, oder es läßt sich aus evidenter Verkehrtheit Wahrheit schöpfen. Dem Künstler also thut selbst hämischer Tadel (schales Lob ist ihm weit gefährlicher) keinen unmittelbar-wesentlichen Schaden. Mittelbar aber erleiden durch die heutige Unzahl kleiner seichter Kunstrichter nicht nur die Künstler, sondern die Kunst selbst eine schädliche Rückwirkung. Diese Rückwirkung geht von der Masse des großen Publikums aus; auf sie, die ohnehin leicht zu bewegende, wirkt schon die Menge, die Fluth der Tagesblätter mit *materieller* Kraft. Die kleinen Schulmeister, die darin auftreten, unfähig zu gründlicher Kunsterziehung des Publikums, befassen sich weder mit Untersuchung noch mit Belehrung, geben sich aber um so dreister das Ansehen, als ob die ausübenden Künstler ihre Schüler wären, und es von ihnen erst erlernen müßten, was sie zu thun und zu lassen haben. Da nun die Keckſten dieser Anmaßlichen gerade die Unberufensten sind, weder ächte Liebe zur Sache, noch gebildeten Kunstsinn, weder ein wissenschaftliches Prinzip, noch irgend einen innern Anhalt haben, sondern nur von ungefähr und weil sie sonst gar nichts hervorbringen können, das Rezensiren treiben, so werden sie sich nothwendigerweise widersprechen, indem der Eine mit leeren Phrasen dasselbe Werk in den Himmel erhebt, was der Andere mit leerer Verwünschung in den Abgrund donnert. Alles dieses wird, wegen Mangel an Raum, in den bunten Blättchen, und weil das Publikum für sein Geld, wie sie vorgeben, nicht langweilige Belehrung, sondern amüsanten Kurzweil verlangt, Alles dieses wird mit so kurzen Worten abgethan, daß solch ein Kunsturtheil nicht mehr Zeilen einnimmt, als die Anzeige einer unglücklichen Niederkunft oder eines verlorenen Papiers, eines gefundenen Ridicüls, und auch denselben Werth hat. Dennoch entstehen täglich neue Fabriken, aus welchen diese kurzen Waaren der Journalistik, durch die Raschheit der produzirenden Maschinen, ballenweise hervorgehen. So wie die Menge sich bunt und wohlfeilen Kaufs zu kleiden liebt, ohne dabey auf die Güte des Stoffs zu achten, so auch möchte sie gern, leichten Kaufes, ohne Mühe und Zeitaufwand, alles Mögliche, bunt durch einander, lernen und erfahren. Auf diese naive Anforderung sind nun jene kurzen Journal-Waaren berechnet; sie finden auch ihren Absatz und überschwemmen Stadt und Land. Nun liegt, wie schon gesagt, die Summe, die materielle Wucht der Masse, wie leicht auch jedes einzelne Blättchen fabrizirt, wie hohl auch jedes Urtheilchen ist. Eine solche Kunstkritik kann nun der flüchtigste Leser in jeder Billardstube, in jedem Konditorladen augenblicklich erlernen, hat sie bereits erlernt. Wo ist heut zu Tage noch ein Mensch zu finden, der von einem Werke der Dichtkunst sagte: ich erdreiste mich nicht, darüber zu urtheilen. Bey aller Bescheidenheit würde er fürchten, sich durch solches Geständniß lächerlich zu machen; und er hat Recht; denn es ist wirklich lächerlich, etwas nicht zu vermögen, was Jedermann kann. Zwar ist die Anmaßung, über Dichterwerke zu urtheilen, so alt wie die Welt, und hat ihren tieferen Grund, der auch hier nicht verschwiegen werden soll. Es ist derselbe, vermöge dessen sich der Laie berechtigt hält, über Philosophie zu urtheilen, und sey es auch nur, zu behaupten, daß es im Grunde gar keine Philosophie gebe. Jeder wohl organisirte Mensch nämlich hat das lebendige Gefühl eines ihm inwohnenden poetischen und philosophischen Elementes, er vermag zu denken, er ist des Enthusiasmus fähig. Warum sollte er, mit diesem lebendigen Bewußtseyn seiner Kraft, nicht urtheilen können über Werke des Denkers und des Dichters? und um so mehr, da sie sich keines andern Stoffes, keines andern Werkzeuges zum Ausdruck bedienen, als eben wieder des allgemein menschlichen, der Sprache? Die exakten Wissenschaften und, wenn man so sagen darf, die exakten Künste sind diesem Mißverstande nicht so ausgesezt; da fühlt jeder Laie, daß er Laie ist. Mit dem gesundesten Verstande wird man über chemische Gegenstände sehr unverständig sprechen, wenn man die Wissenschaft nicht studiert hat; mit dem glühendsten Enthusiasmus läuft man

Gefahr, über Farbengebung, über Behandlung des Marmors, über den musikalischen Satz, albernes Zeug zu schwatzen, wenn man nicht gründlicher Kenner ist. Der Laie schweigt bescheiden, schon weil der Stoff und das Werkzeug dieser Künste nicht das bekannte Allgemeingut, die Sprache ist, und weil überdieß diese Künste Geheimnisse besitzen, die nur der Geweihte ausübend erfährt, die der Profane nicht zu entschleyern vermag. Auch die Dichtkunst hat ihre Mysterien; aber weil sie nicht auf der Oberfläche erscheinen, weil sie nur in den innersten Formen gefunden werden, fehlt es selbst an der historischen Kunde ihres Daseyns. Dem ächten Kritiker sind sie Quell seines Kunsturtheils, aber unsern heutigen kleinen, kurzen Rezensenten sind sie eben so unbekannt, als ihren hundert tausend ebenfalls rezensirenden Lesern. Die Anmaßung, die Anarchie und die Verwirrung des Kunstgeschmacks, die nun entsteht und immer weiter um sich greift, je leichtfertiger sich die Zahl unberufener Kunstrichter vermehrt, je mehr das Publikum von allem Ernst der Untersuchung entwöhnt wird, diese allgemeine dreiste Oberflächlichkeit ist es nun, die jene erwähnte schädliche Rückwirkung auf Kunst und Künstler hervorbringt.

„Dichter lieben nicht zu schweigen.
Wollen sich der Menge zeigen.“

sagt Der selbst, welcher nie dem Strome, immer nur seinem Genius zu folgen stark genug war. Es gibt erfreuliche Talente, die nicht so stark sind; sie wollen sich der Menge zeigen; weßhalb? doch nicht um ihr zu mißfallen? doch nicht um unverstanden zu bleiben? Sie schmiegen sich oft, zuweilen mit vollem Bewußtseyn, öfter ganz unwillkührlich, dem herrschenden Kunstgeschmack, sie passen ihr Werk dem allgemeinen Verständniß an. Das ist der Einfluß, den jedes Zeitalter auf seine Künstler unausbleiblich ausübt. Wenn nun aber, durch Usurpation und Anarchie der Kritik, eine totale Verwirrung des Geschmacks und, statt Kunstliebe, nichts als Sucht nach dem Bunten und Glänzenden, nach dem Flüchtigen und Oberflächlichen an der Tagesordnung, oder vielmehr Tagesunordnung ist, was wird dann geschehen? Einerseits wird eine Menge junger Leute zu dem Bewußtseyn kommen, daß, bey ihrer Sprachkunde und Belesenheit, nichts in der Welt leichter sey, als auch qua Dichter, und eben so gut wie die andern aufzutreten, und aus diesem Bewußtseyn wird eine Unzahl mittelmäßiger und nichtiger Geburten in allen Gebieten der Dichtkunst hervorgehen. Anderseits wird unter den Begabteren ein Treiben, Jagen und Ueberbieten entstehen, um sich in dem dichtenden Troß nur einigermaßen bemerkbar zu machen. Hiezu taugt aber weder innere Tiefe noch ruhiger Ernst; das Barocke und Grelle fällt mehr in die Augen; ein wenig Witz und Ironie funkelt und raschelt. Und nun, indem es der Eine dem Andern zuvorthun will, wird sich das Barocke zum Wahnwitz steigern, und der beliebte sogenannte Humor zu höchster Unverschämtheit. Oder haben wir nicht Leute gesehen, die wirklich zu einem Ruf, wenn auch nur zu einem ephemeren, kamen, blos weil sie so frech waren, die Säulen deutscher Kunst und Art, den Stolz des Vaterlands mit ihrem Geifer zu verunreinigen? Haben nicht andere, und wahrlich nicht Talentlose, und nur um bemerkt zu werden, haben sie nicht ihre poetische Laufbahn mit wahren Hanswurststreichen, und, was noch schlimmer ist, mit baren persönlichen Grobheiten begonnen? Sieht man nicht Andere, die, um dem Haufen zu imponiren, wie die Zahnbrecher auftreten, mit des Eigenlobs schreyendem Bombast die Atmosphäre erfüllend? — Ein solches Ueberjagen und Uebertreiben im heilig-stillen Haine der Musen muß nun auf den allgemeinen Geschmack, und dieser wiederum auf die ihm fröhnenden Künstler so schädlich einwirken, daß nur ein kurzer Zeitraum und nur einige Keckheit der Stimmführer dazu gehört, um die Heroen, die Muster unserer Dichtkunst, erst für die Menge ungenießbar zu machen und dann in völlige Vergessenheit zu bringen. In solcher bereits hereingebrochener Verwirrung nistet nun und heckt, wie in seinem Elemente, der Ephemeren-Schwarm der Alltagskritik und macht das Uebel immer schlimmer. Auch diese kleinen anonymen Lärvchen wollen sich bemerkbar machen, wollen einander überragen und überglänzen, und treiben deßhalb bald ihr Schmeichellob bis zur Kriecherey, bald ihren Afterwitz bis zur Verläumdung und Injurie. Der große Haufen nicht, aber das Publikum kommt immer wieder zu einem richtigen Taktgefühle zurück, es ahnet bereits, es fühlt die Nichtigkeit der Tageskunst, wie der Tageskritik, geht indessen auch hierin leider bis zu einem Aeußersten, und entzieht allen poetischen Erzeugnissen, jeder kritischen Beurtheilung seine Aufmerksamkeit und — seine Achtung. Dieser leztern erfreut sich heut zu Tage jeder andere Künstler mehr als der Dichter; und was die Kritik der redenden Künste betrifft, so ist unser Publikum schon längst entwöhnt, sie für eine Wissenschaft zu halten. Man sage nicht, daß ich übertreibe, daß ich geflissentlich so manchen glücklichen Jünger der Kunst, so manchen redlichen und gediegenen Kritiker übersehe. Troz dem vorlauten Lärmen und Klingeln des literarischen Markts vernimmt sie der Aufmerksame, und sie sind mir nicht unbekannt. Ja, hätte ich nicht den festen Vorsatz, nur von der Sache, nicht von den Personen zu handeln (indem ich den Einzelnen weder kränken möchte, noch ihm schmeicheln), so würde ich sie nennen, weil sie es sind, die dem Unwesen steuern können und sollten. Eine herkömmliche Unsitte vermag nur durch sittliches Beyspiel bekämpft zu werden, und darum sollten die redlichen und sachverständigen Kritiker einen Gebrauch einführen, der den Mißbrauch nach und nach zerstören würde. Dieser Mißbrauch ist die Pseudonymität und Anonymität der

Rezensenten. — Ohne hier entscheiden zu wollen, ob es überhaupt ein solches Maskenrecht (wie Müllner es nannte und brauchte) geben soll und darf, bleibe ich bey den allbekannten Thatsachen stehen, daß unter anonymer und pseudonymer Larve theils Knaben über Männer absprachen, von denen sie noch ihr Zeugniß der Reife zu erwarten hatten, theils von Andern andere Dinge verübt wurden, deren sich auch der Frechste mit offenem Antlitz schämen würde. Auf diese Scham darf man bauen, da Keiner, auch der Gesunkenste nicht, sich ihrer völlig erwehren kann. Möchte es also heute unter den Besseren Sitte werden, ihre kritischen Aufsätze mit ihrem wahren Namen zu unterzeichnen! Dadurch würde zuvörderst das Publikum mit diesen Besseren bekannt werden und künftighin wissen, was es zu lesen und nicht zu lesen hat; der Anonymus aber würde, schon als solcher, entweder der feilen Kriecherey oder der absichtlichen Anfeindung im Voraus verdächtig. Nach und nach würde selbst der große Haufen sich der Lust am Skandal entwöhnen, und der hochmüthige Obskurant, der frère ignorantin, nicht mehr die Freude genießen, die geistige Aristokratie dem Pöbel preisgegeben zu sehen. Allmählig von der allgemeinen Sitte gezwungen, würden die Verlarvten ihre Maske verlieren, und so dürfte es an den Tag kommen, daß hinter einem rasenden Roland ein schwaches Schulknäbchen, und hinter einem feuerspeyenden Ungethüm eine eigentlich gute, wenn auch nicht ganz ehrliche Haut steckt. Der Eine würde dann etwas lernen, und der Andere seine Feuerwerkerkünste an schicklicheren Orten, als im Gebiete der Wissenschaft, sehen lassen.

Doch, was ich hier als Wunsch ausspreche, es ist ja bereits Sitte in den besseren wissenschaftlichen Zeitschriften; auch in den älteren bewährten Tagesblättern für Kunst nennen sich redliche Kritiker, und es bedarf nichts weiter, als das Publikum auf diese Sitte und auf jene Unsitte aufmerksam zu machen, um in unsere schöne Literatur eine Urbanität wieder einzuführen, die selbst von solchen Personen an den Franzosen bewundert wird, welche am deutschen Gegentheil ihre Lust haben.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Es gibt unbegreifliche Charaktere in der Welt, und das menschliche Herz hat, wie man schon lange bemerkt hat, unergründliche Tiefen und Geheimnisse. Läßt sich etwas schwerer erklären, als das Betragen der jungen Giftmischerin Françoise Trenque, die neulich zu Auch im Gersdepartement hingerichtet worden ist? Dieses Mädchen war ein Muster für ihre Gespielinnen im Dorfe; heiter, züchtig, fromm und gehorsam gegen ihre Eltern. Der Vater besaß ein Haus und einige Ländereyen und war ein ziemlich wohlhabender Bauer. Dieser Mann wird siech und stirbt nach einer langsamen und peinlichen Krankheit; die Mutter desgleichen. Schwester und Brüder, deren nicht wenige waren, eben so. Françoise pflegte sie alle in ihrer Krankheit und blieb sich stets gleich in ihrem Betragen, ohne daß man auch nur das geringste Ungebührliche an ihr bemerkte. Allein die Todesart aller Hausgenossen fiel den Nachbarn und dann auch der Obrigkeit auf. Die Vermuthung einer Vergiftung entstand allgemein. Die Obrigkeit stellte Untersuchungen an; Françoise, als die einzig Uebriggebliebene der Familie, widersprach dem Verdacht von Vergiftung nicht, suchte ihn aber auf eine Nachbarin zu schieben. Spuren von Gift wurden in den Leichnamen wirklich gefunden; es kam nun noch darauf an, den Thäter ausfindig zu machen, der nothwendig mußte im Hause gewohnt haben und irgend einen Vortheil aus dem Tode der Hausherrn ziehen können. So sehr auch die Unbefangenheit des Mädchens irre machen konnte, so durfte man sie nicht mehr unangefochten lassen, indem sie allein, als Erbin des Vermögens ihrer Eltern, Vortheil aus der Vergiftung derselben gezogen hatte. Es wurde also ein Kriminalprozeß gegen das Mädchen eingeleitet. Man erfuhr, wo das Gift gekauft worden war, man hatte die Ueberzeugung, daß sie die Speisen ihrer Eltern und Geschwister vergiftet, und sie nicht plötzlich, sondern schleichend ums Leben gebracht hatte. Sie aber erschien vor den Richtern mit ihrem heitern Gesichte, auf welchem auch nicht eine Spur von Schuld zu lesen war; man hätte schwören sollen, sie sey die himmlische Unschuld selbst, und als die Beweise in Menge angeführt wurden, sprach sie noch mit derselben Unbefangenheit wie zuvor, und suchte die Schuld auf eine junge Nachbarin, ihre Gespielin, zu werfen. Das Volk, das den Gerichtsverhandlungen beywohnte, konnte sich nicht enthalten, über eine solche kaltblütige Verruchtheit seinen Unwillen zu äußern. Sie wurde zum Tode verurtheilt, und zwar zum grausamen Tode der Vatermörder, welchen, zufolge des französischen Strafgesetzbuchs, die rechte Hand abgehauen wird, ehe sie unter die Guillotine gebracht werden. Sie hörte das Urtheil an, ohne ihr unschuldiges Gesicht auch nur im Mindesten zu verziehen, und bestand fortwährend auf der Reinheit ihres Gewissens. Der Advokat rieth ihr, an den Kassationshof zu Paris zu appelliren; dieß geschah, und während der Zeit hatte er mehrere Unterredungen mit ihr. Sie gestand ihm nun, daß sie um das Verbrechen gewußt habe, indem ihre Nachbarin, die es ausgedacht, ihr das abscheuliche Vorhaben mitgetheilt habe. Sie selbst, setzte sie hinzu, habe sich nichts anders vorzuwerfen, als daß sie das Verbrechen habe begehen lassen, ohne es im Geringsten zu verhindern. Und dabey lächelte sie wieder so unbefangen, daß der Advokat glauben mußte, sie habe ihm nun die reine Wahrheit gesagt. Unterdessen waren die Prozeßakten vom Kassationshofe zu Paris untersucht worden, und da nichts Ungesetzliches in dem Verfahren gefunden wurde, so wurde das Urtheil bestätigt. Das Verwerfen der Appellation pflegt man in Frankreich den Verurtheilten erst am Morgen ihrer Hinrichtung bekannt zu machen, um ihre Seelenleiden möglichst zu vermindern. Indessen Zurüstungen zu der Hinrichtung der Francoise Trenque gemacht wurden, begab sich der Beichtvater zu ihr ins Gefängniß und kündigte ihr an, daß sie keine Hoffnung mehr habe. „O!“ erwiederte sie ganz ruhig, „das hätte ich diesen Morgen schon an dem Gesichte meines Advokaten errathen sollen; der arme Mann hat es wohl nicht gewagt, mit mir davon zu sprechen; man lasse ihn holen, ich will ihm Vorwürfe darüber machen.“ Der Advokat erschien, und Françoise rief ihm zu: „Das ist schön von Ihnen! Gewiß wußten Sie diesen Morgen schon, was mir der Hr. Abbé so eben erzählt hat, und Sie haben geschwiegen!“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Oktober 1829.

Iphigenie. Ich bin so frey geboren als ein Mann.

Goethe.

Skizzen aus Amerika.

Die Frauen.

Miß Frances Wright, die bekannte Engländerin, welche zuerst eine Kolonie von freyen Negern und Mulatten an den Ufern des Missisippi anlegen wollte, und auch ihr Werk begann, dann die Vereinigten Staaten bereiste und eine Beschreibung derselben drucken ließ, die wegen des übertriebenen Lobes viel geschadet und bey den Amerikanern durchaus keinen Beyfall erhalten hat, Miß Wright, die nachher in Owen's Neuharmonie lebte, und nun theils Mitredaktrice eines Blattes in New-York, des Free Inquirer's ist, theils umherreist und Vorlesungen hält — dieser weibliche Apostel ist auch in Boston angekommen, und sie hat ihre Vorlesungen in einem der hiesigen Theater angefangen. Nach ihren öffentlichen Angriffen auf alle Geistlichkeit, ihren dreisten Behauptungen, daß die Ehe, so wie die gegenseitige Neigung sinke, aufgelöst werden solle, da sie sonst nur der Gesellschaft und den Individuen zum wahren geistigen Verderben fortdaure, und nach manchem andern, glaubte ich, Miß Wright sey eine kecke, irregeleitete Dame von Talent. Aber ich fand eine Rednerin von sehr schwachem Raisonnement, und sehr unerfahren in der Philosophie und allen sonstigen Kenntnissen. Ihre Hauptcelebrität verdankt sie, so scheint es, ihren Ansichten über Ehe. Ich muß hiebey aber bemerken, daß man ihr selbst, hinsichtlich des Lebenswandels, nichts vorzuwerfen hat. Ihr Lieblingsthema ist die vermeintliche Unterdrückung des weiblichen Geschlechts, und daß nur durch völlig gleiche Erziehung der Geschlechter und Stände eine Republik bestehen könne. Die Klage über Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes kam mir um so unerwarteter in diesem Lande, da ich hier immer gerade das Gegentheil bemerkt hatte. Lassen wir Miß Wright, und betrachten den Zustand der Frauen in den Vereinigten Staaten.

Die Hochachtung, mit der die Engländer den Frauen begegnen, und die sich allerdings von der französischen feinen und liebenswürdigen Galanterie sehr unterscheidet, wurde von den Auswanderern mit nach dem fernen Welttheile genommen und bewahrt. Natürlich kann hier, wenn wir im Allgemeinen von den Staaten sprechen, nicht von dem gebildeten Benehmen gegen Frauen die Rede seyn, das nur die Blüthe eines alten Gesellschaftszustandes ist, wohl aber von der Rücksicht, welche man überall gegen das weibliche Geschlecht beobachtet. Man sieht nie in den Vereinigten Staaten eine Frau mit Feldarbeit oder grober Gartenarbeit, überhaupt nie mit sehr grober Arbeit beschäftigt, wie es so oft in Deutschland, Italien und Frankreich der Fall ist. Manchem Reisenden ist es aufgefallen, daß die Feldarbeit hier so still und fast traurig gegen die Fröhlichkeit, welche am Rheine, in Italien ꝛc. herrscht, verrichtet werde, und sie suchen den Grund allein im amerikanischen Ernste. Zum großen Theile mögen sie auch Recht haben, aber dieß ist gewiß nicht der einzige Grund; es kommt der Umstand dazu, daß es keine Weiber

im Felde gibt. Kommen daher elsässer, schwäbische oder schweizerische Auswanderer, so wundern sich die Leute hier zu Land gewaltig über die braunen, abgehärteten Frauen, und meynen, es müsse ein barbarisches Land seyn, wo man die Frauen sich so abarbeiten lasse. Was würden sie erst zu den deutschen Küstenbewohnern sagen, bey denen die Weiber fast ganz allein das Feld bestellen, und zu den Meklenburgerinnen, die bis nach Kopenhagen segeln und Fische zu Markte bringen? Man sieht sogar in Amerika sehr selten Frauen auf den Märkten verkaufen, oder die Erzeugnisse des Feldes oder Gartens zur Stadt bringen, wogegen sie häufig als Verkäuferinnen in den Läden und Gewölben anzutreffen sind.

Was nun die Bildung der Frauen ärmerer Klassen anbetrifft, so glaube ich, daß sie, ebenso wie, im Verhältniß, die der höheren Klassen, gebildeter sind als die Männer, wenn wir dieses Wort blos auf den Umgang, und überhaupt auf den anmuthigeren Theil der ganzen Bildung beziehen. Es ist wahr, daß die Männer der niedern Klassen in den Vereinigten Staaten in Schulkenntnissen, in wissenschaftlicher Bildung für ihr besonderes Fach, und in Bildung für das öffentliche Leben in Staat und Kirche den Europäern auf gleicher gesellschaftlicher Stufe bey weitem, ich sage es mit voller Ueberzeugung, bey weitem überlegen sind. Die Gründe dafür lassen sich ja auch sehr leicht auffinden; sie würden mich aber hier zu weit von dem vorliegenden Gegenstande abführen. Indessen müssen die Knaben gemeiniglich die Schule früher verlassen als die Mädchen, und da, wie ich oben zeigte, die schwere Arbeit fast ganz den Männern zufällt, und das Weib sich ja überhaupt leichter in die kleinen Verhältnisse des Lebens findet, sie erkennt und darum leichter ausbildet, so ist es wohl natürlich, daß sie für dieses kleinere Leben gebildeter sind. Doch dieß ist keine Eigenthümlichkeit dieses Landes; so findet man es allenthalben in der Welt, wo nur die Frauen von schwerer Arbeit nicht wirklich niedergedrückt werden; es springt indeß hier weit öfter und stärker in die Augen, weil hier häufiger Männer aus den untern Klassen durch Fleiß und Geschick sich emporschwingen, und wegen ihrer Wohlhabenheit oder ihrer Talente Wichtigkeit in der Gesellschaft erlangen. Für den Schulunterricht der Mädchen thut man aber auch, wenn man nur die Jugend des Landes billig in Anschlag bringt, viel, und man erinnert sich wohl, daß es bey der lezten Versammlung der Repräsentanten Ohios im Vorschlag war, Mädchenschulen auf Kosten des Staates anzulegen, unter denen sich auch höhere Bildungsanstalten befinden sollten. Natürlich herrscht unter den weiblichen niedern Klassen in diesem ungeheuren Lande, in Absicht auf Bildung, dieselbe große Verschiedenheit, wie unter den Männern. Wer könnte in einem sparsam bewohnten Lande des fernen Westen, wo Schulen oft noch unmöglich sind, dieselbe weibliche Bildung erwarten, wie in Neuengland, wo jeder Einwohner, männlich oder weiblich, den Segen der über das ganze Land verbreiteten Schulen von frühester Jugend an genießt? In Hinsicht der Behandlung haben sich aber die Frauen, sie mögen einer Klasse angehören, welcher sie wollen, gewiß nicht zu beklagen. Von brutaler Behandlung derselben durch ihre Gatten hört man sehr selten, und es leidet gewiß keinen Zweifel, daß kein Weib in der ganzen Welt unabhängiger lebt als das amerikanische, sey es verheirathet oder nicht. Ich sage dieß durchaus nicht als Lob; ich enthalte mich meines Urtheils, und bleibe bey der Thatsache. Schon als kleine Mädchen und später als Jungfrauen sind sie viel unabhängiger als ihre Alters- und Geschlechtsgenossen in Europa; aber man verfällt hier, wie es mir scheint, in das entgegengesezte Extrem, wenn wir die Erziehung hier zu Lande mit der in Deutschland vergleichen.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe von Ernst Wagner an Fichte. *)

Wir bringen nachstehende Briefe durch die gegenwärtige Gelegenheit vorläufig um so lieber vor die Augen der größern Lesewelt, als der liebenswürdige Dichter sich in ihnen auch als Mensch in einem Charakter zeigt, der nicht ohne freudige Rührung betrachtet werden kann. Seine Bescheidenheit, sein Enthusiasmus für alles Gute und Schöne, sein Eifer, auch an seinem Theile mit allen Aufopferungen seinem Vaterlande nützlich zu werden, wie sie in diesen Briefen ohne Kunst und Hülle so offen hervortreten, setzen das schönste Denkmal seinem Andenken, das hoffentlich noch recht lange unter uns lebendig bleibt.

J. H. F.

* * *

Sachsen-Meiningen, am 4. März 1808.

Verehrungswürdigster Mann!

Ich wage es, Ewr. Wohlgeb. anliegend ein Exemplar meines neuesten Werks **) in wahrhaft tiefer und inniger Verehrung, und mit der treuherzigen Bitte zu überreichen, daß Sie dem S. 405 befindlichen Kunstschulplane in einer heitern Stunde einige freundliche Blicke zu schenken die Güte haben mögen.

Wahrlich, ich meyne es gut mit meiner Welt; und wenn meine Mittel und Wege hierzu nicht vor Ihrem hohen Richterstuhle zu Recht bestehen, so darf ich doch von dem warmen Freunde der warmen Menschheit gütige Schonung hoffen, hoffen, daß er meinem zar-

*) Aus Fichte's Lebensbeschreibung und Briefwechsel. Thl. II., von J. H. Fichte.

**) Es war der erste Band von Wagners Reisen aus der Fremde in die Heimath, bey Cotta. 1808.

ten, neugebornen Kinde seinen Schutz, um den ich so innig bitte, nicht versagen werde. Ja, ich fühle mein Herz edel genug, um es zu wagen, mich dem größten Denker, und gerade ihm, schüchtern, aber mit wahrhaft kindlichem Vertrauen zu nähern, ob er vielleicht etwas Gutes an meinem Leben und meiner Sache finden und sie schützen möchte in dieser wüsten Welt.

Und würde ich recht erfunden vor Ihrem Geiste, und wollten Sie, Ehrwürdiger, ein freundliches, ein schönes, menschliches Wort in den gelehrten und schönen Zirkeln der großen Babel über meine Sache reden, ach, wie müßte dann diese sich heben!

Ich habe mein Werk an die Werkmeister- und Kuhnschen Institute eingesandt. Adressen hatte ich sonst nicht in Berlin, und an ungewissen Kosten konnte ich auch nicht mehr aufwenden, weil ich arm bin.

* * *

Fichte an Wagner.

Berlin, den 12. April 1808.

Ihre tiefe, lebendige und belebende Weltansicht war mir schon früher eine erfreuliche Erscheinung, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich mit dem neuesten Produkte derselben haben bekannt machen wollen.

Was insbesondere Ihren Plan zu einer gemeinschaftlichen Kunstschule der Deutschen anbelangt, so bin ich zwar im Allgemeinen der Meynung, daß die Quelle unserer Uebel tiefer liege, und ein umfassenderes Heilmittel dagegen gewählt werden müsse; daß es nicht die Kunst ist, die uns zunächst Noth thut, und daß, wenn wir zuerst nur dieß Eine hätten, es sich auch mit der Kunst, so wie mit den übrigen Früchten einer guten Gesinnung von selbst geben werde. Dennoch halte ich dafür, daß jeder angreifen müsse an der Stelle, an die eben ihn der Geist treibt, und daß Ihr Plan von der Seite das allgemeine Interesse aller Guten verdiene, weil er den Deutschen eine Gelegenheit bietet, sich als Eins und als selbstständiges und eigene Kräfte habendes Ganze zu betragen und begreifen zu lernen. Ich werde in dieser Hinsicht denselben befördern, so weit es in meinen Kräften steht. Zunächst zwar rechnen Sie auf Privatpersonen, was ganz recht ist, und zum angegebenen höhern Zwecke dient. Die Welt der gemachten Leute, die bey uns schon ausgestorben war, ist durch die drückenden Zeitläufte dermalen noch todter denn todt, und es ist von dieser nichts zu erwarten. Dagegen ist auch bey uns allmählig eine jüngere Welt emporgewachsen, die für Anregungen zum Guten schon empfänglicher ist. Die Aufmerksamkeit dieser ist eben aus dem Gesichtspunkte, den ich eben angegeben und der dermalen besonders bey uns angeregt ist, schon auf Ihren Plan gefallen; ich werde diese Bewegungen im Auge behalten und sehen, was sie ergeben.

Mein eigener nächster Gedanke wäre der, unsere Regierung dafür zu interessiren; und ich habe in dieser Hinsicht Ihr Buch, so wie ich es selbst nur durchgelaufen, an Minister Stein befördert, dessen biederer deutscher Sinn gewiß nicht kalt bleiben wird. Auch sind andere Wege eingeschlagen, um diejenigen, welche in diesen Sachen eine Stimme haben, dafür zu interessiren. Mein Wunsch wäre, daß die Kosten, welche unsere bisherige Kunstakademie (nicht gerade, wie Kenner behaupten, zu großem Gedeihen der Kunst) verursacht hat, auf diese nicht ausschließende, sondern gemeinsame deutsche Angelegenheit verwendet würden, und daß wir so zuerst auch den andern deutschen Regierungen ein Beyspiel des Gemeinsinnes geben möchten. Vielleicht könnte Berlin hierdurch (und wenn etwa bis dahin die übrigen Deutschen uns vortheilhafter als bisher sollten kennen lernen) die Ehre verdienen, zur Schulstadt erhoben zu werden. Es ist ohnehin der Beschluß gefaßt, hier eine Universität zu errichten, die, wenn die Ausführung dem Entwurfe entspricht, eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs werden, und keinesweges das Gepräge einer Finanzspekulation, sondern eines allgemeinen Nationalinstituts an sich tragen soll. Damit würde sehr schicklich die Schule der bildenden Kunst sich paaren. Auch besitzen wir herrliche Kunstschätze, die nur zerstreut und ungekannt sind, in Menge.

Ich wünsche in dieser Absicht, daß Sie an K. R. V. offen und vertrauensvoll schrieben und ihn für Ihre Sache zu gewinnen suchten. Auch bey ihm wird als deutsch-vaterländische Angelegenheit der Antrag den meisten Eingang gewinnen. Er hat großen Einfluß auf die Organisation der beschlossenen Universität, und mit der Wissenschaft vereinigt sich leicht die Kunst.

Ich empfehle mich Ihnen ergebenst und hochachtungsvoll.

An ein Kind.

Groß Unrecht hat man dir, mein Kind, gethan.
Kann deinen Zorn, kann deine Kränkung fassen.
Doch, willst du folgen mir, so lerne dran,
Still etwas über dich ergehn zu lassen.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Von den neuen Taschenbüchern, welche im vorigen Jahre erschienen, ist eines, the Anniversary, eingegangen. Der Eigenthümer suchte das Werk zwar in der Gestalt eines monatlich erscheinenden Magazins, das am Ende des Jahres mit seinen zwölf schönen Kupferstichen ein Buch bilden sollte, fort-

zusetzen; aber nach drey Monaten wurde auch dieser Plan aufgegeben, und es hat, wie das London Review und andere Ephemeriden, aufgehört zu seyn. Die neuen Taschenbücher, welche dieses Jahr ans Licht treten, sind größtentheils der Jugend gewidmet. Zwey aber sind für Erwachsene und zwar von religiöser Tendenz. Von diesen ist mir eines zu Gesichte gekommen, nämlich the leis, a Literary and religious Offering. Das Büchlein ist eben so schön gedruckt und gebunden als die übrigen, aber, was es vor allen auszeichnet, mit zwölf Stichen nach den Gemälden alter Meister geziert. Eine Madonna mit dem Kinde von Murillo, die Zierde der Gallerie zu Dulwich, ist besonders gut gestochen; eben so schön ist eine Magdalena von Carlo Dolce, eine Hagar in der Wüste von Baronio und die Flucht nach Egypten von Claude. Der literarische Theil hat, wie es scheint, sehr gute Aufsätze aufzuweisen; wir theilen später im Morgenblatte etwas daraus mit. Unter den prosaischen Stücken wird „das Fest der Bibelübersetzung," von Dr. Cox, worin Luther, Melanchton und andere Kirchenverbesserer redend aufgeführt sind, den Deutschen wohl am meisten anziehen. Als Probe diene folgendes Bruchstück: „Der eine, welcher dem Präsidenten zur Rechten saß, war lang und von kräftigem Bau. Sein Auge war gewöhnlich mit dem Ausdrucke der Bescheidenheit, wo nicht der Schüchternheit, niedergeschlagen; so oft er es aber in die Höhe hob, gewahrte man ein Feuer darin, welches zu gleicher Zeit Scharfsinn und Einbildungskraft verkündigte. Sein Lächeln spielte zuweilen ins Spöttische, jedoch entfernt von aller Bosheit; im Allgemeinen aber war es durchaus wohlwollend. Sein Wesen verkündete, er sey immer bereit, zu lernen, aber sein Gesicht und seine Sprache bewiesen, er sey zum Lehren geboren. Er besaß ohnstreitig den gebildetsten Geist in der Gesellschaft, und stand als Gelehrter, so wie als Reformator unter den ersten. Gesprächig, aber nicht zudringlich; liebevoll, vielleicht nachgiebig, aber nicht schwach; scharfsinnig, aber nicht spitzfindig; scherzhaft, aber nicht rücksichtslos oder leichtsinnig; gelehrt, aber nicht eitel; groß an Geist, größer an Thätigkeit, am größten in Gottesfurcht. Wer anders konnte dieß seyn, als Philipp Melanchton!"

Ich habe schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, der vortrefflichen Sammlung von Volksbüchern zu erwähnen, welche Murray unter dem Titel Family Library herausgibt. Die zwey letzt erschienenen Bändchen sind die ersten von einer Geschichte der Juden (in drey Bändchen), von dem bereits als Schriftsteller vortheilhaft bekannten Millman. Das Werk ist, so viel ein so oft behandelter Gegenstand es nur immer gestattete, originell behandelt, der Styl leicht und faßlich, die Sprache rein und fließend und der Geist im edelsten Sinne liberal. Folgender Auszug mag als Beleg dienen: „Wie wahnsinnig und verzweifelt der Aufruhr auch gewesen seyn mögte (der Verfasser spricht von dem Aufstande der Juden gegen die Römer, welcher zur endlichen Zerstörung Jerusalems und des Tempels unter Titus führte), warum sollten die Juden allein von der Theilnahme ausgeschlossen seyn, welche in unsern Herzen immer die Geschichte eines Volkes erweckt, welches das schmähliche Joch der Unterdrückung abwirft und mit männlichem Muthe seine Freyheit aufs Aeußerste vertheidigt? Wenn je ein Volk berechtigt war, den Frieden seines Vaterlandes an die Freyheit zu wagen, so waren die vernichtende Tyrannei der aufeinander folgenden römischen Prokuratoren, und die vorbedachte und systematische Grausamkeit eines Florus hinreichend, um ein weniger muthiges und unbiegsames Volk zum Aufruhr zu treiben. Freylich wurde der Krieg mit beyspielloser Grausamkeit geführt; aber ein Insurrektionskrieg ist einmal nicht die beste Schule, um sanftere Tugenden zu wecken, und schrecklicher Druck ruft nur zu leicht die wilderen und roheren, nicht die besseren und edleren Leidenschaften unserer Natur hervor."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Nach einer Pause fuhr Françoise Trenque fort: „Sie sind allzu gütig. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß es mir wehe thue. Zwanzigmal habe ich den Rosenkranz abgebetet, um von Gott die Bestätigung meines Urtheils zu erflehen; nun bin ich zufrieden. Uebrigens ist es billig, wie Sie wissen, daß ich sterbe. Wenn man mich auch in Stücke schnitte, so würde ich nie genug für die Gerechtigkeit, und nie so viel leiden, als meine Eltern. Die Unglücklichen! sie haben so viel gelitten, daß ich sie gewiß zum Himmel geschickt habe." Erst jetzt bekannte sie ihre ganze Schuld und gestand, daß sie allein das Verbrechen begangen habe, und zwar aus Habsucht; sie wollte des Hauses und der Ländereyen ihrer Familie, besonders aber einer Summe in Gold, die ihr Vater besaß, habhaft werden. Sie fragte dann, um welche Stunde ihre Hinrichtung stattfinden werde. Man antwortete ihr blos, es werde eine Messe für sie beginnen. In der Kapelle sah man sie mit vieler Andacht beten; sie vergoß sogar einige Thränen, die ersten, die man sie hatte vergießen sehen. Hernach empfing sie kaltblütig und höflich diejenigen, die aus christlicher Liebe gekommen waren, um ihren Muth aufzurichten. Sie antwortete ihnen: „Fürchten Sie nichts; der Muth, den ich zum Verbrechen gehabt habe, soll mir auf dem Schaffot dienen." Sie wurde aufmerksam auf ein Kreuzchen, das sie beständig an einem Halsbande trug. „Es hängt am Halse," sagte sie; „Sie begreifen, daß es dort nicht bleiben kann." So kam sie auf den Einfall, es an ihr Hemde zu nähen; man gab ihr Zwirn und sie nähte das Kreuzchen richtig an die Leinwand. Als der Henker erschien, wollte sie selbst ihre Kleidung zurichten. „Man hat mir gesagt, ich müßte einen Schleyer tragen; so gebe man mir ihn." Dieser schwarze Schleyer wird den Giftmischern umgehängt, wenn sie zum Richtplatze geführt werden. Eine Menge Menschen waren hinzugeströmt. Françoise Trenque bestieg ruhig das Blutgerüst und erwartete kaltblütig den Todesstreich. Dieß geschah am 16. September. Jedermann erstaunte, eine solche Ruhelosigkeit mit einem so unbefangenen Wesen gepaart zu sehen. Dieß war eine neue Erscheinung, besonders für die Physiognomisten. Entweder hatte sich hier die Natur geirrt und eine schwarze Seele mit einem Engelsgesichte verbunden; woher aber dann die beständige Heiterkeit und anscheinende Sanftmuth dieses Mädchens? oder es war etwas in ihrem Gehirn verrückt, wodurch ihr Verstand irre geleitet wurde. Hätte man den psychologischen Gang des Verbrechens dieser Giftmischerin bis zu seinem Ursprunge verfolgen können, vielleicht hätte man dadurch einen wichtigen Beytrag zur Kenntniß der menschlichen Seele bekommen. Meistens aber bleibt man in der Unwissenheit über den heimlichen Zusammenhang der Gedanken eines Verirrten, und hat nur äußere Thatsachen, um ihn zu beurtheilen. Natürlich darf sich die menschliche Gerechtigkeit nur an diese halten; aber der Psycholog wünscht etwas Mehreres, was ihm leider selten kann verschafft werden.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 258.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Oktober 1829.

Sucht sein Verdienst nicht weiter darzuthun,
Gebt seine Schwachheit nicht dem Tadel bloß,
Laßt beide sie in banger Hoffnung ruhn.

Seume.

Bey A. Müllners Tode.

Du gingst zum Frieden, Du der Friedenlose,
Was menschlich an Dir, hast Du ausgezogen,
Die Hülle ruht bedeckt von grünem Moose,
Den Geist bewegen blaue Himmelswogen.

Was Schönes Du vollendet und begonnen,
Es prangt als Monument auf Deinem Hügel:
Du aber siehst im Lichte jener Sonnen
Die falsche Bahn auch, die Dich trug Dein Flügel.

Ich habe Dir gegrollt, ich mags nicht läugnen,
Weil Du mit Großem kräftig angefangen,
Und, statt das Größte kühn Dir anzueignen,
Zu Kleinem kleinlich bist zurückgegangen.

Nicht mag's fürwahr dem starken Geiste ziemen,
Sich in Geringes meisternd einzumischen,
In Staub zu zieh'n, was Nationen rühmen,
Und fremde Fehler emsig einzufischen.

Wer kräftig ist, der schnizt aus eig'nem Holze,
Wer reich, baut Tempel sich auf eignem Grunde,
Wer klug, der fröhnt nicht übermüth'gem Stolze
Und preist Verdienste mit bescheid'nem Munde.

Was hätten Geist und Glück Dir nicht bereitet,
Wenn Du die Dichterflamme rein erhalten!
Sie hätten Dich zum ew'gen Ruhm geleitet,
Und, was Du that'st, der Nachwelt aufbehalten.

Dein Geist, er war der auserwählten Einer,
Mit Glanz und Kraft und Hoheit ausgestattet,
Er fühlte Schöpferkraft zum Werke reiner
Begeisterung, woran er nie ermattet;

Worin er klarer stets geworden wäre,
Wenn er manch kluges Wort, das wohl gemeinet,
Genommen nicht als Schimpf der Dichterehre,
Wenn er sich folgsam hätte selbst gereinet.

Du aber sahest Neider nur und Feinde
In denen, die die Kunst erhöhen wollten,
Du trenntest haßend Dich von der Gemeinde,
Verfolgend, die nur Deinem Fehler grollten.

So hast Du Dir ein trübes Loos geschaffen,
Da Deine Größe Dich zu sehr begeistert,
Und hast Dich feindlich und mit scharfen Waffen
Des kleinen Feld's, das jeder mied, bemeistert.

Ein böses Loos! Von Wenigen geliebet
Und wohl mit Grund gefürchtet von so Vielen:
Das hat die Muse niemals ausgeübet,
Das will der deutsche Dichter nie erzielen.

Er sey den Seinen fest an's Herz gewachsen,
Der Nation in Liebe fest verbrüdert:
Die Lieb' und Kunst reicht an die Himmelsachsen,
Und wird, so lang es Herzen gibt, erwiedert.

Das muß der Deutsche thun, das ist der Segen,
Der einzig seinem Werke kann entstammen:
In Herzen jene Feuerglut zu legen,
Die einst sein Grab mit Glanz wird überflammen.

Und diese Liebe, die mit stillem Kummer
Vom stolzen Uebermuthe ab sich wandte,
Sie steht in Thränen, da zum ew'gen Schlummer
Dein allzu rasches Schicksal Dich verbannte.

Sie weint, als wollte sie ihn niederweinen
Auf Dich den ewig ungestörten Frieden:
Mög' er Dir um so reicher dort erscheinen,
Je eigensinn'ger Du ihn hier vermieden!

Manfred.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

In Deutschland schüchtert man die Kinder nur zu oft ein und hemmt die Entwicklung mancher Eigenschaften, daher es nicht zu leugnen ist, daß ein Kind von gleichem Alter in Amerika entwickelter ist als in Deutschland; dagegen fehlt in Amerika die wohlthätige Strenge und der zügelnde Ernst, ohne den keine Erziehung vollkommen seyn kann, woher es denn kommt, daß so viele junge Leute in diesem Lande eine traurige Schule der Erfahrung durchmachen, ehe sie bey reiferem Alter ihre feste Stellung finden. Kleine Mädchen geben ihre Gesellschaften, und laden ein und schließen aus, wen sie wollen. Sind die Mädchen größer, so ist es ganz gewöhnlich, daß sie ihre Eltern nicht dazu einladen; man könnte sagen, dieß sey ein bloßer Gebrauch, es ist aber vielmehr gewiß der Ausspruch eines tiefliegenden Charakterzugs. Dergleichen Beobachtungen, aus denen ich mein Resultat zog, lassen sich kaum im Detail wiedergeben. Sie bestehen in tausend und aber tausend Kleinigkeiten, die mit all ihren Nüancen unmöglich beschrieben werden können. Ferner laden immer die Damen, nie die Herren ein, und es kömmt einem Europäer allerdings Anfangs sonderbar vor, von der Miß N. N. oder der Mistreß so und so ohne Weiteres zur Abendgesellschaft eingeladen zu werden. Was die rechtlichen Bestimmungen über das Vermögen ꝛc. betrifft, so sind sie in den verschiedenen Staaten verschieden; aber im Allgemeinen, glaube ich, genießt das Weib eines so kräftigen Schutzes als irgendwo. Das englische Common law erlaubt jedem Vater, im Testamente zu bestimmen, daß das Vermögen der Tochter, auch nach ihrer Verheirathung, unter Curatel bleiben soll, und in diesem Falle darf es bey einem Bankerot ihres Gatten nicht angegriffen werden; ein Gesetz, das in allen Staaten des Bundes, so viel ich weiß, angenommen ist, da es mit dem Grundsatz, daß der Erblasser völlige Freyheit habe, über sein Vermögen zu bestimmen, welcher im englischen Rechte gilt, übereinstimmt.

Was ich von der Bildung der Frauen im Verhältniß zu der der Männer bey den niederen Klassen sagte, gilt auch, und noch mehr, von den höheren Klassen, wo der Mann, wie bey den untern Ständen, gewöhnlich seinen Geschäften nachgehen muß, oder, im Süden, oft dem Vergnügen nachgeht, während den Frauen die häusliche Arbeit von den Mägden oder Sklavinnen großentheils abgenommen wird. Musik wird fast ausschließlich nur von den Damen getrieben. Soll ich diese Damen, und ich will nun nur von denen in den besseren Cirkeln großer Städte reden, mit den Europäerinnen auf gleicher Stufe vergleichen, so ließe sich vielleicht folgendes sagen. Ich spreche aber natürlich hier nicht von den Damen in Europa, die sich eine glänzende und vielseitige Bildung zu eigen gemacht haben; auch gelten meine Bemerkungen nur ganz im Allgemeinen; wie könnte es bey einem solchen Gegenstande anders seyn? Den Amerikanerinnen ist noch manche Sitte, ja manches Vorurtheil der Engländerinnen eigen, dagegen betragen sie sich im Ganzen viel freyer; ja ihre Unabhängigkeit läßt sie häufig noch viel ungezwungener als die Französinnen handeln, was mit den beybehaltenen englischen Sitten oft einen wunderbaren Kontrast bildet. Sie beobachten eheliche Treue gewissenhafter, als in irgend einem mir bekannten Lande der Fall ist; selbst in New-York, wo es von Fremden wimmelt, und wo französische Sitten oft so thöricht nachgeäfft werden, ist ein Ehebruch fast unerhört. Die Damen Neuenglands werden wegen ihrer größeren Schulkenntnisse über die der andern Staaten gestellt, dagegen haben die Damen des Südens anerkannt mehr Gewandtheit und gesellschaftliche Bildung. Die Tracht ist beym ganzen weiblichen Geschlechte, von der niedrigsten Irländerin, die kaum eingewandert ist, bis zur reichsten Kaufmannsfrau weit extravaganter als in Europa bey gleichen Mitteln; ein sehr großer Uebelstand. Namentlich fällt einem Fremden, der von Europa kommt, die fast ballartige Kleidung der Damen in den Straßen auf; und ist eine Amerikanerin einmal kokett, so geht es ihr wie der Engländerin, sie ist dann plump kokett. Wer wäre in London in der italienischen Oper gewesen, oder in Hydepark, und hätte das nicht in der ersten Stunde bemerkt? Von einer liebenswürdigen Koketterie, wie wir sie bey den graciösen Französinnen finden, oder, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, von der ästhetischen Koketterie der Römerinnen, weiß man hier wie in England nichts.

In Boston gibt es mehrere Schulen für Mädchen, die berühmt sind, und in denen auch wohl mehr als in andern Schulen der Vereinigten Staaten für dieses Geschlecht gelehrt wird; Italienisch, Französisch, Latein und Mathematik fehlen nie, und Horaz wird fertig übersezt; aber die Schulen sind nach englischer Art eingerichtet, d. h. die Schule

hat nur Einen Lehrer, und alle Klassen sind in einem Zimmer nur zu gewissen Zeiten vom Lehrer unmittelbar beschäftigt. Ich habe, aufrichtigt gesagt, wenn ich einige allerdings auffallende Beyspiele ausnehme, noch wenig ersprießliche Folgen von solcher klassischen Bildung sehen können, was großentheils wohl daher rührt, daß die jungen Damen keinen Umgang mit vielseitig gebildeten Männern haben können, die mit ihnen Gedanken tauschen und ihnen weiter helfen. Dazu kommt, daß diesen Damen die mannichfachen Bildungsmittel abgehen, die sich in den größern Städten Europa's finden, Museen, Concerte, gute Theater und gebildete Cirkel. Dabei kleiden sich die Töchter Bostons mit weniger Geschmack, als die der andern atlantischen Städte.

Die Damen Neuyorks sind großentheils ganz in der Mode befangen. Der Umstand, daß sie so viel mit Fremden in Berührung kommen, die doch entweder nur sehr oberflächlich gebildet sind, oder blos durchreisen, und der unglaubliche Verkehr zwischen Neuyork, England und Frankreich, sind sichtbar Schuld daran, daß sie häufig blos das Aeußerliche des gesellschaftlichen Lebens auffassen. Das Zuströmen von Glücksjägern aus allen Theilen der Staaten und ganz Amerika, die großen Reichthümer, das schnelle Steigen und Sinken derselben, alles dieß trägt auch vieles bei, Neuyork unstät, flatterhaft, fast hätte ich gesagt, die ganze Stadt kokett zu machen. Aber der irrte sich doch, der, wie es so manche fremde Reisende mit deutschen Universitäten machten, nur nach dem, was ihm schnell auf der Straße und auf den Bällen in die Augen springt, urtheilen wollte. Es gibt, gerade wie es in Paris eine höchst achtungswürdige und sittsame Bürgerklasse gibt, in Neuyork eine Klasse solider Familien, die, fern von aller fashionablen Welt, für sich leben, und hier findet man denn auch eine ganz andere Klasse von Damen, gebildet, still und sehr liebenswürdig.

In Philadelphia herrscht ein weit stillerer Ton, als in Neuyork; die Damen kleiden sich mit mehr Auswahl, als in Boston, doch weit weniger luxuriös, als in Neuyork. Sie sind gebildeter, als die Damen dieser Stadt, und scheinen im Ganzen solider. In Philadelphia und in Baltimore steht die Musik unter der weiblichen Welt auf einem weit höheren Standpunkte, als in den andern Städten. Der Grund davon mag theilweise darin liegen, daß beide Städte einige vorzügliche deutsche und englische Musiklehrer hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Selbstreinigung des Wassers.

Schon längst wissen die Seeleute von einer sonderbaren Veränderung zu erzählen, die auf langen Seereisen mit dem Wasser vorgehe, das man für den Bedarf der Mannschaft an Bord hat. Dieses Wasser, sagen sie, werde nach und nach trübe, übelriechend, fast untrinkbar, verliere dann aber mit einemmale diese schlechten Eigenschaften und werde klar, geruchlos und oft besser, als beym Einschiffen. War das Wasser aufs Aeußerste verdorben gewesen, so soll die Reinigung vollständig vor sich gehen und das Wasser sich sofort auf den längsten Fahrten rein erhalten; war es dagegen nicht auffallend verdorben, so werde das Wasser nie ganz gut, ja verderbe leicht von Neuem, so oft man in heiße Gegenden komme.

Rechnet man dabey ab, was übertrieben ist, so enthält der Bericht der Matrosen allerdings viel Wahres; und sie handeln auch ganz jener Annahme gemäß, denn sie nehmen auf lange Reisen vorzugsweise gewisse sehr unreine Sorten von Wasser, z. B. das Themsewasser unterhalb London, überhaupt das Wasser von Flüssen, die durch große Städte strömen.

Ein Chemiker, der mit Untersuchung des Trinkwassers beauftragt war, mit dem London versorgt wird, hatte Gelegenheit, diese Selbstreinigung in seinem Laboratorium zu beobachten, und gab eine sehr befriedigende Erklärung davon. Wir führen nur das Resultat seiner Untersuchungen an. Das Wasser am Bord der Schiffe verdirbt in Folge der Zersetzung der organischen Stoffe, die es enthält, weil bekanntlich alle Flüsse dergleichen mit sich führen. Sind diese Stoffe in hinreichender Menge darin enthalten, so entwickelt sich ein chemischer Prozeß; die auflöslichen Theile der thierischen Stoffe, welche das Wasser verunreinigen, wirken als Gährungsstoff, die Luftarten, die sich dabei bilden, entweichen; nun bleiben noch die salzigten Stoffe übrig, und diese schlagen sich größtentheils nieder. Ist dagegen das Wasser nicht so sehr verunreinigt, so geht die Zersetzung langsam, allmählich vor sich, bleibt unvollständig, und die Gährung kann jedesmal wieder von vorne anfangen, sobald sie durch eine hohe Temperatur begünstigt wird.

Korrespondenz-Nachrichten

Lyon, Juli bis October.

Ich habe lange herüber und hinüber gedacht, ob meine Korrespondenz etwas umständlich von den interessanten Tagen sprechen soll, die uns die Anwesenheit des Generals Lafayette im September verschafft hat, oder ob dergleichen Erscheinungen in Deutschland nichts Bedeutendes, nichts besonders Anziehendes haben? Letzteres wäre der Fall, wenn man über dem Rhein in diesem gewaltigen Rufen eines geängstigten Volks nichts als eine Ovation de parti erkennen wollte, von der die ministeriellen Zungen sprachen. Ich kann mir aber doch nicht denken, daß man in Deutschland Frankreich so wenig kennt und auf das, wenn auch etwas affektirte und theatralische Aussprechen seiner Provinzen so geringen Werth legt. Immer gehört Lafayette, im September 1829 zu Lyon, der Geschichte unsers öffentlichen Lebens und unserer Civilisa-

tion an, und darf darum in einer fremden partheylosen Zeitschrift, die den merkwürdigen Erscheinungen im Völker- und Staatenleben Aufmerksamkeit schenkt, nicht so obenhin berührt werden.

Was Lafayette in großartiger Begeisterung für Amerika gewesen ist, wie ihn Washington und Franklin dafür schätzten, wie das hierauf frey, unabhängig und stark gewordene Volk ihn bey seiner lezten Anwesenheit vor wenigen Jahren höchlich feyerte; wie er nach seinem edeln und kräftigen Auftreten in Amerika beym Beginnen der französischen Revolution handelte, wie er mit Muth und Treue an dem französischen Königshaus, aber auch an seiner Nation hing, wie ihm dafür in den Kerkermauern von Olmütz gelohnt wurde, wie er nach seiner Befreyung den glänzendsten und schmeichelhaftesten Erbietungen Napoleons widerstand und sich in die Einsamkeit der Provinz zurückzog; wie er später nach des Kaisers Fall wieder Theil an den öffentlichen Angelegenheiten seines befreyten Vaterlandes nahm, wie er auch in seinen alten Tagen der Sache würdigen Volksthums eifrig und begeistert zugethan blieb und immer dafür sprach und handelte, mit einem Wort, wie er als reinstes, fleckenloses Bild aus der ganzen Revolution übrig geblieben ist, das wissen alle gutdenkende Franzosen. Daneben ist auch Jedermann bekannt, daß Lafayette ein edler, fühlender Mensch ist, der mit seinem unabhängigen Reichthum unendlich viel Gutes thut, und den seine zahlreiche Familie sehr hochschätzt und liebt.

Die Tochter seines Sohnes George Lafayette ist an Adolph Périer verheyrathet, der, so wie sein Bruder Augustin und Fritz Lafitte, große Besitzungen und Fabrikanstalten im Dauphiné hat. Alle Glieder dieser Familie sind wegen ihrer Persönlichkeit und wegen des Wohlstandes, den sie in der ganzen Gegend durch ihre Fabriken verbreiten, sehr geschätzt, und wie die Väter Périer und Lafitte bedeutende Mächte an der Pariser Börse bilden, so können die Söhne für solche im Dauphiné gelten. In dem reizenden Vizillethal liegt unter andern Constantin Périers Wohnung, das ehemalige Schloß Vizille mit seinen starken Thürmen und Zinnen, das Jahrhunderte hindurch der Sitz feudaler Rohheit und Unmenschlichkeit war, und dessen Herren zu ihren unglücklichen Unterthanen sagten: Viendrez ou brûlerai, nun aber eine große, blühende Fabrikanstalt geworden ist, wo es heißt: Viendrez et nourrirai. Um all' diese Kinder, Kindeskinder, Verwandte und Freunde zu besuchen, reiste der General Lafayette gegen das Ende des Juli mit Casimir Périer nach dem Dauphiné und ließ es sich nicht träumen, daß die Umstände diese Reise zum Triumphzug machen würden. Am 24. Juli kam er Abends nach Lyon und eilte von da, ohne sich aufzuhalten oder Jemanden zu sprechen, nach Vizille. Es fiel auch Niemanden bey uns ein, ihm irgend eine öffentliche Artigkeit zu erweisen. Am 8. August wurde in Paris das Ministerium Polignac ernannt, und Ein Schrey des Entsetzens, des Unwillens und der Angst tönte durch ganz Frankreich. Man sah Verfassung und theuer erkaufte Volksrechte bedroht. Wie die Franzosen sind, sehnten sie sich nach einer Gelegenheit, diese Gefühle auszusprechen. Dazu waren Lafayette's Reisen im Dauphiné eine treffliche Veranlassung. Was konnte da in einigen Hundert Harangues und Toasts nicht alles gesagt werden, welch' treffliche Phrasen ließen sich da nicht anbringen, welch' beißende Anspielungen nach außen hin! Vor Allem aber mußte Lafayette für diese Reihe von theatralischen Darstellungen gestimmt werden. Im Anfang wollte er auch nicht daran, denn er sah, trotz seiner 72 Jahre, recht gut ein, daß er zu der Sache, so zu sagen, nur den Namen hergeben sollte, und daß es komisch sey, den auf einmal festlich zu empfangen und hoch zu feyern, der früher im Lande mit gleich viel Verdienst hin- und hergereist war; ohne daß ein Huhn oder ein Hahn darnach krähte. Der General war also nicht sehr für die Sache. Von den Périers, von Lafitte und den übrigen Herren dieser Farbe wurde ihm aber vorgestellt, wie nützlich es für die gute Sache sey, wenn man eine Gelegenheit finde, sich auszusprechen, sich zu vereinigen, kennen zu lernen und in konstitutionellen Grundsätzen zu befestigen. Nebenher sprach auch die Eitelkeit ein gewichtiges Wort, denn sie fehlt ja nie bey uns. So ließ der General der Sache ihren Lauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Beschluß.)

„Wir müssen nicht vergessen," fährt Millmann fort, „daß wir die Geschichte des Krieges nur aus einigen kurzen Stellen in den römischen Schriftstellern und aus der Erzählung eines Mannes kennen, den wir, bey all unserer Achtung für seine Tugenden und Talente, dennoch einen Ueberläufer nennen müssen. Josephus, der in der Absicht schrieb, die Gunst der Römer für sich und die elenden Ueberbleibsel seines Volkes zu gewinnen, muß mit einigem Mißtrauen gelesen werden. Er gibt beständig den halsstarrigen Insurgenten, welche mit Verzweiflung der Sache treu blieben, die er verlassen hatte, den Beinamen Räuber; man erinnere sich aber, daß die spanischen Guerilla's, welche in London für Patrioten galten, in Paris Brigands hießen. Es läßt sich nicht läugnen, daß bey Vielen der Widerstand die Folge des unbändigsten Fanatismus war. Wir müssen aber nicht vergessen, in welchen religiösen und historischen Erinnerungen die Juden auferzogen worden waren. Der früheren und wundersamen Zeit ihrer Geschichte nicht zu gedenken, welche Hoffnungen mußten sie aus den neueren Erzählungen von den kühnen und siegreichen Makkabäern schöpfen! Der Menschensohn hatte die Zerstörung Jerusalems voraus verkündigt, und das Neue Testament scheint zu erklären, daß, da das Maß der Bosheit der Juden durch deren Verwerfung Christi voll geworden war, sie von der Zeit an dem unvermeidlichen Untergange geweiht gewesen seyen. Wir dürfen uns aber nicht einem gefährlichen Glauben überlassen, und die göttliche Voraussicht mit den nothwendigen Ursachen der Begebenheiten verwechseln. Den ersten Grundsätzen der mosaischen Verfassung gemäß, führten die Sünden des Volks zum Untergange desselben. Indessen mögen die Beweggründe, welche Manche bey diesem Nationalkriege leiteten, der zur Erfüllung der göttlichen Verhersagung führte, edel und großherzig gewesen seyn. Die nationale Verwerfung Christi, nicht der Widerstand gegen Rom, war ein Vergehen. Der Jude, welcher kein Christ werden wollte, konnte doch immer ein edelmüthiger Patriot seyn, der sich dem allgemeinen Wohl zum Opfer brachte. Obgleich wir es bedauern, daß die sanften, friedlichen Tugenden nicht allgemeiner in dem schönen, fruchtbaren Palästina verbreitet waren, so ist dieß doch kein Grund, warum wir der Tapferkeit des jüdischen Volkes unsere Bewunderung und seinem Leiden unser innigstes Bedauern verweigern sollten. Lesen wir das Schicksal der heiligen Stadt nicht mit dem unchristlichen Gefühl, welches in den finsteren Zeitaltern herrschte, wo jeder Jude für einen persönlichen Feind Christi galt, und folglich ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung schien, sondern vielmehr im Geiste dessen, der, als er mit prophetischem Geiste die Zerstörung der Stadt verkündete, über Jerusalem weinte."

Das Werk reicht bis zum endlichen Marsche Titus gegen das unglückliche Zion. Der dritte Band, welcher die Schicksale des „auserwählten Volkes" in den späteren Zeiten enthalten wird, soll die erstern an Interesse noch übertreffen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Oktober 1829.

— Ein wandernd Leben
Gefällt der freyen Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sey auch vieler Tausend Lust.

A. W. Schlegel.

Die schöne Verständige.
Nach dem Altfranzösischen.

„Bey Montjoye und St. Dionys! rief ein Jäger in grüner Tuchjacke, dem eine lange Reihe von Baronen, Dienern, Stallmeistern und Gewappneten folgte: wer singt denn so aus voller Kehle, daß alle Vögel im Wald von Navarra verstummen? Sicherlich einer von den Mönchen des Hahnrey-Abtes von Evreux" *). „Vielleicht auch einer von der Brüderschaft der Kinder Sorgenlos aus der Stadt Paris," erwiederte ein Ritter, der mit der Streitkolbe neben dem Führer des Trupps ritt, in ehrfurchtsvollem Tone. „Nein, beym Schrecken Gottes!" versezte der, welcher zuerst gesprochen hatte; „der Gesang hat Modulation, und die Stimme ist zu anmuthig; das ist irgend eine lombardische Kehle, zum wenigsten ein Minstrel, der languedokisch **) spricht. Wer es auch sey, laßt uns voran machen, so werden wir wohl sehen." Der ganze Trupp sezte sich hierauf in Galopp, und in wenigen Augenblicken gewahrten sie am Ende eines schattigen Weges auf einer lichten Stelle, die von den lezten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurde, ihren Sänger. Er war von einem großen Haufen von Knechten, Söldnern, auch von Edlen umgeben, die ihm mit Entzücken zuhörten. Eben hatte er sein erstes Lied geendiget und trank, um seine Stimme aufzufrischen, schweigend einige Züge Bier. Die Pause, die dadurch entstand, ließ den Neuhazugekommenen Zeit, ihn genau zu betrachten. Es war ein bräunlicher Mann, etwa vierzig Jahre alt; sein Hut war mit Schellen besezt, sein wollenes Wams buntfarbig, er hielt eine Narrenkolbe in der Hand; über das alles ging ein violetter Rock, mit Kreuzen und Wappen gestickt. Als er ausgetrunken hatte, griff er wieder nach seiner Viole, welcher er wunderliebliche Akorde entlockte, und begann dann folgendermaßen: „Edle Herren, Vasallinnen und Vasallen, höret das allerneueste Schäferlied, das zur Zeit in den Lehensorten Sr. Gnaden von Evreux aufzutreiben ist.

Die Schönste von den Dreyen.

Verwichen ging ich aus dem Hayn
Und lauschte süßem Vogelsang;
Die frische Nachtigal sang so fein
Zu Amsel, Lerch und Staarenklang;
Wie nach der Heerd' ich wandle hin,
Da hör' ich singen in dem Hayn
Die liebste Kränzeflechterin;
Es war die Schönste von den Dreyn.

*) Der Abt der Hahnreyn in Evreux ist dasselbe, was in andern Städten der Narrenbischof hieß; das Hahnreyfest war das Narrenfest, an einigen Orten das Eselsfest, possenhafte Nachahmung der kirchlichen Gebräuche an bestimmten Tagen. Dergleichen Feste waren in allen katholischen Ländern vor der Reformation gebräuchlich. Eine Scene dieser Art schildert bekanntlich Walter Scott im Abte.

**) Die Sprache im Süden von Frankreich jenseits der Loire hieß langue d'oc, weil ja in dieser Sprache oc (das deutsche auch, das schwedische oik) hieß, im Norden von Frankreich hieß ja oyl, deßhalb hieß die nördliche Sprache langue d'oyl.

Der trauten Stimme zog's mich nach,
Und Hannchen fand ich und Marien.
Die scherzten unterm Laubendach
Und sangen heitre Melodien;
Und jede grüßt' ich namentlich
Und fragte: Willst mein Liebchen seyn?
Allein die Eine sprach: Nicht ich.
Das war die Schönste von den Dreyn.

Ich war verschmäht — wie weh das that!
Ich brach im Schmerz die Fidl' entzwey.
Sie pflückten Blumen und ich bat
Um einen Blumenstrauß sie frey.
Im Schatten kosten wir uns aus
In tausend süßen Plaudereyn;
Da gab die eine mir den Strauß;
Es war die Schönste von den Dreyn.

Ihr Mädchen, sagt' ich, wahrlich doch
Tragt gar zu hohes Müthchen noch.
Die eine drauf erwiedert mir:
Sey, Freund, am Montag wieder hier;
Schräg äugelten die Augelein.
Und noch ein Zeichen kam von ihr;
Das war die Schönste von den Dreyn.

Nun Nachtigall, du Bote frey,
Zur Schönen fleug ohn Aufenthalt
Und sag' ihr, wenn sie grausam sey,
So müßt' ich werden todt und kalt;
Nicht dauern könnt' ich's fern von ihr.
Es müßte gleich gestorben seyn.
So lebe wohl, Du Liebste mir,
Die Schönste hör' ich von den Dreyn!

Als der Sänger die lezte Zeile gesungen hatte, machte er mit seinem Flaschenkürbis die Runde. Da hoben die Knechte die Hände in die Höhe und schrieen: „Largesse, largesse!“*) Die Edlen aber ließen ihm alle etwas zukommen: einer gab ihm seinen Ring mit einer großen Perle; ein anderer verehrte ihm seine Konfektbüchse mit auserlesenen Rosinen, die meisten gaben ihm große oder kleine Münzen. Nachdem er so die Gaben eingesammelt, bestieg er sein Maulthier, sezte seinen Weg fort und wiederholte dabey den folgenden Schlußvers eines andern Liedes:

Der Himmel hat den Mantel sein,
Den naßkaltwindigen weggethan.
Er legt ein Stickgewand sich an
Von schönem klaren Sonnenschein;
Kein Thier und Vogel um und an,
Das man nicht singen hört und schrey'n,
Und Fluß und Quell und Bachesbahn,
Sie tragen Silbertröpflein,
Und güldnen Schmuck am Uferrain,
In Wappen schön und Livrey'n;
Ein neu Gewand thut jedes an:
Der Himmel hat den Mantel sein,
Den naßkaltwindigen weggethan.

*) Die Knechte können nichts geben; um nun doch ihren guten Willen zu zeigen, rufen sie die Edlen auf, den Sänger reichlich zu belohnen.

Er ritt eine Viertelstunde fort und kam allmählig dem Schlosse von Navarra*) näher, dessen Thürmchen schon blau am Horizonte schimmerten, da holte ihn der Trupp, mit dem Jäger an der Spitze, ein. Der Führer redete ihn mit gebieterischem Tone an: „Dein Name, Dein Vaterland?“ — „Ich heiße Angelo,“ erwiederte der Sänger, „und mein Vaterland ist Cypern.“

Der Jäger. Und wie kommst Du ins Königreich Frankreich?

Angelo. Wegen der Troubadours im Süden bin ich gekommen; ich habe sie gesehen, und die Anmuth ihrer Gespräche hat mich bey ihnen festgehalten; nun ist es, als ob meine Stimme die vaterländischen Worte vergessen hätte, um sich den fremden anzuschmiegen. Später hab' ich dann Verlangen empfunden, mich den Trouvéres zu nähern, welche zwischen den feuchten Felsen von Neustrien und in den nebligten Thälern von Armorika singen. Die goldenen Worte der Sprache von Oc konnte ich singen; nun wollte ich meine Kehle auch noch den eisernen Tönen der Sprache von Oyl zugewöhnen. Da, nach vielen Querzügen auf dem Wege, hab' ich endlich hier stille gehalten, und nun erlustige ich schon sechs Monate lang Karl den Schlimmen, ich wollte sagen Karl von Navarra.

Der Jäger. Warum verbesserst Du Deine erste Rede? Weder ich noch Du haben dem Grafen von Evreux den andern Namen gegeben.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Das Schloß von Navarra liegt eine Viertelstunde von Evreux; es war die Residenz Karl des Schlimmen. Jezt ist es ein heiterer Landsiz.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsezung.)

In Baltimore kleidet man sich wieder eleganter als in Philadelphia, doch lange nicht so, wie in Newyork. Mir hat es immer geschienen, als besäßen die Damen Baltimore's den meisten Anstand. Sie erinnern einen zugleich an bessere Cirkel Englands und deutsche feingebildete Damen, die in Frankreich oder Italien waren; ich sage nur, sie erinnern daran. Der Grund dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich darin, daß die Damen Baltimore's schon das Damenartige und — mir fehlt hier ein Ausdruck, denn vornehm paßt durchaus nicht — das haben, was wir bey den Frauen reicher Plantagenbesitzer des Südens treffen, wobey ihnen noch die nördliche Bildung zu Theil wird. Sie haben ohne Zweifel nicht so viele Kenntnisse, als die Neuengländerinnen, sind aber liebenswürdiger im Umgange.

Gehen wir nun weiter nach dem Süden, so finden

ſich, Louiſiana nicht mitgerechnet, die für die Geſellſchaft am meiſten gebildeten Damen auf einigen Plantagen Virginiens und in Charlestown, der Hafenſtadt Südkarolinas. Es gibt dort verſchiedene Familien, die ſchon ſeit mehreren Geſchlechtern in großem Wohlſtande lebten und alle Sommer ihre Heimath verließen, um den Norden der Staaten, den Niagarafall, Canada und die Badeorte zu beſuchen. Dadurch erhielten die Damen eine äußerliche Bildung, die merklich von der im Norden abſtach; und überhaupt lebten ſie auch zu Hauſe im Winter früher weit mehr in Geſellſchaft, als es z. B. in Neuengland geſchah. Jezt hat ſich dieß verändert. Die Neuengländerinnen fangen an, viel zu reiſen, und die Südländerinnen entweder nach Erholungsorten in ihren Staaten, oder, bey der ſchnellen Kommunikation, lieber gleich nach Europa als nach dem Norden ihres großen Vaterlandes zu gehen.

Ganz anders ſind aber die Damen von Neuorleans. Welche Ueberraſchung für den Reiſenden! Es iſt ihm, als träfe er auf einmal in der Fremde ein kleines Frankreich. Das ganze Weſen der Damen, die Bälle, der geſellſchaftliche Ton, alles iſt franzöſiſch, und ſo ſehr, daß man die Fremden, wenn ich die übrigen Amerikaner ſo nennen darf, ſogleich von den Creolinnen unterſcheiden kann. Ueber die Damen der größern Städte des Weſten bin ich nicht im Stande, etwas beſonderes anzugeben. Ich bin noch nicht dort geweſen, noch bin ich vielen im Umgange begegnet. In Waſhington aber konnte ich die Töchter und Frauen der Weſt-Kongreßmitglieder leicht erkennen, auch ohne mit ihnen zu reden. Im Allgemeinen muß ich von den Amerikanerinnen ſagen: ſie ſind treue Gattinnen und treue Mütter, als Mädchen und junge Frauen zum — man erlaube mir das engliſche Wort — showy geneigt, ſehr unabhängig, oft wohlunterrichtet, äußerſt gaſtfrey, haushälteriſch, von gutem Herzen, praktiſch, wie die ganze Nation, daher weniger für die höhere und feinere Liebe geſchaffen — in keinem Lande, glaube ich, werden mehr Verlöbniſſe wieder abgebrochen als hier — und ſehr gelehrig, wie wiederum ihr ganzes Volk. Das höhere Zartgefühl, das nur die Blüthe einer ſehr entwickelten Geſellſchaft ſeyn kann, eine Blume der Menſchheit, die ja auch bey uns ſo höchſt ſelten getroffen wird, findet man in Amerika natürlich noch faſt gar nicht. Der Unterſchied, den die verſchiedenen Sitten zwiſchen Europa und Amerika machen, iſt übrigens ſehr groß; ſo ſchaudert eine Amerikanerin förmlich, wenn ihr ein Reiſender erzählt, daß in Deutſchland die Niederkunft einer Frau durch die öffentlichen Blätter angezeigt werde; ich habe ſelbſt geſehen, daß ſich ihr ſittliches Gefühl ohne alle Affektation dagegen ſträubte; und dagegen ſpricht vielleicht ein junges Mädchen ohne Weiteres mit einem Manne von der Zeit, wann ſie einſt verheirathet ſeyn wird, ſelbſt wenn ſie noch gar nicht verlobt iſt.

Der Standpunkt der Frauen iſt ein höchſt wichtiges Element des geſellſchaftlichen Zuſtandes; er iſt jedem Beobachter ein Maaß für viele Dinge, und vom größten Einfluſſe auf das Leben einer Nation. So viel ich im Leben und in der Geſchichte beobachten konnte, geſtehe ich offen, daß mir, Alles in Allem genommen, das Weib nie richtiger zu ſtehen ſchien, als bey den Römern in ihrer beſten Zeit. Welche Mütter! Welche Gattinnen, und welche Töchter des Vaterlandes!

Ernſt Wagner an Fichte.

Sachſen-Meiningen, 21. Nov. 1809.

Sie werden in der Oſtermeſſe durch Herrn Cotta den zweiten und unſtreitig lezten Band meiner Reiſen hoffentlich erhalten haben. Hier noch den verſpäteten Beſchluß meiner ländlichen Romane*), worin ich Vorſchläge zu Realiſirung deſſen, was die unſterblichen Reden an die Deutſchen verlangen, ſo wie meines eigenen Lieblingsplanes zu verweben wagte, und dieſe Vorſchläge meinem (dem Romanen-) Publikum nach Möglichkeit wenigſtens einigermaaßen genießbar zu machen ſuchte. Ach, möge der große lebendige Lehrer der Weisheit doch einiges Gute daran finden!

Sie wollten, allverehrteſter Mann, einſt für mich Etwas thun; aber die Zeit widerſezte ſich Allem. Ich habe leider nun vergebens den Reſt meiner Armuth für meine unerfüllt gebliebenen deutſchen Wünſche vergeudet, — und die Reue käme nun zu ſpät, wenn ich ihr Raum geben wollte.

Die Schrecken des Winters brechen jezt herein, — meine Krankheit nimmt ſo ſchnell zu und erlaubt mir kaum, da der Herbſt nun mühſam überſtanden iſt, noch auf den Winter zu rechnen, geſchweige auf den Frühling, deſſen ſchwere Würzlüfte ich nicht mehr ertragen würde, da meine Nerven ſchon halb vertrocknet ſind. Meine Familie iſt — — ſo gut als hilflos, da hier in der Regel keine Penſionen gegeben werden. — Uebrigens — ſey Garve mein ſchönes Vorbild! —

Wollen Sie, edelmüthiger, kühner, ächter Menſch, nun noch Etwas für meine Familie thun? Wollen Sie anliegendes Exemplar, falls das Schreiben dazu nur irgend paſſend iſt, gütigſt mit dem Homeruskopfe bedrücken, und durch irgend eine gute und freundliche Hand in des redlichen und großmüthigen Königs Hände bringen? Vielleicht erfolgt doch Etwas, und die kleinſte Ausſicht würde mehr Ruhe in meine trüben Augenblicke bringen! — Eine ſanfte Ahnung ſagt mir, Sie werden meine lezte Bitte nicht ver-

*) Ferdinand Miller, ein Roman von E. Wagner, bei Cotta 1809.

schmähen. — O nein, großer guter Deutscher! Sie versagen keinem Guten die lezte Bitte. Geben Sie dann bald ein tröstliches Wort der Erhörung Ihrem

ewig dankbaren Wagner.

* * *

Aus der Antwort.

Berlin, 11. December 1809.

Ihre Briefe, Theurer, Verehrter, nebst den Beilagen habe ich richtig erhalten und mich an den ferneren Offenbarungen Ihres tiefpoetischen Gemüthes innig geweidet. —

Tief erschüttert hat mich Ihr neuester. Ich kenne die Lage Ihrer Gesundheit nicht; aber, wie dieselbe auch beschaffen wäre, ich in Ihrer Lage würde hoffen.

Weil ich denke, daß die Erfüllung Ihres Wunsches auch auf Ihre Genesung die besten Folgen haben könne, habe ich gleich Hand ans Werk gelegt. Ich habe eine Dame, ausgezeichnet an Geist und Herz, die der Königin Freundschaft verdient und besizt, zur Vertrauten gemacht. Diese ist von Ihrem Schreiben an den König, von Ihrer rührenden Bescheidenheit entzückt. Wir zweifeln alle nicht an der endlichen Erreichung jenes schönen Zweckes.

Indem ich mich zum Schreiben an Sie niedersezte, empfing ich einen Brief von der Frau v. K. (Sie kennen diese Dame, glaub' ich: wenigstens war sie die erste, die mich mit Ihren schriftstellerischen Meisterstücken bekannt gemacht und die mir mit dem verdienten Enthusiasmus davon gesprochen hatte.) „Sie stehe, schreibt die treffliche Frau, auch Ihrer Gattin für einen Jahrgehalt von funfzig Thalern, und werde mir das Nähere mündlich melden. Eine Prinzessin habe vorläufig 30 Thaler subscribirt."

Ich betrachte die Sache als ganz meine eigene, und bitte Sie, hierin mir zu vertrauen. So seyn Sie denn hierüber ruhig, theurer, inniggeliebter Mann. Sagen Sie dies Alles den Ihrigen, verweisen Sie dieselben an mich, und sodann genesen Sie und leben noch lange uns Allen zur Freude. Mit den Gesinnungen der innigsten Liebe der

Ihrige Fichte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli bis Oktober.

(Fortsezung.)

In Grenoble begannen zuerst die Solennitäten am 17. August. Eine zahlreiche Deputation angesehener Einwohner ging dem General vor die Stadt entgegen und bewillkommte ihn unter dem Zujauchzen von mehr denn zwanzigtausend Menschen, die aus Grenoble und aus der Umgegend herbey gekommen waren. Es war herrliches Wetter. Sechzig Reuter und fünfzig Wagen mit geputzten Damen standen bereit, um sich an den Zug anzuschliessen. Endlich kam der Gast, stieg aus seinem Wagen und wurde von dem Advokaten Maltein rednerisch bewillkommt. Hier begannen nun die politischen Beziehungen, die nicht hieher gehören, desgleichen die stereotypen Redensarten: ami de Washington, prisonnier d'Olmütz, le grand peuple u. s. w., die hernach täglich zwanzig bis dreyßigmal wiederholt wurden, ohne daß es einem Franzosen eingefallen wäre, dies könne doch zum Ekel führen. Der General erinnerte in seiner verbindlichen Antwort an die rege Theilnahme des Dauphinés und zumal Grenoble's an den ersten reinen Tagen der Revolution, deren erstes Zeichen von hier ausging, und wo man sich rein von Blut erhielt. Nach dem herkömmlichen: permettez-moi de vous embrasser, stieg der General wieder in seinen Wagen, und nun ging der Zug vorwärts nach der Stadt, durch Tausende jauchzender und grüßender Menschen, die sich an den Weg drängten, auf Bäume und Felsen kletterten, um den würdigen Greis zu sehen. Bei der Annäherung gegen Grenoble wurden vierundzwanzig Böller abgeschossen, die man aber vor dem Zuruf der frohen Menge kaum hören konnte. Vor der Stadt stand ein geschmackvoller offener Wagen mit vier Pferden bereit, und man bat den General einzusteigen. Vorher überreichte ihm ein geachteter Greis von vierundsiebenzig Jahren, der in der Revolution zuerst ernannte Maire von Grenoble, einen silbernen Eichenkranz mit einigen herzlichen Worten. Hierauf stieg der General mit seiner Familie in den Wagen und fuhr durch Grenoble nach dem Landhaus Augustin Perier's. Ueberall herrschte bei diesem ungebotenen Fest die größte Ordnung, und es geschah nicht der geringste Unfall, es wurde kein unbescheidenes Wort gehört. Am 18. August gab man ihm zu Ehren ein großes Mittagsmahl in Grenoble, wo natürlich ein konstitutioneller Toast dem andern folgte und auch schöne Verse gesungen wurden.

Den 19. ging die Reise unter gleicher Begleitung nach Vizille, einer andern Besizung Augustin Perier's, wo einer seiner Söhne wohnt, der eine Enkelin des Generals Lafayette zur Frau hat. Erneuerung der Scenen von Grenoble, überall große Haufen und Reihen jubelnden und grüßenden Volks, ungeschminkte, unbefohlene Freude und Huldigung. Bey Vizille Triumphbogen, Musik, Anreden und Antworten. Auf dem Schloßplatz unter den Bäumen saßen zahlreiche Gäste an langen Tischen, um da die Ankunft des verehrten Gastes unter seiner Wohnung zu feyern. Nichts ging über ihren Jubel, wenn sich der General am Fenster zeigte. Als es dunkel wurde, brannten auf einmal auf den umliegenden Alpen große Freudenfeuer, und um sie tanzten die Bewohner Rundtänze mit brennenden Fackeln, was in der Ferne wundersam aussah, als drehten sich kleine Sterne um große Sonnen. Von oben herab hörte man den Jubel noch bis gegen Morgen. Unstreitig erlebte der General in Vizille, an der Wiege seiner Urenkelin, die glücklichsten Tage seiner Reise.

Ueber Veiron und Vienne, wo ein festlicher Empfang dem andern folgte, ging die Reise nach Lyon, wo man ihn mit großer Ungeduld erwartete. Es war den 5. September. Schon um drei Uhr Nachmittags ging ihm die Deputation entgegen, die ihn empfangen sollte. Sie begleitete der für den General bestimmte Wagen, fünfhundert junge Leute zu Pferd und gegen achthundert zu Fuß. Ihnen folgte eine unabsehbar wogende Menge, die bald den ganzen weiten Raum zwischen der Brücke Morand und der Windmühle ausfüllte. Hier ist die Gränze des Departements du Rhone und hier wurde der General erwartet. Gegen halb fünf Uhr kam er, stieg aus seinem Wagen, und der Redner der Deputation hielt eine lange schwülstige Harangue an ihn, worin Alles, so wie in der Antwort des Generals, an die Erscheinungen der Revolution von 1788 und 1789 erinnerte. Hierauf bestieg er den für ihn bestimmten offenen Wagen, den vier herrliche Pferde zogen. Der ganze Zug ging in folgender Ordnung: Eine Abtheilung junger Männer zu Pferd, drei Wagen der Deputation, der Wagen des Generals, den junge Männer zu Fuß umgaben, die andern Wagen der Deputation, die fünf Reisewagen des Generals, und hinter ihm eine solche Menge Wagen, daß die Spize des Zugs schon auf dem Platz Charles X angelangt war, als die hintern noch in der langen Straße Guillotière fuhren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Oktober 1829.

Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben,
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.

Goethe.

Die beyden Theater.

Im Theater einſt — nicht etwa im komiſchen,
Nein, es war oben auf dem anatomiſchen —
Da ſah ich jüngſt einen jungen Studirenden,
Einen aufſchneidenden, einen ſecirenden;
Der machte ſich privatim den Spaß,
Und ſucht' und fand, mit Meſſer und Glas
Und ſeinem kritiſchen Tadeltalentchen,
An Muskelfädchen, an Sehnchen, an Bändchen,
In Nervenäſtchen, in Haarkanälchen,
Im Kleinen ſtets ein kleines Fehlchen. —
Zu dieſem ſich der Profeſſor wandt'
Und ſprach: „mein Herr, es iſt längſt bekannt,
Man könnte zergliedern Millionen Leiber
Der kräftigſten Männer, der ſchönſten Weiber,
Doch würde — und wäre noch größer die Zahl —
Nicht Einen man finden durchaus normal,
Das heißt, aus dem allgebährenden Schooß
Hervorgegangen ganz mackellos.
Es liegt in jeder Kreatur
Der Keim des Todes von Natur;
Vollkommenes kann ſie nicht geſtalten.
Das haben ſchon längſt gewußt die Alten,
Noch eh Sie's, junger Mann, gefunden.
Hilft aber wenig zum Geſunden." —
Da dacht' ich nun: was der Natur nicht gelingt,
Wohl auch die Kunſt hervor nicht bringt;
Und doch, wer Schönheit innig liebt,
Sich beyden herzlich hin wohl giebt.
Ja, gebt Euch hin, in Lieb' und Gunſt!
Zerleget nicht das Werk der Kunſt,
Und ſchau't die todten Theile dann
Durch ſcharfgeſchliff'ne Gläſer an!
Belehrt im Ganzen uns und Vollen;
Dann wird man Dank Euch freundlich zollen.
Dem anatomiſchen Zergliederer,
Dem iſt der Anatom Erwiederer.

Ludwig Robert.

Die ſchöne Verſtändige.

(Fortſetzung.)

Angelo. Ich weiß nicht, was Eure Zunge für einen Zaum hat; was aber die meinige anbetrifft, ſollte ich ſie auch ſtumm laſſen, wie einen Truthahn im Käfig, ſo werde ich mich wohl hüten, Herren, die ich kenne, Namen oder Zunamen zu geben, ſelbſt wenn ich auf freyem Boden, ja auf königlichem Lehensgebiet wäre.

Der Jäger. Einerley! aber antworte einmal, und ſo lieb Dir Deine Kehle iſt, hab' Acht, daß Du mir die Wahrheit ſagſt. Iſt es wahr, daß der Graf von Evreux ein Turnier hat ausrufen laſſen?

Angelo. Das hat er, unter Trompetenſchall; und das ſo wahr, als die zwey Ohren mir da hier ſitzen, die den Ausrufer gehört haben.

Der Jäger. Nun denn, welches sind die Bedingungen?

Angelo. Ich will gerne neben Euch herreiten, gnädiger Herr, und sie Euch sagen; aber Ihr reitet Pferde, seh' ich, um die Euch Herzoge und Prinzen, ja Aebte beneiden würden, indeß mein Maulthier —

Der Jäger. Wohlgesprochen! Zäume hoch, Ihr Herren! Nun rede, mein Klepper ist im Schritte.

Angelo. Ihr wisset wohl, daß der König von Navarra unter dem seligen Könige Johann den tapfern Wilhelm Caillet durch Henkershand hat sterben lassen. Wilhelm hatte mit seinen Schützen in Panzerhemden das Beauvoisis vertheidigt; diese Schützen nennt man deßhalb immer noch die Panzerhemdrotte. Der arme Wilhelm übergab seine Seele Gott, fromm und christlich, empfahl sie dazu der heiligen Jungfrau und der Kirche, und hinterließ die Sorge für seine Tochter und Erbin unserem gnädigen Herrn, dem König. Aber die Jugend und Anmuth der jungen Christine rührten das Herz der hohen und mächtigen Königin von Navarra, die nun todt ist; sie erzog sie und bildete sie nach tugendlichem, löblichem Muster und Vorbild; so begab sichs, daß Christine zu ihrer Wunderschönheit und Artigkeit auch als verständiges, tugendhaftes Fräulein zum Muster aufgestellt wurde, und so verdiente sie den seltenen Namen: „Die schöne Verständige.“ Da aber die arme Königin Johanna starb, entbrannte ihr Wittwer, Karl von Evreux, in ungesetzlicher Liebe gegen die schöne Christine, und verfolgte sie mit schlechten Zumuthungen. Sie aber, als weitgeehrte Dame, schlägt den Mörder ihres edlen Vaters aus, der noch alle ihre Lehen gegen alles Gesetz, Lehensgebrauch und Völkerrecht zurückhält. Karl aber hat, jähzornig wie er ist, die schöne Verständige in den Thurm von Navarra einkerkern lassen, und vielleicht schmachtete sie darin noch zur Stunde, gekränkt und mißhandelt, wäre nicht der ehrwürdige Bischof von Evreux, Philipp von Brécour, im Namen des heiligsten Sakraments eingeschritten, und hätte er nicht dem Karl gedroht, ihn vom Tische der Gläubigen wegzuweisen und ihm Wasser, Luft und Feuer zu verbieten.

Der Jäger. Bey der heiligen Krone unsers Herrn! ein Verworfener, wie Karl der Schlimme, der seine Seele allen Kaplänen des Satans einem nach dem andern verkauft hat, läuft dabey so wenig Gefahr, als ein Jude.

Angelo. Wohl, edler Herr; aber wenn er sich auch weder vor Beelzebub noch vor Gott fürchtet, so wäre es ihm doch wohl nicht lieb, wenn alle hohen Baronen und Vasallen seiner Grafschaft die Waffen gegen ihn ergriffen. Sie verabscheuen ihn, es würde ihnen nicht unlieb seyn, einen Vorwand zu finden, und dann liese er große Gefahr, nach Navarra zurückzukommen, wie der selige König, Ludwig der Heilige, von Damiette heimkam. Deßhalb hat er den Drohungen des Bischofs nachgegeben; doch um seine Ehre zu retten, hat er versprochen, es auf ein Gottesgericht in einem Turnier ankommen zu lassen; die Bedingungen aber sind so neu und so wunderlich, daß ich nie von dergleichen hörte.

Der Jäger (in rauhem Tone). Und was sind das für Bedingungen?

Angelo. Seht, da ist eben der Pfahl, der die Straße nach dem Schlosse bezeichnet. Da ist ein Ausschreiben dran genagelt und oben drüber das Wappen von Navarra, und ich erkenne die Devise des Fürsten: „Ich wäre König von Frankreich, wenn meine Mutter ein Mann gewesen wäre.“ — Der Jäger warf den Kopf in die Höhe und konnte einen augenblicklichen Unwillen nicht unterdrücken; schnell aber bezwang er seinen Zorn und ließ den Angelo die Ausforderung vorlesen; denn er, als freyer Edelmann, verstand von der Schrift nichts als das Kreuzeszeichen zur Unterschrift zu machen. Der Sänger trat hin und las wie folgt: „Wir Karl von Evreux, König von Navarra ꝛc., thun kund und zu wissen allen Edeln, die Lanze tragen und Sporen anschnallen, daß wir morgen im Schlosse Navarra im Waffenstreit und Zweykampf unser Recht gegen die Dame, welche die schöne Verständige heißt, behaupten werden, welche Dame von uns gerechtermaßen bestraft und festgehalten ist; noch mit dem Beyfügen, daß der Kämpfer, er sey der Ihrige oder der Unsrige, der zuerst vor seinem Gegner das Knie zur Erde beugt, als Gefangener soll angesehen werden, und soll mit ihm verfahren werden können nach Belieben, als mit einem solchen, dessen Leben und Vermögen dem Gutdünken des Siegers verfallen sind.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Winterschlaf gewisser Thiere.

Es ist allgemein bekannt, welch große Rolle im ganzen Haushalt der Natur die ungleiche Vertheilung der Wärme spielt; daher rühren die verschiedenen Klimate, die verschiedenen Jahreszeiten, daher rührt die unendliche Mannigfaltigkeit von Thier- und Pflanzenformen, welche verschiedenen Klimaten und Jahreszeiten eigen sind. Zur Entstehung, zum Wachsthum, zur Fortpflanzung eines Thiers, einer Pflanze, bedarf es einer bestimmten Temperatur, die für jede organische Form wieder eine andere ist; geht man von diesem Punkte der Erde zu jenem, so findet man eine verschiedene Temperatur, und damit ein anderes Klima, andere Thiere und Pflanzen; in demselben Klima aber bringt der Wechsel der Temperatur in den verschiedenen Jahreszeiten ähnliche Veränderungen im Thier- und Pflanzenreiche hervor. Auf diese Verhältnisse hat

Humboldt seine Gesetze der geographischen Vertheilung der Thiere und Pflanzen gegründet.

Aber nicht blos auf die Organisation und das Leben im Ganzen wirkt die Temperatur, oder, um hier blos von einer Richtung derselben zu sprechen, die Kälte ein; sie wirkt auf jedes Organ, auf jede Verrichtung auf besondere Weise, und wir werden im Folgenden sehen, auf welches Organ sie vorzüglich einzufließen scheint, wenn sie eine der sonderbarsten Erscheinungen im thierischen Haushalt, nämlich den Winterschlaf gewisser Thiere, hervorbringt.

Winterschlaf nennt man den Zustand der Betäubung und Erstarrung, in welchem verschiedene Säugethiere unseres Klimas, z. B. das Murmelthier, fast die ganze kalte Jahreszeit zubringen.

Wenn man sich denkt, daß diese Thiere zu einer bestimmten Zeit, die eine bey größerer, die andere bey geringerer Kälte, nach und nach kalt, unempfindlich, starr werden, sich kugelförmig zusammenballen, und so drey, vier Monate lang, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ohne zu athmen, mit fast ganz unterdrücktem Blutlauf still liegen bleiben, so ist dieß schon sonderbar genug; wären aber diese Thiere alle gleichartig, wäre nur ein ganzes Geschlecht diesem Schlafe unterworfen, so erschiene die Sache nicht nur unserer Einbildungskraft natürlicher, sondern man hätte auch weit größere Hoffnung, die nächste Ursache der sonderbaren Erscheinung zu erforschen. Nun aber unterscheiden sich Thiere, die diesem Schlaf unterworfen sind, lediglich in nichts von andern, ihnen ganz nahe verwandten, die nie in solchen Schlaf verfallen; neben dem Siebenschläfer, der Holzmaus (Lerot), Haselmaus u. s. w., welche Winters schlafen, sieht die Ratze, die Maus, das Eichhorn, zwanzig ganz ähnliche Thiere, die nicht schlafen. Ja die Winterschläfer finden sich in den verschiedensten Thierfamilien hin und wieder zerstreut; in der der Insektenfresser z. B. sieht der Igel, die Fledermaus; in der Familie der Nagethiere, der Siebenschläfer, der Hamster, das Murmelthier u. s. w. Noch sonderbarer ist, daß auch die heiße Zone ihren Schläfer hat, den Tenrec oder Igel auf Madagascar, der aber statt Winters in der größten Hitze einschläft. Es läßt sich denken, daß eine solche Erscheinung frühzeitig die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hat; ja sie gab zu den wunderlichsten Vorstellungen Anlaß, besonders bey den Alten; diese überlieferten uns, wie bey so Vielem, so auch hier, blos Worte, Worte, die, wie Fontenelle sagt, kein Verdienst haben, als daß sie lange für Sachen gegolten haben. Endlich kam man, wie gewöhnlich, auf das, womit man hätte anfangen sollen: man beobachtete, und die ersten wichtigen Schritte dazu thaten zwey große Männer, Pallas und Spallanzani.

Die neuesten Beobachtungen über den Winterschlaf hat der Franzose Flourens im südlichen Frankreich am Lerot (Holzmaus), einer Art Siebenschläfer, angestellt. Wir theilen im Allgemeinsten seine Erfahrungen mit.

„Die Holzmaus nährt sich von Früchten; sie besucht daher die Gärten, selbst die Häuser. Winters zieht sie sich in Löcher zurück, wo sie einschläft; oft liegen hier ihrer mehrere übereinander, als wollten sie sich gegenseitig warm halten. — Was die äußern Verhältnisse des erstarrten Thiers betrifft, so liegt es regelmäßig zusammengekrümmt, mit der Schnauze am Unterleib; die Hinterfüße sind nach vorne, die Vorderfüße an die Brust geschlagen, die Ohren dicht an den Kopf gelegt, die Augen fest verschlossen, der Körper kuglicht zusammengeballt und der Schwanz rings um denselben geschlungen. In diesem Zustande ist das Thier kalt; rührt man es leise an, bewegt es sich nicht, kneipt man es aber stark, so fängt es an sich zu rühren, und fährt man damit fort, so wacht es endlich auf; aber schon der Umstand, daß es so sehr schwer aufzuwecken ist, ist sehr bezeichnend für den sonderbaren Zustand, in dem es sich befindet. Zuerst reißt das Thier den Mund weit auf, dann beginnen seine Seiten sich zu bewegen, und der Athem stellt sich alsgemach ein; es schreyt dabey, als wollte es ersticken, es zittert am ganzen Leibe, macht die Augen auf, sieht aber noch nicht; endlich erwacht es völlig, sieht, hört und erlangt in Kurzem seine natürliche Wärme und Lebhaftigkeit wieder.

Diese Erstarrung hat zwey bestimmte Stufen. In der unvollständigen Betäubung hört das Athmen auf, kommt aber alle drey bis alle sechs Minuten wieder in Gang und hört nach Kurzem von Neuem auf; in der völligen Betäubung aber stockt der Athem völlig, und der bündigste Beweis dafür ist, daß man das Thier in diesem Zustande in Luftarten, die auf die athmende Lunge an sich tödtlich wirken, wie z. B. in Schwefelwasserstoffgas, stundenweise bringen kann, ohne daß es dadurch Schaden litte und nachher in freyer Luft nicht wieder erweckt werden könnte. — Mit dem Blutlauf verhält es sich fast wie mit dem Athem; an den Gliedern ist kein Puls zu fühlen; öffnet man eine Ader, so läuft entweder gar kein Blut, oder es fließt langsam, tropfenweise aus; das Herz schlägt sehr undeutlich und selten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Die diesjährige Ausstellung der Werke der bildenden Kunst wie der Gewerbsgegenstände ist am 7. Oktober beendigt worden, und bot eine ziemlich reiche Erndte dar, indem die Zahl der erstern über 800, die der andern über 400 betrug. Daß sich leztere sehr weit erstreckten, ersieht man daraus, daß sogar Herrenperrücken und sogenannte Wirbelplatten

zu sehen waren, wovon eine der erstern trotz ihrer Metallfedern nur vier Loth wog. Schade ist es, daß bey den wenigsten Artikeln die Preise angegeben waren, was doch zu deren Absatz und Beurtheilung so wesentlich nothwendig ist. Auch wäre zu wünschen, daß nicht blos von zwey zu zwey Jahren, sondern in jedem Jahre ähnliche Ausstellungen stattfänden, damit jede neue Erfindung oder zweckmäßige Verbesserung sogleich nach ihrem Entstehen bekannt werden könnte. Von der Kunstausstellung hatte der sächsische Kunstverein, der jezt schon gegen 500 Mitglieder zählt, Mehreres angekauft. Die Stimmen waren allerdings über den Werth dieser Ankäufe getheilt, aber doch fand Manches darunter den allgemeinsten Beyfall; Anderes muß wohl aus dem Gesichtspunkte, daß ein Hauptzweck des Vereins Aufmunterung junger, strebender Künstler sey, beurtheilt werden. So hörte ich auch, daß manche Gemälde, die man ebenfalls sehr gern angekauft hätte, bereits im Besitze anderer Eigenthümer gewesen seyen, und also für den Verein nicht erreichbar. Sollte er aber von solchen besonders gelungenen Sachen nicht Kopieen anfertigen lassen?

Im Laufe des Monats September verlor Sachsen zwey sehr ausgezeichnete Männer in verschiedenen Wirkungskreisen. In der Nacht vom 31. August zum 1. September starb der Minister Freyherr von Werthern in der Mitte der fünfziger Jahre. Von Jugend an mit ausgezeichneten Staatsämtern betraut, hatte er besonders seit den lezten achtzehn Jahren die Stelle eines Kanzlers und ersten Präsidenten der Landesregierung mit einem Fleiße und einer Thätigkeit verwaltet, welche ihm den Segen des ganzen Landes erwerben mußte. Dabey war sein Haus eines der gastfreundlichsten in Dresden, und sein heiterer Geist wie sein theilnehmendes Herz belebte seinen Umgang mit den reichsten Blüthen. Sein Nachfolger ist noch nicht ernannt. Kaum vierzehn Tage nach ihm starb auch der General von Gersdorf, Kommandant des adlichen Kadettenkorps in Dresden. Als Krieger in manchen Feldzügen ausgezeichnet, stand er dem leztern Posten seit einer Reihe von Jahren vor und zeigte den wohlthuendsten Einfluß auf dieses Institut, dessen hundertjährige Begründungsfeyer er ebenfalls vor einigen Jahren beging. Lehrer und Lernende befanden sich unter seiner Obhut wie unter der eines Vaters, sein Blick war überall, und in allen Verhältnissen zeigte er Herz und Kopf auf der rechten Stelle. Allgemein war auch die Trauer über seinen Verlust. Professor Förster, Lehrer der Geschichte an dem verwaisten Institute, sprach die Gefühle Aller aufs Ergreifendste an seinem Grabe aus.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juli bis Oktober.

(Fortsetzung.)

Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß an den Brotteaux und auf den Kais der Stadt gegen 60,000 Menschen versammelt waren. Kaum konnte der Zug durch die dichten Haufen dringen. Der Ruf: Vive Lafayette! ertönte von allen Seiten und man hörte, daß er vom Herzen kam. Ebenso wurde von den Damen aus den Fenstern gerufen, und dabey warfen sie Kränze und Blumen herab. Viele geputzte Damen saßen auch in den zahllosen Wagen der Deputation. So ging es überall, bis der General endlich bey dem Hôtel du Nord ankam, wo er abstieg. Er zeigte sich hierauf dankend und gerührt dem rufenden Volke einen Augenblick auf dem Balkon, und dann zerstreute sich die Menge, um dem Greis Ruhe zu lassen. Die Lyoner Polizeybehörden, die von Paris aus den Befehl empfangen hatten, Lafayette's Ovation in Lyon so viel wie möglich zu hindern, und die deßhalb auch alle Gesetze aus Napoleons Zeit gegen öffentliche Volksversammlungen wieder auffrischten, paßten auf irgend eine kleine Unordnung oder Störung, auf irgend einen zweydeutigen Ruf, um mit ihren Gensd'armen und Häschern in die dichten Volkshaufen zu fallen. Diese Freude ward ihnen aber nicht. Ueberall herrschte neben dem Jubel Ordnung und Gesetzlichkeit. Man konnte hier recht sagen: ein frohes und freyes Volk ist auch friedsam und gut. Abends brachte das Orchester des großen Theaters im Hofe des Hôtels eine schöne Nachtmusik.

Am 7. war das große Bankett dem General zu Ehren. Dazu war der schöne Saal Gayet geschmackvoll mit Blumengehängen und duftenden Gewächsen ausgeschmückt. Hier waren fünfhundert Lyoner aus den achtbarsten Familien versammelt. Lafayette's Büste stand im Grund, mit Lorbeern auf dem Haupt. Wiewohl ein furchtbares Gewitter war, so fehlte doch kein Gast. Als der General ankam, ging man ihm an den Wagen entgegen und stürmischer Zuruf empfing ihn bey seinem Eintreten in den Saal. Da man wußte, daß das Ministerium mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Scheu nach diesem Bankett schaute, so kam kein lautes Wort ohne politische Beziehung vor. Auf die Gesundheit des Königs folgten eine Menge andere Toasts, worunter ich nur den lezten: A l'utile leçon de ces jours, als ganz bezeichnend hervorhebe. Im Allgemeinen muß man gestehen, daß der gefeyerte General nicht viel Kluges sagte. In dem Augenblicke, wo einige Napoleonische encroûtés von der Wiedererlangung der Rheinlande und Belgiens für Frankreich sprechen, ist es doch thöricht, über Einmischung der fremden Mächte zu klagen. Wie die Franzosen nichts Oeffentliches thun können, ohne Jagd nach Effekt, so war es auch hier. Während des Mahls kam der Advokat Jussieu von Paris an, eigens, um dem patriotischen Fest beyzuwohnen; dabey sagte er: „Ich komme so eben von Paris; Aller Augen sind auf dieses Mahl gerichtet.“ Erfreulicher war die Sammlung für die armen Abgebrannten des Archers, welche 1800 Franken eintrug.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 255:

Tartenkrieg.

Räthsel.

1.

Rathet, liebe Leser, wie heißet mein Wort?
Zwey suchen's begierig hier und dort,
Doch der Eine verschließt's und der Andre wirft's fort.

2.

Rathet: vielleicht habt ihr's im Verstand;
Der Mann hat's im Arm, manch Weib bey der Hand;
Dann legt sie die schönsten Gewänder drein,
Und hurtig schlüpft's auch in diese hinein.

J. G. M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Oktober 1829.

Da drängt sich alles Volk herzu
Mit Jubel und Gesange:
„Heil uns! er ist's, der König ist's!“

Uhland.

Die schöne Verständige.

(Beschluß.)

„Genug!“ rief der Führer des Trupps, „wenn Du Deine Wissenschaft des Lesens nicht mißbraucht hast, um mir lügenhafte Worte vorzusagen;“ und damit spornte er sein Pferd und verschwand bald mit seinem ganzen Trupp hinter dem Hochwald auf dem Wege nach Evreux.

Der Sänger hatte sich mit seinem Maulthier bey Seite gehalten, um sie vorbeyreiten zu lassen, und machte sich dann auch wieder auf den Weg, nicht ohne Beschwerlichkeit, denn sein Thier hatte sich daran gemacht, die junge Birkenrinde abzunagen, und schlug oft hinten aus. Nachdem er eine kleine Stunde geritten war, kam er gegen Nacht an's Schloß Navarra; die Zugbrücke ließ sich vor ihm nieder, und sobald er sein Thier untergebracht hatte, suchte auch er sein Ruheplätzchen und schlief unter dem Schlotmantel des Gesindezimmers ein, wo die wachthabenden Söldner um ein Feuer von Haidekraut saßen und tranken, von Zeit zu Zeit aber das Feuer mit der Spitze ihrer Partisanen schürten. In diesen Beschäftigungen fand sie ein trüber, neblichter Aprilmorgen; sogleich begaben sie sich in den vordern Hof, wo die Festlichkeiten schon angefangen hatten. Der gesammten Vasallenschaft wurde in großen Bechern Bier geschenkt, man übte sich in allerley Spielen, schoß nach der Taube, spielte Wierdlindspiel *) und Quintaine **); den Proben der Gewandtheit folgten die Späße der Kinder der heitern Kunst ***); unter ihnen glänzte Angelo, der zugleich in der Physik, in der Astrologie und Musik erfahren war.

Endlich kündigte die Trompete das Tournier an. Es wurde auf dem großen Platze, dem Thurme gegenüber, gehalten, in welchem die schöne Verständige seufzte. Der Ort war verziert, wie es bey solchen Fällen Sitte ist. Der Bischof saß an dem einen Ende der Bahn, dem Thor der Schranken gegenüber, der Graf von Evreux hielt in der Mitte der Stechbahn. Eine Menge Adel, Damen, Baronen, Ritter saßen auf den Seitenstufen, eine große Anzahl von Vasallen, Bürgern und Beamten hatte sich an die Schranken herbeygedrängt. Niemand aber hatte noch, sey es aus Furcht vor des Königes von Navarra Geschicklichkeit oder vor seinem Zorn, Niemand hatte noch gewagt, mit ihm in die Schranken zu treten. Schon hatte sein Herold zum dritten Male ausgerufen, schon dachte der Graf von Evreux ohne Kampf zu siegen und die arme Christine in

*) Die Zuschauer stellen sich in einen Kreis. In der Mitte des Kreises befindet sich ein Schwein und vier Leute mit verbundenen Augen und Stöcken. Derjenige Blinde, der das Schwein mit dem Stock tödtete, erhielt es zum Preis.

**) Quintaine war eine hölzerne Büste auf einem Pfahle, mit großen Armen von Holz. Man stieß darnach mit der Lanze. Wer sie nicht an dem rechten Punkte traf, bekam von den Holzarmen eine Ohrfeige.

***) La gaie science, die Kunst der Trouvères überhaupt.

seiner Gewalt zu behalten; da füllte sich plötzlich die Fläche mit Gewappneten; das Grün der Wiese verschwand unter einem Wald von Eisenspitzen, und die Sonnenstrahlen spiegelten sich in dem Stahle der Helme und der Waffen, daß die Wiese wie ein Hochofen zu glühen schien. Diese unerwartete Erscheinung schien dem Grafen einige Unruhe einzuflößen; doch faßte er sich auf gute Art. Da ritt ein Herold vor, trat auf den hohen Stein und rief: „Karl, Graf von Evreux, gelten noch die Bedingungen der Ausforderung?“ — „Ja,“ antwortete der Graf; „der Erste, der sein Knie beugen wird, soll dem Sieger zu freyem Belieben überlassen seyn.“ — „Heran denn, edler Ritter!“ sprach der Herold, indem er sich an einen Unbekannten wandte, dessen herabgelassenes Visier sein Gesicht verbarg. „Montjoye, St. Dionys!“ entgegnete der unbekannte Kämpfer, ritt in die Schranken, alle Herolde riefen: „Schicket Euch an!“ und Karl von Navarra hob seine lange Lanze mit dem Schafte von schottischer Hasel und mit der Spitze von Cordovastahl.

Der Ritter. Senke Deine Lanze, Graf von Evreux, und höre!

Karl der Schlimme. Fasse Dich kurz.

Der Ritter. Weißt Du, gegen wen Du die Lanze brechen willst?

Karl der Schlimme. Das gilt mir gleich.

Der Ritter. Und wenn es ein Vasall wäre?

Karl der Schlimme. So würde ich ihm das Knie zur Erde beugen lassen und ihn meinen Gewappneten zur Züchtigung übergeben.

Der Ritter. Du hast Dein Urtheil gesprochen, (er hebt das Visier). Blick' her und sieh, was Du zu thun hast.

Das Volk. Der König! Triumph! Triumph!

Die Barone. Graf von Evreux! Nieder auf die Kniee, nieder vor Deinem Lehnsherrn! *)

Schrecken und Wuth mahlen sich in den Zügen des Königes von Navarra; aber von allen Seiten drängen die Leute des Königes herbey, die Barone rufen immerfort: Nieder auf die Kniee, und das Volk wiederholt: Triumph!

Da senkte endlich der Treulose langsam sein hartnäckiges Knie. „Du bist in meiner Hand,“ sagte der König; „und nun, Vetter, könnte ich, nach den Bedingungen Deiner Ausforderung, Dich vom Leben zum Tode bringen lassen; aber ich bin nicht hergekommen, die Beschwerden des Königs von Frankreich zu rächen; als bloßer Ritter denn befehle ich Dir auf Wort und Eid, Gefangener des Bischofs von Evreux zu seyn, bis Du die schöne Verständige in Freyheit gesezt und ihr das rechtmäßige Erbe ihrer Väter ausgeliefert hast.“ Sprachs und wandte sich mit seinen Gewappneten, und das Volk rief fort und fort: Triumph! Triumph! und hörte nicht auf, bis die Tritte der gewappneten Rosse sich nur noch wie das Wallen eines Wasserfalles am fernen Horizonte vernehmen ließen.

*) Die sogenannten Könige von Navarra waren Vasallen des Königs von Frankreich.

Ueber den Winterschlaf gewisser Thiere.

(Beschluß.)

Die Thiere haben bekanntlich die allgemeine Eigenschaft, einen gewissen Grad von Wärme in sich zu erzeugen und, so lange sie leben, zu erhalten; diese eigenthümliche Temperatur ist bey manchen Thierklassen, den Fischen z. B. und den Reptilien, sehr gering, bey den Säugethieren aber beträgt sie im Durchschnitt 38° des hunderttheiligen Thermometers. Diese innere Wärme bleibt sich in der Regel, wie wir ja an uns selbst wissen, unter allen Umständen, bey Hitze wie bey Kälte, fast ganz gleich; auch bey den Winterschläfern beträgt die innere Wärme, wenn sie wachen, 38°; in der Erstarrung aber sinkt sie allmählig auf 5°, ja auf 3°, und dieß erscheint uns allerdings als eine seltsame Ausnahme von den sonstigen Gesetzen des thierischen Haushalts, da wir gewohnt sind, die Gleichförmigkeit, Unveränderlichkeit jenes innern Wärmequells als eine der Hauptlebensbedingungen der Säugethiere zu betrachten.

Was nun die äußern Bedingungen des Winterschlafs anlangt, so ist, wenigstens in unserem Klima, die hauptsächlichste die jährlich wiederkehrende Winterkälte; der Schlaf dieser Thiere beginnt beständig mit dem Winter; sie wachen aber auf und schlafen wieder ein, je nachdem die Temperatur steigt und wieder sinkt; aber nicht blos Erhöhung der Temperatur rüttelt sie auf: sonderbarerweise weckt sie plötzlich eintretende größere Kälte, bey der sie, hätten sie gewacht, rasch eingeschlafen wären, schnell auf, wenn sie schon geschlafen haben. Es bedarf also zum dauernden Schlafe eines bestimmten und beständigen Kältegrades. Das zweyte Hauptmoment nach der Kälte ist Ruhe, Unthätigkeit; und diese zwey Punkte bedingen einander gegenseitig; denn wenn das Thier unthätig bleibt, so entwickelt es weniger Wärme und ist dem Einfluß der Kälte desto schneller ausgesezt. Man glaubt allgemein, an hellen Orten, und wenn sich Lebensmittel in der Nähe befinden, schlafen die Thiere schwerer und später ein; aber nach Flourens Beobachtungen ist dieß, wenigstens beym Lerot, nicht der Fall.

Fragt man nun aber endlich, von welchem Körpertheil im Allgemeinen oder von welcher besondern Beschaffenheit eines solchen der Winterschlaf abhänge, und wie es dabey zugehe, so antwortet die Wissenschaft, wie so oft,

blos mit Vermuthungen. Es gibt faſt kein Organ, von dem man dieſe Erſcheinung nicht hätte ausgehen laſſen; beſonders aber ſuchte man die Urſache im Gehirn, wie ja dieſes in der Phyſiologie überall herhalten muß, wo man etwas nicht erklären kann; nach Flourens Erfahrungen hat aber das Gehirn gar nichts damit zu thun. Das Athmen dagegen ſcheint die Funktion zu ſeyn, auf welche bey dieſen ſonderbaren Thieren die Kälte lähmend wirkt. Bey einem ſchlafenden Lerot ſchlugen die Pulsadern am Halſe neun- bis zehnmal in der Minute; er wurde geweckt, der Athem kam allmählig wieder in Gang, der Puls ſchlug nacheinander zwanzig-, dreißig-, vierzig-, hundertmal, endlich hundertzehnmal in der Minute, womit der Athmungsprozeß völlig wiederhergeſtellt war. Man ſezte nun das Thier wieder der Kälte aus, und der Puls ging allmählig wieder auf neun Schläge zurück, womit das Athmen ganz aufgehört hatte und das Thier völlig erſtarrt war. Es kam nun vorzüglich darauf an, zu ſehen, ob künſtliche Unterdrückung des Athems nicht ähnliche Folgen haben werde, wie die Erſtarrung. Man unterbrach alſo an einer wachen Holzmaus das Athmen künſtlich; bald wurde das Blut ſchwarz, der Puls ſeltener; nach vier Minuten ſchlug er nur noch zwey-und-dreyßig Mal, und nach einer halben Stunde, wie bey den erſtarrten Thieren, nur noch neun Mal; man hatte alſo wirklich eine künſtliche Erſtarrung hervorgebracht. So gelang es Flourens dadurch, daß er das Athmen wechſelsweiſe künſtlich unterbrach und frey ließ, bey viel geringerem Kältegrade, als dazu gehörte, um das freyathmende Thier zur Erſtarrung zu bringen, daſſelbe in wahren Winterſchlaf zu verſetzen.

Somit iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Reſpiration, die Lunge, der Weg iſt, auf welchem die Kälte auf dieſe ſeltſamen Thiere einwirkt; wir dürfen aber wohl kaum bemerken, daß damit lediglich nicht erklärt iſt, warum die Kälte gerade nur bey dieſen Thieren ſo auf die Athmungswerkzeuge wirkt, und wie es kommt, daß gerade bey dieſen Thieren ein Prozeß ſo lange unterbrochen werden kann, deſſen Aufhebung nach kurzer Zeit faſt alle Säugethiere tödtet, und es geht uns hier, wie es dem Menſchen, der der Natur ihre Geheimniſſe ablauſchen will, immer geht und gehen muß: für Ein gelöſtes Räthſel gibt uns die Natur zwey und mehrere auf.

Die Londoner Tabaksbüchſe.

In unſerm Zeitalter, das noch weit mehr den Namen des Jahrhunderts der kleinen Erfindungen als der großen verdient, ſind beſonders die Engländer unerſchöpflich im Erſinnen von kleinen Mechanismen, die das Nachrechnen, Nachzählen, Kontrolliren, Aufmerken und andere Geiſtes-Operationen erſparen. Bekannt iſt z. B. die Vorrichtung bey den Brücken, an denen die Fußgänger durch ein Drehkreuz zu gehen und einen Zoll zu entrichten haben, daß ein Indikator im Zimmer des Einnehmers auf Tage, Wochen, Monate angibt, wie viele Perſonen hin und her paſſirt ſind. Aber wirklich beluſtigend iſt die Anwendung, welche die Londoner Kaffeewirthe, zum Leidweſen der Raucher, welche gerne eine Pfeife umſonſt ſtopfen möchten, von dieſer nachrechnenden Mechanik auf ihre Tabaksbüchſen gemacht haben. In England wird meiſtens nur von Fremden, Soldaten, Seeleuten und den untern Ständen geraucht, und zwar nicht in den beſſern Kaffeehäuſern, ſondern in den geringeren, wo dann zu dieſem Behuf eigene Smoking rooms oder Rauchzimmer vorhanden ſind. Der Engländer pflegt aber nicht ſo Pfeife und Tabak mit ſich zu führen, wie der deutſche Raucher ſeinen ganzen Apparat oder der Hindus ſeine Betelbüchſe bey ſich hat; die irdene Pfeife bekommt man vom Wirth, der Tabak aber ſteht auf dem Tiſche in einer verſchloſſenen Büchſe von Weißblech. Für den Wirth war es früher ſehr weitläufig und unſicher, den Betrag für jede Pfeife, die man ſtopfte, d. i. einen Penny (3 Kreuzer), von den Konſumenten unmittelbar zu beziehen. Da verfiel nun ein mechaniſches Genie in der Gilde der Kaffeewirthe auf ein Auskunftsmittel, das bald nachgeahmt wurde. Man ſieht jezt in den Londoner Kaffeehäuſern mitten im Zimmer eine Tabaksbüchſe ſtehen, die eine beſondere Abtheilung mit einem Loche hat, wie bey einer Armenbüchſe, in welches gerade ein Penny hineingeht. Inwendig, dem Loche gegenüber, iſt der Arm eines Hebels, deſſen anderes Ende mit dem Riegel, welcher den Deckel der Tabaksbüchſe ſchließt, in Verbindung ſteht, und ſeine Länge ſo berechnet, daß nur ein Gewicht von einem Penny, und kein geringeres, ihn zu öffnen vermag. Will man nun ſeine Pfeife ſtopfen, ſo wirft man einen Penny hinein, der Deckel ſpringt auf und man hat, was man verlangt. Glaubt etwa einer, mit einem halben Penny durchzukommen, ſo wird der Betrug auf der Stelle beſtraft, die Büchſe bleibt, weil das Gewicht für den Hebel zu klein iſt, unerbittlich geſchloſſen, und er muß noch einen ganzen Penny hinzuthun, denn ein zweyter halber, der hineingeworfen wird, öffnet die Büchſe ſo wenig als ein dritter, weil das Geldſtück nicht auf dem Hebel liegen bleibt. Der Egoismus der Engländer macht, daß dieſe wunderliche Maſchine in ihrem Vaterlande vielleicht vollkommener ihrem Zwecke entſpricht, als es anderswo der Fall ſeyn möchte. Bey uns bliebe dieſelbe wohl zuweilen offen, aber der Engländer denkt: „ich habe bezahlt, ein anderer mag auch bezahlen,“ und klappt die Büchſe beſtimmt wieder zu. Es iſt Schade, daß wir nicht nöthig haben, dieſe ſinnreiche Vorrichtung nachzuahmen.

Erwachen.

Ich lag im Schlaf in Träumen
In stiller Mitternacht
Wohl unter Blüthenbäumen
In sonnenheller Pracht.

Erwacht sah ich mit Trauer
Entlaubte Bäume nur,
Und düstrer Regenschauer
Durchbebte die Natur.

Ich lag im Schlaf in Träumen,
Ein Freund bot mir die Hand,
Ich reicht' ihm ohne Säumen
Auch meinige zum Pfand.

Erwacht mußt' ich erblicken,
Wie mit dem Dolch der Freund,
Stund hinter meinem Rücken —
Nun weiß ich, wie der's meynt!

Abschied möcht' ich Dir geben,
O Welt mit deinem Licht!
Hier innen ist mein Leben,
Da draußen ist es nicht!

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten

Dresden, Oktober.

(Beschluß.)

Das Gerücht, daß die Aufführung des Goetheschen Fausts auf der hiesigen, wie auf der Leipziger königlichen Bühne auf höheren Befehl verboten worden sey, hat sich durch wiederholte Darstellungen dieses Meisterwerks selbst widerlegt.

Vom Halleschen Musikfest zurückkehrend, hielt sich Spontini hier eine Zeitlang auf und gewährte gefällig die Bitte, eine Vorstellung seiner Vestalin selbst zu leiten. Mit dem größten Fleiße stand er einigen Proben vor, und als die Aufführung wirklich stattfand, bewährte er sich nicht blos als den ausgezeichneten Komponisten, als welchen ihn Europa kennt, sondern auch als einen der trefflichsten Dirigenten. Schon die Ouvertüre bewährte diese Meisterschaft und mußte unter dem rauschendsten Jubelrufe des gedrängt vollen Hauses wiederholt werden. Jedem Musikstücke ward dann gleicher Beyfall gezollt, und am Schlusse rief der einstimmigste Dank den gefeyerten Meister, der an der Hand der Mad. Devrient (Vestalin) und Dlle. Hofmann erschien. Allerdings bot sich seinen Bemühungen in unserer herrlichen musikalischen Kapelle, wie in den braven Sängern, ein sehr dankbarer Stoff dar, aber nicht zu verkennen war das regere Leben, das die Gegenwart und Leitung dieses Mannes hervorbrachte, und so gehörte diese Darstellung gewiß unter die gelungensten unsers Repertoirs. Er selbst ist mit allen Elementen, die er dabey vorfand, ungemein zufrieden gewesen, und soll das Versprechen gegeben haben, im kommenden Jahre auch ein Gleiches an seinem Fernando Cortez und seiner Olympia zu thun.

Uebrigens brachte dieser Zeitraum im deutschen Theater mehrere neue Erscheinungen, die sämmtlich nicht ohne Beyfall aufgenommen wurden. „Die humoristischen Studien" von Lebrün sind ein lustiger Schwank, den man wohl ein paar Mal mit ansieht. Größere Ansprüche scheint „das Schloß Greifenstein," ein sogenanntes Ritterschauspiel von Madame Birch-Pfeiffer (der Zettel machte gar Birchpfeifer daraus) zu machen, scheint es aber auch nur, denn das Komische darin ist doch eigentlich so derb vorwaltend, daß es der Verfasserin mit dem Ernsten gar nicht Ernst gewesen seyn kann. Da auch hier ein frischer Zweig der Homöopathie Blüthen und Blätter treibt, so mußte die Aufführung der Raupach'schen „feindlichen Brüder" viele Unterhaltung gewähren. Verständig genug nahmen beyde Partheyen die Posse als das auf, was sie seyn soll, und ergötzten sich an dem reichgespendeten Witze, der bald rechts, bald links trifft. Wenn sich's der Dichter nur mit der Entwickelung nicht gar zu leicht gemacht hätte und in den letzten Scenen die Anklage der Verrücktheit allzu oft vorkäme; auch will mir die Anwendung des schönen Schillerschen Verses, als Schluß, in Till's Munde nicht recht gefallen. Jedenfalls ist aber dieses Stück eine der heitersten Erscheinungen in dem so armen Gebiete des deutschen Originallustspiels. Als letzte Neuigkeit habe ich den „Spion," ein Schauspiel nach dem Französischen von einem ungenannten Bearbeiter, anzuführen. Er wollte nicht recht durchgreifen und trägt alle die Fehler an sich, welche Bearbeitungen von gefeyerten Romanen für die Bühne zu haben pflegen.

Lyon, Juli bis Oktober.

(Beschluß.)

Unter den Festlichkeiten muß des Generals Spazierfahrt auf der Saone angeführt werden. Dabey war dasselbe frohe Gedränge. Die Barken bedeckten den Fluß bis zur Insel Barbe, wo, gleichwie an den beyden Ufern, tausend jubelnde Menschen in dichten Reihen versammelt waren. Gar anmuthig und reizend sah es aus, wie die gepuzte Menge amphitheatralisch bis zu den Hügelhöhen von Cuire und St. Rambert hinauf stand. Als der General mit seinen geschmückten Kähnen auf dem Fluß erschien, schallte Freudenruf auf allen Ecken. Leider fing es an zu regnen, und dadurch wurde die Spazierfahrt unterbrochen, denn man wollte sie bis Fontaines machen. Auch bey dieser Festlichkeit, wie bey des Generals Einzug, war Eins zu bemerken. Die unabsehlichen Menschenreihen bestanden nicht etwa aus Janhagel, sondern aus den besten Einwohnern der Stadt und der oft ziemlich weit entfernten Umgegend. Es waren die Besten des Volks, die wir hier in Freude und Jubel versammelt sahen, und bey denen, wiewohl ohne alle Polizey, nicht die geringste Unordnung oder Störung vorfiel und die selbst die kleinlichsten polizeylichen Verordnungen pünktlich beobachteten. Solches mögen die nicht vergessen, welche gern allen diesen Lafayetteschen Feyerlichkeiten einen revolutionären Charakter geben möchten. Den hatten sie durchaus nicht; sie waren nur die laute, kräftige, entschiedene Stimme eines Volkes, das sich nicht in seinen Rechten beeinträchtigen und kränken lassen will.

Am 8. September früh um acht Uhr, bey gewaltig herabströmendem Regen, reiste der General wieder von Lyon ab. Der ungünstigen Witterung ungeachtet, begleiteten ihn fünfundzwanzig Reiter und mehrere Wagen bis Grandes-Blanche. An dem Wege waren wieder eine Menge Menschen versammelt, die dem Reisenden ein herzliches Lebewohl zuriefen.

So schloß sich der Triumphzug eines edeln Mannes, der mehr als zwey Menschenalter hindurch der Völker und ihrer Freyheit warmer Freund und Vertreter war. M.

Auflösung der Räthsel in Nro. 260:
Geld. — Stärke.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 41. u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich- oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweck bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 5 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ein Mysterium der Poesie, von L. Robert. 263.
Nachtruf, von Rochholz. 267.
Die Liebe, von Kilzer. 268.
Metall und Glas, von Just. Kerner. 270.
Der Invalide, von Grün. 267.
Morgens, von Rochholz. 279.
Bertran de Born, von L. Uhland. 283.
Der Mohn, von L. Uhland. 284.
Homonyme: Lerche. 267.
Räthsel: Wetterglas. 273. — Der Tod. 285.
Charade: Landkarte. 279.

Romane und Erzählungen.

Der Irländer. 269. 270.
Der Gadmen. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278.
Die Brüder. 281. 282. 283.

Alterthumskunde.

Die Gräber der Könige von Theben. 263. 264. 265. 266. 267.

Reisen.

Italienische Fragmente, von H. Heine. 265. 266. 284. 285. 286.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Züge aus Garrits Leben. 262.
Ein chinesischer Frauenzimmerfuß. 262.
Didaskalien, von L. Robert. 267. 268. 274. 275.
Schiller an Goethe. 268. 271.
Goethe an Schiller. 271.
Ein Besuch zu Ferney i. J. 1829. 269.
Aus dem Journal eines Lesers. 279.
Aldinis feuerfeste Kleider. 279.
Das Doppelmädchen Christina Ritta. 279.
Klassiker und klassische Bildung. 280. 281. 282. 283.
Heirath aus einer Anklage wegen Mords. 280.
Statistik der Narren in England. 284.
Ungedruckte Briefe J. G. Zimmermanns. 285. 286.

Länder- und Völkerkunde.

Ueber den jetzigen Zustand der Insel Madeira, von Fr. Hall. 262. 263. 264.
Gemälde des römischen Volkscharakters. 270. 278.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Biela'schen Kometen, von Dr. Nürnberger. 271. 272. 273.
Die Besteigung des Elbrus. 277.

Korrespondenz.

Paris. 262. 263. 271. 272. 273. 274. 276. 277. 278. 279. 282. 283. 284. — Aus der Schweiz. 264. — Leipzig. 264. 265. 266. 267. — Berlin. 265. 266. 280. 281. — St. Gallen. 268. 269. — London. 269. 270. 271. 282. — Rom. 274. 275. — München. 275. 276. 277. 278. — Aachen. 285. — Frankfurt. 286.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München, im Oct. 1829. (Forts.) — Ueber Porträtmalerey. (Beschluß.) — Anzeige.

Nro. 89.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris. 4ter Artikel. — Malereyen im alten päpstlichen Pallaste in Avignon. — London.

Nro. 90.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) Ueber das Leben und die Werke des Bildhauers Houdon. — Berichtigungen.

Nro. 91.

Die St. Michaelskirche zu Hall in Schwaben. — München. — Ueber einen in den Blättern für liter. Unterhaltung enthaltenen Aufsatz: Aus und über Bayern. — Berichtigungen.

Nro. 92.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) — Die St. Michaelskirche zu Hall in Schwaben. (Forts.)

Nro. 93.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) — Die St. Michaelskirche zu Hall in Schwaben. (Beschl.)

Nro. 94.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) — Aus dem Badenschen.

Nro. 95.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) — Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 96.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nr. 88.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1829. — Geschichtschreibung. Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, von L. Mayer von Knonau. — Epische Dichtkunst. Die Götter Nordens, aus dem Dänischen des A. Oehlenschläger von G. Th. Legis.

Nro. 89.

Taschenbücher auf 1830. Taschenbuch für Damen. — Kirchenthum. Bedenken aus höherem Standpunkte über die religiösen Absonderungen unserer Zeit ꝛc. von einem freysinnigen Landsmann. Zürich.

Nro. 90.

Geisterkunde. Die Seherin von Prevorst, von Just. Kerner. Erster Artikel.

Nro. 91.

Die Seherin von Prevorst. Zweyter Artikel.

Nro. 92.

Die Seherin von Prevorst. (Beschluß.) — Reisebeschreibung. Wanderungen durch die rhätischen Alpen. — Taschenbücher auf 1830. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Nr. 93.

Kritische Literatur. Ulysses Homer; or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssey, by C. Koliades. — Dichtkunst. Pater Abrahams a Sanct Clara große Todten-Bruderschaft.

Nro. 94.

Reiseliteratur. 1) Wanderungen im Süden, mitgetheilt durch W. Alexis. 2) Herbstreise durch Scandinavien, von W. Alexis. — Staatswissenschaft. Beherzigungen bey der Einführung der Preßfreyheit in der Schweiz und über gesetzliche Bestimmungen über die Presse.

Nro. 95.

Ankündigung. — Kunstgeschichte. Ar Bardoniaeth Cymaeg, by David Williams. — Taschenbücher auf 1830. Die Centifolie.

Anzeige.

[609] Weihnachtsgeschenk.

So eben ist erschienen und bey J. D. Sauerländer in Frankfurt, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Poetische Spiegelreflexe, eine Gabe der Liebe und Freundschaft von H. Pierre. Elegant gebunden 2 fl. 20 kr., geheftet 2 fl.

Der Name des Verfassers, schon durch seine Beyträge an literarischen Blättern hinlänglich bekannt, bürgt für den Werth dieser anmuthigen Bilder der Laune, des Gefühls und frommer Erhebung zu dem Ueberirdischen, und wir können versichern, daß kein Leser sie unbefriedigt weglegen wird!

Als Weihnachtsgeschenk, wozu das Werkchen sich zweyer Gedichte: das Weihnachtsfest und das Weihnachtsgebet, so wie auch seiner äußeren Ausstattung wegen, besonders eignet, wird es jedem Geber den Dank des Empfängers erwerben.

N°. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. November 1829.

Der Mann, dem bey einem kurzen Leben die Welt zu Gebote stand, erbaute sich die prächtigste ewige Wohnung, in welcher er ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Dieß athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten; er war der Riese, der diese Denkmale erbaute.

Herder.

Die Gräber der Könige von Theben.

Nach Champollion.

Bekanntlich ist bis jezt kein umfassenderer Versuch zur Erklärung der egyptischen Hieroglyphen gemacht worden, als von Champollion, der gegenwärtig eine wissenschaftliche Expedition in Egypten leitet. Sollten auch über die völlige Richtigkeit seiner Les- und Deutungsart noch Zweifel obwalten, so enthalten doch seine Berichte so viel Neues und Merkwürdiges, und namentlich seine Beschreibung der Gräber der Könige von Theben gibt so schöne Aufschlüsse über die religiöse und bürgerliche Verfassung jenes sonderbaren Volkes, daß ein Auszug aus dieser Beschreibung nicht unwillkommen seyn wird.

* * *

Das Thal Biban-el-Moluk ist unbestreitbar der Ort, wo die Gräber der alten Könige von Theben liegen, und man hätte wirklich für diesen traurigen Zweck keine bessere Wahl treffen können: es ist ein ödes Thal, das theils von sehr hohen, in Spitzen auslaufenden Felsen umgeben ist, theils von ganz verwitterten Bergen, an denen fast überall breite Spalten, entweder von der großen Hitze oder von Erdfällen im Innern herrührend, sichtbar sind, und über deren Gipfel hin und wieder schwarze Streifen laufen, als hätte da Feuer gewüthet. Kein lebendes Thier besucht dieses Thal des Todes, denn die Mücken, Füchse, Wölfe und Hyänen rechne ich nicht, weil nur unser Lager in den Gräbern und der Duft unserer Küche diese vier hungrigen Thiergeschlechter herbeygezogen hatte.

Betritt man den hintersten Theil dieses Thals, und zwar durch eine sichtbar von Menschenhand gebrochene Oeffnung, an der einige Spuren egyptischer Bildhauerarbeit sichtbar sind, gewahrt man alsbald am Fuße oder an den Seiten der Berge viereckige Pforten, die meistens verschüttet sind. Diese Pforten, die sich alle gleichen, führen in die Gräber der Könige. Jedes Grab hat seine eigene Thüre, denn ehemals stand keines mit dem andern in Verbindung, jedes bildete ein Ganzes für sich, aber alte und neue Schatzgräber haben hie und da gewaltsam Verbindungen zwischen denselben hergestellt.

Ich konnte bey meiner Ankunft zu Biban-el-Moluk es kaum erwarten, bis ich mich überzeugt hatte, daß diese Gräber, sechszehn an der Zahl (ich spreche hier blos von den Gräbern, welche noch Skulpturen und die Namen der Könige aufzuweisen haben, für die sie bestimmt waren), wirklich, wie ich längst vermuthet, sämmtlich thebaischen Dynastien angehörten, d. h. Fürsten, deren Familie aus Theben stammte. Ich gelangte auch zur vollkommenen Gewißheit, daß diese Grüfte die Leichname der Könige der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Dynastie, welche alle drey diospolitanische oder thebaische Dynastieen sind, enthalten haben. So fand ich zuerst die Gräber von sechs Königen der achtzehnten Dynastie und die Gruft des ältesten von allen, des Amenophis Memnon, der in dem abgesonderten Thal gegen Westen allein begraben ist.

ſam den Gang zu dem Gemach mit dem Sarkophag, zu dem es doch immer nur allzu raſch abwärts geht, verſüßen. Unmittelbar nach dieſer Darſtellung, die keine unfeine redneriſche Artigkeit iſt, kommt man unumwundener auf die Sache ſelbſt zu ſprechen: ein ſymboliſches Gemälde ſtellt die Scheibe des Sonnengottes Criocephalos vor, wie ſie, im Oſten aufgegangen, ſich der abendlichen Grenze nähert, die durch ein Krokodil bezeichnet wird, das Emblem der Finſterniß, in welche Gott und König, jeder auf ſeine Weiſe, ſich ſenken ſollen. Gleich darauf kommt ein ſehr langer Text, der die Namen der 75 Paredren oder Zonen der Sonne in der untern Hemiſphäre und Anrufungen der Gottheiten, die ihnen vorſtehen, enthält.

Ein kleines Gemach, das gewöhnlich auf den erſten Korridor folgt, enthält, in den Stein gehauen und gemalt, die Bilder jener 75 Paredren; und auf einer ungeheuren Tafel, vor oder hinter ihnen, ſieht man, ins Kleine gezogen, hintereinander die Vorſtellungen der 75 Zonen und ihrer Bewohner, von denen unten die Rede ſeyn wird.

Auf dieſe allgemeinen Einleitungsſtücke folgt nun die Ausführung im Einzelnen. Die Wände der folgenden Gänge und Säle ſind einerſeits mit einer langen Reihe von Vorſtellungen des Sonnenlaufs in der obern Hemiſphäre (das Sinnbild des Königs im Leben) bedeckt; auf der andern Seite aber ſieht man den Sonnenlauf in der untern Hemiſphäre (Bild des Königs nach dem Tode) dargeſtellt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den jetzigen Zuſtand der Inſel Madeira.

(Fortſetzung.)

Die Tracht der Männer beſteht in kurzen, weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, welche bis an das Knie reichen, und gelb ledernen Stiefeln, ohne Strümpfe; auf dem Kopf tragen ſie eine kleine, runde Mütze von blauem Tuch, die in eine lange Spitze ausgeht und Crapuſa genannt wird; zuweilen haben ſie eine blautuchene Weſte an, gewöhnlich iſt aber der obere Theil des Körpers nur mit dem Hemde bekleidet und die Bruſt bloß. Ein langer, ſtarker Stock mit eiſerner Spitze iſt ihr ſteter Begleiter, um ſich auf den oft gefährlichen Felſenwegen fortzuhelfen. Die Weiber haben für gewöhnlich nur einen kurzen Rock an, einen blauen Tuchkragen über die Schultern, und auf dem Kopf dieſelbe ſpitzige Mütze wie die Männer; Sonntags aber tragen ſie ein weißes oder buntes baumwollenes Kleid und darüber einen kurzen Kragen, entweder von blauem Tuch oder von ſcharlachrothem mit blauer Einfaſſung; manche von den Wohlhabendern tragen auch einen runden Mannshut mit ſchwarzen Federn, wie die Landmädchen bey Florenz.

Die Wohnungen der Landleute beſtehen gewöhnlich nur aus vier Mauern von übereinandergelegten Steinen, ohne Fenſter, und einem Strohdach darauf. Die Möbeln beſtehen aus einem Tiſch, einer Bank und manchmal aus einer großen, breiten Bettſtelle mit einer ausgeſtopften Matratze, worauf oft die ganze Familie liegt. Bey dem ſchönen, milden Klima halten ſich die Menſchen wenig in den Häuſern auf, und in der heißen Jahreszeit habe ich ſie ſelbſt oft im Freyen unter den Weinlauben ſchlafend gefunden, da ſie weder von wilden, noch von giftigen Thieren etwas zu befürchten haben. Das ganze Jahr hindurch leben ſie faſt nur von Kartoffeln, Yamswurzeln, Kürbiß und Stockfiſch, geſalzenem Thunfiſch oder Makrelen; friſches Fleiſch kommt ſelten auf den Tiſch; ihr Getränk iſt Waſſer oder das obenerwähnte Agua pè, Wein wird nur an Feſttagen getrunken.

Der Charakter der Bewohner, vorzüglich im nördlichen Theil der Inſel, iſt im Ganzen gut; ſie ſind arbeitſam, gaſtfrey und faſt übermäßig höflich. Jeder, dem man begegnet, grüßt und nimmt ſeine Mütze ab; kommt man an ein Haus, wo einige ſitzen, ſo ſtehen ſie ſchon auf, wenn man noch zwanzig Schritte entfernt iſt; begegnen ſich zwey Bauern, ſo nimmt das Komplimentiren und Fragen nach dem Befinden kein Ende, und immer wiederholen ſie daſſelbe mit andern Redensarten; dabey machen ſie alle Wörter zu Diminutiven, z. B. ſtatt zu ſagen: esta bom? geht es gut? ſagen ſie: esta bomsinho? Trotz ihrer Armuth ſind ſie doch immer heiter und ſingen ſtets, ſelbſt bey den ſchwerſten Arbeiten. Ihr Geſang iſt immer in Moll, mit langem Aushalten beym Ende jeder Strophe, und ähnelt dem Geſang der Bauern in Unteritalien. Abends ſpielen ſie auf ihrer Guitarre, die mit zwölf Drathſaiten bezogen iſt und Viola heißt; dazu klappert oft ein anderer mit Kaſtagnetten und ein dritter hat zwey hölzerne Stäbe, ohngefähr 1½ Elle lang, wovon einer gekerbt iſt, mit welchem er auf dem andern hin- und herfährt, welches einfache Inſtrument Varolas genannt wird.

Ihre Hauptvergnügungen aber ſind die Kirchen- und Heiligenfeſte, deren größtes den 15. Auguſt in der Kirche Nossa Senhora do monte gefeyert wird und ſchon acht Tage vorher anfängt. Die Kirche liegt ohngefähr eine Stunde von Funchal entfernt, auf einem Berge, mit Kaſtanienwaldung umgeben; hier ſoll die Jungfrau Maria einmal erſchienen ſeyn. Schon acht Tage vorher belebt ſich der ganze Berg; es werden Hütten von Kaſtanienzweigen erbaut, worin man Wein und Lebensmittel verkauft; jeden Tag wird Meſſe geleſen und dabey fleißig aus kleinen Kanonen geſchoſſen; denn die Portugieſen wie die Italiener müſſen bey der Feyer eines Feſtes durchaus knallen hören. Am Haupttag kommen nun von allen Enden der Inſel, zu Waſſer und zu Lande, die Landleute,

und Männer und Weiber, welche ein besonderes Anliegen an die Jungfrau haben, rutschen auf den Knieen, mit einer Kerze in der Hand, die Stufen zur Kirche hinan. Nun wird Messe gelesen, darauf hält der Geistliche der Jungfrau eine Lobrede, wobey gewöhnlich entsetzlich geschrieen und gestikulirt wird, und hiermit ist die Feyer in der Kirche zu Ende; das Volk zerstreut sich in den Wald, wo es sich in Gruppen lagert, um zu essen, zu trinken, zu spielen und zu singen, und spät in der Nacht, nachdem man noch einige Raketen und Schwärmer losgebrannt hat, geht Alles hochvergnügt nach Hause. Niemals wird bey einem Volksfeste eine Schlägerey vorfallen, wie es wohl bey uns geschieht; der Portugiese zankt sich wohl heftig, so daß man alle Augenblicke denkt, jezt geht es los, aber es kommt niemals zu Thätlichkeiten.

Durch den Einfluß der Engländer sind die Einwohner sehr tolerant geworden und bey weitem nicht so bigott, als die Portugiesen, ob sie gleich auch glauben, daß kein Nichtkatholischer selig werden kann. Ein Bauer fragte mich einmal, ob die Ketzer auch an Gott und an Christus glaubten, ob sie getauft würden und auch zum heil. Abendmahl gingen, und als ich alle seine Fragen mit „Ja!“ beantwortete, rief er aus: „Nun, dann sind es ja auch Christen!“ Die Kinder der Landleute wachsen aber ohne allen Unterricht auf; nur in der Stadt sind zwey Schulen, wo zur Noth Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird; die Wohlhabendern und Unterrichteten schicken ihre Kinder nach Lissabon zur Erziehung.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Mysterium der Poesie.

Aus einem Gedanken entsteht kein Gedicht,
Und auch aus einer Empfindung nicht;
Aus Empfindungen nur, dem Geist entglommen,
Aus Gedanken nur, die vom Herzen kommen.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Die Uebertreibung der Charaktere hat dem „Majorat“ sehr geschadet; wäre es unter dem Ministerium des Grafen Peyronnet aufgeführt worden, so würde es wahrscheinlich rauschenden Beyfall erhalten haben; denn bey diesem Stücke würde das Publikum, wie es gern zu thun pflegt, seine Gesinnungen über den gehässigen Gesetzentwurf lebhaft an den Tag gelegt haben, und es würde ins Schauspiel gegangen seyn, blos, um gegen die Anmaßungen der Erstgeburt zu protestiren. Die Wiederherstellung der gleichen Rechte aller Kinder wird in Frankreich mit Recht als eine der wichtigsten und heilsamsten Folgen der Revolution angesehen, und die französische Nation wird sich das Gesetz, daß alle Kinder gleiche Rechte haben, schwerlich je wieder entreißen lassen. Glücklicherweise ward auch der Gesetzentwurf bekanntlich von der ersten gesetzgebenden Kammer verworfen, und die Gefahr eines neuen Angriffs auf das Naturrecht ist vor der Hand ziemlich fern, weßhalb das Publikum auch nicht nöthig hat, bey dem Stücke: „das Majorat,“ sich die Mühe zu geben, seine Gesinnungen scharf zu äußern. Wahrscheinlich wird das Cournolsche Stück, das nur in einzelnen Auftritten ästhetischen Werth hat, nicht viel Glück machen, und will sich der Dichter einen dauernden Ruf erwerben, so wird er reiflicher überdachte und besser angelegte Stücke zu schreiben haben. Die komische Oper hat ein neues Stück von dem Tonkünstler Caraffa gegeben, nämlich „Jenny.“ Text von St. Georges, demselben Dichter, der neulich den Text zu der „Täuschung“ geschrieben hatte und jezt Mitdirigent der komischen Oper ist. In dem Stücke „Jenny“ steckt ein ganzer Roman, wie denn auch wirklich ein Roman des Vielschreibers Paul de Kock Anlaß zu diesem Stücke gegeben hat. Die Jenny ist eine Stumme, die am Ende in einem kritischen Moment, wo es darauf ankommt, ihren Vater zu retten, die Stimme wieder bekommt, wie jener Prinz in der alten Geschichte. Die Zuschauer haben aus der verwickelten Geschichte nicht recht klug werden können; die Musik aber hat ihnen etwas zu flach geschienen, und sie meynen, Caraffa sey in seinem Masaniello und in einigen andern Stücken in besserer Geistesstimmung gewesen. Nach allem dem, was Caraffa bis jezt geliefert hat, steht zu befürchten, daß er es nie zu einem Meisterstücke bringen wird. Indessen muß man den Künstler nicht trostlos machen, und vielleicht schlägt für sein Talent auch einmal die glückliche Stunde. Die komische Oper hat jezt keine glänzenden Aussichten. Unter den jungen Tonkünstlern erscheint kein Stern ausgezeichneter Größe, und dieses Jahr hat bey der Akademie der Künste nicht einmal ein erster Preis der musikalischen Komposition ausgetheilt werden können, weil ihn keiner der Schüler verdient hatte. Es wird von einer Operette Mayerbeers gesprochen, wozu Scribe den Text gedichtet hat. Vielleicht gelingt es dieser Komposition, das Publikum aufzurütteln; denn in Paris ist es nicht genug, daß ein Stück gefällt, sondern es muß gleichsam einen elektrischen Schlag bewirken und ganz Paris nach und nach in fünfzig oder hundert aufeinander folgenden Abenden vorbeyziehen; dann erst läßt sich vom Glücke eines neuen Stückes sprechen, und dann erst findet die Kasse, die so ungeheure Auslagen hat, Vortheil bey den Aufführungen. Solchen Glückes können sich aber nur wenige Stücke rühmen. — Um nun auch die Volkstheater nicht unerwähnt zu lassen, so merke ich blos als eine Kuriosität an, daß, nachdem man auf den Melodramenbühnen allerley Schrecknisse und Scenensale abgenuzt hat, man jezt auf den Einfall gekommen ist, auch einen von der Hundswuth befallenen Menschen zum tragischen Helden eines Stückes zu machen. Der Mann wälzt sich schäumend und zuckend auf dem Boden umher; zulezt zeigt es sich, daß er nicht toll ist, und diese freudige Entdeckung macht den Beschluß des Abenteuers. Der Pöbel hat glücklicherweise starke Nerven, hält das Schauerspiel des Hundswüthigen herzhaft aus, und beklatscht dasselbe sogar als eine schöne Darstellung. Ich wünsche dem Dichter glückliches Beharren des Pöbels in dieser Gesinnung.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. November 1829.

Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerst', und edein Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.

Homer.

Ueber den jetzigen Zustand der Insel Madeira.

Von Friederich Holl.

Die Insel Madeira, welche im Juni des Jahres 1419 von zwey portugiesischen Seeleuten, Joao Gonsalvez Zargo und Tristram Vaz Tareira entdeckt wurde, bildet ein unregelmäßiges, längliches Viereck, dessen größte Länge von Osten nach Westen ungefähr fünfzehn, die größte Breite von Süden nach Norden ungefähr vier geographische Meilen beträgt. Ihren Namen erhielt sie deßhalb, weil die ersten Entdecker dieselbe ganz mit dichten Waldungen bedeckt fanden, und madeira im Portugiesischen Holz bedeutet. Jezt sind die Waldungen, vorzüglich an der Südküste, durch die Kultur sehr gelichtet worden, daher auch die Einwohner oft im Scherz sagen, man könnte sie eher Ilha da pedra als Ilha da madeira nennen.

Kommt man von Europa, und hat die kleine Insel Porto Santo und die drey steil aus dem Meere hervorragenden Felsen, welche unter dem Namen der Ilhas desertas bekannt sind, passirt, so zeigt sich Madeira als ein einziger, hoher, schwarzer Berg, dessen höchste Spitze sich in den Wolken verliert. Kommt man näher, so lassen sich nach und nach die einzelnen Berge, woraus das Ganze besteht, unterscheiden; aber noch immer werden die Erwartungen von dieser schönen Insel nicht erfüllt, und vorzüglich bietet die Ostküste, um welche man herumsegelt, einen traurigen Anblick dar; das Auge sieht nichts als schwarze, zerrissene, kahle Felsen ohne alle Vegetation. Immer grüner und grüner wird es aber nun, wenn man längs der Südküste hinsegelt, bis man endlich in der großen Bucht, an welcher die Stadt Funchal liegt, eine Ansicht hat, welche dreist mit denen in dem Golf von Genua oder Neapel wetteifern kann. Die meistens kleinen, weißen Häuser der Stadt ziehen sich amphitheatralisch an den hinter ihr liegenden Bergen, welche mit niedlichen Landhäusern und Weingärten bedeckt sind, hinan, hie und da ragt eine Kokospalme oder ein Pisang hervor, und im Hintergrunde sieht man den fast 6000 Fuß hohen Pico Ruivo, den höchsten Berg der Insel, dessen Haupt stets in Wolken gehüllt ist.

Die Insel ist durchaus bergig, selbst in der Stadt gibt es wenig ebene Straßen, und man mag hinausgehen, wo man will, so muß man steigen. Sie ist daher auch nur vorzüglich an den Küsten, ungefähr eine oder höchstens zwey Stunden weit in das Land hinein, bebaut. An der Südküste, wo der meiste Wein wächst, wird die Kultur nur manchmal durch einen Strich kahler Lavafelsen unterbrochen, auf denen nichts als die indianische Feige (Cactus Opuntia) wächst. Die Nordküste ist felsiger und rauher, und die Wellen des atlantischen Meeres schlagen oft in haushoher Brandung an die senkrechten Felsen an. Das Innere der Insel ist ganz unkultivirt, und der Wanderer kann nur zu Fuß diese steilen Felsen und tiefen Abgründe durchstreifen, und muß sein Nachtlager unter einem Baum oder einem Felsen aufschlagen, wenn er nicht zufällig eines von den beyden Häusern antrifft, welche ein reicher Por-

sie sind viel schlechter und härter als bey uns. Eben so hat auch das Obst, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen ꝛc. lange nicht den angenehmen Geschmack wie das unsrige; aber freylich gibt man sich auch nicht die Mühe, es zu veredeln, sondern überläßt alles der Natur. Dagegen kann man sich an Apfelsinen und an den Bananas, den Früchten des Pisangbaumes, laben. Zucker und Kaffee wird ebenfalls gebaut, doch nicht genug für den Bedarf.

Von reißenden oder giftigen Thieren, der gewöhnlichen Plage warmer Länder, ist Madeira gänzlich frey; auf der ganzen Insel gibt es nicht eine einzige Schlange, und das einzige wilde vierfüßige Thier ist das Kaninchen, das häufig gegessen wird.

Die Einwohner sind ursprünglich alle Portugiesen, welche sich nach und nach hier angesiedelt haben; sie sind meistens von mittlerer Statur, doch eher groß als klein, stark gebaut und von braungelber Gesichtsfarbe. Ihre Züge sind im Ganzen eben nicht sehr ausdrucksvoll, und viele haben schon etwas Negerartiges, auch immer schwarzes und sehr oft wolliges Haar. Unter den Frauenzimmern findet man zuweilen recht interessante Physiognomien, vorzüglich schöne Augen, allein wie in allen südlichen Ländern altern sie sehr schnell und werden dann häßlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Garricks Leben.

Als Garrick auf dem Theater von Drurylane auftrat, hatte sich der fehlerhafte Geschmack der dramatischen Schriftsteller ganz von der Natur entfernt; die besten Schauspieler betraten mit ihnen den nämlichen falschen Weg. Einen hochschreitenden Gang, Gedeul und schwülstige Deklamation hielten sie für Kunst. Garrick war durchaus gegen diese Manier. Er suchte sie in dem Lustspiele: „Die Probe," von dem Herzoge von Buckingham, gerecht und streng zu kritisiren; denn er stellte in der Rolle des Bayes auf die treffendste Art einen anmaßenden, von Selbstliebe aufgeblasenen Gecken dar, welcher das ganze Geheimniß der dramatischen Poesie in pomphaften Versen und gezwungenen Tiraden gefunden zu haben glaubt. Gleichfalls machte er hier den Schauspielern ihre großen Irrthümer bemerklich, und es gelang ihm, daß man richtigere Begriffe von theatralischer Deklamation, welche nichts anders als Nachahmung der Natur seyn soll, bekam. — Der Schauspieler Macklin, der bisher mit Garrick in gutem Vernehmen stand, entzweyte sich später mit demselben wegen des neuen Kontrakts, welchen Letzterer mit andern seiner Kollegen unterzeichnete, während der mißvergnügte Macklin die genannte Bühne verließ. Er bildete nun eine Faktion wider Garrick. Dieser trat von Neuem in der Rolle des Bayes auf. Man ließ ihm aber keine Zeit, ein einziges Wort vorzubringen. „Weg! Weg!" erscholl es von allen Seiten, das ganze Stück ward daher als Pantomime gespielt und Garrick hielt sich wohlweislich im Hintergrunde des Schauplatzes, um den faulen Eyern und Aepfel zu entgehen, die man von allen Seiten herabregnen ließ. Doch war Macklins Triumph von keiner langen Dauer. Garrick wurde zwey Tage darauf in der nämlichen Rolle wieder angekündigt. Man wußte, daß eine starke Parthey gegen ihn existirte; aber er hatte einen eifrigen Freund und warmen Beschützer an Wyndham von Monfolk, einem unterrichteten und sehr gebildeten Manne. Dieser war auch ein Liebhaber der damals so sehr geübten gymnastischen Kunst. Er gewann dreißig kräftige, im Faustkampfe bewährte Athleten, und bat den Direktor Fleetwood, sie in den Saal zu lassen, ehe man die Thüren dem Publikum öffnete. Dieser war es zufrieden, und die dreißig Borer faßten Posto inmitten des Parterre's. Als der Vorhang in die Höhe ging, erhob sich einer derselben und rief mit lauter Stimme: „Meine Herren, man sagt, es befinden sich hier einige Personen, welche das Stück nicht anhören wollen. Ich aber bin da, um es zu hören, und habe dafür bezahlt. Darum bitte ich Alle, die es zu unterbrechen geneigt sind, sich gefälligst zu entfernen." Dieser kurzen Rede folgte ein tumultuarischer Auftritt. Aber die Borer wußten ihre Schläge mit unwiderstehlicher Gewalt auszutheilen. Sie fielen über Macklin's Parthey her und jagten sie aus dem Parterre. Dieß war in wenigen Augenblicken vollbracht. Nach hergestellter Ordnung erschien Garrick auf dem Theater, grüßte die Zuschauer mit achtungsvoller Geberde und gab seine Rolle ohne weitere Störung.

* * *

Garrick machte eine Reise nach dem festen Lande. Zu Paris ward ihm der schmeichelhafteste Empfang zu Theil. Unter andern lud man ihn zu einer Gesellschaft ein, in der sich auch Mademoiselle Clairon, die große Schauspielerin des Théâtre français, befand. Mitten im Gespräche stand diese plötzlich auf und entwickelte ihr ganzes Talent im Deklamiren einiger Scenen aus verschiedenen Tragödien Racine's und Voltaire's. Dieß gab ein Recht, von Garrick das Nämliche zu verlangen. Der englische Künstler verstand sich dazu mit der größten Artigkeit, und trug zuerst verschiedene Monologen aus „Hamlet" und „Macbeth" vor. Sodann erzählte er, wie er die Raserey des Königs Lear spielen gelernt habe. Einer seiner Freunde war nämlich über dem schrecklichen Tod seines Kindes, das er aus dem Fenster fallen lassen,

wahnsinnig geworden. Er ahmte nun den unglücklichen Vater nach, lehnte sich an einen Stuhl, schien freundlich mit dem Kinde zu spielen und that plötzlich, als lasse er es fallen. Da zeigten sein verwirrter und von Schrecken starrender Blick, seine halbgebrochene Stimme und dann sein furchtbares Geschrey alle Zuschauer in die größte Bestürzung. Thränen entflossen ihren Augen, aber Mademoiselle Clairon stand plötzlich auf, schloß ihn in ihre Arme und wandte sich dann zu Mistreß Garrick, um sie deßhalb um Verzeihung zu bitten, weil die Begeisterung sie unwillkührlich hingerissen habe.

Ein chinesischer Frauenzimmerfuß.

Aus dem Flusse Tuho bey Canton wurde der Leichnam einer Chinesin gezogen. Ein Engländer, Namens Brousby-Blake Cooper secirte die Füße des Frauenzimmers, die nach der in China herrschenden Sitte von Jugend auf durch Binden im Wachsthum gehemmt waren. Ohne uns auf die nähere anatomische Beschreibung einzulassen, erwähnen wir nur, daß es hier der Kunst gelungen war, einen angebornen Bildungsfehler vollkommen nachzuahmen; überall anderswo hätte man diesen Fuß für einen Klumpfuß oder für die Folge einer schlecht geheilten Verrenkung gehalten. Die größte Länge betrug vier Zoll; die Ferse lief, statt nach hinten zu einen Vorsprung zu bilden, in gerader Linie mit dem Bein; die große Zehe war aufwärts gebogen und sah gerade nach oben; die andern waren nach unten gekrümmt, lagen fest auf der Fußsohle an und waren so verdreht, daß ihre Gelenke mit dem Mittelfuß, statt nach vorne zu sehen, über die Hälfte des äußern Randes des Fußes bildeten. Das Gehen auf solchen Füßen war nothwendig sehr mühsam, und das Frauenzimmer mußte sich beym Gehen, um im Gleichgewicht zu bleiben, beständig vorwärts gebückt halten. Drückt eine unserer Damen der enge Schuh gar zu sehr, so lerne sie dulden im Gedanken an jene Märtyrinnen, welche der Göttin Mode das angenehme Opfer bringen, von Jugend auf unter Schmerzen schlecht gehen zu lernen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Des Schauspielgenusses haben die Pariser jezt wieder eine Menge. Erstlich hat die italienische Oper die Sontag wieder, und zwar mit helleverer und bezaubernderer Stimme, als zuvor. In der „Semiramis“ und im „Barbier von Sevilla“ entzückte sie alle Zuhörer. Auch die schöne Heinefetter ist in Rossini's Zelmira mit vielem Beyfall aufgetreten; man war neugierig, die schöne Kasseler Flüchtige zu sehen, und als man sie gesehen hatte, gab man ihr völlig Recht, daß sie Paris, das Paradies der Schönen, der kleinen Stadt Kassel, in welcher sie ihr Lebenlang sitzen bleiben sollte, vorgezogen hatte. Auch hat der hessische Gesandte seine Vorladung nicht wiederholt, und man wird sich zu Kassel über ihren Verlust trösten müssen. Was nun aber ihren Gesang betrifft, so ist dieß eine andere Sache. Daß sie eine schöne Stimme und viele Anlage und Talent hat, stellt man nicht in Zweifel; allein man meynt doch, sie habe noch viel zu lernen; auf der Bühne der italienischen Oper in Paris erwartet man aber Meisterinnen und keine Schülerinnen; entweder muß also die Dlle. Heinefetter unermüdlich studieren und sich üben, bis sie zur Meisterin wird, oder sie wird sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen müssen und keine Prima Donna werden. Die große Oper erwartet die Rückkunft ihrer Prima Donna, um den hochgefeyerten Rossinischen Wilhelm Tell wieder darstellen zu können, der mitten in seinem Triumphe hat unterbrochen werden müssen, weil es der ersten Sängerin beliebte, einen Monat Urlaub zu nehmen. Die Odeonbühne wird nun wieder ganz eine tragische, und Voltaire's Semiramis wird von Dlle. Georges auf eine edle Art dargestellt, wie es die Pariser seit mehreren Jahren nicht mehr gewohnt waren; denn am Théâtre français lassen die tragischen Darstellungen seit Talma's Tode viel zu wünschen übrig, und außer der Dlle. Duchesnois, die zu den Rollen junger Prinzessinnen nicht mehr taugt, ist beynahe keine einzige ausgezeichnete Tragikerin da. Die schöne und große Dlle. Georges aber scheint ganz zu den Rollen der Königinnen gebildet, und sie wird von einigen Schauspielern dieses Theaters nicht übel unterstützt, so daß die Trauerspiele jezt auf der Odeonbühne eben so gut, wo nicht noch besser, gespielt werden, als am Théâtre français. Mit den Lustspielen geht es aber nicht eben so gut, und in diesem Fache ist das Théâtre français den andern noch immer überlegen. Wo hätte man anderswo eine Dlle. Mars aufzuweisen? Zwey neue Stücke in 5 Aufzügen sind bey diesem Theater neuerdings auf die Bühne gebracht worden, eines von Cas. Bonjour, nämlich „der Ehemann und der Gönner,“ und das andere von einem bisher noch unbekannten, wahrscheinlich jungen Dichter, Namens Cournol: „das Majorat.“ Ersteres Stück, welches, wie die andern Lustspiele Bonjours, in der höhern oder reichern Gesellschaft spielt, soll die zweydeutige Lage eines ehrgeizigen Ehemannes schildern, welcher zwar gern sieht, daß seine schöne und junge Frau den Obern gefällt, deren Gunst er bedarf, um zu einem hohen Posten zu gelangen, der aber zu gleicher Zeit seine Frau auch liebt und sie keiner Unehre preisgeben will, so daß er beständig zwischen Ehr- und Eifersucht schwankt; eine Situation, die schon Picard dramatisirt hat. Das zweyte Stück haben einige Journale als eine verspätete Schilderung der Folgen des berüchtigten Peyronnetschen Gesetzentwurfs wegen Wiederherstellung des Unrechts der Vorzüge der Erstgeburt angesehen. Der Verfasser hat mit grellen Farben den Haß zweyer Brüder ausgemalt, wovon der jüngere durch den ältern aller Rechte beraubt und aus dem Herzen seiner Eltern verdrängt wird. Man könnte dieses Stück ein Trauerspiel nennen, so tragisch ist es angelegt, der Verfasser hat sich aber mit dem Titel „ein Schauspiel“ begnügt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. November 1829.

— Wem sein Herr Arbeit auflegt nach Willkühr,
Wem er den kärglichen Lohn nach Willkühr setzet und schmälert,
Geld sey's oder Gewächs, der ist Leibeigner.

J. H. Voß.

Ueber den jetzigen Zustand der Insel Madeira.

(Beschluß.)

Von allen guten Eigenschaften der Landleute findet man auch nicht eine bey der niedern Klasse in der Stadt, und der Fremde, welcher die Sprache und die Art, mit diesem Volke umzugehen, nicht kennt, wird auf alle mögliche Art betrogen. Zumal zeichnen sich darin die Bootsleute aus, eine Menschenklasse wie die Vetturini in Italien, mit denen man niemals ohne Zank fertig wird; doch sind die Funchaleser noch um viele Procente schlechter.

Von der höhern Klasse läßt sich nicht viel sagen; die Männer (die Kaufleute ausgenommen) thun den ganzen Tag nichts als essen, trinken und spazierengehen; stundenlang sieht man sie auf einer Bank in dem öffentlichen Spaziergange oder am Hafenplatz sitzen, und Abends geht man nach Hause, um Karten zu spielen. Die einzige Veränderung in ihrer Lebensart macht ein neuangekommenes Schiff; dann laufen sie aus einem Hause in das andere, erzählen Neuigkeiten und kommentiren die neuen Zeitungen. Der größte Theil, welcher nie von Madeira weggekommen ist, ist zu ungebildet, um sich mit etwas beschäftigen zu können, denn viele können nicht einmal ihre eigene Sprache richtig schreiben; in Geographie, Geschichte und allen andern Wissenschaften sind sie völlig unwissend. Die Frauenzimmer sitzen den ganzen Tag auf den Balkons und kommen nur auf die Straße, wenn sie in die Kirche gehen, wozu sie sich dann auf alle mögliche Art, und oft ziemlich geschmacklos, herausputzen. Unter der höhern Klasse ist der Luxus überhaupt sehr groß, man sieht in den Häusern viel Gold und Silber, und in ihren Gesellschaften geht es oft verschwenderisch zu; es ist nichts Seltenes, daß ein Kaufmann 300 bis 400 Personen zu einem Balle einladet, wobey jedes Mal auch viel und hoch gespielt wird.

In desto größerer Armuth lebt dagegen der Landmann, welcher gleichsam der Sklave der Gutsbesitzer ist. Alles bebaute Land nämlich gehört einigen reichen Familien der Insel, welche es unter die Bauern vertheilen. Von allem, was der Landmann nun mit vieler Arbeit und Mühe gebaut hat, muß er den zehnten Theil an die Regierung und einen andern zehnten Theil an die Geistlichkeit abgeben, die übrigbleibenden acht Zehntel werden in zwey Theile getheilt, wovon einer dem Grundbesitzer und der andere erst sein eigen ist. Dafür ist er noch verpflichtet, alles, z. B. Gebäude, Mauern, Vieh und dergleichen im Stand zu erhalten. Beliebt es dem Eigenthümer, so kann er den Bauer zu jeder Stunde aus seiner Hütte und von seinem Besitzthum jagen, ausgenommen, wenn er Verbesserungen mit dem Grundstück vorgenommen, z. B. Mauern aufgeführt, neue Anpflanzungen gemacht hat u. s. w.; dann muß er wenigstens einigen Ersatz bekommen. Man kann sich vorstellen, daß dieses System eben nicht geeignet ist, die Kultur der Insel zu befördern. Ein Fremder, welcher zur Zeit der Weinlese hinkommt und sich bey einem Spaziergange vielleicht eine Traube abbricht, dafür aber von

Sinnbilder der himmlischen Gerechtigkeit, mit Ruthen streichen; der Schuldige erscheint in Gestalt eines ungeheuren Schweins, worüber mit großen Buchstaben zu lesen ist: Gefräßigkeit, was also wohl die Hauptsünde des Verbrechers war. In der fünften Stunde besucht der Gott die elysischen Gefilde der egyptischen Mythologie, die von den seligen Geistern bewohnt werden, welche von den Mühen ihrer Wanderungen auf Erden ausruhen; sie tragen auf dem Kopfe die Straußfeder, das Sinnbild ihres gerechten, tugendhaften Wandels. Man sieht sie den Göttern Opfergaben bringen, oder Früchte von den Paradiesesbäumen pflücken; weiterhin halten andere Sicheln in der Hand; dieß sind die Seelen, welche die Felder der Wahrheit bauen; noch weiter endlich sieht man sie sich baden, schwimmen, springen und Kurzweil treiben in einem großen Becken, voll vom Urwasser des Himmels; der himmlische Gott Nil führt die Aufsicht dabey. In den darauf folgenden Stunden rüsten sich die Götter, den großen Feind der Sonne, die Schlange Apophis, zu bekämpfen; sie waffnen sich mit Spießen, schleppen Netze, weil das Ungeheuer im Flusse wohnt, auf dessen Wogen das Sonnenschiff fährt. Apophis wird gefangen, man fesselt ihn, man zieht den ungeheuren Wurm aus dem Flusse mittelst eines Taus, welches die Göttin Selk ihm am Halse befestigt, und an dem zwölf Götter, mittelst einer sehr zusammengesezten Maschine, welche der Gott Sev (Saturn) in Bewegung sezt, ziehen, und dabey von den Geistern der vier Himmelsgegenden unterstüzt werden. Aber all diese Zurüstung vermöchte nichts gegen Apophis Kraft, käme nicht von unten herauf eine ungeheure Hand, die Hand Ammons, welche den Strick faßt und den wilden Drachen bändigt. Endlich in der eilften Tagesstunde wird die gefangene Schlange erwürgt, und bald darauf gelangt der Sonnengott zum äußersten Punkt des Horizonts, wo er verschwindet. Die Göttin Nephe verrichtet hiebey den Dienst der griechischen Thetis; sie kommt an die Oberfläche über dem Abgrund der himmlischen Gewässer, und empfängt hier, sitzend auf dem Kopfe ihres Sohnes Osiris, das Sonnenschiff, welches alsbald der himmlische Nil, der alte Ocean der egyptischen Mythen, in seine unermeßlichen Arme nimmt.

Der Lauf der Sonne in der untern Halbkugel, der Region der Finsterniß während der zwölf Stunden der Nacht, d. i. das Gegenstück zu den vorhergegangenen Scenen, ist in die, derjenigen, welche wir eben kurz beschrieben haben, gegenüberliegende Wand eingehauen. Hier durchläuft der Gott, der fast immer von Kopf bis zu den Füßen schwarz bemalt ist, die 75 Kreise oder Zonen, welchen eben so viele Gottheiten von allen Gestalten, mit Schwerdtern bewaffnet, vorstehen. In diesen Kreisen wohnen die schuldbeladenen Seelen und erleiden mannigfache Qualen. Es ist wahrhaftig das Urbild von Dantes Hölle, denn erstaunlich ist die Mannichfaltigkeit der Martern, und es wundert mich nicht, daß mehrere Reisende in diesen Metzeleyen den Beweis zu sehen meynten, daß im alten Egypten Menschenopfer üblich gewesen seyen. Aber die Inschriften lösen allen Zweifel: es sind Dinge aus der andern Welt, die mit Sitten und Gebräuchen hienieden nichts zu schaffen haben.

Diese unreinen, in der Sünde verharrenden Seelen sind fast immer in menschlicher Gestalt vorgestellt, zuweilen auch unter dem Sinnbild des Kranichs oder des Sperbers mit dem Menschenkopfe, und ganz schwarz gemalt. Hier sind welche an Pfähle gebunden, und die Wächter der Zone werfen ihnen mit geschwungenen Schwerdtern die Sünden vor, die sie auf Erden begangen haben; andere sind mit dem Kopf nach unten aufgehängt; dort ziehen welche, die Hände über der Brust gebunden und mit abgeschlagenem Kopfe, in langen Reihen hin; weiter schleppen andere, mit rückwärts gebundenen Händen, ihr eigenes Herz auf dem Boden nach. In großen Kesseln siedet man lebendige Seelen, theils in Menschen-, theils in Vogelgestalt, oder auch blos Köpfe und Herzen. Bey jeder Zone liest man neben den Verdammten beständig den Urtheilsspruch und die Strafe, welche sie erleiden. „Diese bösen Seelen, heißt es da, sehen unsern Gott nicht, wenn seine Scheibe Strahlen wirft; sie wohnen nicht mehr auf dem Erdboden und hören nicht mehr die Stimme des großen Gottes, wenn er durch ihre Zonen wandelt;“ wogegen man neben den Vorstellungen der Seligen, auf den Wänden gegenüber, liest: „Sie haben Gnade gefunden vor den Augen des großen Gottes; sie wohnen im Hause des Ruhms, wo man ein himmlisches Leben lebt; die Leiber, welche sie ausgezogen haben, werden ewig ruhen in ihren Grüften, während sie vor dem Angesichte des allerhöchsten Gottes wandeln.“

Diese Doppelreihe von Bildern enthüllt uns also das psychologische System der Egypter nach seinen beyden Hauptpunkten in sittlicher Beziehung, nämlich den Belohnungen und Strafen. Somit wird das, was uns die Alten von der egyptischen Lehre in Absicht auf Unsterblichkeit der Seele und das eigentliche Ziel des Menschenlebens erzählen, vollkommen bestätigt. Gewiß ist es ein großer, ein schöner Gedanke, das zwiefache Loos der Seelen durch das auffallendste Phänomen am Himmel, den Lauf der Sonne durch die beyden Hemisphären, sinnbildlich darzustellen, und die Schilderung dieses Looses mit der Schilderung jenes prächtigen, erhabenen Schauspiels zu verschmelzen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Oktober.

In Ebels gründlicher und unübertroffener Schilderung des Appenzeller Volkes wird von ihm bezeugt: Der Appenzeller ist lebhafter, munterer, scherzhafter, witziger und geist-

reicher, als alle seine Nachbarn. Ueberall erschallen die Appenzeller Gebirge von freudigem Jauchzen. Der Gott Komus scheint mit ewigen Flügeln über diese Berge zu schweben. Wo man einen Haufen zusammenstehen oder sitzen sieht, da wird gescherzt und gelacht; selten gehen sie vor einander vorüber, ohne daß einige miteinander spassen, sich necken oder katzbalgen. So schnell sie im Erwiedern sind, so werden ihre Scherze doch nie beleidigend und beißend. Merken sie aber, daß Andere sie zum Besten haben wollen, so sind ihre Antworten gewöhnlich scharf und derb, was sie bey ihren Nachbarn in den Ruf grober Leute gesezt hat. Außer ihrem Lande stellen sie sich da, wo sie wissen, daß man sie nicht gerne sieht, einfältig und dumm. Wenn ihre Gegner, dadurch dreist gemacht, ihren Spöttereyen freyen Lauf lassen und sich schon mit ihrem Triumphe kitzeln, so ergreift der schlaue Appenzeller plötzlich die scharfe Waffe seines Witzes und vernichtet seinen Feind, indem er ihn zum Gelächter der ganzen Gesellschaft macht. Gewöhnlich duzen sie dann ihre Angreifer, was ihren Wendungen und Ausdrücken mehr Originalität und Kraft zu geben scheint. Ein beynahe volles Hundert von Belegen für dieses Zeugniß liefert die vor Kurzem in Trogen erschienene erste Sammlung von Appenzeller Einfällen, deren manche, im eigenthümlichen Appenzeller Dialekt mitgetheilt, freylich dem Ausländer weder verständlich, noch genießbar seyn können. Eine strengere Auswahl, für die der Vorrath groß genug war, da dieser ersten andere Sammlungen folgen sollen, hätte den Werth der den Schweizern willkommenen Gabe nur erhöht. Wir wollen hier für das größere deutsche Publikum einige Proben dieses Witzes ausheben:

Der Pfarrer Tanner in Fanas, welcher lezten Frühling die Jahrespredigt bey der Versammlung der Geistlichkeit in Herisau halten mußte, ließ seine Zuhörer so lange auf das Amen warten, daß selbst den Liebhabern langer Predigten endlich die Geduld verging. Als man ihn deßhalb nachher von allen Seiten mit Vorwürfen bestürmte, sagte er: Er habe seinen Herren Amtsbrüdern nur zeigen wollen, wie unangenehm es sey, wenn man einen so lange in die Kirche einsperre.

Der Vater des eben Genannten, gleichfalls ein Pfarrer, war ein Meister im Auffinden passender Texte. In Buchs hatte er vom dortigen Schmied, Namens Alexander, vieles ausstehen müssen. Daher sein Abschiedstext: „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses erwiesen.“ (2 Tim. 4. 14.)

Ein St. Galler spottete einst über die Appenzellischen Straßen und sagte: Sie sind so schmal, daß kaum eine Kuh durchkommen kann, ohne mit ihren Hörnern sich im Gesträuch zu verwickeln. „Ihr seyd doch ungehindert durchgekommen?“ erwiederte der Appenzeller. Ja. „Der Herr war also damals noch ein Kalb.“

Der Landammann Adrian Wetter hatte nicht lauter Freunde gehabt. Als man nach seinem Tode die auf ihn gehaltene Leichenpredigt zum Verkauf herumtrug, kaufte sie der berühmte Baumeister Grubermann mit der Bemerkung: „er hätte sie längst gerne gehabt.“

Der General .... traf einen jungen Appenzeller an, der ihm gefiel. „He, willst mit in den Krieg?“ — „Nein, ich mag nicht, bleib' lieber zu Hause.“ — „Du weißt wahrscheinlich nicht, was Krieg ist?“ — „Das weiß ich wohl.“ — „Nun, so sag mir's, ich geb' dir was.“ — „Gebt her.“ Als er die Zahlung erhalten hatte, sagt er es doch nicht, läßt sich noch zweymal Geld geben und schweigt immer fort. Der Alte wird unwillig, schimpft und will ihn schlagen. Augenblicklich lacht der Bursche laut auf und sagt: „Wißt Ihr nun, was Krieg ist? Wenn einer mehr nimmt, als ihm zukommt, und der andere darüber böse wird.“

Leipzig, Oktober.

Den vergangenen Winter hielt Prof. Heinroth, ein geistreicher Gelehrter, Vorlesungen über Antropologie vor einem gemischten Publikum. Diese Vorträge wurden stark besucht und verdienten es auch; doch tadelten Mehrere die, namentlich gegen das Ende der Vorlesungen immer deutlicher hervortretenden mystischen Ansichten, welche H. einwebte, und die Seitenblicke auf den Rationalismus in Glaubenssachen. Daß ein Denker, wie Heinroth, der selbst in seiner Wissenschaft (der Heilkunde) der Homöopathie, diesem Supernaturalismus in der Medizin, keine Gnade widerfahren läßt, zu solchen Ansichten in der Religion sich bekennen kann, fällt allerdings auf; doch wie oft ist es schon vorgekommen, daß entschieden gute Köpfe in einem oder dem andern Punkt eine einseitige Richtung nahmen, wenn sich zu ihren übrigen Eigenschaften eine lebhafte, wohl zuweilen überwiegende Phantasie gesellte, die ihnen das Eine oder Andere in einem besonders glänzenden Lichte erscheinen ließ. — Diesen Winter hat nun Prof. Krug, gleichfalls vor einem gemischten Auditorium, Vorträge über populäre Philosophie begonnen. Krug gehört zu den ausgezeichnetsten Lehrern der hiesigen Universität und ist bekanntlich seit Jahren schon einer der tapfersten, unerschrockensten und bravsten Vorfechter, wo es gilt, Vernunft, Recht und Wahrheit gegen den Andrang gegentheiliger Tendenzen in Staat, Kirche und Wissenschaft zu vertheidigen. Dieß hat ihm denn auch eine bedeutende Celebrität, und unter der studierenden Jugend einen großen Anhang erworben; denn wie sich auch die rückwärts gekehrten Tendenzen spreizen mögen, das Losungswort der Zeit ist doch: vorwärts! — Daß es Krug nicht an Gegnern fehlt, geheimen und offenen, ist natürlich; seine Schriften und seine Handlungen haben verhalten müssen; aber weder den Einen, noch den Andern ist es gelungen, ihm die Achtung und Anerkennung zu rauben, deren er sich erfreut. Sein, auch besonders abgedruckter Aufsatz in den politischen Jahrbüchern: über die Wiedergeburt der hiesigen Universität, mußte vorzüglich den Verehrern des alten Schlendrians und gewohnter Heimlichkeitskrämerey mißfällig seyn; an solchen Verehrern fehlt es aber, wie nirgends, so auch in Sachsen nicht, und Oeffentlichkeit ist selbst zuweilen noch bey Männern ein verbannungswürdiger Popanz, denen Liebe zum Besseren und redliches Streben darnach nicht abgesprochen werden kann. So sehr diese Oeffentlichkeit aber auch noch gescheut wird, so sehr tritt sie immer mehr und mehr hervor, und es gehört zu den erfreulichen Zeichen, daß die milde und wirklich väterliche Verwaltung, bey aller ihrer unverkennbaren und sehr natürlichen Liebe zum Alten und Hergebrachten, dieser wohlthätigen Richtung des Zeitgeistes nicht hemmend in den Weg sich stellt, und daß seit Kurzem selbst mehrere einzelne Behörden, durch Darlegung in Frage gekommener Punkte, den Schleyer wenigstens etwas zu lüften begonnen haben, welcher bisher die Verwaltungsverhältnisse deckte. Allerdings ist dieß Alles nur noch wenig gegen das, was hierin zu wünschen ist; allerdings geschieht es mit einer gewissen Zurückhaltung und Aengstlichkeit, die deutlich genug verräth, daß man doch lieber bey dem früheren Gange bliebe; aber man hat doch einmal die alte Bahn verlassen; ein Schritt ist geschehen, und das ist in einem Lande schon viel, wo man so wenig an Reformen gewöhnt ist, wie bey uns. Die Zeit wird mehr bringen, das ist gewiß, denn an Liebe zum Wohl des Ganzen und an einem festen, verdienten Vertrauen zu des Volkes treuer Anhänglichkeit fehlt es nicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. November 1829.

Seine Geschäftigkeit ist Trepp auf und ab, seine Beredsamkeit ein Stück Rechnung.

Shakespeare.

Italienische Fragmente.

Von H. Heine.

I. Adda.

Mein Vetturin hatte früher denn Helios seine Rosse angespannt, und um Mittagszeit erreichten wir Adda. Hier pflegen diese Leute einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechseln.

Adda ist schon ein ächt italienisches Nest. Die Lage ist pittoresk an einem Berghang, ein Fluß rauscht vorbey, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die über einander stolpernden, zusammengeflickten Bettlerpaläste. An der Ecke des windschiefen Marktes, der so klein ist wie ein großer Hühnerhof, steht mit allmächtigen, gigantischen Buchstaben: Piazza di Sant Marko.

Das Wirthshaus, worin ich einkehrte und zu Mittag speiste, war ebenfalls schon von ächt italienischer Art. Oben auf dem ersten Stockwerk eine freye Estrade, mit der Aussicht nach dem Hofe, wo zerschlagene Wagen, sehnsüchtige Misthaufen, Truthühner mit närrisch rothen Nasenlappen, drey bettelstolze Pfauen und ein halb Dutzend zerlumpte, sonnenverbrannte Buben, die sich nach der Bell- und Lankasterschen Methode das Ungeziefer vom Kopfe suchten. Auf jener Estrade, längs dem gebrochenen Eisengeländer, gelangt man in ein weites, hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Ball halten, überall großartiger Schmutz. Der Wirth sprang hin und her, um meine Wünsche zu vernehmen. Er trug einen hastig grünen Leibrock, und ein vielfältig bewegtes Gesicht, worin eine lange, höckrichte Nase mit einer haarigen, rothen Warze, die mitten darauf saß, wie ein rothjäckiges Aeffchen auf dem Rücken eines Kameels. Er sprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Aeffchen ebenfalls hin und her springe. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeste brachte, und wenn ich ihn deßhalb schelten wollte, so betheuerte er, daß ich schon sehr gut italienisch spräche.

Ich mußte mich lange mit dem Bratenduft begnügen, der mir lieblich entgegenwogte aus der thürlosen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander saßen und Hühner rupften. Erstere war remarkabel korpulent; die Tochter, eine nicht sehr große, jedoch stark geformte Person, schien sich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett — um homerisch zu sprechen — war nimmermehr mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Gesichtszüge waren nicht sanft, nicht jugendlich liebreitzend, jedoch schön gemessen, edel, antik; Locken und Augen brennend schwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, stumpfe Gesichtszüge, eine rosenrothe Nase, Augen wie Veilchen in Milch gekocht, und lilienweiß gepuderte Haare. Beyde sangen während des Hühnerrupfens ein heiteres Duett. Dann und wann kam der Wirth, il Signor Padre, herangesprungen, und fragte nach irgend einem Geschirr oder Geräthe, und im Rezitativ bekam er die ruhige Weisung, es selbst zu suchen. Dann schnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken,

kostete aus den kochenden Töpfen, verbrannte sich das Maul, und sprang wieder fort und mit ihm sein Nasenkameel und darauf das rothe Aeffchen. Hinter ihm drein schlugen dann die lustigsten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familienneckerey.

Aber diese gemüthliche, fast idyllische Wirthschaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierschrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgesichte stürzte hinein, und sagte etwas, was ich nicht verstand. Als beyde Frauenzimmer verneinend die Köpfe schüttelten, gerieth er in die tollste Wuth, und spie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Vesuv, der sich ärgert. Die Wirthin schien in Angst zu gerathen, und flüsterte begütigende Worte, die aber eine entgegengesezte Wirkung hervorbrächten, so daß der rasende Mensch eine eiserne Schaufel ergriff, einige klirrende Teller und Flaschen zerschlug, und auch die arme Frau geschlagen hätte, wenn nicht die Tochter ein langes Küchenmesser, womit sie die Hühner geschlachtet, schnell erfaßte, und ihn niederzustechen drohte, im Fall er nicht gleich abzöge.

Es war ein schöner Anblick, das Mädchen stand da blaßgelb und vor Zorn erstarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die Augen tief und tödtlich, eine blau geschwollene Ader quer über die Stirne, die schwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in der Hand das blutige Messer. Ich schauerte vor Lust, denn leibhaftig sah ich vor mir das Bild Medeas, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entschlummert war an dem lieben Herzen Melpomenes, der finster schönen Göttin.

Während dieser Scene kam der Signor Padre nicht im Mindesten aus dem Geleise, mit geschäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, suchte die Teller zusammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Zuppa mit Parmesankäse, ein Braten, derb und fest wie deutsche Treue, Krebse roth wie die Liebe, grüner Spinat wie Hoffnung mit Eyern, und zum Desert geschnittene Zwiebel, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat nichts zu bedeuten, das ist nun mal Pietros Methode, sprach er, als ich verwundert nach der Küche deutete; und wirklich, nachdem der Urheber des Zanks sich entfernt, schien es als ob dort gar nichts vorgefallen sey, Mutter und Tochter saßen wieder ruhig, nach wie vor, und sangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daß auch der Signor Padre sich aufs Rupfen verstand. Als ich ihm dennoch, außer der Zahlung, noch etwas „für die gute Hand“ gab, da nieste er so vergnügt stark, daß das rothe Aeffchen beynah von seinem Sitze herabfiel. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald saß ich in dem eingetauschten Wagen, fuhr rasch hinab in die lombardische Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Die Gräber der Könige von Theben.

(Fortsezung.)

Diese psychologische Gallerie bedeckt die Wände der beyden großen Gänge und der beyden ersten Säle der Gruft von Rhamses V., die uns bey dieser Beschreibung als Vorbild dient, weil sie die ausgeführteste von allen ist. Derselbe Gegenstand, nur ganz im astronomischen Geiste aufgefaßt, und, weil es eine wissenschaftliche Darstellung war, nach einem regelmäßigeren Plane geordnet, wiederholt sich an den Decken und läuft längs derselben durch den zweyten Gang und die zwey ersten Gemächer. Auf diesen Decken, und gesondert von den eben erwähnten Darstellungen, stehen aber auch hieroglyphische Texte, die sich zwar auf denselben Gegenstand beziehen, aber noch interessanter sind. Es sind dieß nämlich Tafeln über den Aufgang der Sternbilder für alle Stunden in jedem Monat des Jahrs. So heißt es z. B.: Monat Tobi, lezte Hälfte. Orion herrscht und wirkt auf das linke Ohr. Erste Stunde, das Sternbild Orion (wirkt) auf den linken Arm. Zweyte Stunde, das Sternbild Sirius auf das Herz. Vierte Stunde, der Anfang des Sternbilds der zwey Sterne (Zwillinge?) auf das Herz u. s. w. Siebte Stunde, der Pfeil auf das rechte Auge u. s. w. Wir haben also hier eine Tafel über die Aufgänge, welche, wie Diodor von Sicilien sagt, die Stunden des Aufgangs der Sternbilder nebst eines jeden Einfluß angibt, und erlangen damit den Beweis, daß die Astrologie in Egypten bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht.

Die nun folgenden Gänge und Gemächer in Rhamses Gruft sind mit symbolischen Darstellungen verziert, die auf verschiedene Zustände der Sonne, theils physisch, theils nach rein mythischen Beziehungen betrachtet, Bezug haben. Sie bilden aber kein nothwendiges Ganze für sich, weßhalb sie auch in den andern Grüften entweder fehlen, oder sich doch nicht an dieser Stelle befinden. In dem Gemach, das demjenigen, in welchem der Sarkophag steht, unmittelbar vorausgeht, ist in den vollständigsten Gräbern vorgestellt, wie der König vor dem Richterstuhle der 42 göttlichen Richter, die über das Loos seiner Seele entscheiden sollen, erscheint; von diesem Gericht war dasjenige, in dem man auf der Erde den Königen die Ehre des Begräbnisses zuerkannte oder verweigerte, ein bloses Bild. In Rhamses V. Gruft zeigt eine ganze Wand dieses Gemachs die Bilder dieser 42 Beisitzer des Osiris, und zwischen ihnen geschriebene Sprüche, die man den König selbst, oder, in seinem Namen, diesen strengen Richtern rechtfertigend vor-

sagen läßt, deren jeder, wie es scheint, mit der Untersuchung einer besondern Sünde und der Bestrafung der Seele wegen derselben beauftragt war. Dieser große Text, der demnach in 42 Kolumnen zerfällt, ist eigentlich nichts, als eine negative Beichte, wie man aus folgenden wenigen Beispielen sehen wird:

„Der König, die waltende Sonne der Gerechtigkeit, der Auserwählte Ammons, hat keine schlechten Handlungen begangen. — Der Sohn der Sonne, Rhamses, hat nicht Gott gelästert. — Der König, die waltende Sonne, hat sich nicht berauscht. — Der Sohn der Sonne, Rhamses, ist nicht träge gewesen. — Der König ꝛc. hat den Kopf nicht geschüttelt, wenn er Worte der Wahrheit hörte. — Der Sohn der Sonne, Rhamses, hat seine Worte nicht unnütz in die Länge gezogen. — Der König ꝛc. hat sein Herz nicht zu verzehren gehabt (d. h. nichts zu bereuen gehabt) u. s. w. u. s. w.“

Neben diesem merkwürdigen Texte sah man in Rhamses Grabe noch interessantere Figuren, nämlich die der Hauptsünden. Aber nur drei davon sind noch ganz deutlich: die Unzucht, die Trägheit und die Gefräßigkeit; sie sind in menschlicher Gestalt mit den symbolischen Köpfen des Bocks, der Schildkröte und des Krokodils dargestellt.

Das Gemach endlich, in welchem der Sarkophag steht, — es ist das letzte — übertrifft alle an Größe und Pracht. Die Malerei des Plafonds, der sehr schön halbkreisförmig gewölbt ist, ist vollkommen erhalten; die Farben sind so frisch, daß man an die wundervolle Erhaltung der egyptischen Denkmäler gewöhnt seyn muß, um es zu glauben, daß diese vergänglichen Farbstoffe mehr als dreißig Jahrhunderten getrotzt haben. Das allgemeine Motiv für das sämmtliche Bildwerk in diesen Grüften, der Lauf der Sonne, ist auch hier wieder an Decke und Wänden, jedoch im Großen, und in manchen Theilen umständlicher, ausgeführt. In Tausenden von Hieroglyphen und Basreliefs ist hier emblematisch das ganze Weltsystem der Egypter, sind die Grundsätze ihrer allgemeinen Naturlehre dargestellt. Nur langes Studium vermag ihren Sinn ganz zu enträthseln; es ist der raffinirteste Skeptizismus, aber sicher bergen sich unter dieser emblematischen Hülle manche uralte Wahrheiten, die uns so neu dünken.

Der wirklich ausgebauten, vollständigen königlichen Grüfte sind nur sehr wenige, höchstens fünf an der Zahl; alle andere sind unvollendet. Die einen endigen schon mit dem ersten Gemach, das nun zum großen Begräbnißsaale geworden ist, andere sind fertig bis zu einem zweiten Gemach; noch andere hören sogar schnell mit einem in der Eile gehauenen kleinen Raume auf, der grob bemalt ist, und worin der kaum aus dem Rohen gearbeitete Sarkophag des Königs steht. Dieß beweist wiederum, was wir oben bemerkt haben, daß die Könige den Befehl zum Bau ihres Grabes bey ihrer Thronbesteigung gaben; übereilte sie der Tod, bevor es fertig war, wurde die Arbeit eingestellt und das Grab blieb unvollendet. Daraus also, ob ein Grab vollendet, ob die Ausgrabung weiter oder weniger weit gediehen ist, läßt sich ziemlich sicher schließen, wie lange jeder König regiert hat. Es ist in dieser Hinsicht bemerkenswerth, daß nach Manetho, dem Verfasser einer egyptischen Chronik im dritten Jahrhundert vor Christus, deren Bruchstücke auf uns gekommen sind, Amenophis III., Rhamses der Große und Rhamses V. wirklich jeder länger als dreißig Jahre regiert haben, und daß gerade die Gräber dieser Pharaonen die bedeutendsten sind.

Sprechen wir nun von einigen besondern Merkwürdigkeiten dieser Gräber.

In dem eigentlich sogenannten Thale von Biban-el-Molouk bewunderten wir, wie alle Reisende vor uns, die ganz außerordentliche Frische der Gemälde und die feine Bildhauerarbeit im Grabe des Ousirei I.; diese herrliche Catakombe geräth aber täglich mehr in Verfall. Hier ließ ich unter anderm den Zug der Völker abzeichnen, der auf einem Basrelief im ersten Gemache vorkommt. Diese Darstellung ist bereits in England bekannt gemacht worden. Nach diesen englischen Zeichnungen meynte ich nicht anders, als diese vier Völker von ganz verschiedenen Raçen, die der Gott Horus mit dem Hirtenstab anführt, sollen die dem Scepter des Pharao Ousirei unterworfenen Nationen vorstellen; aber aus den Inschriften ersah ich, daß diese Darstellung eine weit allgemeinere Bedeutung hat. Sie gehört der dritten Tagesstunde an, wo die Sonne mit der vollen Gluth ihres Strahls zu wirken beginnt und alles bewohnte Land auf unserer Halbkugel erwärmt. Man wollte, wie die Inschrift selbst sagt, die Bewohner Egyptens und der fremden Länder vorstellen. Wir haben also hier ein Bild der verschiedenen Menschenraçen, welche die Egypter kannten, vor uns, und werden zugleich darüber belehrt, wie in jener fernen Zeit Länder und Völker im Großen abgetheilt wurden. Der Figuren, welche der Völkerhirte Horus anführt, sind zwölf, die vier streng geschiedenen Familien angehören. Die drey ersten Figuren sind von Farbe dunkelroth, der Wuchs ist von guten Verhältnissen, die Gesichtszüge sind sanft, die Nase leicht adlerförmig gebogen, das Haar lang, geflochten, die Kleidung weiß; ihre Inschrift bezeichnet sie als Rot-en-ne-Rome, d. h. Menschengeschlecht, als Menschen im eigentlichen Sinn, d. i. als Egypter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, October.

(Fortsetzung.)

Ein Unglück hierbey ist nur, daß Unterbeamte zuweilen noch immer den redlichen Geist der höheren Behörden nicht verstehen, oder in selbstgewonnener Ansicht zuweilen auch ängstlich nach Rücksichten handeln. Dieß zeigt sich besonders auffallend bey den Censurverhältnissen. Man kann es als ein eigenes Geschick betrachten, daß gerade in diesem Punkte diejenige Stadt, welche die Metropole des deutschen Buchhandels heißt, am schlimmsten gestellt ist. Die bestehenden Censur-Verordnungen in Sachsen stammen zwar aus einer ziemlich entlegenen Zeit, sind aber im Ganzen nicht illiberal und einer anständigen Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Lande nicht abhold; wie alle dergleichen Vorschriften, haben sie jedoch den nicht zu hebenden Uebelstand, daß sie Vieles der individuellen Ansicht des jedesmaligen Ausübers anheimstellen. Was läßt sich in die drey Hauptrubriken aller Censurgesetze: nichts gegen Religion, Staat und gute Sitten zu dulden, nicht alles bringen! Das sind weite Mäntel, die viel und wenig umhüllen können, wie man's eben nimmt. Ein kopfhängerischer Censor nennt das gegen Religion geschrieben, was seiner Secteuansicht widerspricht; ein Beamter wird leicht versucht, à la Louis XIV. in sich und seines Gleichen den Staat zu sehen ꝛc. — In Leipzig ist den Professoren der Universität, und seit einigen Jahren außerdem noch einem Privatmanne, dem Herausgeber der Zeitung f. d. eleg. Welt, die Censur übertragen. Diese Herren theilen sich nach ihren Lehrfächern, mitunter auch nach freiwilliger Bestimmung, in die Durchsicht der vorkommenden Schriften, und hier zeigt sich denn, während Alle nach den bestehenden Vorschriften handeln, welch verschiedenartige Anwendung diese Theorie in der Praxis hat. Was bey dem Einen, mit Berufung auf das Gesetz, unerbittlich gestrichen wird, geht bey dem Andern ohne allen Anstoß, auch in Folge des Gesetzes, durch, und was z. B. in einem für alle Leihbibliotheken bestimmten Roman gesagt werden kann, muß in einem zu ernster Erörterung geschriebenen Aufsatz wegfallen. Dieser Uebelstand trifft nun besonders die Zeitschriften, und unter diesen vorzüglich die für's Volk bestimmten, also eigentlich diejenigen, denen das weiteste Feld zu einer praktischen Nützlichkeit eröffnet seyn sollte. Ich weiß nicht, ist es ein besonderes Recht oder Bestimmung von oben herab, oder was sonst, was diese Art von Schriften unter die Aufsicht von ein Paar Männern gestellt hat, die jedesmal von einem Beben befallen zu werden scheinen, so oft eine Feder es unternimmt, Landes-, vorzüglich aber Stadtverhältnisse zur Sprache zu bringen. Wir haben hier ein Tageblatt, welches ganz auf die Localität berechnet, dem gewerbtreibenden Publikum zu Anzeigen dient, die Namen der durchreisenden Fremden, die wöchentliche Sterbeliste, die sonntäglichen Anordnungen des Gottesdienstes, polizeiliche Verfügungen, den Börsen- und Wechselcours u. dgl. m. meldet, und da es in allen Häusern und von allen Ständen gelesen wird, ganz dazu geeignet wäre, und es seiner ursprünglichen Bestimmung nach auch seyn sollte, die städtischen und ländlichen Verhältnisse zu besprechen, den Bürgern Aufklärung über dieselben zu geben, den Zustand der öffentlichen Stiftungen, Gemeingüter, Versorgungsanstalten, polizeilichen Maßregeln, kurz der ganzen Communalverwaltung zu erörtern, und so dem Einwohner zu zeigen, was alles in dieser Hinsicht geschieht oder noch zu wünschen ist. Daran ist aber durchaus nicht zu denken: alle diese Dinge sind, mit etwaiger Ausnahme eines unbedingten Lobgehudels, verpönt, und zwar nicht etwa verpönt, weil der Landesbehörde Wille dergleichen nicht besprochen wissen will, sondern weil des Censors Ansicht hierin eine andere ist, als die seiner Collegen in andern sächsischen Städten, wo in den dortigen Blättern (wie z. B. in dem Dresdner Anzeiger, der Zwickauer Biene u. s. w.) dieß alles ungestört, mit einer die Regierung ehrenden Freimüthigkeit, zur Sprache gebracht und Mängel und Mißbräuche gerügt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, September.

Wir theilen hier vermuthlich mit allen West- und Ostländern den trüben, regnigten Herbst, der uns nicht im entferntesten für die Entbehrungen des Sommers entschädigen kann. Die Weinerndte, die man bey der steigenden Cultur des Rebenbaus hier zu berücksichtigen anfängt, (z. B. in Potsdam, wohin förmlich zu Weinkuren gereist wird; auch ist der Handel mit Grüneberger, Gubener, und dem schon mehr zu Ehren gekommenen Neuenburger Gewächs nicht ganz unbedeutend) ist schon lange aufgegeben. Die vielen Kalkwände der geräumigen Hintergebäude einer so ausgedehnten Stadt bieten sonst vielen Schutz wenigstens zur Erzielung eßbarer Trauben. In unsern sandigen Flächen und Höhen hat man freilich von eigentlichem Wasserschaden wenig zu fürchten, die Spree ist der geduldigste, loyalste Fluß, und die Havel gibt in ihren blauen Seen gern den überströmenden Gewässern Raum, aber wenn die frühen Regentage so anhaltend bleiben, darf man aufs neue für unsere unglücklichen preußischen und schlesischen Länder besorgt werden, welche kaum, durch außerordentliche Anstrengungen und Opfer, sich zu erholen anfangen.

Die berühmte Luftschifferin Dlle. Gernerin war zu einer ungünstigen Zeit hergekommen, um ihre 36ste Luftauffahrt und Niederfahrt zu veranstalten. Der regnigten Witterung halber mußte sie mehreremal verschoben werden. Doch traf sie an dem zuletzt angesetzten Tage glücklicher Weise heiteres Wetter, und stieg vor einer ziemlich ansehnlichen Versammlung in die Höhe. Die Geschicklichkeit und Fertigkeit, das geringe Geräusch, die Abwesenheit aller Unordnung waren das Bemerkenswertheste, und zeigten, wie weit die technische Geschicklichkeit es auch in diesen luftigen Dingen gebracht hat. Es hätte auch in Rom keines Sixtinischen Verbotes, zu sprechen, bedurft, und Niemand durfte durch sein aqua-Geschrey sein Leben auf das Spiel setzen und die Luftschifferin retten. Wie eine Diligence pünktlich setzte sich der Ballon in Bewegung und verlor sich bald aus dem weiten Circus des Exerzierplatzes. Ueber der Stadt sah man die Luftschifferin die Gondel vom Ballen trennen; sie schoß zuerst pfeilschnell herab, bis sich der Fallschirm entwickelte, und nach kurzer Zeit war sie wohlbehalten im Hofraum eines entfernten Stadttheils niedergesunken. Das Unbequeme bey dem neuen Schauspiele ist, daß die bezahlenden Zuschauer nur das Gewöhnliche und minder Interessante zu sehen bekommen, nämlich das Einsteigen. Das Herabsinken und Ankommen im Fallschirm, die letzten Bewegungen der Schifferin, um einen sichern Hafenplatz zu finden. Dächer, Sträucher, Bäume, zu vermeiden, bleibt der Natur der Sache nach ein Spiel des Zufalls. Wenn man von etwas Reellem bei einer so luftigen Sache, die zu keiner Entdeckung, nicht einmal zu neuen Wahrnehmungen führt, reden darf, so ist die Art, wie Dlle. Garnerin ihre Luftfahrten anstellt, reell zu nennen, denn aller Flitterstaat wird vermieden, selbst die Posaunen tönen nur schwach, und das Ganze trägt, dem Anscheine nach, mehr den Charakter eines Versuchs als einer Haupt- und Staatsaction.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. November 1829.

Ein sprechendes Denkmal kann uns einst als ein Kapitel des Genesis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

Herder.

Die Gräber der Könige von Theben.

(Fortsetzung.)

Die drey folgenden Figuren sind ganz anders anzusehen: fleischfarbige Haut, ins Gelbe oder Schwärzliche spielend, starke Adlernase, schwarzer, starker, in eine Spitze auslaufender Bart; Kleidung kurz, verschiedenfarbig. Diese heißen Namou. — Was die drey folgenden sind, ist in die Augen springend: es sind Neger. Sie heißen Nahasi. — Die Gesichtsfarbe der drey lezten endlich ist, was wir fleischfarbig nennen, oder weiß, und äußerst zart, die Nase gerade oder sanft gebogen, die Augen blau, der Bart blond oder roth, der Wuchs hoch, sehr schlank, die Kleidung Ochsenhäute mit den Haaren daran; wahre Wilde, die an verschiedenen Stellen des Leibs tatowirt sind. Sie sind Tamhou benannt.

Rasch machte ich mich daran, in andern königlichen Gräbern die der oben beschriebenen entsprechende Darstellung aufzusuchen; ich fand sie auch wirklich in mehreren, und die Abweichungen, die ich hier beobachtete, überzeugten mich vollkommen, daß man damit die Bewohner der vier Welttheile, nach dem alten egyptischen System, vorstellen wollte, nämlich: 1) die Bewohner Egyptens, das nach dem bescheidenen Brauche bey den Völkern des Alterthums einen Welttheil für sich bildete. 2) Die Asiaten. 3) Die eigentlichen Bewohner von Afrika, die Neger, und 4) endlich, — fast schäme ich mich es zu sagen, denn unsere Raze ist die lezte und wildeste in der Reihe — die Europäer, welche in jener fernen Zeit keine gar glänzende Rolle in der Welt spielten, und wohl im damaligen Völkergemälde das waren, was uns etwa jezt die Neuseeländer sind. Man muß indessen unter dieser Abtheilung sämmtliche Völker mit blonden Haaren und weißer Haut begreifen, die nicht blos Europa, sondern auch Asien, von wo sie ausgegangen waren, bewohnten.

Unsere Ansicht von diesen Gemälden ist darum desto gewisser die richtige, weil in den andern Gräbern dieselben Namen für die verschiedenen Volksstämme wiederkehren, und zwar beständig in derselben Ordnung. Die Egypter und Afrikaner sind einmal ganz wie das andere Mal dargestellt, wie es auch nicht anders seyn kann; aber bey den Asiaten und Europäern bemerkt man bedeutende, interessante Abweichungen. Statt des einfach gekleideten Arabers oder Juden in Onsireis Grab, wird in andern Gräbern Asien durch drey Figuren repräsentirt, die zwar auch gebräunte Gesichtsfarbe, Adlernasen, schwarze Augen und dichten Bart haben, aber ausnehmend prächtig gekleidet sind. In einer Gruft sind es offenbar Assyrer; ihr Kostüm gleicht bis auf's Kleinste der Kleidung der Figuren, die auf den assyrischen Cylindern ausgehauen sind; in einer andern sind es Meder oder Ureinwohner eines Theils von Persien, denn ihre Gesichtsbildung und ihr Kostüm findet sich Zug für Zug auf den sogenannten persepolitanischen Monumenten. Asien wurde also durch eines seiner Völker, gleichviel durch welches, repräsentirt. Dasselbe

gilt von unsern guten Urvätern, den Tambous; auch ihr Kostüm zeigt Abweichungen; ihre Köpfe sind bald reichlicher, bald sparsamer behaart und mit verschiedenen Zierathen behangen; auch ihr roher Anzug ist von verschiedenem Schnitt; aber Haut, Augen und Bart bezeichnen sie immer als eine besondere Race. Als ich nach Biban-el-Moluk kam, ahnete ich wahrhaftig nicht, Bildwerke zu finden, die zu Vignetten für eine Geschichte der Urbewohner Europas dienen könnten, wenn eine solche je sollte unternommen werden. Ihr Anblick hat übrigens etwas Tröstliches; fühlen wir hier doch handgreiflich, wie weit wir seitdem gekommen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Fragmente.

Von H. Heine.

II. Auf den Appeninen.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgibt? In Italien ist sie leidenschaftlich wie das Volk; bey uns in Deutschland ist sie ernster, sinniger und geduldiger. Hatte einst wie die Menschen auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, sagt man, konnte Bäume und Steine nach begeisterten Rythmen bewegen. Könnte noch jezt dergleichen geschehen? Menschen und Natur sind pflegmatisch geworden und gähnen sich einander an. Der Kriegsrath Müchler wird nimmermehr, mit den Klängen seiner Leyer, den Temploer Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geschichte, und das ist eine ganz andere Naturgeschichte, als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eydechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Appenins leben, sollte man als ganz außerordentliche Professorin der Naturgeschichte bey einer unserer Universitäten anstellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Fakultätsstolz gewisser Herren würde sich gegen eine solche Anstellung auflehnen.

Die Eydechsen, mit ihren klugen Schwänzchen und spitzfündigen Aeuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einsam zwischen den Felsen der Appeninen umherkletterte. Wahrlich, es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge, die nicht blos unsere Philosophen, sondern sogar unsere Dummköpfe nicht wissen.

Die Eydechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen. Eine alte Eydechse meynte aber, diese Steinwerdung würde nur dann stattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten sich verwandelt und sie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein athmen sie. Aber diese wenigen Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Thiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art, und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Natur erlöst ist, werden alle andern Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

Die Eydechsen sind ein ironisches Geschlecht, und bethören gern die andern Thiere. Aber sie waren gegen mich so demüthig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Muthe bey dem kleinen Wesen, das gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahrt. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Egyptens, die ebenfalls naturbelauschend in labyrinthischen Felsengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder, wie auf egyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelst welcher ich mit der stummen Natur zu sprechen vermag. Dieses erleichtert mir oft die Seele, besonders gegen Abend, wenn die Berge in schaurig süßen Schatten gehüllt stehen, und die Wasserfälle rauschen, und alle Pflanzen duften, und hastige Blitze hin und her zucken. —

O Natur! du stumme Jungfrau! wohl verstehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeversuch, der über dein schönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerst mich so tief, daß ich weine. Aber alsdann verstehst du auch mich, und du heiterst dich auf und lachst mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verstehe deine Sterne und du verstehst meine Thränen!

*

Nichts in der Welt will rückwärts gehn, sagte mir ein alter Eydechs, Alles strebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement stattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menschen und die Menschen werden Götter werden. Aber, rief ich, was soll denn aus diesen guten Leuten werden, aus den armen, alten Göttern? — „Das wird sich finden, lieber Freund; wahrscheinlich danken sie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruhestand versezt.“

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manch andres Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort nichts zu enthüllen. Ich weiß jezt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von diesen Beyden? frug mich der alte Eydechs, mit einem höhnischen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte. Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß sie blos Menschen und keine Eydechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie ein und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie; nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerley Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels sehen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerley andern Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verschlingungen, zusammengesezt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsirend wärmer, alles darin lebt, statt daß die abstrakt hegelschen Schiffern uns so grau, so kalt und so todt anstarren. Gut, gut, antwortete der alte Eydechserich, ich merke schon, was Sie meynen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilderte ihm nun, wie z. B. in der gelehrten Caravanserai zu Berlin die Kameele sich sammeln um den Springquell der hegelschen Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die märksche Sandwüste.

Den kleinen Naturphilosophen überlief der gelbe Neid, als er hörte, daß seine Collegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: welchen halten Sie für den größten? Das kann ich nicht entscheiden, gab ich zur Antwort, eben so wenig, wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sey, als die Sontag, und ich denke —

Denke! rief der Eydechs mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, denken! wer von Euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreytausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Thiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe noch mehr Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen, kann ich Ihnen bestimmt sagen: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein; solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben heißen sie Denken. Aber in meinem Namen dürfen Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; es gibt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwanze.

Bey diesen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos gesprochen wurden, drehte der alte Eydechs den Rükken, und indem er langsam fortschwänzelte, sah ich darauf die seltsamsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den langen Schwanz hinabzogen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Beschluß.)

Ein Türke, nach dem Gerüchte bey Varna gefangen, und wegen seiner besondern Tapferkeit vorzugsweise durch die russischen Befehlshaber gehegt und gepflegt, war in den lezten Wochen weit mehr, als die Luftschifferin, der Gegenstand der populären Aufmerksamkeit. Er war aus Warschau, wo er bereits als Sonderbarkeit glänzt, unserem Hofe als Specimen des Krieges und der türkischen Aufklärung zugeschickt worden. Hier ist dann dem guten Bimbascha so viel Aufmerksamkeit und Ehre widerfahren, daß, wenn nicht am Ende die Langeweile es dahin bringt, er sich schwerlich je nach der Ranzionirung sehnen wird. In seiner neuen rothen Milizuniform, die ihm aber erst hier geschenkt worden, den Halbmond auf der Brust, das Büschelmüzchen auf dem Kopf, sieht man ihn täglich in Begleitung zweier Offiziere auf den Straßen, an den öffentlichen Vergnügungsorten und in beiden Theatern. Sogar die Belagerung von Varna hat er auf dem königsstädtischen mit ansehen müssen! Seinen Blicken zufolge interessirt ihn indessen jedes Schauspiel, etwa mit Ausnahme anmuthiger Aktricen in orientalischem Kostüm, wenig mehr als der gedruckte Kombdienzettel, den der Logenschließer mit gastfreundschaftlicher Berücksichtigung nicht vergißt, vor dem edlen Fremden hinzulegen. Sein Gesicht ist nichts weniger als interessant und gibt uns einen geringen Begriff von der orientalischen Männerschönheit der Türken.

Da mein heutiger Bericht sich so zu sagen um Stadtneuigkeiten dreht, muß ich doch noch zweyer Mystifikationen erwähnen, von denen die eine freilich um mehrere Wochen zurückliegt, aber doch bei Wind und Luft noch immer ihren Platz findet. Man hatte im Fremdenbuche der königlichen Bibliothek die Namen Victor Hugo und Casimir Delavigne eingetragen gefunden. Die Nachricht hatte sich schnell verbreitet, alle drei Zeitungen, die Staatszeitung voran, hatten Lärm geschla-

gen und den Literaten die Anwesenheit so interessanter literarischer Gäste verkündet. Man hatte in allen Gasthäusern vergeblich gesucht, die Polizey wurde so mit Fragen bestürmt, daß ein Kommissär schon von selbst, wenn er ein fremdes Gesicht mit fragender Miene eintreten sah, die Antwort gab: „Meine Herren, die Polizey weiß nichts, will nichts wissen und wird nichts wissen von einem Herrn Hugo und Delavigne.“ Durch den Bibliothekdiener wurde man zuerst auf die Vermuthung geführt, daß es nur ein Spaß sey. Die Herren, die das eingeschrieben, hatten ihm einen Thaler gegeben, und „einen Thaler gibt kein Franzose.“ Erst jezt ist man den Spaßvögeln auf die Spur gekommen, welche das gelehrte Berlin etwas in lustigen Aufruhr gebracht hatten, und nicht ohne bestimmte, wohlgelungene Absicht. — Vom Musikfest in Halle haben Ihnen alle politischen Zeitungen längst erzählt; man betrachtet es aber als Berlin näher angehend, denn die Stadt selbst, wo es begangen wurde, indem Berlin die meisten Virtuosen und auch den Dirigenten geliefert hat. Diesem, Spontini, ist dort eine Medaille, schon früher in der Stille geschlagen, überreicht worden. Noch weiß man hier eigentlich nicht, wer sie schlagen lassen und wer sie bezahlt hat; sie ist aber doch geschlagen, überreicht, von Spontini angenommen und vermuthlich auch bezahlt worden. Aber die hier nachträglich eröffnete Subscription hat wenig oder nichts eingebracht.

Einige Mordthaten und Selbstmorde haben die Aufmerksamkeit in diesen Tagen sehr lebendig erregt. Zwei Bösewichter haben in Neu-Moabit, einer Art Vorstadt jenseits der Spree, in Zeit weniger Minuten vier Personen, worunter drey starke Männer, zum Theil auf eine fürchterliche Art umgebracht. Leider ist bis jezt nur der Eine ergriffen, und man hat kein großes Vertrauen in unsere polizeiliche Sagacität. Seit dem Tode des fast berühmten Polizeyraths Eckart, beym gemeinen Volk „der Teufel“ genannt, hat sich kein bedeutendes Talent gezeigt, und die Verbrechen nehmen zu, und die Strafanstalten entlassen alljährlich die verstocktesten, unverbesserlichsten Böswichter, welche, mittellos ausgestoßen, gleichsam stillschweigend zu Begehung neuer Verbrechen angewiesen sind. In diesem Felde ist bey unserer sonst darin trefflichen Verwaltung noch sehr viel zu thun. Fast mehr noch, als von den Mängeln der polizeilichen und gesetzlichen Einrichtungen, hat man von der sträflichen Milde unserer Aerzte zu fürchten. Eine Manie bey den Verbrechern, eine Unzurechnungsfähigkeit bey ihnen aufzusuchen, dieß Bestreben ist bey unsern Medizinern selbst schon zur Manie geworden. Die Hand der strafenden Gerechtigkeit, schon allzusehr durch unsere hyperphilanthropische Gesetzgebung gebunden, wird durch die Gutachten der Aerzte fast annullirt. Bey den bedachtesten Mordthaten finden sie Umstände, welche die geistige Freiheit des Verbrechers zweifelhaft machen, und der allzu gnädige Monarch hört nur zu gern auf diese Meinungen, um das Recht seiner Gnade zu begründen. Jenes ärztliche Unwesen nimmt von Jahr zu Jahr zur allgemeinen Besorgniß zu, denn vielfältige Beyspiele lehren uns, daß diese ärztlich begnadigten Verbrecher nicht gebessert werden, und die Begnadigung eines Mörders hat schon mehr als einem Ehrenmann das Leben gekostet, wie unsere Kriminalakten aufweisen.

Leipzig, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ich könnte in Betreff dessen, was blos aus Aengstlichkeit und Rücksichtnehmerey in Leipziger periodischen Blättern schon gestrichen wurde, eine Reihe der merkwürdigsten Facta anführen, begnüge mich indeß, als vorläufigen Beweis der Wahrheit des von mir Gesagten, zwei Thatsachen zu erwähnen, die ihrer Zeit bekannt genug wurden. Als der jezt regierende König die Huldigung in Leipzig annahm, besuchte er auch das hiesige Taubstummen-Institut und geruhte, dem Direktor desselben auf dessen Anrede unter andern die freundliche Erwiederung zu geben: er verstehe alle seine Worte recht gut, dieß sey aber auch natürlich, denn er (der Direktor) sey es ja gewohnt, mit Schwerhörigen zu sprechen. — Prof. Stein, der bekannte Geograph, nahm diese Aeußerung des wirklich höchst wohlwollenden und väterlichen Fürsten in einem Werke auf, welches bald darauf von ihm im Verlage einer Leipziger Buchhandlung, mit Leipziger Censur gedruckt, erschien; als aber der Redakteur des Tagblattes die Aeußerung Sr. Maj. auch bringen wollte, da strich sie der Censor des Blattes weg und gestattete den Abdruck der, im Beysein vieler Personen öffentlich ausgesprochenen Worte seines Königs nicht. Vermuthlich dachte der besorgte Mann, es sey gegen den Staat gehandelt, wenn man des Königs eigenes Geständniß der Schwerhörigkeit dem Volk wiederhole. Das zweite Beyspiel ist folgendes: in dem zu Zwickau erscheinenden Volksblatt: die Biene, wurde etwas über die sogenannte Repräsentation der Bürger von Leipzig in Bezug auf den Magistrat gesagt. Die damals noch in Leipzig erscheinende Zeitschrift: der Eremit, bob die 10 oder 12, durchaus nichts Herbes für die städtische Behörde enthaltenden, Zeilen erwähnungsweise aus, sie wurden aber vom Censor mit der Bemerkung gestrichen: solches könne nur, wenn die oberste Censurbehörde (der Kirchenrath in Dresden) es gestatte, das Imprimatur erhalten. Daß es schon in Sachsen mit eben so vollwichtiger Censur als die seine, in einem ganz für das Volk berechneten Blatte gedruckt war, dieß schien, obschon es bey der Allegation erwähnt wurde, der ängstliche Preßrichter zu vergessen, wie so oft vergessen wird, welcher Grad von Lächerlichkeit darin liegt, in den öffentlichen Blättern anständigende Erwähnungen von Dingen zu untersagen, die während dem frank und frey in den Läden ausgehangen und verkauft werden dürfen, wie dieß in diesen Tagen bey Paganinis Anwesenheit mit ein paar aus Berlin hergesendeten Carricaturen der Fall war.

Daß natürlich solche Befangenheit doppelt unvortheilhaft für einen Ort ist, dessen lebhafter Buchverkehr, blos finanziell betrachtet, dem Staate wichtig seyn muß, versteht sich.

Außer Prof. Krug beabsichtigen auch noch die Professoren Möbius und Erdmann. Ersterer über Astronomie, Lezterer über Experimentalchemie, Vorlesungen vor einem nicht akademischen Publikum diesen Winter zu halten. Man kann dieß Streben, die Wissenschaften zu populariſiren, und sie mehr in den Kreis des nicht gelehrten, aber gebildeten Theiles der Nation übergehen zu lassen, nur loben; und daß, nach dem Beispiele unserer westlichen Nachbarn, auch unsere Gelehrten immer mehr anfangen, ihre Wirksamkeit nicht mehr blos auf die einsame Studierstube oder das engbegränzte Auditorium einzuschränken, gehört jedenfalls zu den erfreulichen Aenderungen in unserer Zeit; denn mag auch nur müßige Neugier und Langeweile Manchen in solche Vorträge treiben, immer wird doch hier ein nüzliches Samenkorn des Wissens ausgestreut, das fortwuchernd weitere geistige Früchte bringt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 267.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. November 1829.

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.

Goethe.

Dibaskalien
von
Ludwig Robert.

Es wird in diesen Aufsätzen zwar von der deutschen Bühne im Allgemeinen, jedoch von keinem einzelnen und bestimmten Theater die Rede seyn. Die unbedeutenden sind kein Objekt für dramaturgische Betrachtungen; die bedeutenden Hof- und Staatsanstalten — ihnen darf die betrachtende Kritik kein Objekt seyn, sie dürfen ihrer Würde nichts vergeben, sie müssen selbst ihre Mängel mit dem vergoldeten Schlüssel der Unfehlbarkeit vertheidigen, und können, in dieser Erhabenheit, höchstens von ihrer eigenen Geschichte späte Lehren, und auch diese nur in Form ihrer eigenen Erfindung annehmen. Eben so wenig soll hier von einzelnen Darstellern gehandelt werden. Es ist eine allzuschwierige Aufgabe, ein Werk ihrer transitorischen Kunst mit beschreibenden Worten zu reproduziren; noch schwieriger, ihnen deutlich zu machen, wie sie es hätten anders und besser machen können, am allerschwierigsten aber, ihre Künstlereitelkeit nicht zu beleidigen, da jeder, auch der leiseste Tadel — weil ihre Person ihr Kunstwerk ist — persönlich werden muß. Der einzelne Darsteller soll einen kundigen Freund haben, der ihn, unmittelbar nach der Vorstellung, auf das, was Noth thut, aufmerksam macht. Hat dieser Freund ihn überzeugt und ändert der Schauspieler, so wird auch das Publikum hiedurch besser belehrt, als durch öffentliches Preisen oder Tadeln, welches meistens kein Bild der besprochenen sogenannten Leistung gibt, und überdieß außerhalb der Stadtgrenze jedes Interesse verliert. — Allgemeine Ansichten verwunden nicht, und so ist es wahrscheinlich, daß hie und da ein Schauspieler sie mit erwägender Ruhe liest; ja wenn sie sich nicht in dem Nebel der Abstrakta verlieren und auf Realität und Praxis fußen, so ist es sogar möglich, daß sie irgend einem Bühnenchef von ungefähr in die Hand gerathen, der späterhin, wann er ihren Ursprung vergessen hat, sie als sein wohlerworbenes Eigenthum benutzt. Auch dem Publikum — da seinen gewohnten und daher geliebten, vaterstädtischen Theater kein Leides geschieht — werden diese allgemeinen Betrachtungen nicht unangenehm seyn. Sollte man aber dennoch in diesem Allgemeinsten Beziehungen auf das Einzelne finden, oder gar geflissentlich hineinlegen, so ist mir auch dieses schon begegnet, und ich muß es mir, wie so manches Andere, wenn auch wider Wunsch und Willen, gefallen lassen. Genug daß ich erklärt habe, nicht von einem einzelnen Theater, sondern von der deutschen Bühne im Allgemeinen zu sprechen.

Erster Artikel.
Der Regisseur.

Im Anfange — d. h. als sämmtliche Bühnen noch kleine Privatanstalten waren, verstand man unter Regie das dem Direktor obliegende Fach der eigentlichen drama-

tischen Kunstleitung. Seitdem aber Direktoren aufkamen, deren eigentliches Fach die Kunst nicht war, wurde das Amt eines Regisseurs ermittelt. Was nun, bey dieser Theilung der Gewalten, das Geschäft des Direktors betrifft, so soll davon in einer besonderen Rubrik, hier nur vom Regisseur die Rede seyn. Sehen wir in der wirklichen Bühnenwelt umher, so stoßen wir sogleich auf Verwirrung und Widerspruch. Die theatralische Kunst wird von zwey Personen (sie zerfallen bey größern Bühnen in viele, viele kleine Persönchen), von dem Direktor und dem Regisseur geleitet; aber weder ihre Befugnisse, noch ihre Obliegenheiten sind, wie es doch seyn sollte, streng gesondert, und so greift Einer in des Andern Geschäfte, verwirrend und widersprechend, ein. Bald usurpirt ein — um keinen stärkern Ausdruck zu gebrauchen — geschmeidiger Regisseur die Macht der oberen Direktion; bald verliert sich ein Direktor in eine Masse von Einzelnheiten, entzieht, eifersüchtig auf seine Machtvollkommenheit, dem Regisseur jede Autorität, und sezt ihn zu einem ohnmächtigen Requisitenmeister herab; zuweilen sogar — und dann tritt die höchste Verwirrung ein — geschieht Eines und das Andere abwechselnd, ja in der nämlichen Stunde. Die größeren Bühnen setzen ihren Ehrgeiz darein, statt als Kunstanstalten, als Dikasterien sich geltend zu machen; die äußeren Formen dieser lezteren beobachten sie auch mit äußerster Strenge, aber deren innere Grundordnung fehlt ihnen. Worin sollte nun bey einer wohlorganisirten Bühne das Geschäft des Regisseurs bestehen? Soll er zuvörderst ob der Annahme der Stücke zu entscheiden haben, in so fern hiebey nach einem Prinzip, oder auch nur nach einer Tendenz, sie sey nun eine ästhetische, eine moralische, eine politische, oder jede andere, verfahren wird? Gewiß nicht; denn dieses ist Sache der allgemeinen und höheren Leitung der Kunstanstalt; eben so wenig in ökonomischer Hinsicht; denn ob ein Stück gefallen und der Kasse einträglich seyn wird, dieses zu weissagen ist noch Keinem gelungen, und wird auch, einen Propheten ausgenommen, keinem sterblichen Deutschen früher gelingen, als bis die Verwirrung unseres Kunstgeschmacks ihr seliges Ende erreicht. Es hat also der Regisseur seine Stimme über die Annahme des Stückes nur in so fern abzugeben, als er es in technischer Hinsicht für darstellbar oder nicht darstellbar erklärt. Bey der Entwerfung des Repertoriums tritt ganz dasselbe Verhältniß ein; er hat nur zu erklären, ob die beschlossene Folge der angesezten Stücke möglich sey, d. h. ob sie nicht unüberwindliche technische Störung veranlasse. Was der Regisseur bey diesen Geschäften mehr sagt oder thut, ist vom Uebel, sey es auch nur, weil es ihn aus dem Kreise seiner angemessenen Obliegenheiten herausbringt. Diese sind sehr wichtig und fordern die ganze unzerstreute Thätigkeit eines fleißigen und fähigen Mannes. Sie beginnen mit dem Studium des Stückes, das er in Scene setzen soll, und er hat zu diesem Zwecke das mit leeren Blättern durchschossene Dirigirbuch zu bearbeiten. Bey großen Opern, Melodramen, Zauber- und sonstigen Lärmstücken wird diese Arbeit nicht gänzlich außer Acht gelassen, weil nämlich sonst das Stück gar nicht anfangen könnte. Mir sind sogar bey einer bedeutenden deutschen Bühne dergleichen Bücher zu Gesicht gekommen, die ein Muster von Ordnung und Fleiß waren, indem alle Gruppen, das ganze Gerüst der Stellungen, des Auf- und Abtretens u. s. w. bis zur geringsten Einzelnheit sauber gezeichnet waren. Demungeachtet aber scheint man bey den meisten deutschen Bühnen noch nicht zu wissen, daß auch das einfachste Lustspiel, worin weder Komparsen noch Dekorationen die Hauptrolle spielen, ein eben so vorsorgliches Studium von Seiten des Regisseurs erheischt, indem gerade hier das richtige und rasche Eingreifen der kleinen und leicht zu übersehenden Einzelnheiten das Gelingen des Ganzen bedingt. Die Klage über den trägen und zerstückelten Gang der deutschen Lustspiel-Vorstellungen ist allgemein. Es ist die Schuld der Regisseurs, die auf's Gerathewohl solche Stücke auf die Probe bringen, ohne vorher, in fleißiger Einsamkeit, das Ganze im Ganzen und in allen seinen Einzelnheiten, mit der Feder in der Hand, überlegt und eingerichtet zu haben. Was hier der Regisseur fördern, ja erfinden, wie er die Schwächen eines Stückes verdecken, Schönheiten in demselben entdecken und hervorheben kann, wird eben so wenig erwogen, als das Gegentheil von diesem Allen: wie leicht es einem Regisseur wird, entweder aus Läßigkeit oder mißwilliger Absicht ein Stück in den Grund zu segeln. Und doch hörte ich einen solchen, und einen wahrlich nicht unredlichen, behaupten, daß es zu gar nichts helfe, sich die Sache zu Hause zu überlegen und das Stück im voraus einzurichten; dergleichen müsse sich auf der Probe finden. Ich schwieg, weil einem Genie schwer zu antworten ist; aber ich hätte ihm wohl die Worte Caspers im Freischütz zu Gemüthe führen mögen: „Das findet sich, wie zerbrochenes Glas von Kirchenfenstern!“ nämlich in Stücken, das Stück zerstückelt. Nur erst nachdem der Regisseur mit seiner Vorarbeit für die Darstellung zu Stande gekommen, sollten die Rollen vertheilt werden, weil er nur erst nach genauer Kenntniß des Stücks sein Votum hierüber abgeben kann. Dieses sein Votum muß, wenn auch nicht das einzig entscheidende, doch von großem Gewicht seyn, denn er ist es, der sowohl das betreffende Stück als die Fähigkeiten und Individualitäten der Darsteller am genauesten kennen muß. Hat man sich nun über die Rollenvertheilung geeinigt, so sollte dasjenige nicht geschehen, was bis jezt noch bey allen mir näher bekannten Bühnen geschieht. Die Rollen nämlich sollten den im Stücke beschäftigten Personen nicht zugesendet werden; denn was geschieht? Sie lesen die Rollen flüchtig durch, und empfangen ein unvollständiges,

durchaus verworrenes Bild des Stücks, das sie nicht kennen, und das sie sich nun entweder als trefflich oder verwerflich vorstellen, je nachdem ihnen irgend eine Tirade oder ein glänzender Abgang gefällt, oder der Mangel an dergleichen Mißbehagen erregt. Der erste Eindruck ist jeder Zeit der lebendigste, der unvertilgbarste; hier aber ist er stets ein unzulänglicher, meist ein falscher, und die Schauspieler kommen mit einem Vorurtheil auf die Leseprobe, das jedem späteren Nachdenken gespenstisch in den Weg tritt. — Leseprobe? So nennt man freylich diese Zusammenkunft; aber man dürfte sie füglicher Korrigirstunde nennen; denn was geschieht? — Man sezt sich an einen Tisch, auf welchem die nöthigen Schreibmaterialien; jeder der Anwesenden hat seine Rolle und seine Vorurtheile, der Regisseur, ehe er es bearbeitet, ja vielleicht bevor er es aufmerksam gelesen, das Souffleurbuch mitgebracht. Man liest wechselseitig, ein jeder seine Rolle, mit möglichst leiser Stimme, ohne alle Betonung, ohne allen Charakter, denn wie sollte man dieses, da man das Stück nicht kennt, und da es Sitte ist, sich nicht früher als in der Vorstellung zu zeigen, ja die Hauptangriffe auf das Publikum vor dem Nebenbuhler oder der Rivalin zu verheimlichen. Dieses Zeitungslesen des Stückes wird überdieß alle Augenblicke unterbrochen, indem bald hier, bald da, bald in einer Haupt-, bald in einer Nebenrolle ein Schreibfehler des Kopisten verbessert werden, die Aussprache eines fremden Namens berichtigt, oder wohl gar ein unbekanntes Wort erklärt werden muß. Auch ist es mir wohl vorgekommen, daß Personen, die im fünften Akte nicht mehr auftreten, nach dem vierten ganz naiv davongingen; und — auf solche Weise lernen die Schauspieler das darzustellende Stück kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gräber der Könige von Theben.

(Beschluß.)

Einem der in diesem Thale begrabenen Könige, mit Namen Rhamerri, scheint die Sorge für seine Gruft nicht viel Kummer gemacht zu haben: statt sich, wie seine Vorfahren, eine eigene graben zu lassen, fand er es bequemer, sich derjenigen, die neben der seines Vaters lag, geradezu zu bemächtigen. Diese Gruft gehörte der Königin Thoaser, einer wirklichen Regentin, der Tochter der Königs Horus. Der Usurpator, ihr fünfter oder sechster Nachfolger, hatte, wo es nöthig war, die ursprünglichen Bildwerke mit Stuk bekleiden und auf denselben Inschriften, die sich auf ihn bezogen, setzen lassen; aber die Zeit selbst hatte diesen Betrug entdeckt, indem der Stuk stellenweise abgefallen ist und die eigentlichen, ursprünglichen Basreliefs und Inschriften blicken läßt. Aus dem Bilde der Königin hatte er überall durch Weglassen oder Zusetzen das seinige gemacht, indem er ihr z. B. einen Helm aufsetzte, und ihr überhaupt Kleider und Abzeichen gab, wie sie nur für einen König, aber für keine Königin passen; ferner hatte er alle Tafeln, worauf der Königin und ihres Gemals Name stand, mit Stuk bekleidet und den seinigen darauf gesetzt. Dabey war man aber wohl sehr eilig zu Werke gegangen, weil man, nachdem nun die Königin Thoaser in den König Rhamerri verwandelt war, nicht daran dachte, den Text der Reden der Götter, die sämmtlich an die Königin gerichtet sind und auf den König nicht passen, gehörig abzuändern.

Das größte und prachtvollste von allen noch vorhandenen Gräbern in diesem Thale war unstreitig das des Rhamesses Mei-Amoun, des Nachfolgers des Rhamerri. Es ist aber sehr verdorben. Was es ganz vorzüglich auszeichnet, sind acht kleine Gemächer, die seitlich in die Wände des ersten und zweiten Korridors gehauen sind; sie sind mit Bilderarbeit vom höchsten Interesse ausgeziert. Eines dieser Kabinette enthält unter Anderm die Vorstellung der Verrichtungen in der Küche; ein zweites Abbildungen der reichsten, prachtvollsten Geräthe; ein drittes ist eine vollständige Rüstkammer mit Waffen aller Art, und den Feldzeichen der egyptischen Legionen; in einem andern sieht man die königlichen Barken mit allen ihren Bey-werken.

Doch genug von Biban-el-Moluk; Eins darf ich aber zum Schlusse nicht vergessen, nämlich, daß mehrere dieser königlichen Grüfte an ihren Wänden die geschriebenen Belege aufzuweisen haben, daß sie schon vor vielen Jahrhunderten verlassen standen, und nur, wie noch jetzt, von einer Schaar müßiger Neugierigen besucht wurden, die — wie sie es ja auch jetzt noch machen — sich zu verewigen meinten, wenn sie ihre Namen auf die Malereien und Basreliefs krazten und sie damit verdarben. Die Narren aller Jahrhunderte haben hier zahlreiche Repräsentanten: einmal findet man hier Egypter aus allen Zeitaltern; die Inschriften der ältesten sind in hieratischer, die der neuern in demotischer Sprache; ferner viele Griechen, der Form der Buchstaben nach aus sehr früher Zeit; alte Römer aus der Zeit der Republik, die sich stolz mit dem Römernamen schmücken; Inschriften von Griechen und Römern aus der ersten Kaiserzeit; eine Menge unbekannter Namen aus den spätern Jahrhunderten des römischen Reichs, mit einem Schwall von Superlativen vor oder hinter denselben; ferner Koptennamen mit sehr frommen Sprüchen; endlich die Namen der europäischen Reisenden, welche Liebe zur Wissenschaft, der Krieg, der Handel, der Zufall oder die Langeweile in diese einsamen Gräber geführt hat. Die merkwürdigsten dieser Inschriften, die es ihres Inhalts wegen, oder in paläographischer Hinsicht verdienten, habe ich aufgezeichnet; es sind doch immer interessante Materialien.

Nachtruf.

Ist der Tag nicht fortgeflogen
Wie ein liebes Vögelein,
Und am dunkeln Himmelsbogen
Schlafen alle Sterne ein?

Schleicht die Nacht doch, leis wie Diebe,
Langsam durch der Stunden Frist,
Quält dich Liebe, quält dich Liebe,
Daß du gar so leise bist?

Herz, bist du ein Wächter worden,
Daß du in der Nacht nicht ruhst?
Daß du heute vor den Pforten
Ihrer Thür noch singen mußt?

Rochholz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Beschluß.)

In der Verfassung des Universitäts-Gerichts ist eine Aenderung eingetreten, über deren Zweckmäßigkeit Kenner entscheiden mögen. In Folge derselben ist bei den Sitzungen dieses Gerichtes der Rektor mehr eine passive, blos repräsentative Person geworden, auch steht demselben jetzt nicht mehr die alleinige Entscheidung über Aufnahme in das Corps der akademischen Bürger zu. — Den Abgang des Prof. Hase, eines jungen, geistreichen Gelehrten, beklagt man sehr als einen bedeutenden Verlust für die theologische Fakultät. Herr Hase geht nach Jena, wie so mancher brave junge Docent schon von hier wegging, da in der Regel Langjährigkeit dazu gehört, um sich an Leipzigs Hochschule ökonomisch wohl, oder wenigstens leidlich zu befinden. — Befremdlich ist, daß offiziell nie eine Angabe des Standpunktes der Universität in numerischer Hinsicht erfolgt: wie viel Studierende dieselbe besuchen, welche Fächer am mehrsten besetzt sind; wie sich das Verhältniß der Studierenden sowohl im Ganzen, als nach den einzelnen Fakultäten zu dem der Gesammteinwohner des Landes stellt. Dieß und so manche andere statistische Nachweisung vermißt man gänzlich bey uns, und mit Recht wurde unlängst in sächsischen Blättern darauf hingewiesen, wie zeitgemäß und nothwendig die Errichtung eines eigenen statistischen Bureaus für das Land sey. Ueberhaupt ist in dieser Art immer noch Vieles und Manches bey uns zu wünschen, obschon die Regierung seit einiger Zeit mehrere sehr lobenswerthe Schritte zu Verbesserungen in verschiedenen Zweigen that. So sind z. B. in Betreff des Schulwesens neuerdings einige Verordnungen erschienen, die der Verwaltung zur höchsten Ehre gereichen. Das Schulwesen in unserem Lande gehört zu den besten in Deutschland; es ist dieß eine Seite, auf die wir stolz seyn können; auch hat das Ausland selbst dieß anerkannt, indem wenige Monate, ehe Frankreich den Schmerz hatte, an die Stelle eines nicht unrühmlichen Ministeriums das jetzige treten zu sehen, auf Anregung des damaligen französischen Ministers des Unterrichts, Hrn. v. Vatimesnil, durch die Gesandtschaft jenes Landes in Dresden genaue Erkundigungen über die Unterrichtsmethode in den sächsischen Volksschulen und die in denselben eingeführten Bücher, eingezogen wurden, um, was sich davon in Frankreich anwenden ließe, dort einzuführen; indeß, so sehr dieß auch alles von der Zweckmäßigkeit unserer Unterrichtsanstalten zeugt, so gibt es dennoch auch hierbey immer noch Punkte, die dringend eine Abhülfe erfordern. Wer wird z. B. im Auslande vermuthen, daß es bey uns noch zahlreiche Landschulstellen gibt, die ihrem Besitzer keine 30 Rthlr. jährlich eintragen? ja daß sich sogar noch Ortschaften finden, wo der Mann, welcher die heranwachsende Generation zu Menschen machen soll, in der Runde bey den Einwohnern gespeist wird? Es sind dieß freilich keine vom Staat ertheilte Stellen; allein, ist es nicht schon schlimm genug, daß überhaupt noch hin und wieder dergleichen Auskunftsmittel angewendet werden müssen, um einem, wenn auch nur kleinen Theil der Jugend den nöthigen Unterricht zu verschaffen? — Der Eremit hat, seit er, dem Streichsystem der Leipziger Censur zu entgehen, seinen Verleger änderte und in Altenburg erscheint, dergleichen Dinge mehrmals, mit Angabe der Orte zur Sprache gebracht, und es ist nur zu wünschen, daß bald Aehnliches nicht mehr gesagt werden könne.

Während der Messe, die, eines kaufmännischen Ausdrucks mich zu bedienen, zu den sehr flauen gehörte, fand in der Nähe von Leipzig die Musterung einer Truppenabtheilung statt, wodurch sowohl der König, als ein Theil seiner Familie auf einige Tage hierher kamen. Zu gleicher Zeit gab Paganini vier Konzerte im Theater. Der große Künstler war früher bereits schon einmal durch Leipzig gereist, hatte sich bereitwillig erklärt, ein Konzert im gewöhnlichen Musiklokal zu geben, hatte sich aber, wie man sagt, mit der Konzert-Direktion über einige Forderungen nicht vereinigen können. So verlor damals Leipzig den Genuß, ihn zu hören, und einige hiesige Korrespondenten auswärtiger Blätter machten darüber keinen geringen Spektakel. Jetzt ist nun endlich der Wunsch, den seltenen Virtuosen zu hören, in Erfüllung gegangen, und die großen Erwartungen, welche man von dem Meister hegte, wurden auf das vollkommenste erfüllt. Die Außerordentlichkeit seiner Leistungen leuchtete Jedem ein, und das bey dreyfach erhöhtem Eintrittspreise dreymal sehr gefüllte, und das viertemal immer noch recht hübsch besetzte Haus muß Paganini dagegen gezeigt haben, daß Leipzig kein undankbarer Boden für ihn war. — Näheres über sein Spiel, so wie das, was er vortrug, hier zu sagen, halte ich darum für überflüssig, da Ersteres längst bereits hinreichend besprochen und beurtheilt wurde. Es wird genügen, wenn ich sage, er hat Kenner und Nichtkenner entzückt, und sich gleich groß, sowohl in der ächten Kunst, als in der vielfach gerühmten Künstlichkeit gezeigt.

Homonyme.

Pflanze und Vogel im selt'nen Verein
Bin ich; so hört und errathet geschwind!
Rege die Flügel,
Recke die Aeste;
Hebe mich hoch mit den Schwingen empor,
Senke die Wurzel zur Tiefe hinab,
Hülle mit spitzigen Nadeln mich ein,
Decke mit flaumigen Federn mich zu,
Singe mit freudigen Tönen mein Lied,
Hauche gewürzigen Duft in die Luft,
Falle vom kräftigen Streiche der Axt,
Falle von künstlich gewobenem Netz,
Ende mein Leben in Feuersglut,
Schmecke, gebraten am Spieße, dir gut.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. November 1829.

Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

Schiller.

Die Liebe.

Die Liebe ist ein Meer, das man nicht messen kann,
Wohl trifft man da zur Lust der Perlen viele an.
Der Eine sticht sich viel, der Andre sinkt hinab;
So viel er immer sucht, er findet nur ein Grab.

Die Lieb' ist eine Sonn', die auf- und untergeht,
O, wie ist der beglückt, der licht im Aufgang steht!
Er sieht die Welt im Glanz, sein Wesen selbst wird licht;
Dem, der sie sinken sieht, das Herz in Sehnsucht bricht.

Die Lieb' heißt Nachtigall. All' überall singt sie,
Der Eine fängt sie ein, der And're hascht sie nie;
Der, welcher sie erhascht, lebt wie im Paradies,
Dem Andern tönt im Tod' erst ihre Stimme süß.

Die Liebe Rose heißt. Wie ist sie dufterfüllt!
Als Knospe steht sie oft, oft blühend auch enthüllt.
Wer nur die Knospe sieht, und nie die Ros' erblickt,
Hat sich zum stillen Tod den Dorn in's Herz gedrückt.

Die Liebe Weltall heißt. Luft, Himmel, Erd' und Meer,
Sie geben uns ihr Bild zu Lust und Schmerzen her.
Die Lieb' ist überall, im Vogel, wie im Strauch,
Im Wurm, der kriecht im Staub, im Menschenherzen auch.

Doch Sängerherz wird sie, die hohe, auch genannt;
Das hat ihr tiefes Seyn am innigsten erkannt.
O, zürnt dem Himmel nicht, die ihr nicht Sänger seyd!
Die Sängerherzen meist vergeh'n in ihrem Leid.

Wilhelm Kilzer.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Statt zu thun, wie sie thun, sollten die Schauspieler erst das Stück und dann ihre Rolle kennen lernen, und zwar auf folgende Weise: Die erste Leseprobe sollte in einer Vorlesung des Stückes bestehen, die von dem Regisseur — zu dessen Fach es gehört, hierin geübt zu seyn — sollte gehalten werden. Er, der das Stück in allen seinen Schattirungen und Farbenabstufungen kennt, vermag ein Bild des Ganzen zu geben, das nothwendig der Kenntniß der einzelnen Rolle vorgehen muß. Man sage nicht, daß dem Schauspieler dadurch eine fremde Auffassung seiner Rolle aufgedrungen werde; ein selbstständiger Künstler läßt sich nichts aufbürden, und dem größeren und schwächeren Theil der Darsteller kommt die Auffassung eines kunstverständigen und geistreichen Vorlesers immer zu statten, bewahrt ihn gegen eigene Angewöhnungen, gegen willkührlich aufgegriffene Manier und leichtsinniges über's Knie Brechen. Man ahmt ja die Franzosen so gerne nach; sie geben nie ein Stück, von dem sie nicht zu allererst eine Vorlesung gehört haben. Nach dieser Vorlesung möge dann eine, mögen bey Stücken, wo der Dialog den Werth desselben bestimmt, mehrere wirkliche Lese-, nicht Korrigirproben, stattfinden. Bey den späteren Theaterproben hat nun der Regisseur

alles das in's Werk zu setzen, was er früherhin schon überdacht hat. Er wird sich mit den anerkannten Künstlern einigen, die jüngeren und schwächeren belehren, überall aber die Autorität einer lezten Instanz haben müssen. Er hat das Ganze als Ganzes darzustellen und für dessen Rundung und Abgeschlossenheit zu haften; ohne diese Autorität aber kann er das Leztere nicht; und wenn ihm die einzelnen Schauspieler zuwider handeln, oder gar — wie ich das erlebt habe — ein Musiker, von dem Orchester hinauf, sich mit anmaßlicher Keckheit ihm opponirt, so .... nun, so geht es so, wie es geht. Was nun die Generalprobe, auch des kleinsten, leichtesten Stückchens, betrifft, so soll sie eine fertige und vollkommene Darstellung seyn, und thätige Freunde und Kenner der Bühne zugelassen werden, theils, um von ihren etwaigen Bemerkungen Notiz zu nehmen, theils, um durch sie ein kleines Publikum zu bilden, welches die schwankenden Urtheile der Menge berichtigen, den allgemeinen Kunstgeschmack läutern und das Interesse am Schauspiel steigern würde. Von einer Generalprobe in diesem ursprünglichen Sinne des Wortes ist aber selbst die Erinnerung verloren. Man nimmt sich vor, eine lezte Probe zu machen, und nennt sie willkührlich eine Generalprobe, obgleich bey weitem die meisten Darsteller (die Damen trifft diese Rüge nicht) noch weit, weit entfernt sind, ihre Rolle auch nur memorirt zu haben. Daß bey so bewandten Umständen nun die erste Aufführung eine Probe und eine oft unglückliche wird, kann Niemanden verwundern, der je hinter die Kulissen blickte. — Alle diese Mängel und Zerstückelungen entstehen aber daher, daß man die hohe Wichtigkeit des Regisseurs nicht erwägt. Es wird dieses Amt als ein Nebenposten betrachtet und mit einem Gehalt bezahlt, das dem eines Garderoben-Inspektors oder eines andern untergeordneten Beamten bey weitem nicht gleich kommt; und doch erfordert es, wie gesagt, die Erfahrungen eines kunstverständigen, ja gelehrten Mannes, und seine ganze Zeit, seine ganze Thätigkeit. Es sollte daher auch einem gelehrten Aesthetiker übertragen werden, wenn man nicht und mit Recht befürchten müßte, daß ein solcher zu tief in seinen Theorien befangen wäre, um dem eigentlichen, dem praktischen Theil seiner Aufgabe genügen zu können. Man hat es richtigerweise erwogen, daß nur ein Schauspieler all die verschiedenen, oft sehr schwierigen Obliegenheiten eines Regisseurs erfüllen könne. Aber welche Wahl trifft man? Zuerst wird dieses Prius aller gerundeten Darstellung als ein unbedeutendes Nebengeschäft betrachtet, und dem Ersten dem Besten, der sich hervordrängt, oder den man begünstigen will, als eine kleine Remuneration, wie etwa die Besorgung der Lampen oder der Requisiten, bewilligt. Hier ist es der erste Heldenspieler, der in allen bedeutenden Stücken zu thun hat, so daß es sich arithmetisch nachweisen läßt, wie ihm, nur wenn er seine Rollen memoriren will, auch nicht die geringste Zeit übrig bleibt zu einem Geschäfte, das so viele erfordert. Dort ist es ein Mann von der beschränktesten Bildung, dem die nothdürftigsten Kenntnisse, der Sinn für Kunst und Bildung mangelt, der überdieß nie aus seinem Städtchen kam, und kein anderes Interesse, als das der Kasse, keine andere Eigenschaft, als die alleralltäglichste Routine hat. Bald ist es ein Vordreister, der durch Zuvielthun die Schauspieler verdrüßlich und läßig macht, bald ein ängstliches Männchen, das nicht den Muth hat, etwas zu sagen, und fünf grade seyn läßt. Zuweilen ist er auch Autor und überschwemmt die Bühne mit seinen Schnellproduktionen; am öftersten hat er eine Frau, eine Schwester, eine Base, denen er, wie talentlos sie auch seyn mögen, die besten Rollen zutheilt, nachdem er die allerbesten für sich genommen hat. — Dieß ist die nicht erkannte Grundursache verfehlter, schleppender, unzusammenhängender Darstellungen, die in der Regel selbst bey solchen Bühnen stattfinden, die sich mit vollem Rechte berühmen dürfen, die trefflichsten Künstler zu besitzen. Je vorzüglicher dort einzelne Rollen dargestellt werden, um so peinlicher wird die Lückenhaftigkeit des Ganzen; je mächtiger die Heldin hinriß, um so peinlicher ist es, wenn nun ihr Mitspieler mit sichtbarer Verlegenheit nicht von dem Souffleurkasten weicht, und die Lücken seines nachläßigen Gedächtnisses im Trauerspiel mit sogenannten Kunstpausen, im Lustspiel mit Gesichterschneiden ausfüllt; oder wenn die vertraute Freundin der königlichen Heldin, trotz aller Flunkern und Flittern, das Aussehen und das Betragen einer verdrüßlichen Mähmamsell konservirt, und die Wenigsten es wissen, was sie zu thun, schlimmer noch, was sie zu unterlassen haben. Man tadelt, wenn solche Mißstände zu auffallend werden, die einzelnen Schauspieler, und thut hierin Unrecht, indem man Wirkung mit Ursache verwechselt; die Ursache aber aller lockern und zerstückelten Darstellung ist der Mangel einer bewegenden und ordnenden Kraft, welche die einzelnen Theile zu einem harmonischen Ganzen leitet und zusammenhält; mit einem Wort: der Regisseur! So lange die Bühnen die Wichtigkeit desselben nicht anerkennen, wird ihren Darstellungen der Mangel an Raschheit und Abrundung immer und mit Recht vorgeworfen werden. Sie bedürfen zu diesem Amte eines Mannes, der zwar Schauspieler seyn dürfte, (weil man noch allgemein glaubt, daß ein Aesthetiker, wie gelehrt er auch sey, doch der praktischen Erfahrung zur Belehrung der Schauspieler ermangelt), aber er müßte keineswegs für bedeutende Rollen engagirt seyn; einmal, weil sein Geschäft viel zu viel Zeit, Nachdenken und Fleiß erfordert, um zugleich dem Studium vieler und eminenter Rollen sich hinzugeben; dann aber, weil er bey Austheilung der Rollen und bey Anfertigung des Repertoriums ein wirklicher Held seyn müßte, wenn er sich nicht mit Heldenrollen bedächte und nicht solche Stücke vorzugsweise begünstigte, in welchen er glänzt oder zu glänzen gedenkt. Aus eben

dieſer Urſache dürfte weder ſeine Frau, noch ſein Sohn, oder ein ſonſtiger Verwandter bey dieſer Bühne angeſtellt ſeyn; und eben ſo bedenklich wäre es, wenn er ſelbſt Stücke für die Bühne ſchriebe, oder aus fremden Sprachen überſezte, oder ſich auch nur einbildete, dieſes zu vermögen. Dagegen müßte er wohl, und nicht oberflächliche, literariſche Kenntniſſe beſitzen; viele, auch ausländiſche Theater, nicht nur im Fluge geſehen, ſondern in ihren innern Einrichtungen beobachtet haben; die ganze vielfältige Technik der Bretter aus dem Grunde verſtehen, um Malern, Maſchinen- und andern Meiſtern nicht nachgeben zu dürfen; er müßte das Nothwendige angeben und zeichnen können, dabey ein ſinniger Vorleſer ſeyn, und in der Schauſpielkunſt ſo praktiſch geübt, oder doch ſo erfahren, daß er die Jüngeren belehren könnte, und überhaupt in dieſer Hinſicht in einem ſolchen Anſehn ſtehen, daß er auch von den Meiſtern der Kunſt nicht nöthig hätte, Nachläßigkeiten oder Störungen zu dulden. — Ich höre die wohllöblichen Theaterdirektoren ſchon fragen, wo ein ſolcher Phönix von Gelehrſamkeit und Anſtelligkeit zu finden ſey? — Darauf erwiedere ich: Da, wo Ihr ihn bezahlt! — Die Ihr für nöthig erachtet, den Schneider und die Sängerin, den Dekorateur und den Kapellmeiſter, den Maſchiniſten und den Tenoriſten, und die Choriſten und die Statiſten, Ihr bezahlt ſie gut, und habt ſie gut. Verſucht es aber einmal und gebt dem Manne, der bey Euch das Fach der Präſidenten und Hofräthe ſpielt, gebt ihm zweyhundert Thaler Zulage, mit der Bedingung, daß er dafür, und als Nebengeſchäft, für die geeignete Darſtellung des Ballets ſorge, und gebt dann Acht, wie man tanzen wird! Ihr werdet ſagen: Dazu iſt ja der Balletmeiſter da; und ich halte mich an dieſe Erwiederung und ſage: Auch zu der gerundeten Darſtellung eines Schauſpiels gehört ein ordnender Meiſter, und das iſt der Regiſſeur, der mehr Vorkenntniſſe beſitzen, eben den Fleiß anwenden muß, wie der Balletmeiſter, und alſo eben ſo gut bezahlt werden ſollte, als Jener. Aber, wie geſagt, man will ſich von der unerläßlichen Nothwendigkeit eines tüchtigen und nur mit ſeinem Amte beſchäftigten Regiſſeurs nicht überzeugen, ſonſt würde man ihn, im Verhältniß dieſer ſeiner Wichtigkeit, zahlen. Dann würden ſich auch Talente finden, die ſich einzig zu dieſem Geſchäfte ausbilden. Aber geſezt, ſie wären bereits gefunden und hätten eine ſorgenfreie Exiſtenz, doch würden ſie ihre ſchwierige Aufgabe nie löſen können, wenn man ihnen, wie es bis jezt der Fall iſt, jede nöthige Autorität entzöge, und ihnen in ihrer Sphäre nicht die unbedingt nöthige Machtvollkommenheit zugeſtände.

(Die Fortſetzung dieſer Didaskalien folgt von Zeit zu Zeit.)

Schiller an Goethe*).

Von der hieſigen Welt habe ich, wie es mir immer geht, weniger profitirt, als ich geglaubt hatte; einige Geſpräche mit Schelling und Niethammern waren alles. Erſt vor einigen Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht, wegen einer Behauptung in ſeiner Transcendental-Philoſophie, daß „in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunſt hingegen man vom Bewußtſeyn ausgehe zum Bewußtloſen.“ Ihm iſt zwar hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und dem Kunſtprodukt zu thun, und in ſofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an, ja er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſeyn ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Totalidee ſeines Werks in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wieder zu finden. Ohne eine ſolche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, däucht mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſeyn, aber er kann ſie in kein Objekt legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Eben ſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtſeyn und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an, und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt, macht den poetiſchen Künſtler aus.

Man hat in den lezten Jahren über dem Beſtreben, der Poeſie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Objekt zu legen, ſo daß dieſes Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem Grad nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in ſich hat, und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjektiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objektive Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk gefordert, denn jedes

*) Aus dem nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden 6ten Band des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe (1801 — 1805).

muß Charakter haben, oder es ist nichts; aber der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus. Es leben jezt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen ist der Weg vom Subjekt zum Objekt verschlossen; aber eben dieser Schritt macht mir den Poeten. Eben so gab und gibt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteristisches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkte jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an sich selbst machen. Diesen nun, sage ich, fehlt nur der Grad, jenen fehlt aber die Art, und dieß, meine ich, wird jezt zu wenig unterschieden. Daher ein unnüzer und niemals beyzulegender Streit zwischen beyden, wobey die Kunst nichts gewinnt; denn die ersten, welche sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchsten entgegen, diese hingegen haben die That für sich, die zwar beschränkt, aber reell ist. Aus der Idee aber kann ohne die That gar nichts werden.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe, ich möchte Ihre Gedanken über diese Materie wissen, welche einem durch den jezigen Streit in der ästhetischen Welt so nahe gelegt wird.

Von hier aus werde ich Ihnen wohl nicht mehr schreiben, denn ich denke, auf den Mittwoch wieder nach Weimar zu kommen; vielleicht sind Sie dann wieder dort, und unsere Mittheilungen können alsdann wieder eröffnet werden.

Jena, 27. Mai 1801.

Sch.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, Oktober.

Die St. Gallische naturwissenschaftliche Gesellschaft hat vor Kurzem die zehnte Jahresfeyer, unter dem Vorsiz ihres beständigen Vorstehers, des Doktors und Appellationsraths Zollikofer, gehalten. Seine Gründung vor zehn Jahren verdankt dieser Verein dem Antrieb, welchen damals die allgemeine schweizerische Gesellschaft der Naturforscher gab, als sie zum erstenmal ihren Versammlungsort nach St. Gallen verlegte; jezt hat sie denselben zum zweitenmal für 1830 gewählt, und Niemand zweifelt, daß, wie damals zur Gründung, so nunmehr zur Ausbildung und Weiterung der Kantonal-Gesellschaft von daher wohlthätige Anregung kommen werde. Ein Museum der Naturgeschichte, welches bisher St. Gallen mangelte, dürfte vermuthlich jezt, zur Ehre und zum Vortheil des gewerbsamen und begüterten Gemeinwesens, durch wetteifernde Mitwirkung der Behörden und der Privaten eröffnet werden; mit diesem Fortschritt denkt St. Gallen im kommenden Jahr die große vaterländische Gesellschaft zu erfreuen, und mit solcher Frucht, welche die bloße Ankündigung ihrer Wiederkunft zur Reife bringen konnte, dieselbe dann auch am würdigsten zu ehren. Wir entheben dem zehnten Jahresbericht einige Angaben von allgemeinerem Interesse. In einer Reihe psychologischer und naturhistorischer Aphorismen über das Sammeln von Naturalien, hat Professor Scheitlin zunächst vom Sammlungstrieb im Allgemeinen als Seelenfähigkeit und Trieb zur Vervollkommnung, alsdann von den Verschiedenheiten der Sammlungen, von Ideensammlungen und Sammlungen solcher Dinge, die dem Raum angehören, welche sich wieder auf Kunst-, oder auf Naturgegenstände beziehen, sinnreich gesprochen, und hierauf genauer seine Gedanken entwickelt über die Verschiedenheit zwischen Kunst- und Naturfreunden, wie sich die erstern schwerer, die leztern leichter verbinden, über Idiosynkrasien in Sammlungen, über das, was Zufall oder Nachahmung dabey leistet; über Sammlungen naturhistorischer Bilder, nach den drei Reichen, als Surrogate der Naturgegenstände in eigenen Sammlungen aufbewahrt, über den Nuzen der einen und andern als Hülfsmittel für Lehrer und Lehranstalten, besonders in Verbindung mit Bibliotheken; endlich über lebendige Sammlungen: Menagerien, Pflanzengärten u. s. w. Den für die Schulen abwechselnd gepriesenen und verworfenen Jugendunterricht in der Naturgeschichte würdigt ein Vortrag des Diakon Ehrenzeller, der auf eigne zehnjährige Lehrererfahrung gestüzt, zwar jenen Erziehern huldigt, die diesen Unterricht in den Kreis der Jugendbildung einführen, sich zugleich aber dahin erklärt: daß, wenn derselbe formell und materiell bildend und anziehend für die Jugend werden soll, er alsdann blos auf den Zweck hin berechnet werden müsse, Neigung für das Fach zu erwecken, das Auge, den Verstand und das Gedächtniß dafür zu üben, keineswegs aber lezteres mit einem Ballast von Einzelnheiten zu beschweren, die dem gewöhnlichen Kopfe sogleich wieder verloren gehen, dem fähigen hingegen späterhin gar viel leichter beyzubringen seyn werden. Durch Herrn J. C. Febr ward die beachtenswerthe Beobachtung eines ganz kahlen unbehaarten Magens des weiblichen Kukuks mitgetheilt, den er mit Brod und Ameisen ernährt und aufgezogen hatte, zum Beweise, daß höchst wahrscheinlich die oft wiederholte und hartnäckig vertheidigte Behauptung von wirklich behaarten Kukuksmagen nur von dem Genusse haariger Raupen, der gewöhnlichen Nahrung dieser Vögel, sich herleiten und erklären lasse. Ein Vortrag des Diakon Duppikofers (des rühmlich bekannten Verfassers einer jüngst erschienenen Geschichte vom Thurgau) über die Frage: Hat der Ertrag des Weinstocks seit einigen Jahrhunderten in Deutschland und in der Schweiz sich vermindert, und kann man aus dem Verhalten des Weinstocks auf Ausartung desselben, oder auf Veränderung des Klima schließen? ward zunächst durch eine eben diese Frage bejahend beantwortende Abhandlung des Oberarztes Heunemann in der Isis veranlaßt. Wenn dieser lezte sich speziell auf die bedeutende Abnahme der Weinproduktion der Städte Ueberlingen und Konstanz stüzt, und den Grund davon in der Abnahme der Temperatur, in verminderter Empfänglichkeit des Bodens und in Ausartung des Weinstocks selbst zu finden glaubt, so bemerkt Hr. Duppikofer über lezteres, daß der Weinstock diese Ausartung mit manchen andern Früchten theilen werde, die immer auf gleichem Boden ohne Abwechslung gepflanzt werden; daß hingegen auch in kälteren Klimaten neu angepflanzte Weinberge noch gedeihen, daß wir daher an unsern Weinpflanzungen nicht verzweifeln, wohl aber bemüht seyn sollen, neue und bessere Arten mit Abwechslung zu erzielen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. November 1829.

Das ärmste, niedrigste Geschöpf des Glücks
Lebt immer mehr in Hoffnung als in Furcht.
Der schlimme Tausch trifft nur den Glücklichen;
Der Aermste kehrt zur Freude.

Shakespeare.

Der Irländer*).

Nach dem Englischen.

Ich wollte, ich könnte Luke Obrian beschreiben; ich habe ihn oft gebeten, sich malen zu lassen; ich hätte ihn alsdann zum Besten des englischen Publikums stechen lassen. Aber Luke will sich, wie er sagt, durchaus nicht gedruckt sehen. Man kann sich daher wohl nie einen rechten Begriff von dem Helden dieser Geschichte machen. Er ist ungefähr 22 Jahre alt, kräftig gebaut, und die sichtbare Größe seiner Knochen macht ihn dem Riesen ähnlich, dessen Namen er führt; sein Gesicht gehört keinem besondern Volke an, hat aber, so zu sagen, das Fehlerhafte von allen: ein Negermund, französische Gesichtsfarbe, hochschottisches Haar, kleine kümmel- und salzfarbige Augen, und eine Nase, die sich gegen alle Regeln der Schönheitslinie hebt und senkt, sind die auffallendsten Züge dieses merkwürdigen Gesichtes, welches überdieß durch eine Schmarre entstellt ist, die von einem Wurf herrührt, welcher ihm einen Theil der linken Augenbraune und Wange wegriß, und welche Luke, ein Spaßvogel von Profession, seinen Schönheitsfleck nennt.

Es war ein naßer Novemberabend, als Luke Obrian, mit seinem Schilala in der großen Hand, gelassen den K— Berg hinanstieg. Es war das erste Mal, daß er die Wildniß im Königreich Kerry betrat, und obgleich Luke ein kräftiger, muthiger Bursche war, hätte er sich doch anderswohin gewünscht. Kein menschliches Wesen war weit und breit, und die ungeheuren Felsen hingen drohend im Zwielicht über den einsamen Wanderer herab. Das Geschäft, welches ihn in diese abgelegene Gegend führte, war keines der angenehmsten und gefahrlosesten, kein geringeres nämlich, als die Ueberbringung gerichtlicher Aufforderungen an Schuldner. Herr Pergament, der Anwalt zu Cork, hatte ihn aus mehreren wichtigen Gründen vor andern zu dieser Botschaft gewählt. Luke war kräftig an Leib und Seele, redete die Volkssprache ohne Anstoß, sang die Volkslieder mit Lebhaftigkeit und Ausdruck, was ihm in jeder Hütte Bett und Essen verschaffte, wenn anders dergleichen darin zu finden war; überdieß hatte Luke keine Verwandten, und wäre er ermordet worden, so würde kein Hahn nach ihm gekräht haben, lauter Gründe, welche ein guter Anwalt in jenen Gegenden zu beachten hat. Es war, wie gesagt, ein nasser Abend; Luke hatte die lezte Aufforderung abgeliefert, und freute sich über sein gutes Glück. „Das nenn' ich mir ein Glück," murmelte er bey sich selbst; „nicht einen einzigen Schlag, und mehr Geld in der Tasche, als die Nachkommen der irländischen Könige in zehn Jahr zusammengescharrt haben." Doch selbst diese erfreulichen Gedanken hörten auf ihn zu beschäftigen, als ihm der Regen immer heftiger ins Gesicht zu schlagen anfing und der Nebel so dick wurde, daß er kaum mehr seinen Pfad oder die rohen Cairn-Steine zu unterschei-

*) Aus dem dieses Jahr zum ersten Mal in London erscheinenden Taschenbuche Iris.

den vermochte, welche häufig zwiſchen dem Heidekraut des unfruchtbaren Gebirges hervorblickten. Auf einmal kam die Corker Poſtkutſche mit ihren freundlichen Lichtern und dem luſtigen Horn bey ihm vorüber; einen Augenblick gab ihm die Erſcheinung neues Leben, als aber das lezte Echo des Hornes im fernen Gebirge verſcholl, da ſank ihm auch wieder der Muth, und ohne recht zu wiſſen, was er that, fing er ein luſtiges Lied zu pfeifen an. Dieß brachte ihn in der Einbildung nach ſeinem „lieben Cork,“ und er ſtellte ſich in Gedanken vor, wie höflich der Wirth zu St. Stephan beym Anblick ſeiner vollen Börſe ſeyn werde. Da kam es ihm auf einmal vor, als vernehme er Fußtritte hinter ſich, ſein Pfeifen ſank zu einem Ziſchen herab, und ſeine langen Beine fingen an etwas zu zittern. Er merkte bald, daß ſeine Verfolger zwey an der Zahl und, ihrem Tritte nach, kräftige Männer ſeyen, und in Kurzem hatten ſie ihn eingeholt. „Ihr kommt wohl weit her in dieſer kalten Nacht?“ fragten beyde. „Kann wohl ſeyn,“ erwiederte Luke. „Ihr geht wohl noch weiter?“ — „Möglich.“ — „Wie undeutlich die Cairnſteine im Dunkeln ausſehen!“ bemerkte einer. „Ja wohl,“ war die einſylbige Antwort. „Sie ſollen, wie man ſagt, Unglück bedeuten,“ fuhr der andere fort. „Für ein muthiges Herz gibt es kein Unglück!“ rief unſer Held mit zurückkehrendem Muthe. „Iſt das Deine Meynung, Burſche?“ rief der jüngere; „ſo ſeh' denn zu!“ und in dem Augenblicke hielt er Luken eine große Piſtole auf die Bruſt. Ehe er wußte, wie ihm geſchah, hatte ihm der andere die Arme gebunden, und er wurde rückwärts in den tiefen Graben gezogen, welcher neben dem Wege herlief. Luke ſchrie laut um Hülfe. „Ruhe!“ rief der jüngere Räuber; „glaubſt Du, die Leute hätten nichts beſſeres zu thun, als in dem Gebirg herum zu kriechen, um Burſchen wie Du zu Hülfe zu kommen, halt's Maul, oder — ... „Halt!“ rief der Aeltere; „wenn Dir an Deiner Mutter Segen oder Fluch gelegen iſt, halt! weißt Du nicht mehr, was ſie Dir noch vor zwey Stunden geſagt?“ — „Warum gibt Er nicht her, was Er hat? Glaubt Er, ich ſey ſo ein Narr und laſſe ihm's Geld in der Taſche, wenn ich es fühlen kann? — Weißt Du was?“ fuhr er zu Luke gewandt fort; „gieb's her, und Du ſollſt ordentlich behandelt werden, 's iſt ein Glück, wenn man mit ordentlichen Leuten zu thun hat. Aber ſieh, ich habe eine Mutter in den lezten Zügen, die hat ſeit zwey Tagen nicht einen Biſſen gekoſtet, und wir werden wie wilde Thiere von Haus und Hof gejagt. Wenn Du chriſtlich Gefühl oder ſelbſt eine Mutter haſt, gieb uns die Mittel, ihr's Leben zu erhalten.“ — „Ich,“ erwiederte Luke, „hab' niemals weder Vater noch Mutter gekannt. Aber hier — ich bin ein armer, elternloſer Burſche; Ihr werdet mir doch nicht alles, was ich in der Welt habe, nehmen wollen?“ — „Nicht alles,“ antwortete der ältere Räuber mit einem bittern Seufzer; „wir können Dir nicht alles nehmen, was Du haſt; denn Du haſt wohl einen guten Namen, und das kriegen wir in unſerm Leben nicht wieder.“ Inzwiſchen hatten ſie ſeine Börſe geleert, deren Inhalt der jüngere Räuber zu ſich ſtecken wollte, als der andere auf's Neue anfing. „'S iſt nur fünf Pfund und etwas Silber. Und iſt dieß alles, was Du dafür haſt, daß Du ſo oft Dein Leben unter den bedrohten Schuldnern gewagt? Nein, behalte nur die Hälfte, es würde Kerry Jack ewig leid thun, einem vaterloſen Burſchen ſein Alles genommen zu haben.“ Der jüngere gab ihm murrend die Hälfte ſeines Geldes zurück, und Luke freute ſich mit der den Irländern ſo eigenthümlichen Leichtherzigkeit, als wenn er eben ſo viel verdient hätte. Er war indeſſen auch nach Entfernung der Räuber ſehr unruhig; er war von der Heerſtraße abgekommen und wußte nicht, wie er ſich auf der Heide zurechtfinden ſollte. Bald ſtach ihn das Geſträuch in die Beine, bald fiel er in ein Torfloch; kein Stern am Himmel, kein Licht ringsum, der Regen fiel in Strömen, und (wie Luke nachher verſicherte) nach welcher Seite er ſich wandte, blies ihm der Wind ins Geſicht. Er wollte ſich eben auf einen Stein niederſetzen und ſo den Tagesanbruch abwarten, als er an einer Erhöhung vor ſich, die ihm wie ein Erdhaufen vorgekommen war, einen Lichtſtrahl erblickte. Er wußte wohl, daß in Irland da, wo ein Dach iſt, ſich auch Schutz für den Wanderer findet, und erreichte bald, was man kaum für eine menſchliche Wohnung halten konnte. Es war ein großes Erdloch; zwey zuſammengenagelte Bretter verwahrten die Oeffnung, durch welche die armſeligen Bewohner aus- und eingingen, und eine andere Oeffnung im Dach diente zu gleicher Zeit zum Schornſtein und zum Fenſter. Als er einen Augenblick an der Schwelle ſtille ſtand, hörte er zwiſchen den Pauſen des Windes ein Weib leiſe beten. Er ſtieß die halb geöffnete Thür auf und ſah auf kalter, naſſer Erde, auf kaum ſo viel Stroh, daß es den Boden deckte, unter den zerfezten Ueberreſten eines Mantels, eine ältliche Frau im Todeskampfe liegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Beſuch zu Ferney im Jahre 1829.

Eine anmuthige Allee führt den Reiſenden zu dem berühmten, vielerwähnten Luſtſchloſſe, wo Voltaire einen großen Theil ſeines Lebens zubrachte. Die Bauart deſſelben hat jedoch nichts Ausgezeichnetes. Wenn man drey Treppen geſtiegen und durch ein kleines Vorzimmer gegangen iſt, gelangt man in einen Salon, welchen zu Voltaire's Zeit die geiſtreichſten und berühmteſten Männer Europa's betreten hatten; denn, wie ein Zeitgenoſſe des franzöſiſchen Philoſophen ſich ausdrückt: „um ſich das Zeugniß eines Gentes zu verſchaffen, durfte man ſich blos darauf berufen, daß man einmal in Ferney geweſen ſey.“

Wenige unbedeutende Gemälde, einige alte Tapeten und alterthümliche Möbeln sind der sämmtliche Hausrath dieses Salons. Wir wandten uns von hier links in Voltaire's Studierzimmer. Zwar war mein Enthusiasmus nicht so groß, als gewöhnlich der der Franzosen ist, wenn sie dieses Gemach betreten; aber ich fühlte mich doch lebhaft ergriffen. Wie oft sind die Tuilerien im Vergleich mit diesem einfachen Landsitze wegwerfend erwähnt worden! Auf der einen Seite von Voltaire's Zimmer ist ein kleines Mausoläum errichtet, das die Säbel der deutschen Soldaten nicht verschont haben. Die Inschrift (ein gelungenes Impromptü der Mademoiselle Varicourt) lautet: „Mon coeur est ici, et mon esprit est partout.“ In einer Ecke steht ein einfaches Bettgestelle; an den Wänden umher sieht man die Porträts Friedrichs des Großen, Katharina der Zweyten, Lekains und Voltaire's selber, in dem Alter von 40 Jahren. Auch bemerkt man mehrere Silhouetten berühmter Männer des Jahrhunderts. Das Fenster dieses Gemachs geht in den Garten und auf ein kleines Gebüsche, welches seit Voltaire's Tod manche Veränderungen erlebte. Doch ist eine lange Reihe von alten Eichbäumen der Zerstörung der Zeit glücklich entgangen. Unter diesen pflegte er bey Sonnenaufgang auf und ab zu wandeln und wem er begegnete, seine Tragödien mit lauter Stimme vorzulesen. Der Gärtner, der noch auf diesem Landsitze lebt, war hier schon in den lezten Lebensjahren Voltaire's in Diensten. Dieser erzählte mit seltener Naivetät mehrere unbekanntere Anekdoten von dem großen Mann.

Gibbon war bey seinem Aufenthalte zu Genf sehr begierig, Voltaire'n zu sehen, und hielt daher um die Erlaubniß an, „dem weltbekannten Besitzer des Schlosses“ seine Aufwartung machen zu dürfen. Voltaire war unglücklicher Weise der Meynung, der brittische Geschichtschreiber habe gegen ihn geschrieben, und wollte ihn daher nicht vor sich lassen. Gibbon, über seine getäuschte Erwartung ganz in Verzweiflung, dachte auf die seltsamsten Auswege, um seine Neugier dennoch zu befriedigen, und ließ es sich endlich einfallen, einen Diener Voltaire's zu bestechen, der ihm rieth, sich Morgens hinter eine Eiche in der bekannten Allee, in welcher Voltaire auf und ab zu wandeln pflege, zu verbergen. Als der Philosoph an die Stelle kam, wo Gibbon sich versteckt hielt, stürzte der lezterе hervor und musterte ihn vom Wirbel bis zur Zehe, worauf er, ohne ein Wort zu sprechen, sich wieder entfernte. Voltaire verfügte sich auf sein Zimmer, ließ seinen Sekretär rufen und sagte: „Vanières, geht hinab in den Garten, dort werdet Ihr einen Engländer finden, verlangt von ihm zwölf Sous, dieß sey der Preis, wenn man das wilde Thier sehen wolle.“ Vanières ging hinab und richtete den Auftrag seines Herrn buchstäblich aus. Aber der Britte entgegnete ganz kalt: „Hier sind vier-und-zwanzig Sous, dafür muß ich ihn aber noch einmal sehen.“ — Tags darauf erhielt Gibbon eine höfliche Einladung zu einem Diner.

Voltaires Pachter hatte große Mühe, die Savoyarden zu bewegen, daß sie in seinem Weingarten arbeiteten, denn Voltaire galt ihnen für Satan in eigener Person. Nur durch unablässiges Bitten und reichliche Bezahlung ließen sich einige Wenige endlich bewegen, diesen unheiligen Boden zu bearbeiten. Der Pachter hielt es aber für rathsam, seinen Herrn zu ersuchen, sich da, wo die Leute eben arbeiteten, nicht blicken zu lassen. Er gab dem ehrlichen Mann die Versicherung, er könne über diesen Punkt vollkommen ruhig seyn, ging aber sogleich hin, sich in orientalisches Kostüm zu werfen; er wickelte seinen Kopf in einen ungeheuren Turban und hüllte sich in einen weiten Pelz, welchen er von der Kaiserin Katharina zum Geschenk erhalten hatte. Plötzlich sprang er aus der Allee hervor und auf die Savoyarden los, die in ihrer Arbeit begriffen waren, und mit einer Donnerstimme hielt er eine Anrede voll tragischer Verwünschungen an sie. Voltaires seltsame Gesichtszüge, sein hoher Wuchs, die seltsame Verkappung gab den guten Leuten die feste Ueberzeugung, daß sie sich in der Gesellschaft Lucifers befänden. Die Armen ergriffen, von panischem Schrecken ergriffen, die Flucht nach allen Seiten, und wagten nicht eher frey zu athmen, als bis sie drey Meilen vom Schlosse entfernt waren. Der Gärtner konnte uns keine Auskunft geben, „ob der Philosoph von Ferney endlich doch einige *starke Geister* gefunden, die sich dazu hergegeben, in seinem Weingarten zu arbeiten.

Unser verständige Cicerone führte uns sodann in seine niedrige Wohnstube, und brachte nun mehrere Reliquien von dem berühmten Manne zum Vorschein, die er mit Ehrfurcht aufbewahrt. Unter denselben befindet sich sein Armstuhl, seine Morgenmütze, ein spanisches Rohr und ein voluminöses Schreibebuch, welches dadurch besondern Werth erhält, daß die Blätter mit den Siegeln von Voltaire's Korrespondenten beklebt sind. Voltaire pflegte nämlich, wenn er zum Erstenmale von Jemand ein Schreiben erhielt, das Siegel abzuschneiden, dasselbe auf ein Blatt in diesem Buche zu kleben und den Namen des Briefstellers beyzuschreiben. Erhielt er nun einen Brief, der, wie er vermuthete, von einem Korrespondenten kam, von welchem er nichts wollte, verglich er das Siegel mit den in jenem Buche befindlichen, und fand er seine Vermuthung gegründet, so blieb der Brief uneröffnet. Mehrere englische Reisende, die Liebhaber solcher Gegenstände sind, boten dem alten Gärtner bedeutende Summen, um ihn zu vermögen, daß er ihnen einige dieser Reliquien ablasse; allein der treue Diener ehrt das Andenken seines längst verstorbenen Herrn so sehr, daß es ihm unmöglich ist, so lange er lebt, sich von diesen Sachen zu trennen.

Voltaire war aber auch ein guter Herr gegen seine Untergebene, vorzüglich gegen diejenigen, die sich auf seine Launen verstanden; besonders zeigte er sich sehr mildthätig und wohlwollend gegen die Armen in seiner Nachbarschaft. Sein Andenken wird noch in der Umgegend von Ferney in großen Ehren gehalten, vorzüglich von denen, die sich seiner noch selbst erinnern.

G. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

Noch vor wenigen Jahren nannte Wood, einer unserer ausgezeichnetsten Ingenieurs, die Hoffnung, Dampfmaschinen dahin zu bringen, daß sie in einer Stunde einen Wagen 12 bis 20 (englische) Meilen auf einer Eisenbahn zu ziehen vermöchten, einen völligen Unsinn; die eben bey Manchester gemachten Versuche haben nun diesen Unsinn verwirklicht, indem mehrere Dampfwagen, welche auf der dortigen eisernen Straße versucht wurden, nicht nur eine dreymal schwerere Last, als sie selbst, eine Strecke von 11 bis 20 Meilen in der Stunde gezogen, sondern auch ohne andere Last, als ihren eigenen Wasser- und Kohlenvorrath und drey Personen, wirklich 32 Meilen in einer Stunde zurückgelegt haben. — Es ist noch nicht lange her, daß man in England den Versuch gemacht hat, eiserne Straßen, die schon seit einem Jahrhundert für Privatzwecke benutzt werden, zum Transport von Reisenden und Gütern einzurichten. Die erste Straße der Art wurde in der Grafschaft Surrey angelegt; da sie aber durch eine Gegend führt, in welcher wenig Handelsthätigkeit herrscht, und man sich auf derselben der Pferde bedient, so hat sie der Erwartung nur wenig entsprochen. Die zweyte war die, welche Stockton und Darlington verbindet. Auf dieser bedient man sich der Dampfwagen, und man fährt Menschen und Güter, je nach dem Gewicht, in dem Verhältnisse von 5 bis 8 Meilen in der Stunde, und zwar um die Hälfte bis zwey Drittel wohlfeiler, als bey jedem frühern Fortschaffungsmittel. Diese Straße wurde am 29. September 1825 eröffnet. Aber schon im Jahr 1822 hat man den Plan gefaßt, eine ähnliche Straße zwischen Liverpool und Manchester, d. h. auf eine Strecke von 33 englischen Meilen, anzulegen. Doch stellten sich demselben so viele Hindernisse entgegen, besonders durch die Widersetzlichkeit der Kanaleigenthümer, daß die Straße erst im Jahr 1826 angefangen werden konnte. Aber auch der Boden, welchen die Straße zu durchlaufen hat, bot große Schwierigkeiten dar. Die Ausgrabungen und Sprengungen, die großentheils in hartem Sandstein zu machen waren, betrugen zusammen über sechs Millionen Kubikfuß. Auf der andern Seite mußte an vielen Stellen das Erdreich erhöht. Wegleitungen (Viaducts) und Brücken aufgeführt werden. Einer von den Dämmen ist 70 Fuß hoch, und ein anderer läuft 4 englische Meilen weit über ein Moor, welches vor drey Jahren kaum Fußgängern zugänglich war. Die Anzahl der Brücken ist 25, von denen eine neun, 50 Fuß weite Bogen, und eine vier, 30 Fuß weite Bogen hat. Außerdem waren noch mehrere andere bedeutende Mauerwerke erforderlich, welche alle, bis auf eine einzige Brücke, vollendet sind, und von dem ganzen, 33 englische Meilen langen Wege sind 29 M. bis auf das Eisenwerk, welches erst 14 Meilen weit gelegt ist, so weit fertig, daß man hofft, im Frühjahr die Straße bis an den Irwell, über welchen noch eine Brücke zu bauen ist, eröffnen zu können. Die Barren, welche auf dieser Straße gebraucht werden, sind mit Rändern versehen (edge-rails); solchen gibt man jetzt in England den Vorzug vor den flachen Barren (tram-rails). Die Kosten sollen, mit Einschluß des Kaufschillings für die Ländereyen, welche der Weg durchschneidet, nicht 650,000 Pfund, oder 20,000 Pfund für die Meile, übersteigen. Aber da man das Gewicht der Waaren, welche jeden Tag zwischen Liverpool und Manchester hin- und her geschickt werden, auf 1200 Tonnen, zu 2000 Pfund, berechnet, so zweifelt man gar nicht, daß die Unternehmer sehr bald ihren Vortheil finden werden, selbst wenn ein großer Theil der Waaren andere Wege einschlagen sollte, da sie wenigstens auf die Reisenden sicher zählen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Gallen, October.

(Beschluß.)

Nicht unbeachtet dürfe gelassen werden, fährt Duppikofer fort, daß seit zwey Jahrhunderten viele Weinpflanzungen eingegangen seyen, wie z. B. im Thurgau für diese Art von Anpflanzung eine solche Vorliebe herrschte, daß sogar die eidsgenössische Regierung dagegen einschreiten zu müssen glaubte. Es frage sich, ob nicht auch bey Konstanz und Ueberlingen Ausrottungen stattgefunden? Noch mehr werde die Beweiskraft jener Angaben durch entgegenstehende geschwächt, wie z. B. aus Verzeichnissen von den Umgebungen Schaffhausens dargethan werde, daß seit 1670 die Production ungefähr gleich geblieben sey. Das Jahr 1828 zeigte beynahe überall eine Fülle, die den bessern Erträgen in früheren Jahrhunderten fast gleichkommt. Endlich sey nicht zu übersehen, wie sehr der Wohlstand der Städte Konstanz und Ueberlingen in spätern Zeiten durch anderweitige Umstände abgenommen habe. Gelegentlich bemerkt der Verfasser, daß ihm beym Durchblättern der Protokolle über diesen Gegenstand aufgefallen sey, wie nicht blos in frühern Jahrhunderten, sondern noch vor wenigen Jahrzehnten, es viel größere Weintrinker gegeben habe, als gegenwärtig, und es frage sich, ob die Ursache davon wohl in physischer Schwäche oder moralischer Mäßigung, ob in Mode und Sittenverfeinerung, oder in Armuth oder Angewöhnung an andere Getränke zu suchen sey? — Eine von dem Sanitätsrath Dr. Henseler gründlich bearbeitete Geschichte der Hundswuth im Kanton St. Gallen im Zeitraum der Jahre 1820 bis 1827 zeigt hinsichtlich der Verbreitung, Zu- und Abnahme der Krankheit: daß sie 1820 epizootisch begann, 1821 und 1822 sich etwas verminderte, 1823 ihre größte Höhe erreichte, dann in Bezug auf Hunde wieder abnahm, während 1824 und 1825 mehr Katzen und Füchse erkrankten, durch letztere sich auch auf Schmal- und Hornvieh verbreitete, und endlich mit 1827 endigte, indem 1828 kein einziger erwiesener Fall eines wuthkranken Thieres im Kanton St. Gallen mehr vorkam. Hinsichtlich auf die Jahreszeit nach Monaten ergaben sich die mehrsten Wuthfälle, in den sechs Jahren zusammengenommen, im October, dann im April und Mai. Die Sektionen haben außer dem abnormen Zustand des Magens keine konstanten Zeichen nachgewiesen. Als Ursachen sind angegeben: die unmittelbare Ansteckung durch den Biß in den meisten Fällen; bey Katzen schien der Ausbruch ein paarmal durch Zorn veranlaßt zu seyn; aus dem Gang der Epizootie aber kann mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß nicht allein unmittelbare Ansteckung, sondern auch uns noch unbekannte atmosphärische Einflüsse Veranlassung zur Entstehung und wirklichen Verbreitung (durch die ganze östliche Schweiz) der Krankheit gewesen seyen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. November 1829.

Noch spukt der Babylonsche Thurm,
Sie sind nicht zu vereinen!

Goethe.

Metall und Glas,

oder

Sie haben beyde Recht.

Es ist ein Mann von Eisen,
Ein anderer von Glas,
Die wollen sich befleißen
Einander zu unterweisen,
Probiren dieß und das.

Aus seiner Ledertasche
Zieht der metall'ne Mann
Wohl eine Leidner Flasche,
Behend lädt sie der Rasche
Und spricht zum gläser'n dann:

„Fühl'! — Wenn man dieß berühret,
So wahr der helle Tag!
Man einen Schlag verspühret;
Das heißt elektrisiret." —
„„Glaub', wer dieß glauben mag!"" —

Spricht der von Glas — „„ich fühle,
Pack' ich's, in jedem Fall
Gar nichts als etwas Kühle;
Das Zimmer, das drückt Schwüle,
Und kälter ist Metall.""

Von Eisen der dawider
Zu dem von Glase spricht:

„Es zuckt durch alle Glieder,
Es wirft mich ja darnieder;
Glaskopf! das fühlst du nicht?!"

Hoch der von Glas und höher
Schreit: „„es sey Gott mein Zeug'!
Du superfeiner Späher,
Phantast'scher Geisterseher,
Nichts fühl' ich, nichts, schweig, schweig!""

Jezt die von Glas und Eisen
Anfeinden sich nicht schlecht,
Vom Schmähen kommts zum Beissen,
Wer kann sie überweisen? —
Sie haben beyde recht!

Justinus Kerner.

Der Irländer.

(Beschluß.)

Das armselige Licht, das Luke in die Hütte geleitet, stack in einer ausgehöhlten Karteffel; das Haupt der kranken Frau ruhete auf einem Bündel Lumpen; eine zerbrochene Tasse und ein halber Teller standen leer im Bereiche der abgezehrten Hände, welche zum innigen Gebete gefaltet waren. Der Regen fiel in Strömen durch die Oeffnung im Dache, und bildete Pfützen um den feuerlosen Heerd. Nirgends war ein Hausgeräth in dieser Wohnung des Jammers zu sehen. Als der Fremde eintrat, suchte die Arme den Kopf nach ihm hinzuwenden, aber sie war

es nicht im Stande und flüsterte halblaut: „Du bist es, lieber Thomas?“ Luke antwortete mit dem gewöhnlichen Gruße: „Gott erhalte alle hier!“ und trat zu ihrem Lager. Ihr brechendes Auge richtete sich starr auf den jungen Mann; sie schob langsam das graue Haar zurück, welches um ihre kalte Stirne hing, und starrte ihn unverwandten Blickes an. „Erschreckt nur nicht, Mutter,“ sprach er endlich; „ich hab' mich verirrt, und möchte hier gern ein wenig warten, bis der Sturm vorüber ist; vielleicht habt Ihr auch nichts gegen einen Bissen Weißbrod, den ich da in der Tasche habe, und ein Schluck aus meiner Flasche möchte Euch auch wohl thun.“ Sie ergriff das Dargebotene mit der Begierde des Heißhungers; aber sie vermochte es nicht hinunterzubringen. Luke mischte ein wenig Regenwasser in der Schaale mit etwas Branntwein, kniete neben ihr nieder, hob ihr den Kopf vorsichtig in die Höhe und goß es ihr langsam hinunter. Dieß schien sie ein wenig zu beleben, sie legte ihm die langen Knochenfinger auf den Arm und flüsterte: „Gott lohn' Euch, Gott lohn' Euch, und bewahr Euch vor bittrer Sünde! Ich hab' Euch nichts anzubieten, nicht einmal Feuer, um Euch zu trocknen; zieht aber die nassen Kleider ab, Ihr erkältet Euch sonst auf den Tod.“ Luke that, wie die Alte ihm rieth, und nach einigen Minuten richtete sie wieder den starrenden Blick auf ihn und fragte: „Kannst mir noch einen Tropfen von Deiner Herzstärkung geben, Lieber?“ Luke kniete aufs Neue nieder, und sie trank mit derselben Begierde, wie zuvor. Als er seinen Arm zurückziehen wollte, bemerkte sie auf dem Handgelenk ein Zeichen, welches, nach dem Gebrauch der Irländer an der Seeküste, mit dunkelblauer Farbe darauf tatowirt worden war, wann und von wem, wußte er nicht zu sagen. Sie faßte seine Hand mit furchtbarer Heftigkeit, und alle ihre Geisteskräfte schienen auf einmal wieder aufzuleben; sie saß mit funkelnden Augen aufrecht, vermochte aber, trotz aller Anstrengung, kein Wort hervorzubringen. „Ihr wollt die Bedeutung dieses Zeichens auf meiner Hand wissen, aber ich kann es Euch nicht sagen, denn ich weiß es selbst nicht; es thut mir leid, Mutter, ich denke nur manchmal, es könnte das Mittel werden, meine Eltern ausfindig zu machen, von denen ich niemals etwas gewußt habe. Es hat sich niemals Jemand meiner annehmen wollen, als die arme Peg O'Brian, die mich im Jahr 1807, am ersten Januar, als Neujahrsgeschenk fand.“ Ein lauter durchdringender Schrey unterbrach Luken in seiner Rede, und in dem Augenblick drückte ihn das arme Weib mit Inbrunst an das pochende Herz. „Ich habe keine Stunde mehr zu leben,“ rief sie endlich; „aber ach! um der Barmherzigkeit willen, die Du im andern Leben erwartest, stoß die arme, sündige, sterbende Mutter, die Dich geboren, nicht von Dir, denn ach, mein Kind! ich bin ja doch, obgleich verbannt und dem Hungertode nahe, ich bin ja doch Deine Mutter.“

Luke war tief gerührt; er hatte sich längst überredet, er sey der Sohn irgend eines Edelmanns, und es wäre schwer, die kämpfenden Gefühle, welche jezt sein Inneres bestürmten, zu zergliedern. Mitleiden, tiefes inniges Mitleiden mit der Unglücklichen, die sich ihm so eben als seine Mutter zu erkennen gegeben, errang jedoch den Sieg, und er erwiederte ihre Umarmung mit Wärme und Aufrichtigkeit. „Ich muß Dir alles sagen, was ich kann,“ fuhr sie mit gebrochener Stimme fort. „Aber vor allen Dingen sage mir, bist Du immer gegen Reich und Arm ehrlich gewesen? und hast Du Dich nicht vom Golde, dem gelben, bitteren Fluche, verführen lassen? sag', bist Du ehrlich?“ — „Gott weiß es,“ erwiederte Luke; „ich hab' in meinem Leben keinem Menschen eines Hellers Werth entwendet, und mancher Herrschaft Sohn dürfte froh seyn, wenn er des armen Luke guten Namen hätte.“ — „Dem Himmel sey Dank für diese Worte!“ rief die Arme mit Inbrunst; „denn in der Tiefe des Jammers ist mir der höchste Trost geworden, dem Herrn sey's gedankt! Wenn ich schwere Sünderin es wagte, zu beten, so war es darum, daß Du ehrlich bleiben möchtest. All meine Angehörigen sind schlecht, meine Kinder alle, außer Dir, verbannt, verflucht! Aber wie sind sie erzogen worden! kann das Junge der wilden Katze anders als nach jungen Vögeln gehen? Ja in diesem Augenblick, um mir einen Bissen Brod zu bekommen, sind Mann und Sohn aus — *nein*, nicht zu morden! — sie schworen mir *ja*, *sie wollten* keinem Menschen das Leben nehmen.“ Da wurde es Luke gräßlich klar, daß es sein Vater und Bruder gewesen, die ihn beraubt; er sagte dieß seiner Mutter, und sezte ihr zum Trost hinzu, wie großmüthig sie sich dennoch dabey gegen ihn benommen. „Danke dem Himmel, dieser Mann ist Dein Vater nicht! Ich heyrathete einen Mann, den ich haßte, seines Geldes wegen; aber mein wildes, leidenschaftliches Wesen ließ sich nicht beugen. Ich brach ihm das Herz, und Du wardst nach seinem Tode geboren. Ich liebte Dich, aber ich liebte auch einen wilden Landstreicher. Er war schön von Ansehen und versprach mir, mich zum ehrlichen Weibe zu machen, wenn ich Dich vom Halse schaffte. Gott lenkte es zum Guten, obwohl Du mir nicht dafür zu danken hast. Ich ließ Dich an einem fremden Orte zurück, nachdem ich Dir ein unauslöschliches Zeichen aufgedrückt hatte; und nachher, so oft ich nach Dir sehen konnte, fand ich, daß die arme Peg Dich wie ihr eigenes Kind hielt. Die Sucht nach Gold wich nicht von mir und dem Manne, und am Ende wurde er verbannt. Es ist wunderbar, wie meine Liebe zu ihm ausdauern konnte; aber sie hat ausgedauert. Ich gab der Sünde Gehör, damit man mich ihm nachschicken sollte, und ich fand ihn in jenem Lande, das man nur mit Scham nennt. Bald aber drängte es uns nach der lieben Heimath; wir kehrten zurück, freylich vor der bestimmten Zeit, aber wir gedachten, uns von nun

an gut aufzuführen. Doch die Späher geriethen uns auf die Spur; wir mußten aufs Neue fliehen. Ich ward die jammervolle Mutter vieler Kinder, und einige von ihnen begleitete ich zum Galgen, und zulezt verhärtete mein Herz, und jede Sünde wurde mir gleichgültig. Aber wenn eine Verworfene, wie ich, es sagen darf: ich hörte und las in einigen losen Blättern, die aus einem Hause kamen, das sie einmal plünderten — daß selbst für uns Hoffnung vorhanden sey! Ich sprach mit ihnen davon, aber sie lachten mich aus. Doch, wenn mein Herz bis zum Bersten heiß wird, denke ich an sie und mühe mich, zu beten." Mit zitternder Hand zog sie einige zerrissene Blätter einer Bibel aus dem Stroh hervor. „Ich kann nicht sehen, um sie in Ordnung zu legen," sagte sie; „aber ich will Dir diese Hälfte geben, und diese sollen sie finden, wenn ich todt bin. Vielleicht daß Gott sich ihrer erbarmt und sie aufnimmt." Luke nahm die Blätter, während die Thränen ihm über die Wangen strömten. „Und nun," sagte sie, „geh', ich möchte um die Welt nicht, daß sie Dich erkennten, sie würden Dich zu einem ihres Gleichen machen wollen. Geh', geh', sie werden kommen; denn nur Nachts können sie mir Nahrung bringen, wie wilde Thiere. Aber eins noch — in der nächsten Stadt (sie beschrieb ihm Haus und Straße genau) wirst Du den Pater O'Hay finden; sag' ihm alles, selbst wo ich zu finden bin, ein Priester wird nie zum Angeber. Er wird mich besuchen, und von ihm wirst Du erfahren, wo sie meinen elenden Körper hingelegt haben, und vielleicht betest Du dann einmal für Deine arme, sündige Mutter." Noch in der Nacht ging Luke zum Priester, einem frommen, menschenfreundlichen Mann. Seine Mutter starb am folgenden Tage. Er hat oft ihr Grab besucht, und sich in der Hoffnung getröstet, daß die Hingeschiedene selbst in der eilften Stunde noch aufgenommen worden sey.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Roms Kaffe- und Speisegärten.

Rom, unter den Städten die Freude des Menschengeschlechts, wie es Titus unter den Königen war, entbehrt nichts destoweniger gewisser Freuden, welche das kleinste deutsche Krähwinkel gewährt. Dazu gehören, nebst vielem andern, die Kaffeegärten. Ihr Glücklichen, die ihr in einem solchen, entweder in einer Hainbuchen-Laube, oder unter einem blühenden Kirschbaume sizt, oder in den, mit gelbem Sande bestreuten Wegen zwischen Blumenbeeten, meynetwegen auch zwischen Kartoffeln und Kohl herumwandelt, dann und wann zu eurer Kaffeekanne zurückkehrt und ein Wort mit dem Nachbar über den Nachbar redet, ihr Glücklichen, wie beneide ich euch! Hier gibt es wohl Villen, aber keine Kaffeegärten, wohl etrurische Vasen, aber keine Kaffeekannen, wohl die vortrefflichsten Statuen, aber keine Menschen, mit denen sich konversiren, streiten und lästern ließe; denn man hat keine Nachbarn, sondern lauter Fremde um sich. Das Heimweh nach dem Vaterlande ist mir unbekannt; aber dem Heimwehe nach den verschiedenen Kaffeegärten, in welchen ich in den verschiedenen deutschen Städten, in welchen ich gewohnt, eine Tasse Kaffe getrunken und dazu geschwazt habe, unterliege ich jedesmal, so oft ich hier in die weite Welt, das heißt, in die Villa Borgheſe, die nächste, also zugänglichste Villa, trete. Was ist die Unermeßlichkeit einer solchen Villa gegen die Kraut- und Rübengärtchen Deutschlands? Nichts! wird dort doch kein Cichorienkaffee verkauft! Was die unabsehbaren Alleen gegen die anderthalb Fuß breiten und ein halbdutzend Fuß langen, gelben Sandwege? Nichts! Denn weder Freund noch Feind begegnet einem darin, den man unter dem Arm fassen könnte. Was die himmelhohen Fichten, Lorbeeren, süßen Kastanien und Maulbeerbäume gegen die verkrüppelten und wohlbeschnittenen Obstspaliere? Nichts! Läßt sich doch keine Kirsche, kein Apfel, keine Birn davon abbrechen und frisch in den Mund stecken. Was endlich der Duft der Citronen- und Orangenhaine gegen den Rauch einer Pfeife ächten virginischen Kanastertabaks? Nichts! Denn in jenen Hainen ist die Melancholie zu Hause, dagegen der Tabaksrauch von gesellschaftlichem Leben, also von Freude, zeugt. Sonderbar! in Deutschland hat mich der Tabaksqualm in Verzweiflung gesezt, und hier sehne ich mich darnach.

Das Hätscheln mit der Natur, wie mit einem kranken Kinde, wie es im Norden Europa's getrieben wird, wo wirklich die Natur acht Monate im Jahre krank, oder wenigstens erfroren ist, kennt der Römer nicht; er genießt ihrer, wie sie ist, ohne Spekulation. Selbst die größten Villen sind mehr rohe Natur, als künstliche Anlagen; ein holländischer Blumengarten von einem halben Morgen hat ohne Zweifel mehr Kopfbrechens gekostet, als die Villa Borgheſe, welche über drevviertel deutsche Meilen im Umfange hat. Ueberhaupt sind Gärten, wie sie im Norden Europa's existiren, in und um Rom nicht Sitte. Den Adel ausgenommen, welcher seine Villen (eigentlich Hölzer oder Parks) besizt, kennen die übrigen Klassen dergleichen Anlagen kaum dem Namen nach; denn das Wort giardino bedeutet hier meistens einen Ort, wo, mit Ausschluß alles andern Grüns, blos Citronen- und Orangenbäume, theils in der Erde, theils in Kübeln stehen. Auf Küchengärten (orti), in Nordeuropa oft die reizendsten Anlagen, wenn gleich Kartoffeln und große Bohnen darin wachsen, und Weinberge, übrigens wahre Modelle von Schmuz und Unsauberkeit, wo in den Wegen und auf den nicht angebauten Flecken das Unkraut einem über den Kopf wächst, oder ausgejätet in häuserhohen Bergen der Fäulniß übergeben liegt, wird, außer was den ökonomischen Theil anbetrifft, gar kein Fleiß ver-

wendet. So ist es nicht zu verwundern, wenn um ganz Rom kein einziger öffentlicher Garten existirt, wo man in Lauben, oder unter Bäumen, oder auf einem grünen Wiesengrunde essen oder sonst sich erfrischen könnte. Vor den meisten Gasthäusern außerhalb der Stadt gibt es gar keinen freyen Platz, sondern die Gäste sind auf die Zimmer im Innern beschränkt, und wo ja, wie vor dem Volksthore, ein solcher vorhanden ist, da ist er beschaffen wie bey einer deutschen Bauernschenke: steinerne Tische, hölzerne Bänke, kaum eine Hand breit, hohe Misthaufen, Schmutz und Unreinlichkeit aller Art. Dahinter pflegt nicht selten ein Feld- und Wiesengrund von 16, 20 und mehreren Morgen zu seyn, wo nichts wächst, als Artischocken und Heu; aber Niemanden fällt es ein, ein solches Stück Land zu einem Garten mit Lauben, Hecken, Alleen und grünen Plätzen umzuschaffen und somit einen hundertfachen Gewinn daraus zu ziehen. Häusliche Gartenfreuden, wie ich es nennen möchte, gibt es also in und um Rom nicht, sondern blos ein Leben in der großen Natur, das heißt, die Spaziergänge auf den fast unermeßlichen Villen, die geeigneter sind, den Menschen zum Einsiedler zu machen, als ihn der menschlichen Gesellschaft zuzuwenden. Und in der That, wer versucht wird, auf einer solchen Villa einen ganzen Tag in der Einsamkeit zuzubringen, und sich, so zu sagen, in den Ocean der Gefühle und Eindrücke stürzt, welche dergleichen riesenmäßige Anlagen aufregen, wo sich weder Breite noch Höhe (man denke an die himmelhohen Pinien und Cedern) ermessen läßt, dessen bemächtigt sich tiefe Wehmuth. Nirgends wird der Mensch furchtbarer von seinem eignen Nichts überzeugt, als auf dergleichen Villen, wo sich gleichsam die Unendlichkeit der Natur in verjüngtem Maßstabe darstellt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Unternehmer der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester hatten einen Preiß von 500 Pfund Sterling auf die Erfindung eines Wagens gesezt, welcher, neben andern Bedingungen, seinen eigenen Rauch verzehren, nicht über sechs Tonnen wiegen und eine dreymal größere Last, als sein eigenes Gewicht, ziehen würde, und zwar mit einer Schnelligkeit von nicht weniger als 10 Meilen in der Stunde. Mit mehreren Wagen wurden öffentlich Versuche angestellt; es ist aber noch nicht bekannt, welchem Wagen der Preiß zugesprochen werden wird; wahrscheinlich aber dem Novelty, welcher nur 2 Tonnen 15 Centner wiegt und, ohne den geringsten Rauch zu zeigen, mit erstaunlicher Leichtigkeit eine Last von 11 Tonnen 5 Centnern 20½ Meilen weit in der Stunde zog. Dabey scheint der Wagen in jeder Hinsicht stark genug, und ist eines der zierlichsten Fuhrwerke, das man sich nur denken kann. Es waren in Allem sechs Wagen da, welche alle mehr oder weniger tauglich gefunden wurden. Gurney war keiner von den Mitbewerbern, und man hört seit einiger Zeit nichts mehr von seinem merkwürdigen Dampfwagen. Wahrscheinlich aber ist er damit beschäftigt, denselben zu vervollkommnen und vielleicht mehrere zu bauen, welche zu gleicher Zeit als Landkutschen in Gang kommen werden.

Man hat hier die Pariser Omnibus eingeführt und, wie gewöhnlich, verbessert und verschönert; mehrere derselben fahren zwischen London und den benachbarten Dörfern und machen viel Glück. Auch das Postamt bedient sich solcher Wagen, welche die Briefträger mit großer Geschwindigkeit in die entferntesten Gegenden der Stadt führen, und so die Ablieferung der Briefe um mehrere Stunden beschleunigen. Die große Halle im neuen Postamt ist jezt, besonders Abends, ein Spaziergang für unsere Spießbürger; aber sie verdient wirklich einen Besuch. Hier werden alle Briefe für das In- und Ausland aufgegeben, und die Einrichtung ist so prachtvoll als bequem.

Die Taschenbücher kommen nun allmählig zum Vorschein, und zwar früher, als sie erwartet wurden; denn die verschiedenen Herausgeber hatten einander versprochen, keines vor einem gewissen Tag im November (ich glaube dem 2ten) ans Licht treten zu lassen; aber einer brach die Uebereinkunft, und nun hält sich keiner mehr für gebunden. Das Forget me not behauptet, wie immer, seinen Rang. Unter den vortrefflichen Kupferstichen, welche dieses schöne Buch zieren, ist einer, welcher dem Liebhaber deutscher Kunst besonders willkommen seyn wird, nämlich eine Scene aus de la Motte-Fouqué's Undine, nach einem Gemälde unsers unvergleichlichen Retsch, im Besitze des Prinzen Esterhazy. Was den literarischen Theil betrifft, so hat das Forget me not, wie alle übrigen Taschenbücher, neben vielem Guten und Schönen, gar manches Gemeine und Triviale; aber die Stücke sind, wie in den vorigen Jahren, kurz, was ich bey einem Buche der Art lobe, welches das Jahr über auf dem Tische zu liegen pflegt, indem man, so oft man es aufnimmt, etwas Neues anfangen und vollenden kann. Ein Gedichtchen aus den Jugendjahren Byrons ist darum merkwürdig, weil es in jeder Hinsicht höchst unbedeutend und mittelmäßig ist.

Ackermanns Juvenile Forget me not ist so empfehlungswürdig für die Töchter, als das größere Buch für die Mütter. Die Kupferstiche sind weder so vortrefflich, noch so zahlreich als in den größeren Taschenbüchern; aber sie sind doch reiner, geschmackvoller und in jeder Hinsicht besser, als das Beste der Art, was man sonst in Büchern zu finden pflegte.

The Amulet hat besonders prachtvolle Kupferstiche. Die Gegenstände sind von unsern ersten Künstlern, wie Pickersgill, Martin, Wilkie, Collens u. s. w., gemalt und gezeichnet, und so gestochen, wie man es selbst jezt, wo die Kupferstecherkunst in England eine so hohe Stufe erreicht hat, selten sieht. The Minstrel of Chamouni, von Robinson nach einem Gemälde von Pickersgill, eine Kreuzigung, von le Keux nach einer Zeichnung von J. Martin, und the Gleaner, von E. Finden nach J. Holmes, sind allein den Preis des Buches werth. Die Kreuzigung stellt den Moment vor, wo dem Erlöser die Brust durchstochen wird und er „sein Haupt neigte und verschied." Himmel und Erde sind mit tiefer Finsterniß bedeckt, nur ein Blitz, hoch über Jerusalem, macht die dunkeln Umrisse der alten Zionsstadt sichtbar, wirft aber zugleich eine blendende Lichtmasse auf Calvaria, worauf die drey Kreuze, der Centurio zu Pferd mit der Lanze und eine Menge Soldaten, Frauen und andere Zuschauer in den verschiedensten Gruppen erscheinen. Es ist zum Erstaunen, welche Mannichfaltigkeiten von Gestalten und Situationen der kleine Raum von wenigen Zollen in sich schließt; auch hat der Kupferstecher die beyspiellose Summe von 180 Guineen für diese Arbeit erhalten. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. November 1829.

Kann ein Komet kein Land durch Krieg und Pest verheeren,
So könnt' er wohl vielleicht die ganze Welt zerstören.
Wahr ist es, daß wir noch dergleichen nicht gesehn;
Allein wie folgt der Schluß, drum könn' es nie geschehn?

Kästner.

Ueber den Biela'schen Kometen.

Von Dr. Nürnberger.

Der sogenannte Biela'sche*) Komet hat in der Konversation und der Tagesliteratur, besonders in der neuesten französischen, eine so ausgezeichnete Rolle gespielt und hat so große Besorgnisse erregt, daß auch wir die Verbindlichkeit fühlen, einige Worte über ihn zu sagen. Dieser Komet wird nämlich bey seiner nächsten Wiedererscheinung, im Jahre 1832, der Bahn der Erde sehr nahe kommen. Hätte sich aber die Erde selbst alsdann zufällig gerade in dem Punkte ihrer Bahn befunden, für welchen jene Annäherung eintritt, so würde, unter gewissen begünstigenden Umständen, deren allgemeine Möglichkeit wir vorläufig annehmen wollen, daraus allerdings ein Zusammentreffen beyder Weltkörper haben entstehen können. Ueber den Grund oder Ungrund einer solchen, nur zu vielfach erregten Besorgniß wollen wir nun im Folgenden einige Aufklärung geben, und wir werden uns bemühen, Alles, was aus der Geschichte dieses Kometen und der Kometen überhaupt, wesentlich hierher gehört, übersichtlich zusammenzustellen. Geht man in den Kometenverzeichnissen etwas zurück, so findet sich, daß dieser Biela'sche Komet, der seine Bahn um die Sonne in der für Kometen sehr kurzen Zeit von nur sechs Jahren neun Monaten zurücklegt*), (höchst wahrscheinlich) wenigstens schon sechs Mal, und namentlich in den Jahren 1772 und 1805, beobachtet worden ist, ohne daß damals die Identität erkannt worden wäre. Man darf hieraus folgern, daß er auch schon früher am Himmel gekreist hat, und in ähnliche Stellungen gegen unsere Erde gekommen ist, wie in dem, auf seine Veranlassung, so verhängnißvoll geschilderten Jahre 1832 geschehen wird; und da diese kometarischen Aspekten bis jezt, Gott sey Dank! noch immer ohne Schaden abgegangen sind, so gibt schon dieß wenigstens einen Wahrscheinlichkeitsgrund, auch für die bevorstehende Wiedererscheinung das Beste zu hof-

*) Derselbe heißt so nach dem Hauptmanne von Biela, einem in Böhmen lebenden, um Beobachtung und Theorie dieses merkwürdigen Gestirns hochverdienten Astronomen.

*) Die neueste Astronomie hat uns, wie ich auf diese Veranlassung bemerken muß, noch mit einem andern Kometen von sehr kurzer Umlaufszeit bekannt gemacht, welcher den 6ten November 1818 von Herschel's berühmter Schwester beobachtet wurde. Eine von Encke, damals Professor an der Sternwarte zu Seeberg bey Gotha, jetzigem königlichen Astronomen zu Berlin, unternommene Berechnung der Elemente dieses Gestirns führte zu dem unerwarteten Resultate einer Umlaufszeit von nur drey Jahren, drey zwey Drittel Monaten. Diese rechnende Bestimmung ist eingetroffen, und der Komet ist zu den darnach bestimmten Zeiten, nämlich in den Jahren 1822, 1825 und zuletzt gegen Ende des verwichenen Jahres (1828) richtig wieder erschienen, welches als ein neuer Triumph der rechnenden Astronomie betrachtet werden darf. Er führt seitdem den Namen des Encke'schen, oder auch des Kometen von kurzer Umlaufszeit par excellence, da er, unter den uns bekannten Kometen, in der That die kürzeste Umlaufszeit hat.

fen. Bey derſelben wird dieſer Komet am 27ten November (1832) durch ſeine Sonnennähe gehen. Die Kometen beſchreiben nämlich, gleich den Planeten, elliptiſche Bahnen im Himmelsraume, in deren einem Brennpunkte ſich die Sonne befindet. Dieſer Brennpunkt liegt aber nicht im Mittelpunkte der Are jener Bahnen, ſondern um ſo viel weiter entfernt von demſelben, als die Ellipſe länglicher ausfällt, daher die Kometen in einem Punkte der Bahn der Sonne am nächſten kommen, und in einem andern am weiteſten von ihr entfernt ſind; jenen erſteren Punkt nennt man daher eben die Sonnennähe, gleichwie den leztern die Sonnenferne. Die Leſer müſſen ſich hiernach zwey Ellipſen vorſtellen, in deren einer der Biela'ſche Komet, in deren andern die Erde um die Sonne läuft; beyde Ellipſen könnten nun einander allerdings ſehr nahe liegen, ohne daß darum die Weltkörper ſelbſt, die indeß in ganz verſchiedenen Punkten ihrer reſpektiven Bahnen ſtehen können, einander nahe zu kommen brauchen. Aus dieſer Verwechslung aber iſt die ganze Beſorgniß erwachſen: es iſt ein ſehr weſentlicher Unterſchied, ob der Komet der Erde ſelbſt, oder nur einem Punkte der Erdbahn, in welchem Punkte ja die Erde zu derſelben Zeit gar nicht zu ſtehen braucht, nahe kömmt. Nun erreicht zwar die Erde drey Tage nach dem oben auf den 27. November 1832 angegebenen Durchgange des Kometen durch ſein Perihelium, nämlich am 30ten deſſelben Monates, in ihrer Bahn wirklich einen Punkt, welchem der Komet in der ſeinigen vier Wochen vorher ſehr nahe geſtanden hat, ſo daß, zu jener früheren Zeit, die Entfernung beyder Weltkörper von einander allerdings nur noch 4000 Meilen betragen haben würde, welches wohl hätte gefährlich werden können; allein während dieſer vier Wochen hat ſich ja der Komet ſehr weit von jenem bedroheten Punkte entfernt; und da die Geſchwindigkeit, mit welcher er ſich in ſeiner Bahn bewegt, die Geſchwindigkeit der Erde in der ihrigen noch bey weitem übertrifft, wiewohl leztere ſchon vier geographiſche Meilen in der Sekunde beträgt *), ſo kann man ſich im Allgemeinen leicht vorſtellen, daß ſich der Komet alsdann in einer ſehr großen Entfernung von ihr befindet; und ich will zur vollkommenen Beruhigung gleich hinzufügen, daß dieſe Entfernung, nach der Rechnung, alsdann weit über zehn Millionen Meilen betragen wird. Wir wiederholen es: die ganze Beſorgniß iſt daher entſtanden, weil man den Umſtand, daß im Jahre 1832 der Erdkörper der Kometenbahn, und, umgekehrt, der Kometenkörper der Erdbahn nahe kömmt, mit einem nahen Zuſammentreffen beyder Körper ſelbſt verwechſelt hat. —

Indeß zeigt doch die Wahrſcheinlichkeitsrechnung, daß dieſer Biela'ſche Komet und unſere Erde in beyläufig drittehalb tauſend Jahren wirklich einmal ſehr nahe zuſammen kommen, ja, bey begünſtigendem Einfluſſe der Perturbationen anderer Planeten (ein Ausdruck, auf deſſen Erklärung wir unten zurückkommen werden), wohl gar aneinander ſtoßen können; und es verlohnt ſich daher allerdings der Mühe, näher zu unterſuchen, welche möglichen Folgen aus einem ſolchen Zuſammenſtoßen beyder Weltkörper für die Erde entſtehen können. Wir wollen, bey der Wichtigkeit einer ſolcher Kataſtrophe, wofern ihre Möglichkeit überhaupt zugegeben werden dürfte, alles berückſichtigen, was ſich über die höchſt merkwürdige Natur der Kometen am wahrſcheinlichſten behaupten läßt. Man darf zuerſt mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die Hauptbeſtimmung der Kometen ſey, die ungeheuren Räume, welche ſich ſowohl zwiſchen den Planeten eines und deſſelben Syſtems, als beſonders zwiſchen zwey nächſten Planetenſyſtemen befinden, zu erfüllen. Der Raum zwiſchen dem Uranus z. B. als der Grenze unſeres Planetenſyſtems, und dem nächſten Fixſterne, welcher nichts anderes als ein neuer, wiederum von ſeinen eigenen Planeten, und wahrſcheinlich auch Kometen, umkreiſter Centralkörper iſt, erſcheint ſo ganz ungeheuer, daß gar nicht anzunehmen ſteht, die ſparſame, überall mit der weiſeſten Raumbenutzung verfahrende Natur werde dieſe unermeßliche Kluft ganz unerfüllt und unbenuzt gelaſſen haben. Die Berechnung der Elemente ſehr vieler Kometenbahnen, welche von den Aſtronomen mit der allergrößten Sorgfalt ausgeführt worden iſt *), zeigt, daß die Dauer der Umlaufszeit dieſer Weltkörper um die Sonne meiſtens außerordentlich lang iſt; ſo darf z. B. das Sonnenjahr des Kometen von 1769 auf faſt 2000 unſerer Sonnenjahre angeſchlagen werden; und nach einem arithmetiſchen Mittel beträgt die Umlaufszeit der Kometen um die Sonne mindeſtens 500 Jahre, wobey ein Durchſchnitt ſämmtlicher bis jezt berechneter, zum Theile auch wirklich mehrmals beobachteter Kometen, die hier betrachteten Kometen von ſehr kurzer Umlaufszeit nicht ausgeſchloſſen, gemeynt iſt. Dieſe Weltkörper ſchweifen alſo meiſtens nach Himmelsregionen aus, welche von den Planeten unſeres Syſtems nie berührt werden, indem auch der entfernteſte Planet, der Uranus, wiewohl der Halbmeſſer ſeiner Bahn um die Sonne 400 Millionen Meilen beträgt, doch zur Zurücklegung dieſer Bahn nur etwa 84 Jahre braucht. Hierbey muß nun überdieß noch in Anſchlag gebracht werden, daß die Bewegung

*) Da die Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel auf 600 rhein. Fuß in der Sekunde angeſchlagen werden kann, eine geographiſche Meile aber nahe 24.000 ſolcher Fuße hält, ſo übertrifft alſo die mittlere Geſchwindigkeit der Erde in ihrer Bahn die Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel faſt 160 Mal.

*) Man findet z. B. im dritten Band der Astronomie théorique et pratique par Delambre. S. 409 ff. eine Tafel der Elemente von 117 Kometen.

der meisten Kometen in der Sonnenferne, wegen der Größe dieser Entfernung, ungemein langsam geschieht; und man thut also, bey der hieraus folgenden, fast unermeßlichen Ausdehnung ihrer Bahnen, gewiß nicht Unrecht, sie als die Verbindungsglieder zweyer Weltsysteme zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller an Goethe.

Weimar den 21. December 1803.

Der rasche und wirklich anstrengende Wechsel von produktiver Einsamkeit und einer ganz heterogenen Societäts-Zerstreuung hat mich in dieser lezten Woche so ermüdet, daß ich durchaus nicht zum Schreiben kommen konnte, und es meiner Frau überließ, Ihnen eine Anschauung von unsern Zuständen zu geben.

Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon konstruirt haben; es ist alles aus Einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dieß macht, daß man sich, trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bey ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen lezten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit, und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach Ihrer Meynung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen Paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können Da sogar ich, bey meiner wenigen Fertigkeit im Französisch reden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bey Ihrer größern Uebung, eine sehr leichte Kommunikation mit ihr haben.

Mein Vorschlag wäre, Sie kämen den Sonnabend herüber, machten erst die Bekanntschaft und gingen dann den Sonntag wieder zurück, um Ihr Jenaisches Geschäft zu vollenden. Bleibt Madame Staël länger als bis Neujahr, so finden Sie sie hier, und reist sie früher ab, so kann sie Sie ja in Jena vorher noch besuchen. Alles kommt jezt darauf an, daß Sie eilen, eine Anschauung von ihr zu bekommen, und sich einer gewissen Spannung zu entledigen. Können Sie früher kommen als Sonnabends, desto besser.

Leben Sie recht wohl. Meine Arbeit hat in dieser Woche freylich nicht viel zugenommen, aber doch auch nicht ganz gestockt. Es ist recht Schade, daß uns diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kommt, wo dringendere Geschäfte, die böse Jahrszeit und die traurigen Ereignisse, über die man sich nicht ganz erheben kann, zusammen auf uns drücken.

Sch.

*

Goethe an Schiller.

Eben war ich im Begriff anzufragen, wie es Ihnen gehe, denn bey diesem langen Auseinanderseyn wird es einem doch zulezt wunderlich.

Heute habe ich zum erstenmale Madame von Staël bey mir gesehen; es bleibt immer dieselbe Empfindung; sie gerirt sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutz und Putz verwenden ließen; indessen nöthigt sie einen doch, die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen.

Gestern habe ich Johannes Müller gesehen; wahrscheinlich wird er heute wiederkommen. Ich werde Ihren Gruß ausrichten. Er ist über das Weimarische Lazareth freylich betroffen, denn es muß recht übel aussehen, wenn der Herzog selbst auf dem Zimmer bleibt. Bey allen diesen Unbilden habe ich den Trost, daß Ihre Arbeit*) nicht ganz unterbrochen worden, denn das ist das Einzige von dem, was ich übersehe, das unersetzlich wäre; das Wenige, was ich zu thun habe, kann noch allenfalls unterbleiben. Halten Sie sich ja stille, bis Sie wieder zur völligen Thätigkeit gelangen. Wegen Müllers hören Sie morgen bey Zeiten etwas. Das schönste Lebewohl.

Weimar am 23. Januar 1804.

G.

*) Der Tell.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Es gibt Leute in Paris, die nicht wissen, wo sie herkommen, noch wer sie eigentlich sind. Unter der Napoleonschen Regierung machte eine gewisse Madame Doubault viel Aufsehen mit ihren gerichtlichen Klagen und Memoiren, die auch gedruckt worden sind. Diese Frau behauptete steif und fest, sie sey die Marquisin Doubault. Es wurde ihr aber dieser Name streitig gemacht; die Marquisin sey todt, hieß es, diejenige, die sich für sie ausgebe, sey eine Betrügerin. Die angebliche Marquisin hatte aber lange Geschichten zu erzählen,

wie es zugehe, daß man sie für todt gehalten habe, und sie schloß beständig mit der Behauptung: ich bin die Marquisin Doubault, und will und muß so heißen; dennoch wurde sie nicht als solche anerkannt. Seitdem ist sie wahrscheinlich gestorben, ohne daß ihr wahrer Name ausgemittelt worden ist, und vielleicht ist sie aus der Welt gegangen, ohne selbst eigentlich zu wissen, wer sie war. Einige behaupteten, sie sey ehemals Kammerjungfer bey der Marquisin Doubault gewesen; wie hätte sie aber Jahre lang mit solcher Beharrlichkeit vor den Gerichten ihre ersten Aussagen wiederholen können? Die Welt ist also in Ungewißheit darüber geblieben, was sie von dieser Person halten solle. Jezt kommt eine andere zum Vorschein, die auch abentheuerliche Geschichten zu erzählen hat, und eine Baronin von Sternberg zu seyn behauptet. Dieß wird so erzählt: Ein französischer Herr (etwas Großes soll er gewesen seyn) reiste im Jahr 1775 mit seiner Gemahlin nach Italien, inkognito als Graf von Joinville. Dieser Herr war wahrscheinlich sehr alt, denn er fürchtete, keinen männlichen Erben mehr zu bekommen, wofern seine damals schwangere Frau mit einem Mädchen niederkommen sollte. Die Entbindung geschah in dem Städtchen Modigliana, in dem Hause eines Grafen von Borghi; es kam, wie der Mann gefürchtet hatte, ein Mädchen zur Welt; da aber in demselben Hause eine Gärtnersfrau von einem Söhnchen entbunden worden war, so kam der angebliche Graf von Joinville, um sich und seiner Frau eine reiche Erbschaft zu sichern, auf den Gedanken, einen Kindertausch vorzuschlagen, der denn auch, wie es heißt, angenommen ward. Die Gärtnersfrau bekam das Joinvillesche Mädchen, und der angebliche Graf Joinville nahm dagegen den Gärtnersknaben mit und erzog ihn zum Grafen, indeß das arme gräfliche Mädchen bey ihren neuen Eltern gar harte Dienste thun mußte, obschon sie den hübschen Namen Maria Stella führte. Nichtsdestoweniger wurde sie gut erzogen und bekam in ihrem fünfzehnten Jahre einen englischen Pair, den Lord Newborough, zum Manne; für eine angebliche Gärtnerstochter, oder, wie eine andere Sage behauptet, für die Tochter eines Kerkermeisters war dieß keine üble Heyrath, und sie muß wahrlich recht hübsch gewesen seyn, um einem Lord, der mit den Prinzen und Herzogen im Oberhause des Parlaments sizt, das Herz abzugewinnen. Den Gärtner oder Kerkermeister Chiappini soll aber am Ende seiner Tage die Reue überfallen haben, und auf seinem Todenbette soll er ausgesagt haben, was es mit der Geburt der schönen Maria Stella für eine Bewandtniß habe. Darauf soll eine gerichtliche Untersuchung angestellt worden seyn, und das geistliche Gericht zu Faenza am 29. Mai 1824 die Berichtigung des Geburtsregisters in Betreff der Herkunft der Maria Stella Newborough, Baronin von Sternberg, befohlen haben. Woher der deutsche Name Sternberg ihr zukommt, wird nicht gesagt, und es läßt sich nicht wohl einsehen, wie sie, eine in Italien geborne Französin, zu gleicher Zeit die Frau eines Lords und eine deutsche Baronesse seyn kann. Dieß sind nicht die einzigen Zweifel, die einem beym Lesen obiger Erzählung aufstoßen. Weßhalb braucht eine französische Familie inkognito zu reisen, wenn sie nicht etwa eine fürstliche ist oder Gläubiger auf ihren Fersen hat? Und warum wird der Name dieser Familie nicht gesagt? denn das Wichtigste ist doch wohl, zu wissen, wer diese Dame eigentlich ist. Ist ihre Herkunft durch einen gerichtlichen Urtheilsspruch ins Klare gesezt, warum werden dann noch in die Intelligenzblätter von Zeit zu Zeit Ankündigungen eingerückt, wodurch alle diejenigen, die Auskunft über jene angebliche Kinderverwechslung geben könnten, inständig gebeten werden, dieselbe zu ertheilen? Ich fürchte, es wird sich Niemand melden und auf die für eine solche Mühe versprochene Belohnung Anspruch machen. Das Kinderverwechseln ist zwar nicht ohne Beyspiel, und vor ungefähr zehn Jahren wurden in Paris Leute zu harter Strafe verurtheilt, weil sie auf der Gasse einen kleinen Knaben gestohlen hatten, um ihn an eine Engländerin zu verkaufen, deren Kind vor Kurzem gestorben und der wegen Vermögensverhältnissen außerordentlich daran gelegen war, diesen Verlust zu verhehlen und stets ihren vorgeblichen Sohn produziren zu können. Daß aber ein inkognito reisender Graf Joinville, und noch mehr eine Gräfin ihre einzige neugeborne Tochter einem Gärtner oder einem Kerkermeister überlassen, sich nicht weiter um sie bekümmern, dagegen aber den Knaben dieses Kerkermeisters als den ihrigen erziehen und ihm, nicht aber ihrer Tochter, ihr ganzes Vermögen hinterlassen, das klingt sehr abentheuerlich und scheint eher Roman, als wirkliche Geschichte; vielleicht ist das Ganze eine aus einem Romane gestohlene Erdichtung. (Die Fortsezung folgt.)

London, Oktober.

(Beschluß.)

Die Literatur des Amulet beschränkt sich auf weniger Stücke, als bey manchen andern Taschenbüchern; aber da dieselben Schriftsteller beynahe für alle Taschenbücher schreiben, so wäre es schwer, in dieser Hinsicht eines dem andern vorzuziehen. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß das Amulet eine, wo nicht religiöse, doch durchaus ernsthaft sittliche Tendenz hat, und vielleicht daher für die Menge etwas weniger anziehend ist.

The Gem, bekanntlich von etwas größerem Format, aber nicht theurer als die übrigen kleinern Taschenbücher, hat gleichfalls dreyzehn vortrefflich gestochene Kupfer von unsern besten Meistern, von denen einige nur im Vergleich mit andern etwas verlieren könnten. Der Pferdeliebhaber findet hier zwey herrliche Stücke von dem Akademiker Cooper.

Das Friendships Offering ist auch dieses Jahr eine würdige Gabe, wie von seinem talentvollen und liebenswürdigen Redakteur (Thomas Pringle) nicht anders zu erwarten steht. Es ist voll vortrefflicher Erzählungen, Beschreibungen und artiger Gedichte. Die Stahlstiche, dreyzehn an der Zahl, sind meistentheils vortrefflich gewählt und schön ausgeführt. The Lyra, von J. Wood, der Vesuv, von Turner, und Maria, Königin von Schottland, die ihren Säugling den Kirchenkommissarien zeigt, von Steyhanoff, sind einzig in ihrer Art.

The Winters Wreath, welches unter der Leitung der talentreichen Familie Roscoe erscheint, macht den Unternehmern Ehre. Ein Lieblingslied von Baylo: Oh no, we never mention her, erscheint hier in fünffacher Uebersezung, nämlich auf deutsch, von Dr. Deecke, von Lübeck, lateinisch, vom Erzdechanten Wrangham, italienisch, französisch und spanisch, wobey vor allen die Steifheit und Unbehülflichkeit des Französischen, als Uebersezungssprache, auffällt. Die Stahlstiche sind sehr gut gewählt und ausgeführt. Sie sind alle nach neuen englischen Meistern, außer einem von Livars nach einem Gemälde von Jean Steen, „des Bauern Tischgebet," welches selbst den verwöhntesten Geschmack befriedigen muß.

Die meisten Taschenbücher erscheinen erst, wie gesagt, am 2. November, und für jezt sind mir nur die obigen genannten zu Gesicht gekommen. Neu erschienen das erwähnte Achermans Juvenile Forget me not und the Iris, the Landscape Annual und Emanuel. Ich werde wahrscheinlich Gelegenheit haben, von beyden lezten nähere Nachricht zu geben; für jezt aber kann ich sie nur, nebst dem Keepsake, dem Literary Souvenir, the Bijou, the Juvenile Keepsake und dem New Years Gift, als Mitbewerber um die Gunst des Publikums aufzählen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 272.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. November 1829.

— Wo blinde Zwietracht gähret,
Zähmt seine Zunge der bedächt'ge Mann.

Crébillon.

Der Gastmenn.
Eine Erzählung.

Das Gastzimmer im Hospiz des St. Gotthard war gedrängt voll. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken. An verschiedenen Tischen umher saßen Gäste. Es herrschte unter ihnen ein auffallendes düsteres Schweigen, und sie schienen sich gegenseitig zu beobachten, wie in Zeiten bürgerlicher Gährungen der Fall ist, wo man an öffentlichen Orten seine Gesinnungen nur mit Vorsicht zu äußern pflegt. Einer der Tische war von Landleuten aus Unterwalden besezt, welche sich sichtbar zusammenhielten und heimlich miteinander flüsterten; an andern saßen Saumthiertreiber und andere Reisende, welche theils aßen und tranken, theils Karten spielten, und blos ihres Gewerbes wegen da zu seyn schienen; gegenüber der Tafel der Unterwaldner stand ein kleiner Tisch, an dem zwey Männer saßen, deren Züge und Kleidung sie als Bewohner der italienischen Schweiz bezeichneten; auf einem Stuhle am Ofen hatte sich ein Kapuziner niedergelassen, welcher in tiefes Nachdenken verloren und sich um die Anwesenden gar nicht zu bekümmern schien.

Der Genuß des Weines machte nach und nach die Gäste belebter und weniger vorsichtig. Einer der Saumthiertreiber trat an den Tisch der Unterwaldner und fragte mit lauter Stimme: „Nun, ihr Männer von Unterwalden, wie steht's in dem guten Flecken Stanz?“ Die Italiener hoben erwartungsvoll die Köpfe, um die Antwort zu vernehmen. Eine bedenkliche Stille trat ein. Endlich erhob einer der Unterwaldner die Stimme und erwiederte frey und keck: „Wie wird es stehen? sind wir nicht Alt gläubige und ächte Schweizer? Das Büchlein ist in den Bann gethan und mit dem Feuer der heiligen Kirche verbrannt worden.“ — „Es lebe der ehrwürdige Franciskus Remigius!“ rief der Fragende. „Hoch!“ ertönte es plötzlich aus dem Munde der Unterwaldner, „und abermal hoch!“ Viele Gäste an den andern Tischen stimmten mit ein. Die Italiener schwiegen. Mehrere der Unterwaldner warfen feindselige Blicke an ihren Tisch hinüber. Sie schienen keine Notiz davon zu nehmen und blieben ruhig.

Plötzlich erhob sich der Mönch, wie aus tiefem Sinnen erwachend, und trat in die Mitte des Zimmers. Seine Augen sprühten ein irres Feuer, er erhob die Hände gen Himmel, athmete lang und tief, und begann dann in hohlem Tone: „Merket auf, ihr rechtgläubigen Christen, und höret auf meine Worte! Gleichwie Paulus den Timotheus gewarnt vor den Schlingen und Fallstricken der Irrlehrer, also warne ich Euch vor dem verruchten Büchlein, dessen höllische Lehren Euch hier zeitlich und dort ewig ins Verderben stürzen würden. Laßt Euch nicht bethören von den gleißenden Worten dieser ketzerischen Neuerer, denn sie sind eitel Lug und Trug! Sie werden eure Kirchen plündern, eure rechtgläubigen Hirten ermorden, die Klöster aufheben und das Heiligthum schänden, wie sie in allen Ländern gethan haben, wohin der Zorn des Himmels, der uns um unserer Sünden willen heimsucht, ihre gottlosen

Waffen geführt hat. Das höllische Büchlein ist von dem heiligen römischen Stuhle verworfen und verdammt, als gottlos, ärgerlich und abtrünnig. Wo es regiert, wird es das Gebäude unserer heiligen Religion über den Haufen werfen, der Frechheit, Ungerechtigkeit, Raub und Mord Thür und Thor öffnen. Darum hat der heilige Mann, Franciskus Remigius Durrer, wohl daran gethan, es den Flammen der Verdammniß zu übergeben. Folget ihm nach! Stehet auf für den alten Glauben und das alte Vaterland!"

Einer der Unterwaldner, ein Mann von mittleren Jahren, erhob sich langsam von seinem Sitze, knieete vor den Pater hin, zog ein Kruzifix aus der Tasche, küßte es andächtig und rief: „Fort mit dem höllischen Büchlein! Nieder mit allen seinen Anhängern!" Tumultuarisch stimmten die übrigen in den Ruf ein; die Italiener schwiegen und blieben ruhig sitzen. Der eine, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, schlug den herabfallenden Hut in die Höhe, warf einen finstern Blick auf die Scene, und ein Lächeln der Verachtung spielte um seine Lippen. Einer der Unterwaldner, der es bemerkte, trat an den Tisch, sah den Italiener fest an und sprach mit Bedeutung: „Fort mit dem höllischen Büchlein! Nieder mit allen seinen Anhängern!" Der junge Mann erwiederte nichts und stand auch nicht auf. Höhnisch blickte der Unterwaldner auf ihn. Da erhob sich sein Gefährte, ein Mann in vorgerückten Jahren, in dessen Wangen der Gram tiefe Furchen gezogen hatte, ohne jedoch die Gluth seiner Augen zu mildern. „Ruhig, Guillelmo!" rief ihm der Jüngling warnend zu. „Ich bin kalt wie das Grab," entgegnete jener in einem ruhigen Tone, dem das wilde Flammen seiner Augen widersprach; „aber diese fanatischen Halbmenschen sollen nicht triumphiren vor meinen Augen." Er wendete sich gegen den Unterwaldner, der mit verschränkten Armen, gleichsam herausfordernd, vor dem Tische stand, zog eine dreyfache Kokarde aus dem Busen, küßte sie und sprach mit Nachdruck: „Das ist der Heilige, den ich verehre. Fort mit dem Priesterthum und allen seinen Anhängern! Ich glaube an eine Gemeinschaft aller freyheitsliebenden Schweizer, an die Aufhebung aller drückenden Abgaben, die Auferstehung der Menschenrechte und eine ewige Freyheit und Gleichheit." Ein steigendes Murren begleitete dieses revolutionäre Credo des Italieners. Als er geendet hatte, ging es in ein drohendes Geschrey über. Mehrere Unterwaldner stürzten über ihn her. „Packt den Gotteslängner!" rief ihnen der Kapuziner ermunternd zu. Schnell blizte ein Dolch in des Welschen Hand. Sein Gefährte trat ihm helfend zur Seite, schlug den Mantel zurück und legte die Hand an eine der Pistolen, die er im Gürtel führte. Die Partheylosen warfen sich zwischen die Streitenden, um den Frieden zu vermitteln. Eine Minute lang blickte der Jüngling auf den tobenden Haufen, ernst und entschlossen, doch ohne herausfordernden Trotz. Dann wendete er sich langsam der Thüre zu. „Komm!" sagte er; sein Gefährte folgte ihm.

Schweigend gingen die beyden Welschen, auf unsicherem nächtlichen Pfade, durch den Schnee und das Eis der Wildniß. Nach einer langen Pause sagte Guillelmo fragend: „Du schweigst, Antonio?" — „Was soll ich reden?" erwiederte gelassen der Jüngling. „Fruchtlos ist die lehrende Zeit über Dein Haupt hingegangen. Die Jahre haben Dich nicht weiser gemacht. Ist Deine Thorheit darum geringer, als die des fanatischen Mönchs, weil Du einen edleren Zweck verfolgst? Thoren reden, wo Reden nichts fruchtet. Der Mann schweigt und handelt." — „Du magst recht haben," entgegnete Guillelmo; „aber Deine Weisheit ist noch jung; siehe zu, daß sie nicht zu Schanden werde unter den Schlägen des Schicksals! Mir ist nur das Andenken an einen Augenblick des Glücks geblieben, dem eine lange, lange Reue folgte. Jezt lebe ich nur noch für das Vaterland." — „Und eben hast Du dieses Leben, das dem gemeinen Wesen geweiht ist, in nutzlosem Streite ausgesezt!" erwiederte der Jüngling im Tone des Vorwurfs. „Laß uns nicht hadern!" sprach Guillelmo gelassen. „Ein Herz, an dem der Geyer nagt, ist reizbar." Sie verfolgten schweigend ihren Pfad.

Aus der Ferne schimmerte der schwache Schein einer Flamme; bald loderte sie hell auf, bald schien sie wieder dem Erlöschen nahe. Rüstig schritten die Wanderer darauf los. Unter einem vorspringenden Felsen brannte ein Feuer, an dem sich die Gestalt eines Mannes bewegte; sie traten grüßend hinzu. Der Mann dankte mit einem Kopfnicken, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Reisenden betrachteten ihn und die Gegenstände umher: sein Haar war grau und seine Züge tief gefurcht, aber seine Gestalt noch voll Kraft und Leben; unter starken Wimpern blizten schwarze Augen, finster und menschenfeindlich hervor; sein Anzug war gering und verkündete einen armen Hirten des Gebirgs; an den Füßen trug er Holzschuhe, durch Lederriemen an den Fuß befestigt, an der Felsenwand lehnte seine Jagdflinte, im Gürtel führte er ein langes Weidmesser, zu seinen Füßen lag eine getödtete Gemse. Er holte schweigend einige Schnitten frisches Wildpret aus seiner Jagdtasche, bestreute eine derselben mit Salz, steckte sie an ein zugespiztes Stück Holz und fing an sie über dem Feuer zu rösten. Die Fremden lud er durch Winke ein, seinem Beyspiele zu folgen. „Wer bist Du?" fragte ihn Antonio. „Eßt und ruht!" entgegnete kalt und kurz der Jäger. Sie folgten seiner Weisung. Nachdem der Jäger gegessen hatte, rückte er seine Jagdtasche an das Feuer, legte den Kopf darauf und war bald eingeschlafen, ohne das geringste Mißtrauen gegen die Fremden zu verrathen. Sie flüsterten sich zu, daß einer von ihnen abwechselnd

wach bleiben und das Feuer unterhalten solle, und der eine legte sich zur Ruhe nieder. Als sie am Morgen erwachten und sich zur weiteren Reise anschickten, sagte Antonio zu dem Jäger: „Du hast ruhig und ohne Mißtrauen in unserer Mitte geschlafen. Dein Leben war in unsere Hand gegeben.“ Er schüttelte bitter lächelnd das Haupt und erwiederte: „Mein Leben! das ist sicher vor dem Schwerte der Menschen und vor dem Zahn der Thiere des Waldes. Es ist sicher auf den Wellen des wogenden Sees, wenn der brausende Föhn aus den Felsen bricht; unversehrt schreite ich durch die fallende Lawine und über das brechende Eis des Gletschers. Ich kenne den Schlund, der mich verschlingen wird, aber noch hat er seinen gähnenden Rachen nicht geöffnet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Biela'schen Kometen.

(Fortsetzung.)

Mit dieser Ausdehnung des Gebietes, welches die Kometen durchschweifen und wogegen das Gebiet der Planeten also fast verschwindet, steht ihre Anzahl in einem angemessenen Verhältnisse. Bekanntlich sind es nur eilf Hauptplaneten, welche unsere Sonne umkreisen; ihre Bahnen liegen, mit geringen Abweichungen, in Einer Ebene, und sie selbst folgen in ihrer Bewegung alle einer und derselben Richtung, nämlich der von der rechten zur linken Hand. Die Kometen dagegen bewegen sich nach allen möglichen Seiten und Richtungen des Himmels; und man darf daher annehmen, daß ihre Bahnen auch eben so nach allen Seiten und Richtungen ziemlich gleichförmig und in gleicher Zahl vertheilt sind. Unter dieser Voraussetzung aber, und mit Berücksichtigung der wirklich bereits beobachteten Kometen, wird höchst wahrscheinlich, daß die Zahl derjenigen dieser Weltkörper, welche der Sonne näher als Venus kommen, über 600, deren aber, welche ihr Perihelium noch innerhalb der Uranusbahn haben, schon gegen eine halbe Million betrage; und da es keine Gründe gibt, jenseits der Uranusbahn nicht auch noch Perihelien anzunehmen, so darf man behaupten, daß die Zahl aller, unserm Sonnensysteme angehörigen Kometen in die Millionen steige. Man sieht hieraus, daß es höchst wahrscheinlich Unrecht ist, die eilf Planeten, von welchen wir einen bewohnen, mit ihren Gebieten, zur Hauptsache des Sonnensystems zu machen, und daß vielmehr die Kometen, in der relativen Unermeßlichkeit ihrer Anzahl und Gebietsausdehnung, weit größeres Recht darauf haben. Aus diesem Umstande dürfen wir ferner, bey dem Bestreben, welches die Natur überall äußert, lebenden und genießenden Wesen Raum zum Leben und zum Genusse anzuweisen, vermuthen, daß auch die Kometen bewohnt sind, da die Nichtbenutzung so zahlloser Weltkörper zu jenen Zwecken mit jenem allgemeinen Prinzip in offenbarem Widerspruche stehen würde. Durch den Zusammenstoß eines Kometen mit einem Planeten würden also die Bewohner des einen wie des andern Weltkörpers gefährdet werden, und es kommt jezt darauf an, den Grad dieser Gefahr, als den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung, näher zu erörtern.

Man muß bey den Kometen drey Bestandtheile, welche ihre Natur zu bilden scheinen, sorgfältig unterscheiden: nämlich den eigentlichen festen Kern, dann die Dunsthülle, welche diesen Kern zunächst umschließt, und endlich die Materie des Schweifes. Zwar ist die Trennung dieser drey kometarischen Bestandtheile nicht bey allen Kometen gleich scharf; aber sie wird doch im Allgemeinen bey den meisten gefunden, und ganz besonders zeigte der prächtige Komet von 1811, auf den ich mich darum vorzugsweise beziehe, weil er wahrscheinlich noch im Andenken der meisten Leser lebt, diese Trennung auf das Deutlichste. Der runde, wohl begrenzte Kern dieses schönen Gestirns war, wie man schon mittelst eines gewöhnlichen Fernrohres ganz genau wahrnehmen konnte, zunächst mit einem koncentrischen, beynahe kugligen und glänzenden Nebel umgeben, welcher als seine Atmosphäre betrachtet werden darf, und auf welchen ein dunkler Zwischenraum folgte, worauf sich erst die Lichthülle zeigte, die auf der der Sonne entgegengesezten Seite zu dem unermeßlichen Doppelschweife auslief, welcher der Erscheinung eben ein so furchtbar schönes Ansehen verlieh. Der Durchmesser des festen, in einem röthlichen Lichte strahlenden Kerns betrug etwa 90 Meilen, welches also, wenn man diesen Kern als genau kugelförmig annimmt, für den körperlichen Inhalt desselben beyläufig den 1000sten Theil unserer Erde, d. h. eine Kugel gibt, wie man deren tausend haben müßte, um unsere Erdkugel daraus zu bilden. Dagegen hatten die in das Grünliche spielende Atmosphäre dieses Kometen und sein prächtiger Lichtmantel ganz ungeheure Ausdehnungen; aber diese vereinigten Massen waren gleichwohl nicht vermögend, durch ihre Anziehungskraft in dem Laufe der Planeten bemerkliche Störungen oder Perturbationen hervorzubringen, wogegen umgekehrt die Planeten nicht nur auf diesen, sondern auch auf andere Kometen allerdings einen solchen perturbirenden Einfluß äußern. Man schließt hieraus mit Recht, daß die Kometen aus einer feineren Masse als die Planeten gebildet sind, und wir könnten an diese ihre ätherischere Beschaffenheit die reizendsten Hypothesen über eine ähnliche ätherische Beschaffenheit ihrer Bewohner knüpfen, wenn wir es hier nicht mit einer ernsteren Untersuchung zu thun hätten. So viel ist indeß aus dieser ätherischeren Beschaffenheit der Ko-

meten zu folgern, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes mit unserer Erde dadurch für uns sehr vermindert werden müßte. Eine solche Katastrophe, ihre allgemeine Möglichkeit vorausgesezt, müßte indessen doch auch für die Erde ganz eigenthümliche Folgen nach sich ziehen. Denken wir uns z. B., daß der eben betrachtete schöne Komet von 1811, den ich, da wir seine Größe im Verhältniß zur Erde nun bereits kennen, zur Vergleichung vorziehe, mit unserem Planeten zusammenstoße; denken wir uns, daß eine Kugel, die, wenn auch tausend Mal kleiner als die Erdkugel, doch immer noch eine ganz hübsche Kugel bleibt, mit der oben angegebenen außerordentlichen Geschwindigkeit auf die Erde losgehe, und sie nun endlich, es sey in welchem Punkte es wolle, treffe; in der That, wenn die Kometenkugel auch aus einer leichtern, zarteren, feineren Materie gebildet ist als unsere Erde, so würde doch der Stoß sehr heftig seyn, da uns die Erfahrung lehrt, welchen Widerstand uns schon Wasser und selbst Luft bey sehr schneller Bewegung entgegensetzen; und es dürfte aus einem solchen Zusammenstoße also allerdings eine ziemlich unangenehme Störung für die Bewohner der Erde hervorgehen, wenn dieselben auch nicht gerade ganz so viel als die seiner gebauten Kometenbewohner zu leiden hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Was man bisher von der Geschichte der Maria Stella gelesen, ist nur der erste Theil des Abenteuers; der zweyte wird jezt in Paris gespielt und ist noch nicht vollendet, weßhalb die Leser mit dem wenigen Folgenden vorlieb nehmen müssen, bis einmal eine Entwickelung, eine Peripetie hinzukommt, wodurch das Ganze eine gerundete Gestalt bekommt. Die französisch-italienische Frau des Lords und deutsche Baronesse hatte sich nämlich nach Paris begeben (was aus dem Lord Newborough geworden, wird nicht gesagt), um, wie es heißt, hier die Rechte ihrer Geburt und Herkunft geltend zu machen; sie hatte einen Agenten oder Sachwalter nöthig, um ihren Prozeß durchzufechten; einen solchen glaubte sie an einem gewissen Drever-Cooper zu finden, der wahrscheinlich ein Engländer ist und recht wohl die Kunst zu verstehen scheint, das Gefieder, das ihm in die Hände fällt, zu rupfen. Dieser Mann nun läßt sich die abenteuerliche Geschichte erzählen, findet sie recht wunderbar und sieht schon im Geiste den vortrefflichen Ausgang des zu beginnenden Prozesses, nämlich ein unermeßliches Vermögen, vor sich. Er ist bereit, sein ganzes Sachwaltertalent anzuwenden, um das Unternehmen glücklich zu Ende zu führen; ja er ist obendrein bereitwillig, seine Klientin zu versorgen; er besizt gerade (ob als Eigenthümer oder als Miethsmann, weiß ich nicht) das Schloß Bellevue in der Umgebung von Paris; dieses will er derselben zur Wohnung überlassen; sie soll blos eine Kleinigkeit von 25,000 Franken dafür jährlich dem Hausherrn zusichern. Wenn man Millionen zu gewinnen hofft, so nimmt man es mit den Kleinigkeiten nicht so genau; und zudem, ist es nicht angenehm, in einem Schlosse zu wohnen und dafür blos Papier geben zu dürfen? Da nämlich des baaren Geldes kein Ueberfluß bey der Baronesse war, wie es scheint, so wurde die Uebereinkunft getroffen, daß sie Schuldverschreibungen, und zwar zu einer bedeutenden Summe, ausstellen sollte. Nun waren Sachwalter und Klientin unter einem Dache, in der Erwartung des Schazes, den der Hr. Drever-Cooper durch seine Advozirkunst herbeyzaubern sollte. Die Klientin, die sich schon im Geiste mitten unter den blanken Louisd'or wähnte, fand doch bald, daß sie für eine Millionärin und einzige Tochter eines Grafen von Joinville sehr sparsam bewirthet werde, und daß man für eine Summe von 25,000 Franken wohl ein wenig besser leben könne; denn es scheint, daß der Sachwalter, nicht sie, den Küchenzettel schrieb. Es wurden Klagen geführt; der Hr. Drever-Cooper mochte wohl einsehen, daß man ihn leicht beschuldigen könne, die italienisch-französische Dame überlistet zu haben; also willigte er selbst ein, den ersten Kontrakt zu zernichten, und es ward ein zweyter gemacht, kraft welches der Hr. Drever-Cooper alle Auslagen wegen des Prozesses machen, und dagegen das dadurch zu erlangende Vermögen mit ihr theilen sollte. Auch nach diesem zweyten Kontrakte dauerte das Einverständniß des Patrons mit seiner Klientin nicht lange; sie fand wiederum, daß man sie überlistet habe; denn als Sicherheit hatte er nochmals Schuldverschreibungen oder Anweisungen auf das künftige Vermögen seiner Klientin gefordert; sie nun, die es für etwas sehr Leichtes ansah, Papier voll zu schreiben, hatte sogleich 200,000 Franken verschrieben, die Auslagen des Advokaten hatten sich jedoch nur auf 4000 Franken belaufen, und wahrscheinlich hatte seine Mühe ihm auch keinen Schweiß gekostet. Also wiederum Klagen, und dießmal noch dazu Beyziehung von Schiedsrichtern, und zulezt gar ein Prozeß zwischen Sachwalter und Klientin: diese wünschte, den habgierigen Mann los zu seyn, und erbot sich, ihm seine Kosten zu vergüten; jener aber machte gewaltige Rechnungen, ungefähr wie jener Gastwirth des englischen Trunkenbolds, von dem ich neulich sprach. Das Gericht urtheilte, es müsse die Sache von Schiedsrichtern gütlich ausgeglichen werden. Der Hr. Drever-Cooper hätte lieber die Bestätigung seiner furchtbaren Ansprüche vom Gerichte erhalten mögen; damit aber konnte er nicht zu Stande kommen. Ob sich nun Sachwalter und Klientin gänzlich entzweyen, oder ob sie sich mit einander wieder verständigen werden, um dem gehofften Schaze mit vereinten Kräften nachzulaufen, dieß wird die Folge lehren, und sollte endlich die Entwickelung der Geschichte eintreten und unsere Zweifel wegen der hohen Geburt der Maria Stella heben, so wird das Morgenblatt getreulich davon Nachricht geben. Indessen darf ich den Lesern nicht mehr Hoffnung machen, als ich selbst habe. In Paris bleiben manche Romane und Abenteuer, die auf der öffentlichen Weltbühne eine Zeitlang die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt haben, in dem interessantesten Augenblicke stille stehen, weil die handelnden Personen von der Bühne abtreten und sich hinter den Koulissen verlieren, ohne daß weiter von ihnen die Rede ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. November 1829.

— Daß Sterne ohne Zahl
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Geseß vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will' ist ihre Kraft.

Haller.

Ueber den Biela'schen Kometen.

(Beschluß.)

Ein neuerer Astronom, der berühmte Mondbeobachter Gruithuisen zu München, ist zwar der Meynung, daß die Folgen des Zusammenstoßes, namentlich mit dem Biela'schen Kometen, an dessen Elemente er diese Betrachtung anknüpft, nicht so schlimm werden würden. Er glaubt sogar, daß sich die Natur solcher Mittel bediene, um die Planeten zu vergrößern, und ihnen durch Zuführung des Kometenstoffes frische Jugend zu verleihen, wie man z. B. versucht hat, einem alternden menschlichen Körper, durch Einspritzung eines leichteren jugendlichen Blutes in seine Adern, frisches Leben zuzuführen. Das oftmalige plötzliche Steigen des Meeres während der Urperiode der Erde, z. B. die sogenannte Sündfluth, hätte, meynt er, recht wohl durch ein Versenken von Kometenkörpern in dasselbe verursacht werden können; und selbst die großen Gebirgsbögen, welche wir auf der Erde zerstreut finden, möchten Ringstücke seyn, welche die Kometen bey einem solchen Versinken abgestreift hätten. Ja, unser Münchner Astronom geht so weit, zur Befriedigung seiner wissenschaftlichen Neugierde, ohne weitere Umstände und nur so bald als möglich, den Zusammenstoß des ersten besten Kometen, und namentlich des in Rede stehenden Biela'schen, mit unserer Erde zu wünschen.

Aus den oben vorgetragenen Ursachen müssen wir indeß gegen die Erfüllung eines solches Wunsches doch protestiren; und es gibt glücklicherweise auch noch allgemeine Gründe, auf deren Betrachtung wir nunmehr übergehen, genug, um einen solchen Vorgang, wiewohl seine absolute Unmöglichkeit nicht rechnend dargethan werden kann, in das Gebiet der unzuläßigen Befürchtungen zu verweisen.

Die Gesetze der Natur (gleich denen der bürgerlichen Gesellschaft) zerfallen nämlich in zwey wesentlich verschiedene Arten: sie sind entweder absolute (von unbedingter Nothwendigkeit), oder positive (von der Willkühr des Gesetzgebers abhängige). Zur Zahl der ersteren Naturgesetze müssen nicht blos diejenigen gerechnet werden, welche zum Bestande einer jeden materiellen Welt schlechterdings unentbehrlich sind, wie z. B. die Undurchdringlichkeit; sondern es gehört dahin auch eine jede andere allgemeine Einrichtung, welche die höchste Weisheit zu einem bestimmten Zwecke unter mehreren andern hervorgehoben zu haben scheint, und welche so wesentlichen Einfluß auf den Organismus des Universums ausübt, daß ihr Wegfallen eine andere Beschaffenheit der Natur selbst bedingen würde. Zu diesen lezteren Einrichtungen darf die bestimmte Form des Gesetzes gerechnet werden, nach welchem die Anziehung der Himmelskörper unter einander erfolgt, welche bekanntlich vom direkten Verhältniß der Massen und dem umgekehrten des Quadrates der Entfernungen abhängig ist. Die positiven Naturgesetze umfassen dagegen die individuelle Anwendung jener allgemeinen und unerläßlichen Bestimmungen, und, mit Bezug auf unser Weltsystem, gehört dahin z. B. die

Anordnung der einzelnen Theile desselben, die Größe der Stufenleiter in den planetarischen Entfernungen, die Richtung der Bewegung bey den Planeten und Nebenplaneten u. s. w., Einrichtungen, von denen sich um so mehr nur die individuelle Nothwendigkeit nachweisen läßt, als wirklich Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß andere Sonnensysteme unter einer veränderten individuellen Form bestehen. Der wesentliche Einfluß, welchen die Gesetze der erstern Klasse auf die ganze Natur ausüben, könnte zu der Folgerung Veranlassung geben, daß dieselben, eben ihrer vollkommenen Unentbehrlichkeit zum Bestande des Ganzen wegen, keines weitern obern Gesetzgebers, als der Nothwendigkeit *) selbst, bedürfen; aber es ist leicht einzusehen, daß dieser Schluß keine Anwendung auf diejenigen Einrichtungen im Weltsysteme leidet, welche wir eben mit dem Namen der positiven bezeichnet haben. Man findet sich also genöthigt, die lezteren dem Zufalle zuzuschreiben, wofern man den Einfluß eines, nach freyen und weisen Entschließungen handelnden Wesens auf jene Einrichtungen im Weltsysteme nicht zugeben will. Bedenkt man aber dagegen, daß das Universum seit Jahrtausenden ohne die mindeste Unterbrechung besteht, und daß diese Stabilität, wie Rechnung und Beobachtung auf eine unwiderlegliche Art beweisen, gerade in der Wechselwirkung jener absoluten Naturgesetze und dieser willkührlichen Einrichtung jedes bestimmten Planetensystems begründet ist, so leuchtet bis zur Evidenz ein, daß der Zufall keine Rolle bey der Ausführung eines Weltenplanes gespielt haben kann, welcher seinen Schöpfungen, neben der zulässig größten Vollkommenheit, zugleich die Dauer zugesichert hat. Wir haben aber gesehen, daß die Kometen im Himmelsraume nach einem eben so bestimmten Plane als die Planeten vertheilt sind; und gleichwie die astronomische Rechnung rücksichtlich der leztern zeigt, daß eine gegenseitige Zerstörung durch ein Zusammenstoßen oder ähnliche Umstände mathematisch unmöglich sey, eben so gewiß läßt sich auf den Grund vernünftiger Analogie, auch ohne Ausdehnung jener Rechnung auf die Kometen, behaupten, daß sie in dasselbe große, durch keinen Zufall, sondern durch die höchste Weisheit ertheilte Gesetz unverrückbarer Regel und Dauer eingeschlossen sind. Vereinigen wir nun die ganze Kraft dieser allgemeinen Gründe von der Unzulässigkeit der Annahme eines Zusammentreffens der Erde und eines Kometen mit dem, was oben in besonderer Beziehung auf den Biela'schen Kometen gesagt worden ist, so ergiebt sich, daß alle Besorgnisse, mit welchen die Journalistik die Gemüther wegen einer Katastrophe erfüllt hat, welche die Erde bedrohe, nicht blos rücksichtlich dieses Biela'schen, sondern der Kometen überhaupt, vollkommen grundlos sind, wenn gleich die Kräfte der Analyse nicht hinreichen, um dieses Resultat in dem nämlichen Umfange, wie für die Planeten unter einander selbst, rechnend zu bewähren. Mit einem ähnlichen Beweise von dem Ungrunde aller Besorgniß wegen Zerstörbarkeit des Universums durch dergleichen gegenseitige Einflüsse der Himmelskörper auf einander, beschließt der würdige Petersburger Astronom Schubert sein großes Werk über den Himmel *); und jeder, der im Stande ist, diesen erhabenen Betrachtungen zu folgen, wird, statt sich grundloser Kometenfurcht hinzugeben, vielmehr die höchste Weisheit anbeten, welche der vollkommensten Maschine eine ewige Dauer verlieh, indem sie schon bey der Schöpfung den Keim der Unsterblichkeit in dieselbe legte, und den Himmelskörpern unübersteigliche Grenzen vorzeichnete, innerhalb welcher diese ungeheuren Massen von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Unterbrechung und Unordnung, rollen sollten.

*) In der That ist es diese Spitzfindigkeit, hinter welcher das verächtliche System des Materialismus der französischen Schule, und namentlich Holbach im Système de la nature, den Trug seiner Schlußfolge versteckt.

*) Traité d'Astronomie théor. Petersburg 1822.

Der Gadmen.

(Fortsetzung.)

Unter einem hochgewachsenen Nußbaum, der vor der Thüre einer ländlichen Wohnung im Mühlithal stand, saß ein Mädchen, mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Sie war in der Blüthe der Jahre, und heitere Unschuld thronte auf ihrem schönen Gesichte und strahlte aus ihrem blauen Auge. Lange blonde Flechten hingen über ihren Rücken hinab; ihre Kleidung war ländlich, aber reinlich und wohlgeordnet. Bald blickte sie auf einen Knaben, der zu ihren Füßen saß, bald auf den rauhen Pfad, der von den Felsen, unter denen der Gadmen braust, aufwärts zum St. Gotthard und höher hinauf in die Regionen des ewigen Eises führt. „Er kommt noch nicht," seufzte sie. „Ihm ist nur wohl im öden Hochgebirge, im Kampfe mit allen Schrecken der Natur, ferne von seinem heimathlichen Dache, ferne von den Felsschlünden des Gadmen. O, könnte ich die Geister der Geopferten versöhnen, damit der Unglückliche nimmer ihr Rufen vernähme, das ihn unwiderstehlich hinabzieht in die Tiefe!" fügte sie mit einem Blicke gen Himmel hinzu, und milde Zähren benezten ihr Auge. „Warum weint Elsi, und wo ist der Vater?" fragte der Knabe. „Er jagt die wilde Gemse im hohen Gebirge," erwiederte die Jungfrau und trocknete ihre Thränen. „Dort oben?" fragte lebhaft der Knabe; „wo die weißen Berge sind?" — „Ja, mein Kind," sagte Elsi traurig, „dort oben, wo ewiger Schnee den Boden deckt." — „Warum bleibt Vater nicht lieber hier," fragte der Knabe weiter, „unter dem Nußbaum und auf den grünen Matten?"

Die Jungfrau seufzte und schwieg. „Aber die Gemse ist bös," fuhr der Knabe fort; „sie hat den armen Werni vom Felsen gestoßen, daß er todt gefallen ist." — „Armes Kind!" rief die Jungfrau heftig, und hob den Knaben weinend zu sich empor; „dieser Tod ist Deinem Vater nicht bestimmt, die Geister der Vorangegangenen winken ihn zu sich hinab in die Tiefe des Gadmen, und auch Du und ich werden unser Ende in den rauschenden Wellen finden, bis Keiner unseres unglücklichen Namens mehr übrig ist."

„Dort kommt der Vater," rief der Knabe fröhlich und deutete auf den Fußpfad, von dem man drey Männer in das Thal herabsteigen sah. Der Knabe sprang ihm jauchzend entgegen. Elsi blieb stehen und blickte kummervoll auf die Nahenden. Finster schweigend reichte ihr der Vater die Hand, legte die Gemse, die er auf der Schulter trug, auf den Boden nieder und sagte eintönig: „Elsi, hier sind Fremde. Uebe die Gastfreundschaft unseres Hauses. Dieß ist meine Wohnung; Ihr seyd willkommen unter meinem Dache," sprach er einsylbig zu den Fremden, wendete sich und ging langsam das Mühlithal hinauf, scheu auf die Klippen blickend, unter denen der Gadmen sich brausend herabstürzt. Verwundert sahen ihm die Fremden nach; die Tochter aber seufzte und schwieg.

Der schöne Morgen lockte Antonio frühe vom Lager. Er ging einsam das Mühlithal hinauf. Es wurde immer enger und wilder; seitwärts, aus nächtlicher Waldung, stürzte der Gentelbach hervor, in der Tiefe rauschte durch zerrissene Felsen der Gadmen. Nackte Felshörner standen gegen Ost und West; in der Ferne schimmerten die hohen Eisberge. Finstere Tannenwälder, auf hohen und steilen Berghängen, begränzten die Ufer; herabgestürzte Felsstücke lagen auf beyden Seiten zerstreut umher. Auf ärmlicher Weide standen einsam einzelne Fichtenstämme. Kein Grün der Wiesen erheiterte die Schrecken der wilden Landschaft. Als er um die Ecke eines Felsen trat, lag eine niedere Hütte vor ihm. Tief unten rauschte der Gadmen. Das Wehklagen einer menschlichen Stimme schien sich mit seinem Brausen zu vermischen und in ihm zu verlieren. Antonio stand horchend stille. „Es zieht mich fort von hier und zieht mich unwiderstehlich zurück in Deine verderbende Nähe," jammerte, in abgebrochenen Sätzen, die Stimme. . . . „Ruft ihr mich, ihr Geister aus den Fluthen der Tiefe? . . . . Ist meine Zeit um? sind meine Tage gezählt? . . . . Soll ich mich zu den Vorangegangenen gesellen? . . . . Soll ich hinabstürzen in das Grab, das die Meinigen verschlingen wird, bis Keiner mehr übrig ist? . . . . Ich komme ja, ich muß ja kommen; sie haben Dich erschlagen, ich weiß es wohl; ich war es ja nicht . . . . Mein ganzes Geschlecht muß verderben!" Immer leiser wurden die Töne und erstarben zulezt in dem hohlen Brausen des Waldstroms. Antonio stand von Entsetzen ergriffen; sein Haar sträubte sich empor; unwillkührlich wendete sich sein Fuß zurück und er eilte, so schnell er konnte, das Thal hinab.

Elsi, einen Handkorb tragend, kam ihm entgegen. Sie sah seine verstörten Blicke, und Thränen drangen in ihre Augen. „Mädchen," sagte er zu ihr, „welche geheimnißvolle Schrecken walten in diesem Thale? Du kennst sie, ich sehe es an Deinen thränenvollen Blicken. Sprich, theile mir das unselige Geheimniß mit. Wenn menschliche Hülfe retten kann, hier steht ein Mann vor Dir, entschlossen, Alles zu wagen." Sie schüttelte traurig das Haupt und sprach: „Guter Fremdling! menschliche Hülfe vermag nichts gegen das Walten des Schicksals. Was in seinem ewigen Buche geschrieben ist, muß erfüllt werden. Habe Dank für Deinen guten Willen." — „Enthülle mir wenigstens dieses furchtbare Geheimniß," bat Antonio. „Vielleicht ist Rettung möglich." — „Hier ist kein Geheimniß," erwiederte die Jungfrau gelassen. „Das ganze Thal kennt die unglückselige That und das Loos, das unser wartet. Verweile hier, bis ich zurückkehre, dann sollst Du die Geschichte unsers Elends hören." — „Aber, Mädchen, wer ist denn der Unglückliche, dessen furchtbare Jammertöne selbst das Brausen des tobenden Stroms übertönen?" — „Es ist mein Vater," versezte eintönig die Jungfrau und ging langsam ihres Weges. Mit inniger Theilnahme blickte ihr der Jüngling nach und sezte sich dann bewegt auf ein Felsstück, ihrer Rückkunft wartend.

Elsi kehrte zurück, sezte sich unbefangen neben den Fremden und erzählte mit der Ruhe der Ergebung in ein unabwendbares Geschick das Folgende: „Vor vierzig Jahren wohnte mein Großvater in der niedrigen Hütte, die Du am Ufer des Gadmen gesehen. Er war ein armer Holzhauer und lebte schlecht und recht unter den Männern des Mühlithals. Eine Kuh und einige Geisen, die der spärliche Ertrag der Weiden um seine Hütte her nährte, waren sein ganzer Reichthum. Auf einmal verließ er seine ärmliche Hütte, siedelte sich unten an, wo das Thal sich erweitert, kaufte Wiesen und Matten, baute das Haus, in dem wir jezt freundlich wohnen, und sein Senn trieb eine stattliche Heerde zu Berge. Die Nachbarn sprachen unter sich: „der alte Kuoni hat einen Schatz gefunden oder ein Erbe jenseits der Berge gethan," denn ihr einfacher Sinn ahnete nichts Arges. Aber der Frohsinn wohnte nicht in dem Hause mit den großen Fenstern; die Stirne meines Großvaters war umwölkt, und der Anblick der grünen Matten und der spiegelglatten Heerde, die er sein eigen nannte, vermochte sie nicht zu erheitern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Da von Abentheuern gesprochen worden ist, so mögen auch einige Worte über einen drolligten Komödianten aus der Provinz hier stehen, der neulich gestorben ist, und über welchen die Gazette de Cambrai eine ausführliche Notiz bringt, woraus ich die Hauptzüge entlehnen werde. In einem von Pigault le Brun's Romanen und in der italienischen Oper Cantatrice villane wird so ein armseliger Landkomödiant komisch geschildert, der sich überall auspfeifen läßt und sich dennoch unerschütterlich in seiner Laufbahn fortbewegt. Ein solcher gegen die gellenden Pfeifchen tauber Schauspieler und Theaterdirektor war Dupré-Nyon, den Zuschauer und Theaterrezensenten sein Lebenlang beunruhigt haben. Dieser Mann wollte Anfangs ein Geistlicher werden, oder er war zu diesem Stande von seinen Eltern bestimmt worden, und studierte als Seminarist zu Beauvais; allein einige Schauspiele, die er gelesen, hatten ihm Theologie und alles Andere verleidet; er deklamirte in seiner kleinen Zelle Stellen aus Voltaire's Semiramis, statt Bossuet zu studieren; ja er fühlte einen weit höhern Beruf, als die Kanzel zu besteigen; er wähnte zum Schauspieler geboren zu seyn, und zwar zu einem recht ausgezeichneten. Somit schnürte er einmal in der Nacht sein kleines Bündel zusammen, machte sich damit aus dem Seminarium, hatte aber eine 30 Fuß hohe Mauer zu übersteigen; diese vermochte jedoch seiner theatralischen Leidenschaft nicht Einhalt zu thun; er gelangte, ohne das Genick zu brechen, jenseits der furchtbaren Mauer und lief durchs freye Feld davon; bald hatte er sich zu einer Komödiantentruppe gesellt, bey welcher sich noch zwey andere junge Leute befanden, die auch ihren ersten dramatischen Versuch machen wollten. Der eine war Duparrey, der noch jezt am Odeontheater spielt und als ein guter Schauspieler geachtet wird, der andere war der nachmals als Schauspieldichter berühmte Picard, der bekanntlich zuerst, und zwar ziemlich lange, die Schauspiele anderer Dichter gespielt hat, ehe er als Dichter für die Schauspieler arbeitete. Der arme Dupré-Nyon schien von allen dreyen sich am höchsten erheben zu müssen, denn der Mann war rasend für die Bühne eingenommen und spielte mit einem Feuer, als ob er besessen wäre; dieß war aber auch leider Alles, was er besaß; denn von Gefühl, ja sogar vom richtigen Auffassen des Sinnes einer Rolle schien der Mann wenig Ahndung zu haben, daher denn seine Darstellungen, besonders die tragischen, oft ganz verkehrt ausfielen und burlesk wurden. Glücklicherweise für ihn hatte man in den kleinen Städten wenig Gelegenheit, ihn mit bessern Schauspielern zu vergleichen, und verstand auch die dramatische Kunst nicht genug, um die Schnitzer dieses Schauspielers sehr zu bemerken; der große Hause mochte sogar wohl meynen, das seyen ächte Schönheiten, so müsse man deklamiren und spielen. Er half sich also zwölf Jahre so durch, bald ausgepfiffen, bald beklatscht, je nachdem die Zuhörer waren, vor denen er spielte, und da er doch nur fürs Theater lebte und dachte, so hatte er sich bis zum Theaterdirektor zu Arras emporgeschwungen, als die Revolution mit allen ihren Schrecken ausbrach; das war eine böse Zeit, sogar für Schauspieler. Man kerkerte Dupré-Nyon ein, weil er das Stück le Tribunal redoutable hatte aufführen lassen, worin man vermuthlich Anspielungen auf die eben so furchtbaren Revolutionstribunale witterte, und der arme Direktor wurde vor ein solches Gericht gezogen und des Hochverraths gegen die Volksregierung angeklagt. Der öffentliche Ankläger bestand auf nichts Geringerem, als der Todesstrafe. Als Dupré-Nyon vor seinen Richtern stand und sich vertheidigen sollte, überfiel ihn sein dramatischer Enthusiasmus; er fing an zu deklamiren, gerieth in Feuer, schrie und polterte, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, und schlug dabey so um sich, daß man sich einige Schritte von ihm entfernen mußte, um nicht von seinen Armen wie von einem Windmühlflügel fortgeschleudert zu werden. Es war nicht möglich, seiner Suade Einhalt zu thun; die Richter mußten den ganzen tragischen Auftritt aushalten; unterdessen sahen sie doch wohl ein, daß ein solcher theatralischer Enthusiast kein gefährlicher Verschwörer sey und sprachen ihn los. Einer seiner Unglücksgefährten, ein achtbarer Kaufmann, Namens Boucher, der nicht toll, sondern vernünftig war, wurde hingerichtet. Dupré-Nyon hatte versprochen, für seine einzige Tochter Sorge zu tragen, was eben kein unangenehmes Geschäft war, denn das Mädchen war jung und schön. Der Schauspieler heyrathete sie, verließ sie aber in der Folge. Um diese Zeit kam der abscheuliche Lebon als Représentant du peuple nach Cambray. Er wohnte einer Darstellung Wilhelm Tells bey; Dupré-Nyon spielte den Sedaineschen Schweizerhelden mit seinem gewöhnlichen Feuer, und rief besonders die Worte Freyheit und Gleichheit in einem schwärmerischen Tone, welches dem Lebon recht wohl gefiel; deßhalb wollte er, die Truppe solle ihm nach Arras folgen, um auch dort das Publikum in republikanischen Eifer zu bringen. Dupré-Nyon schrie auch dort aus allen Kräften, so daß ihn der Wilhelm Tell ganz heiser machte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 267:

Lerche.

Räthsel.

Ich weiß ein kleines Wächterhaus
Mit einem schlanken Thurme;
Drin steigt der Wächter auf und ab
Und lugt, was sich begeben hab',
Bey Sonnenschein und Sturme.

Wenn lieb durch blaue Himmelsluft
Die Sonne lacht und flimmet,
Lach' sie auf Eis, auf Wiesenpracht,
's hat ihm so wohl ums Herz gemacht,
Er lustig aufwärts klimmet.

Doch schwellen sich von Thränen schwer
Des Himmels Augenlieder,
Pfeift durch die Wipfel nasse Luft,
Wenn gar des Donners Stimme ruft,
Duckt er sich ängstlich nieder.

Wohl ist der Wächter treu; auf wen
Ist aber stets zu bauen?
Kann er dafür, wenn ihm die Wacht
Bisweilen Langeweile macht?
Dann ist ihm schwer zu trauen.

Du fragst ihn wohl: „stehn's gut, Gesell?“
Hoch oben aus der Klause
Nickt er dir bald im Schlafe zu;
Du wanderst aus in guter Ruh,
Und kommst im Regen nach Hause.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. November 1829.

Direktor. Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seyd ein vielgeliebter Mann. —
Dichter. Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sey;
Wie wenig das dem ächten Künstler zieme.

Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Zweyter Artikel.

Der Direktor.

Von dem gewöhnlichen Impresario kann hier die Rede nicht seyn. Sein Zweck ist, Geld zu gewinnen, und daher findet er die Prinzipien seines Thuns und Lassens weit ab von der Sphäre der Kunst, im Gebiete des Handels und der Gewerbe. Die Stadt, die einem solchen ihre Bühne anvertraut, läuft Gefahr, daß er, statt gewichtiger Kunstprodukte, leichte Zeitvertreibswaaren an den theatralischen Markt bringt, und, wenn er seinen Vortheil dabey sieht, dieses so weit treibt, daß zuerst die dramatische Kunst abhanden kommt, und dann auch der Geschmack, der Sinn, der Maaßstab dafür verloren gehn. Ein italienischer Impresario kann auf den heutigen musikalischen Geschmack spekuliren und in einer deutschen Stadt eine italienische Oper gründen. Er hat keine andere Absicht, als Geldgewinnst; und es wird ihn freuen, wenn seine Spekulation so gut einschlägt, daß er die deutsche Oper zu Grunde richtet. Ein morgenländischer Spekulant kann aus eben dieser Absicht indische Jongleurs, Seiltänzer, Springer, Reiter, starke Männer und Taschenspieler verschreiben; bringt es nur Geld, was kümmert es ihn, einen Kunsttempel zu entweihen, von dessen Heiligkeit er nichts weiß. Von Kaufleuten kann hier die Rede nicht seyn; auch nicht von solchen, die, weil sie das Betriebskapital zur Gründung einer Bühne hergaben, sich nun auch begabt glauben, neben ihrem Börsengeschäft, und auf die nämliche Weise, eine öffentliche Kunst- und Bildungsanstalt zu leiten. Bey dieser Gelegenheit soll nur noch angemerkt werden, daß die Regierung Vieler, sie sey eine republikanische oder oligarchische, für jedes Bühnenwesen verderblich ist; und sollten die Regierenden, wie es bey dem verfallenden théâtre français der Fall ist, ächte Aristokraten, nämlich die Vorzüglichsten, die Sachverständigsten, Künstler seyn. Wer die Kulissenwelt nur im geringsten kennt, wird wissen, wie dort die Regierung eines Einzigen Noth thut, und welche Wahrheit in dem anscheinend übertriebenen Ausspruch liegt: „Besser ein Unkundiger an der Spitze, als zehn Kundige!“ — Demnach sind hier nur zwey Gattungen von Bühnenvorstehern zu betrachten: der Privatunternehmer einer kleinen Bühne, und der Chef einer großen, von dem Staat unterstützten dramatischen Kunst- und Bildungsanstalt. Was den erstern betrifft, so ist bereits gesagt, daß er gar kein Gegenstand der ästhetischen Betrachtung ist, wenn er ein Gewerbe treibt, d. h. wenn sein pekuniärer Vortheil die einzige Triebfeder seines Handelns oder vielmehr Handels ist. Nur in so fern es ihm um einen höheren Zweck zu thun ist: um fortschreitende Entfaltung der Bühnenkunst, untergibt er sich auch einem höheren, einem ästhetischen Urtheil. Doch wird dieses Billigkeit vor Recht ergehen lassen;

es wird, wenn auch hin und wieder ein Opfer, doch keine Aufopferung verlangen; es wird Ort, Zeit und Hindernisse in Anschlag bringen; z. B.: es wird, bey Gründung einer neuen Bühne, wenn eine solche das Bedürfniß, der Durst nach langentbehrtem, volksthümlichem Lustspiel hervorruft, wenn ihm die Lust und Liebe des Publikums entgegenströmt; dann wird, sage ich, das ästhetische Urtheil strenger gegen diesen ersten Unternehmer seyn, wenn er aus unkünstlerischen Nebenabsichten eine hoffnungsreiche deutsche Bühne zu einer Spektakelbude für Allerley verkehrt, strenger als gegen den nächstfolgenden, der den Augiasstall seines Vorgängers wahrlich nicht in einem Tage oder in einer Woche zu reinigen vermag. Sieht es bey dem Privatunternehmer nur irgend Streben nach dem Bessern, Abwehren des Ungeschmacks, so wird es ihm auch in finanzieller Hinsicht so manches sagen können, wovon der Spekulationsgeist, selbst des klügsten Kaufmanns, nichts ahnet. Es wird ihm überall nachweisen, wo und wie die Forderungen der Kunst mit seinem pekuniären Vortheil zusammentreffen und vereint bleiben; wie er sich durch Gaukeleyen und Ohrenkitzel und Augenlust und Modekram eben nur ein Modepublikum bildet, d. h. ein unhaltbares, wetterwendisches, das seine Bühne, gleichwie es ihr rasch zuströmte, eben so schnell wieder verläßt, sobald sie die stets wachsenden Ansprüche an neuen kostspieligen Tand nicht fürder befriedigen kann. Es wird ihm Beyspiele aus der Geschichte des deutschen Theaters vorführen, die ihm zeigen werden, wie alle Unternehmer, die dem Prunk und der Mode des Tages fröhnten, zu Grunde gingen; dahingegen jene, die das Prinzip reiner und edler Bühnenkunst nie aus den Augen verloren (wie z. B. ein Schröder in Hamburg) sich die Mittel einer sichern und wohlhabenden Existenz erwarben. Es wird ihm zeigen, wo die ökonomische Kränklichkeit bey weitem der meisten deutschen Theater ihren Sitz hat, in der falschen Berechnung nämlich, die den edeln Theilen alle Nahrung entzieht, während sie die unedeln überfüllt. Es wird ihn belehren, an welchem geeigneten Orte die Kunst wie die Wirthschaftlichkeit Ersparnisse, an welchem andern sie eine fruchtbringende Freygebigkeit gebieten. Bey alle dem aber wird auch das strengste ästhetische Urtheil die Schranken eines Privatunternehmens nicht übersehen und billigerweise hierauf Rücksicht nehmen.

Bey dem Chef einer vom Staat unterstützten Bühne finden — wenn auch andere — doch diese Rücksichten nicht statt. Der Staat nämlich kann, ohne sich selbst zu widersprechen, keinesweges für einen nichtigen und also verderblichen Zeitvertreib, sondern nur für geläuterten Geschmack, für allgemeine Bildung, für Erhebung selbst in den Muße- und Freudestunden seiner Bürger sorgen wollen und Kosten aufwenden. Die Instruktion eines solchen Bühnenchefs beginnt mit diesem Haupt- und Grundparagraphen, und sollte er hie und da auch nicht Schwarz auf Weiß niedergeschrieben seyn, so wird doch sein Inhalt nirgend verläugnet, sondern überall stillschweigend zugestanden. Daher ist es seine eigentlichste, ja seine einzige Amtspflicht, diese Tramontane der Kunst und Volksbildung nie aus den Augen zu verlieren. Nach diesem sichtbaren und doch idealischen Zielpunkt soll er seinen Kurs halten; nicht am Ruder, nicht bey dem Tauwerk, selbst nicht am Steuer ist sein Platz; für alle diese Beschäftigungen hat er die Tüchtigsten zu suchen, zu erkennen und anzustellen, er selbst aber nur die Oberaufsicht zu führen und nur dafür zu sorgen, daß man von keiner Strömung, von keines Sturmes Gewalt, von keinem fabelhaften Magnetberg, keiner Sirene aus der Bahn zum Schönen und Guten gerissen oder verlockt werde. Daß er hierzu das Laviren verstehen muß, ist eine unerläßliche Bedingung, und in diesem Falle und wenn er nur sein Ziel nicht auf-, dem Zufall sich nicht Preis gibt, wird ihm kein Einsichtiger den Umweg zum Vorwurf machen. Sezt er aber jenen ersten Paragraphen seiner Instruktion hintan (nämlich das Streben nach ächter Kunstschönheit, welche auch immer das wahrhaft Gute ist), wird irgend ein anderes Argument, welches es auch sey, die erste bewegende Kraft seiner Anordnungen, so hat er keinen reinen Zweck mehr, sondern nur eine Nebenabsicht, befindet sich, gleich dem nur auf seinen Vortheil bedachten Privatunternehmer, neben der Sphäre einer ästhetischen Beurtheilung, und ist dann, so wenig als jener, ein Gegenstand für dieselbe. Es kann also hier nur von einem Bühnenchef die Rede seyn, welcher die Kunst, die zugleich der Weg und das Ziel ist, nie und unter keinerley Umständen aus den Augen verliert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gadmen.

(Fortsetzung.)

„Oft saß Kuoni," fuhr Elsi fort, „einsam auf den Felsenklippen des Gadmen und schaute hinab in die brausende Tiefe. Dann schien ein böser Geist über ihn zu kommen. Er rief laut hinab in die Klüfte, als ob er mit Jemand spräche; jezt ballte er die Hände drohend hinunter, dann erhob er sie wieder flehend zum Himmel; jezt bog er sich mit halbem Leibe über die Klippen hinab, als wollte er sich in die rauschenden Fluthen stürzen, dann fuhr er entsezt zurück, warf schreckenvolle Blicke hinter sich und floh von den Ufern des Gadmen, die er eine zeitlang nicht wieder betrat, bis er, wie durch geheime Zaubergewalt, dahin zurückgeführt wurde. Die Hirten sahen ihn auf dem Felsen sitzen und betrachteten sein Thun mit Schaudern. Sie erzählten unter sich: eine furchtbare Stimme

habe aus der Tiefe gerufen: „Herab, herab, Kuoni von der Hintermatt, herab in Dein naſſes Grab!“ Zugleich ſeyen ein Paar Rieſenarme aus den Wellen emporgeſtiegen, deren lange Finger ſich nach ihm ausſtreckten, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Schaudernd wendet er ſich auf die andere Seite, da erhebt ſich ein blutiges Haupt aus dem Gewäſſer und ſtarrt ihn mit ſterbenden Augen an. „Laß mich, laß mich!“ ruft er vernichtet aus; „ich will Dir das Liebſte geben, das ich habe!“ Da ruft es von unten mit frohlockendem Hohn: „Dein Liebſtes ſollſt Du mir geben, das Du haſt. Dann kommſt Du ſelbſt, Kuoni von der Hintermatt, Dein naſſes Grab iſt bereitet!“

„So verſtrichen mehrere Jahre. Die Wangen meines Großvaters waren eingefallen, ſeine Augen ſtier und ſeelenlos, ſein Haar wurde bleich und ſein Rücken krümmte ſich, nicht unter der Laſt der Jahre, ſondern des Kummers. Da ſtürzte, zur nächtlichen Stunde, ſein älteſter Sohn über die Klippen des Gadmen hinab. Sein Leichnam wurde nicht gefunden. Verzweiflungsvoll wälzte ſich der Vater an den Ufern des Waldſtroms und rief mit lauter, gräßlicher Stimme den Namen ſeines Erſtgebornen. Die Hirten erzählten, ein ſchallendes Gelächter habe ihm aus der Tiefe geantwortet. Da ſey er aufgeſprungen im Wahnwitz und habe in vollem Laufe die Klippen erſtiegen, Willens, ſich hinabzuſtürzen. Aber auf dem höchſten Gipfel habe ihn eine unſichtbare Hand zurückgehalten und aus der Tiefe der Gewäſſer eine höhnende Stimme gerufen: „Erſt gibſt Du mir Dein Liebſtes, dann kommſt Du ſelbſt.“ Einige Jahre darauf ſtürzt meines Großvaters zweyter Sohn rettungslos in den Gadmen. Seine einzige Tochter endet bald darauf freywillig ihr Leben in den Wellen des Waldſtroms. Nur allein mein Vater iſt noch übrig. Mein Großvater vergoß keine Thränen mehr; wunderbar richtete ſich ſeine gebeugte Geſtalt auf, in den Augen glänzte wieder das alte Feuer. Er nahm ſeinen Stab und ging in das Gebirge. Hirten ſahen ihn die Grimſel hinaufſteigen, wo in einer abgelegenen Kluft ein frommer Einſiedler wohnte, dem das Volk den Beſitz übernatürlicher Kräfte zuſchrieb. Spät am andern Abend kehrte er zurück, umarmte meinen Vater, ſein einziges noch übriges Kind, und ſchloß ſich in ſein Schlafzimmer ein. Am andern Morgen war er verſchwunden. Die Wellen des Gadmen trugen ſeinen zerſchmetterten Leichnam an das Ufer. Hirten ſahen ihn in der Frühe, ehe noch die Sonne das Mühlithal beſchien, dem Strom zueilen. Sie erzählten, er habe, ſchnell und entſchloſſen, eine Klippe beſtiegen, und ſich unter dem Ruf: „Ich komme, ich komme, ehe Du mir mein Letztes nimmſt,“ hinabgeſtürzt. Höhnlachend habe es aus der Tiefe geantwortet: „Du kommſt, und ſie kommen Alle nach, bis Keiner Deines Geſchlechts mehr übrig iſt.“

„Mein Vater machte ſich auf ins Gebirge und kam zu der Hütte des Waldbruders. Dieſer erzählte ihm die grauſenvolle Geſchichte: Vor vierzig Jahren kam ein welſcher Handelsmann, der ſich verirrt hatte, Abends an die einſame Hütte, in der mein Großvater allein mit ſeinen Kindern wohnte, denn ſein Weib war geſtorben. Vertrauensvoll legte er das Gold in ſeine Hände, das er mit ſich führte, um eine ferne Meſſe zu beſuchen; denn die Redlichkeit der Schweizerhirten war allbekannt. Die Verſuchung war ſtark; mein Großvater unterlag ihr. Der Fremdling wird im Schlafe ermordet und ſein Leichnam in die Felsſchlünde des Gadmen geworfen. Als er ihn eben hinabſtürzen will, öffnet der Sterbende zum leztenmal die Augen und blickt den Mörder ſtarr an; ſein rechter Arm erhebt ſich krampfhaft und ſeine gekrümmten Finger ſcheinen ihm zu winken. Entſezt läßt er den Leichnam in die Tiefe fallen und flieht; aber das furchtbare Bild weicht nicht aus ſeiner ſchuldbewußten Seele. In der Stille der Nacht ſteht das blutige Geſpenſt vor ſeinem Lager, die Wunden klaffen, das Blut fließt, die Augen ſtarren; der Mörder, in Angſtſchweiß gebadet, fährt jach vom unruhigen Schlummer auf — eben winkt der Geiſt und verſchwindet. Von nun an floh die Ruhe den Mörder. Er meidet die Ufer des Stromes, und es zieht ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſie zurück; er iſt feſtgebannt an die Stätte ſeines Verbrechens. Als er den zweyten Sohn verliert, als die Tochter durch Selbſtmord endet, faßt er einen raſchen Entſchluß; er legt das Geheimniß im Buſen des Eremiten nieder. Dieſer ſoll es nach ſeinem Tode zur Warnung verkünden, denn er iſt der einzige Schuldige. Vielleicht werde ſein Tod den zürnenden Schatten verſöhnen, daß er nicht der Opfer mehr verlange. Vergebens weißt ihn der Einſiedler an den Troſt und die Hülfe, welche die heilige Kirche gewährt. Er geht und vollbringt das Opfer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Oktober.

Das Wettrennen während der Anweſenheit II. ſicilianiſchen Majeſtäten.

Unter den Feſtlichkeiten, welche die hieſige Regierung während der Anweſenheit und zu Ehren Ihrer ſicilianiſchen Majeſtäten gegeben hat, ſtand ein Wettrennen mit berittenen Pferden und das Feuerwerk auf der Engelsburg (hier ſtets Girandola genannt) obenan. Für beyde war (wenn man der allgemein verbreiteten Sage Glauben beimeſſen darf) von der päbſtlichen Kammer die gar nicht unbedeutende Summe von 16,000 Scudi (in ſächſiſchem Gelde ohngefähr 21,000 Thaler) ausgeſezt worden. Insbeſondere aber zog das Wettrennen aus zwey Urſachen die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem ungewöhnlichen Grade auf ſich: die Pferde ſollten nicht frey laufen, ſondern, wie in England, beritten ſeyn, und

das Rennen nicht auf der Korsogasse, sondern auf dem Navonaplatze stattfinden. Bekanntlich ist, seit das gewöhnliche Pferderennen während der lezten acht Tage des Karnevals gehalten wird, die Regierung nie zu bewegen gewesen, zu erlauben, daß Jotevs die Pferde bestiegen, in der sehr väterlichen Absicht, jeder Art von Unglücksfällen, denen die Reiter ausgesezt seyn dürften, vorzubeugen. Die Pferde werden durch eine Anzahl eiserner Häkchen angetrieben, welche, an beweglichen Schellen befestigt, den Thieren im Laufe an den Leib schlagen. Der Navonaplatz ist nicht allein der größte und regelmäßigste Platz in Rom, sondern vielleicht einer der größten überhaupt; er bildet ein regelmäßiges, längliches Viereck. Arm an ausgezeichneten Gebäuden, den Pallast Pamfili und die Kirche der h. Agnese ausgenommen, zeichnet er sich desto vortheilhafter durch drey Fontainen aus, von denen die mittelste eines der ausgezeichnetsten Werke Bernini's ist. Rings herum lief, in einer Entfernung von etwa zwölf bis sechszehn Schritten von den Häusern ab, eine zwiefache Reihe von Sitzbänken für die bezahlenden Zuschauer, an welche sich unmittelbar, jedoch durch ein starkes Pfostengeländer abgesondert, die Rennbahn anschloß, und in der Mitte war ein ungeheurer leerer Raum für das nicht bezahlende Publikum gelassen. Die Sitzbänke waren, wie gewöhnlich bey ähnlichen Gelegenheiten, mit farbigen Tüchern ausgeschlagen, und zwar dießmal weit anständiger, als im Karneval, weil die Polizey auf diesen Theil des Festes ein besonderes Augenmerk gerichtet hatte. Außerdem hatten die Einwohner der Häuser dieselben auf ähnliche Weise und zwar meistens sehr geschmackvoll verziert. Vierzehn Tage vor der Ankunft JJ. k. Majestäten begannen die Proben. Man kann sich denken, daß ganz Rom lief, um sich an einem Schauspiele zu weiden, welches Jedermann fremd war. Mehrere Tage fiel der Regen in Strömen herab; aber Niemand ließ sich abhalten, die Proben zu besuchen. Sie fingen indessen an, zu ermüden; man sehnte sich nach der Vorstellung. Diese konnte natürlich ohne die Anwesenheit der Majestäten, deren Ankunft sich mehrere Tage verzögerte, nicht stattfinden. Das Publikum lief daher jeden Nachmittag vor das Johannisthor, um zu sehen, ob sich kein Vorbote der königlichen Ankunft zeige. Endlich ließen sich die heißersehnten hundert und ein Kanonenschüsse (die sogenannte Salva Reggia) von der Engelsburg herab vernehmen; die allerhöchsten Herrschaften trafen Freytags am 2. Oktober gegen Abend ein. Die Römer, welche den Königen, die nach Rom kommen, um dort ihr Geld zu verzehren, hold sind, fühlten sich geneigt, Se. Maj. den König beyder Sicilien mit doppeltem Jubel zu empfangen; gab er doch die Veranlassung, daß sie das noch nie gesehene Schauspiel eines berittenen Wettrennens genießen sollten! Dabey waren sie politisch genug, dem h. Vater nachzueifern und für den Augenblick zu vergessen, daß es einstens einen weißen Zelter (Chinea), siebentausend Golddukaten und andere dergleichen Dinge gegeben habe, und daß diese zwar jedes Jahr laut gefordert werden, aber auch jedes Jahr vergebens auf sich warten lassen. Am folgenden Morgen statteten JJ. Majestäten dem h. Vater ihren Besuch ab. Dieser empfing sie im obengedachten Sinne mit einer so ausnehmenden Leutseligkeit, daß man wohl sehen konnte, es sey Sr. Heiligkeit Entschluß, fortan mit dem Könige beyder Sicilien in guter Nachbarschaft zu leben. Sowohl bey der Auf- als Abfahrt auf Montecavallo, welche übrigens mit ziemlichem Pompe vor sich ging, war stets in den Gassen, durch welche der Zug kam, besonders auf Montecavallo, eine ungeheure Menge versammelt, welche, zwar nicht durch Vivatrufen, was hier nicht Sitte ist, aber durch andere Zeichen den allerhöchsten Herrschaften ihre Ehrfurcht zu erkennen gab.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Daß Dupré-Nyon als Tell seine Kräfte aufopferte, wurde als ein Beweis von Patriotismus angesehen. Leider aber, oder vielmehr zum Glücke für die Menschheit, dauerte das Reich des blutdürstigen Leben und seiner Gefährten nicht lange; er erlitt das Loos, das er so manchen Unschuldigen zubereitet hatte, und nun wäre es beynahe für den Schreyer Dupré-Nyon gefährlich geworden, daß er den Wilhelm Tell so fürchterlich übertrieben hatte. Er ließ aber ein satirisches Stück auf die blutdürstigen Männer spielen, das bekannte Intérieur d'un comité révolutionnaire, und half sich dadurch aus der Verlegenheit. Auch dieß war nicht ohne Gefahr; denn es bestand noch eine revolutionäre Parthey im Publikum, welche sich der Aufführung des Stückes widersezte; allein da sich der Direktor auf die Regierung stüzen konnte, so glaubte er, nichts mehr zu fürchten zu haben; er widerstand dem Sturm, und das Stück wurde trotz alles Widerstandes aufgeführt; aber am folgenden Tage gab es Lärm und der Herr Direktor ergriff die Flucht. Von da an befindet sich eine Lücke in dem Leben des enthusiastischen Schauspielers. Im Jahr 1810 war er durch sein leidenschaftliches Betragen in einen Kriminalprozeß zu Chateauroux, also in einer ganz andern Gegend von Frankreich, verwickelt worden, saß eine Zeitlang gefangen und wurde endlich freygesprochen. Nun hatte er aber gar nichts mehr, und ernährte sich kümmerlich als Komödiant in einer schlechten wandernden Truppe. Da er zwey Kinder hatte, einen Sohn von 14 und eine Tochter von 10 Jahren, so fiel er auf den Gedanken, eine kleine Kindertruppe zu bilden; er nahm noch einen jungen Schauspieler und eine eben so junge Schauspielerin auf, ein Karren diente dazu, die ganze Truppe, ihre Kleidungen und die Theaterdekorationen zuführen; er selbst, im Fuhrmannskittel, lenkte die Pferde, und so wanderte der Schauspieler durchs Land; in Zeit von 18 Monaten hatte er fast ganz Frankreich durchwandert. Allein mit seinen vier Schauspielern konnte er nur wenig Stücke aufführen, und die armen Kinder waren von dem ewigen Spielen ganz erschöpft. Er mußte das Spielen aufgeben; auf seiner Wanderschaft hatte er sich jedoch eine Summe von 1500 Franken erspart; er entlehnte noch eben so viel dazu und ward nun Direktor der Operntruppe zu Mons. Zwey Jahre lang stand er diesem Amte vor; länger aber konnte es das Publikum mit ihm nicht aushalten, und er mußte sich anderswohin begeben; so wurde er Direktor der Truppe zu Arras und des gesammten nördlichen französischen Gebiets. Hier ging es ihm nicht besser, als zu Mons; niemals war so heftig gepfiffen und gelärmt worden; das Schauspiel war in einer beständigen Unruhe, so daß die Regierung selbst es für rathsam hielt, ihm sein Privilegium zu entziehen und einem andern zu übergeben. Der Mann ward heftig erzürnt über dieß Verfahren, das er als eine Verfolgung ansah, und ließ zu Mons eine Schrift drucken: Le directeur de spectacle destitué. Manifeste de Dupré-Nyon, doyen des directeurs etc., worin er manche Nachrichten über sein abenteuerliches Leben gibt, die von der Gazette de Cambray benuzt worden sind. Der Doyen des directeurs trat nun als Schauspieler wieder zu Amiens auf und mußte abermals die gellenden Pfeifchen an seinen Ohren hören. Er war alt geworden, und da er sah, daß mit dem Publikum einmal nichts zu machen sey, verließ er die Schaubühne und kurz darauf auch die Weltbühne; in der nördlichen Gegend von Frankreich soll der Name Dupré-Nyon gleichbedeutend mit einem schlechten Direktor geworden seyn. Der arme Mann glaubte zum Schauspieler geboren zu seyn, und ist sein Lebenlang ausgepfiffen worden! Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 17. November 1829.

Hält ſie mich nicht für einen alten Mörder,
Da ich mit Mut, dem ihrigen ſo nah,
Die Kindheit unſrer Wonne ſchon befleckt?

Shakespeare
Romeo und Julia.

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

„Dieſe Geſchichte vernahm mein Vater aus dem Munde des Waldbruders. Er fragte ihn, ob jezt, durch ſeines Vaters freywilligen Tod, der göttliche Zorn abgewendet und der zürnende Schatten geſühnt ſey. Der Eremit ſchließt ſich in ſeine Zelle ein, um durch Gebet den Rathſchluß des Himmels zu erforſchen. Nach mehreren Stunden kehrt er zurück und gibt dieſen Spruch: „Ruhe hat der Geiſt des Ermordeten durch den freywilligen Tod des Mörders, bis Du fünfzig Jahre zählſt. Iſt er dann nicht verſöhnt, ſo wirſt Du Dein Leben in den Fluthen des Gadmen enden.“ Mein Vater zählte fünf-und-zwanzig Jahre. Seine Jugend, die lange Friſt, erfüllten ihn mit Hoffnung; er ſchied vergnügt von dannen und begabte den Eremiten reichlich. Er nahm ein Weib und lebte in fröhlicher Ehe. Aber je älter er ward, je näher das Ziel rückte, um ſo tiefer furchte ſich ſeine Stirne, und der heitere Sinn wich von ihm. Er verlor das Weib, das er liebte. Von da an ſtieg ſein Tiefſinn von Tag zu Tag. Es trieb ihn von den Ufern des Gadmen weg und wieder hin, wie meinen Großvater. Er verließ unſere heitere Wohnung und lebte von da an in der einſamen Hütte am Ufer des brauſenden Stroms. Bald ſtreift er in das Gebirge auf die Gemſenjagd, ſpottet der Gefahren, die er auf Klippen und Gletſchern zu beſtehen hat, und ſucht ſie auf, denn er weiß, daß nur der Schlund des Gadmen ihn verſchlingen kann; bald kehrt er in ſeine Hütte zurück und jammert einſam auf den Klippen des Stroms. Noch ein Jahr — und die Zahl fünfzig iſt erfüllt.“

Die Jungfrau ſchwieg. Bewegt ergriff der junge Mann ihre Hand und ſagte tröſtend: „Bezwinge dieſen Wahn, liebes Mädchen, und ſuche das Selbſtvertrauen Deines Vaters zu wecken. Die Rathſchlüſſe des Himmels ſind verborgen, und er ſchließt ſie keinem Sterblichen auf. Der geläuterte Geiſt jenſeits des Grabes, frey von Wahn und Leidenſchaft, fordert keine Rache, und der Himmel iſt zu gerecht, ſie zu gewähren.“ — „Ich weiß es wohl,“ erwiederte das Mädchen, „und meine Seele iſt rein von jeder Schuld. Wenn ich, zum Himmel aufblickend, frage: „Soll ich für ein Verbrechen büßen, das ich nicht begangen?“ ſo ergießt ſich eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit über mich; das Vertrauen kehrt in mein Innerſtes zurück. Wenn ich aber dann wieder den Vater da ſitzen ſehe, wie er die finſtern Blicke an den Boden heftet und in herzzerreißenden Tönen vor ſich hin ſagt: „die Sünden der Väter ſollen heimgeſucht werden bis ins dritte und vierte Glied,“ ſo ergreift mich eine unendliche Angſt und eine dunkle Ahnung der Zukunft. Wie gerne würde ich ſterben, könnte ich dadurch meinem gereinigten Vater die verlorne Ruhe wieder geben!“ — „Feſſelt Dich denn nichts an das Leben, holde Jungfrau? kennſt Du die Gewalt der Liebe nicht?“ fragte der Jüngling in einem Tone, der eine Verneinung ſeiner Frage zu wünſchen ſchien, und betrachtete die Reizende, doppelt ſchön in ihrer Trauer, mit

trunkenem Blicke. Sie schaute ihm offen und unbefangen ins Gesicht, erröthete, als sie seine Blicke sah, zog ihre Hand zurück und erwiederte: „Unser Haus ist verlassen; kein Jüngling des Thals sucht das Mädchen, auf dessen Geschlecht der Fluch des Himmels ruht.“ — „Verlassen!.... liebliches Wesen!“ rief der Jüngling begeistert aus; „wenn Alles von Dir weicht, ich will Dich nicht verlassen.“ — „Du bist ein Fremdling....,“ begann die Jungfrau verlegen, und blickte zur Erde. — „Ich bin ein Fremdling in diesem Lande,“ erwiederte der Jüngling; „aber einem edlen Herzen, wie das Deinige ist, möchte ich nicht fremd seyn. Kannst Du mir vertrauen, ich vertraue Dir, ich vertraue der Unschuld Deiner Züge, mein Herz ist frey, ich bin Herr meiner Hand — könntest Du mich lieben?“ Er ergriff feurig ihre schwach widerstrebende Hand und kehrte das erröthende Gesicht der Jungfrau gegen sich. Sie blickte ihm verwirrt in die brennenden Augen, zuckte mit der Hand, als wollte sie ihm entfliehen, und sank unwillkührlich in seine Arme. Eine Minute ruhte sie an seiner pochenden Brust; dann riß sie sich gewaltsam empor, rief: „Nein! Nein! ich will Dich nicht in das Verderben meines Hauses ziehen,“ und eilte mit der Schnelle des gejagten Rehs das Thal hinab. Antonio blickte ihr lächelnd nach und sagte: „Du bist mein, holdes Wesen! Vergegebens suchst Du mir und Deinem eigenen Herzen zu entfliehen.“

In Gedanken verloren, ging Antonio das Thal wieder hinauf. Als er in die Nähe der verhängnißvollen Hütte kam, sah er seitwärts einen Mann auf einer Felsenspitze am Ufer des Gadmen sitzen. Er saß unbeweglich, als wäre er in Erz gegossen oder in Stein gehauen, und blickte unverwandt in die tobende Fluth hinab. Schnell stieg Antonio den Felsen hinauf und stand, als er oben war, dicht hinter dem Sitzenden. Langsam wendete dieser sein Haupt. Antonio sah in ein leichenblaßes Gesicht — es war Guilielmo. „Du bist es!“ rief der Jüngling verwundert aus; „ich glaubte einen andern zu finden.“ — „Wen?“ fragte Guilielmo mit ungewöhnlicher Aufregung. „Unsern Wirth,“ erwiederte Antonio. „Den suchst Du hier am Ufer des Gadmen? Kennst Du die Geschichte dieses Hauses?“ — „Die Tochter des Mannes hat sie mir erzählt; sie ist kein Geheimniß hier im Thale. Aber von wem hast Du sie erfahren?“ — „Von wem?“ rief Guilielmo furchtbar aus. Dann sah er sich mit seltsamen Blicken um, als ob er Jemand zur Seite oder hinter sich suchte, und fuhr in unheimlichem Tone fort: „von wem? von einer, die da unten liegt. Ich habe sie hinuntergestürzt,“ fügte er leise hinzu. „Nein, nein!“ sagte er weiter, „ich that es nicht; sie hat es ja selbst gethan. Ich war ja ferne von hier, weit, weit weg. Nicht wahr, Antonio, ich bin nicht Schuld, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat? Sie wollte es ja; ich habe es ihr nicht gerathen; ich wollte ja zu ihr zurückkehren. Aber,“ fuhr er leise fort, „als ich kam, war sie nicht mehr. Sie hatte sich da hinabgestürzt, von diesem Felsen in das Wasser da unten. Das kleine Wesen liegt auch bey ihr; es war noch nicht geboren. Sie sagen, sie habe es aus Verzweiflung gethan; ich glaube es aber nicht; es war der Geist des Ermordeten, der sie rief. Sie müssen ja alle da hinunter, Alle, die dem alten Kuoni von der Hintermatt angehören.“ Der Unglückliche stieß ein gräßliches Lachen aus, sezte sich erschöpft auf den Felsen und stierte gedankenlos hinab in die brausenden Fluthen. Antonio rief ihm laut in die Ohren: „Komm! Komm!“ — „Soll ich kommen?“ lallte er nach; „ruft sie mir? hat sie mir gerufen? Ich komme.“ Er machte eine fruchtlose Bewegung, aufzustehen. „Weg von hier, weg von dieser Stelle!“ rief Antonio. „Dein ganzes Wesen geht unter in dieser Zerrüttung Deiner Sinne.“ Er hob ihn gewaltsam in die Höhe. Da wurde der Unglückliche wie rasend, stieß den Jüngling mit Riesenstärke von sich und schrie mit mächtiger Stimme, die in den Bergen wiederhallte: „Ich habe sie gemordet sammt der Frucht ihres Leibes. Hier will ich sterben. Laß mich hinunter, hinunter! Käthi! Käthi! Du rufst mir aus der Tiefe, ich kenne Deine Stimme!“

Plötzlich trat Elsis Vater um den Felsen und fragte mit furchtbaren Blicken: „Wer ruft hier den Namen meiner ermordeten Schwester?“ — „Ich, Matheo Giovanni,“ erwiederte Guilielmo furchtlos und blieb ruhig stehen. „Endlich,“ rief jener mit entsetzlichem Tone, „endlich finde ich den Mörder,“ und stürzte wüthend auf Guilielmo los, der weder zur Flucht noch zur Gegenwehr Miene machte. Antonio sprang mit gezücktem Dolche dazwischen. Elsis Vater war unbewaffnet, aber mit starker Faust faßte er den Jüngling und warf ihn zu Boden. Gleichsam unwillkührlich hielt Antonio den Dolch vor, und jener sank ächzend in sein Blut. Schaudernd blickte ihm der Jüngling in das erblassende Gesicht und rief schmerzlich aus: „So enden meine Träume einer glücklichen Zukunft. O Elsi! Elsi! den Dolch, von Deines Vaters Blute geröthet, bringe ich Dir zum Brautgeschenke dar.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Welche Fähigkeiten bedarf ein Direktor der Art? — Muß er selbst Künstler, d. h. praktisch eingedrungen seyn in die vielfache Technik der vielen Künste, deren Verein zu einer dramatischen Kunstanstalt er leiten soll? — Diese Forderung

würde die Grenze der Möglichkeit überschreiten; nur die Unkunde kann sie aufstellen, nur die höchste Eitelkeit ihr zu genügen wähnen. — Soll er aber von alle dem, wenn auch nicht praktische, doch theoretische Kenntnisse besitzen? soll er nicht ein wissenschaftlicher Mann, ein gelehrter Kunstkenner, ein Literator seyn? — Vielleicht wäre es gut; aber in der Besorgniß, daß es ihm alsdann vielleicht wie einem allzugelehrten Strategiker ergehen dürfte, der glückliche Feldzüge nur in seinem Studierzimmer macht, sage ich lieber: nein! er bedarf dieser Gelehrsamkeit, dieser Kenntnisse nicht. — Was aber doch? denn dem Ersten dem Besten ein Amt zu vertrauen, das auf die allgemeine Bildung so mächtig einwirkt, wäre doch wohl nicht rathsam? — Der Erste der Beste war nun zwar von jeher ein so überall glücklicher Mann, daß er nicht selten noch weit wichtigere Aemter bekleidet hat, oder doch von ihnen bekleidet wurde; dessen ungeachtet aber kann hier die Frage nicht unbeantwortet bleiben, welche Anforderungen an die Persönlichkeit ihres Chefs einer dramatischen Kunst- und Bildungsanstalt zustehe. — Vor allem andern darf und muß sie von ihm fordern, daß er von ihrer Wichtigkeit, d. h. von ihrem großen und heilsamen Einfluß überzeugt sey. Gehört er zu jenen Ascetischen, die da behaupten, das Schauspiel sey vom Uebel, so wird die Anstalt ihrer Auflösung entgegengehen, denn das Haupt will die Vernichtung der Glieder. Aber auch dann, wenn er, wie so mancher tüchtiger Geschäftsmann, die Bühnenkünste für unnütze Allotria hält, wenn er nicht begreifen kann, wie ein ernster Mann Freude findet bey solchen Gaukeleyen, und es für angemessener hält, zur Erholung eine Parthie Schach oder Whist zu spielen, auch alsdann wird die Anstalt den Keim der Auflösung in sich tragen. Denn entweder wird er alles geben lassen, wie es eben will, und dann werden Leidenschaften, Zufall, Kabalen und Intrigen zu chaotischer Verwirrung und Anarchie führen; oder, im Fall er thätig eingreift, so werden seine Anordnungen, hinsichtlich der Verwaltung, der Oekonomie und selbst der artistischen Leitung, aus andern Geschäftskreisen entlehnt, und also schwerlich einer Kunstanstalt angemessen seyn; sey es auch nur, weil ihnen die Liebe fehlt. — Liebe, ja Leidenschaft für die dramatische Kunst ist das Haupterforderniß eines Bühnenchefs; sie allein ersezt Alles, was ihm an einzelnen exakten Kenntnissen mangeln dürfte, mangeln darf, um nicht verleitet zu werden, sich dem Detail hinzugeben und den Standpunkt der Uebersicht zu verlieren. Der ächten Liebe zur Kunst entquillt eine Divinationsgabe, die praktischer ist, als die, nur zu oft unfruchtbare, gelehrte Theorie. Diese reine Liebe zur Kunst und jene Ueberzeugung von der Wichtigkeit seines Amtes werden ihn auch in ein richtiges Verhältniß zu den ihm untergebenen Künstlern stellen, die blutwenig thun, wenn sie nur ihre Pflicht erfüllen, verdrießlich und störrisch werden, wenn man sie mit herabsetzender Gewalt dazu zwingen will, nachlässig und leichtsinnig, wenn sie bey ihrem Vorgesezten kameradschaftliche Nachsicht finden, und die nur dann mehr als ihre Pflicht, das eigentliche Künstlerische zu leisten vermögen, wenn sie, bey der nöthigen würdevollen Autorität, mit einer Zartheit behandelt werden, die aus Hochachtung vor der Kunst, aus Liebe zu ihr hervorgeht. — Erfahrung kann der Chef nicht völlig entbehren, doch bedarf er der Empirie der wirklich Handanlegenden nicht; er soll umgeschaut haben, und nicht nur in seiner Vaterstadt, in seinem Vaterlande; sein Kunstsinn soll ihn früher auf Reisen geführt haben, er wird dann einen größeren Maßstab haben, dessen praktische Anlegung er nach einiger Uebung schon erlernen wird. — Wichtiger als das, was man gewöhnlich Erfahrung nennt, und was man nicht recht zu erklären vermag, weil man sich nicht viel dabey denkt, wichtiger, als solche leicht zu erlernende Routine ist der Charakter des Bühnenchefs. Kunstliebe und Würde wurden schon früher als seine Grundlagen bezeichnet. Die Würde soll die Liebe nicht zu weich werden lassen, die Liebe es verhüten, daß die Würde nicht in zurückscheuchenden Stolz ausarte. Aus der Liebe wird jene Divinationsgabe hervorgehen, die zu jedem nöthigen Behuf den rechten Mann zu finden, sich mit den Einsichtigsten zu umgeben weiß, ein Taktgefühl, welches kein Vorsteher, weder der größten, noch der kleinsten Anstalt entbehren kann. Aus der Würde wird eine Festigkeit entspringen, die jeder Zeit und überall das Recht der Kunst vertritt. Daß ein solcher Chef nun kein armer deutscher Poet, kein abhängiger und blöder Stubengelehrter, kein mit der Darstellung beschäftigter Künstler und Kamerad seiner Mitspieler seyn kann, liegt offen zu Tage. Es muß — andere Einrichtungen erheischen es — ein reicher, unabhängig und vornehm Geborner seyn. Einem solchen wird es nicht allzu schwer werden, sich für diese höchst wichtige Stelle auszubilden, und eben so wenig kann es ihm fehlen, daß er alsdann gesucht, gefunden und ernannt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Oktober.

(Beschluß.)

Am folgenden Sonntage sollte endlich das längst ersehnte Pferderennen stattfinden; man kann sich daher denken, mit welcher Ungeduld derselbe erwartet wurde. Aber hier ließ sich mit Recht sagen: der Mensch denkt's, Gott lenkt's; denn vom frühen Morgen bis spät in die Nacht regnete es, als wenn es mit Mulden gösse; doch nur Wenige konnten es sich versa-

gen, trotz des Regens auf den Navonaplatz zu gehen und sich, in Ermangelung des Pferderennens, wenigstens an den Zurichtungen zu demselben zu ergötzen, um so mehr, da keine Hoffnung vorhanden war, daß sich das Wetter in vierundzwanzig Stunden aufklären werde, und überdem JJ. Majestäten ausdrücklich erklärt hatten, am folgenden Dienstage wieder abreisen zu wollen. Montags früh regnete es zwar nicht, aber dennoch war der Himmel mit so dicken Wolken bedeckt, daß Jedermann am Pferderennen verzweifelte. Doch schien das Schicksal endlich müde zu seyn, die armen Römer zu tantalisiren; je näher der Abend heranrückte, je mehr heilte sich das Wetter auf; ja um zweyundzwanzig Uhr (zwey Stunden vor Nacht) fing sogar die Sonne an, in einzelnen Strahlen hervorzubrechen, und eine Stunde später war der Himmel vollkommen heiter. Schon Mittags strömte die Menge herbey. Der Anblick des Platzes im Augenblicke, wo nicht allein die Bänke und der innere Raum, sondern auch die unabsehbare Menge von Fenstern in den Häusern mit Menschen, letztere insbesondere meistens mit jungen und wohlgekleideten Frauen angefüllt waren, machte einen bizarren, aber nichtsdestoweniger imposanten Eindruck; man glaubte in eine Laterna magica zu schauen. In der Mitte des Platzes, vor der Kirche der h. Agnese, war ein Pavillon und neben demselben, zur linken Hand, eine Loge für den Senat errichtet, die einzige Autorität, welche dergleichen Festen, auch beym Karneval, öffentlich und amtlich beywohnen muß, während sich alle andern Behörden, wenn sie dem Feste zusehen wollen, als Privatleute unter das Publikum mischen. Selbst den Botschaftern und Gesandten wird kein besonderer Sitz eingeräumt. Vielleicht geht man dabey vom Grundsatze der Schicklichkeit aus, daß da, wo weder das Oberhaupt des Staats, noch irgend Jemand von seinem Hofe erscheint, keinem andern Beamten erlaubt seyn dürfe, amtlich aufzutreten. Wie dem auch sey, so ist so viel gewiß, daß nicht einmal der Senator öffentlich in seiner Loge erscheint, sondern sich von seinen drey Untersenatoren (Conservatori del Popolo Romano) repräsentiren läßt. Doch ich kehre zum Pferderennen zurück. Mit dem Schlage ein Viertel auf vierundzwanzig erschienen JJ. Majestäten in einer offenen Kalesche und wurden, zwar abermals ohne laute Aeußerungen, aber mit der zuvorkommensten Neugierde empfangen, wobey, wie schon früher, die Männer ihre Hüte abzogen, ein Akt, der hier, wo man für das Haupt besondere Sorgfalt trägt, nicht wenig sagen will. JJ. Majestäten geruhten, augenblicklich den Beweis zu geben, daß Ihnen diese Huldigung angenehm sey, und fuhren zu dem Ende, statt sich sogleich in den für Sie bestimmten Pavillon zu begeben, in der Rennbahn langsam um den ganzen Platz herum, um auf diese Weise von Jedermann gesehen und begrüßt zu werden. Nun begann das Wettrennen. Von den vielen Pferden, welche Probe gerittten hatten, waren nicht mehr als dreyzehn zulässig gefunden worden. Diese rannten in drey Abtheilungen dreymal um die Bahn. Dann unternahmen die drey Sieger einen vierten Lauf, worauf der Sieger der Sieger auf der Stelle aus den Händen eines der Untersenatoren den Preis erhielt. Dieser soll, dem Vernehmen nach, aus der geringen Summe von hundertundzwanzig Scudi bestanden haben. Noch vor vierundzwanzig Uhr war das Fest zu Ende; die Freude hatte also kaum drey viertel Stunden gedauert. Diese Eile wird man im Auslande nicht begreifen können. Man beobachtet sie hier, um noch vor Einbruch der Nacht das Volk zu zerstreuen und somit jedem Exzesse, von welcher Art er auch seyn möge, vorzubeugen. Freylich hätte früher begonnen werden können; aber das wäre der Convenienz der höhern Klassen zuwider gewesen, welchen Niemand zumuthen kann, einer hundertjährigen Sitte, wenn auch nur für Einen Tag, zu entsagen und sich vor dreyundzwanzig Uhr aus den vier Pfählen herauszubegeben. Was das Rennen betrifft, so stimmt darin Jedermann überein, daß die Jokeys (hier Fantini genannt), aus Liebe zur Selbsterhaltung, den Lauf der Pferde eher verzögert, als beschleunigt haben. Uebrigens hatte dieß Vergnügen den Römern zu sehr zugesagt, als daß nicht ein spekulativer Kopf auf dessen Wiederholung hätte bedacht seyn sollen. Dieß that der Krämer Cartoni, Pächter des Theaters Argentina, Mitpächter des Theaters Valle, Pächter der Feuerwerke im Theater Correa, der Stiergefechte (Giostra) u. s. w., der allzeitfertige Unternehmer aller Dinge, die ins öffentliche Vergnügen einschlagen. Ihm ward, für einen namhaften Pacht, die Erlaubniß ertheilt, vier andere Wettrennen zu halten. Diese begannen; doch fiel das erste gleich so unglücklich aus, daß die übrigen untersagt wurden. Ein neugieriger Priester hatte sich, um das Ding recht genau anzusehen, trotz der Warnung der Gensd'armen, so weit in die Rennbahn vorgedrängt, daß ihm eines der Pferde auf dem Leibe war, ehe er es gewahr ward und sich zurückziehen konnte. Er starb am folgenden Tage, ein Opfer der zu weit getriebenen Neugierde.

München, Oktober.

Unsere Bühne, der man gewiß nicht den Vorwurf machen kann, daß sie, wie gewisse junge Modeschmetterlinge, unersättlich von Neuigkeit zu Neuigkeit flattere, sondern die vielmehr unter jene betagten Matronen gehört, die gern beym lieben Alten bleiben — unsere Bühne ist vor Kurzem, zu Jedermanns Verwunderung, nach einer Unfruchtbarkeit, wie man sie nur im alten Testamente antrifft, *mit zwey* neuen Sprößlingen gesegnet worden.

Der Erstgeborne von diesen war, wie gewöhnlich, weiblichen Geschlechts: „Elisene," ein Ballet von unserm thätigen Balletmeister Horschelt. Der Stoff dazu ist dem bekannten Weißenthurnschen Schauspiel: „Der Wald bey Hermannstadt," entnommen und im Ganzen ohne wesentliche Abänderung beybehalten worden. Wer die subtile Verwickelung: Dobroslaw, der Günstling des Herzogs von Siebenbürgen, beauftragt, die Braut seines Gebieters, eine Prinzessin von Bulgarien, heimzuholen, läßt das Gefolge derselben ermorden und will seine Schwester an ihrer Stelle unterschieben; wer ferner die noch subtilere Entwickelung, die größtentheils auf einer goldenen Kette mit dem Bildnisse des Vaters der ächten Braut beruht: wer beydes kennt, wird die Schwierigkeit erkennen, eine so fein gesponnene Intrigue, die eigentlich blos durch eine umständliche Erzählung faßlich gemacht werden kann, durch Stumme, d. h. in einem pantomimischen Ballete, deutlich darstellen zu lassen. Hr. Horschelt hat seinen Zweck mit Hülfe eines kleinen Programmes glücklich erreicht, und man darf dieses pantomimische Ballet unbedenklich zu den vorzüglicheren Werken Horschelts zählen, der sowohl durch glückliche Wahl der Stoffe, als durch Reichthum der Erfindung und Mannichfaltigkeit in der Ausführung, in mehr als zwanzig Ballets und Divertissements den Ruhm seiner Meisterschaft begründet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. November 1829.

Die Welt, die iſt ein Buch, ein Jeder eine Letter;
Die Länder ſind der Wand, die Zeiten ſind die Blätter.

Logau.

Der Invalide.

Im Gartenplan vor der Schenke
Sizt der alte Invalid',
Erzählt von Schlachten und Siegen
Und ſingt manch heißes Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
Umlagert ihn rings im Gras,
Die roſigen Mädchen füllen
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf ſeinem Schooße
Spielt ihm in Bart und Haar,
Mit ſeinem Stock und Säbel
Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagiſter,
Der Kinder grimmer Tyrann,
Sein alter Spielkamerade,
Sizt neben dem Krückenmann.

Jezt ſtreift der Invalide
Den einen Aermel hinauf:
„Nun will ich euch was erzählen,
Nun, Kinder, horchet auf.“

Und näher rückt dem Greiſe
Aufhorchend der Knaben Schwarm:
O weh, was für böſe Schnörkel
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch löſen,
Schlimm ſind die Züge nicht,
Denn wer ſie verſteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeſchicht.“

„Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran;
Da lächelte, wie ein Bräutchen,
Holdſelig das Glück mich an.

„Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da ſchnitt in den Arm dieß Herzlein
Und unſre Namen ich ein.

„Da ſchien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht:
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Geſicht.

„Oft fragt' ich, warum auf den blanken
Sein Kopf allein wohl ſteht?
Wie hätt' ich's damals errathen,
Daß ich ſey gar ein Prophet! —

„Einſt klang's und flammt' es im Thale
Von Feldruf und Waffenſchein,
Und jubelnde Schaaren brachen
Halbnackt und wild herein.

„Sie schwangen blutrothe Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Und jauchzten: Freyheit, Freyheit!
Im vollen rauhen Chor.

„Der Klang thät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reih'n;
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein. —

„Einst trat vor unsere Schaaren
Ein Mann gar ernst und bleich,
Er frug nicht, ob wir gehorchten,
Er gebot, wir folgten sogleich!

„Er hielt einen stolzen Adler
In seiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

„Sein Ruf thät uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeschrey;
Oft mocht's uns dünken, als ob er
Wohl selbst der Adler sey.

„Der Aar that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Rast;
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskau's Czarenpallast;

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebsten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom.

„Bey Mörserklang und Feldruf
Und Siegesflammenschein,
Brannt' in den Arm den Adler
Mit glühendem Stahl ich ein.

„Der Aar that gute Flüge,
Zuletzt entschwand er dem Blick;
Und, ach, wir sahn ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück! —

„Drauf drängten uns fremde Schaaren,
Sie strömten Horde' auf Horde';
Ey, alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Ost und Nord!

„Sie riefen: Friede, Frieden!
So riefen seit Jahren sie schon,
Doch wie sie sonst es riefen,
Klang's einen ganz anderen Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen sie All' im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder,
Und stampften die Saaten uns ein.

„Sie schleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Spie'n weiße Lilien hervor!

„Solch eine glühende Blume
Fiel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb seither
Das Zeichen der Lilie hier.

„So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeschicht';
Herz, Mütze, Adler und Lilie,
Die geben mir treuen Bericht.

„Die Mütze ist längst zerrissen,
Der Aar flog in's Sonnenlicht;
Einst welken auch die Lilien,
So wie dieß Herz einst bricht.

„Ich setze meinen König
Zu meinem Erben ein,
Und dieser Arm mit den Schnörkeln,
Der soll sein Erbstück seyn.

„In ein vergüldetes Kästlein
Leg' er den Arm sodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homer's gethan.

„Der las des Tages mind'stens
Ein Verslein, einen Spruch;
So les' auch mein König fleißig
In meinem Historienbuch. —

„Nun, Pädagog', was sagt ihr
Zu dieser Weltgeschicht?"
Der meynt: „„In usum Delphini
Wär' sie so übel nicht.""

A. Grün.

Der Gadmen.

(Fortsetzung.)

Die Schweiz war in unselige Faktionen zerrissen. Treu den alten Sitten und Gebräuchen, stieß ein großer Theil der Eidgenossen unwillig die Freyheit zurück, die ihnen auf der Spitze des Schwerts geboten wurde. Ein anderer Theil ergriff sie begierig, um entweder zur Gleichheit der Rechte zu gelangen, oder sich von einem drückenden Unterthanenverhältniß zu befreyen. Freyheitsbäume wurden gepflanzt und niedergerissen, um sie her floß Bürgerblut. In diesen Tagen des Unglücks zog eine wohlbewaffnete Schaar von etwa zweyhundert Mann den Gotthard herab, in das Berner Oberland; sie kamen von den Ufern der Adda. An ihrer Spitze ging ein finster blicken-

der Mann von mehr als mittlerem Alter; ein großer Schnurrbart beschattete die stark gefurchten Züge; unter dicken Augenbraunen blizten, aus tiefen Höhlen, ein Paar feurige Augen hervor, die den sonst starren Zügen einen Ausdruck wilder Lebendigkeit gaben; die schwarzen Haare, ins Graue spielend, hingen in ungeordneten Locken über Gesicht und Nacken herab; er trug eine Doppelflinte über der Schulter, ein breites Jagdmesser hing an seiner Seite; im Gürtel führte er Dolch und Pistolen. An seiner Seite schritt ein hochgewachsener Jüngling, dessen freundliche Züge und einnehmende Gestalt, obwohl Blick und Haltung festen Muth aussprachen, mit dem finstern Aussehen seines Gefährten einen seltsamen Kontrast bildeten. In der Mitte des Haufens flatterte eine dreyfarbige Fahne.

Sie zogen unter dem Rufe: „Es lebe die Konstitution!“ in ein Dorf ein. Die Einwohner, mehr neugierig als theilnehmend, standen unter der Thüre oder blickten aus den Fenstern. Sie hörten den Ruf und wiederholten ihn nicht. Wenige, deren Aeußeres eben nicht Wohlstand verrieth, schloßen sich einstimmend an die Schaar der Fremden an. „Du siehst, Guillelmo,“ sprach der Jüngling zu dem finstern Manne, „daß die Freyheit, welche Du auf diesen Boden verpflanzen willst, hier nicht heimisch ist. Dieses Volk hält an seinen alten Sitten und Gewohnheiten, bey denen es sich wohl befunden hat.“ — „Sind sie nicht Unterthanen der Oligarchen zu Bern, statt freye Männer zu seyn?“ erwiederte Guillelmo mit gerunzelter Stirne. „Ja,“ versezte Antonio, „aber sie wurden väterlich regiert, und mehr verlangen diese schlichten Menschen nicht.“ — „Haben sie keinen Sinn für die Freyheit, so muß er ihnen eingeimpft werden,“ entgegnete Guillelmo bitter; „die Zeit wird das Uebrige thun.“ Antonio schüttelte den Kopf und schwieg.

Bald war, auf Guillelmos Befehl, der Freyheitsbaum gepflanzt und die Konstitution ausgerufen. Die meisten Einwohner strömten neugierig herbey, ohne an der Ceremonie Theil zu nehmen. Viele schüttelten heimlich den Kopf und fragten sich untereinander: „Was ist die Konstitution?“ — „Das ist das höllische Büchlein,“ belehrte sie einer, „welches die hochwürdigen Herrn in den Bann gethan haben.“ Als sie dieses hörten, kehrten die Meisten in ihre Wohnungen zurück. „Antonio!“ sagte der Anführer, „Du bleibst hier mit fünfzig Männern; ich will die Fahne der Freyheit weiter tragen.“ — „Siehst Du nicht,“ erwiederte der Jüngling, „wie wenig empfänglich dieses Volk für Deine Freyheit ist? Laß uns über den Gotthard zurückkehren.“ — „Du hast Dich verpflichtet, mir zu folgen,“ entgegnete Guillelmo mit Ernst; „sey nicht der Erste, der das Beyspiel des Ungehorsams gibt, Du, auf den ich das meiste Vertrauen setze.“ — „Ich weiß nicht,“ versezte Antonio, „welcher böse Dämon mich verleitet hat, an Deinem rasenden Beginnen Theil zu nehmen; aber eine unerklärliche Gewalt zieht mich zu Dir hin und zwingt mich, gegen mein besseres Wissen, Dein Geschick zu theilen.“ — „Das ist die Stimme der Natur, die aus Dir spricht,“ sagte Guillelmo sichtbar bewegt. „Bald sollst Du erfahren, welche Bande Dich an mich knüpfen.“ Er umarmte den Jüngling und trat, finster schweigend, an die Spitze der abziehenden Schaar.

Antonio stellte Posten aus, vertheilte seine übrigen Leute in einige Häuser und streckte sich ermüdet auf einem Strohlager nieder. Verwirrte Träume, Bilder einer aufgeregten Phantasie, umgaukelten ihn. Er war im Geist auf die Klippe versezt, wo sein Dolch Elsi's Vater getroffen hatte. Guillelmo stand hinter ihm, blickte schaudernd in die Gewässer des Gadmen und rief schmerzlich aus: „Unglücklicher, so mußtest Du enden!“ Da legte sich plötzlich eine schwere Hand von hinten auf Guillelmo's Schulter; entsezt wendet er sich und der Ermordete steht lebend vor ihm. „Du lebst, Kuoni!“ ruft er, halb freudig, halb erschrocken aus. „Ich lebe,“ erwiderte Kuoni mit klangloser Stimme, „ich lebe, Dich zu verderben.“ Er schweigt und deutet mit ausgestrecktem Finger stumm auf die brausenden Fluthen des Gadmen. Da erhebt sich ein blutendes Haupt aus den Gewässern und ruft grinsend: „Herab, herab, ihr Alle, euer nasses Grab ist bereitet!“ Eine Riesenhand streckt sich nach ihnen aus, sie über die Klippen hinab in den Strom zu ziehen. Da schwebt eine liebliche Engelsgestalt über die Felsen daher; sie hat Elsi's freundliches Gesicht. Das blutige Haupt und der riesige Arm verschwinden, und die Feinde liegen sich versöhnt in den Armen.

Ein heller Schein blendete die Augen des Schlafenden. Rasch will er aus dem leisen Schlafe des wachsamen Kriegers auffahren; aber kräftige Fäuste halten ihn auf dem Lager zurück. Die schwache Flamme des Waldfeuers zeigt ihm seine Gefährten entwaffnet und gefangen. Vor ihm stand ein Mönch, eine hohe Figur, von der wechselnden Flamme seltsam beleuchtet; er trug ein Wehrgehänge über seiner Ordenstracht und führte eine lange Flinte in der Hand. In tiefem Tone sprach er zu Antonio: „Das Reich der Gottlosen ist zu Ende; der Baum der Sünde und des Frevels soll umgehauen und mit Feuer verbrannt werden.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

An Brücken wird es bald in Paris nicht mehr fehlen. Seit Kurzem sind zu den bestehenden drey neue hinzugekommen; zwey derselben, da sie nur über einen Arm der Seine gebaut sind, gehören freylich nicht zu den größten; eine derselben ist blos deßwegen merkwürdig, weil sie die erste Hängebrücke ist, die in Paris angelegt worden ist. Sie verbindet den seit Jahrhunderten zu Hinrichtungen gebrauchten Grèveplatz, auf welchem auch das Hôtel de ville oder Rathhaus

steht, mit der Notre Dame-Insel, auf welcher die alte Kathedralkirche dieses Namens gebaut ist; es ist eine schmale Brücke mit einer Pforte in der Mitte, von deren Höhe herab bis zu den beyderseitigen Ufern Ketten, oder eigentlich aneinander gefügte eiserne Stäbe in sanften Krümmungen herabgehen; an diesen Ketten sind dann senkrecht hinuntergehende eiserne Stäbe befestigt, die unten mit Querstäben und Querbalken verbunden sind, auf denen die Bretter liegen, die den Boden der Brücke ausmachen. Natürlich ist diese schmale Brücke blos für Fußgänger; von weitem gesehen, nimmt sie sich etwas mager aus, und Kunstfreunde hätten hier lieber eine breite und schöne Brücke gesehen, die mit den ältern und mit einem so großen Platze, als der Grèveplatz, besser übereinstimmte. Allein man hat sparen wollen; zudem ist die Unternehmung dieser Brücke keine vom Staate befohlene, sondern das Werk einer Gesellschaft, die sich anheischig gemacht hat, mehrere fehlende Brücken in Paris anzulegen, unter der Bedingung, daß sie eine lange Reihe von Jahren hindurch das Wegegeld von diesen Brücken beziehen dürfe. Dieselbe Gesellschaft legt nun am untern Ausgange der Seine aus der Stadt eine große Hängebrücke an, wodurch die vor einigen Jahren mißrathene ersezt werden soll. Man wird sich noch erinnern, welches Aufsehen jener erste Versuch erregte. Man hatte mit vielen Kosten zwey große Pyramiden auf den beyden Seineufern aus Quadersteinen errichtet, um daran die Ketten zu befestigen, auf welche die Brücke gelegt werden sollte; als nun aber die schweren Ketten gespannt wurden, gab die eine Pyramide nach, und weg war die Hoffnung, an so schwachen Stützen eine ungeheuer schwere Kette auszuspannen. Man gab dem Baumeister Navier die Schuld; dieser aber hat wenigstens ein Halbdutzend Aufsätze in den Zeitungen geschrieben, um die Schuld von sich abzuschieben und zu beweisen, daß er Alles wohl berechnet hatte. Allein die Pyramide ist doch gewichen, und die Unternehmer haben es nicht für gut erachtet, mit demselben Baumeister einen neuen Versuch zu wagen. Seitdem mag man auch in dem Anlegen der Hängebrücken, worin man in Frankreich keine Erfahrung erworben hatte, etwas geschickter geworden seyn; wenigstens ist dießmal von keinem Unfalle die Rede gewesen; die Brücke am Grèveplatze besteht schon seit einem Jahre, und ich habe weiter keine Aenderung daran bemerkt, als daß man den rothen Anstrich des Eisens mit einem grünen vertauscht hat; wahrscheinlich hat die Erfahrung gelehrt, daß lezterer das Eisen besser erhält, als ersterer. Die größre Hängebrücke am Austritte der Seine aus Paris wird erst im Monat November dem Publikum geöffnet werden, und wahrscheinlich wird diese eben so fest und dauerhaft seyn, als die kleine am Grèveplatze. Was sind aber alle diese Brücken gegen die alte, unter dem Namen Pont-neuf bekannte Hauptbrücke in Paris, die nun bereits seit fünf bis sechs Jahrhunderten die beyden Seineufer mitten in der Stadt miteinander verbindet, und worüber den Tag hindurch beständig tausende von Menschen einherwandeln, und zwanzig Fuhrwerke jedweder Art hin und her fahren. Solch eine Brücke ist seit dem Mittelalter in Paris nicht wieder gebaut worden, und wahrscheinlich wird sie auch noch Jahrhunderte lang die erste und Hauptbrücke dieser Königsstadt seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

München, Oktober.

(Fortsezung.)

Man glaubte hier, diesem neuen Ballet den Vorwurf machen zu können, daß es durch allzu viele Pantomime unterbrochen werde; allein wir finden darin gerade einen Vorzug desselben vor dem gewöhnlichen französischen Ballet, das, von Anfang bis zu Ende mit Tanz überfüllt, natürlich in Wiederholungen verfallen und den Zuschauer, der in nur geringen pantomimischen Zwischenräumen einen kurzen Ruhepunkt findet, ermüden muß. Hat man doch bey der deutschen und französischen Oper in der Unterbrechung der Musikstücke durch Dialog eine glücklichere Einrichtung gefunden, als bey der italienischen, welche durch die ewige Wiederkehr des Rezitativs und die ununterbrochene Musik die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nimmt und zulezt ermüdet, und das nicht mit Unrecht, da wir Deutsche es uns zum Grundsaz gemacht haben, für unser Geld etwas haben zu wollen, und daher bey theuren Gastmahlen keine Speise unbenascht vorbeygehen lassen, und im Theater mit einer unersättlichen Geduld aufpassen, damit uns weder in Handlung, noch in Musik das Geringste ungenossen entschlüpfe. Die Italiener sind auf Genuß bey weitem nicht so erpicht und betrachten das Rezitativ, die minder wichtigen Gesangstücke und die Handlung überhaupt als Zwischenakte, in denen man mit Gemächlichkeit in einer ordentlichen Conversation wieder Athem schöpft. Nur bey den Glanzpunkten der Oper wendet das italienische Publikum der Bühne wieder Gesicht und Aufmerksamkeit zu. Wenn wir nun so ein prosaisches Intermezzo in der Oper für die Bequemlichkeit unsers Ohrenschmauses so zweckdienlich finden, warum sollten wir uns nicht auch im Ballete der durch dazwischentretende Pantomime gegebenen Ruhepunkte für unser Auge erfreuen? Ich sehe in dieser Einrichtung sogar den Weg zu einem eigentlich deutschen Ballete, wozu Horschelt, besonders durch seine volle Benuzung deutscher Mährchenstoffe, wie in seinem Berggeist, einen vielversprechenden Anfang gemacht hat.

Der erste Akt unserer Elisene besteht ganz aus Pantomime; er enthält die sehr schwierige Einleitung. Das Gefolge der Prinzessin wird überfallen, ermordet und in Waldschluchten hinabgestürzt, der Kanzler der Prinzessin wird in einem Bergstrome von einem Fischer aufgefangen und gerettet. Der verrätherische Dobroslaw nöthigt Elisenen, mit seiner Schwester Gewand und Rolle zu tauschen, und überläßt sie zweyen seiner Raubgesellen zur Ermordung. Diese, menschlicher Rührung zugänglicher, als ihr Gebieter, schonen des Lebens der unglücklichen Fürstin, die in der Hütte eines Landmanns gastliche Aufnahme findet. Im zweyten Akte finden wir Elisenen unter den Bewohnern eines Dorfes, die durch die Ankunft des Herzogs von Siebenbürgen, welcher bis hierher seiner Braut entgegengeeilt ist, überrascht sind, in der Schnelligkeit einige ländliche Feste veranstalten. Diese Gelegenheit benuzte Horschelt, uns einen ungarischen Nationaltanz vorzuführen, der in einem glänzenden Reichthum von Figuren und malerischen Gruppirungen ganz die wilde Gluth und den kriegerischen Stolz des feurigen Magyarenvolkes athmet, das, mit dem heißen Blute seiner kriegerischen Vorfahren in den Adern, noch mit dem Säbel an der Seite mitten im Frieden sein Feld bestellt. Wenn der Tanz im Verfolgen und Fliehen und in der endlichen Vereinigung seiner Gestalten eine symbolische Feyer der Liebe zwischen den Geschlechtern ist, so erscheint die Liebe jenes kühnen und heftigen Volkes fast als ein in Begeisterung trunkenen Muthes versuchter Sturm, und der Tanz selbst als ein wüthendes Gefecht von Mann an Mann. Das heiße Magyarenblut schien, im Tanz erhizt, noch glühender zu rollen, die Fröhlichkeit wurde zur wild-aufjauchzenden Lust, die Gestalten verschlangen sich in immer heftigern und tobendern Wendungen, die Figuren wurden zu einem Brillantfeuerwerk voll blizender, durcheinander fahrender Flammen, die sich mit einem Schlage in einer gewaltigen Explosion endigten. (Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. November 1829.

— Im Kampf mit Gefahr
Erhebt sich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geist aus lenkenden Schranken.

Matthisson.

Die Besteigung des Elbrus, des höchsten Gipfels des Kaukasus.

Der folgende Brief des Reisenden Kupffer an den Akademiker Arago ward in der lezten Septembersitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegt, und es sind davon fehlerhafte Erzählungen in die Tageblätter übergegangen, die am besten durch seine vollständige Bekanntmachung berichtigt werden.

* * *

Mein Herr, ich hatte Ihnen vor nicht langer Zeit meine Absicht gemeldet, mich einem Militärzug anzuschließen, den der General Emanuel diesen Sommer in die Umgegend vom Elbrus (Elbrouts) vorzunehmen gedachte. Dieser Zug hat im Monat Julius stattgefunden, und wir haben nicht nur den merkwürdigsten Theil vom Kaukasus besucht, den vor uns Niemand betreten hatte, sondern wir waren auch so glücklich, den Elbrus zu besteigen, der gegen eintausend Fuß höher als der Montblanc ist, und den bisher selbst die Landeseinwohner für unersteiglich hielten.

Verschiedene Reisende, welche über die Umgebungen des Elbrus Nachrichten gesammelt haben, behaupten, er sey von Sumpfland umringt. Der General Emanuel ward auf seinen siegreichen Zügen gegen die Caratchai, eine Tscherkessen-Völkerschaft, deren Wohnsitz dem Elbrus am nächsten gelegen ist, von der Unrichtigkeit dieser Angabe überzeugt, und faßte hierauf den Entschluß, die Gegend zu besuchen und sich dabey durch einige gelehrte Naturforscher begleiten zu lassen, um die noch völlig unbekannten geologischen Verhältnisse zu untersuchen und die Höhe des Elbrus zu bestimmen, wofern seine Besteigung möglich wäre. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, an welche der General sich deßhalb gewendet hatte, ergriff begierig die schöne Gelegenheit zu Erweiterung unserer geographischen und physikalischen Kenntnisse. Sie übertrug mir die Leitung der Arbeiten und ordnete mir für die Zoologie den Herrn Menetrier, für die Botanik den Herrn Meyer von Dorpat, und für physische Beobachtungen den Herrn Zenz bey. Nachdem wir uns bey den Thermalquellen von Konstantinogorsk, als dem vom General bezeichneten Versammlungsort der Reisegesellschaft, eingefunden hatten, stiegen wir am 8ten Julius Nachmittags zu Pferde. Obgleich gegenwärtig die meisten Tscherkessen-Völker, die den Kaukasus bewohnen, dem russischen Scepter unterworfen sind, so darf man sich doch in dieses Bergland nur unter sicherem Geleite wagen. Unsere Bedeckung bestand aus sechshundert Mann Infanterie, dreyhundert und fünfzig Kosaken, zwey Kanonen, sechs Kameelen für den Transport der Zelte; mehrere mit Ochsen bespannte zweyrädrige Wagen folgten uns mit dem Gepäcke. Nachdem etliche Meilen zurückgelegt waren, wurde ein Platz ausgewählt, der Wasser, Holz und gute Weide für die Pferde darbot, um das Lager aufzuschlagen; die Anhöhen ringsherum wurden mit Schild-

wachen besezt, und man lagerte sich auf dem Rasen. Dieses Nomadenleben haben wir einen Monat lang geführt, und während dieser ganzen Zeit bekamen wir weder eine menschliche Wohnung noch irgend ein bebautes Stück Land zu sehen. Der wiederholten friedlichen Zusicherungen von unserer Seite ungeachtet, wurden von den Tscherkessen-Wegweisern immer nur solche Wege eingeschlagen, die ihre Wohnsitze unberührt ließen. Erst gegen Ende des Zugs trafen wir auf einige Schaafheerden, welche nebst den Pferden den Hauptreichthum dieser Völkerschäften ausmachen. Nach zwölf Tagmärschen und auf mancherley Umwegen gelangten wir an den Fuß des Elbrus, wo wir dann unser Lager an den Ufern der Malka aufschlugen, deren Quellen, am Fuße dieses Gebirges befindlich sind. Tags darauf, am 21ten Julius, (neuen Styls) bestieg der General eine der Anhöhen um unser Lager, in der Absicht, den Weg auszumitteln, welchen wir zum Behuf der Ersteigung des Berges einzuschlagen hätten. Gleich nach seiner Rückkehr versammelte er die Kosaken und Tscherkessen, welche uns begleiten sollten, und verhieß denjenigen, die zuerst den Gipfel erreichen würden, ansehnliche Belohnungen. Um zehn Uhr Vormittags verließen wir unsere Lagerstätte; nachdem wir über die Malka gesezt hatten, mußten sehr bald unsere Pferde zurückgesandt werden, indem wir über Steintrümmer zu wandern hatten, wo man nur zu Fuß fortkommen konnte, indem man von Felsblock zu Felsblock klimmte oder sprang. Die Infanteristen und Kosacken unseres Gefolges waren mit den Geräthschaften und einem kleinen Holzvorrath beladen, damit wir uns Nachts wärmen könnten; nach sechs Stunden Weges, das heißt um vier Uhr, hatten wir die Schneegrenze erreicht.

Die Centralkette des Kaukasus besteht einzig aus Porphyr. Denken Sie sich ein Plateau von acht bis zehntausend Fuß Erhöhung, welches, in der Richtung von Ost nach West streichend, durch enge und tiefe Thalgründe nach allen Seiten zerrissen, und der Länge nach von einem Felsenkamm durchzogen ist, dessen steile Gipfel von malerischen Formen mit ewigem Schnee bedeckt sind; denken Sie sich ungefähr mitten auf dieser langen Kammgräte eine sehr breite, aber nicht tiefe Ausdöhlung, aus deren Mitte sich ein kühner Kegel erhebt, von dem man glauben könnte, er bestehe aus lauter Schnee, käme nicht hin und wieder sein Felsengerippe zu Tag; dieß ist der Elbrus, dessen Höhe die aller umliegenden Berge bey 3 bis 4000 Fuß übertrifft. Wir brachten die Nacht am Fuß dieses Kegels in einer kleinen Vertiefung zu, die von gewaltigen Blöcken eines schwarzen, weißgefleckten Porphyrs einigermaßen geschüzt war; von Vegetation war kaum eine Spur in sparsam den Fels überziehenden Flechten sichtbar. Am folgenden Morgen, 22. Juli, machten wir uns um 3 Uhr früh auf den Weg. Der Thermometer war bis zum Gefrierpunkt gefallen, der Himmel stellte sich vollkommen hell dar, was in diesen Gegenden nur selten der Fall zu seyn scheint, denn auf unserer ganzen Reise haben wir die Centralkette beynahe immer in Nebel gehüllt gesehen. Nach einer Viertelstunde befanden wir uns auf Schneeboden. Anfänglich war der Abhang nicht sehr steil und mittelst eisenbeschlagener Alpenstöcke stiegen wir ihn ziemlich leicht hinan; bald aber ward das Steigen dermaßen schwierig, daß wir Stufen in den Schnee graben mußten, der noch fest genug war, um uns zu tragen.

Die Erscheinungen, welche in diesen Höhen vor die Phantasie des Reisenden treten, sind allzu bekannt, als daß ich sie hier schildern sollte. Es versteht sich, daß bey einem ersten Versuche, wo man zum voraus nicht weiß, ob man den Gipfel zu erreichen und da etliche Stunden zu verweilen im Stande seyn wird, nur wenige Werkzeuge mitgeführt werden können. Wir waren auf einen Barometer, einen Thermometer und einen Apparat für Ausmittelung der Stärke des Erdmagnetismus beschränkt, von welch lezterem wir wenig Gebrauch machen konnten. Wer immer große Höhen erstiegen hat, der weiß, wie entkräftend die Müdigkeit ist, welche man der dünnen Luft wegen erleidet; nach jedem Schritte beynahe muß man ausruhen; unsere Augen waren entzündet, Gesicht und Lippen brennend heiß, so daß wir nach der Rückkehr mehrere Tage bedurften, um uns zu erholen. Allerdings wurden wir dafür reichlich belohnt durch die Aussicht über das Thal, als die Sonne die Wolken zertheilt hatte und das Himmelsgewölbe in tief dunkelblauer Farbe sich hell und klar darstellte.

Gegen den Gipfel hin besteht der Elbrus aus einer Art nackter Felsen, die gewissermaßen eine Treppe bilden, wodurch das Ansteigen ausnehmend erleichtert wird. Die Herren Menetrier, Meyer, Bernadazzi (ein gegenwärtig bey den Thermalquellen sich aufhaltender Architekt, der unser Begleiter bey allen Ausflügen gewesen ist) und ich selbst fühlten uns dermaßen erschöpft, daß wir den Entschluß faßten, etliche Stunden auszuruhen, um alsdann neu gestärkt den Weg fortzusetzen; inzwischen aber ward durch die senkrecht auf seine Fläche niederfallenden Sonnenstrahlen der Schnee dermaßen erweicht, daß bey verzögerter Rückkehr wir Gefahr liefen, in Abgründe zu stürzen, die der gefrorne Schnee nur mit einer leichten Decke überzog. Herr Zeuz, welcher ohne Aufenthalt weiter gewandert war, erreichte die lezte Stufe der Felsen, von denen ich sprach. Vom Gipfel sah er sich nur noch durch ein Schneefeld getrennt. Die nämlichen Gründe, welche uns zur Rückkehr bestimmten, hielten auch ihn vom weiteren Vorschreiten ab, und von fünfzehn bis zwanzig Personen (die Kosaken und Tscherkessen, welche uns begleiteten, mitgerechnet), welche die Besteigung versucht hatten, gelang es nur einem Einzigen den Gipfel zu erreichen: es war dieses ein Tscherkesse, Namens Krillar,

der den Weg früher angetreten und den Morgenfroſt beſſer benutzt hatte.

Unſere Tſcherkeſſen, die zur Rückkehr mahnten, hatten wahrgeſprochen: das Niederſteigen war überaus beſchwerlich; wir ſanken mit jedem Schritte ein; man durfte nur mit der größten Behutſamkeit vorſchreiten, um die Stellen ausfindig zu machen, wo der Schnee noch feſt genug war, uns zu tragen; jeden Augenblick drohte die Gefahr des Verſinkens. Um ſieben Uhr Abends trafen wir, auf kürzerm Weg als der geſtrige geweſen war, in unſerm Lager am Ufer der Malka ein.

Herr Zenz, welcher die barometriſchen und thermometriſchen Beobachtungen übernommen hatte, fand folgende Höhen:

Erhöhung der Thermalwaſſer von Konſtantinogorſ . . . 1,300 franz. Fuß.

=	=	=	Schneegrenze . . .	10,400	= =
=	=	=	erſten Felſenſtation .	13,600	= =
=	=	=	Station des Herrn Zenz	14,800	= =

Die Vergleichung der Erhöhung der oberhalb der Station des Herrn Zenz gelegenen Bergſpitzen, mit der Erhöhung dieſer leztern Station über der erſten Felſenſtation, welche mit einer guten mikrometriſchen Lunette angeſtellt wurde, ließ uns jene auf 600 Fuß berechnen, ſo daß die Geſammthöhe des Elbrus auf 15,400 Fuß angeſchlagen werden darf. Die Temperatur der Luft war bei der Schneegrenze 9°, 6 R.; bei der Station des Herrn Zenz 1°, 5, während ſie bei den Thermalwaſſern in der Stunde der erſten Beobachtung 23°, und in der Stunde der zweiten 24° R. betrug. Die erſte dieſer Beobachtungen gibt 680 Fuß Unterſchied des Niveau für jeden Octogeſimal-Grad, die zweite nur 630.

Eines der bedeutendſten Ergebniſſe, die wir auf unſrer Reiſe erhalten zu haben glauben, bezieht ſich auf die Abnahme der Intenſität des Erdmagnetismus nach der Höhe. Sehr genaue, mit einer Nadel für die Tages-Variationen von Gambey angeſtellte Beobachtungen haben uns eine Abnahme von 0″, 01 auf 24″ für jede Tauſend Fuß Erhöhung gezeigt. Das Reſultat trifft zuſammen mit demjenigen, welches Gay Luſſac auf ſeiner aroſtatiſchen Fahrt erhalten hatte. Es iſt dies Reſultat um ſo merkwürdiger, weil es mit der Hypotheſe eines magnetiſchen Kerns im Mittelpunkt der Erde unvereinbar iſt. Dieſe Hypotheſe giebt eine ungleich geringere Abnahme.

Bey den Thermalquellen des Kaukaſus, am 29. Juli (10. Auguſt) 1829.

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

Der Mönch, der an der Spitze eines fanatiſchen Haufens ſtand, hatte, von Einwohnern des Dorfes geführt, Antonio's Poſten überrumpelt und den größten Theil ſeiner Schaar gefangen genommen. Die meiſten Bewohner des Orts ſchloſſen ſich jetzt lärmend an ihn und die Seinigen an. „Nieder mit dem hölliſchen Baum!“ ertönte es aus Aller Munde. Der Mönch gebot Stille, legte Flinte und Wehrgehäng ab und zog ein Crucifix aus ſeinem Buſen. Die Landleute entblößten fromm ihre Häupter und knieten auf die Erde nieder. Hierauf begann der Mönch mit gewaltiger Stimme eine Art Predigt, welche die Zuhörer unter großer Andacht und zum Theil mit Thränen vernahmen. Als er geendigt hatte, ſagte er: „Laßt uns jezt zur Vernichtung dieſes hölliſchen Baumes ſchreiten! Wer ein wahrer Gläubiger iſt, lege die Hand an.“ Der ganze Haufen ſtrömte tumultuariſch an den Freiheitsbaum. „Halt!“ rief plötzlich eine Stimme dazwiſchen. „Die ihn gepflanzt haben, ſollen zuerſt die Art an ihn legen.“ Der Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall. Die Gefangenen wurden herbeygeführt, und ein Landmann bot Antonio eine Art dar. Er ſtieß ſie ſchweigend zurück. „Nieder, nieder mit ihm!“ könte es aus dem fanatiſchen Haufen. „Kennſt Du mich?“ fragte der Mönch bedeutungsvoll und trat vor den Gefangenen. „Ich ſah Dich auf dem Gotthard,“ erwiederte der Jüngling mit Ruhe. „Ja,“ ſagte der Mönch mit furchtbarem Ernſt, „ich bin der Pater Cyrillo, den der Herr berufen hat, das Heiligthum zu reinigen, das die Abtrünnigen geſchändet haben, und dießmal wirſt Du mir nicht entgehen.“ Zum zweytenmale bot ihm der Landmann die Art dar. Der Jüngling ſtreckte keine Hand aus, ſie zu empfangen. „Nieder, nieder mit ihm!“ brüllte der ganze Haufen. Ruhig ſtand Antonio; der Landmann ſchwang die Art über ſeinem Haupte. Er beugte es nicht und blickte ihm feſt in die Augen. „Halt!“ rief der Mönch; „er ſoll nicht alſo dahin fahren in ſeinen Sünden. Ohne unſern Willen, oder Du mußt ſterben,“ wendete er ſich an den Jüngling. Antonio warf einen Blick der Verachtung auf ihn und ſchwieg. Drohend erhob der Landmann die Art und ſah den Mönch mit fragenden Blicken an, ſtets bereit, ſie auf das Haupt des Gefangenen fallen zu laſſen. In dieſem Augenblicke fielen mehrere Schüſſe. Einzelne Flüchtlinge ſtürzten in den Kreis. Das Dorf war von Guilielmo's rückkehrender Schaar umringt; der Haufen ſtiebte auseinander. Raſch, durch die Verwirrung begünſtigt, ergriffen die Gefangenen wieder ihre Waffen; die Flucht der Ueberraſchten wurde allgemein; Antonio packte den Mönch an der Bruſt und hielt ihn feſt; mehrere andere wurden ergriffen. „Prieſter,“ ſagte Guilielmo, in den Kreis tretend, und betrachtete den Mönch mit finſtern Blicken, „wer gab Dir das Schwerdt in die Hand?“ — „Die heilige Kirche, um ſie zu rächen an ihren Widerſachern und Verächtern,“ erwiederte der Mönch unerſchrocken. „Wer das Schwerdt führt, ſoll durch das Schwerdt umkommen!“

entgegnete Guilielmo mit furchtbarem Ernst. Der Mönch schlug ein Kreuz, blickte fest und ruhig seinem Gegner in die Augen und murmelte ein Gebet vor sich hin. „Willst Du dich an diesem Fanatiker vergreifen?“ fragte Antonio. „Ich bewundere ihn,“ erwiderte Guilielmo mit Würde; „solcher Muth wäre werth, einer besseren Sache zu dienen.“

Die ganze Schaar setzte sich in Bewegung und zog rückwärts gegen die Gebirge; die Gefangenen führte sie in ihrer Mitte. — „Du hast deinen Irrthum eingesehen und Deinen Entschluß geändert?“ fragte, freudig überrascht, Antonio. — „Bald wirst Du sehen“, antwortete Guilielmo ausweichend. Als sie den Gotthard hinaufstiegen, gewahrten sie einzelne bewaffnete Haufen, die sich bei ihrer Annäherung von Höhe zu Höhe zurückzogen. Guilielmo ordnete seine Schaar zum Angriff. Ein Engpaß und die Felsen umher waren von den Feinden besetzt. In Masse drang Guilielmo vor, um sich mitten durch den feindlichen Haufen einen Weg zu bahnen. Schon hatte er ihn durchbrochen und beinahe die Höhe erreicht, als sich ihm eine neue Schaar entgegen stellte. Entschlossen stürzte er auf sie los — da faßte er ihren Anführer ins Gesicht und taumelte erschrocken zurück. „Ich bins“! rief dieser mit furchtbarer Stimme, „vom Grabe erstanden!“ In einem Augenblicke waren Guilielmo und Antonio entwaffnet und gefangen; ihr Haufen floh auseinander.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Dem ungarischen Volkstanze stellte sich im dritten Akte bey der Vermählungsfeyerlichkeit des Herzogs ein Tanz der höhern Stände gegenüber, in welchem die wilde Begeisterung der Lust jenes, wenn ich so sagen darf, barbarischen Tanmels, von dem Zauber des Anstandes gebändigt, sich wie ein rascher Strom zwischen gefälligen Uferwindungen bewegte. Die ungestüme Lust erschien hier als feurige Beweglichkeit, der stürmische Uebermuth ward zum kräftigen Ausdruck männlichen Stolzes, die kecke Verwirrung zu reizend verschlungenen Figuren, der Lärm eines tobenden Gefechtes gleichsam zum anmuthigen Turnier; kurz, Horschelt erhob sich durch das Ganze zum Dichter, er gab ein schönes poetisches Gemälde des ungarischen Volkes in beweglichen Figuren, eine ungarische Idylle. Unser treffliches Corps de Ballet leistete in beyden Tänzen Erstaunenswürdiges. Herr Laroche, der Humorist unseres Ballets, war von einer unvergleichlichen Lebendigkeit sowohl in der Pantomime, als im Grotesktanze; in letzterem besonders schien er oft einen Ueberfluß von Gliedmaßen zu haben und jeden Augenblick einige wegwerfen zu wollen, um sich noch leichter und kühner bewegen zu können. In seinen Pirouetten glaubte man oft, ihn verdoppelt und verdreyfacht zu sehen. Herr Rozier und Madame Thoms entwickelten eben so viel Kraft und Kühnheit, als Anmuth in einem Pas de deux; indeß können wir nicht umhin, hier, wo wir diesem trefflichen Künstlerpaar unsere völlige Bewunderung ausdrücken, uns gegen den Mißbrauch der allzu oft wiederholten Pirouetten zu erklären, die, zur Unzeit angebracht, an bizarre Tollheit streifen und an wahnsinnige Derwische oder Schwindel und Ekel erregende Drillmaschinen erinnern. Die Pirouette kann und darf nur in der höchsten Lust des Tanzes angewendet werden, wo der Körper, in die trunkenste Begeisterung hineingerissen, sich nicht mehr zu halten weiß und wie besessen auf einem Fuße herumkreiselt. Die Pirouette trifft darin mit dem Tusch in der Musik zusammen, wo die Instrumente in tobsüchtigen Jubel ausbrechen und, außer sich gerathen, wild durcheinander fahren. Es läßt sich aber mit Recht behaupten, daß ein Tanz von unausgesetzten Kreiselschwingungen eben so unerträglich werden muß, als eine Musik, die uns mit lauter Tuschtumulten und Janitscharengetümmel entzücken wollte. Es ist wahr, dem Künstler entgeht niemals der rauschende Beyfall der Gallerie-Bevölkerung, wenn er wie ein heulender Kinderkreisel sich ein Dutzendmal auf den Fußspitzen herumgequirlt hat und zuletzt, ohne im eilfertigen Umschwung erstickt zu seyn, wieder wohlbehalten auf seinen Sohlen angelangt ist. Allein der künstlerische Derwisch sollte nur bedenken, daß dieselben Hände, welche einem seiltanzenden Affen oder einem exerzirenden Pudel gleichen Beyfall zuklatschen würden, sich seines Kunststückes, nicht seiner Kunst halber in Unkosten gesetzt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Als eine neue Zierde der Stadt müssen die Bildsäulen angesehen werden, die man seit einem Jahre auf der Brücke Ludwigs XVI. zwischen dem Ludwigsplatze und dem Palais Bourbon angebracht hat. Das Palais Bourbon, worin die Deputirtenkammer ihre Sitzungen hält, ist an derjenigen Seite, welche der Brücke zugekehrt ist, mit einer hohen Treppe, einer Säulenordnung und einem Giebelfelde verziert, welche Façade mit einer ähnlichen, jenseits des Ludwigsplatzes, gerade gegenüberstehenden an der neuen Magdalenenkirche übereinstimmt; man hat gedacht, eine mit Bildsäulen auf beyden Seiten besetzte Brücke würde einen pomphaften Zugang zu dem Pallaste des gesetzgebenden Korps bilden, und schon unter Napoleon war beschlossen worden, die Bildsäulen zu errichten. Auch die Wahl der Ehrenmänner, denen man Bildsäulen errichten wollte, und der Künstler, die sie verfertigen sollten, war getroffen worden. Da zu jener Zeit Kriegseigenschaften alles galten, so hatte Napoleon lauter Generale aufstellen wollen. Zweckmäßiger ist dieses von der königlichen Regierung dahin abgeändert worden, daß die Ehre der Bildsäule nicht allein einigen großen Feldherrn, sondern auch Staatsmännern und Magistratspersonen zuerkannt worden ist. Meistens sind nur geschichtliche Personen gewählt worden, und daran hat man wohl gethan; denn von den Generalen, denen Napoleon Bildsäulen errichten wollte, und die zu seiner Zeit auch wirklich sehr ausgezeichnet waren, sind einige beinahe schon in Vergessenheit gesunken; wie sollte die Nachkommenschaft auch die Hunderte von Helden, die damals in den großen Armeen sich hervorthaten, im Gedächtnisse behalten können? Besser also war es, wie gesagt, daß man geschichtliche Namen wählte, Bayard, den Prinzen von Condé, den Abt Suger, Duguesclin u. a. Einzeln genommen, wären diese Bildsäulen meistens gut; allein es scheint, man hat das Maaß der Brücke nicht berücksichtigt; so hat es sich denn ereignet, daß die Bildsäulen viel zu groß für die eben nicht sehr breite und starke Brücke sind, und dem Zuschauer daher eine Art von Furcht einflößen, sie möchten die Brücke zuletzt erdrücken und mit derselben ins Wasser stürzen, was auch noch wohl geschehen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. November 1829.

Du siehst die Liebe aus des Hasses Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix steigen.

Schiller.

Der Gadmen.

(Beschluß.)

In der einsamen Hütte am Gadmen saßen die beyden Gefangenen, mit Stricken gebunden, auf einem ärmlichen Strohlager. Vor der offenen Thüre ging eine Wache auf und ab. „Mit dem Grauen der Morgenröthe," begann Guilielmo, „ist meine Uhr abgelaufen. Das Leben ist mir eine Last, und mein Tod nicht unverdient." — „O, gewiß," tröstete ihn Antonio, „wird er seine Rache nicht so weit treiben, wie schwer Du ihn auch beleidigt haben magst." — „Du kennst ihn nicht," erwiederte Guilielmo mit ruhiger Ergebung; „er wird halten, was er geschworen hat, und wenn auch Himmel und Hölle dazwischen träten. Eines nur macht mir den Tod bitter, daß ich von Dir scheiden muß, dem Einzigen, was ich auf Erden zurück lasse." Er umarmte den Jüngling mit Wehmuth. „Bin ich Dir so theuer?" fragte Antonio gerührt. „Das Schicksal hat meine Brust gestählt," sagte, schnell gesammelt, Guilielmo; „ich will nicht wieder weinen lernen, jezt, da ich zu Grabe gehe. Höre meine Geschichte: Du weißt, daß Philippo Cajetani, mein Vater, von einer Reise, die er in Handelsgeschäften nach Deutschland unternahm, nicht wiederkehrte. Nie konnten wir die mindeste Nachricht von seinem Leben oder Tode erlangen. Sein bedeutendes Vermögen fiel mir, als seinem einzigen Erben, zu. Ich war damals noch ein Knabe. Meine Erziehung, elterlicher Aufsicht ermangelnd, wurde vernachläßigt; ich wuchs wild auf in den romantischen Thälern, welche die Adda und der Ticino bespülen, ohne Achtung für die Rechte Anderer, ohne Sinn für die Gesetze der Sittlichkeit; mit mir wuchsen meine Leidenschaften. Als ich zum Jüngling herangereift war, kannte ich keinen Zügel meiner Begierden mehr. Weit umher durchstreifte ich das Land, oft allein, oft in Begleitung eines Dieners, keine Lust verschmähend, die mir der Augenblick bot. Auf einer dieser Fahrten kam ich in das Mühlithal, in die Wohnung des alten Ruodi von der Hintermatt; er übte Gastfreundschaft an mir, wie die Bewohner des Gebirgs pflegen. Ich sah seine Tochter Käthi; sie war ein reizendes Geschöpf in der Blüthe der Jahre. Ihre Unschuld widerstand den Schlingen nicht, die ich ihr legte. Leichtsinnig verließ ich die Betrogene; sie erfuhr nie wieder etwas von mir, da sie mich nur unter dem falschen Namen Matheo Giovanni kannte. Bald darauf lernte ich die Tochter einer angesehenen Familie in Bellinzona kennen, und liebte sie. Sie vereinte mit den Reizen des Körpers alle Gaben eines, von der Natur reich ausgestatteten und durch die Erziehung gebildeten Geistes. Ihr richtiger Blick belehrte sie, daß unter einem rohen Aeußern gute Eigenschaften in mir schlummerten, welche eine schlechte Erziehung versäumt hatte, an das Licht zu ziehen. Sie bildete mich zum Menschen und gab mir ihre Hand; ich fühlte ein Glück, wie ich es noch nie gekannt hatte. Es war nur von kurzer Dauer; die Hand der Rache fiel schwer auf den Schuldigen. Nach einem Jahre gebar mir mein Weib einen Sohn und starb."

Guillelmo hielt inne, in düsteres Sinnen verloren; aber sein Auge blieb thränenleer. Antonio drückte ihm die Hand in schweigendem Mitgefühl. Jener stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte mit fast erstickter Stimme: „Dieser Sohn bist Du!“ — Hinweg über das Wiedererkennen von Vater und Sohn, in der Stunde hoffnungsloser Verzweiflung! „Mein Gram,“ erzählte Guillelmo weiter, „trieb mich fort von der Stätte meiner Heimath; unstät und flüchtig durchzog ich das Land. Eine dieser Wanderungen führte mich eines Tages, fast unwillkührlich, in die Nähe des Mühlithals. Von einem Felsen erblickte ich die Wohnung meiner verlassenen Geliebten. Das ganze Bewußtseyn meiner Schuld stand jezt vor meiner Seele; ich betrachtete den Tod meiner heißgeliebten Gattin als die Strafe für frühere Verbrechen. Ich wollte fliehen und mein Fuß war wie festgebannt an den Boden. „Was macht Käthi, Ruodis von der Hintermatt Tochter?“ fragte ich, mit klopfendem Herzen, einen vorübergehenden Landmann. Er sah mich verwundert an und erwiederte: „Seyd Ihr ein Fremdling, daß Ihr die Geschichte nicht wißt? Sie liegt im Gadmen sammt dem Kindlein, das sie unter ihrem Herzen trug, und ihr alter Vater auch.“ Verzweiflungsvoll floh ich, und seit diesem Tage habe ich die Ruhe nimmer gefunden.“ Der Unglückliche hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann mit einem unterdrückten Seufzer fort: „Das Einzige, was mir auf der Erde übrig blieb, warst Du, mein Sohn. Deine Erziehung sollte Dich vor den Leidenschaften und Verbrechen Deines Vaters bewahren. Ich gab Dich, unter fremdem Namen, in die Hände eines trefflichen Mannes. Ich selbst stürzte mich in den Strudel der Welt; ihre Zerstreuungen konnten mich nur auf Augenblicke betäuben; ich war unglücklich mitten unter ihren Freuden. Ich warf mich in den Strom der französischen Revolution; ich wollte an dem Glück des Menschengeschlechts arbeiten helfen, um den Himmel mit meinem Verbrechen zu versöhnen. Meine Gesinnung war aufrichtig, aber ich fühle jezt, in meiner lezten Stunde, daß ich auch hier, wie in meinem ganzen Leben, das Maaß überschritten habe. Ich besuchte Dich von Zeit zu Zeit; Du lerntest mich lieben, ohne zu wissen, wie nahe Du mir angehörtest. Dieses Geheimniß solltest Du erst in der entscheidendsten Stunde Deines Lebens erfahren. Ich hatte öfters, heimlich und verkleidet, das Mühlithal besucht. Ich sah Elsi, Kuonis Tochter, lieblich heranblühen. Es wurde mein Lieblingsgedanke, sie mit Dir zu verbinden, um dadurch vielleicht die Schatten der Geopferten zu versöhnen. Darum führte ich Dich über den Gotthard in das Mühlithal. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Dein Dolch traf Elsis Vater und wir flohen, da wir ihn für ermordet hielten.“ — Der Jüngling seufzte tief auf. „O, mein Sohn!“ rief der Vater bewegt aus, „Dein Schicksal allein ist es, was mich betrübt. Für mich ist nur Ruhe im Grabe.“ — „Ich theile Dein Loos,“ sagte Antonio, sich ermannend, „mag es fallen, wie es will.“ Beyde schwiegen in tiefem Grame.

Kuoni trat unter die Thür der Hütte. Er warf finstere Blicke auf Guillelmo und sagte kalt: Matheo Giovanni, Deine Uhr ist abgelaufen. Der Morgen graut, bereite Dich zum Tode.“ — „Ich bin des Lebens müde,“ erwiederte Guillelmo ruhig; „doch möchte ich die Geister der Ermordeten versöhnen, bevor ich sterbe. Dieser Jüngling ist mein Sohn. Mein Besitzthum ist groß an Geld und Gut. Gieb ihm Deine Tochter zum Weibe, er liebt sie.“ — „Keiner Deines Namens wird mein Eidam,“ entgegnete Kuoni kurz und bestimmt. „Ich denke nicht an Liebe und Ehe in der Stunde, da mein Vater stirbt,“ fiel der Jüngling ein. „Das Einzige, um was ich Dich bitte, ist, daß Du mich sein Schicksal theilen lassest.“ — „Du hast nicht an mir und den Meinigen gefrevelt; ich tödte Dich nicht,“ versezte Kuoni kalt. „Habe ich Dir nicht den Dolch in die Brust gestoßen?“ sagte der Jüngling. „Das thatest Du ohne Absicht,“ erwiederte jener gelassen; „von meiner Hand stirbst Du nicht.“ — „Wohl,“ entgegegnete Antonio; „der Ausgang aus dem Leben steht offen.“ „Thue, wie Du willst,“ sagte Kuoni; „ich bin nicht der Hüter Deiner Tage.“ — „Umsonst, mein Sohn,“ fiel Guillelmo ein, „suchst Du dieses eiserne Herz *zu bewegen*. Du bist jung, Dein Herz ist rein, ein Leben liegt vor Dir, reich an guten Thaten. Ich bin Dein Vater und befehle Dir zu leben.“

Elsi stürzte athemlos in die Hütte. „Vater,“ rief sie, „Du hast Gefangene hier, und willst sie ermorden!“ — „Wer sagte Dir . . .“ fragte der Vater. Die Jungfrau blickte scheu um sich und stieß einen lauten Schrey aus, als sie Antonio in Banden erkannte. Sie fiel zu ihres Vaters Füßen nieder und rief mit flehend erhobenen Händen: „Schone ihn! Schone ihn!“ Mit Wonne betrachtete Antonio das liebliche Mädchen, und die Lust des Lebens regte sich in ihm. „Dieser Jüngling wird nicht sterben,“ sagte Kuoni unbewegt. „Elsi,“ rief Antonio schmerzlich, „dieser Mann ist mein Vater, wenn er stirbt, sterbe ich mit ihm.“ — „Vater! Vater!“ bat die Jungfrau in rührenden Tönen; „schone, schone die Beyden!“ Einen Augenblick schwieg Kuoni, dann sagte er entschlossen: „Matheo Giovanni stirbt, so wahr ich lebe. Tief unten im Gadmen ist sein Grab, wo die Vorangegangenen seiner harren. Bald werde auch ich ihm folgen.“ — Bewußtlos sank Elsi zusammen, denn sie kannte ihres Vaters eisernen Sinn. „Kuoni,“ begann Guillelmo ruhig, „Dein Opfer ist bereit. Ich will mein Verbrechen gut machen, so viel ich vermag. Nimm dieses Papier; es enthält meinen lezten Willen und ist von Werth für Dich und die Deinigen.“ — „Ich begehre nichts von dem Mörder meiner Schwester,“ erwiederte Kuoni mit Verachtung; doch warf er einen Blick auf das Papier,

das ihm jener aufgedrungen hatte, und fuhr mit Entsetzen zurück. „Ist das Deines Namens Unterschrift?“ fragte er mit bebender Stimme. — „Sie ist's,“ versetzte Guilielmo; „ich heiße Guilielmo Cajetani; Matheo Giovanni war ein angenommener Name.“ — „Wie heißt Dein Vater?“ fragte Kuoni hastig. — „Lodovico Cajetani aus Giornico.“ „O, unbegreiflicher Finger des Schicksals!“ rief Kuoni bewegt aus. „Du wirst nicht sterben, die Rachegöttin ist versöhnt, und der Untergang von meinem Hause gewendet! Der da unten liegt im Badmen, von meines Vaters Hand erschlagen, war Dein Vater.“ Rasch zog er den Dolch, durchschnitt die Bande der Gefangenen, ergriff des Jünglings Hand und führte ihn zu seiner Tochter. Er warf einen fragenden Blick auf Guilielmo, und als dieser freudig bejahend winkte, legte er die Hände der Ueberraschten in einander. „Des heiligen Mannes Wort ist in Erfüllung gegangen. Das Schicksal ist versöhnt, ehe die Zeit umgelaufen,“ sagte Kuoni tief bewegt und schloß Guilielmo herzlich in die Arme.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Adventspfeifer.

Eine der auffallendsten Erscheinungen sind die Bergbewohner aus den Abruzzen, welche zu Anfang der Adventszeit nach Rom kommen und hier bis zum Heiligendreykönigstage in den Straßen auf dem Dudelsacke mit Begleitung der Schalmey spielen, und dabey ein auf die Geburt des Heilandes Bezug habendes Lied absingen. Der Ursprung dieses Gebrauchs, so wie seine Bedeutung, sind nicht zu verkennen: es ist eine Anspielung auf die Hirten, welche zur Mutter Maria kamen, um das Jesuskind anzubeten. Ihre Kleidung ist vollkommen so, wie man sie an diesen Hirten auf den ältern christlichen Gemälden sieht: Mantel, Jacke, kurze Beinkleider, Bänderschuhe und runder, platter Hut mit breitem Rande, jedes Stück von einer besondern Farbe, wobey jedoch die schwarze ausgeschlossen ist. Die Farben sind nicht bestimmt; doch tragen sie meistens rothe Mäntel, gelbe Jacken und grüne Beinkleider. Ihrer sind gewöhnlich zwey, seltener drey; der eine spielt den Dudelsack, auf welchem der aushaltende Grundton und die Terz der Melodie ertönt, der zweyte die Oberstimme auf der Schalmey und der dritte singt das Lied. Sind ihrer nur zwey, so muß der Schalmeybläser abwechselnd spielen und singen. Ihre Umzüge beginnen sie meist schon in der Nacht, immer aber mit Anbruch des Tages; kein Wind und Wetter, oft selbst nicht der heftigste Regen, verscheucht sie aus den Gassen. Werden sie gerufen, was hin und wieder von Leuten aus der untern Klasse geschieht, so treten sie in die Hausflur oder in die Boutiken und spielen dort ihr Stück ab; in der Regel aber geschieht dieß im Gehen auf der Gasse selbst. Wo sich ein Marienbild befindet, wird vorzugsweise Halt gemacht und auf die Leistung mehr Kunst verwendet. Nachdem sie die Hüte abgenommen und auf die Ecken des Dudelsacks gehangen, auch sich die struppig herabhängenden, rundgeschnittenen Haare aus der Stirn gewischt und mit den fünf Fingern glatt gekämmt haben, beten sie mit wahrhaft erbaulicher Andacht einige Minuten. Dann greifen sie zu den Instrumenten und beginnen, mit den Gesichtern nach der Mauer und zu dem Bilde hingewandt, ihr Lied. Dieß klingt eigentlich weder geistlich, noch weltlich, sondern, nach Schäferart, in einer einfachen Weise, welche weder dem Palestrina, noch Hrn. Rossini gestohlen ist. Der Basso continuo des Dudelsacks gibt dem Liede eine gewisse Solidität, welche am Herumspringen in den verschiedenen Tonarten verhindert; daher schreitet die Melodie in der Tonica fort, enthält jedoch auch hin und wieder durchgehende Töne durch die Dominante. Künstler sind die Leute freylich nicht, wohl aber Naturalisten; kein kleines Lob für sie zu einer Zeit, wo es weltberühmte Artisten gibt, welche keines von beyden sind, sondern nur Maschinen. Die Schalmey hat insbesondere einen so kekken und kräftigen Ton, daß einem die Ohren zerspringen möchten, steht man in der Nähe; aber zwanzig Schritte davon nimmt sich der Vortrag recht grandios aus, und zwar fast so, wie zu seiner Zeit der Ton des genialen Oboenbläsers Thurner. Der Sänger läßt zu wünschen übrig, besonders wenn er zugleich die Schalmey spielen muß. Wen mag das wundern? Ließe sich doch mehr als ein großer Virtuose im Auslande nennen (denn die italienischen dürfen, in Italien wenigstens, keine dergleichen Grillen haben), welcher, nachdem er einen einzigen Abend gesungen hat, für einen ganzen Monat nachher krank wird; und unser Schalmeybläser muß gar zwey Monate lang Tag und Nacht singen und dazu blasen.

Ich habe nicht erfahren können, was diese guten Menschen außer der Adventszeit treiben. Offenbar ist ihre äußere Haltung zu sittlich, zu religiös, ohne Gleisnerey, welche überhaupt allen Römern, ich möchte sagen allen Italienern fremd ist, ja selbst ihre musikalische Bildung, so wenig diese auch zu bedeuten hat, zu handwerksmäßig, als daß ihre eigentliche Beschäftigung darin bestehen sollte, Kühe und Schweine auf die Weide zu treiben. Sie mischen sich nie unter das Volk, reden mit Niemanden; noch weniger sieht man sie Weinschenken oder Gasthäuser besuchen. Ihre Bedürfnisse scheinen überhaupt sehr gering zu seyn; selbst der Schlaf scheint ihnen weniger nöthig zu seyn als andern Menschen, denn oft hört man sie, wie gesagt, schon nach Mitternacht in den Straßen. Wo sie ins Haus gerufen werden, reicht man ihnen entweder eine kleine Gabe, oder lädt sie ein, wieder zu kommen. Im letzten Falle stellen sie sich jeden Tag zu derselben Stunde ein und levern ihr Lied ab. Was ihnen am Tage vor Heiligendreykönig aus freyem Willen gegeben wird, nehmen sie, ohne jedoch selbst

etwas zu fordern, oder wohl gar mit dem Erhaltenen nicht zufrieden zu seyn. Da sie aber selten in einem Hause spielen, so dürfte ihr Gewinn schwerlich die Kosten ihres Unterhalts decken. Mir scheint daher, daß sie in einem hiesigen Hospitale beherbergt und verpflegt werden, und daß sie die Regierung eigens anstellt, um durch ihren Gesang während der Adventszeit eine gewisse religiöse Stimmung im Volke zu erregen und zu unterhalten. Wenn ich hierüber nichts sagen kann, so liegt die Schuld nicht an mir. Denn so oft ich mich nach den näheren Umständen dieser Leute erkundigt habe, bin ich stets mit der, in Rom mehr als in jeder andern großen Stadt, gäng und gebe Antwort: „Non so, cuor mio," abgespeist worden. So schwer hält es (im Vorbeygehen bemerkt), hier selbst von solchen Dingen, welche, so zu sagen, auf der Hand liegen, eine genaue Kenntniß zu erhalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Madame Horschelt gab die durchaus nur pantomimische Rolle der Elisene. So ungern Jedermann in einem Ballete diese ausgezeichnete Künstlerin vermissen mag, die durch ihre angeborne Grazie allein (denn anders können wir die Anmuth, die, wie eine durch ihre Adern strömende Musik, allen ihren Bewegungen den richtigsten Ausdruck ertheilt, nicht nennen) sich wohl mit den ersten Künstlerinnen ihres Faches messen darf, so wurden wir doch durch ihr meisterhaftes Spiel mehr als schadlos gehalten. Die Rolle der Elisene würde selbst für eine vollendete Schauspielerin keine leichte Aufgabe seyn. Damokles mit dem Schwerdt am Pferdehaar über dem Kopfe befindet sich, im Vergleich zu ihr, in der behaglichen Lage einer Katze im Speck oder eines Prälaten in einer fetten Pfründe. Der Dolch sizt ihr jeden Augenblick an der Kehle; sie darf, so zu sagen, kaum Athem holen, ohne Arsenikpillen einzuschlucken, und keinen Schritt thun, ohne zwischen zersleischende Barbiermesser zu gerathen. Ihre ganze Rolle besteht darin, nicht umgebracht zu werden. Wie leicht ermüdet eine solche Rolle das Gefühl des Zuschauers! Wenn wir ewige Todesgefahren vor Augen sehen, so werden sie uns am Ende gleichgültig, eben so derjenige, der sie in einem fort zu bestehen hat, und wir denken in der That nur deßwegen so wenig an den Tod, weil unser Leben eine fortgesezte Todesangst ist. Um so größer ist daher das Verdienst der Künstlerin, welche ihren einförmigen Situationen einen so mannichfaltigen und lebendigen Ausdruck zu geben wußte, daß der Zuschauer ununterbrochen in angstvoller Spannung erhalten wurde.

Der Schluß des Balletes drängte sich, wie ein Epigramm, in die Spize einer schlagenden Wirkung zusammen. Elisene, am Hofe des Herzogs, dem sie sich entdecken will, von Dobroslawes Gehülfen erkannt und gefangen, wird von ihm in ein unterirdisches Gewölbe geschleppt. Hier ist sie völlig in die Hand des grimmigen Feindes gegeben; er öffnet eine Fallthüre, die in ein noch tiefer gelegenes Verlies führt, wo er um so unentdeckter den Mord vollführen kann. In demselben Augenblicke, wo der Mörder mit seiner Beute hinabgestiegen ist, hebt sich der Hintergrund empor und man erblickt auf einer, von der ganzen Höhe des Theaters herabreichenden Wendeltreppe die eben erst verschwundenen Figuren, im Begriff, in die Mordhöhle hinabzusteigen. Diese schon früher in Balleten, namentlich in Italien, benuzte Taschenspielerey, die an sich wirklich von sehr überraschender Wirkung ist, verfehlte auch ihren Eindruck auf das Publikum nicht und fand vielleicht einen lebhaftern Beyfall, als andere bey weitem imposantere Schönheiten des Balletes. Doch wer wollte darüber mit dem Publikum rechten? Sind wir doch Alle, wir sündigen Menschen, gewissermaßen wie Insekten, die weniger mit den Augen, als mit den Fühlhörnern sehen. Wir prallen erstaunter vor demjenigen zurück, woran wir uns mit der Nase stoßen, als vor dem Wunderbarsten, das in gehöriger Entfernung uns vor Augen liegt. Indeß zur Ehre unsers Publikums glauben wir, daß Horschelts Verdienst auch ohne Schneckenstiege sich den gebührenden Beyfall erklommen hätte, der ihm am Schlusse einstimmig zu Theil wurde. Hr. Horschelt wurde herausgerufen; freylich verlangten auch mehrere Stimmen den wunderthätigen Maschinisten, der eine so unglaubliche Schneckenstiege gebaut hatte, und er erschien auch in seiner ganzen Glorie, der treppenzaubernde Magier. Und das war billig. Aber warum nicht an seiner Hand auch die Schreinergesellen, die ihm geholfen hatten? Das war unbillig. Vielleicht erleben wir es noch, sagte ein Feind der hiesigen Bühne auf dem Heimwege, daß bey der künftigen Aufführung der Zauberflöte ein dankbares Publikum, wie in Shakespeare's Sommernachtstraum, dem Löwen begeistert zuruft: „Gut gebrüllt, Löwe! Heraus Löwe!"

Unsere zweyte Novität ist die Oper Untersberg, Musik von Poisl, worüber ich mir das Nähere vorbehalte.

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Man hat gedacht, da man die Bildsäulen den ganzen Strom entlang sehen könne, so müsse man sie groß genug machen, damit sie in der Ferne nicht wie Puppen aussähen; allein aus Furcht, ins Kleinliche zu fallen, hat man den entgegengesezten Fehler begangen, und die Statüen zu groß und schwer für die ziemlich leichte Brücke gemacht; auf dem Pont-neuf wären solche riesenhafte Statüen besser angebracht gewesen. Die Bildsäulen sind von verschiedenen Meistern, und folglich auch von verschiedenem Werthe. Eins der kleinern Journale, die oft sehr witzige Einfälle haben, hatte neulich einen komischen Gedanken, um die Fehler jener Statüen herauszuheben. Es erzählte nämlich, der Dr. Portal, Arzt des Königs, sey vor einiger Zeit um Mitternacht langsam über die Brücke gefahren, und habe sehr gestaunt, als ihn die erste Bildsäule um seine Hülfe angeflehet und die andern auch nach einander, so wie er vor ihnen vorbeygekommen, ihm ihre Noth geklagt hätten: Bayard habe sich über sein steifes Bein beklagt, ein anderer über die Verdrehung des Halses, ein dritter über die Schmerzen, die ihm das gezwungene widernatürliche Emporheben seines Armes verursache u. s. w.; der Doctor habe ihre Klagen ruhig angehört, und sie leider für incurabel erklären müssen. Bald wird es nun an das Verschönern des Ludwigsplatzes gehen, da endlich eine Entscheidung über den Konkurs der zwanzig oder fünfundzwanzig von allerley Baumeistern eingesandten Plane erfolgt ist. Die Schiedsrichter haben dem Plane des Hrn. Destouches den Vorzug zuerkannt; folglich soll er mit anderthalb Millionen den Platz einrichten, wie er es in seinem Plane vorgeschlagen hat; aber zu gleicher Zeit hat man die nach einem andern Plane vorgeschlagenen Springbrunnen zur Verzierung des Platzes so schön gefunden, daß man beschlossen hat, diese Springbrunnen in den Destouchesschen Plan zu versetzen und ihre Ausführung dem Erfinder zu übertragen. Dieß scheint klug, vorausgesezt, daß die Springbrunnen des einen Baumeisters mit den Anlagen des andern übereinstimmen. Und wenn nun noch jenseits des Platzes die schöne, bereits weit vorgerückte Façade der Magdalenenkirche hinzukommt, so wird man eine Reihe von prächtigen, geschmackvollen Kunstwerken bekommen, wie sie in den übrigen Stadtrevieren nicht angetroffen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. November 1829.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!

Goethe.

Aus dem Journal eines Lesers.

Als Platens Poesien der deutschen Kritik bekannt wurden, war es für den Beobachter ein komisches Schauspiel, das Staunen anzusehen, mit welchem ihr offener Mund Verse begrüßte, welche diesen gemißbrauchten Namen verdienten. Und freylich war die Verwunderung bey einer in Deutschland so seltenen Erscheinung sehr natürlich, wenn auch weder für die Staunenden, noch für ihr Vaterland besonders ehrenvoll. Es war zu erwarten, daß die Hervorhebung dieses Umstands, der Korrektheit und Schönheit der Verse, zu einem stehenden Artikel in den Zeitschriften, die von dem Dichter Notiz nahmen, werden, und daß man es bequem finden würde, den Inhalt zu übersehen oder mit gewissen allgemeinen Phrasen abzuthun. Endlich, als die dem heutigen Sängerchor nicht homogene Erscheinung ihn aufforderte, pro aris et focis zu streiten (denn wenn sich das deutsche Publikum in Platens Dichtungen zufällig verliebt hätte — wie mancher Kranz, obwohl von derbem, selbstgewirktem Stoff, wäre vor der Zeit zu nichte geworden), wie nahe lag es dem Chor, bey ungemessenem Lob der Form, den Inhalt zu verdächtigen! Vor allem wurde moralische Verdächtigung als Pestkordon gegen poetische Ansteckung gebraucht; über Selbstliebe in allen Nuancen: Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Ehrgeiz, Stolz, Hochmuth, wurden tugendhaft die Achseln gezuckt, ja eine Kritik im „hegelischen Wochenblatt" ging so weit, ein geheimes Laster schändlichster Art aus den Gedichten auszuziehen, und in lächerlichem Pathos mehr ausdrücklich zu nennen, als versteckt anzudeuten. Lächerlich indessen kann dieß nur einen Augenblick unterrichteten Personen vorkommen, besonders weil die feine Nase des Kritikers an den Sonetten an F. v. B. derley Anstoß genommen hat; wahrlich, ich wünschte, der Kritiker möchte diesem F. v. B. einmal begegnen, um von ihm in irgend einer, jedoch deutlichen Weise, von der Absurdität seiner Vermuthung überzeugt zu werden. Sonst aber ist die Seite, von welcher dieß Verfahren angesehen werden muß, eigentlich eine andere, und in diesem Falle scheint es wünschenswerther, auf der Seite des Angeklagten, als desjenigen zu stehen, der ein solches Verbrechen aus solchen Indicien herauszufinden den Sinn, und diese Anklage mit diesen Gründen vorzubringen den Muth hat. Doch sehen wir ab von diesem, und noch einmal zurück auf jene laute und breite Anerkennung der Korrektheit: welch ein Zustand der Dichtkunst, wo es ein Lob für einen Dichter ist, daß er Verse fehlerfrey zu bilden versteht, und wo es eine Schaar anerkannter Poeten gibt, denen weder Vers noch Reim erträglich gelingt! und welch eine Verantwortung für die Meister, welche, leichtsinnig in der Form, die lezten Schranken um den Parnaß niedergerissen, und ihn zum Tummelplatz unwissender Barbaren gemacht haben!

*

Ein Gemüth, glühend für die Kunst in einem Grade, den unsere gewöhnlichen Poeten nicht einmal zu denken im

Stande sind, ein Geist, berührt von der himmlischen Flamme, ein auf das Tiefe und Ernste gerichteter Sinn, dem jeder Gedanke in poetische Verbindung tritt, und der die Bahn strenger Wissenschaft zur Ehre und zum Schmuck der Kunst zu durchwandern die Kraft hat — ein Jüngling, der in sich nur den Dichter fühlt, der nur dem Ruf der Poesie gehorcht, und der alles andere, was ihm die Welt beut, hintansezt, um dieser seiner ersten und lezten Liebe willen, ein solcher trat auf voll Vertrauen, voll Liebe zur Mitwelt, welcher ihn das Geschick bestimmt; und was sollte er, kindlichen Sinns, und seiner Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seines Talents sich bewußt, anderes erwarten, als gleiche Liebe, gleiches Vertrauen, nicht von Einzelnen, denn diese können dem Dichter nicht genügen, sondern von dem Volk? Nennt es Ehrgeiz, ja, er hofft Ruhm, denn er will ein Dichter seines Volkes seyn, aber es ist ein verklärter, der Liebe eng verwandter Ruhm, den er erstrebt, und welches Volk wäre es, welches dem also Strebenden diese anerkennende, den Starken nicht verwöhnende, sondern zu immer größeren Thaten stärkende Liebe versagte?

Es soll ein Volk der Art geben. —

*

Das deutsche Publikum und seine zeitigen Stimmführer sind nicht so grausam gewesen, den Dichter auf einmal und geradezu abzuweisen, sie haben die Vorsicht gebraucht, sein, für einen Deutschen allzuheißes Herz, durch einzelne Eistropfen abzukühlen. Aber diese Tropfen wurden zum Eymer durch die fade Bewunderung, welche Pfuscher einernteten, durch die Lorbeerkronen, welche die geschmacklose Unwissenheit Individuen in die Hand gab (denn die Köpfe waren meistens zu klein), die in besseren Zeiten mit Strohkränzen sich noch ungemein geschmückt geglaubt hätten. — Wäre die Seele unseres Dichters der Verachtung fähig gewesen, die ein berühmter Dichter dieses Volks von Anfang an gegen sein Publikum empfand, wie vieler Schmerzen würde sie ledig geblieben seyn!

*

Ein Kommentar zu dem romantischen Oedipus möchte nicht ohne Nutzen seyn, und vielleicht entschließt sich eine Anzahl Gelehrter dazu. Eine Vorarbeit dazu hat Immermann in seiner „literarischen Tragödie“ geliefert, durch den Versuch, Beweisstellen zu einigen Stellen der Komödie zu geben. Nur ist derselbe, freylich ein leichter Fehler, nicht frey von Uebertreibung geblieben, denn so erstaunlich gemein, platt und geistlos war der Nimmermann, welchen der Dichter vor Augen gehabt hat, doch kaum, wie ihn der Herausgeber jener Piece in den darin gesammelten Sonetten und sogenannten Parabasen aufstellt. Treuer ist fast das Supplement, welches das Berliner Konversationsblatt durch eine Anzeige der literarischen Tragödie geliefert hat, als Beweisstelle zu S. 82 des Oedipus. „ein Exilirter aus Berlin, er heißt Verstand.“

*

Mehrere Personen meiner Bekanntschaft betrachten jene „literarische Tragödie“ oder den „taumelnden Kavalier“ als eine Gegenschrift gegen den romantischen Oedipus. Dieß scheint mir eine boshafte Behauptung. Denn sie könnte doch wohl nur unter der Voraussetzung wahr seyn, daß der Schluß der Komödie S. 97. keine bloße poetische Fiktion wäre. Immerhin aber wäre es bey dieser Differenz der Meynungen interessant, die Sache aufgeklärt zu sehen.

*

Nach der Vorrede zu dem „taumelnden Kavalier“ hat Immermann die Meynung, sein Epigramm auf die Ghaselendichter habe den Oedipus veranlaßt. Sollte er deßhalb sich, etwa als dem eigentlichen Urheber dieser fürchterlichen Komödie, geheime Vorwürfe machen, so wird ihm die Notiz zum Trost gereichen, daß wenigstens die vier ersten Akte schon vollendet und theilweise unter Freunden bekannt waren, ehe dem mörderischen Dichter jener unglückliche Ausfall bekannt wurde, ja der Plan der Komödie schon geboren war, als der Verfasser vielleicht selbst noch nicht an sein Epigramm gedacht hatte. Auch hat Nimmermann sich ohnehin keine Sorge zu machen, denn in jedem Falle hatte er dadurch, daß er dem Epitaphium, welches er vor Kurzem dem Kaiser Friedrich II. sezte, ein Motto aus Platens Gedichten beygab, alles mögliche zur Versöhnung des beleidigten Dichters gethan. Ich nehme freylich nicht als gewiß an, daß diese Trostgründe auf sein zartes Gewissen den erwünschten Eindruck machen werden. Hat er sich ja selbst durch die ausdrückliche Versicherung des Dichters: er sey dießmal nicht der Esel, nicht abhalten lassen, breit vorzudringen, und die Streiche, als ob er sie alle und allein empfangen, großmüthig zu quittiren. Ich fürchte, ein künftiger Kommentator, der z. B. behauptete, in Zelinde sey eine nicht geringe Klasse des deutschen Volks vorgestellt, ein Lajus wer weiß wer? u. s. f. möchte mit dem Verfasser des taumelnden Kavaliers einen schweren Stand haben. Es hat ganz den Anschein, als wenn er das Beyspiel Zettels des Webers nachahmen und bey jeder Perion sagen werde: ich will der Lajus, ich will auch die Zelinde seyn. Und was das Schlimmste für die Sache des Kommentators ist, es wird ihm so wenig als seinem Vorbild an einigen Gründen fehlen, die ihm vielleicht beyfällige Stimmen verschaffen.

Aldinis feuerfeste Kleider.

Der Italiener Aldini, der Erfinder der feuerfesten Kleider zur Rettung aus Feuersgefahr, eine Erfindung,

die im Allgemeinen schon seit längerer Zeit aus den öffentlichen Blättern bekannt ist, hat vor Kurzem seine Methode der Prüfung der Pariser Akademie unterworfen, und diese hat einstimmig ihren großen Nutzen anerkannt.

Der Apparat besteht, der Hauptsache nach, aus einer doppelten Bekleidung: aus einer äußern von Metalldrath und einer innern von Asbest. Der Gedanke, Metallnetze gegen die Wirkung der Flamme anzuwenden, ist nicht neu; die Davysche Sicherheitslampe beruht bekanntlich auf der Entdeckung, daß die Flamme ein Metallnetz, das übrigens weit genug ist, um die Luft durchzulassen, nicht durchdringt, weßhalb Davy das Grubenlicht mit einem solchen Netz umgab, und dadurch die so gefährliche Entzündung der brennbaren Gase verhütete, die sich häufig in den Minen entwickeln. Wenn Aldini den Löscharbeiter in ein Metallgewebe hüllt, so verfährt er ganz nach demselben Grundsatz, wie Davy bey seiner Lampe; jener umgibt damit den Arbeiter, um ihn vor der äußern Flamme zu schützen, dieser schließt seine Lampe darin ein, um die Entzündung, welche aus der Berührung der brennbaren Gase mit der Flamme entsteht, auf den Raum der Lampe zu beschränken.

Die bloße metallische Bekleidung vermöchte indessen den Pompier nicht hinreichend zu schützen. Denn das Netz läßt zwar keine Flamme durch, wird aber selbst heiß, ja glühend, wenn es sich lange in der Nähe einer starken Flamme befindet. Man mußte also dem Pompier unter dem Metallnetz noch eine andere Bekleidung geben, die ihn vor der lästigen Hitze bewahrte, die ihm von seinem äußern Schutzkleide mitgetheilt wurde. Dazu dienen die Asbestkleider, und bey den von Aldini angestellten Versuchen trug wirklich jeder Arbeiter Strumpfhosen, Brusttuch, Wamms, Kapuze und Larve von grobem Asbesttuch. Indessen scheint Wollenzeug, dem man durch Alaun oder jede andere Salzauflösung seine Brennbarkeit benommen hat, dem Asbest in jeder Hinsicht vorzuziehen. Wolle ist ein schlechterer Wärmeleiter als Asbest, und man kann einen Finger länger dem Feuer aussetzen, wenn man ihn mit salzgetränktem Wollenzeug, als wenn man ihn mit Asbest umwickelt hat.

Der Hauptversuch war folgender: Man hatte aus sehr brennbaren Materialien zwey Wände, zehn Fuß hoch und zehn Metres lang, mit einem Zwischenraum von einem einzigen Meter, errichtet; man steckte sie an, und als das Feuer am stärksten loderte, gingen zehn mit Aldini's Kleidern versehene Pompiers langsam mitten durch die Flamme; keiner wurde verletzt; ja einer trug auf dem Rücken in einem durch isolirendes Gewebe gehörig geschützten Korbe ein Kind, und dieses litt so wenig als die Arbeiter.

In einem andern Versuch hielt ein Mann, zur Verwunderung vieler Zuschauer, den Kopf ziemlich lange über ein starkes Feuer. Man fragte sich, wie es möglich sey, daß ein Mensch ohne Gefahr eine so unmäßig erhitzte Luft athmen könne. Gay-Lussac glaubte, die Sache einfach damit erklären zu können, daß ein Strom frischer Luft unter den schützenden Kleidern heraufgehe und dem Manne, der den Versuch anstellt, zum Athmen diene.

Das Doppelmädchen Christina Ritta.

In einer der lezten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris legte Geoffroy St. Hilaire ein gelungenes Bildniß des doppelten Mädchens, Christina Ritta, vor, welches den Lesern bereits aus den öffentlichen Blättern bekannt ist. Dieses getreue Conterfei ist desto schätzbarer, da der Polizeypräfekt von Paris jezt wirklich verboten hat, die Mißgeburt öffentlich zu zeigen und sich ihr Vater daher genöthigt sieht, mit ihr nach London zu gehen.

Die beyden Hälften dieses Doppelwesens, das zwey Köpfe, zwey Rümpfe, aber nur Ein Becken und zwey Füße hat, sind nicht in gleichem Grade entwickelt; die rechte Hälfte, Christina, ist sichtbar stärker als die linke, Ritta; die Füße sind beyde schmächtig; indessen ist der rechte doch stärker als der linke. Jedes der Mädchen hat einen besondern Magen, und der Darmkanal scheint erst jenseits der dünnen Gedärme in Eins zu verschmelzen, von wo an er einfach ist; aber sie haben blos Ein Herz mit einander, so viel wenigstens durch die genaueste Untersuchung auszumitteln war, und zwar gehört es der linken Ritta an. Hinten scheinen die Mädchen weiter herab doppelt zu seyn, als vorne; sie haben zwey Wirbelsäulen, die bis an das unterste Ende, wo sie zusammenstoßen, getrennt verlaufen.

Wie Schade ist es, daß wir auf der Straße der Mystik und der Wunder noch nicht weit genug zurückgegangen sind, um über die Siamesen Chang-Eng und die Französin Christina Ritta bedenklich die Köpfe schütteln zu können, wie unsere guten Urgroßväter gethan haben würden. Im siebzehnten Jahrhundert verkündete, versteht sich nachher, ein sechsfüßiges Kalb die Einäscherung Magdeburgs, und ein rothes Kreuz am neblichten Himmel den Türkenkrieg; könnte nicht im neunzehnten eine Mißgeburt, die am einen Pole Asiens das Licht der Welt erblickte, den Untergang eines großen Reichs verkündet haben?

Morgens.

Wie? hab' ich schon die ganze Nacht
Mit lauter Träumen zugebracht?
Und ach! mir war so wohl dabey,
Und ist dieß schon der Hahnenschrey?

Da wartet draußen vor der Thür
Ein langer Tag und klopft bey mir,
Und ich muß wohl, zu meiner Pein,
Ganz höflich sagen: Nur herein!

O süße, träumerische Nacht,
Wie hat der Tag dich umgebracht!
Und du, der wohl im Schlaf noch ruht,
Du Lieber, bist du mir auch gut?

Rochholz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Beschluß.)

Auch an historischer Bedeutsamkeit wird es dieser Reihe von Bildsäulen nicht fehlen. In dem Palais Bourbon, dessen Vorderseite sich am Ende der Brücke erhebt, berathen sich seit der Revolution die Volksrepräsentanten der französischen Nation; stumm und schmeichelnd waren sie unter der despotischen Militärregierung, in Partheyen getrennt seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones. Auf dem Ludwigsplatze hat ein König für die Fehler seiner Vorgänger sein Leben opfern müssen; in der rue royale, welche von dem Ludwigsplatze zur Magdalenenkirche führt, wurden Hunderte von Menschen bey den Hochzeitfeyerlichkeiten Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens erstickt; die Magdalenenkirche, die sich am Ende derselben stolz erhebt, war schon vor der Revolution begonnen worden; Napoleon wollte sie als Tempel des Ruhms vollenden; allein die Zeit des Kriegsruhms ist vorübergegangen, ohne daß der Bau vollendet worden wäre, und nun wird sie als Magdalenenkirche, wie es Anfangs bestimmt war, bald eingeweiht werden können, als ob die Republik und das Kaiserthum von der Anlage bis zur Vollendung des Gebäudes gar keinen Zwischenraum bildeten!. Es wäre interessant, zu erfahren, was dieses Gebäude mag gekostet haben, seitdem der Grund dazu gelegt worden ist. Gewiß sind manche Millionen damit aufgegangen, wie mit so manchen andern Bauanstalten in Paris; diese Stadt ist das Eldorado der Architekten, wenn sie nur einmal so glücklich sind und das Zutrauen der Regierung besitzen; dann kommen ihnen die großen Arbeiten wie zugeregnet, und wo Millionen verschwendet werden, bleibt für den Baumeister immer ein schönes Stück Geldes hängen. Es gibt Baumeister, wie z. B. der Hr. Uvé, welche so geschickt sind, daß sie sich ein Halbdutzend großer Bauten auf einmal aufbürden lassen. Diese Herren würden mit keinem Staatsrathe hinsichtlich ihrer Einkünfte tauschen, und können eine ansehnliche Figur in der großen Stadt spielen. — Bey der dießjährigen Kunstausstellung der Zöglinge der Mahlerschule trat der Umstand ein, daß eines der Gemälde nicht mit den Händen, sondern mit den Füßen gemahlt war. Der Schüler Ducornet hat, wie aus den Zeitungen schon bekannt ist, seine Arme und sich daher von Jugend auf angewöhnt, seine Füße den Dienst der Hände verrichten zu lassen, wodurch er denn eine gewisse Geschicklichkeit erworben hat, so daß er mit den Füßen jezt nicht schlechter mahlt, wie mancher andere Mahler mit den Händen; ein Raphael wird Ducornet wohl niemals werden, und einen hohen Kunstwerth haben seine Stücke auch wohl nicht; sie sind aber deutliche Beweise, welch erstaunliche Dinge die Beharrlichkeit des Menschen zuwege bringen kann, auch dann, wenn unübersteigliche Hindernisse sich ihm entgegen zu stellen scheinen. Um ihn aufzumuntern, hat die Regierung bey ihm ein Gemälde bestellt; die Zeitungen haben über ihn verschiedene Histörchen, zum Beyspiele, daß ein Engländer, der sich bey der Ausstellung habe herumführen lassen, mit seinem Führer Händel bekommen habe, weil dieser ihn versichert, ein Gemälde, das er ihm gezeigt, sey mit den Füßen gemahlt, was der Engländer als eine grobe Erdichtung und als eine seinem gesunden Verstande angethane Beleidigung angesehen habe; ja er sey so erbost gewesen, daß man viele Mühe gehabt habe, ihn zu besänftigen. Jener Ducornet ist von der Natur recht stiefmütterlich behandelt, und hat ein ganz krüppelhaftes Ansehen und dabey ein Satyrgesicht; seine Mitschüler haben ihn auf eine possierliche Art karrikirt, indem sie ihn wie einen leibhaftigen Satyr mit seinem breiten, fast bis an die Ohren gehenden Munde in Gips abgeformt haben; es läßt sich kein burlesqueres Wesen denken, und man kann das Figürchen nicht ansehen, ohne zu lachen. Unter dem neuen Ministerium werden die Künstler mit Unterbrechung der bisher erhaltenen Unterstützungen bedroht. Graf Labourdonnaye, meynt man, werde vielmehr der Geistlichkeit und der verborgenen Kongregation die von den gesetzgebenden Kammern bewilligten Gelder zukommen lassen; dieß ist auch leicht möglich; schon Graf Corbière hatte den Künstlern und Gelehrten manche Unterstützung weggeschnitten, besonders wenn sie so kühn waren, freysinnige Meynungen zu äußern. Indessen können die Minister nicht Alles thun, nicht Alles versehen; so Manches geschieht durch ihre Untergeordneten, von dem sie nicht das Mindeste ahnden, und diese sind manchmal sehr zugänglich, besonders wenn man die Wege kennt, wie ihnen beyzukommen ist. Es gibt in allen Ständen, folglich auch in dem Künstler- und Gelehrtenstande, gewandte Leute, welche diese Wege kennen und also zu ihrem Zwecke gelangen, ohne daß die Minister, die sich zuweilen wunderweise dünken, es gewahr werden. Also auch unter dem Labourdonnayeschen Ministerium wird für Künste und Wissenschaften viel Geld gespendet werden; ob dieß aber den Würdigsten in die Hände fallen und am zweckmäßigsten verwendet werden wird, darau ist es erlaubt zu zweifeln, bis die Erfahrung eines Bessern belehren wird.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 273:

Wetterglas.

Dreysylbige Charade.

Die Erste, ein solides Wort,
Ist bald ein Großes, bald ein Kleines.
Und doch ein ungeheuer Eines.
Läuft es am großen Wasser fort.

Die beyden lezten sind Papier.
Und zwar Papier von jeder Sorte.
Bald führt es dich von Ort zu Orte.
Bald öffnet es dir Thor und Thür,

Bald fegt es dir den Beutel leer;
Das ist das Schlimmste der Papiere;
Sieh zu, daß es dich nicht verführe.
Ihm zu entsagen ist so schwer.

Das Ganze ist, bald groß, bald klein.
Des Ersten Bildniß stets im Kleinen.
Mit groben Strichen und mit feinen.
Was mag das für ein Bildniß seyn?

B.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. November 1829.

Der Geist erhebt sich, das Herz erwärmt sich bey der Betrachtung dieser göttlichen Vorbilder; je mehr man sie ansieht, desto mehr strebt man, ihnen ähnlich zu werden, und etwas Mittelmäßiges erträgt man nur mit dem größten Widerwillen.

Rousseau.

Klassiker und klassische Bildung.

In einer Zeit, wo die klassische Bildung, wenn auch nicht theoretisch in ihrem Werthe herabgesezt, doch vielfältig in der Praxis beschränkt wird, verdienen wohl ein Paar Worte über die Bedeutung dieser Bildung auch von Seiten derjenigen einige Aufmerksamkeit, denen sonst Gegenstände der Art ferner liegen.

* * *

Wenn wir uns blos deßwegen die Spielzeit unsers Lebens mit der Grammatik verkümmern, und zehn unsrer schönsten Jahre der Erlernung des Lateinischen und Griechischen aufopfern müßten, weil dadurch unser Gedächtniß geübt, der Sinn für Regeln in uns geweckt, und ein Fleiß uns angewöhnt werde, der das Mühsame überwindet und vor dem Trocknen nicht zurückschreckt: so dürften wir uns mit Grund über eine so grausame Zumuthung beklagen. Diese Vortheile würden wir während unsrer Lebzeit noch nicht einmal gewahr werden, und wenn auch, wir würden sie wenig zu schätzen wissen. Das Lob des Docenten, oder unser Platz in der Schule wäre etwa noch das Einzige, was uns einen Antrieb zum Lernen geben könnte. Alles, was mit Erfolg betrieben werden soll, muß auch mit Eifer betrieben werden können. Aber ein anhaltender Eifer entzündet sich nur an Gegenständen, die nicht blos zu Zwecken führen, sondern selbst schon Zwecke gewähren. Entweder hat man also ein durchaus verkehrtes Mittel zu unsrer Bildung gewählt und schwebt in großem Irrthume, wenn man sogar erwartet, die Beschäftigung mit den alten Sprachen soll uns die Weihe für künftige Studien ertheilen und im Voraus mit Liebe zu den Wissenschaften erfüllen: oder muß das Klassische ganz eigenthümliche Reize, und einen unmittelbaren, innern Werth haben, und einen Preis versprechen, den man uns nur vorhalten darf, um uns für seinen Besitz zu entflammen.

Von dieser Seite wollen wir jezt das Studium der alten Sprachen betrachten.

Der Schüler lernt Wörter auswendig, aber er lernt sie zugleich auch beugen, zum Beweise, daß er sie nicht sowohl in seinem Gedächtnisse anhäufen, sondern vielmehr sammeln soll, um sie später in Verhältnisse zu bringen und bey ihnen zu denken. Sobald er komponirt, hat er etwas von diesem Zwecke erreicht. Denn die wenigsten Sätze lassen sich unverändert in den alten Sprachen wiedergeben. Er muß also denselben Gedanken in verschiedene Formen werfen, und das Wesentliche des Inhalts von dem Zufälligen des Ausdrucks scheiden lernen. Doch wenn dieß allein bezweckt würde, so könnte man einen beschwerlichen Umweg durch das einfache Mittel abschneiden, daß man eine solche Umsetzung des Ausdrucks in der deutschen Sprache selbst vornehmen, daß man zuerst mit Redensarten, später mit Sätzen, endlich mit der ganzen Darstellungsweise wechseln, eine didaktische Abhandlung in eine Rede, einen Vortrag in ein Gespräch verwandeln ließe.

Es scheint daher, das Komponiren soll uns nur den Weg zum Lesen der alten Schriftsteller bahnen. Allein wozu nun diese? Vielleicht, weil aus ihnen Kenntnisse geschöpft werden können, die bey neuern Schriftstellern nicht einmal zu erwarten sind? Aber wir haben die Alten in jeder Wissenschaft hinter uns gelassen, wir werden in der Politik den Aristoteles, in der Naturgeschichte den Plinius, in der Lehre von der Vorsehung den Seneca schwerlich vermissen. Oder weil es nothwendig ist, die Sitten und Verhältnisse des Alterthums schon in der Jugend gründlich kennen zu lernen? Aber eben diese gründliche Kenntniß, wenn sie in den Autoren selbst gesucht werden soll, erfordert Kombinationen, die in diesem Alter noch Keiner anstellen kann, und würde aus einigen deutschen Werken über das Alterthum sicherer entnommen werden, als aus den zerstreuten Erklärungsbemerkungen des Docenten. Uebrigens lehre man uns statt der solonischen die würtembergischen Gesetze, statt der abgekommenen die herrschenden Sitten kennen: Verhältnisse, die uns vor Augen liegen, in denen wir unsre Eltern leben sahen, werden uns begreiflicher seyn; erst, wenn wir einmal die Gegenwart begriffen haben, werden wir daran denken dürfen, die Vorzeit mit Urtheil und Umsicht zu betrachten. Und sollte auch umgekehrt die Kenntniß der Vorzeit zu dem Verständnisse der Gegenwart erforderlich seyn, und sich nicht aus neueren Werken über das Alterthum, sondern nur aus den Autoren selbst schöpfen lassen, müssen wir denn erst Römer und Griechen werden, um die Schriftsteller dieser Nationen lesen zu können? Oder sind sie nicht längst, und werden immer noch mehr auf deutschen Boden verpflanzt, und zwar in so gelungenen, korrekten Uebersetzungen, daß wenigstens der Inhalt derselben ohne alle Schwierigkeit ermittelt werden kann? Doch hier liegt es eben. Es ist uns, wenn wir die Klassiker studieren, zunächst nicht um den Inhalt zu thun: was sie dachten, ist uns in vielen Fällen sogar gleichgültig; aber die Weise ihres Denkens, und die Art, wie sie ihre Gedanken bezeichneten, dieß ist es, was schon die entfernteste Bekanntschaft mit ihnen so reitzend und das fortgesezte Studium derselben so fruchtbar macht, was den halb gereiften Lehrling mit den Qualen der Grammatik aussöhnt, und den Eingeweihten unter dem Schutte der Regeln einen Born der Begeisterung entdecken läßt. Gerade in ihrem eigenthümlichsten Gewande wollen wir die Alten erscheinen sehen, und während es den Pedanten nach Phrasen gelüstet, mit welchen er sein seichtes Deutsch aufzuputzen vermeynt, dürstet der Vernünftige nach jener Bildung, welche deßwegen die klassische genannt wird, weil sie nur aus den Klassikern gewonnen werden kann.

Um den Einfluß einer solchen Bildung zu bestimmen, müssen wir vor allen Dingen den Begriff des Klassischen selbst sorgfältig entwickeln.

Das Bücherschreiben war bey den Alten weder Mode, noch Sache der Spekulation. Daher schrieben meistens nur solche, welche den Beruf dazu hatten. Und selbst aus dieser geringeren Anzahl von Schriften sind uns gerade die vorzüglichsten erhalten worden. Kein Wunder also, wenn wir gewohnt sind, mit dem Klassischen den Begriff der Gediegenheit zu verbinden. Obgleich damals eine Blüthezeit der Wissenschaften und Künste war, so gab es doch keinen abgesonderten Stand der Gelehrten. Man bildete sich in der Jugend, um später verwickelte Rechtshändel zu leiten, um die Menge durch Beredsamkeit zu bezaubern, um an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Statt daß bey uns Tausende leben, um zu studieren, studierte man damals, um zu leben. Und wenn sich hie und da ein Einzelner in einer geräuschlosen Villa den Musen ausschließend widmete, so geschah es bey hereinbrechendem Alter, nachdem er alle Stufen durchlaufen, oder seine Plane hatte scheitern sehen, in jedem Falle nach gemachten Erfahrungen. Nachdem sie gelebt hatten, dachten sie über das Leben. Deßwegen entfernten sie sich bey aller wissenschaftlichen Tiefe nie von der Erfahrung, und selbst ihre erhabensten Ideen sind in Sentenzen ausgedrückt, deren Anwendbarkeit uns noch heute überrascht. Hiezu kommt, daß sie alle, mehr oder weniger, vom Ehrgeize bewegt wurden. Der Ehrgeiz sucht sich ein Publikum: wer dieses finden will, muß so schreiben, daß er jedem wenigstens etwas bietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heirath aus einer Anklage wegen Mords *).

Vor den Assisen zu Bury St. Edmunds (Grafschaft Norfolk) kam am 10ten August d. J. ein Kriminalfall vor, der, wenn nicht die Oeffentlichkeit des Verfahrens in England Bürge für die Wahrheit der Berichte wäre, geradezu einem Romane entnommen zu seyn schiene. Auch endet er, was bey einem Romane nichts unerhörtes, desto seltener aber wohl bey einer Anklage auf Tod und Leben der Fall ist, mit einer Heirath. William Buckle, 21 Jahre alt, wurde angeklagt, die Leah Warren mit einem Rasiermesser angefallen zu haben, in der Absicht, sie umzubringen. Das Aeußere des Angeklagten hatte etwas sehr Einnehmendes, und seine Jugend wie sein ganzes Wesen erregten ungemeine Theilnahme. Das Frauenzimmer, das er mörderisch angefallen zu haben beschuldigt war, war ein bildschönes Mädchen von achtzehn Jahren. Die Anklage selbst ergab Folgendes:

Der Angeklagte war im Dienst des Vaters der Leah Warren, eines Baumeisters und Maurers zu Bradwell

*) Aus der Allgemeinen Justiz-, Cameral- und Polizeyfama.

Ash. Er hatte früher die Gunst des Mädchens zu gewinnen gesucht, aber schon gegen Michaelis des vorigen Jahres hatten die Verwandten ihr zugeredet, ihm keine Aufmunterung zu geben, und als sie ihm das mitgetheilt, war er in solche Verzweiflung gerathen, daß er einen Versuch machte, sich zu entleiben. Am 7ten Juni d. J. sah er sie wieder in ihres Vaters Hause, er erneuerte seine Anträge, die sie jedoch ablehnte, und am 9ten Juni bemerkte er sie in Gesellschaft eines andern jungen Mannes. Höchstwahrscheinlich war es dieser Anblick, welcher zuerst den verbrecherischen Gedanken in ihm rege machte. An demselben Abend begegnete ihm das junge Mädchen, und er bat sie, mit ihm nach einem Orte auf den Markt zu gehen, der etwa eine Stunde Weges entfernt war; sie schlug es jedoch ab, worauf er sie zu einem Spaziergange in das nächste Feld einlud; als sie aber auch das verweigerte, ergriff er sie beym Kopfe, warf sie nieder und schnitt ihr mit einem Messer über den Hals. Sobald er die That vollbracht hatte, sprang er auf und lief fort; das Mädchen aber raffte sich auf und eilte zu einer Tante, die in der Nähe wohnte und sogleich ärztliche Hülfe herbeyschaffte. Sie theilte ihren Verwandten den Vorfall mit, und als man nachsuchte, fand man das blutige Messer, mit welchem die That begangen worden war. Vor dem Friedensrichter gestand der Angeklagte sogleich die That. Als Grund des Verbrechens gab er Eifersucht und Verdruß über die Zurückweisung seiner Bewerbung an. Es wurden Zeugen vorgeführt, und zwar zuerst Leah Warren. Sie schien sehr angegriffen zu seyn, als sie vortreten mußte, erzählte aber nun mit den kleinsten Umständen alles, was vom 7ten Juni an zwischen ihnen vorgefallen war, wie er wiederholt in sie gedrungen, seiner Liebe Gehör zu geben, und sie den Antrag blos um ihres Vaters und ihrer Geschwister willen abgewiesen. Sie fuhr fort: „Ich war den ganzen Montag Morgen mit ihm zusammen; dieses geschah nicht mit Vorwissen meiner Verwandten; wir gingen den ganzen Vormittag umher, und seine Unterredung ging meist darauf, daß er hoffe, wir würden Mann und Frau werden; ich wünschte bey ihm zu seyn, ich wünschte seine Frau zu werden, wenn es meinen Verwandten nur recht wäre, und ich sagte ihm das; ich war ihm sehr zugethan und ich sagte ihm, daß ich ihn liebte, und daß, wenn unsere Verwandten nicht in die Heirath willigen wollten, ich ihn über kurz oder lang doch heirathen würde; ich weiß, daß er mich sehr lieb hat, und daß er mir von jeher gut war.“ (Hier wurde das junge Mädchen so ergriffen, daß sie nicht länger stehen konnte und ihr ein Stuhl gereicht werden mußte; dem Angeklagten stürzten Thränen aus den Augen).

Präsident (Hr. Garrow): Was sagt Ihr da, liebes Kind?

Leah (weinend): Ich sagte, ich sey überzeugt, daß er mich liebt.

Dieses Geständniß erregte eine ungemeine Sensation in der ganzen Versammlung. Endlich erhob sich der Anwalt, welcher die Anklage leitete, und sagte: Nach dem, was so eben vorgefallen sey, und nachdem er mit seiner Parthey consultirt habe, könne er nicht anders glauben, als daß den Zwecken der öffentlichen Gerechtigkeit genügt worden, und die gegenwärtige Untersuchung als geschlossen betrachtet werden könne. Der Vater des jungen Mädchens habe, da er sehe, mit welcher Zärtlichkeit und Treue sie an dem Angeklagten hänge, in ihre Vereinigung gewilligt, und mit Erlaubniß des Präsidenten werde er daher von Seiten des Anklägers jeden ferneren Beweis fallen lassen. Der Anwalt des Angeklagten bat hierauf um Erlaubniß, in seines Clienten und seinem eigenen Namen ihre Dankbarkeit für diese menschenfreundliche Handlung ausdrücken zu dürfen. Gewiß sey keiner in der Versammlung, der sich dieses rührenden Auftrittes nicht Zeitlebens erinnern werde; aber auf Niemanden könne es einen so unauslöschlichen Eindruck machen, als auf den, der mit einem Male der Gefahr entgehend, mit der das unerbittliche Gesetz ihn bedrohe, der Gatte eines ihm mit solcher Liebe ergebenen Weibes werden solle. Gewiß werde es auch nicht erst einer Ermahnung bedürfen, daß er durch sein künftiges Betragen ihr die treue Liebe lohne.

Hierauf wendete sich der Präsident, der von diesem ungewöhnlichen Auftritte augenscheinlich gerührt war, an die Geschwornen. Er erklärte, es sey dieses die erschütterndste Scene gewesen, der er je beygewohnt, und er lese es auf den Gesichtern der Geschwornen, daß sie nicht minder als er davon ergriffen seyen. Er selbst sey gewiß nicht der Lezte, der sich zum Dank für einen solchen Ausgang verpflichtet fühle; denn wenn sie, die Geschworenen, den Angeklagten schuldig gefunden hätten, so würde seine Pflicht als Richter, die ihm unbedingte und unpartheyische Vollstreckung des Gesetzes gebiete, ihm keine Wahl gelassen haben. Nie habe er einen jungen Mann wegen eines solchen Verbrechens angeklagt gesehen, dessen Aeußeres so sehr gegen die Anklage gezeugt habe; auf der andern Seite stehe hier ein junges Mädchen, das bey allen Gefühlen der Liebe und Zuneigung doch, ihrem Zeugeneide gemäß, die ungeschminkte Wahrheit gegen ihn auszusagen im Begriffe gewesen sey. Jezt seyen die Hindernisse gehoben, welche die Verwandten ihrer Verbindung entgegengestellt hätten; wenn aber irgend etwas, so müsse die Scene des heutigen Tages den Angeklagten erinnern, was er diesem Mädchen schuldig sey; hoffentlich werde er es daher auch als Aufgabe seines Lebens betrachten, sie glücklich zu machen. Die Geschworenen werden ihn in Ermangelung von Beweisen freysprechen.

Als der Angeklagte hierauf wirklich freygesprochen wurde, schlug das junge Mädchen die Hände zusammen, und lächelnd unter Thränen der Freude und Dankbarkeit, sank sie einer der Umstehenden halb ohnmächtig in die Arme. Der Präsident befahl, den Gefangenen loszugeben, der sogleich auf das Mädchen zueilte und sie herzlich umarmte und küßte; als sie aus dem Gerichtshofe traten, wurden sie von der versammelten Menge mit einem freudigen Hurrahruf empfangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Auf unserm Hoftheater regt und bewegt sich viel; es wird noch mehr gesprochen von nöthigen, von wohlthätigen Reformen; im Grunde aber bleibt Alles beym Alten, und durch dieß Gerede weiß man nur die einschlafende Aufmerksamkeit und Theilnahme am Institute wach zu erhalten. Das heutige Zwitterverhältniß des Schauspiels und seiner Angehörigen zum öffentlichen, geselligen Leben auf der einen, auf der andern Seite zu den Künsten und Vergnügungen, welche, aus ihm hervorgehend, auf denselben Brettern getrieben werden, macht sich nirgends mehr geltend, als hier auf dem königlichen Theater. Man hat die hier engagirten Schauspieler durch ihr bedeutendes Gehalt, durch den Schutz, den man ihnen dann und wann als „königlichen Beamten" gegen zu scharfe Angriffe der Kritik, wenn auch nur unter der Hand, gewährte, durch die besondere, „unmittelbare" Berücksichtigung ihrer Beschwerden, durch die Stellung, die ihnen das gebildete Publikum gern in allen Kreisen der Geselligkeit einräumte, durch die große Theilnahme, weniger an den eigentlichen Kunstleistungen, als an ihrem persönlichen Auftreten, die sich alljährlich, oft sehr wunderbar, zeigte — durch alles dieß hat man sie auf einen andern Standpunkt gestellt, als irgendwo sonst in einer großen Stadt und Residenz. Es ist Berlin oft genug zum Vorwurf gemacht worden, daß sein öffentliches Leben und Interesse sich nur um Schauspieler, deren Anstellung, Absetzung, ja ihre kleinen Intriguen drehe. Das ist leider nur zu wahr, aber die Schauspieler selbst sind nicht daran schuld, daß man solche Spielpuppen der öffentlichen Unterhaltung aus ihnen gemacht hat. Sie sind es nun einmal, sie können jetzt verlangen, so angesehen zu werden, wie man sie seit so lange angesehen hat. Sie haben einen eigenen Instanzengang ihrer Beschwerden, und Bitten und Klagen, über die eigentlich ein Garderobier ohne Appell entscheiden sollte, gehen oft direkt an die höchsten Behörden, und eine Spezialordre muß einer gekränkten Sängerin eine entzogene Rolle restituiren! Auf der andern Seite sieht sich aber das einst so begünstigte, das noch immer durch die Umstände hochgestellte, eigentliche Schauspiel beeinträchtigt durch alle Nebenkünste, welche zur Unterhaltung des wechselnden Zeitgeschmacks dienen sollen. Die große Oper steht längst mit einer tödtenden Wucht auf dem Theater und drückt das bescheidenere Schauspiel zusammen. In allen Collisionsfällen muß das letztere zurücksteben; dieß ging vor Kurzem so weit, daß, während z. B. eine große Oper von Spontini probirt wurde oder im Gange war, kein Platz und keine Menschen da waren, um größere Stücke des recitirenden Schauspiels zu probiren. Vor Allem leidet dadurch das große Trauerspiel. Unter den stehenden deutschen Theatern ist die Berliner Hofbühne jetzt wohl diejenige, wo am seltensten neue große Arbeiten deutscher oder fremder Dichter in Scene gesetzt werden, und das Publikum, dessen frivolem Geschmack man wohl gern die Schuld aufbürdete, trägt sie wirklich nicht allein. Die Lust am Trauerspiel in einer großen, von einer verhältnißmäßig noch größern Anzahl Gebildeter bewohnten Stadt wäre da, wenn man der Lust nur entgegenkommen wollte oder könnte. Neben der großen Oper drückt weniger, als daß es die Mittel aussaugt, das Ballet. Ein eigentlicher Geschmack dafür wird sich hier nie fixiren. Berlin kann nie Paris werden. Man interessirt sich für diese oder jene Tänzerin, und dabey läßt man sich das Andere gefallen. Aber es bleibt im Durchschnitt mehr Sache des Hofes, als des Publikums. Auch die Konzerte, die gelegentlich, besonders unter Mitwirkung durchreisender Virtuosen, auf dem Theater veranstaltet werden, schränken das deutsche Schauspiel ein, welches in diesem Augenblicke keinen herberen Stoß erhalten konnte, als durch die Fixirung einer französischen Truppe, die recht leidlich ist, aber keineswegs Ausserordentliches leistet. Es seufzt nun und macht sich Luft in kleinen Piecen, die eigentlich ein Bekenntniß der Ohnmacht, des Fortvegetirens sind, aber nicht der Lebenskraft, die sich in einem Institute, wie die Berliner Hofbühne, entwickeln könnte. Was sollen wöchentlich zwey, drey kleine, aus dem Französischen übersetzte Lustspiele? Nur Raupach tritt dann und wann mit dem, was gerade für die Umstände fertig geworden, dazwischen. Vieles davon vergeht, es bleibt aber doch noch so Vieles, und mit Recht, daß Raupach fast jetzt, wie ehemals Kotzebue, das Repertoire macht. Das ist an sich nicht verwerflich, allein wo bleibt Zeit und Kraft für eine andere Thätigkeit? Raupachs tragischer und humoristischer Kothurn hat schon einen so festen Tritt gewonnen, daß man daraus ein altpreußisches Exerzierreglement entwerfen könnte. Das bekommt aber nicht der freyen Kunst, und selbst die Schauspieler und Schauspielerinnen, welche am glänzendsten von ihm beschäftigt werden, sehnen sich hinaus, sie verlangen nach frischer Luft, nach einer andern Diktion, andern Charakteren, einer andern Poesie, wäre auch alles das schülerhafter.

So ist der Mißmuth beym Theaterpersonal hier ausgesprochener und mehr erklärlich, als an andern Orten, wo freylich dieselben Grundübel drücken. Trauriger fällt er hier ins Auge, weil wirklich bey den Einzelnen Lust und noch viele bessere Kraft, aber wenig Aussicht da ist, daß es besser wird. Denn die unmittelbare Einmischung ins Theater wirkt nicht ermunternd. Für das Aufkommen der Tragödie, an die sich doch eigentlich Studium und Hoffnung jedes Mimen knüpfen, die es mit Kunst und Wissenschaft verbindet und das Gefühl der Würde gibt, ist die Aussicht am allerdunkelsten. Das fühlen selbst die, welche im Theater nur Unterhaltung suchen, es fehlt der Hebel, der Nero, das Salz des Theaters. Das eigentliche Lustspiel, was man sonst darunter verstand, ist, wie überall, auch hier zu Grabe getragen. Die Possen, Singspiele, die in Scene gesetzten Anekdoten, die ganz an ihrer Stelle wären, wenn sie als Zwischenspiele, als Intermezzo's erheiterten, bilden den Stamm des Repertoirs; zu ihrem Schaden gewiß, denn nun macht man Anforderungen, welche sie nie befriedigen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 281.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. November 1829.

Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben; anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweyfach da.

Schiller.

Die Brüder.

An einem schönen Septembermorgen im Jahre 1813, während des französisch-spanischen Feldzugs, schickte ich mich an, mit einem Freunde einen gemeinschaftlichen Bekannten aufzusuchen, den seine Dienstpflichten immer noch in der unmittelbaren Nähe von St. Sebastian hielten. Die Gezelte des 58sten Regiments waren in einem Wäldchen von Zwergeichen auf dem Rücken einer mäßigen Anhöhe, unfern der Bidassoa und am Fuße des Gebirgs Quatracone, aufgeschlagen. Die Bidassoa liegt volle fünf Stunden von dem Punkte, den wir erreichen wollten; es wäre daher nicht rathsam gewesen, die Nacht außerhalb der Quartiere zuzubringen, zu einer Zeit, da man jeden Tag eine Aktion erwartete. Je früher wir aufbrachen, um so besser war es für Pferde und Reiter. Wir stiegen also sogleich nach der Morgenparade zu Pferde; in raschem Trott hatten wir bald unser Lager hinter uns, und wir sprengten auf einem Wege dahin, der so einsam und abgeschieden war, als ob die beyden mächtigen Heere, statt sich gegenüber zu stehen, hundert Meilen von einander entfernt wären.

Nach drey Stunden waren wir vor der Wohnung unseres Freundes, wo ein nahrhaftes Frühstück für uns und reichliches Futter für unsere Pferde in Bereitschaft war. Es war eine Hütte, oder ein kleines Pachthaus, das in Mitte eines ausgedehnten Obstgartens, etwa eine Stunde von St. Sebastian entfernt lag. Einen Büchsenschuß weit davon stand ein anderes Gebäude, von etwas größerem Umfang, aber an Bauart dem ersten vollkommen gleich. Dieses war, wie wir erfuhren, mit Kranken und Verwundeten angefüllt, deren Besorgung unserem Wirthe der Arzt war, oblag. Es war dieser Spital für das Belagerungskorps von St. Sebastian errichtet worden. Unser Wirth gestand uns offen, daß die Ueberfüllung desselben und der elende Zustand so vieler, die sich daselbst befänden, kein sehr einladendes Bild des Krieges gebe; und doch schlug er, so inkonsequent ist der Mensch, vor, uns gleich nach dem Frühstücke dahin zu führen, und wir nahmen theils aus Neugierde, theils aus besseren Regungen sein Anerbieten an.

Wir fanden es, wie er vorher gesagt hatte; doch ein einziger Blick überzeugte uns, daß zur Erleichterung der Leiden derer, die für ihr Vaterland gekämpft hatten, keine Kosten gespart wurden, und daß hier wenigstens der Spital ein Ort war, vor dem sich kein Soldat fürchten durfte.

Wir hatten mehrere der Gemächer besehen, und schickten uns eben an, den Platz zu verlassen, als die Gestalt eines großen Mannes, der mit auf die Brust gesenktem Haupte in der Ecke saß, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es lag in dem Wesen und in der ganzen Erscheinung des Unglücklichen etwas, das, ich wußte nicht warum, aufs lebhafteste mein Mitgefühl erregte; ich ging auf ihn zu, um über seine Wunden und die Gelegenheit, bey welcher er sie erhalten, einige Fragen an ihn zu richten. Aber der Soldat nahm, obgleich ich ihn in freundlichem, vertraulichem Ton anredete, erst keine Notiz von

mir. Einmal doch schlug er die Augen auf und blickte mir ins Gesicht; da sah ich, daß seine Wangen bleich und eingefallen waren, und die tiefste Niedergeschlagenheit auf seinem ganzen Gesichte lag; allein ohne ein Wort zu sprechen, kehrte er seinen Blick von mir ab und senkte den Kopf wieder. Sehr ergriffen von dem Anblick des Mannes, wendete ich mich an meinen Wirth, mit der Bitte, mir die Auskunft zu geben, die mir sein Patient verweigerte. Allein auch er schüttelte den Kopf und ging weiter. Wir waren jedoch kaum eine Weile in seinem Quartier, als er aus freyen Stücken auf meine Frage zurückkam. „Sie befragten mich," sprach er, „über das Schicksal des armen Burschen in der Ecke; das ist einer der unglücklichsten Fälle, die mir je in meinem Berufe vorgekommen sind, und da ich zufällig mit der Geschichte des jungen Mannes bekannt bin, will ich sie Ihnen, falls sie es wünschen, erzählen." Wir rückten unsere Stühle an ein offenes Fenster, aus dem sich eine herrliche Aussicht auf die Stadt und den Ocean hinter ihr öffnete, und hörten mit größter Theilnahme und Aufmerksamkeit folgende Geschichte:

„Es sind jezt sechs Jahre, daß das Regiment, dem ich zugetheilt bin, in der Citadelle von Plymouth einquartirt war; da stieß eines Tags ein Trupp Rekruten aus Schottland zu ihm, und unter diesen ein Brüderpaar, aus der Stadt Fort-William gebürtig, von dem nur noch der Aeltere, der arme Schelm, den Sie in dem Spital bemerkten, am Leben ist. Da ich selbst aus dieser Stadt bin, erfuhr ich bald, daß sie Söhne der Wittwe eines alten Pensionärs seyen, der, nachdem er seinem Vaterland über dreyßig Jahre gedient hatte, dem Herkommen gemäß ein junges Mädchen heirathete und wenige Tage nach der Geburt seines jüngsten Sohnes starb. Der Name ihres Vaters war Cameron, ein alter, angesehener Klansname, in früheren Jahren sehr berühmt wegen seiner Kriegsthaten, und stets noch geachtet wegen der Menge tapferer Männer, welche er stellt; Donald und Allan, die beyden Jünglinge, von denen ich spreche, standen in keiner Hinsicht ihren Klansgenossen nach.

Aus welchem Grunde sie eigentlich Dienst in dem Heere nahmen, erfuhr ich nicht genau, hörte aber, daß Donald, ein unternehmender, etwas wilder Bursche, sich mit dem Zollamt etwas abgeworfen, und um den Folgen zu entgehen, insgeheim seine Heimath verlassen habe, um bey dem Heer Dienst zu nehmen. Was seinen jungen Bruder Allan betrifft, so hatte er ohne Zweifel keinen weitern Grund dazu, als daß Donald vor ihm das Gleiche gethan hatte. Ihre gegenseitige Anhänglichkeit ging über allen Begriff, und machte sie zum Gegenstand allgemeiner Theilnahme bey Gemeinen und Offizieren im Korps. Die Jünglinge waren indessen an Gemüthsart, Anlagen, Benehmen, ja an körperlicher Beschaffenheit einander durchaus unähnlich. Der Aeltere war ein kühner, trotziger, leidenschaftlicher Bursche, von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau, ein vorzüglicher Schütze, ein geübter Schwimmer, ein unübertrefflicher Läufer und geschickter Ringer. Allan war ein hübscher, sanftmüthiger Junge — als er zu uns stieß, war er kaum siebzehn Jahre alt — schlank, aber zart gebaut; er haßte, obgleich es ihm weder an Herzhaftigkeit noch an moralischem Muthe gebrach, alle rohen Zeitvertreibe, und ließ sich nicht leicht in Händel ein. Allans Konstitution war nicht die beste; sein zarter Körper und seine enge Brust zeigten an, daß der Keim der traurigsten aller Krankheiten in ihm liege. Er war aber lebhaft und thätig. Wie groß auch immer seine körperliche Schwäche seyn mochte, man konnte stets mit Recht von ihm sagen: der Geist läßt den Körper nicht sinken.

Sie werden sich nach dem bisherigen nicht wundern, daß, obgleich der ältere Bruder dem jüngern für ein Wesen höherer Art galt, lezterer dennoch einen Einfluß auf ersteren ausübte, dessen sich wahrscheinlich weder der eine noch der andere bewußt war. Diesen Einfluß benuzte Allan beständig, um seinen hizigern Bruder aus den vielen Klemmen und Verlegenheiten zu ziehen, in welche ihn seine natürliche Reizbarkeit verwickelte; während auf der andern Seite der Aeltere Allan mehr als ein feinfühlendes, zartes weibliches Wesen betrachtete. Selbst seine Stimme nahm, wenn er mit ihm sprach, einen *sanftern* Ton an, und so heftig auch seine Leidenschaft seyn mochte, ein einziges Wort von diesem sanften Mahner beschwichtigte sie im Augenblick. Beyde schienen einer für des andern Bedürfnisse geschaffen, und sie fühlten sich nicht behaglich, weder im Dienst noch in den Stunden der Erholung, so lang sie nicht beysammen waren.

(Die Fortsezung folgt.)

Klassiker und klassische Bildung.

(Fortsetzung.)

Während der Gelehrte vor der Tiefe der Klassiker schwindelt, findet sie der Geschäftsmann wahr, und der Oberflächliche anziehend. Und doch weicht ihre Weise zu denken, und noch mehr ihre Weise zu empfinden, auffallend von der unsrigen ab. Der Sinn für das Romantische war ihnen so fremd, als der Name dafür. Bey Gegenständen, die uns weich stimmen, konnten sie lächeln. Der Grundsatz: „nil admirari", so sehr wir ihm beypflichten müssen, wäre von uns wohl nie aufgestellt worden. Dem allgemeinen Wohle sich aufzuopfern, der Gefahr entgegenzutreten, den Widerstand zu besiegen, vor der Ueberlegenheit sich nicht zu beugen, im Glück seine Kraft, und im Unglück seinen Muth zu behaupten, und ein unwürdiges Daseyn freywillig zu verlassen, dieß schien ihnen groß, bey diesen Gedanken glühten sie auf. Sie

waren geſchmackvoll ohne Weichheit, und bey allem Heroismus gebildet.

Dieſe Bemerkungen mußten vorausgeſchickt werden, um die Unterſuchung über die klaſſiſche Diktion vorzubereiten.

Es gibt eine Sprache des Umgangs, und eine Sprache der Wiſſenſchaft. Die letztere wird durch die Geſetze des Denkens, die erſtere durch den Zufall beſtimmt. Den Philoſophen leitet die Folgerichtigkeit, den guten Geſellſchafter die Veranlaſſung. Wo jener verkettet, da knüpft dieſer an. Zwiſchen beyden, behaupte ich, liegt die klaſſiſche in der Mitte. Sie iſt folgerichtig, ohne diskurſiv, und frey, ohne ungebunden zu werden. Der Entwurf ſticht nirgends hervor, und doch iſt er unverkennbar vorhanden. Das Einzelne ſcheint ein geiſtreicher Zufall an einander gereiht zu haben, und das Ganze befriedigt den Logiker. Der Plan iſt an jedem Punkte verſteckt, und kündigt ſich doch überall gerade in ſo weit an, daß wir uns verſucht fühlen, ihm nachzuſpüren. Unſere Einbildungskraft erfreut ſich an dem unerwarteten Zuſammentreffen ſo mannichfaltiger Gegenſtände, und unſer Verſtand iſt beſchäftigt, ihr Zuſammentreffen zu rechtfertigen. Jene bewundert den ſcheinbar regelloſen Erguß der Gedanken, und dieſer ſchlägt Brücken, um ſie von Krümmung zu Krümmung verfolgen zu können. Keinem Seelenvermögen iſt ausſchließend geſchmeichelt, und doch glaubt jedes das begünſtigte zu ſeyn. Wer Zerſtreuung ſucht, leſe die Klaſſiker nicht; denn ſie laſſen uns bey'm erſten Leſen oft ſogar kalt, eben weil ſie der Leidenſchaft vorbeugen. Sie unterbrechen jede ausſchweifende Thätigkeit eines einzelnen Seelenvermögens und ſetzen alle in ein harmoniſches Spiel. Vor ihnen hört jede Grenzſtreitigkeit der Geiſtes-kräfte auf, weil bey ihnen keine Befriedigung findet, ſobald ſie ihre natürlichen Grenzen überſchreitet. Ein klaſſiſches Werk bezwingt, wenigſtens für den Augenblick, unſern Geiſt, ohne irgend einen Zwang auf uns ausgeübt zu haben. Da ſind keine Schlüſſe, die unſern Verſtand nöthigten; keine Bilder, die unſre Einbildungskraft hinriſſen, keine Süßigkeiten, die unſer Gefühl betäubten, keine Ideen, die unſre Vernunft beſtürmten. Und doch ſind Verſtand, Einbildungskraft, Gefühl und Vernunft gleichmäßig in dem Grade intereſſirt, daß ſie genug zu thun haben, um das Ihrige zu thun.

Von der wiſſenſchaftlichen unterſcheidet ſich ferner die dichteriſche Sprache. Der Gelehrte bekümmert ſich einzig um ſeinen Stoff. Dieſen will er uns, abgeſondert von allem Fremdartigen, gerade ſo geben, wie er iſt. Der Dichter iſt weniger an irgend einen beſtimmſten Gegenſtand gebunden: welcher es auch ſeyn, und wie er ſich in der Wirklichkeit verhalten möge, ſein Zweck beſchränkt ſich darauf, ihn in der ſchönſten Form darzuſtellen. Man kann alſo ſagen: der Gelehrte und der Dichter theilen ſich in den Stoff und in die Form. Die Sprache des Leztern iſt blühend, die des Erſtern oft ſogar trocken, weil er lieber zu wenig, als etwas Unbegründetes ſagen will, und durch das Blendende des Ausdrucks der Unterſuchung an ihrer Schärfe zu benehmen fürchtet. Die klaſſiſche Sprache hält auch in dieſer Beziehung die Mitte. Sie gewinnt vorerſt durch den Stoff an Form, oder vielmehr, ſie vergrößigt den Stoff zur Form. Dieß geſchieht dadurch, daß ſie beziehungsreich iſt. In der modernen Diktion iſt man gewohnt, da, wo die Gedanken ſich drängen, die Worte zu häufen. Es hat, je nachdem es gelingt, einen verſchiedenen Erfolg. Entweder wird der Sinn durch den Wortreichthum verdeckt werden, oder troß deſſelben klar bleiben. In lezterem Falle kann man auch bey geringer Aufmerkſamkeit den gedrängteſten Satz auf das erſte Leſen erſchöpfen; im andern iſt dieß kaum möglich; aber man erhält nicht den Eindruck eines verdeckten Gedankenreichthums, ſondern man fühlt ſogleich das Unvermögen des Schriftſtellers, ſich auszudrücken. Denn dieſer ſuchte, um ja nichts von ſeinen Gedanken zurückzubehalten, Alles herbey, was ihn ſeiner Meynung nach bezeichnen mochte. Aber es ging ihm wie einem Feldherrn, der aus übertriebener Sorgfalt einen allzugroßen Troß mitführt, durch welchen er in ſeinem Marſche nur aufgehalten wird. Ganz anders bey den Klaſſikern. Die meiſten ihrer Sätze ſind für das erſte Leſen undurchdringlich. Aber weit entfernt, ihnen eine Unbehülflichkeit beyzumeſſen, empfinden wir vielmehr ſogleich, daß nur von unſerer Seite eine verdoppelte oder wiederholte Aufmerkſamkeit erforderlich ſey. Und wer hätte je dieſe Anſtrengung unbelohnt gefunden? So oft nämlich viele Gedanken mit einander ausgedrückt werden mußten, vermieden ſie das Schleppende und die Verwirrung dadurch, daß ſie einen Theil derſelben gar nicht als Stoff erſcheinen ließen. Statt dieſen oder jenen Nebengedanken wirklich auszudrücken, wußten ſie eine ſolche Wendung zu finden, daß wir uns nothwendig gereizt fühlen, denſelben ſelbſt zu produziren. Sie geben jedem einzelnen Worte eine Stellung, deren Abſichtlichkeit ſich nicht verkennen läßt. Sie ordnen dieſelben nicht mechaniſch, den Geſetzen der Konſtruktion gemäß, ſondern organiſch: nicht in langer Aufeinanderfolge, ſondern gruppenweiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beſchluß.)

Wenn ſich der Mißmuth auch nur ſeltener beym Einzelſpiel kund gibt, wirkt er doch beym Zuſammenſpiel. Es ſind

jezt zwey in ihrem Felde thätige und unterrichtete Regisseure, Hr. Weiß und Stewinsky, beschäftigt; aber der bessere Wille allein schafft noch nicht das Beste. Obgleich der Graf Redern schon seit Jahr und Tag die Verwaltung der Direktion übernommen, ist er doch noch immer nicht Direktor. Man weiß nicht, in welchem Verhältniß er zu dem ihm bisher koordinirten Generalmusikdirektor und zu der die Theaterverwaltung beaufsichtigenden Behörde stehen wird. Nur das zu seinen Untergebenen scheint ausgesprochener zu seyn. Man versucht, ob Ernst und Strenge nach der Milde, welche unter der vorigen Verwaltung an Schwäche grenzte, mehr effektuiren wird. Eben dieses Durchgreifen, dem man von einigen Seiten vorwerfen will, daß es rücksichtslos sey, das jedoch Andern nur zweckmäßig und gerecht, wiewohl drückend erscheint, weil es so plözlich kommt, paßt aber wenig zu der Berücksichtigung von bisher. Daher Aufruhr und Entrüstung. Jeder Schauspieler, der darunter leidet, sucht seine Sache zu der des ganzen Instituts, des Publikums zu machen, und die Beschwerden und Vorstellungen häufen sich zu Aktenstößen. Den Schauspielern kann man es nicht verdenken; sie sind an diese Berücksichtigung gewöhnt, sie sind unter der Vorstellung aufgewachsen und eingetreten, daß das Wohl von Staat und Residenz mit dem ihrigen zusammenhängt, und nun faßt man sie mit einem Male mit rauher Hand an, und sie haben nicht den Trost, den die Kunst ihren verkannten oder gemißhandelten Priestern anderwärts gewährt, sich, ganz dem Dienst ihres Heiligthums lebend, vor den Augen des Pöbels zu verbergen. Sich verbergen kann kein Schauspieler, und dieß Heiligthum der Kunst ist so verbaut mit Bouliken, Springerbuden, Leverkasten u. s. w., daß das Auge des Laien gar nicht bis dahin dringt.

So sind in diesem Augenblicke unangenehme Händel zwischen Madame Crelinger (Stich) und der Verwaltung laut geworden. Die Veranlassung ist gering, Mißverständnisse und gereizte Stimmung von beyden Seiten sind hinzugekommen, und ein offener Bruch läßt befürchten, daß wir diese bedeutende Künstlerin verlieren werden, welche bekanntlich vor Kurzem in Wien so großen Triumph erlebte. Mit ihr sänke hier die lezte Stüze der Tragödie. Eine junge ausgezeichnete Schauspielerin aus Dresden, Dlle. Gley, welche vor einem Monat auf der königlichen Bühne gastirte und, ein seltenes Beyspiel, ebenso den ungetheilten Beyfall des ganzen Publikums, wie die Zustimmung und die Hoffnungen der Kritik für sich hatte, soll engagirt werden. Sie thut als Liebhaberin für das Trauerspiel wie für das Lustspiel dem Theater so Noth, wie nach dem Sprüchwort das liebe Brod; sie würde auch die leeren Häuser durch ihre Kunst und die Frische und Wärme ihres Talents wieder füllen, uns aber doch nicht die Crelinger ersezen. Sie ist keine Heroine, würde aber neben der Crelinger die rechte Stelle einnehmen, welche ihr beym schon hohen Grade ihrer künstlerischen Ausbildung und dem noch höhern ihres Talentes zukommt. Eben so nöthig ist dem Schauspiel ein jugendlicher Liebhaber im tragischen Felde. Es scheint aber entweder, als besize Deutschland keinen solchen, oder als habe man besondere Rücksichten, das Engagement eines solchen zu verschieben. Mehrere junge, auch schon namhafte Männer haben gefallen, ohne daß der Wunsch des Publikums ihre Annahme bewirkte. Ihr Referent erlaubt sich eine gelegentliche Bemerkung vor, nach welchen mangelhaften Grundsäzen seit lange unser Schauspielerpersonal, sehr oft gegen die Wünsche des Publikums, rekrutirt wurde. Mit aus dieser Nichtberücksichtigung schrieb sich die einst so unverkennbare Oppositionstheilnahme für das Königsstädtische Theater her. Wenn Graf Redern zu einer festern Stellung gekommen ist, läßt sich von seinem ernstern Willen, verbunden mit der kuratorischen Leitung, erwarten, daß diesem Unwesen gesteuert werden und unser Theater nicht mit talentlosen Anfängern und Anfängerinnen gefüllt bleiben wird. Der zufällige Abgang der Dlle. Bauer ist nur ein Gewinn für das Theater, wie für die Kunst, denn, bey aller Anmuth dieser lieblichen Erscheinung, und wie sehr sie auch allen Anforderungen in gewissen Conversationsrollen genügte, muß doch jeder aufrichtige Theaterfreund gestehen, daß nur die Umstände sie zu dem künstlerischen Rufe gehoben haben und daß, seit man etwas vom deutschen Theater weiß, nie eine so glänzende Talentlosigkeit brillirt hat. Schon fängt man wirklich an, zu pensioniren und abzusezen, und es läßt sich hoffen, daß, wenn Luft gemacht ist, man auch anfangen wird, zu engagiren.

Immermanns „Kaiser Friedrich der Zweyte“ ist seit sehr lange das einzige Stück von Bedeutung, und wurde zuerst zur Feyer des Geburtstages unsers Kronprinzen gegeben. Es hat den Erwartungen der Schauspieler, welche ihre ganzen Kräfte darauf verwandten, nicht entsprochen. Hatten sie die Hoffnung, daß es ein Kassen- und Zugstück werden könnte, so war diese wohl thöricht. Der Historiker, wie der Aesthetiker, der die Schwierigkeiten abwägt, vor einem ganz unvorbereiteten Publikum ein historisches Drama aus der Geschichte der Hohenstaufen auf die Bühne zu bringen, muß mit dem Erfolge zufrieden seyn. Bey mehreren Wiederholungen vor freylich nicht gefüllten Häusern erndete das Trauerspiel unverkennbare Zeichen der Theilnahme und Aufmerksamkeit, welche in den mittlern Akten besonders stiegen. Das Stillleben und das Hinziehen des lezten wollte nicht gefallen; dem für die Bühne nach gewöhnlichen Ansichten nicht *gerechten* Kampfe der beyden feindlichen Mächte, Kirche und Staat (hier leider nur Kardinal und Kaiser), folgte man mit ernster Aufmerksamkeit. Die Leser dieser Blätter kennen die Mängel und Vorzüge der längst gedruckten Tragödie, so daß eine Kritik derselben hier nicht an ihrer Stelle wäre. Der Gewinn ist, daß wir jezt wirklich einen Hohenstaufen auf der realen Bühne gesehen haben, denn den in der Spontini-Raupach'schen Oper: „Agnes von Hohenstaufen,“ kann man nicht wohl dahin rechnen. Es ist doch ein Anfang gemacht, wenigstens zur Verständniß für das größere Publikum, und wenn man sich erinnert, daß selbst Kotzebue's „Schutzgeist“ etwas gethan hat, für die lombardisch-italienischen Irrungen zwischen den Berengars und Lothars Interesse zu erregen, so ist Immermanns Arbeit ein größeres Verdienst nicht abzustreiten. Hr. Lemm that sehr viel in der Rolle des Kaiser Friedrich.

Noch ungewisser, schwankender als das königliche, steht das Königsstädtische Theater da. Hr. Cerf, Inhaber der Concession, steht noch immer, ob für eigene Rechnung oder für fremde, ist ein Problem, über das man sich viel quält, an der Spize der Geschäfte. In diesem Augenblicke reist er umher, um Talente für das Theater aufzusuchen. Dieß ist doch wenigstens eine Aufmerksamkeit auf das Bedürfniß, die beym Hoftheater seit Jahren nicht vorgekommen ist. Im Uebrigen ist auch hier seit sehr langer Zeit nichts von irgend einiger Bedeutung zum Vorschein gekommen. Eine Dlle. Greis aus Wien, die früher mit der Aachener Gesellschaft in Paris sich versucht hat, gibt Gastrollen, und mehrere Tyroler Natur- und Kunstsänger entzücken, weil es für die Königsstadt etwas Neues ist, das Publikum.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. November 1829.

Thränen nach besserem Ruhm werden Unsterblichen,
Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt,
Ihn gesellen. —

Klopstock.
Der Lehrling der Griechen.

Klassiker und klassische Bildung.

(Fortsetzung.)

Alle Theile des Satzes verwandeln sich unter der Hand der Klassiker in belebte Wesen, die bald in die Nähe, bald in die Ferne eine Anziehungskraft ausüben, oder auch dem, was mit ihnen kontrastirt, keck entgegentreten. Daher die vielen, bald schroffen, bald bis in's Subtile feinen Gegensätze, die wie einzelne kräftigere Pinselstriche aus den abgerundeten Perioden der Klassiker hervorstechen. Bei genauerer Betrachtung klassischer Werke wissen wir daher oft nicht, was wir mehr bewundern sollen, ihren geschmeidigen Bau, oder die Fülle der Gedanken, die in ihnen verborgen liegt. Es ist uns, als ständen wir vor einem schlank gezimmerten Pallaste, den man erst nach allen Seiten durchwandern muß, um sich einen Begriff von seiner Masse zu machen.

Der Gelehrte sucht *Gedanken*, der Dichter *Gefühle* in uns zu wecken; der klassische Schriftsteller vereinigt beydes, indem er das Umfassende des Gedankens mit der Bestimmtheit einer Anschauung bezeichnet, oder mit andern Worten, indem er *treffend* darstellt. In der Sprache des Gelehrten kann der Ausdruck von dem Gedanken abgelöst werden; denn er ist nichts, als das Zeichen des Begriffs, und dieser steht schon für sich selbst und in der ganzen Schlußreihe fest: der Klassiker gibt uns *in* dem Ausdrucke den Gedanken, jener ist mit diesem verwachsen. Der Gelehrte *wählt* aus mehreren Zeichen dasjenige, welches dem Begriffe am angemessensten ist: der Ausdruck des Klassikers ist *mit* dem Gedanken geboren, er ist gleichsam nur die hörbare Hälfte desselben. Mit Einem Schlage abgerundet und unabänderlich bestimmt, springt der Gedanke vor unsere Augen. Was hier vom Ausdruck gesagt ist, gilt von der Darstellung überhaupt. Der Gelehrte schreitet auf der geraden Bahn der Begriffe unverrückt fort: der Klassiker führt uns oft auf Seitenwege, zeigt uns die Gegenstände bald von dieser, bald von jener Seite, je nachdem ihre Gestalten am *schärfsten* hervortreten. Wo jener zergliedert, faßt dieser oft ganze Gruppen zusammen, und wo dieser eine unbestimmte Fläche vor uns ausbreitet, beleuchtet dieser einen einzigen hervorragenden Punkt. Jener schlingt immer nur das Verwandte und zunächst Liegende an einander: dieser faßt oft mit Einem kühnen Griffe die äußersten Endpunkte zusammen, und bringt Begriffe, die außer aller Berührung zu seyn schienen, in ein überraschendes Wechselspiel. — Der Gelehrte *sichert* unsere Kenntnisse, indem er sie begründet; der Dichter *erhöht* unsern Gemüthszustand, indem er uns in Spannung setzt; der Klassiker *belebt* uns, indem er uns zur Thätigkeit stimmt. Er dringt uns seine Gedanken nicht auf, denn er beweist sie nicht; aber er macht sie uns *einleuchtend*, weil er sie auf eine Weise darstellt, daß wir ihm mit Lust und Interesse zuhören müssen.

Ueberhaupt — und hieran können wir die Klassicität eines Werkes am sichersten erproben — wenn wir ein klassi-

sches Werk aufmerksam durchlesen haben, so müssen wir das volle Gefühl unsrer geistigen Freiheit haben, und gerade so weit für den abgehandelten Gegenstand eingenommen seyn, daß wir uns gedrungen fühlen, nun auch selbst über ihn nachzudenken. Treffend ohne Witzeley, einnehmend, ohne uns zu binden, lebendig und doch nicht sprudelnd, beziehungsreich und doch geschmeidig, so ist die Sprache der Klassiker. Sie weiter entwickeln wollen, hieße nach den Bestandtheilen der Schönheit und nach der Quelle des Genie's fragen.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich der Einfluß des Studiums der Alten mit Leichtigkeit bestimmen. Dieses Studium füllt nicht blos die Zeit aus: es ist eine Beschäftigung im edelsten Sinne des Wortes. Es rüttelt den Trägen auf, es kräftigt den Schwachen, es ermuthigt den Zagenden, es fordert den Strebenden heraus. Und wie heilsam, daß dieß unsre hauptsächliche Beschäftigung gerade in den Jahren ist, wo der Wille seinen Charakter zu gründen, der Verstand seine Grundsätze aufzubauen, das Herz seine Neigungen zu entfalten, der Mensch eine Person zu werden beginnt! Wer sich in dieser entscheidenden Zeit an eine solche Beschäftigung gewöhnt hat, wie könnte der in reiferen Jahren auf dem Ruhebette, oder in dumpfem Dahinbrüten, oder in zwecklosen Träumereyen sich glücklich fühlen? Er hat aus den Alten ein Selbstgefühl geschöpft, das ihm die Ruhe unerträglich macht und ihm verbietet, sich zu einem Geschöpfe des Glückes herzugeben. Versprecht ihm Reichthümer, er wird sie erst erwerben, zeigt ihm Ehrenstellen, er wird sie erst verdienen wollen. Sie haben ihn zu einer Vaterlandsliebe begeistert, welche ihn verpflichtet, immer seinem Berufe das Gleichgewicht zu halten. In welche Sphäre er versetzt werden mag, er wird sie auszufüllen streben. Der Staub des Amtes wird ihn nicht beflecken; denn er erhebt sich über dasselbe, weil sein Gemeingeist die höhern Triebräder, in welche sein Wirken eingreift, nicht aus dem Auge verliert. Mitten unter Idioten wird er ihre Einseitigkeit nicht theilen; denn ehe er in seinem Wohnorte eingebürgert ward, hat er sich das Bürgerrecht in Athen erworben. Seine Kenntnisse, wenn auch hie und da unvollständig, sind vortheilhafter angelegt, weil sie anwendbar sind. Denn er hat von den Alten nicht nur denken, sondern auch seine Begriffe treffend bezeichnen und in schnellen Umsatz bringen gelernt; sie haben nicht etwa nur einzelne Punkte, sondern das ganze Gebiet seines Geistes in Bewegung gesetzt, zwischen entlegenen Vorstellungen eine Kommunikation hergestellt und Alles durch gangbare Wege verbunden. Daher finden auch neuerworbene Kenntnisse bey ihm leicht ihre Stelle, weil er die frühern nicht willkührlich angehäuft, sondern nach ihrer natürlichen Verwandtschaft vertheilt hat. Er beobachtet die Grundsätze der Logik, ohne sich ihrer bey der Anwendung bewußt zu werden, gleichwie man in einem wohlregierten Staate die Gesetze nicht jedesmal wieder verliest, so oft sie in Ausübung kommen sollen. Vor allen Dingen besitzt er etwas, das so häufig dem blos wissenschaftlich Gebildeten mangelt, ich meyne einen richtigen und feinen Geschmack. Das Mittelmäßige spricht ihn nicht an, und das Schlechte ist ihm zuwider. Nachdem er einmal vom lautern Weine gekostet hat, sträubt sich sein Gaumen gegen jede Mischung.

(Der Beschluß folgt.)

Die Brüder.

(Fortsetzung.)

Die Rekruten waren über ein Jahr bey uns gewesen, als die Ordre an das Regiment kam, sich einzuschiffen und zu einem bedeutenden Korps zu stoßen, das unter Sir Arthur Wellesley bey Cork gesammelt ward. Sie wissen, daß in Fällen, wo man eine unmittelbare Verwendung vor dem Feinde erwarten muß, die jüngsten und schwächsten ausgeschieden und zurückgelassen werden, um ein Depot zu bilden. Auch im gegenwärtigen Fall ward diese Regel befolgt, und Allan Cameron auf meinen Rath und auf die Weisung des inspicirenden Generals für letzteren Dienst bezeichnet. Der junge Mann wollte sich aber diesem Befehl nicht fügen: „er sey seines Bruders Kamerad, sie seyen Beyde Grenadiere, Donald stehe in der Fronte und decke ihn; er sey blos deßhalb beim Regiment eingestanden, um sich nicht von ihm zu trennen, und wo Donald hingehe, da wolle auch er hingehen.“ Dieselbe Sprache, obgleich mit mehr Heftigkeit, führte auch Donald: „warum sollte seinem Bruder nicht willfahrt werden können? Gebe es einen wackerern Soldaten in dem Korps? Und wenn er nicht so kräftig, wie Andere sey, habe er (Donald) nicht Kraft genug, auch seine Last für ihn zu tragen?“ Endlich warfen sich beyde Brüder, aller Disziplin vergessend, einander in die Arme, und weinten bitterlich. Gegen eine solche Appellation war nichts einzuwenden; der Obrist, selbst beinahe bis zu Thränen gerührt, verfügte, Allan solle von der Stelle, die er gewöhnlich auf der Parade einnahm, nicht weggesprochen werden.

Höchst unerwartet traf uns die Nachricht, daß dasselbe Volk, wider das wir kämpfen zu müssen glaubten, mit einem Mal unser Verbündeter geworden sey. Wir schifften uns ein. Selten gibt es wohl ein imposanteres Schauspiel, als da an jenem glänzenden Sommernachmittag über hundert und fünfzig Fahrzeuge, Linienschiffe, Fregatten, Kriegsschaluppen und Transportschiffe die Anker lichteten und, die Segel von frischem Winde geschwellt, in die See stachen. Das Ufer war dicht mit Zuschauern bedeckt, die alte Stadt Cove ergoß tausende von Menschen, Spikeisland, die Forts Carlisle und Camden wimmelten von

Männern, Weibern und Kindern, deren Segenswünsche die Brandung der Wasser übertäubten und noch ertönten, als das letzte Schiff am Horizont verschwand.

Unsere Fahrt war trotz des langweiligen Einerlei erträglich; wir hatten gutes Wetter und kein Unfall stieß uns zu. In kurzer Zeit sahen wir die Küsten Spaniens vor uns emporsteigen, und bald lagen wir auf der Höhe von Mondego vor Anker; unser Regiment betrat am zweiten August den Boden von Portugal, wo es mehrere Tage und Nächte beschäftigt war, das Landen der Truppen und der Vorräthe zu decken. Endlich war Alles beysammen, und am Morgen des neunten, gleich nach Aufgang der Sonne, brach unsere kleine Kolonne auf dem Wege nach Leyria auf.

Sie kennen die Begebenheiten zwischen diesem Datum und dem siebzehnten. Die Märsche, weder lang noch beschwerlich, wurden selbst von den schwächsten der jungen Soldaten ohne Mühe und Anstrengung zurückgelegt, und Allan Cameron stand weder an Eifer noch körperlicher Ausdauer, dem Anschein nach, hinter den besten seiner Kameraden zurück. Indessen ließ ihn nach den ersten paar Stunden Donald durchaus nicht mehr seine Flinte tragen, ja mehr denn einmal, wenn die Hitze zu drückend ward, nöthigte er ihn, seinen Tornister abzuschnallen, und trug ihn selbst. Obgleich aber Allan den Vorstellungen des Bruders nachgab, behauptete er immer, solche Unterstützung nicht nöthig zu haben, und nie ließ er es auf seinem Posten an etwas fehlen. Endlich bekam man immer mehr Spuren, daß der Feind nicht mehr ferne sey. Zu Leyria kam das Gerücht, daß das französische Heer unmittelbar vor uns stehe, während ihm andere Corps von Lissabon und Thomar her in Eilmärschen zuziehen. Endlich traf man auf ihre Vorposten selbst, und alsbald ward Sir Arthur Wellesley's Absicht kund, sie zu forciren. Letzteres fand, mit geringem Verlust von unsrer Seite, am fünfzehnten statt. Am Morgen des siebzehnten rückten wir aus, General Laborde in seiner furchtbaren Stellung über Roliça anzugreifen. Unser Regiment gehörte zu denjenigen, welche bey Laborde's Rückzug auf seine zweite Position jenen schwierigen Punkt nahmen, der das Centrum der französischen Division deckte. In einem engen Defilé sahen sich die beiden Brüder mit dem Rest ihrer Compagnie plötzlich von einer weit überlegenen Macht angegriffen. Die Franzosen hatten durch ein gut gerichtetes Feuer ihre Reihen gelichtet und drangen hitzig ein; obgleich unsere wackern Bursche tapfer fochten, halfen ihre größten Anstrengungen doch nur wenig. Als endlich die Unsern wider Willen allmälig wichen, sprangen zwey französische Soldaten auf Donald Cameron los; sein Fuß glitt im selben Augenblick aus, und er stürzte zu Boden. Allein sein Bruder eilte ihm zur Hülfe herbei. Schon hatten die Franzosen ihre Waffen gegen seine Brust gezückt, als Allan, dessen Muskete zufällig geladen war, schoß. Einer der Gegner stürzte im Augenblick, und ehe der andere bey Seite weichen, oder den Stoß pariren konnte, stieß ihm der junge Hochländer das Bajonnet in die Brust. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks; denn neue Truppen kamen und die Unsern ergriffen wieder die Offensive; in kurzer Zeit war der erste von Sir Arthur Wellesleys Siegen in Europa, die Schlacht von Vimeira, gewonnen. Wenn die Brüder sich vor diesem Vorfalle liebten, so stieg ihre Zärtlichkeit durch ihn ums Doppelte. Donald verehrte seinen muthigen, sanftmüthigen Bruder wie ein höheres Wesen, während Allan sich wie die Epheuranke um die Eiche schlang.

Die Schlacht bey Vimeira führte eine Unterhandlung herbey, in Folge deren Portugal zur Zeit von den Franzosen gereinigt ward, und uns freystand, sobald selbstgeschaffene Schwierigkeiten beseitigt waren, den Spaniern zu Hülfe zu ziehen. Dieß thaten wir endlich, und auf unserm Zuge durch eine der anziehendsten Provinzen der Halbinsel befanden wir uns im Dezember in behaglichen Winterquartieren in der Stadt Salamanca. Hier blieben wir lange Zeit in Unthätigkeit; es kam Gerücht auf Gerücht, um uns irre zu machen, bis der Geist der Unzufriedenheit sich durch alle Klassen zu verbreiten anfing. Doch schien endlich die Ursache dieser Zögerungen gehoben, und zur unaussprechlichen Freude unserer Truppen brachen unsere Kolonnen auf, um, wie man allgemein wußte, Soult anzugreifen. Es kommt mir nicht zu, die Zweckmäßigkeit des Entschlusses zu erörtern, plötzlich jeden Gedanken an die Offensive aufzugeben, und zwar in einem Augenblick, wo die Gemüther den höchsten Grad von Begeisterung erreicht hatten. Sir John Moore hatte ohne Zweifel seine weisen Gründe dafür, die Schlacht, zu welcher alle Vorbereitungen getroffen waren, abzulehnen und sich hinter Elsa zurückzuziehen; aber dieser Rückzug vernichtete den moralischen Muth selbst der Soldaten, welche niemals ihre Korps verließen, und brachte uns einen größern Verlust bey, als zwey verlorne Hauptschlachten gethan haben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Es werden jetzt in jedem Zweige der Dampfmaschinen Verbesserungen gemacht; in diesem Augenblicke sind zehn bis zwölf Maschinisten mit dem Bau von Dampfkutschen beschäftigt, welche alle älteren an Stärke, Schnelligkeit, Sicherheit und allgemeiner Brauchbarkeit übertreffen sollen; und man erwartet, daß in drey bis vier Jahren die Briefpost im ganzen Lande und die meisten Landkutschen, wo nicht auch die Privatreisewagen, durch Dampfmaschinen werden gezogen werden. Man wird in Kurzem eine Menge eiserne Wege anlegen; aber man hofft, daß auch auf den gewöhnlichen Wegen

bessere Dampfwagen eine doppelt so schwere Last, als die jetzigen Landkutschen, zum wenigsten zwölf Meilen in der Stunde werden ziehen können, während jetzt die schnellsten Kutschen kaum eilf Meilen die Stunde zurücklegen, und zwar mit einem mehrere hundert Mal größeren Kostenaufwand. Der bekannte Ingenieur Perkins hat auch eine neue Verbesserung an den Schaufeln der Dampfboote angebracht, wodurch ein Fünftel Brennmaterial erspart und neun Minuten in der Stunde gewonnen werden.

Ein Journal gibt die Geschichte einer der merkwürdigsten Injurienklagen, welche wohl je vorgekommen sind. Ein Frauenzimmer von guter Erziehung, bekannt als Dichterin, ließ sich vor einiger Zeit in einer entlegenen Gegend Irlands bey einer jüngeren Schwester nieder. Nicht lange, so erschien ein junger, schöner Polizeyhauptmann in der Gegend, welcher beyden Frauenzimmern so wohl gefiel, daß sie es ihm ziemlich deutlich zu verstehen gaben, ein Heirathsantrag von seiner Seite würde einer jeden willkommen seyn. Der Hauptmann entschuldigte sich höflich mit der Versicherung, daß seine Mittel nicht hinreichend seyen, eine Heirath einzugehen. Diese Antwort schien der Dichterin eine bloße Ausflucht; sie beredete sich, daß eine Nebenbuhlerin ihrem Glücke im Wege stehe, und bald glaubte sie auch, dieselbe entdeckt zu haben. Es war eine Miß Anthony, ein junges, hübsches Mädchen, Tochter eines unbemittelten Gentlemans, welcher in einem einsamen Häuschen wohnte, wo der schöne Kapitän zuweilen die Gastfreyheit genoß, welche ihm eben so häufig in andern Häusern zu Theil ward, ohne daß darum von einer Liebschaft oder gar von beabsichtigter Heirath die Rede gewesen wäre. Die Dichterin aber, vom Dämon der Eifersucht besessen, sah weit mehr: Miß Anthony's bewunderte schlanke Gestalt schien ihr an Fülle zu gewinnen, und zwar, ihrer Meynung nach, aus ganz andern Ursachen, als aus Fülle der Gesundheit. Kurz, sie beredete sich, Miß A. sey schwanger, und nachdem sie das arme Mädchen oft persönlich beschimpft und ihre Muthmaßungen ziemlich unverblümt Andern mitgetheilt hatte, ging sie so weit, daß sie den Kapitän zur Rede stellte und ihn beschuldigte, das Mädchen verführt zu haben. Dieser wandte ihr mit Verachtung den Rücken, und das wüthende Weib beschloß nun, die vermeinte Nebenbuhlerin gänzlich zu verderben; aber zu feige, sie mit ihren eigenen Händen aus dem Wege zu räumen, wollte sie das Gesetz zu Hülfe nehmen, welches der Schutz der Unschuldigen seyn sollte, das aber zuweilen die Bosheit zu ihren teuflischen Zwecken zu mißbrauchen weiß. Die Dichterin schrieb an den Chef der Polizey nach Dublin und beschuldigte Miß A. des Kindsmords; ein Beamter erschien, die Sache wurde aufs Genaueste untersucht und das arme Mädchen vollkommen unschuldig befunden, indem es bewiesen ward, daß zur Zeit, wo die Klägerin behauptete, den Schrey und das Todesröcheln eines Kindes in der Wohnung des Hrn. Anthony gehört zu haben, in welcher sich ihrer Angabe nach Niemand befand, als Miß A. und eine Magd, Miß A. viele Meilen von Hause entfernt war und ihren Vater auf dem Todenbette pflegte. Wegen dieser boshaften Versuche, sie nicht des Lebens, sondern ihres guten Namens zu berauben, suchte Miß A. um Entschädigung an, und die Geschworenen erkannten, nach dem Verhältniß der Vermögensumstände der Verläumderin, auf 500 Pf. Sterl.

Das United Service Journal gibt die Geschichte der von Lord Byron verewigten Bande Christians und seiner Gefährten, welche eine schreckliche Lehre für Obere und Untergebene enthält; denn bekanntlich war es die Grausamkeit des Kapitäns Bligh, welche die Mannschaft des Schiffes Bounty zur Rebellion trieb. Von dem Augenblicke, wo wir dieselbe der Aufsicht eines Obern entzogen sehen, ist ihre Geschichte eine fast ununterbrochene Reihe der fürchterlichsten Laster und Gewaltthaten. Mit Flinte und Beil wüthen sie bald gegen die Eingeborenen der Freundschaftsinseln, bald gegen einander selbst; bald fallen sie als Opfer der ersteren, bald ihrer eigenen Wuth; von einem wird sogar erzählt, er habe sich in einer durch den übermäßigen Genuß selbstverfertigter geistiger Getränke erzeugten Raserey Hände und Füße gebunden und sich ins Meer gestürzt.

Paris, November.

Scribe scheint ein wenig auszuruhen, wofern er nicht irgend eine große Arbeit unter den Händen hat. Seit zwey Monaten ist nichts Neues von ihm gespielt worden, als ein kleines Vaudeville die Actionnairs, das er, wie immer, mit einem Gehülfen gedichtet oder wozu er vielleicht nur einiges Wenige geliefert hat, das aber nichtsdestoweniger unter seinem Namen erscheint. Die komische Seite, welche die vielen, oft gewagten Unternehmungen auf Aktien darbieten, konnte einem so gewandten und geistreichen Sittenschilderer, wie Scribe, nicht entgehen, und da nun vor Kurzem mit den Aktiengesellschaften viel Unfug getrieben worden ist, so kam die Geißel des Vaudeville, womit in Paris seit länger als einem Jahrhunderte Mißbräuche und Thorheiten aller Art gezüchtigt werden, zur rechten Zeit, um dem Unfuge Einhalt zu thun. Scribe hat sich einen Spekulanten ausgedacht, der allerley abentheuerliche Unternehmungen ausheckt und den Leuten dadurch das Geld aus der Tasche lockt. Diese Unternehmungen sind jedoch nicht abentheuerlicher als diejenigen, die man bereits wirklich in Vorschlag gebracht hat, z. B. die Grenelle-Ebene neben Paris zu einem Hafen auszugraben, die großen Haiden in der Bretagne zu Ackerfeld umzuschaffen u. s. w.; denn zu diesen großartigen Unternehmungen haben sich wirklich Liebhaber und sogar Gesellschaften gefunden, und es ist schon manche Schrift darüber erschienen. Scribe hat seine Skizze flüchtig hingeworfen, und seine Actionnairs gehören nicht zu seinen besten Stücken; indessen herrscht doch, wie in allen andern, Witz und Heiterkeit darin, und als ein drittes oder viertes Schaustück läßt es sich bey den Vorstellungen des Théâtre de Madame wohl mitgenießen, daher es auch ziemlich häufig gegeben wird, bis eine andere Neuigkeit des unerschöpflichen Verfassers diese Kleinigkeit in den Hintergrund schiebt. So manche Menschen, die in gewagten Spekulationen ihr Geld verloren haben, mögen es wohl gar nicht lustig finden, daß man über die Unternehmungen spaßt, wodurch sie um ihr Vermögen gekommen und sogar arm geworden sind. Es hat eine eigene Bewandtniß mit den Unternehmungen in einer Stadt wie Paris; selten kann man dem Dinge gleich Anfangs auf den Grund schauen; der glänzende Schein trügt und zuletzt findet sich, daß sogar diejenigen Unternehmungen, welche den nützlichsten Zweck hatten und den größten Vortheil versprachen, in Stocken gerathen sind und die Kapitalien verschlungen haben, ohne den Theilnehmern etwas einzubringen. So ist es mit den Anstalten zur Gasbeleuchtung gegangen. Es sind deren zwey große in Paris, nämlich eine auf jedem Ufer der Seine; sie versehen manche Straßen und Häuser mit Gas; auch Theater werden von ihnen mit Licht versehen. Wer sollte nun nicht glauben, diese mit Recht so gepriesenen Anstalten müßten die darauf verwandten Kapitalien mit großem Gewinne wieder einbringen? und dennoch ist eine dieser Anstalten, wo nicht gar alle beyde, bankerott geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. November 1829.

— Wie geschieht mir? ist's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefsten Busen wendet?

Schiller.

Bertran de Born.

Von L. Uhland.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst Du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerey:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sey?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbey,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwey!"

„Wie Du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang von ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsucht laut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Monforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;

Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch sich aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Klassiker und klassische Bildung.

(Beschluß.)

Wie mancher Jüngling läßt seine köstlichsten Stunden über der Wuth, alles Neue zu lesen, nutzlos dahinschwinden! Gutes und Schlechtes, Wahrheit und Trug rafft sein Gedächtniß mit gleicher Unersättlichkeit auf. Bestrebt, in die Vorstellungsweise jedes Skriblers einzugehen, knickt er seinem eigenen Urtheil die Spitze und raubt seinem Geiste die Spannkraft. Sein Kopf verwandelt sich in den Tummelplatz herrenloser Begriffe, sein Herz in das Spielzeug fremder Empfindungen. Und doch, wer dürfte es wagen, ihn auf seinen Zustand aufmerksam zu machen? Sogar für sein eigenes Elend hat er den Sinn verloren: er hat über der Menge der Darleiher ihre Namen, und über der Masse des Erborgten seine Armuth vergessen. Zu allen diesen Verirrungen beschleicht den klassisch Gebildeten nicht einmal die Versuchung. Gleich beim Eintritt in die Jugend lernte er das Vortreffliche kennen: dieses sucht er daher überall auf. Ein einziges Original ersetzt ihm tausend Kopien. Er liest wenig, aber immer das Beste, und solche gediegene Schriften liest er nicht nur, er studiert, er durchdringt sie, er legt sie nicht früher weg, als bis er sich zu ihrem Standpunkte aufgeschwungen und den erbeuteten Gewinn für immer zu seinem Gedankenschatze geschlagen hat. Der Vielwisser hat für Alles Namen, und für nichts Gründe in Bereitschaft; seine Begriffe gedeihen nicht, sie sind welk, weil er sie nur abgepflückt hat: der klassisch Gebildete behalten auch fremde Gedanken ihre Zeugungskraft, weil er sie mit sammt den Wurzeln auf sein Gebiet verpflanzt. Nichts ist ihm verhaßter als empfindsame oder üppige Schriften, denn er will eben so wenig träumen, als berauscht seyn. Romane, welche die Wirklichkeit des Unmöglichen schildern, sogenannte Philosophieen, in denen es immer dämmert und nie Tag wird, haben für ihn nicht einmal die Wirkung der Neuheit. Er weiß, daß die Verwirrung schwerer zu heben ist, als die Unwissenheit, und daß uns durch den Schein die Wahrheit nicht nur vorenthalten, sondern oft sogar der Sinn für die Wahrheit benommen wird. Durch alles Zwecklose, Unklare, Weichliche oder Uebertriebene sieht sich die Vernunft in ihrer Thätigkeit unterbrochen: es erhitzt, und begeistert nicht; wir erschlaffen in seinem Genusse; es wiegt uns in unfruchtbare Phantasieen; Gedanken, die eben hervorkeimen wollten, werden dadurch zurückgehalten und erstickt: während die Donner einer demosthenischen Beredsamkeit auch den Stumpfsinnigen aufmerksam machen und selbst den sprödesten Boden auflockern. — Zu diesen vielen unschätzbaren Vortheilen, welche uns die klassische Bildung gewährt, dürfen wir wohl auch noch einen andern, nicht minder wichtigen, zählen. Wenn eine Fülle schlagfertiger Begriffe und Gewandtheit im Ausdrucke, verbunden mit lebendiger Darstellung und geschmackvoller Behandlung des Stoffes, die schönsten Anlagen zur Beredsamkeit sind, so kann es dem klassisch Gebildeten nicht schwer fallen, ein guter Redner zu werden, sobald nur Neigung oder Beruf ihn dazu veranlassen.

Die klassische Bildung wirkt also unmittelbar und wesentlich darauf hin, um uns selbstständig im Denken, brauchbar für das Leben, und für alles Menschliche empfänglich zu machen. Die Geschichte zeugt für diese Behauptung. Aufklärung, Wissenschaften und Künste waren immer in ihrem Gefolge. Ganze Völker sanken, wenn sie vernachläßigt, und hoben sich wieder, sobald sie gepflegt wurde. Man müßte die Schriften eines Gibbons und Robertsons, eines Montesquieu's und Mignets, eines Lessings, Lichtenbergs, Johannes von Müller, Friedrichs II., Schillers, Heerens, Posselts und anderer Neueren nicht einmal aus Beurtheilungen kennen, wenn man läugnen wollte, daß sie sich theils der Linie des Klassischen genähert, theils diese wirklich erreicht haben. Aber sie alle haben zuvor aus der lautern Quelle des Alterthums geschöpft und an griechischen und römischen Mustern sich zur Gediegenheit herangebildet. Freilich, Tausende betreten, wie sie, den Boden der Vorzeit, und kommen leer zurück; aber die Schuld liegt an ihnen: sie haben nicht tief genug gesucht, oder nicht einmal den Werth des Gefundenen zu schätzen gewußt. Uebrigens mechanische Vortheile wird selbst der Unfähigste aus den Klassikern ziehen, und Einzelnen, welche tiefer eindringen, tragen sie tausendfältige Früchte. Und wie viel oder wie wenig auch jedem Einzelnen gelungen seyn mag, bereuen wird es gewiß Keiner, sich mit jenen Erzeugnissen des Genie's befreundet zu haben, welche so lange gefallen werden, als die Gesetze der Schönheit bestehen, und welche auf die Ausbildung unsers Geschmackes einen eben so entscheidenden Einfluß äußern, als die Religion auf die Veredlung unsers Herzens.

Die Brüder.

(Beschluß.)

Unsere Arriergarde ward den ganzen Tag von der Avantgarde von Soults Armee hitzig verfolgt, und nachdem wir sie augenblicklich zurückgeschlagen, bekamen wir Nachts eilf Uhr Befehl, den Rückzug wieder anzutreten. Wir thaten es; allein auf diesem langen und beschwerlichen Zuge erlagen die Kräfte Allan Camerons, die er bisher durch eine mehr als natürliche Anstrengung seines moralischen Muthes gefristet hatte. Er sank an dem Wege nieder und erklärte sich unfähig, weiter zu gehen. Umsonst nahm Donald ihm Alles, selbst Patrontasche und Bajonnet ab; der Junge vermochte nicht mehr aufzustehen, und es war klar, daß man ihn zurücklassen mußte. Ich bin unfähig, mit Worten die Gefühle Donalds zu schildern, als die schreckliche Alternative in ihm kämpfte, entweder den Bruder seinem Schicksal zu überlassen, oder selbst aus den Reihen zu treten. Aber die Natur war stärker, als das Pflichtgefühl des Militärs. Er beschloß, auf jeden Fall bey Allan zu bleiben; sein Entschluß ward von den Offizieren mehr übersehen, als gebilligt; das Korps zog weiter. Niemand erwartete, die Brüder wieder zu sehen.

Es war ein Glück für sie, daß das ganze Heer in Folge dieses nächtlichen Marsches so gänzlich erschöpft war, daß Sir John Moore genöthigt ward, den größten Theil des folgenden Tages zu Valmuda Halt zu machen. Zum größten Erstaunen, so wie zur Freude Aller holten sie uns hier ein; Donald hatte seinen Bruder die drey lezten Meilen auf dem Rücken getragen, und da zufällig ein Maulthier zur Hand war, ward der arme Junge sogleich darauf gesezt und zum Nachtrab geschickt. Donald nahm wieder seine Stelle in der Fronte ein und erreichte, obgleich er in den lezten drey Tagen kein Auge geschlossen hatte, die Stellung vor Corunna mit so gutem Muthe, als einer seiner Kameraden. Donald machte das folgende Gefecht mit, wo er eine bedeutende Verwundung an beyden Schenkeln erhielt, und als hätte die Vorsehung beschlossen, daß beyde Brüder sich wenigstens für einige Zeit nicht mehr trennen sollten, geschah es, daß er in dasselbe Fahrzeug, auf welchem sich Allan eingeschifft hatte, als Verwundeter gebracht ward.

Obgleich das Regiment bald nachher auf die Halbinsel zurückkehrte, wurde Donald in Folge seiner Wunden, und Allan wegen seiner Erschöpfung für unfähig erklärt, dasselbe zu begleiten; sie wurden in das zweyte Bataillon versezt, das damals in Ireland lag. Hier lebten die Brüder froh zusammen, bis sie vor einiger Zeit wieder auf dem Kriegsschauplatze erschienen. Sie rückten mit uns nach Spanien, mit der alten zärtlichen, ja romantischen Zuneigung für einander. Sie machten die Schlacht bey Vittoria mit, aus der sie beyde unversehrt entkamen, und wurden endlich der Abtheilung der brittischen Armee zugetheilt, welche für die Belagerung von St. Sebastian bestimmt war.

Sie erinnern sich des in Trümmern liegenden Klosters von St. Bartholomeo, das auf der Spitze eines der Hügel liegt, von welchen die Stadt St. Sebastian eingeschlossen ist. Als wir vor den Platz rückten, war dieß ein furchtbarer Posten, da ihn die Franzosen mit Gräben und Wällen stark befestigt und mit einem Kreis von Feldschanzen umgeben hatten. Weil er aber einen Punkt bestrich, von dem unsere Laufgräben beginnen mußten, war das erste, was wir zu thun hatten, uns desselben zu bemächtigen. Unser Belagerungsgeschütz war noch weit zurück, aber der General beschloß, mit dem natürlichen Muth seiner Leute die Kunst zu ersetzen. Zu dem Ende ward eine Batterie von Feldstücken dagegen aufgeführt, und als ein Theil der Mauer eingeschossen war, erging die Ordre, den Platz nach Eindruch der Nacht mit Sturm zu nehmen.

Es traf sich, daß auch unsere Grenadierkompagnie zu der Ausführung dieses wichtigen, aber gefährlichen Unternehmens ausersehen wurde, und Donald und Allan Cameron hatten wieder ihre alten Plätze unter ihren Kameraden eingenommen. Sie erschienen eine Stunde nach Sonnenuntergang auf dem Musterungsplatz, wo das Detaschement in tiefer Stille das Zeichen zum Angriff erwartete. Ich bin oft Zeuge einer solchen Scene gewesen, habe oft mit angesehen, wie sich Kolonnen zu einem großen Unternehmen anschickten, aber nie empfand ich größere und peinlichere Aengstlichkeit, als bey dieser Gelegenheit. Auf der einen Seite war die zu nehmende Redoute ungewöhnlich stark und die Bollwerke des Platzes nur unbedeutend beschädigt, während auf der andern die zum Sturm bestimmte Mannschaft aus einem sehr kleinen Theil der Belagerungsarmee bestand. Wir waren bloße Zuschauer, aber es fragt sich, ob unsere Gefühle nicht noch lebhafter und noch peinlicher bewegt waren, als selbst die der Handelnden. Die zum Sturm bestimmte Mannschaft umgab ein dichter Kreis von Kameraden, deren innige Wünsche für ihre Rettung keine Worte fanden, deren Lippen sich fest zusammenpreßten, als ob sie kaum zu athmen wagten. Unterdessen erstarb das Zwielicht und völlige Nacht deckte den Himmel. Da lief ein leiser Laut von der Nachhut des Corps allmälig nach der Fronte zu, und die Losung „vorwärts!“ ward hörbar. Die kleine Kolonne setzte sich raschen, aber leisen Schritts in Bewegung. Der Plan war so gut angelegt, daß viele Minuten verstrichen, ehe die Bewegung dem Feinde kund wurde, und wir gaben uns schon der Hoffnung hin, daß die Redoute überrumpelt werden könnte. Allein diese Hoffnung war nicht von Dauer. Ein Flintenschuß, dann ein zweiter, dann eine furchtbare Ladung, das Geschrey der Unsrigen, das in den Intervallen des

Feuers gehört wurde, verkündeten, daß sie nicht dem Glück, sondern ihrer Tapferkeit den Sieg zu danken haben sollten. Trotz einem heftigen, gut gerichteten Feuer drangen die Angriffskolonnen unaufhaltsam nicht nur über den äussern Graben, sondern auch über den Wall mitten in den Platz. Hier stießen sie auf eine Abtheilung französischer Grenadiere, und manches Bajonnet war in wenigen Augenblicken bis an den Lauf mit Blut gefärbt. Unsre Avantgarde, in der auch die beiden Brüder standen, hielt den Anlauf wacker aus, die Tapfern wurden aber, nachdem sie schon den großen Klosterhof erreicht hatten, zurückgedrängt, und der Platz konnte erst, nachdem manches theure Leben zum Opfer gebracht war, wieder genommen werden.

In diesem Augenblick, als die Mannschaft, von der Ueberzahl übermannt, sich zurückzog, geschah es, daß Donald, der wie ein Verzweifelter focht, zurückweichend seinen Fuß auf etwas Weiches setzte, das, wie ihm vorkam, unter seinem Tritte zuckte. Ein furchtbarer Gedanke schoß ihm durch den Sinn, ein Stöhnen drang von dem Gegenstand, auf dem er stand, in sein Ohr. Er sprang bey Seite, und da ein Lichtstrahl von dem Holzwerk, das Feuer gefangen hatte, in dem Augenblick auf die Stelle fiel, sah er sich ängstlich nach seinem Bruder um. Sein Bruder war nirgends zu sehen. Aber der Leichnam eines englischen Soldaten lag neben ihm; alles vergessend stürzte er auf ihn zu. Was weiter geschah, kann Niemand sagen, weil die Franzosen so ungestüm vordrangen, daß unsere Truppen plötzlich zurückgeworfen wurden; und als man sich auf dem äussern Wall wieder sammelte, wurden Donald und Allan vermißt.

Die Avantgarde ward sogleich durch frische Truppen verstärkt und kehrte zum Angriff zurück; die Franzosen wurden aus dem Hof in die Halle, und von der Halle durch die brennenden Corridors getrieben. Sie flohen nach allen Seiten, und von Zelle zu Zelle, von Versteck zu Versteck verfolgt, wurden viele getödtet und die Uebrigen gefangen genommen. Aber das ganze Kloster war jezt eine Flammenmasse. Das Feuer, in der Hitze des Kampfes angelegt, hatte sich furchtbar durch das ganze Gebäude verbreitet, und die Sieger mußten den gewonnenen Platz sogleich wieder verlassen. Hierzu schickten sie sich an, suchten aber vorher ihre Verwundeten und Gefangenen fortzuschaffen, und da man sich nach ersteren umsah, entdeckte man Donalds und Allans trauriges Geschick. Man sah ersteren mitten in Feuer und Rauch dasitzen und das Haupt des lezteren auf seinen Knieen halten. Es war das Haupt eines Todten, der vor ihm lag. Auf der zarten Wange hatten sich tiefe Spuren, wie von den Schuhnägeln eines schweren Fußes, der lange unsanft aufgetreten, eingedrückt. Wie dieses kam, unterliegt keinem Zweifel. Donald Cameron war seit diesem Augenblick seiner Sinne nicht mehr mächtig geworden; er verfiel immer mehr in Stumpfsinn, und wird wahrscheinlich ein Opfer des schrecklichsten Unglücks bleiben, das die gebrechliche Menschheit befallen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Es wird behauptet, die Schuld des Bankerotts der Gasbeleuchtungsanstalt liege an der schlechten Leitung derselben; und ich glaube auch gern, daß sich bey einer Unternehmung neuer Art mancher Handgriff und Vortheil nur auf Kosten des Beutels erlernen läßt; es ist daher kein leeres Versprechen, wenn die neue Gesellschaft, die sich bildet, um die Anstalt zu übernehmen, es besser machen will; dieß wird ihr nicht schwer fallen, denn sie kann die theuer erkaufte Erfahrung ihrer Vorgänger dabey bequem benuzen, und eine Beleuchtungsanstalt ist ein allzu wesentliches Bedürfniß in einer Hauptstadt, als daß sie, wenn mit Umsicht geleitet, nicht zulezt Vortheil abwerfen sollte. Nicht besser ist es den vielen Bauunternehmern in Paris gegangen, welche sich beeilt haben, zur Verschönerung der Stadt ihre Kapitalien herzugeben. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß sich seit dem Frieden die Volksmenge in Paris außerordentlich schnell vermehre, und daß man in den ältern Stadtrevieren enge und schlecht wohne. Nun dachten die Spekulanten: wenn wir neue Straßen und Reviere anlegen, wenn wir die Häuser schön und *angenehm* einrichten, so kann es gar nicht fehlen, daß wir dieselben theuer und schnell vermiethen oder verkaufen; wir erweisen der Stadt einen Dienst und legen unser Geld auf eine vortheilhafte Art an. Sie bauten also um die Wette; es entstanden neue Straßen und Reviere; öde liegende Plätze wurden zu Quartieren umgeschaffen und mit hohen Häusern bebaut; die Baumaterialien stiegen beträchtlich im Preise; dieß schreckte aber die Unternehmer nicht ab; denn sie nahmen sich vor, den Miethzins oder den Verkaufspreis nach den Auslagen zu berechnen. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als sie gehofft hatten. Der hohe Miethzins schreckte die Miethsleute ab, die neuen Häuser zu beziehen; manche Anlagen befanden sich in Gegenden, die erst bewohnt seyn mußten, um die Reichern herbeyzuziehen. Somit blieben viele neuen Häuser leer stehen; unterdessen kamen die Zahlungstermine heran, die Unternehmer waren nicht im Stande, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und wurden bankerott; einige entflohen, andere wurden von ihren Gläubigern nach St. Pelagie gesezt und die meisten neuen Bauanstalten wurden wieder verkauft, und sind in die zweyte oder dritte Hand gerathen. Einige Bauten sind auch mit einer solchen Schnelligkeit aufgeführt worden, daß die Festigkeit dabey hat aufgeopfert werden müssen. Diese Gebäude sind schon jezt baufällig und müssen wieder ausgebessert werden. Hernach verfiel man auf das Anlegen von Landkutschen. Bey dem häufigen Verkehr zwischen den Städten in einem so bevölkerten Lande, als Frankreich ist, sind die Mittel der Zufuhr und des Reisens unentbehrlich, und da in Frankreich Jeder das Recht hat, öffentliche Fuhrwerke gegen Erlegung der Fuhrsteuer einzurichten, so wurden bald auf allen Landstraßen Fuhren aller Art angelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. November 1829.

Umschwebet mich, ihr Musen!
Ihr Charitinnen!

Goethe.

Der Mohn.

Von L. Uhland.

Wie dort, gewiegt von Westen,
Des Mohnes Blüthe glänzt!
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröthe Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sey irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem schönen Thal.
Sie dufteten so milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt;
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung! wehe
Um's Haupt mir immerdar!

Italienische Fragmente.

Von H. Heine.

Verona.

Die bunte Gewalt der neuen Erscheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll, wie Mährchenschauer; in Verona aber erfaßte sie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, scharfbestimmter Formen, gespenstischer Trompetenklänge und fernen Waffengeräusches. Da war manch verwitterter Palast, der mich so stier ansah, als wollte er mir ein altes Geheimniß anvertrauen, und er scheuete sich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagsmenschen, und bäte mich, zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volkes und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoß, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüster gebrochener Bildsäulen,

und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geschichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala mazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etsch, war immer gleichsam die erste Station für die germanischen Wandervölker, die ihre kaltnordischen Wälder verließen und über die Alpen stiegen, um sich im güldenen Sonnenschein des lieblichen Italiens zu erlustigen. Einige zogen weiter hinab, andern gefiel es schon gut genug am Orte selbst, und sie machten es sich heimathlich bequem, und zogen seidene Hausgewänder an, und erzingen sich friedlich unter Blumen und Zypressen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre frischen Eisenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und sie verdrängten, — eine Geschichte, die sich oft wiederholte, und von den Historikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, so findet man überall die abentheuerlichen Spuren jener Tage, so wie auch die Spuren der älteren und der späteren Zeiten. An die Römer mahnt besonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theodorichs, des Ditrichs von Bern, von dem die Deutschen noch singen und sagen, erinnern die fabelhaften Reste so mancher byzantinisch vorgothischen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und seine wüthenden Longobarden; sagenreiche Denkmale mahnen an Carolum Magnum, dessen Paladine an der Pforte des Doms eben so fränkisch roh gemeißelt sind, wie sie gewiß im Leben gewesen — es will uns bedünken, als sey die Stadt eine große Völkerherberge, und gleichwie man in Wirthshäusern seinen Namen auf Wand und Fenster zu schreiben pflegt, so habe dort jedes Volk die Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen, freylich oft nicht in der leserlichsten Schrift, da mancher deutsche Stamm noch nicht schreiben konnte, und sich damit behelfen mußte, zum Andenken etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da diese Trümmer noch deutlicher sprechen, als zierliche Buchstaben.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beständiger Verwunderung ob des nie Gesehenen, anstarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menschen, die in geheimnißvoller Hast dazwischen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das seltsame Ganze wie ein kostbarer Rahmen umschloß, und dadurch gleichsam zu einem Gemälde erhob. Es ist aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, selbst steckt, und hie und da von den Figuren desselben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe so lieblich geschah. Das ist nämlich der Gemüsemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Gestalten, Frauen und Mädchen, schmachtend großäugige Gesichter, reizend gelb, naiv schmutzig. Der weiße oder schwarze Schleyer, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war so listig um den Busen geschlagen, daß er die schönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchstochen mit einem oder mehreren goldenen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberstäbchen. Die Bäurinnen hatten meist kleine, tellerartige Strohhütchen mit kokettirenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unsrigen, und nur die ungeheuern schwarzen Backenbärte, die aus der Cravatte hervorbuschten, waren mir hier, wo ich diese Mode zuerst bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer diese Menschen, die Männer wie die Frauen, so entdeckte man, in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Wesen, die Spuren einer Civilisation, die sich von der unsrigen in sofern unterscheidet, daß sie nicht aus der Mittelalter-Barbarey hervorgegangen, sondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden ist, und sich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrscher modifizirt hat. Die Civilisation hat bey diesen Menschen keine so auffallend neue Politur wie bey uns, wo die Eichenstämme erst gestern gehobelt worden sind und alles noch nach Firniß riecht. Es scheint uns, als habe dieses Menschengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechselt, und der Geist der Gesittung habe sich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die diesen Platz umgeben, mögen nicht so leicht im Stande gewesen seyn mit der Zeit fortzuschreiten; doch schauen sie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unsre Seele. Da stehen hohe Paläste im venezianisch-lombardischen Styl, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt sich eine einzelne Denksäule, ein Springbrunnen und eine steinerne Heilige; hier schaut man den launig roth- und weißgestreiften Podesta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchthurm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerstört ist, so daß es aussieht, als wolle die Zeit sich selber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovico Ariosto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bey diesem Platze steht ein Haus, das man, wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt ist, für den Palast der Capulets hält. Es ist jetzt eine schmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutscher, und als Herbergeschild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern, in einer Kirche, zeigt man auch die Kapelle, worin, der Sage nach, das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter besucht gern solche Orte, wenn er auch selbst lächelt über die Leichtgläubigkeit seines Herzens. Ich fand in dieser Kapelle ein

einsames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Wesen, das, nach langem Knieen und Beten, seufzend aufstand, aus kranken, stillen Augen mich befremdet ansah, und endlich, wie mit gebrochenen Gliedern, fortschwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger sind unsern der Piazza delle Erbe. Sie sind so wundersam prächtig wie dieses stolze Geschlecht selbst, und es ist Schade, daß sie in einem engen Winkel stehen, wo sie sich gleichsam zusammendrängen müssen, um so wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beschauer nicht viel Platz bleibt, um sie ordentlich zu betrachten. Es ist, als sähen wir hier die geschichtliche Erscheinung dieses Geschlechtes vergleichnißt; diese füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italienischen Geschichte, aber dieser Winkel ist gedrängt voll von Thatenglanz, Gesinnungspracht und Uebermuthsherrlichkeit. Wie in der Geschichte, so sieht man sie auch auf ihren Monumenten, stolze, eiserne Ritter auf eisernen Rossen, vor allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Mastino, der Neffe.

* * *

Ueber das Amphitheater von Verona haben viele gesprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, die sich nicht in den Kreis dieses berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es ist ganz in jenem ernsten, thatsächlichen Styl gebaut, dessen Schönheit in der vollendeten Solidität besteht, und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geist ausspricht, der nichts anders ist, als der Geist von Rom selbst. Und Rom? Wer ist so gesund unwissend, daß nicht heimlich bey diesem Namen sein Herz erbebte, und nicht wenigstens eine traditionelle Furcht seine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mein Gefühl mehr Angst als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma. Die alte Roma ist ja jezt todt, beschwichtigte ich die zagende Seele, und du hast die Freude, ihre schöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann stieg wieder das Fallstaffsche Bedenken in mir auf: wenn sie aber doch nicht ganz todt wäre, und sich nur verstellt hätte, und sie stände plötzlich wieder auf — es wäre entsetzlich!

Als ich das Amphitheater besuchte, wurde just Comödie darin gespielt; eine kleine Holzbude war nämlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italienische Posse aufgeführt, und die Zuschauer saßen unter freyem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da saß ich nun, und sah Brighellas und Tartaglios Spiegelfechtereyen auf derselben Stelle, wo der Römer einst saß und seinen Gladiatorien und Thierhetzen zusah. Der Himmel über mir, die blaue Krystallschale, war noch dieselbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne schimmerten hervor, Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände ineinander. Das Volk klatschte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekostet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, diese Männer konnten sich nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und ernsthaft wie sie waren, zeigte sich auch in ihren Spielen der barste, blutigste Ernst. Sie waren keine große Menschen, aber durch ihre Stellung waren sie größer als alle andre Erdenkinder, denn sie standen auf Rom. So wie sie von den sieben Hügeln herabstiegen, waren sie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben sich ausspricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpsesten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reisenden das römische Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche so auffallend kontrastiren gegen jene kolossalen Bauwerke, die das öffentliche Leben aussprachen, jene Theater, Wasserleitungen, Brunnen, Landstraßen, Brücken, deren Ruinen noch jezt unser Staunen erregen. Aber das ist es ja eben; wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall, wo sie in der Begeisterung dieser Idee gefochten, geschrieben und gebaut haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der Narren in England.

Der Doktor Andreas Halliday erstattete vor Kurzem nach amtlichen Urkunden einen Bericht über die Wahnsinnigen und Blödsinnigen in Großbritannien. Das Ergebniß ist folgendes:

In England: 6,806 Wahnsinnige, 5,741 Blödsinnige, zusammen	12,547
In Wales: 133 Wahnsinnige, 763 Blödsinnige, zusammen	896
In Schottland: zusammen	3,652
	17,095

Da die einzelnen Berichte, welche jene Zahlen ergeben, nicht ganz vollständig sind, so nimmt man an:

In England:	11,000	Narren,	oder 1	auf 1000	Einw.
In Wales:	1,000	„	„ 1	„ 800	„
In Schottland:	3,652	„	„ 1	„ 574	„

Aus den einzelnen Tabellen ergibt sich: daß in zwölf Grafschaften Englands, in denen vorzüglich Ackerbau getrieben wird, auf 820 Menschen 1 Narr kommt, in zwölf andern Grafschaften, wo Manufakturen vorherrschen, 1 auf 1200; in jenen verhalten sich die Wahnsinnigen zu den Blödsinnigen wie 5 zu 7, in lezteren gibt es weit mehr Wahnsinnige als Blödsinnige. In den andern Theilen Großbritanniens

bleibt sich dieses Verhältniß gleich; so hat Schottland, wo die ackerbauende Bevölkerung weit zahlreicher ist, als in England, bey weitem mehr Wahnsinnige als England.

In den Binnenprovinzen ist der Wahnsinn verbreiteter, als in den Seeprovinzen, und die Leute, die in den Minen arbeiten, sind ihm weniger ausgesetzt, als die über der Erde arbeiten.

Das Hauptresultat dieser Forschungen ist, daß Wahnsinn und Blödsinn in furchtbaren Verhältnissen zunehmen; es gibt jezt in England dreimal mehr Kranke der Art, als vor etlichen und zwanzig Jahren.

Wenn sich so die Zahl der Narren alle zwanzig Jahre verdreifacht, in welchem Verhältniß werden nach hundert Jahren Narren und verständige Leute zu einander stehen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Die Anlegung von Landkutschen schien eine so gute Spekulation, daß auf manchen Landstraßen ein Halbdutzend Landkutschen von verschiedenen Anstalten zu gleicher Stunde fuhren. Die häufige Konkurrenz gewährte dem Publikum großen Nutzen, die Wagen wurden besser und bequemer, die Bedienung vorzüglicher, und die Schnelligkeit des Reisens, was die Hauptsache ist, ward dadurch ausnehmend befördert; allein die vielen Unternehmer konnten unmöglich alle sich aufrecht halten; mehrere gingen zu Grunde und mußten ihr Unternehmen aufgeben. Nicht besser geht es jezt den vielen Fuhrwerken, die in Paris seit achtzehn Monaten unter dem Namen Omnibus, Dames blanches, Favorites, Diligentes u. s. w. aufgekommen sind. Anfangs war nur eine einzige Anstalt vorhanden, diejenige der Omnibus, welche in allen Stadtrevieren Wagen anlegen wollte, und bereits 300 Pferde angeschafft hatte, die, beyläufig gesagt, großentheils in Deutschland angekauft worden sind. Um die Kosten des in Paris so theuren Futters zu vermindern, waren die Ställe für diese 300 Pferde außerhalb der Stadt angelegt, und überhaupt war das Unternehmen sehr klug berechnet, daher auch bey der ersten Abrechnung den Theilhabern beträchtliche Prozente zufielen. Allein das Glück, das die Omnibus machten, hatte eine Menge Spekulanten rege gemacht, die auch Stadtdiligencen anlegen wollten. Sie fingen schnell an, in denjenigen Stadtgegenden zu fahren, wo noch keine Omnibus waren; einige fuhren mit den mächtigen Omnibus in die Wette, die meisten aber beschränkten ihre Anstalt und begnügten sich mit einem einzigen Quartiere. Die Omnibus sahen sich nun von Konkurrenten umringt, ihr Gewinnst fiel immer mehr und mehr, und in gegenwärtigem Augenblicke sollen sie mehr Verlust als Gewinnst haben. Vermuthlich werden von den vielen Fuhrwerken dieser Art einige eingehen; allein die Anstalt selbst ist zu nüzlich, als daß sie nicht künftighin fortdauern sollte; auch hat man sie in London eingeführt, und wahrscheinlich wird bald keine große Hauptstadt ohne solche Omnibus bleiben. Eben so haben manche Kapitalisten, seitdem völlige Preßfreyheit eingeführt ist, ihre Gelder in Journalunternehmungen gesteckt und es sind eine Menge Aktiengesellschaften entstanden zur Herausgabe von Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften u. s. w. Ein Tagesblatt zu unternehmen, ist heut zu Tage ein sehr bedeutendes und gewagtes Geschäft, erstlich wegen der starken Gewährleistung, welche das Gesez erfordert, dann wegen der Abfassung und des Druckes der nunmehr sämmtlich in großem Folioformate erscheinenden Blätter, ferner wegen der Stempelauflage und des Papiers, das auch für Zeitungen vervollkommnet worden ist und zugleich stark und weiß seyn muß. Die Redaktionskosten sind äußerst beträchtlich, besonders wenn Gelehrte von großem Rufe daran arbeiten sollen. Ein Kapital von einer halben Million Franken ist nicht genug, um ein Tagesblatt in Gang zu bringen; im ersten Jahre bringt nämlich das neue Blatt noch nicht durch, hat beständig ungeheure Auslagen und wenig Einnahme, und muß auf gut Glück immer darauf losgehen. Zudem sind die beyden Hauptpartheyen in Frankreich mit guten Tagesblättern hinreichend versehen; die Gazette de France und die Quotidienne bringen den Ultras, der Geistlichkeit, dem alten Adel und den Ausländern, denen ihre Regierungen den Genuß liberaler Blätter versagen, die Tagesneuigkeiten mit den politischen Betrachtungen dieser Partey; ein neues Blatt im gleichen Sinne würde schwerlich viel Eingang finden, wofern es in den politischen Aeußerungen nicht noch viel weiter ginge, als jene, wie dies mit dem Journale l'Apostolique der Fall ist, in Vergleich mit welchem die Gazette de France und die Quotidienne beynahe liberal sind. Die drey Viertheile der französischen Nation aber erquicken sich an den im Constitutionnel, im Journal des Débats, im Courrier français und in einigen andern berühmten liberalen Blättern geäußerten Gesinnungen. Nichts bezeichnet mehr die allgemeine Stimmung in Frankreich, als der große Absaz und das Ansehen dieser Tagesblätter. Unter dieser beym Volke, wiewohl nicht bey der Regierung, siegreichen Fahne suchten denn auch von Zeit zu Zeit neue Fechter zu streiten; so war vor einiger Zeit die Tribune des Départemens entstanden, die vorzüglich zum Zweck haben sollte, die Bedürfnisse und Ereignisse in der Provinz zu beachten. Allein der Wendepunkt der französischen Politik ist doch immer in Paris, und was in den Provinzen vorgeht, ist nur Nebensache, so lange kein gutes Munizipalsystem vorhanden ist. Die Herausgeber waren so klug, daß sie bald einsahen, sie würden vieles Geld vergeblich verschwenden, und hielten daher nach einem Versuche von einigen Monaten inne. Wahrscheinlich haben sie dabey eine bedeutende Summe eingebüßt. Dies Beyspiel hat jedoch einen neuen Unternehmer nicht abgehalten, ein schön gedrucktes Tagblatt in liberalem Sinne zu unternehmen, le Temps, beynahe in dem großen Formate der englischen Times; Deputirte, Bankiers und andere begüterte Männer haben Aktien in dieser Unternehmung gekauft, und so wetteifert es nun täglich mit den berühmten liberalen Blättern. Gewiß ist die Herausgabe dieses Blattes noch kostspieliger als bey den andern, wegen des großen Formats und des schönen Drucks; wenn sich dasselbe nur so lange halten kann, bis es durchdringt und durch Abonnements unterstützt wird. Auch ein nicht politisches Blatt in so großem Formate, le Cabinet de Lecture, ist von Einigen angefangen worden. Die armseligen Tagesblättchen, welche in Ländern erscheinen, wo das Zensurjoch auf den Tagesblättern lastet, und wo alles Zeitungswesen den Regierenden verdächtig ist und von ihnen als verdächtig behandelt, d. h. unterdrückt wird, erscheinen wie Zwerge gegen diese riesenhaften Journale. Der nicht politischen Blätter werden eine sehr große Menge gedruckt; so viele entstehen und verschwinden, ohne daß das Publikum auch nur Notiz von ihnen nimmt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. November 1829.

Laß deine Männer, hohen Ruhmes voll,
Laß deine Thaten, aller Zeiten
Lebend'ge Bilder in mir um den Zoll
Der Wehmuth und Bewundrung ſtreiten.

Delavigne
nouvelles Messéniennes.

Italieniſche Fragmente.

Von H. Heine.

Verona.

(Fortſetzung.)

Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte ſich die Idee des ewigen Roms, der Einzelne verlor ſich darin, die Großen, die noch hervorragen, ſind nur getragen von dieſer Idee, und ſie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer ſind deßhalb zugleich die größten Helden und die größten Satyriker geweſen, Helden, wenn ſie handelten, während ſie an Rom dachten, Satyriker wenn ſie an Rom dachten, während ſie die Handlungen ihrer Genoſſen beurtheilten. Gemeſſen mit ſolchem ungeheuren Maßſtab, der Idee Rom, mußte ſelbſt die größte Perſönlichkeit zwerghaft erſcheinen und ſomit der Spottſucht anheimfallen. Tacitus iſt der grauſamſte Meiſter in dieſer Satyre, eben weil er die Größe Roms und die Kleinheit der Menſchen am tiefſten fühlte. Recht in ſeinem Elemente iſt er jedesmal, wenn er berichten kann, was die maliziöſen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raiſonnirten; recht ingrimmig glücklich iſt er, wenn er irgend eine ſenatoriſche Blamage, etwa eine verfehlte Schmeicheley, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher ſpazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückſinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlicht ihren inwohnenden Geiſt am anſchaulichſten offenbaren, ſo ſprachen auch dieſe Mauern zu mir, in ihrem fragmentariſchen Lapidarſtyl, tiefernſte Dinge; ſie ſprachen von den Männern des alten Roms, und mir war dabey, als ſähe ich ſie ſelber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als ſähe ich die Grachen, mit ihren begeiſterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir ſtimmen für das Agrariſche Geſetz! Auch Cäſar ſah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus. — Seyd Ihr wieder verſöhnt? rief ich. Wir glaubten Beyde Recht zu haben — lachte Cäſar zu mir herauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deßhalb für berechtigt, Rom in die Taſche zu ſtecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieſer Römer war, ſo glaubte er ſich berechtigt, mich deßhalb umzubringen. Hinter dieſen beyden ſchlich Tiberius Nero, mit Nebelbeinen und unbeſtimmten Mienen. Auch Weiber ſah ich dort wandeln, darunter Agrippina, mit ihrem ſchönen, herrſchſüchtigen Geſichte, das wunderſam rührend anzuſehen war, wie ein altes Marmorbild, in deſſen Zügen der Schmerz wie verſteinert erſcheint. Wen ſuchſt du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich ſie klagen — da plötzlich erſcholl das Geläute einer Betglocke und das Getrommel des Zapfenſtreichs. Die ſtolzen römiſchen Geiſter verſchwanden, und ich war wieder ganz in der chriſtlich öſtreichiſchen Gegenwart.

*

Auf dem Platze La Bra spaziert, sobald es dunkel wird, die schöne Welt von Verona, oder sizt dort auf kleinen Stühlchen vor den Kaffeebuden, und schlürft Sorbet und Abendkühle und Musik. Da läßt sich gut sitzen, das träumende Herz wiegt sich auf süßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie schlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erschallen, und es stimmt ein mit vollem Orchester. Dann ist der Geist wieder sonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen schwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, stolz und langsam und ewig.

Ich wandelte noch bis spät nach Mitternacht durch die Straßen Veronas, die allmählig menschenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlicht dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und schmerzhaft sah mich an manch' marmornes Gesicht. Ich eilte schnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir schien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von seinem Rosse herabsteigen und mich als Wegweiser begleiten. Bleib du nur sitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz ist der beste Cicerone und erzählt mir überall die Geschichten, die in den Häusern passirt sind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es sie treu genug.

Als ich an den römischen Triumphbogen kam, huschte eben ein schwarzer Mönch hindurch, und fernher erscholl ein deutsch brummendes Werda? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Mazzati stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, todtzärtlich, und wie hülferufend an den steinernen Häusern wiederhallend. Auf dieser Stelle hat Antonio della Scala seinen Bruder Bartholomeo umgebracht, als dieser eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz sagte mir, sie säße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und sänge nur, um ihre ahnende Angst zu überstimmen. Aber bald schienen mir Lied und Stimme so wohlbekannt, ich hatte diese seidnen, schaurigen, verblutenden Töne schon früher gehört, sie umstrickten mich wie weiche klebende Erinnerungen, und — O du dummes Herz, sprach ich zu mir selber, kennst du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria so oft gesungen? Und die Stimme selbst — kennst du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gasthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da sah ich wieder mein süßes gestorbenes Leben schön und regungslos liegen, die alte Wachfrau entfernte sich wieder mit räthselhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob sich langsam um mir den Gegenkuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöscht hat.

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

Unter der großen Menge freundschaftlicher und vertrauter Briefe des hannöverischen Leibarztes und berühmten Schriftstellers, Ritters Johann Georg von Zimmermann aus Brugg (geboren 1728, gestorben 1795), die sich in der Schweiz zerstreut befinden, verdienen besonders zwey Sammlungen Beachtung. Die erstere enthält Zimmermanns Briefe an den Zürcherschen Archiater und Rathsherrn Johann Caspar Hirzel, den Verfasser des philosophischen Bauers, die zweyte die an einen ausgezeichneten und einsichtsvollen Mitbürger, den Rathsherrn Schmid in Brugg, geschriebenen Briefe. Eine Bekanntmachung dieser Briefsammlungen durch vollständigen Abdruck kann weder gewünscht, noch erwartet werden; sie enthalten eine Menge Dinge, die kein Mensch mehr zu lesen oder zu wissen Verlangen tragen wird. Aber zu einem mit Umsicht und sorgsamer Wahl zu veranstaltenden Auszuge beyder, Zimmermanns ganzes Leben umfassender Briefsammlungen möchte man wohl gerne die Besitzer derselben veranlassen. Die Auswahl würde ein mannigfaches psychologisches und historisches Interesse darbieten, zu merkwürdigen Vergleichungen Stoff geben und auch wohl über manche unbekannte oder vergessene Ereignisse sowohl als Menschen, die der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angehören, werthvolle Aufschlüsse gewähren. Die zufällige Ansicht der Briefe an Schmid veranlaßt die Aeußerung dieses Wunsches, und zur näheren Begründung oder Unterstützung desselben theilen wir hier einige ihnen enthobene Briefragmente mit.

Hannover, 27. Nov. 1769.

Mit meiner Gesundheit geht es ungleich besser als noch im lezten Sommer. Dieses macht mich freudig und zuweilen so muthwillig, als ich es jemalen in Brugg gewesen bin. Ich habe daher jezt sehr vielen Umgang mit Frauenzimmern, ich besuche des Abends ihre Assemblees, sobald meine Geschäfte abgethan sind, oder ich suche die Gesellschaft einzelner Damen, von denen ich weiß, daß sie an diesem Abend nur ihre Männer in die Assemblee schicken. Diese Assembleen sind alles, was Sie sich Fröhliches denken können. Lezten Freitag kam ich in eine solche Gesellschaft von achtzig Personen, die jede Woche gehalten wird und wohin ich nebst meiner Frau für immer eingeladen bin. Man versammelt sich da in vier großen und prächtigen Zimmern, die in einer Reihe nach einander folgen und mit einigen hundert Wachslichtern erleuchtet sind. Von

diesen achtzig Personen spielen zwanzig, dreyßig bis vierzig; die übrigen sitzen und machen Entollages und Reseaux, indeß sie sich von uns andern schöne Sachen vorplaudern lassen, oder man geht Hand in Hand und Arm in Arm von einem Zimmer ins andere und von einem Sopha zum andern. Am Ende dieses Zimmers ist ein Vorzimmer, wo sich insgemein eine Musik findet. Herrn und Damen erscheinen da in der äußersten Pracht, die Damen jezt alle in Kleidern von Atlas, die über und über mit Blonden und Spitzen besezt sind, und in Mantilles von flandrischen Spitzen, die aber von einer Achsel zur andern und von dem Knie bis an das Herzgrüblein offen sind; in den Haaren, an den Ohren und am Halse tragen sie alle Diamanten; alle sind nach der neuesten Pariser Art frisirt, keine trägt ein Kleid, das nicht nach dem neuesten, aus Paris gekommenen Muster geschnitten ist. Kein anderes Wort wird gesprochen als französisch, und auf französisch wird koquettirt, auf französisch gescherzt und auf französisch geküßt. Unmöglich würden Sie sich, mein lieber Herr Rathsherr Schmid, in einer solchen Assemblee einbilden können, daß wir alle zusammen Unterthanen des Königs von England sind. Ich (erlauben Sie, daß ich auch etwas von mir sage) sehe bey diesen Leuten so aus, daß sicherlich keine unserer schönen Damen in Brugg mir das Glück ausschlagen würde, ihr die Hände zu küssen. Eine Pariser Perrücke mit einem äußerst petitmaitrischen Toupé, ein Kleid von schwarzem Sammt mit einem Unterfutter von weißem Atlas, eine Weste von Silberstoff, Schnallen von falschen Diamanten, ein langer Pariser Degen mit einer weißen Scheide, Manschetten von französischen Spitzen, ein seidenes, durch und durch parfümirtes Schnupftuch und in der Hand die Tabatiere von Braunschweig (er hatte sie kurz zuvor für einen Krankenbesuch bey Hof geschenkt bekommen) mit ihren 57 Diamanten.

Der wohlgeborne Herr Leibmedikus ist ein Narr geworden, werden Sie sagen. Ach nein, meine guten Freunde, ich bin des Morgens (ein paar Dutzend Oerter ausgenommen) so weise und so ernsthaft, als ein Schultheis in Brugg; selten, äußerst selten küsse ich (des Morgens) eine schöne Hand; ich bin schlecht gekleidet, trage meinen Hut auf dem Kopfe und mache mit nichts den geringsten Staat, als mit meiner Portechaise, die auswendig etwas vergoldet und inwendig mit rothem Sammt ausgeschlagen ist. Aber Langeweile habe ich in meinem Leben genug gehabt, und hier habe ich wichtige Geschäfte genug, um jezt meine kurzen Abende auf eine angenehme Art vertändeln zu dürfen.

Im Ganzen betrachtet, findet man in Hannover gewiß ein freundschaftlicheres, gütigeres, liebreicheres und insbesondere auch höflicheres Wesen, als bey der größern Anzahl in der Schweiz. Diese allgemein herrschende Sittlichkeit wird aber hauptsächlich nicht durch mehr Tugend, sondern durch das Exempel der Großen bewirkt, die man zwar auswärtig als stolz beschreibt, die es aber anders nicht, als auf eine edle und geziemende Art sind, und mit denen der Umgang unendlich leichter, angenehmer und freudiger ist, als mit Leuten vom Mittelstande in den Hauptstädten der Schweiz.

Die Nachrichten von Ihrer gegenwärtigen politischen Verfassung in Brugg sind merkwürdig; ich bitte, damit fortzufahren. Es geht nun freylich so, wie es gehen mußte; aber im Ganzen kenne ich doch kein unglücklicheres Schicksal, als genöthigt seyn, in einer kleinen Stadt zu leben. Gewiß, ganz gewiß werden die Menschen da schlimmer, als sie es insgemein sind; ob sie gleich nicht stehlen und morden, so macht doch (die braven Leute ausgenommen) einer dem andern sein Leben so betrübt, als es nur immer möglich ist. Ich war doch in Brugg kein Monstrum, kein Verbrecher, kein Scheusal in der menschlichen Gesellschaft, und doch haßten mich meine meisten Mitbürger vierzehn Jahre lang; hier bin ich der nämliche Mensch, und doch macht mir (Gott weiß es) kein Mensch den geringsten Verdruß; im Gegentheil, ich überfließe mit Thränen der Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, wenn ich betrachte, wie menschenfreundlich hier von allen Seiten gegen mich gehandelt wird, wie liebreich Vornehme und Geringe mit mir und meiner ganzen Familie umgehen. Für Alles, was ich etwa Gutes an mir hatte, ward ich in Brugg von Allen, die nicht zu meinen wenigen Freunden gehörten, ausgeschimpft; hier bleibt mir auch die allergleichgültigste gute That, die geringste gute Gesinnung nicht unbelohnt. Meine Frau war in Brugg von vielen vernachlässigt, von den meisten Gesellschaften ausgeschlossen; hier kam neulich (wider die Etikette des Adels) die Frau Premierministerin von Münchhausen zu meiner Frau, nachdem sie mir des Morgens ausdrücklich befohlen hatte, daß man ihr ja die Visite nicht abschlagen solle (welches sonst gegen große Damen geschieht, wenn sie vor unser Haus gefahren kommen). Sie brachte zwey ganze Stunden bey meiner Frau zu, fragte sie in dem äußersten Detail nach allen unsern häuslichen Umständen, ließ meine Kinder zu sich kommen, besah unser Logement, die Arbeiten meiner Frau, ihre Bücher, sprach eine halbe Stunde mit meiner Frau über Lavaters Aussichten in die Ewigkeit, die sie gelesen hatte, und beurtheilte sie wie der größte Gelehrte, sah Lavaters Porträt mit Entzücken an, küßte meine Schwieger und meine Frau beym Abschied, und gab ihnen einen Verweis, daß sie sich vor ihr nicht in ihren alltäglichen Hauskleidern gezeigt hätten. Nun ist diese Dame die vornehmste in Hannover. Schließen Sie von dieser auf die Uebrigen und auf unser ganzes Schicksal.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aachen, November.

Von einer gewesenen Reichsstadt läßt sich kein reicher Bericht erwarten. Napoleon zählte Aachen zu seinen trente bonnes villes, und zum Theil daher ist der Bewohner dieser Stadt noch immer bon homme geblieben, obgleich er in vieler Rücksicht von Bonhommie, dem Zuckerguß der Bildung, noch sehr entfernt ist. Mit wenigen Ausnahmen sind Städte, in denen Fabriken blühen und Maschinen ihr hölzernes Wesen treiben, dem Geiste und dem Umschwunge der Ideen nicht sehr förderlich, und die Kunst sinkt vor dem schweren Kesseldampfe, der Alles umnebelt. In England bricht freylich oft das Genie aus diesem Dunste, wie der Schmetterling aus der Puppe hervor, aber dort dreht sich Alles in gewaltigeren Kreisen und schleudert den armen Esquire auf die Ministerleiter und wieder zurück, und der Wollsack ist der Thron des Landmanns und des Kanzlers. In unserm Deutschland kriecht Gottlob Alles im tiefen Geleise des Jahrhunderts und es ist weniger Gefahr, daß einer etwas schwindlicht, als daß er in der stockenden Luft etwas engbrüstig werde. Unsere Regierung läßt sich's wohl oft angelegen seyn, wo etwas niederliegt, Hebel unterzulegen und die Schlacken hervorzuwinden und zu scheiden; aber es geht langsam und das Gold ist rar. Zum Glück haben wir eine Saison und bekommen Menschen lieber in den Sommermonaten, aber dann ziehen wir die Fäßlibrüer ein, treten unsere Stadt ab und lassen die Fremden ihr Wesen darin treiben. Es ist ein vergnüglicher Anblick, ein Paar Hundert Menschen auf und ab laufen zu sehen, wie aufgezogene Uhrwerke, die mit Gesichtern, auf denen das Wasserzeichen der Becher zu lesen ist, die sie so eben verschluckt haben, die wunderschöne Gegend, die herrlichen Anlagen und Wege nur insofern genießen, als sie ersprießlich auf die ersten Wege ihrer Leichname wirken. Während deß ziehen Passagiere von allen möglichen Thespiskarren ein und suchen durch ihre Kunststücke die kranken Mylords und Mynheeren an sich zu ziehen, die für die Kunst nicht sowohl eingenommen sind, als sie vielmehr einnehmen, wie Glaubersalz zur Verdauung. Zu gleicher Zeit ist die Bank die Schlachtbank der Narren, die ruhig still halten, während ihnen das Fell über die Ohren gezogen wird. Beyläufig gesagt: Aachen ist die einzige Stadt in Preußen, der der König das Recht der Hazardspiele gelassen hat, und auch hier sind, um den Koth wenigstens durch reine Abzugskanäle minder ansteckig zu machen, die Pachtgelder nicht für das Aerar, sondern zum Besten der Armen angewiesen worden. Es ist freylich nicht mehr als billig, daß, wer sich arm gespielt hat, für seine Miete wenigstens einen Freyplatz im Hospitale erhalten kann. Spiel bleibt das Losungswort; hört die Bank auf, fängt das Schauspiel an, und so geht es in ewigem Kreise. Daß wir ein Theater haben, und ein gutes sogar, bedarf wohl seit der weltbekannten großen Wanderung von Aachen nach Paris keiner Erwähnung. Das schöne Haus, das den Musen vor mehreren Jahren gebaut worden ist, fällt überraschend in das Auge und freut Jeden, der es sieht. Der Direktor Röckel hat für das künftige Jahr neue Engagements mit der Direktion des italienischen Theaters in Paris getroffen, und es steht zu erwarten, daß er, durch Erfahrung belehrt, besser fahren wird, als das erstemal.

Zwey neue Erscheinungen, die an dem theatralischen Horizonte aufgestiegen sind, verdienen hier wohl einiger Erwähnung. „Die Räuberbraut" erstlich, von Ries, die hier vom Komponisten selbst einstudiert und dirigirt, und mit dem größten Beyfall aufgenommen wurde. Vortreffliche Instrumentation, die den Nacheiferer Beethovens bekundet, ausgezeichnet schöne Chöre verrathen die Arbeit eines Meisters; aber man sieht die Arbeit, man sieht durch, wie das Werk gefertigt worden, und das ist nicht gut. Fülle von Ideen, Originalität, Reichthum an Melodie blickt aus dem Ganzen hervor, und doch ist die Komposition im Einzelnen weder durchaus melodios, noch originell. Schöne Bilder blitzen aus jedem Musikstücke wie Kobolde heraus, lachen den Zuhörer aus und tauchen im Nu wieder unter; der Meister schlägt seine Melodien todt, ehe sie noch recht lebendig werden. Diese Oper ist das Erstgeborne des Komponisten, und er hat ihm aus übergroßer Liebe so viel Kleider angezogen, daß es unförmlich geworden ist. Gewinnt er es erst über sich, ruhiger zu werden, seinen Gegenstand im Ganzen, so wie im Einzelnen, in seinen richtigen Beziehungen und Verhältnissen zu betrachten, Amoretten nicht in Riesengestalt zu gießen und mit Keulen tändeln zu lassen, so hat das Publikum sich zu freuen.

Vor wenigen Tagen wurde ferner die neue Oper „Bibiana, oder die Kapelle im Walde," von L. Lax, Musik von Pixis, hier zum erstenmale aufgeführt und mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Pixis war von Paris, seinem jetzigen Aufenthalte, eigends nach Aachen gekommen, um mit dem hier lebenden Dichter in näherem Rapport zu bleiben und sich die Rahmen eben so schneiden lassen zu können, daß seine Tongemälde gerade hineinpassen mußten. Da das Buch gedruckt in der J. A. Mayerschen Buchhandlung erschienen ist, so bedarf es um so weniger hier einer näheren Erörterung, und es bleibt daher nur noch Einiges über die Musik zu sagen. Bey den Vorzügen, die Pixis mit Ries theilt, zeichnet er sich doch sehr vor ihm durch seine größere Theaterkenntniß, durch seine innere Sicherheit aus. Ries fesselt in seinem ersten Werke das Publikum, aber zuletzt läßt es ermüdet den Arm sinken, Pixis bezaubert es, weil er gefallen will, ohne doch in den Fehler eines ununterbrochenen Notenkitzels zu verfallen; der erste hat eine Studie gemacht, in der Stoff zu zehn Opern liegt für jeden haushälterischen Menschen, der lezte hat ein Bild gemalt, das Jeder gern in seinem Zimmer haben möchte, weil es Jeden ergötzen wird, den Kenner, wie den Layen. Aachen kann immer stolz darauf seyn, daß es in seinen Mauern ein Produkt hat keimen und reifen sehen, das gewiß in wenigen Monden auf alle Bühnen Deutschlands einwandern und auch überall seines Erfolges sicher seyn wird.

Auflösung der Charade in Nr. 279:
Landkarte.

Räthsel.

Wer ist der reichste aller Herrn,
Der Oekonom, der nah und fern,
In jedem Dorf, in jeder Stadt
Hof, Acker oder Garten hat?
Er macht die Rund' Jahr ein, Jahr aus,
Geht pochend um von Haus zu Haus.
Was mag wohl sein Begehren seyn?
Er treibt als Zins sein Saatkorn ein.
Er steht am Pflug an jedem Ort,
Streut Korn um Körnchen fort und fort;
Greift dann nach seiner Egge munter,
Und ackert Korn um Körnchen unter.
Er schafft bey Tag, er schafft bey Nacht,
Hat nie das Feld zu Stand gebracht;
's ist gut, doch nimmer ganz bestellt,
Die Saat sprießt nicht in dieser Welt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. November 1829.

Ergeß du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne, —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne.

Uhland.

Italienische Fragmente.

Von H. Heine.

Genua.

Während der Mittagshitze suchten wir Obdach in einem Franziskanerkloster, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit seinen düstern Zypressen und weißen Mönchen, wie ein Jagdschloß des Glaubens, hinabschaute in die heiter grünen Thäler des Appenins. Es war ein schöner Bau; wie ich denn, außer der Karthause zu Monza, die ich nur von außen sah, noch an sehr merkwürdigen Klöstern und Kirchen vorbey gekommen bin. Ich wußte oft nicht, sollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben so große, steinfeste Gesinnung ihrer Erbauer, die wohl voraussehen konnten, daß erst späte Urenkel im Stande seyn würden, solch ein Bauwerk zu vollenden, und die dessen ohngeachtet ganz ruhig den Grundstein legten, und Stein auf Stein trugen, bis der Tod sie von der Arbeit abrief, und andere Baumeister das Werk fortsezten, und sich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im festen Glauben an die Ewigkeit der katholischen Religion, und im festen Vertrauen auf die gleiche Denkweise der folgenden Geschlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeister lebten und entschliefen in diesem Glauben. Da liegen sie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es ist zu wünschen, daß ihr Schlaf recht fest sey, und das Treiben der neuen Zeit sie nicht erwecke. Absonderlich für solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, für solche wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, und im schmerzlichen Mondschein ihr unvollendetes Tagwerk sähen, und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat.

Ich hörte einst in Köln, wie ein kleiner Bube seine Mutter fragte: warum man die halben Dome nicht fertig baue? Es war ein schöner Bube, und ich küßte ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, so sagte ich ihm: daß jezt die Menschen ganz etwas anderes zu thun hätten.

Unsern von Genua, auf der Spitze der Appeninen, sieht man das Meer; zwischen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorschein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, scheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber diesen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die lezten Sonnenlichter mit den ersten Abendschatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen sich nebelhaft verweben: dann wird einem ordentlich mährchenhaft zu Muthe, der Wagen rasselt bergab, die schläfrig süßesten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt einem endlich, man sey in Genua.

*

Diese Stadt ist alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häßlich über alle Maßen. Sie ist auf einen Felsen gebaut, am Fuße von amphitheatralischen Ber-

gen, die den schönsten Meerbusen gleichsam umarmen. Die Genueser erhielten daher von der Natur den besten und sichersten Hafen. Da, wie gesagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felsen steht, so mußten, der Raumersparniß wegen, die Häuser sehr hoch und die Straßen sehr eng gebaut werden, so daß diese fast alle dunkel sind, und nur auf zweyen derselben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuser dienen hier den Einwohnern, die meistens Kaufleute sind, fast nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafstellen; den schachernden Tag über laufen sie umher in der Stadt oder sitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn sonst würden sich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeseite, besonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen bessern Anblick. Da liegt sie am Meere, wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Riesenthiers, dunkle Ameisen, die sich Genueser nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Pallazzo Doria steht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Wasserbassin. Aber die Statue ist verwittert und verstümmelt, das Wasser ausgetrocknet, und die Möven nisten in den schwarzen Zypressen. Wie ein Knabe, der immer seine Komödien im Kopf hat, dachte ich bey dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelsten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutschen.

Obgleich meistens im Verfall, sind die Palläste der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch sehr schön und mit Pracht überladen. Sie stehen meistens auf den zwey großen Straßen, genannt Strada nuova und Baldi. Der Pallast Durazzo ist der merkwürdigste. Hier sind gute Bilder, und darunter Paul Veronese's Christus, dem Magdalena die gewaschenen Füße abtrocknet. Diese ist so schön, daß man fürchten sollte, sie werde gewiß noch einmal verführt werden.' Ich stand lange vor ihr — ach, sie schaute nicht auf! Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; leztere ganz durchdrungen von der kolossalen Heiterkeit dieses niederländischen Titanen, dessen Geistesflügel so stark waren, daß er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Centner holländischer Käse an seinen Beinen hingen. Ich kann an dem kleinsten Bilde dieses großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um so mehr, da es jezt Mode wird, ihn, ob seines Mangels an Idealität, nur mit Achselzucken zu betrachten. Die historische Schule zu München zeigt sich besonders groß in solcher Betrachtung. Man sehe nur, mit welcher vornehmen Geringschätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubenssaal wandelt! Vielleicht aber ist der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegensatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läßt sich fast kein größerer Gegensatz ersinnen — und doch nichts destoweniger ist mir bisweilen zu Sinn, als hätten beyde dennoch Aehnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anschauen könne. Vielleicht sind landsmannschaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nämlich mich, wie leise heimische Laute ansprechen. Diese geheime Verwandtschaft besteht aber nimmermehr in der niederländischen Heiterkeit und Farbenlust, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, so daß man meynen sollte, er habe sie im freudigen Rheinweinrausch gemalt, während tanzende Kirmesmusik um ihn her jubelte. Wahrlich die Bilder des Cornelius scheinen eher am Charfreytage gemalt zu seyn, während die schwermüthigen Leidenslieder der Prozession durch die Straßen zogen, und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Ursprünglichkeit, sind sich beyde ähnlicher, beyde sind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meister, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluß üben konnte, die aber von der unsrigen so abgeschieden ist, daß wir ob der Erscheinung des Peter Cornelius fast erschrecken, daß er uns manchmal vorkommt wie der Geist eines jener großen Maler aus raphaelscher Zeit, der aus dem Grabe hervorsteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, selbstbeschworen durch das mitbegrabende, inwohnende *Lebenswort*. Betrachten wir seine Bilder, so sehen sie uns an, wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, gespenstisch sind die Gewänder, als rauschten sie uns vorbey um Mitternacht, zauberkräftig sind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltsam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulsirende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius ist ein Schöpfer, doch betrachten wir seine Geschöpfe, so will es uns bedünken, als könnten sie alle nicht lange leben, als seyen sie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen sie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Gestalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unserer Seele, diese scheinen ebenfalls den Todeskeim in sich zu tragen, und es ist uns, als müßten sie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das ist vielleicht die geheime Verwandtschaft, die wir in der Vergleichung beyder Meister so wundersam ahnen. Die höchste Lust in einigen Bildern des Rubens, und der tiefste Trübsinn in denen des Cornelius, erregen in uns vielleicht dasselbe Gefühl. Woher aber dieser Trübsinn bey einem Niederländer? Es ist vielleicht eben das schaurige Bewußtseyn, daß er einer längst verklungenen Zeit angehört, und sein Leben eine mystische Nachsendung ist — denn ach! er ist nicht blos der einzige große Maler, der jezt lebt, sondern vielleicht auch der lezte, der auf dieser Erde malen wird. Vor ihm, bis zur Zeit der Carraccis, ist ein langes Dunkel, und hinter ihm schlagen

wieder die Schatten zusammen, seine Hand ist eine lichte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst, und die Bilder, die sie malt, tragen die unheimliche Trauer solcher ernsten, schroffen Abgeschiedenheit. Ich habe diese lezte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen, scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daß sie mir einst liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Gesichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte.

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

2.)

Hannover, 13. April 1772.

Seit meiner Rückkunft von Berlin habe ich das Unglück gehabt, in eine solche Arbeit hineingestürzt zu werden, daß mir an manchen Tagen Hören und Sehen dabey verging. Die Anzahl der Kranken ist diesen Winter ganz ungewöhnlich groß, nicht nur in Hannover, sondern in dem ganzen Churfürstenthum, im Hildesheimischen, Braunschweigischen, Brandenburgischen, Mecklenburgischen, in Hessen, Sachsen und Franken. Der ganze Morgen, bis um zwey Uhr und manchmal bis um halb drey Uhr, und den ganzen Abend, habe ich diese Zeit über täglich bey Kranken zugebracht. Ob ich gleich auf den Gassen selbst keinen Fuß auf die Erde gesezt und mich allenthalben, nach der hiesigen Gewohnheit, habe herum tragen lassen, so kam ich doch immer mit zerschlagenen Gliedern nach Hause, wo ich alsdann eine weit schwerere Arbeit vor mir fand. Ein Platzregen von Briefen der rathfragenden Kranken befiel mich diesen Winter jeden Posttag, und sezte mich beynahe in Verzweiflung, weil ich schlechterdings alle nicht beantworten konnte, und doch jedesmal sehr ängstlich auf die Antwort gedrungen ward. Ich strengte meinen ermüdeten Körper übernatürlich an, und verfiel bey dem, diesen ganzen Winter täglich fortgedauerten, Regenwetter und dem nächtlichen Sitzen nach und nach in mancherley Nervenzufälle, Hämorrhoidalbeschwerden und Anfechtungen der leidigen Hypochondrie, daß mir zulezt das Schreiben eines einzigen Briefes so beschwerlich ward, als wenn ich einen Berg auf dem Rücken wegtragen sollte. Doch schrieb ich und that alles, was ich konnte. Aber oft habe ich nicht den zehnten Theil der von mir aus so vielen Ländern verlangten Consultationen beantwortet. Vor langen Briefen entsetze ich mich bey dem bloßen Gedanken, und deßhalb bin ich in das Unglück verfallen, daß ich weder an Sie, noch an meine Herzensfreunde, Herrn Rathschreiber Iselin und Herrn Dr. Hirzel, diesen ganzen Winter hindurch hätte schreiben können; denn an solche Freunde darf ich nicht kurz schreiben.

Und dieß ist also das in Hannover so theuer erkaufte Glück! O ihr schönen Tage, da ich zu Brugg auf meinem Kabinette im Umgange mit den besten Köpfen aller Zeiten und mit der Verfertigung meiner seitdem in unzählige Hände gekommenen Schriften zugebracht, indeß da so viele meiner hoch- und wohlgeehrten Mitbürger mich für einen Thoren hielten, weil ich das Leben nicht zu genießen wußte und mein Kabinet dem Rathhaus und dem Schützenhaus vorzog. O ihr schönen Tage! ihr seyd verschwunden und mit euch alles Gefühl der Freude! — Glücklicher als ich ist jeder Handwerksmann in Brugg, jeder Tagelöhner; jener hat wenigstens am Sonntag Ruhe und trinkt mit unendlich größerem Vergnügen alsdann seinen Essig, als ich meinen Portwein; dieser sieht mit jedem frohen Abend auch die Ruhe in seine Glieder kommen, und den folgenden Morgen steht er wie neugeboren wieder auf. Mit allem Gelde in der Welt kann ich meinen Zustand nicht verbessern; aller Gewinn hilft mir nichts, weil ich verdammt bin und bleibe, über Vermögen zu arbeiten und keiner Ruhe, keines Schattens der Ruhe (die ich Jahre hindurch in Brugg hatte) zu genießen. Geld und Ehre sind die Güter, wornach beynahe ganz Brugg ringet und die beynahe ganz Brugg für das einzige höchste und wahre Gut hält. Geld habe ich mehr als genug und Ehre zum Eckel; aber mit beyden bin ich nicht so glücklich, als der dürre Rüdi bey einer Schüssel voll Erdäpfel, oder ein Kleinglöggler, wenn er seine Meynung gesagt hat.

Dieß war die kurze Antwort auf den Brief vom 15. December; nun folgt die Antwort auf den Brief vom 16. Januar. Aber nunmehr ist es drey Viertel auf neun Uhr, nun muß ich mich ankleiden, mich in meine Chaise sezen, von neun bis zwey Uhr Kranke besuchen, von zwey bis ein Viertel auf drey Uhr werde ich essen, bis drey Uhr wieder an Kranke schreiben, von drey bis vier Uhr Besuche von Kranken in meinem Hause annehmen, von vier bis sieben Uhr wieder Kranke besuchen, von sieben bis acht Uhr in Gesellschaft der Dame gehen, die Ihr Porträt so gut beurtheilt hat, sodann bey ihr essen und annoch zu Hause wieder an Kranke schreiben. O mein lieber Herr Stadtschreiber (dessen gedenkt der Briefsteller öfters als eines ihm früher abholden Mitbürgers)! um das Publikum zu der Ankunft des Herrn Johannes Wetzel gehörig vorzubereiten, sagten Sie: der Dr. Zimmermann ist zwar ein großer Theoretikus, aber es wäre zu wünschen, daß wir für die Praxis einen guten Apotheker hätten. Allerliebster Apotheker Wetzel, unendlich glücklich wäre ich, wenn Du jezt hier wärest und mit eben den unendlichen Vorzügen, die Dir Dein Herr Vetter Stadtschreiber in Brugg über mich gab, würdest heute und jeden Tag in Hannover die Hälfte meiner Kranken besuchen und die Hälfte meiner Briefe beantworten! Jedes Amt hat zwar seine Plage, aber es wäre doch gewiß Deinem Ruhme und Deinem Beutel zuträglicher, Praktikus in Hannover zu seyn, als Großweibel in Brugg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

Die in meinem lezten Schreiben erwähnte Verlegung der Sizungen unsers Museums in ein geräumigeres Lokal ist glücklich bewirkt worden. Am 6. dieses Monats hielt dasselbe seine erste Sizung in dem neu gemietheten großen Saale des rothen Hauses, woselbst nunmehr alle seine Sammlungen, die bisher im englischen Hofe und in den Gemächern des Städelschen Kunstinstituts zerstreut waren, in einem Raum sich beysammen befinden. Auch die nicht unbeträchtliche Bibliothek der Gesellschaft, die bis jezt noch in dem so eben genannten Institute aufbewahrt wird, soll in Kurzem nach dem rothen Hause verpflanzt und in einem der Nebenzimmer des Sizungssaales aufgestellt werden. Jezt erst hatte man Gelegenheit, den bedeutenden Reichthum der Gesellschaft an Kunstwerken, vorzüglich an altdeutschen Bildern, wahrzunehmen. — Unter den an diesem Abende zur Beschauung neu ausgestellten Gegenständen zeichneten sich besonders die grosartigen Cartons des Hrn. Jacobi von Gotha aus. Sie betreffen ein großes Kirchengemälde, die Kreuzigung Christi darstellend, das früher für die Hauptkirche der Vaterstadt dieses Künstlers bestimmt war. Dlle. Lindner trug mit der ihr eigenen sinnigen Zartheit, als Einleitung zum Ganzen, Goethe's Zueignung vor, spätherhin aber, unter der Collectiv-Benennung Sängerruhm, einen Romanzen-Cyclus aus den Schriften Schillers, Schlegels, Tiecks und Uhlands. Auch die Leistungen der musikalischen Klasse des Museums verdienen mit Auszeichnung erwähnt zu werden.

Im physikalischen Vereine kamen im Verlaufe der jüngst verflossenen vier Wochen mehrere sehr interessante Gegenstände zum Vortrag. So theilte Hr. Albert jun., welcher der zu Heidelberg stattgehabten Versammlung der Naturforscher und Aerzte beygewohnt hatte, der Gesellschaft unter mehreren neuen Entdeckungen, die dort zur Sprache gekommen waren, Dr. Browns bewegliche Atome mit, die gegenwärtig bey den Physikern so viel Aufsehen erregen. Hr. A. deutete in Kürze das Geschichtliche dieser Entdeckung an, zu welcher Brown die Wahrnehmung geführt, die er an dem Saamenstaub verschiedener Pflanzen, mit Wasser gemischt und unter das Mikroskop gebracht, machte. Aus jedem einzelnen Körnchen entwickelten sich lange Ausläufer, gleich den Fangarmen der Polypen. Dieß veranlaßte ihn zur Untersuchung unorganischer Körper nach derselben Methode, wo sich bey allen Produkten der Naturreiche ebenfalls Bewegung zeigte. Die vorzüglichen Mikroskope unsers Vereins ließen diese Bewegung sehr deutlich sehen. Vornämlich aber glückte der Versuch mit einem ganz neuen Mikroskop, das Dr. Fitton aus London in der Sizung dieses Tages vorzeigte. Dieses Instrument wurde von dem berühmten Wollaston in seiner lezten Krankheit angegeben. Er erlebte jedoch dessen Vollendung nicht; das uns vorgezeigte Mikroskop aber war das erste nach Wollastons Angabe verfertigte Exemplar. Es unterscheidet sich von allen andern Werkzeugen der Art durch seine Einfachheit und Wohlfeilheit, durch die Klarheit, womit es die Umrisse der Objekte darstellt, und endlich durch den Grad der Vergrößerung, der 7 bis 800fach ist. Es besteht nämlich aus zwey plan-konveren Linsen, die ein Spiegel beleuchtet, und ist sehr klein und niedlich. In London kommt dasselbe auf etwa 1 Pf. Sterl. zu stehen; in Deutschland würde man es vielleicht um die Hälfte billiger verfertigen können. — Wir vernahmen ferner von dem um die Bestrebungen des Vereins sehr verdienten Pharmaceuten, Hrn. Schweinsberg, einen Vortrag über die Verbindungen der Kieselerde, mit Hinsicht sowohl auf technische Zwecke im Allgemeinen, wie auch auf die Darstellung des von Hofrath Fuchs zu München erfundenen, sogenannten Wasserglases, das in seiner Anwendung die Körper vor dem Verbrennen schüzt und besonders für alle Theaterunternehmungen von hoher Wichtigkeit ist. Auch Hr. Hofrath Döbereiner aus Jena hatte seine Methode, eben dieselbe Masse darzustellen, dem Vereine mitgetheilt. — Endlich wurde noch ein Vortrag des Dr. Med. Vogner über die weinige Gährung und ihre Produkte mit großer Aufmerksamkeit angehört. Es handelte sich in diesem Vortrage unter andern darum, zu zeigen, wie mittelst der Gährung auch aus schlechten Trauben ein leidlicher, trinkbarer und unschädlicher Wein hervorgebracht werden könne. — Bey dieser Gelegenheit theilte V. der Gesellschaft verschiedene Proben von Weinen aus Jahrgängen mit, die am reichsten an Säure waren, und zugleich auch das Produkt der Verbesserungen, die er mit diesen Weinen nach Döbereiners Angabe vorgenommen hatte. Dieser geschickte Chemiker nämlich hatte kürzlich bey seiner Anwesenheit in Frankfurt den Verein von seiner Erfindung in Kenntniß gesezt, innerhalb weniger Augenblicke aus ganz geringen und herben Weinen ein genießbares, dem Champagner ähnliches, mousirendes Getränk zu verfertigen. Der nach Döbereiners Methode angestellte Versuch lieferte ein sehr befriedigendes Resultat; auch ward bemerkt, daß durch eben dasselbe Verfahren der Saalwein nunmehr schon seit einigen Jahren trinkbar gemacht worden, so wie schließlich, daß der Verein ermächtigt und bereit sey, die Methode denjenigen, die sich deßhalb an ihn wenden würden, mitzutheilen. — Die in meinem lezten Berichte angezeigte, unsere Bühnendirektion betreffende Veränderung hat bereits ihre guten Früchte getragen. Wir sahen seitdem öfters jene Stücke wiedergeben, die freylich heute nicht mehr den Effekt, wie in früherer Zeit, machen, die aber dennoch immer, besonders im Vergleiche mit den meisten neuern Produkten der dramatischen Dichtkunst, die bekanntlich eben nicht sehr reich an vorzüglichen Schöpfungen ist, einen bleibenden Werth behalten.

Die Baulust der Privaten hat hier seit mehreren Jahren merklich nachgelassen, sey es nun, weil das Bedürfniß neuer und bequemerer Wohnung bereits hinlänglich befriedigt ist, oder auch, weil Spekulationsbauten ihren Zweck nicht mehr erfüllen, da die Miethen, eben der Konkurrenz wegen, bedeutend gewichen sind. Dagegen sind kürzlich von Staatswegen mehrere, nicht weniger zur Verschönerung unserer Stadt, als zum Nutzen des Gemeinwesens gereichende Bauten beschlossen worden. Es gehört dahin namentlich die Erbauung eines neuen Gerichtshauses, eines neuen Gymnasial-Lokals und einer neuen Seniorats-Wohnung. Auch wird der so viel besprochene Thurmbau bey der Barfüßerkirche nunmehr nicht auf Subscription, sondern auf Kosten des Aerars ausgeführt, und durch Abbruch der der Stadt als Eigenthum gehörigen Gebäude in der Umgegend dieses herrlichen Tempels bewirkt, daß derselbe nach zwey Seiten hin völlig frey zu stehen kommt. Aus demselben Gesichtspunkte der Verschönerung wie des Nutzens müssen auch die Quaibauten betrachtet werden, die unterhalb der Mainbrücke schon begonnen haben. Mittelst derselben wird der vor einigen Jahren auf dieser Seite angefangene Quai um etwa 40 Schuh weiter fortgerückt, das Ufer aber um 5 Schuh erhöhet, so daß dadurch den Ueberschwemmungen vorgebeugt wird, denen die angrenzenden Strassen der Stadt bey etwas hohem Wasserstande seither bloß gestellt waren.

Auflösung des Räthsels in Nro. 285:

Der Tod.

Beylagen: Kunstblatt. Nr. 96. u. Monatsreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der *bildenden* Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gretchens Rose, von Immermann. 289.
Dissonanz und Auflösung, von L. Robert. 291.
Vergißmeinnicht, von Immermann. 293.
Münstersage, von L. Uhland. 295.
Lieder von Th. v. Sacken. 303.
An Ritter Paganini. 304.
Uhlands frische Lieder, von Just. Kerner. 307.
Lieder von A. Stöber. 310.
Die Puppe, von Just. Kerner. 312.
Räthsel: Mörser. 291. — Bart und Schnurbart. 297. — Perrücke. 303. — Handel. Händel. 309.

Romane und Erzählungen.

Peter Staroffky. 287 — 294.
Der neue Pygmalion, von Immermann. 298 — 311.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus dem Kafferland. 291.
Die Schamane im nordöstlichen Sibirien. 294. 295. 296. 297.
Skizzen aus Nubien. 308. 309.

Naturgeschichtliches.

Nachrichten über das Himalayagebirge. 287.
Ueber den Salzgehalt des mittelländischen Meeres. 290.
Beobachtung einer allmähligen Zerstörung der Sinne. 310.
Ueber die Bildung der Alpenpflanzen und die Schneelinie in der Schweiz. 312. 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Didaskalien von L. Robert. 288. 289. 290. 305.
Ungedruckte Briefe von J. G. Zimmermann. 290. 292. 293.
Einige Beyträge zu Jean Pauls Biographie. 295.
Geschichte der Moden, vom Jahr 1785 — 1829. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302.
Statistik der Stadt Paris. 302.
Eine indische Anekdote. 303.
Der älteste Esel und die älteste Gans. 304.
Etwas über den Einfluß der Civilisation auf physische Beschaffenheit. 306.
Die 32 Zähne des Menschen 307.
Schiffbruch der genuesischen Brigg Stephano. 311. 312. 313.

Korrespondenz.

Lyon. 287. 288. 289. 290. 291. — London. 289. 290. 291. 303. 304. 305. — Solothurn. 292. — Stockholm. 293. — Berlin. 294. 295. 296. 310. 311. 312. — Rom. 296. 299. 300. — Stuttgart. 287. 298. 299. — Paris. 300. 301. 305. 306. 307. 308. 311. 312. 313. — Heidelberg. 302. — Leipzig. 307. 308. 309.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München, im Oct. 1829. (Forts.) — Neue Kupferstiche.

Nro. 98.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) — Rom, September.

Nro. 99.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Forts.) Lithographie. Luther am Abend vor dem Reichstage in Worms, von Carol. Meyger. — Paris.

Nro. 100.

Betrachtungen über die Kunstausstellung in München. (Beschl.) — Museum in Leiden. — Archäologie. Catalogo di scelte antichità etrusche trovate negli scavi del Princ. di Canino. 1828 — 29. — Bemerkung.

Nro. 101.

Der königl. Bildersaal in der St. Morizkapelle zu Nürnberg. (Forts. v. 81.) — Kathedrale von York. — Anzeige.

Nro. 102.

Kunstausstellung in Genf. — Der königl. Bildersaal in der St. Morizkapelle zu Nürnberg. (Forts.)

Nro. 103.

Hagen, Volker und Dankwart, nebst Lithographie. — Kunstausstellung in Genf. (Forts.)

Nro. 104.

Kunstausstellung in Genf. (Beschluß.) — Neue Kupferstiche.

Nro. 105.

Der königl. Bildersaal in der St. Morizkapelle zu Nürnberg. (Beschluß.) — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nr. 96.

Biographische Literatur. J. G. Forsters Briefwechsel, herausgegeben von Th. v. H. — Taschenbücher auf 1830. Spindlers Vergißmeinnicht.

Nro. 97.

Statistik. Economie politique ou principes de la science des richesses, par J. Droz. — Géographie de l'empire de Russie, par A. Rabbe. — Monarchie française comparée aux principaux états du globe, par A. Balbi. — Taschenbücher auf 1830. Berliner Musenalmanach.

Nro. 98.

Naturkunde. Ueber die Gestalt und die Urgeschichte der Erde, von K. F. Kidden.

Nro. 99.

Länderkunde. Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung, von G. Duden. — Geschichte. Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung, von J. J. Hottinger.

Nro. 100.

Länderkunde. Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas ꝛc. (Beschluß.) — Biographie. J. H. Lambert nach seinem Leben und Wirken, von Daniel Huber von Basel. — Taschenbücher auf 1830. Almanach für Geschichte des Zeitgeists von Wilhelm Schulz.

Nro. 101.

Armenische Dichtkunst. — Länderkunde. Skizzen von der Insel Java und derselben verschiedenen Bewohnern, von J. J. Pfyffer zu Neueck. 1stes Heft. — Biographie. Paul Gerhardt, von E. G. Roth.

Nro. 102.

Armenische Dichtkunst. (Beschluß.) — Taschenbücher auf 1830. Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Fr. v. Raumer. Taschenbuch ohne Titel. — Geographie. Gemälde Griechenlands und der europäischen Türkey, aus dem Französischen.

Nro. 103.

Vermischte Schriften. Sämmtliche Schriften von A. W. Rehberg. — Philosophie. Handbuch der Geschichte der Philosophie, von Th. A. Rixner.

Nro. 104.

Literargeschichte. Darstellungen aus dem Leben und der Literatur der Römer, von K. Zell. — Dichtkunst. 1) Kränze um Urnen preußischer Vorzeit, von E. Heinel. 2) Siona, der Weg zu Gott. Ein christliches Erbauungsbuch in Gesängen von K. Grumbach.

Anzeige.

[658] Subscriptions-Anzeige.

Ramiro.

Ein romantisches Epos in zwölf Gesängen

von

Anton August Sarrazin.

Zwey Bände in Oktav. 32½ Bogen.

Subscriptions-Preis für beyde Bände auf Druckpapier 1 Rthlr. 8 gGr.; auf stärkerem Velinp. 1 Rthlr. 13 gGr.

Zur gefälligen Subscription auf vorgedachtes Werk, welches wo möglich im Laufe des künftigen Jahrs erscheinen wird, lade ich die Freunde der Poesie hiedurch gehorsamst ein. — Der Subscriptionstermin dauert bis zum 1. April k. J., bis wohin ich die Bestellungen zu machen bitte, um danach die Stärke der Auflage bestimmen zu können. — Die Nummern der geehrten Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt. — Subscribentensammler erhalten auf 9 Exemplare ein 10tes frey.

Man subscribirt in allen Buchhandlungen, welche sich deßhalb an die Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover zu wenden haben, wo auch eine besonders gedruckte Ankündigung nebst einer Probe des Gedichts gratis zu bekommen ist. —

Gisborn, im Königreich Hannover, den 25. Nov. 1829.

A. A. Sarrazin.

N°. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. December 1829.

Ob er für Recht mag oder Unrecht streben,
Das weiß der Kühne nicht, und hat allein
Aus Edelmuth sich in Gefahr begeben,
Um solchen Reiz vom Tode zu befreyn.

Ariosto.

Peter Staroffky.

Ein Abentheuer aus dem lezten russisch-persischen Kriege.

Peter Staroffky, ein geborner Russe, ward mit vielen seiner Jugendgenossen von einer Militärkolonie an den Ufern des Daiepr zu dem russischen Heere in Georgien gesendet. Er war ein kräftiger, rüstiger junger Mann, mit regelmäßigern Zügen, als gewöhnlich die Gesichtsbildung seiner Landsleute aufzuweisen hat. Ueberdieß war Peter ein munterer, lebendiger Bursche; und wenn er so lustig, seine schmucke Mütze auf ein Ohr gedrückt, und ein Liedchen aus der Heimath singend, an den Bazars von Tiflis hinstrich, war es nicht zu verwundern, daß manche schwarzäugige Georgerin ihn mit Wohlgefallen betrachtete. Er war nicht blos ein guter Soldat, geordnet in seinen Sitten und den Befehlen seiner Obern gehorsam, sondern auch ein trefflicher Zimmermann und ein erfinderischer Kopf, der mit allem umzuspringen wußte, so daß er bald den Offizieren seiner Kompagnie vertrauter ward, als die russische Kriegsetikette sonst wohl erlaubt.

Als Peter eines Abends von seiner Arbeit zurückkehrend, durch einen in Trümmern liegenden Theil von Tiflis zwischen den Häusern hinging, welche in dem obern Theile der Stadt terrassenförmig über einander emporsteigen, fiel sein Auge auf eine weibliche Gestalt, die vor ihm dahineilte. Sie war allein, und ihr schlanker Wuchs, ihr weißes Gewand, ihr geisterartiges Dahinschweben zwischen den Trümmern hatten eben den jungen Soldaten aufmerksam gemacht, als er bemerkte, wie sie plötzlich aufschrack, ein Angstgeschrey ihren Lippen entfuhr und sie in sichtbarer Bestürzung noch schneller davon eilte, während aus dem Schwibbogen einer Ruine zur Linken ein junger Mann in georgischer Tracht sie verfolgte, ergriff und nach dem Orte seines Verstecks zu schleppen suchte.

Peter, dessen gerader, biederer Sinn sich hierüber empörte, verlor keinen Augenblick, der bedrängten Schönen zu Hülfe zu eilen und kam eben zur Stelle, als der Schurke, ein kräftiger Bursche, mit dem schreyenden Mädchen durch eine Thüre eilen wollte, hinter welcher ein anderer zu warten schien. „Elender!“ rief Staroffky, „laß das Mädchen los!“ Allein der Räuber verdoppelte seine Anstrengungen, ihr Geschrey zu ersticken und den Thorweg zu erreichen. Peter aber griff ihn beym Gürtel und zog ihn mit Gewalt zurück. „Laß das Mädchen los, wenn Dir Dein Leben lieb ist! Wer bist Du, daß Du es wagst, auf den Straßen von Tiflis Weiber anzugreifen, gleich dem wilden Räuber Tscherkassiens?“ Mit diesen Worten griff er zu dem Beil, das er nebst andern Werkzeugen auf der Schulter trug. „Wer ich bin? am besten ist es, Du machst Dich davon, oder Du sollst es zu Deinem Verderben erfahren,“ entgegnete der Räuber, indem er mit der einen Hand an den Griff seines Kummah (Dolchs) fuhr und mit der andern das sträubende, hülferufende Mädchen an die Brust drückte. Peter, welcher nahende Fußtritte hörte, durfte keine Zeit verlieren; er machte sich fertig, auf den Räuber loszuschlagen; in demselben An-

genblick blinkte ihm der Stahl vor den Augen, aber ehe er traf, schlug Starofsky den Räuber mit seinem Beil vor die Stirn, daß er stöhnend zur Erde fiel.

Das Mädchen sprang auf und klammerte sich mit krampfhaftem Ungestüm an ihren Befreyer an, während Starofsky mit blutiger Waffe bereit stand, den nächsten, der sich nahen würde, zu empfangen. Aber der einzige Diener, welcher jezt vorsprang, floh, durch das Schicksal seines Gebieters geschreckt, eilig davon und überließ unsern Soldaten mit dem Mädchen dem schauerlichen Anblick des Räubers. Die georgische Pelzmütze, welche bisher sein Gesicht verdeckt hatte, war ihm vom Kopfe gefallen, und das Gesicht, jugendlich schön, aber verzerrt und todtenbleich, mit einer furchtbaren blutigen Wunde über dem linken Auge, lag frey da, von dem glänzenden Mondlicht beschienen. Ein flüchtiger Blick auf das blasse Gesicht, mit dem Ausdrucke von Trotz und Bosheit, die im Augenblick seines Falles die Seele des Räubers erfüllt hatten, prägte dasselbe tief in die Seele Starofskys ein; lang noch starrte ihn das kalte, rachedürstende Auge in seinen Träumen an; sein Gewissen sprach ihn von aller Schuld frey, allein die Erinnerung an das geisterhafte Gesicht lag viele Tage wie eine schlimme Vordedeutung in seinem Sinn. Die Stimmen und Fußtritte von Menschen, welche sich näherten, weckten Starofsky aus seinen Betrachtungen. „Dieß ist kein Ort zu längerem Verweilen für uns, Mädchen," sprach er. „Sag mir, wer Du bist und wo Du wohnst. Wir müssen den Elenden seinem Schicksal überlassen, komm!" — „Gott sey mir gnädig!" rief eine sanfte, bebende Stimme. „Ich bin verloren, ich weiß nicht, wohin ich soll. Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen! Ich ging eine Strecke hinter ihnen her durch diese Ruinen und verlor sie aus dem Gesicht!" „Wie kommt das? Wann verließen sie Dich?" — „Diesen Augenblick, gerade ehe der Elende auf mich zustürzte, und jezt weiß ich nicht, welchen Weg sie genommen haben. — Wir sind fremd in Tiflis. Ich kann Dir nicht sagen, wo wir wohnen; aber gebenedeit sey St. Gregor! was hör' ich! dieß ist meines Vaters Stimme!" Ein ältlicher Mann und eine Frau bogen im Augenblick um eine Ecke und riefen: „Schuschan! liebe Schuschan! wo bist Du?" — „Hier, theuerster Vater, hier!" rief das Mädchen, mit der Leichtigkeit eines Rehes auf sie zuspringend. „Wer ist dieß? hat er Dir was zu Leid gethan, Kind?" „O Vater, er hat mich gerettet, Eure Tochter aus den Händen eines Bösewichts gerettet, der mich rauben wollte!" — „Dich rauben wollte, Kind! Wer wagte solchen Frevel?" — „Ich kenn' ihn nicht." entgegnete das Mädchen; „aber ich fürchte, er ist todt, dieser gute Mann schlug ihn zu Boden." — „Kommt, kommt, Freund," fiel Peter ein; „wir dürfen hier nicht verweilen, um weiter zu forschen; es droht Gefahr. Nehmt Eure Tochter heim. Ich will Euch begleiten und Euch den Vorgang erzählen." — „So gehen wir denn in Gottes Namen!" versezte der Vater. „Ich bin ein Fremdling in Tiflis, und wohne bey Khodscha Schatur, dem Seidenhändler, nächst der großen Karavanserai. Kommt mit mir, wenn Ihr meiner Tochter Ehre gerettet, Ihr sollt mich nicht undankbar finden!" Er schien mit der vorsichtigen Bedenklichkeit des Alters und der Erfahrung immer noch zu zweifeln, als ihm aber seine Tochter alles erzählte, wie sie, einen Theil ihrer Kleidung zu ordnen, zurückgeblieben, wie der Räuber auf sie losgestürzt und sie ergriffen, und wie Peter sein eigenes Leben an ihre Rettung gewagt habe, da wich allmählig seine Kälte, und er segnete den wackern Burschen, der seine einzige Tochter gerettet. In dem Hause des Seidenhändlers angekommen, wollten sie den russischen Soldaten mit einer großen Summe Geldes und mit Kostbarkeiten beschenken. Aber Peter sprach: „Nein, Vater, es ist Pflicht jedes Christen, den Frauen im Unglücke beyzuspringen. Ich verlange keinen Lohn dafür; wenn Ihr aber darauf besteht, so nehm' ich mit Dank diese schöne Jarpuntschi *) an. Eures Geldes bedarf ich nicht. Es würde mich nur in schlimme Händel bringen und verführen, mit Eurem georgischen Wein und Weibervolk den Narren zu spielen. Gott behüte, daß ich mich an dem Zehrpfennig der Armen vergreifen sollte." — „Mein Sohn," versezte der Vater, „ich bin blos ein armenischer Pachter; obgleich wir nicht Lust haben, jeden Khan oder Statthalter unseren Börsen auf den Boden blicken zu lassen, so darfst Du doch versichert seyn, daß wir auf den Fall der Noth immer ein Sümmchen im Hinterhalt haben. Nimm diese zehn Dukaten, ich kann ihrer wohl entbehren, wenn Du sie nicht annimmst, wirst Du mich sehr betrüben. Ich wohne weit von hier. Mein Dorf liegt in einem kleinen Thal, unfern Kar Ekklisia, und wenn das Kriegsglück es fügen sollte, daß Du zu Deinen Kameraden auf jenen Posten kommst, so findest Du Gurgin Burdick in Khoschanlu und bist einer freundlichen Aufnahme gewiß. Ich bleibe nicht lang in Tiflis, aber besuche den Khodscha und mich, so oft es Dir Dein Dienst erlaubt." — „Gut, Vater, das ist mehr, als ich mit meinem Tagwerk verdienen kann; da Ihrs so haben wollt, so dank ich schön. Gott segne Euch und Eure schöne Tochter! Möget Ihr in glücklicher Ruhe in Khoschanlu leben! Die Leute sagen, Ihr habet dort einen schweren Stand; sollte ich aber je zu den Truppen daselbst stoßen, so seht Ihr Peter Starofsky wieder."

Peter Starofsky versäumte nicht, seinen Freund Gurgin und den Kaufmann Schatur öfters zu besuchen; dabey ermangelte er nicht, die liebliche kleine Schuschan zu betrachten, deren leichte Feengestalt, große, schwarzfunkelnde Augen, kleiner Rubinenmund und pfirsichfarbnes Gesicht-

*) Ein grober Mantel, der in Georgien von allen Ständen getragen wird.

chen, welches er flüchtig angeschaut hatte, als sie den von dem Räuber verschobenen Schleyer wieder ordnete, einen tiefern Eindruck auf das Herz des lebhaften Soldaten gemacht hatten, als er selbst noch wußte; und das kleine Mädchen schaute, zu schuldiger Dankbarkeit, mit nicht geringerem Interesse durch die Oeffnungen ihres Schleyers auf die männliche Gestalt ihres Retters; ja sie war zuweilen so vergeßlich, daß sie, nach der Sitte ihrer Genossinnen auf dem Lande, ohne jene neidische Hülle erschien, und in einem Winkel sitzend, auf den guten Peter schaute, bis ihre Augen sich zufällig begegneten; worauf sie auffuhr, erröthend davon trippelte und im Augenblicke verschwunden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über das Himalayagebirge.

Der englische Reisende **Gerard** hat in vorigem Jahre das Thal Sulei im Himalayagebirge besucht und interessante Beobachtungen über diesen Landstrich gesammelt, der in der Nähe der höchsten Gebirge liegt und selbst die höchste bewohnte Gegend der Erde ist. Der Hauptzweck seiner Reise war die Einführung der Kuhpocken in Tibet; aber die Vorurtheile eines Raja's scheinen dieses schöne Vorhaben vereitelt zu haben. Nach genauen barometrischen Messungen liegt ein Dorf, in dem er sich aufhielt, 14,700 Fuß über dem Meer. Im Monat Oktober fiel daselbst der Thermometer Morgens nur auf 8° unter 0 der hundertheiligen Skale; in der Sonne war es den Tag über lästig heiß und die Seen und Bäche, die sich Nachts mit Eis bedecken, waren um 2 Uhr Nachmittags völlig frey davon. Mittelst künstlicher Bewässerung erhält man in dieser ungeheuern Höhe recht schöne Roggenerndten; die höchsten Felder liegen 14,900 Fuß hoch, und Gerard hält es für ganz möglich, daß noch in der Höhe von 16 — 17,000 Fuß Ackerbau getrieben werden könnte. Die Ziegen, die man hier hält, sind die schönsten im Lande; sie gehören der Art an, deren Wolle zu Shawls verarbeitet wird. 15,000 Fuß hoch fand der Reisende eine Menge fossiler Konchylien neben Kalkstein, auf Granit und Schiefer gelagert. Nordöstlich von der Grenze von Kounaouar, nahe bey einer steinernen Brücke, gelangte Gerard zu der Höhe von 20,000 Fuß, ohne auf ewigen Schnee zu stoßen. Um 1 Uhr Mittags stand der Thermometer 2° 78′ unter 0 und der Barometer 15 Zoll 1 L. hoch. Trotz der großen Höhe war es in der Sonne kaum auszuhalten, während die Luft im Schatten eiskalt war. Die Aussicht von diesem Punkt war furchtbar erhaben, unbeschreiblich. Der Reisende hatte gehofft, bis in das chinesische Gebiet sehen zu können; er sah aber blos die hohe, dürre und kahle Grenzmark, eine Reihe nackter, steiler Gipfel, auf denen kaum ein Schneestreifen bemerklich war; jede Spitze hatte aber einen Höhewinkel von mehreren Minuten, was auf eine Höhe von wenigstens 20,000 Fuß schließen läßt.

Dieses Land bleibt indessen von den Plackereyen der chinesischen, mit Regierungsvollmachten versehenen Beamten nicht verschont; mehrere Mandarine bereisten gerade die Grenze, um Taxen einzutreiben, und sie hatten, damit ihnen Niemand entgehe, alle Bergpässe mit Wachen besezt. Einer derselben, der den Auftrag zu haben schien, den englischen Reisenden zu beobachten, bewies sich sehr wohlwollend gegen ihn; er machte ihm eine versteinerte Meduse vom Ufer des Sees Mansaraomor zum Geschenk, und verabredete mit ihm auf den kommenden Frühling eine Zusammenkunft an diesem berühmten heiligen Orte.

In diesem fernen, den europäischen Naturforschern so lange unzugänglichen Lande, traf Gerard seltsamer Weise mit einem der unermüdlichsten Sprachforscher zusammen, welche die Geschichte kennt, nämlich mit einem Ungar, Namens **Esomo von Koros**. Dieser verließ im Jahr 1819 Siebenbürgen, reiste durch die Wallachei, Bulgarien und Rumelien, ging zur See nach Egypten, von da nach Syrien und über Bagdad nach Persien. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt zu Teherau drang er weiter nach Mittelasien vor, über Khorasan, Bokhara, Kabul, Kaschmir und Ladak, woselbst er im Jahr 1822 ankam. Er hatte sich jezt in Kounaouar in Tibet im Kloster Kanam niedergelassen, und lebt hier unter den Mönchen von Lamas Religion. Der Zweck dieses unermüdlichen Strebens ist die Erlernung der tibetanischen Sprache und die Untersuchung der Klosterbibliotheken dieses Landes. Er hat bereits unter der Leitung eines gelehrten Lamas große Fortschritte im Studium der tibetanischen Literatur gemacht. Vor einem Jahr war er mit einer Grammatik und einem Wörterbuch der Sprache dieses Landes, das für die Wiege des Menschengeschlechts gilt, beynahe fertig. Er hat eine Encyklopädie der Künste und Wissenschaften in vier-und-vierzig Bänden entdeckt; der medizinische Theil allein umfaßt fünf Bände. Eine unermeßliche Menge gedruckter Urkunden in den Archiven der Klöster versprechen neue, reiche Aufschlüße für Geschichte und Erdkunde. Es ist bekannt, daß die Lithographie seit undenklicher Zeit in der Hauptstadt von Tibet blüht, und die verschiedenen Theile des menschlichen Körpers finden sich auf sechszig Steintafeln dargestellt.

Es scheint, als ob sich die Wissenschaften vor der Tyrannei der Braminenkaste aus den Ebenen Indostans zurückgezogen und in die rauhen Gebirge Tibets geflüchtet hätten, wo ihre Werke bisher, der übrigen Welt gänzlich unbekannt, vergraben lagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

Nichts, selbst die Herzogin von Berry und die für sie angestellten Feyerlichkeiten und Ausstellungen nicht ausgenommen, beschäftigte uns vorigen Monat so sehr, als unser städtisches Budget für 1829, das wohl auch außerhalb Lyon Interesse hat und im Allgemeinen den deutlichsten Begriff von der städtischen Finanzwirthschaft in Frankreich gibt. Unsere ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen betragen 5.074.714 Fr., die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben aber 5.070.360 Fr. Zu dieser enormen, alle unsere Hülfsquellen verschlingenden Ausgabe sind wir durch eine unverständige Administration gekommen, die alle Jahre wie krebsartig und in einer erschreckenden Progression um sich greift. Denn 1826 betrug die Ausgabe etwas über 3 Millionen, 1829 aber schon über 5 Millionen. Wir sagen nichts über die Einnahmen, wiewohl sich wünschen ließe, daß die Stadt weniger von den Patenten einnähme. Der Pacht der Abtritte betrug 1828 schon 28.200 Fr., dieses Jahr gar 40.500 Fr. Die Verwaltungskosten der städtischen Octroy für 2.600.000 Fr. betrugen 280.000 Fr., also 11 pCt., während sie in Paris, wo ihre Perception weit schwieriger als in Lyon ist, sich nur auf 9 pCt. belaufen. Bey den Ausgaben ist gar Vieles zu bemerken. Für die katholischen Schulen sind 42.900 Fr. ausgeworfen, für die so nützlichen und sich auf die ganze Population erstreckenden Schulen des wechselseitigen Unterrichts — kein Heller. Wir werden es nie dahin bringen, daß die Verwalter unsers Guts Verwalter und Diener der Gemeinde sind. Sie gehören nicht Lyon und seinen Einwohnern, sondern einer Parthey an. Dagegen werden Millionen für unser neues Theater verschwendet. Sollten Sie glauben, daß der Ankauf des alten Theaters, sein Abreißen, die Errichtung des provisorischen Theaters und die Erbauung des großen neuen schon jetzt 2.586.014 Fr. kostet und noch wenigstens eine Million, also zusammen 3.586.014 Fr. kosten wird? Wir verfallen bey unsern Bauten in dieselben Mißgriffe, die auch anderwärts begangen werden. Hier bauen wir mit fast vier Millionen ein Theater, das in zwanzig Jahren wahrscheinlich abgebrannt seyn wird. Auf einer andern Stelle erhebt sich mit schwerem Geld eine Kaserne für die Gensd'armerie. Ist es denn so gewiß, daß wir in dreißig Jahren noch Gensd'armen in Frankreich haben werden, daß dann ein stehendes Heer vorhanden seyn wird? Wir hoffen, dieses gefährliche Werkzeug in der Hand eines eroberungs- und herrschsüchtigen Monarchen wird dann nicht mehr bestehen, und unsere Söhne werden verständiger und glücklicher seyn, als wir. Ihnen wird der weiße oder schwarze Stab eines Constabels genügen, wenn das Gesetz spricht oder wenn Ordnung und Ruhe hergestellt werden sollen. Nun vollends das ungeheure, prächtige Salzmagazin! dieß Ehrenmonument der Salzsteuer, aus großen Quadern aufgebaut, unten mit gewaltigen Säulen und Portiken, und darüber kleine Fenster, um dem Salz Luft zu lassen. Schon jetzt kostet das Gebäude doppelt so viel, als dafür bestimmt war. Ich möchte wissen, wozu es einmal dienen soll, wenn, wie es nicht ausbleiben kann, die Salzsteuer abgeschafft wird, die so drückend auf dem armen Manne und auf dem Ackerbau lastet. Es ist kein Grund vorhanden, warum sie ewig dauern soll, denn ihre Legitimität kann noch nicht viele Jahrhunderte zählen. Im Jahr 1286 wurde sie als freye Gabe bewilligt, was auch ihr Name sagt, denn gabelle heißt so viel als don. Philipp von Valois legte 1331 die ersten Salzmagazine an, und deßhalb sagte Eduard III. von ihm, er sey der Urheber des Salischen Gesetzes. — Die Eßsäle der hohen Staatsbeamten in Frankreich haben dieses Jahr ein eigenes Unglück. Sie wissen, wie es dem Minister Peyronnet damit ging. Für die Einrichtung des Eßsaals in dem erzbischöflichen Pallast hatte unser gefälliger Maire die Summe von 3000 Fr. angesetzt; der vorige Minister Martignac strich die Summe; darum fiel er auch, und Monseigneur d'Amasie, einer der fünf katalonischen Barone, ist Erzbischof von Lyon. Unsere städtischen Schulden sind in der neuesten Zeit furchtbar angewachsen. Man sieht wohl, daß unsere Verwaltungsbeamten keiner Verantwortlichkeit unterworfen sind. Wenn sie nun vollends die Preßfreyheit nicht zügelte! Wir gehen mit starken Schritten auf unsern Finanzzustand vor der Revolution zu. Im Jahr 1778 schuldete Lyon 29.175.940 Livres und außerdem noch 268.624 L. an Leibrenten oder Pensionen. Die Interessen dieser Schuld betrugen 2.411.030 L., die städtische Einnahme aber nur 2.118.142 L.; es mangelten daher 292.887 L., um die jährlichen Zinsen dieser Schuld zu zahlen. Dem Allen konnte nur ein Bankerott folgen, und dem gehen wir wieder entgegen. Die Stadt ward im Jahr 1821 von der Regierung zu einem Anlehen von 600.000 Fr., und 1827 zu einem Anlehen von 3.400.000 Fr. autorisirt, um damit viele öffentliche Bauten zu bestreiten; nun sind aber mehrere von diesen bestimmten Arbeiten noch gar nicht angefangen. Von den angeliehenen 4.000.000 Fr. sind indessen schon 3.864.508 Fr. 11 C. ausgegeben; womit nun weiter bauen? womit die Interessen der großen Schuld, womit sie selbst heimzahlen? Diese Wirthschaft, diese enormen Ausgaben und unverhältnißmäßigen Bauten werden mit der saubern Auskunft beschönigt: Wir arbeiten, bauen und verschönern für die Nachwelt, es ist billig, daß sie auch etwas von den Kosten der neuen, ihr nützlichen oder sie zierenden Anstalten trage. Wie, wenn sich nun die Nachwelt für diese Großmuth bedankte und, statt die Schulden zu zahlen, *neue für die weitere Nachwelt machte?* Aus dem Allen *geht hervor*, daß Ihre Städte in Deutschland bey größerer finanzieller Ordnung und größerer Rechtlichkeit der Beamten viel glücklicher sind.

Wir sehen hier, aller Eitelkeit ungeachtet, mit stillem Neid auf manches deutsche Land und was da geschieht. So sprach neulich unser Lyoner Journal von den trefflichen, wahrhaft freysinnigen Verordnungen, die für die Organisation der Landescollegien in Gotha und Koburg, so wie für das dortige Oberkonsistorium erlassen worden, und schloß seinen Artikel mit der Bemerkung: „Da sehen wir einen kleinen Fürsten und eine kleine Regierung, die doch vielen großen Fürsten und großen und theuren Regierungen ein schönes Beyspiel geben.“ Ein andersmal ward gerühmt, wie man in Deutschland nicht von Douaniers, Gensd'armen und dergleichen geplagt werde, wie man dort nicht nach Pässen frage und sich frey begeben könne, wohin man wolle. Wieder ein andersmal wurde die religiöse Toleranz in Deutschland, die würdige Gesinnung seiner Bewohner in dieser Beziehung, die erfreuliche Brüderlichkeit der protestantischen und katholischen Konfession, die gegenseitige Theilnahme an religiösen Feyerlichkeiten, der gemeinschaftliche Gebrauch der Kirchen u. s. w. ehrend erwähnt und Frankreich zum Muster dargestellt, wo von alle dem das Gegentheil zu bemerken ist. Es wurden dabey, was nie in diesigem Lande geschehen, in Uebersetzung passende Stellen aus Luthers Schriften angeführt, vieles gegen die Ehelosigkeit der katholischen Priester aus Deutschland wiederholt, des großen und heilsamen Einflusses der „Stunden der Andacht“ erwähnt u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 288.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. December 1829.

Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
So habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seyd ein vielgeliebter Mann.

Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Dritter Artikel.

Woran unsere heutige Bühne krankt, und was dagegen Noth thut.

Ueberall vernimmt man heut von den älteren Freunden und Kennern des Schauspiels Klagen über rückschreitenden Geschmack und Verfall der einfach edeln Bühnenkunst. Man beschuldigt die Augenlust, daß sie nur prunkendes und flitterndes Nebenwerk, den abgestumpften Sinn, daß er nur Gräuelscenen, und die übersättigte Ungeduld, daß sie schon am Anfang das Ende des Stücks verlangt. Schon darf, so sagt man, schon darf kein älteres, einfaches Meisterwerk des dramatischen Dialogs, kein talentvoller Versuch eines jüngeren Künstlers auf den Antheil des Publikums hoffen, dessen Gunst sich ausschließlich den musikalischen Vorstellungen zugewendet hat. Wie das Publikum, so wenden sich auch die aufblühenden Talente zu diesen allein beliebten und belohnten Gattungen; und das nicht gesungene, das eigentliche Schauspiel, krank und in seiner Krankheit verlassen, schleicht seiner nahen Auflösung entgegen. Der Sinn für das Wesentliche: für innere dramatische Schönheit, wird immer seltener geübt und geschärft, und die Sucht nach Augenlust und Ohrenkitzel so allgemein, daß auch der kleinste Theaterunternehmer für Musik und Gesang, für Pomp- und Prachtstücke sein leztes, unzulängliches Restchen Kraft aufwendet, und so sein Scherflein beyträgt zur allgemeinen Verwirrung des überreizten und übersättigten Geschmacks. — Ob diese Klagen übertrieben sind, soll hier nicht ermittelt werden; doch ertönen die Beschwerden von zu vielen und verschiedenen Seiten, als daß man sie grundlos nennen und durchaus nicht beachten dürfte. Dennoch thut man dieß, und Trotz diesem „Dennoch“ will ich hier — wenn auch vergebens — sagen, was Noth thut.

Nach vieljähriger Erfahrung vor und hinter den Kulissen, nach mannigfachen Besprechungen mit Künstlern und mit Administratoren, haben wir, hinschauend auf die musterhafte Reinheit, auf die ächte Vornehmheit des Wiener Burgtheaters, haben wir uns sämmtlich dahin geeinigt, daß es zur Rettung des deutschen Schauspiels nur ein einziges, zuerst zu ergreifendes Radikalmittel gibt — nämlich: Die Trennung der eigentlichen Oper von den übrigen Gattungen der dramatischen Kunst. Diese Behauptung möge zuerst durch Beantwortung folgender Frage begründet werden: Welchen Nachtheil bewirkt die jezt allgemeine Verbindung aller möglichen Gattungen auf einem und demselben Theater? — Man denke sich eine Bühne, die unter Einer Direktion, mit Ein und demselben Personal, und in Einem und demselben Hause alles das bunt durch einander gibt, was in Paris auf dem théâtre français, Feydeau, Vaudeville,

gymnase, gaité, porte St. Martin, italiens und überdieß in dem großen Operntheater dargestellt wird. Man denke sich dieß, und wende seinen Blick nur zuerst auf das rein Mechanische hin! Welch eine unübersehbare Menge von Werkstätten! Welch komplizirte Maschine! Wie viele verschiedene Bewegkräfte! Werden sie nicht störend gegen einander wirken, sich hemmen, das Räderwerk in Stocken bringen? Können sie zu allen beabsichtigten Resultaten, oder auch nur zu einem einzigen derselben führen? — Nun, und bey weitem die meisten großen und kleinen Theater Deutschlands sind in dieser verderblichen Lage. Jede einzelne derselben will allein alles das thun und treiben, was nur alle französischen Bühnen in Summe vermögen; statt dem Naturgesetze der Schwerkraft zu folgen, statt sich zu koncentriren, gibt sie sich drehend und schwindelnd der Cetrifugalkraft Preis, und fliegt nach unendlichen Richtungen auseinander. Es fehlt an Raum, an Zeit, und — wohl zu merken! weil der Bewegkräfte zu viele, zu disparate sind, heben sie einander auf. Daher, selbst bey dem besten Willen der Geschäftsführer, die steten materiellen Hindernisse, die bey der Entwerfung des Repertoriums beginnen, und in dem bodenlosen Deficit der Kasse kein Ende finden. Und wie sollte es anders möglich seyn? — Welches Resultat kann eine Kunstanstalt erzielen, die sich nach Richtungen bewegt, die sich so entgegenstreben, wie die großartige Prachtoper und die Posse, die Tragödie und Rossini, Shakespeare und das Vaudeville, und manches gediegene Alte und alles luftige Neue? Zwey Fälle sind nur möglich: entweder versucht es die Bühnenleitung, ohne Vorliebe und mit gleichem Maße, den widerstrebenden Forderungen so vieler Gattungen zu genügen — und dann werden sie alle leiden, weil auf jede derselben nur sehr kleine Bruchtheilchen von Zeit und Kraft und Antheil und Gunst kommen; oder man neigt sich vorzugsweise zu irgend einer Gattung hin, und dann dürften alle andern schon deßhalb immer mehr zurückkommen, weil die ausübenden Künstler dieser vernachläßigten Gattungen, durch den peinlichen Gedanken ihrer Zurücksetzung erst gekränkt, dann lau, und endlich aufhören würden, Künstler zu seyn. — So tritt neben das materielle auch ein geistiges Hinderniß, nämlich: die Unmöglichkeit eines Prinzips, nach welchem in diese Anhäufung des Widerstrebenden weise Ordnung, kunstgemäßes Verhältniß, Harmonie gebracht werden könnte. Wo aber ein inneres, bewußtes Prinzip, wie hier ein ästhetisches, in seiner Anwendung unmöglich wird, da tritt von außen eine blind zwingende Naturkraft ein: das Materielle, das Massenhafte wird das Uebergewicht behaupten. Und so ist es gekommen! Die Poesie muß dem in die Sinne fallenden weichen, und nur bey Pomp- und Pracht- und Lärm- und Gräuelstücken füllen sich die Häuser, aus welchen die Musen erröthend fliehen. „Die Musen ziehen nicht mehr,“ sagt der Theaterdirektor Cassius; „das ist freylich schlimm, jedoch was kümmert mich die Kunst, wenn ich nur gute Einnahmen habe!“ Der gute Mann ist ein schlechter Kalkulator. Solche große Einnahmen sind, wenn man die Kostspieligkeit der Darstellungen berechnet, nur scheinbare, nur trügerische, und ein mäßig besuchtes Stück, das keine Unkosten verursacht, trägt der Kasse bey weitem mehr ein. Ueberdieß, so wie die Raschheit eines fallenden Körpers sich im Quadrat vermehrt, so steigern sich die Anforderungen des schaulustigen Publikums an unerschwinglichen Glanz, und indem die Bühne diesem Begehren nachgibt, entsteht eine Wechselwirkung von Ueberbietung und Uebersättigung, die erst in artistischer und dann in finanzieller Hinsicht Zerstörung herbeyführt. — Das allererste Erforderniß nun, um in das wirbelnde Chaos der heutigen Anforderungen ein erstes Prinzip der Ordnung zu bringen, ist jene Trennung der großen Oper von dem sogenannten rezitirenden Schauspiele. Diese Trennung soll auf eine doppelte Weise stattfinden. Kleinere Bühnen sollen die große Oper den großen, vom Staate unterstützten Kunstanstalten ausschließlich überlassen, und sich lediglich auf das Schauspiel beschränken, in welchen Kreis sich allenfalls auch das Lustspiel mit Gesang ziehen läßt, d. h. nicht nur das Liederspiel, sondern auch jede Operette, in welcher man eher mittelmäßigen Gesang als linkisches Spiel erträgt. Die Bühne einer Provinzstadt oder einer kleineren Residenz, die den Muth und die Ausdauer hätte, sich also weise zu beschränken, würde eine ästhetische Musteranstalt gründen, würde eine neue Aera der deutschen Bühnenkunst herbeyführen und sich den Ruhm eines andern Weimars erwerben. Möchte doch nur Eine derselben zu dem Bewußtseyn kommen, wie ungenügend ihre Mittel zu jenen musikalischen Prachtdarstellungen sind, wie schwach sich immer, wie lächerlich sie zuweilen ausfallen, gewiß sie würde weder Zeit, noch Kräfte, noch Geld für ungenügende Halbheiten verschwenden, und sich lieber auf das, was sie würdig vermag, beschränken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter Starofsky.

(Fortsetzung.)

Endlich verließ Gurgin mit Weib und Tochter die Stadt Tiflis. Khodschah Schatur zeigte sich sehr bereit, auch nach ihrer Abreise seine Gastfreundschaft fortzusetzen; aber Starofsky wurde bald darauf, da immer Ersatzmannschaft in die durch Seuche und Strapazen gelichteten Reihen des russischen Heeres zu senden war, mit vielen andern nach Schirwan beordert, und kam endlich in die Standquartiere zu Kar Ekklisia.

Die Länge der Zeit und der harte Dienst hatten bey unserem Kriegsmann die Erinnerung an sein Abentheuer

zu Tiflis etwas verwischt. Die furchtbare Katastrophe seines Zweykampfs war auch aus seinen Träumen gewichen, die Erinnerung an Gurgin und seinen Freund Schatur trat mehr in den Hintergrund, und selbst die feenhafte Lieblichkeit der jungen Schuschan erschien ihm nach drey wechselvollen Kriegsjahren seltener als lichte Vision auf seiner einsamen Wache oder seinem einsamen Lager. Er war aber nicht lange in Kar Ekklisia, als die häufige Erwähnung des Dorfs Khoschanlu das Andenken an seine Freunde wieder lebhafter hervorrief. „Jezt ist es Zeit," dachte er bey sich, „meinen alten Freund Gurgin wieder aufzusuchen; ich will sehen, ob er auch zu Hause der freundliche Alte ist, wie in Tiflis. Und Schuschan, welch ein liebliches Kind war sie! Wie muß jezt die Kleine zur Jungfrau herangewachsen seyn! Es sollte mich wundern, wenn" — aber der Trommelschlag, der den jungen Soldaten zur Parade ruft, unterbricht diese angenehme, gedankenreiche Erinnerungen.

Während das Regiment bey der Abendmusterung läßig in Reihen stand und die Augen Staroskys langsam über die Umstehenden hinschweiften, fielen sie zufällig auf eine Gestalt und ein Gesicht, die alsbald seine Aufmerksamkeit fesselten. Es war ein großer Mann, in der Hauskleidung eines Offiziers, der die Insignien mehrerer Orden im Knopfloch trug; sein Gesicht, so weit er es sehen konnte, war fein gebildet, aber von finsterem Ausdruck, der vielleicht von einer hohen Pelzmütze herrührte, welche einen Theil der Züge beschattete. Allein trotz dieser halben Vermummung drang sich dem Geiste Peters der Gedanke auf, als habe er den Mann schon irgendwo gesehen; es war aber nur der dunkle Schatten eines Traums. Er musterte seine Erinnerungen, allein vergeblich; er konnte sich die Gefühle nicht erklären, die dieser Anblick in ihm erregte. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, allein er war zu ausschweifend. Ein russischer Offizier? wie abgeschmackt! Hätte er das nicht sehen müssen? es war unmöglich! Immer aber folgte sein Blick dieser geheimnißvollen Gestalt; und einmal dünkte ihm, als sey das tiefliegende Auge des Mannes mit forschendem Ernst auf ihn selbst gerichtet. Allein sein Blick hatte sich schnell wieder abgekehrt, und nach der Parade war der Fremde nirgends mehr zu sehen. Aber der seltsame Eindruck haftete in der Seele Staroskys und weckte eine Reihe von Erinnerungen, die er gerne vergessen hätte.

Nach einigen Tagen erhielt unser Soldat die Erlaubniß, seinen Freund Gurgin und dessen Familie zu Koschanlu besuchen zu dürfen. Das Dorf lag gegen acht Stunden von Kar Ekklisia in einem Thal, durch welches ein klarer, wasserreicher Fluß in stürmischer Eile dem Bembeck zuströmt. Gebirge von kühnen, majestätischen Formen, theils bis zur Spitze mit üppigen Wälden, theils mit dichten Forsten bedeckt, erhoben sich zu beyden Seiten des Thals, das tief in das Gebirge hineinlief. Starosky, der Kar Ekklisia erst Nachmittags verlassen hatte, näherte sich dem Dorfe in der lieblichsten Herbstnacht noch bey guter Stunde, während der Mond in vollem Glanze auf die gelbe Aernte schien, die theils schon geschnitten, theils sichelreif in üppiger Fülle ihn umgab. Der Weg, welcher eine Strecke weit dem Lauf des Flusses folgt, lief jezt allmählig die Anhöhe hinan, auf welcher das Dorf stand. Ein felsiger Pfad führte von der Spitze des Vorbergs hinab zu einem tiefen, mit feinem Sande umrandeten Teiche. Hier ward das Vieh getränkt, und hier wuschen die jungen Dorf-Mädchen ihre Wäsche oder schöpften Wasser zum Hausbedarf. — Die Dorfbewohner hatten sich bereits nach der Arbeit des Tages an den gemächlichen Feuerheerd zurückgezogen; doch konnte Starosky noch hie und da das weiße Gewand einer Dorfschönen in dem Mondschein schimmern sehen. Kein Laut unterbrach die Stille, als etwa das Gebrüll einer Kuh oder das Bellen eines Wachhundes. Alles lag schon von der tiefen, erquickenden Ruhe der Nacht umfangen. Selbst das Herz unsers Kriegers ward von der tiefen Ruhe und Schönheit dieser Nacht ergriffen, und er stand eine Weile stille, sich der ungewohnten Regung zu überlassen. Während er so sinnend die Scene betrachtete, unterbrach ein durchdringender Schrey von dem Wasserteich her die Stille, er wiederholte sich, plötzlich schrieen viele Stimmen durcheinander. Starosky bemerkte mehrere weibliche Gestalten, die hastig den Abhang hin zu dem Dorfe hinaufrannten; Huffschläge mischten sich jezt mit den Stimmen der Rufenden und in wenigen Minuten sah er mehrere Reisige sich eilends durch das Unterholz durcharbeiten. Ueberzeugt, daß hier irgend eine Schurkerey vorgehe, eilte Starosky, jedoch mit leisen Tritten, vorwärts, um den Reitern da, wo sie in den Hauptweg gelangen mußten, zuvorzukommen. — Die häufigen Einfälle der persischen Reiterey machten es jedem Reisenden zur Pflicht, sich wohl zu bewaffnen; Peter hatte also seine Muskete bey sich. Das Angstgeschrey tönte immer noch, aber gedämpfter durch die Luft, und man gebrauchte, wie es schien, Gewalt, um dasselbe zu unterdrücken. Alsbald ward auch ein flatterndes, weißes Gewand zwischen dem Laube sichtbar.

Es war ein Frauenzimmer, das ein Reiter in den Armen hielt. Das Abentheuer in den Ruinen zu Tiflis trat Starosky lebendig wieder vor den Sinn, und er beobachtete ruhig die Bewegungen des Reiters, entschlossen, es mit ihm aufzunehmen, als die Gefangene sich, wie es schien, dem Zwange des Reiters etwas entwand und plötzlich einen vollen, durchdringenden Schrey ausstieß, und im Namen aller Heiligen um Hülfe rief. Himmel! diese Stimme! war es ein Traum? konnt' er sich täuschen? Nein, es war — sie mußte es seyn! „Halt, Bösewicht! Halt Räuber!" rief er wüthend, auf den Reiter

zustürzend, dessen Pferd eben den Hauptweg erreichte. „Laß Deinen Raub, oder stirb auf der Stelle!“ — „Ha, zum zweyten Mal Du? Aus dem Wege, oder ich schicke Dich in die Hölle! Ho! ho! Essuf! Masseck! Haut den Schurken zusammen; auf ihn, Bursche!“ In diesem Augenblick galopirte einer der beyden Diener auf den Ruf des Gebieters den Berg heran, schwang sein Schwert und spornte sein Roß auf Starofsky; aber die Kugel des Soldaten war schneller als sein Roß, sie fuhr ihm durch die Brust, und er stürzte todt zu Boden, während in demselben Augenblick das Pferd seines Herrn, durch den nahen Knall aufgeschreckt, sich bäumte, rückwärts überschlug, und den Reiter mit der Gefangenen zu Boden warf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

(Fortsetzung.)

Durch die Bemerkungen des Lyoner Journals wäre es beynahe zum Kriege gekommen. Es erhoben sich Katholiken, die behaupteten, was man in Deutschland sehe, sey nicht Toleranz (sie schleppen sich immer noch mit dem widrigen Wort), sondern Gleichgültigkeit, die Protestanten hätten sehr unrecht, katholischem Gottesdienst beyzuwohnen, oder es gebe aus ihrem Betragen hervor, daß sie sich dem Katholizismus wieder näherten und dadurch stillschweigend eingeständen, daß sie sich nie davon hätten trennen sollen u. s. w. Wie es wahren, christlichen Männern in Frankreich geht, wenn sie sich frey von aller kirchlichen Partheyung halten, davon nur einen Beweis. Zwey würdige Lyoner Priester machten neulich eine Reise nach Paris. Dort verfügten sie sich in die Sorbonne zum Abbé Guillon, dem Verfasser der Bibliothèque des pères de l'église, um ihm für sich und die Lyoner Geistlichkeit ihre Achtung zu bezeigen. Sie waren in der Meynung, die Vorlesungen des Abbé's über kirchliche Beredtsamkeit würden von allen jungen Geistlichen in Paris sehr besucht, und da sie ihn fragten, ob sie Platz zum Hospitiren finden könnten, versprach ihnen Guillon, sie selbst in den Hörsaal zu führen und dicht an den Katheder zu setzen. So geschah es auch. Zur festgesetzten Stunde trat der Abbé unter Vortretung seines Huissiers in den Hörsaal, hinter ihm die beyden Lyoner Geistlichen. Der Saal war *leer*, und auf die Frage der Erstaunten erwiederte Guillon: „Sie werden wohl die einzigen Zuhörer bleiben, es sey denn, daß sich einige Juristen aus ihren Vorlesungen wegstehlen, um zu mir zu kommen.“ Dabey muß bemerkt werden, daß unter den sechs theologischen Professoren der Sorbonne der Abbé Guillon allein Vorträge hält, daß aber allen Seminaristen und Geistlichen in und um Paris *verboten* ist, in dieselben zu gehen.

Wir haben wieder Briefe von unserm Landsmann Bietty erhalten, aus denen ich Einiges mittheilen will. Der Brief ist vom Ende Septembers. „Seit meinem lezten Brief habe ich folgende Excursionen gemacht. Von Tirvethe ging ich nach Argos, wo ich in dem alten herrlichen Theater die Leute arbeiten sah, um es für die Sitzungen der Nationalversammlung einzurichten. Darauf wandte ich mich nach Mycene, Cleonas und Nemaea, dessen grandiose Ruinen von den kleinen Hütten und Wohnungen nicht verstellt werden, die man darum her angelegt hat. In Korinth, diesem Stein- und Marmorhaufen, auf dem Nesseln wachsen, blieb ich vierzehn Tage. Sicyon hat mich über das ganz verfallene Korinth getröstet, denn keine Stadt des Peloponnes besizt so schöne antike Trümmer. Auch ihre Lage ist gar eigen und malerisch. In vier Tagen konnte ich nicht Alles sehen, und wenn ich Zeit habe, wandere ich wieder hin. Von hier ging es, immer zu Fuß, über die Scyronischen Felsen des Isthmus. Dieser Weg wird selten eingeschlagen, wiewohl er einer der reizendsten Griechenlands ist. Auch das große Megara habe ich besucht; dann bewohnte ich einige Zeit Ajax Insel und habe sie nach allen Seiten durchstrichen. Der arme Ajax hatte ein gar trockenes Reich. Von Salamis aus, wo einst die Athenische Tapferkeit so Großes that, sah ich zum erstenmal Athen, vier Lieues weit, durch ein gutes Fernglas. Jezt bin ich wieder im Land der Manen mitten unter Aegina's unzähligen Gräbern. Als ich vom Panhellenion, dem Jupitertempel zurückkam, wurde ich krank. Mir ging es aber nicht allein so; seit Kurzem sind sieben meiner Kollegen nach Frankreich zurückgekehrt, weil sie in diesem fürchterlichen Klima nicht vom Fieber genesen konnten. Im Allgemeinen sind die Griechen ziemlich gesund; sie essen fast nichts, trinken blos Wasser, thun nichts und schlafen den halben Tag. Wer so lebt, kann dem Klima trotzen; zum Schlafen sind wir aber nicht hierher gekommen. So wie ich wieder gehen kann, denn meine Krankheit endigt mit Beulen an den Füßen, will ich vollends Aegina besuchen und nach allen Seiten durchwandern; dann kehre ich über Troezene und Epidaurus nach Argos zurück, von da will ich mich zum Stymphalischen See und den umliegenden Ortschaften wenden. Auch nach Patras gedenke ich noch zu kommen, wenn die Regenzeit nicht alles Reisen im Innern Morea's unmöglich macht. Auf den Cykladen will ich dann den Zug beschließen. Ich habe Ihnen meine Ansicht über den sittlichen und physischen Zustand der heutigen Einwohner versprochen und will Wort halten, wiewohl es nicht leicht ist, da die Griechen so gemischt sind. Im Allgemeinen ist der Grieche besser gebaut, knochiger und muskulöser als der Franzose, der Deutsche und Engländer. Er hat auch viel mehr Gewandtheit. Der Grieche läuft und springt auf Felsen, wo wir mit Händen und Füßen klimmen müssen, um uns zu halten. Französische Marineofsiziere haben mich versichert, daß unsere besten Wächter im Mastkorb den ihrigen nicht gleich kommen; sie geben ganz aufrecht auf der Brauslange ihrer einzigen Fregatte; sie machen alle Schiffsmanövers mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit, fast wie Affen. Ihren Charakter finde ich noch ganz so, wie er zu Zeiten des Themistokles war. Will man ihn recht erkennen, so muß man den Rost und Schmuz aus langen Jahrhunderten wegdenken und Angewöhnung vom eigenthümlichen Charakter unterscheiden. Ja, die Griechen sind heiter, geschwäzig, aber auch eitel, großsprecherisch, eifersüchtig und undankbar. So erscheinen sie auch durchaus in der Geschichte. Sie sind tapfer auf ihre Weise, nicht auf unsere Art; sie sind Guerilla's, weil sie im Gebirg leben, weil sie die Civilisation der Abendländer noch nicht berührt hat und weil sie dem Feinde immer an Kräften und Hülfsmitteln untergeordnet waren. Leonidas schlug sich als wackerer Guerilla bey den Thermopylen. Von der Griechen Geschicklichkeit in den Künsten darf man nichts sagen, denn seit undenklicher Zeit haben sie sie nicht geübt und jezt nicht einmal einen entfernten Begriff davon. In ihrer guten Zeit hatten die Griechen immer genug Feinheit, List und Schlauheit; diese Eigenschaften nahmen bey ihnen in der Sklaverey noch zu. In dieser Beziehung kann man sie nicht loben. Wenig Völker haben ihre Eroberer in ihren Sitten so nachgeäfft, als die Griechen, und im innern Morea, wo sie lange fast frey waren, können sie den Zwang nicht als Entschuldigung anführen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. December 1829.

Und sank und starb und freut sich noch:
„Und sterb' ich auch, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie!“

Goethe.

Gretchens Rose.

Von Immermann.

In Gretchens Kammer an der Wand
Das arme kleine Röslein stand,
Und hatte nichts zu trinken.
Im Topfe war kein Wasser drin,
Ließ fallen seine Blätter hin,
Und ließ das Köpfchen sinken.

„Ach, wie war Gretchen sonst mir gut!
Wie hegt' ich, Röslein, frischen Muth,
Ich hatte satt zu trinken.
Und gern reicht' ich ihr Blum' und Reis,
Zu schmücken Hals und Busen weiß,
Weil sie mir gab zu trinken.“

„Nun leid' ich vierzehn Tage Durst;
O wüßtest du um Blumendurst,
Du gäbest mir zu trinken! —“
Im Seufzer hört die Klage auf,
Und sterbend läßt die Rose drauf
Ihr letztes Blättchen sinken.

Und kaum, daß sie verschieden war,
Da kam, mit Myrthenzweig im Haar,
Das Gretchen frey gegangen:
„Muß doch an meinem Hochzeittag
Heut einmal wieder sehen nach,
Wie's meiner Ros' ergangen.“

Und sieht's; und ihre Wang erbleicht:
„War ich verliebt, dir konnt' ich leicht
Das bischen Wasser geben!“
Und streichelt sie vieltausendmal,
Und weckt mit Thränen ohne Zahl
Die Rose nicht zum Leben.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Die Summen, die ein vollständig gutes Orchester, ein anforderndes Personal von Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen, und Dekorationen und Kostüme, und hundert und aber hundert große und kleine Nothwendigkeiten verschlingen, vermag kein Privatunternehmer, keine Bühne einer kleinen Residenz aufzubringen; man überlasse also die Oper den größern Kunstanstalten, und bilde die Tragödie aus, die Komödie und das Singspiel, welches Letztere, beyläufig gesagt, seit der Opernherrschaft keine Darsteller hat. Diese erste Abtrennung der auf dem Schauspiel lastenden und von ihm zehrenden Oper ist nicht nur möglich, sie wird auch bald von der Nothwendigkeit herbeygeführt werden. — Nicht so nahe ist eine andere und eben so nothwendige Trennung dieser bey-

den disparaten Gattungen, die im Schooße selbst jener großen, vom Staate unterstützten Kunstanstalten sollte vorgenommen werden. Dort, wo alles großartiger, ja oft gigantisch ist, sind auch die Reibungen und Hemmungen bey weitem gewaltsamer und zerstörender. Soll dort das Schauspiel von dem materiellen Uebergewicht der Oper nicht gänzlich erdrückt, so müssen beyde total von einander getrennt werden. Dadurch gewänne man schon einerseits die technische Erleichterung einer übersehbaren Geschäftsführung, einer einfachen Gliederung derselben, und eine wohlthätige Theilung der Kräfte und Gewalten, in ökonomischer Hinsicht aber, ohne anderer Vortheile zu gedenken, einen Gewinn an Zeit, die rasch und thätig benuzt, das einträglichste aller Kapitalien ist. Diese kostbare Zeit wird aber bey jenen riesig-komplizirten Bühnen von den verschiedensten Seiten her, zugleich von Diesem und von Jenem in Anspruch genommen, so daß sie in steter Zersplitterung verloren geht, wenig Neues, weniger Erträgliches, am allerwenigsten Gediegenes erscheint, und für diesen Mißstand kein Verantwortlicher zu finden ist, indem sich Oper und Schauspiel gegenseitig die Schuld der Verhinderung zuschieben. Bey getrennten Bühnen nun würde die Zeit benuzt, die Verantwortlichkeit erzielt werden. Aber auch den höheren, den geistigen Zwecken der Kunst und der Bildung würden durch diese Trennung die richtigen Wege eröffnet und gezeigt. Denn, so wie Naturgegenstände nur dann erst, wann die Wissenschaft nach Grundgesetzen sie in Klassen und Gattungen getheilt hat, nur dann erst aufhören, eine verwirrende Anhäufung von Erscheinungen zu seyn — so auch kann die Bühne nur erst nach Trennung und Ordnung der dramatischen Gattungen sich rühmen, kein zeitvertreibendes Untereinander, sondern eine Anstalt zu seyn, die den Geschmack, den Kunstsinn und die Anforderungen des Publikums bildet. Fragt man, auf welche Weise diese Trennung vorzunehmen sey, so lautet die Antwort: nur nicht scheinbar, sondern unbedingt und vollständig: zwey von einander unabhängige Direktionen, und also getrennte Bühnen, getrenntes Personal, getrennte Kassen. Wird die Scheidung nicht in allen Theilen bewirkt, findet irgendwo noch Berührung statt, so wird, wie bey allen halben Maßregeln, das Uebel nur schlimmer werden. Hiemit soll aber nicht gesagt seyn, daß, in sofern beyde Bühnen Staats- oder Hofanstalten wären, nicht auch beyde unter der Oberaufsicht eines Generalintendanten stehen könnten; so jedoch, wie dieses in Paris sich gestaltet, wo jene Oberaufsicht die innere Machtvollkommenheit der einzelnen Direktoren weder lähmt noch störend durchkreuzt. — Was nun die Ausführbarkeit solcher Trennung betrifft, so stellen die Gegner zwey Gründe der Unthunlichkeit auf, und — sonderbar! — zwey Gründe, die sich widersprechen: bald sagen sie, die große Oper könne sich allein, ohne das Schauspiel, nicht pekuniär erhalten; bald sagen sie, das Schauspiel könne dieses nicht ohne die große Oper. — Oder meynt man etwa damit, daß sie sich gegenseitig stützen und tragen? — dagegen spricht die Erfahrung. Bey allen Theatern, wo diese Gattungen alternirten, sind beyde entweder unzulänglich und verkümmert erschienen, oder sie haben — wie an der Wien, in Leipzig und im Pariser Odeon — die Auflösung der Anstalt herbeygeführt. Die unläugbare, thatsächliche, historische Wahrheit ist aber die: daß zu keiner Zeit und an keinem Orte die eigentliche große Prachtoper sich durch sich selbst, ohne Unterstützung vom Staat erhalten hat. Das schlagendste Beyspiel gibt die Pariser große Opera: sie hat das größte Auditorium, die theuersten Eintrittspreise; das Haus ist, bey der Menge neugieriger Fremden, in der Regel gepfropft voll, alle andern Theater der Stadt, zehn bis dreyzehn an der Zahl, müssen ihr von ihren Brutto-Einnahmen bedeutende Prozente zahlen, und dennoch ist die Regierung genöthigt, diese Anstalt — man sagt mit zwey Millionen Franks, wir wollen aber nur die Hälfte annehmen — zu unterstützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter Staroſsky.

(Fortsetzung.)

Alles andere vergessend, flog Staroſsky auf das Mädchen zu, welches, von Schreck und dem Falle betäubt, besinnungslos da lag, sich zum Glück aber von dem Rosse und dem Reiter losgemacht hatte. Er hob sie sanft in seine Arme und suchte sie zu erwecken. Doch ein zweyter Reiter, der herbeysprengte, erinnerte ihn an seine gefährliche Lage. Er legte das immer noch bewußtlose Mädchen auf die Erde nieder und lud eilig sein Gewehr, während der Reiter seinem Herrn zu Hülfe herbeyflog, ihn von dem gefallenen Rosse losmachte und aufhob. „Fort, wenn Euer Leben Euch lieb ist!“ rief Staroſsky, jezt zu ihrem Empfange bereit. „Hört! das Dorf ist in Allarm! Euch wird der Lohn Eurer Thaten!“ — „Welcher Teufel treibt Dich,“ brüllte eine tiefe Stimme, „meine Wege zu durchkreuzen? Zwey Mal bist Du zwischen mich und meine Beute getreten! aber merke Dir! meine Zeit wird kommen!“ Während der Räuber diese lezten Worte zwischen den Zähnen murmelte, und mit entblößtem Haupt, von den Strahlen des Mondlichts beschienen, seinen Blick auf den erstaunten Staroſsky heftete, erkannte dieser das Gesicht desselben Ruchlosen, den er in den Ruinen zu Tiflis zu Boden geschlagen hatte, und über der linken Braue noch den Hieb von seiner Hand, der, jezt zur breiten Narbe geworden, den boshaften Blick des wilden, aber schönen Gesichts noch gräßlicher machte.

Jezt nahte der Allarmruf der Dorfbewohner, Lichter flimmerten durch das Gesträuch und das Getöse der Tritte kam näher und näher. Das Pferd des Räubers war wieder auf den Beinen, und wie er sich wandte, um aufzusteigen, bemerkte Starofsky, daß sein rechter Arm bewegungslos an der Seite hing; er hatte ihn im Sturze gebrochen. Er griff jedoch mit der Linken das Pferd bey der Mähne und schwang sich in den Sattel, saß aber nicht so bald fest, als er eine Pistole aus der Halfter zog, und sie mit dem Ruf: „Nimm das zum Lohn!“ auf Starofsky abfeuerte, und dem Pferde die Sporen in die Seiten stoßend, in vollem Galopp dahinsprengte. Der Knall von Starofskys Flinte folgte sogleich, aber die Ueberraschung und das ungewisse Licht ließen ihn nicht genau zielen, die beyden Räuber, Herr und Diener, flohen und waren bald aus dem Gesichte verschwunden; Starofsky warf jezt seine Waffe weg und hob das immer noch besinnungslose Mädchen wieder auf, als mehrere Dorfbewohner aus dem Dickicht hervorstürzten. „Halt!“ rief Peter; „wenn Gurgin Burdik unter Euch ist, so trete er vor, Peter Starofsky ruft ihn!“ Bald hörte man eine Stimme, die Peter wohl bekannt war, und die Menge wich zurück, um dem alten Gurgin Platz zu machen, der mit bebender Stimme fragte, was aus seiner Tochter geworden sey. „Alter Freund,“ sprach Peter, „empfangt Eure Tochter zum zweyten Male aus Starofskys Händen.“ Mit diesen Worten drückte er das jezt wieder auflebende Mädchen sanft an seine Brust und legte sie dem Vater in die Arme.

„Starofsky!“ rief halblaut das Mädchen; „so war es denn kein Traum? es war wirklich seine Stimme, die ich hörte — Starofsky, Ihr also habt mich aus den Händen dieses Furchtbaren errettet?“ — „Ja, liebliche Schuschan, Euer alter Freund Starofsky ist immer so glücklich, Euch einen Dienst zu leisten.“ — „Glaubte ich doch, vor dem furchtbaren Fall eine bekannte Stimme zu hören, die den Räuber anrief; wo bin ich nun?“ — „In Deines Vaters Armen, theuerstes Kind,“ rief der alte Gurgin; „und Gott segne Dich tapfren Retter, wackerer, treuer Starofsky!“ Der alte Mann umarmte, während seine Tochter ihn immer noch umschlungen hielt, den Soldaten, und die Dorfbewohner führten sie im Triumph in ihre Wohnung.

„Gottes Segen und der des heiligen Gregors begleite Dich, theurer Starofsky!“ sprach Gurgin, als sie ihr Haus erreicht hatten; sey uns zum zweyten Mal willkommen, dem ich zum zweyten Mal das Leben unsrer Tochter verdanke.“ — „Ja, Gott segne ihn,“ wiederholte die Mutter, „und möge ihn niemals Herzeleid treffen, der unsere Herzen heute Nacht also erfreute!“ — „Aber was soll das? Wer von euch ist verwundet?“ fiel der Vater ein und starrte bestürzt seine blutbefleckten Kleider an. „O Gott, mein Kind, Du bist verwundet?“ — „Ach, nein doch, Vater,“ erwiederte das Mädchen. — „Gott, nein — Starofsky,“ rief sie erblassend; „sie haben ihn getödtet! seht, wie er blutet!“ Nun erst erinnerte sich Peter, daß er bey dem Abfeuern des Räubers eine leichte Erschütterung in seinem linken Arme gefühlt habe. Zu ihrem Troste fand sich jedoch, daß ihm die Kugel blos eine leichte Fleischwunde geschlagen hatte; aber die ängstliche Sorglichkeit der liebenswürdigen Schuschan entging unserm jungen Krieger nicht und erregte die süßesten Gefühle in seinem Busen. Nun ging es an Fragen und Muthmaßungen. Die Dorfbewohner hatten auf den ersten Lärm einen Einfall der Perser von der nahen Grenze gemuthmaßt; aber einige Mädchen, welche bey Gurgins Tochter waren, als plötzlich die Räuber aus dem Dickicht auf sie losstürzten, behaupteten, sie haben nicht persische, sondern georgische Kleidung getragen; auch seyen ihrer blos drey gewesen. Diese Umstände machten die Sache nur räthselhafter, und es gelang Niemanden, eine nur wahrscheinliche Erklärung zu geben.

Peter brachte die Zeit seines Urlaubs bey Gurgin und seiner Familie zu, welcher er durch seine Offenheit und heitere Laune von Tag zu Tag lieber wurde. Starofsky, seinerseits, wurde von Stund zu Stunde von der Schönheit der Tochter mehr gefesselt, und sie legte, sey es aus Dankbarkeit oder einem wärmeren Gefühle, gegen ihren Retter viel von der Sprödigkeit und Schüchternheit ab, welche den jungen Armenierinnen eigen sind, und behandelte ihn mit offener, unbefangener Vertraulichkeit, wie ein Glied der Familie.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Das kleine englische Fahrzeug, der Chanticleer, das im verflossenen Sommer die Australländer besucht hat, ist zu Ende Juli's am Cap der guten Hoffnung vor Anker gegangen, und man erhält so eben Berichte über seine Reise. — Die Ausrüstung blieb zwey Monate lang auf dem Staatenland, an der Südspize von Amerika, liegen und benuzte diese Zeit zu physischen und naturhistorischen Beobachtungen in diesem fast noch ganz unbekannten Lande. Die Staateninsel besteht aus steilen, zweytausend Fuß hohen, bis an den Gipfel mit Wald bewachsenen Bergen. Am Fuß der Berge ist der Boden sehr sumpfig. Die Kälte, welche man gemeiniglich den Südpolländern zuschreibt, scheint sehr übertrieben angegeben worden zu seyn; die mittlere Temperatur der Insel ist zwar beständig niedrig, aber beynahe unveränderlich; der Unterschied beträgt in vierundzwanzig Stunden kaum 4 — 5° Fahrenheit. Die Sommer sind nicht heiß, aber die Winter auch nicht kalt. Dagegen scheint es das Land der Winde und Stürme zu seyn; es vergeht kein Tag, wo es nicht regnet, und die Windstöße hören fast nicht auf. Der Barometer steht fortwährend sehr tief, elektrische Erscheinungen sind sehr selten; der Wind bläst fast immer von West. Der Winter dauert nicht so lang als in Nordamerika; vom November an, der unserm Mai ent-

spricht, entwickelt sich die Vegetation mit Kraft und selten sieht man noch Schnee in den Niederungen. — Die Expedition besuchte sodann die Insel oder den Kontinent, der vor drey Jahren entdeckt wurde und den Namen Neu-Shetland erhielt. Man sah im Innern des Landes sehr hohe Berge, die gegen zwölf geogr. Meilen von der Küste entfernt schienen. Die Küsten zogen sich so weit hin, daß sich der Flächenraum dieses Landes durchaus nicht schätzen ließ. Bey einem Vorgebirge unter 63° 45′ der Breite und 60° der Länge angelangt, nahm das Fahrzeug im Namen Englands Besitz vom Lande. Hier wurde es von Eisblöcken umzingelt, die drey- bis vierhundert Fuß hoch und mehr als tausend Fuß lang waren, und sah sich genöthigt, in einer Bucht der Insel Deception Zuflucht zu suchen. Es ist dieß ein ganz vulkanisches Eiland, ein Chaos von Asche, Felsen, Schnee und Eis, ohne eine Spur von Vegetation. Diesen Ort, wohl einen der furchtbarsten auf der Erde, bewohnen Myriaden von Penguins, die aus Mangel an Nahrung einander selbst auffressen. An mehreren Stellen sieht man den Boden meilenweit mit diesen Vögeln bedeckt.

In den südlichen Polarmeeren fand dieses Jahr ein ungewöhnlich starker Eisgang statt. Schon zu Ende Aprils sahen englische Fahrzeuge 50 geogr. Meilen vom Cap Treibeis von außerordentlicher Größe. Ein Schiff der ostindischen Kompagnie traf unter 39° Breite und 48° Länge zwey 150 Fuß hohe Eisberge, die zwey Meilen im Umfang hatten; ihre Seiten hatten tiefe Spalten und glänzten an einigen Stellen wie raffinirter Zucker, während sie an andern Kalksteinfelsen glichen. Diese Berge waren von Eisschollen umgeben, die wohl losgerissene Stücke derselben waren, und an denen die See heftig brandete.

Man hört, die Nordpolexpedition sey ohne Unfall bis zum 67° der Breite vorgedrungen. Das Dampfschiff hatte sich auf dem stürmischsten Meere der Erde gut gehalten. Nur hatte es, als es bey Spitzbergen anlegte, durch einen Windstoß seinen Hauptmast verloren, und der Kapitän wäre sehr in Verlegenheit gewesen, wie er ihn in einem Lande, wo man nicht Holz zu einem Hackenstiel findet, ersetzen sollte, hätte es nicht der Zufall, gleich seltsam und glücklich, gefügt, daß man just zur rechten Zeit auf ein englisches Fahrzeug stieß, das vom Eis eingeschlossen und von der Mannschaft verlassen worden war. Man nahm nun von diesem Schiffe nicht allein einen Mast und Lebensmittel, sondern machte sogar ein Eskorteschiff daraus.

Zu Liverpool ist ein eisernes Schiff gebaut und vom Stapel gelassen worden. Es ist 60 Fuß lang, 13 breit; es trägt 90 Tonnen. Außen ist es überall mit einem fest haftenden Firniß überzogen, der das Rosten verhindern soll. Man bemerkte mit Erstaunen, daß dieses Fahrzeug weniger tief geht, als ein hölzernes vom gleichen Tonnengehalt, und es soll auch weniger kosten. Gleichfalls zu Liverpool ist ein Dampfboot gebaut worden, das den Unionskanal in Irland zwischen Dublin und Limerick befahren soll. Es ist auch ganz aus Eisen; außerhalb des Wassers gleicht es völlig zwey am Verdeck verbundenen Schiffen. Die Räder befinden sich nicht an den Seiten, sondern in der Mitte zwischen beyden Schiffen, damit sie arbeiten können, ohne den Wänden des Kanals zu schaden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, November.

(Fortsetzung.)

„Im Ganzen," schließt Bietty seinen Brief, „sind die Griechen ein gutes, natürliches Volk, ohne Blutdurst und Rachsucht. Es sind noch immer dieselben Griechen, die, als die Römer ein Amphitheater mit Gladiatorenkämpfen bey ihnen einrichten wollten, den rohen Männern antworteten: „Stürzt zuerst den Altar der Misericordia um." Ich zweifle nicht, daß Griechenland durch Freyheit und Unterricht eine recht liebenswürdige und umgängliche Genossin der andern europäischen Völker werden wird, wenn es die andern Nationen ganz von der Sklaverey befreyen, in der das Land Jahrhunderte lang schmachtete."

Ein anderer Lyoner, Mitglied der topographischen Kommission, hat vom 4. Oktober aus Argos geschrieben: „Unsere topographische Kommission besteht aus zehn Offizieren, die aus dem Artillerie-, dem Geniekorps und aus dem Generalstab der Armee genommen sind. Sie steht unter der Leitung des Majors Barthelemy. Um sich in die Arbeit zu theilen, ist Morea in fünf Abschnitte zerlegt worden. Mir fiel einer der größten und schwierigsten zu, der aber eben der interessanteste ist, weil in ihm die griechische Regierung ihren Sitz hat. Ich arbeite hier mit einem Offizier des Generalstabs. Fragen Sie, was wir für Städte gefunden haben? so ist die Antwort ganz einfach: Aschen- und Schutthaufen, aus denen menschliche Gebeine, Lumpen und andere Trümmer hervorragen. Heißhungrige Schakals und einige vom Elend fast aufgezehrte Menschen sind die Einwohner. Lange sahen wir von Griechenland nichts als Kaufleute von den jonischen Inseln, Maulesseltreiber, messenische Schäfer, mainottische Palikaren und einige reguläre Soldaten. Ich habe mich nie auf meinen Wanderungen bewaffnet; dieß wäre auch ganz unnütz gewesen, denn nirgends gibt es Gefahren. Ich habe Morea und die Inseln nach allen Richtungen ohne Waffen und ohne andere Empfehlung, als die mir meine Eigenschaft als Franzose gab, durchstreift, überall fand ich bey den Griechen Resignation, Vertrauen auf Gott, Gastfreundschaft und Mitleid. Es finden sich bey ihnen gewiß alle Elemente eines tüchtigen Volkes. Wir leben wirklich wie Nomaden, immer unter Zelten, ziehen über Berg und Thal, zeichnen, triangulieren, messen die Höhe der Berge und sammeln statistische Nachrichten; und dieß Alles unter einem glühendheißen Himmel. Im Juli hatten wir im Schatten gewöhnlich 40°; diese Hitze war auch unserer topographischen Kommission sehr schädlich. Von den zehn Offizieren, aus denen sie bestand, sind zwey todt und zwey immerwährend krank, und einen fünften hat beynahe der Schlag gerührt; ein sechster erholt sich nur langsam von einer schweren Krankheit; nur ich und drey andere Offiziere widerstanden dem Fieber und dem fremdartigen Klima. Die Landeseinwohner leiden übrigens daran, wie wir. Jährlich raffen intermittirende Fieber eine Menge Menschen weg. Die Dankbarkeit der Hellenen gegen die Fremden, welche ihnen zu Hülfe kommen, hat dem Orden des Erlösers seine Entstehung gegeben; er ist blos für die Philhellenen bestimmt, und von den Griechen selbst trägt ihn nur der Präsident Capodistrias. In Argos, der Geburtsstadt Agamemnons, hat die Nationalversammlung den Orden gestiftet. Sie hielt ihre Sitzungen in einem halbrunden, von Bäumen beschatteten Saal am Fuß eines römischen Amphitheaters, dessen Stufen in den Felsen eingebauen sind. Ich würde Ihnen Genaueres von Argos berichten, wenn die Beschreibung eines großen, halb zerstörten Dorfs aus Lehmhütten interessant seyn könnte."

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigungen.

In Nro. 283 des Morgenblatts in L. Uhlands Lied: Bertran de Born, vierte Strophe, statt: und da sang von ihr der Bote, lies: vor ihr. Ebendaselbst statt: Sehnsucht laut, lies: Sehnsuchtlaut.

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. December 1829.

Ihr sehet, wie der Tag sich bald bewölkt;
Ich fürchte diesen raschen Streich des Grolls;
Gott gebe, daß ich nothlos zaghaft sey!

Shakespeare.

Peter Staroſsky.

(Fortsetzung.)

Unser Soldat kehrte, so oft es sein Dienst erlaubte, nach Khoschanlu zurück und bekam bald Gelegenheit, das Band, das ihn bereits an diese Familie fesselte, noch fester zu knüpfen, denn das Dorf Khoschanlu wurde als Vorpostenstation zu Bewachung der Bewegungen der Perser auf dieser Seite ausersehen, und Peter, durch Begünstigung seiner Offiziere, dahin beordert.

Peters und Schuschans gegenseitige Zuneigung blieb nicht lang verborgen. Daß ein vermöglicher armenischer Pachter in die Verbindung seiner Tochter mit einem russischen gemeinen Soldaten willigen sollte, war unter gewöhnlichen Umständen nicht wohl denkbar; aber die außerordentlichen Ereignisse, welche unsern Soldaten in die Familie des armenischen Aeltesten geführt und die Fortsetzung ihrer Bekanntschaft begünstigt hatten, mußten die Ungleichheit der beyderseitigen Glücksumstände so ziemlich aufheben. Gurgin war in seiner Art ein reicher Mann, und konnte Peters Entlassung aus dem russischen Heere leicht auswirken, wenn er ein Glied der Familie zu Khoschanlu werden und ihr häusliches Glück theilen wollte. Zwar ward hievon noch nicht ausdrücklich gesprochen, aber der Vater schien solchen Gedanken bey sich Raum zu geben und stillschweigend, wenn auch nicht ausdrücklich, das Verhältniß gut zu heißen, und Staroſsky, glücklich und heimisch im Familienkreise, drang auf keine Erklärung, welche möglicher Weise seinen Wonnetraum zu nichte machen konnte. Allein endlich kam der Tag, wo der russische Wachposten seinen Zweck erreicht hatte und von Khoschanlu wieder abgerufen ward. Staroſsky mußte von seinem bequemen Quartier und der Gebieterin seines Herzens scheiden; allein dieser unerfreuliche Wechsel war nicht das einzige Unangenehme, das er erfahren sollte. Einige Tage nach seiner Rückkunft nach Kar Ekklisia bemerkte er, als er über einen Theil des Paradeplatzes vor dem Quartier des Generals ging, unter der Menge der hier Wandelnden denselben Offizier, dessen Erscheinung nach seiner Ankunft auf dieser Station seine Aufmerksamkeit so sehr gefesselt hatte. Er trug dieselbe militärische Hauskleidung, dieselbe Pelzmütze bedeckte seinen Kopf und beschattete sein Gesicht, dieselben Orden hingen ihm an der Brust; aber er trug den rechten Arm in der Schlinge. Eine seltsame, unerklärliche Regung von Widerwillen bemächtigte sich unsers Soldaten beym Anblick dieses Mannes. Wie stieg aber dieses Gefühl, als sich bey einer plötzlichen Bewegung des Kopfes die Mütze zurückschob, und er unter ihr das trotzige Auge und den unheimlichen Blick des Räubers gewahrte, den sein Arm in Tiflis zu Boden gestreckt, dem er zu Khoschanlu den Weg vertreten, und aus dessen verbrecherischen Händen er zwey Mal seine theure Schuschan gerettet hatte. Staroſsky war wie vom Donner gerührt; dieser Räuber war also ein russischer Offizier. Der Mann, der zwey Mal spitzbübischer Weise ein hülfloses Mädchen angefallen, war sein Oberer, konnte ihn leicht eines Tags unter seinen unmittelbaren Befehl

bekommen. Er schauderte bey diesem Gedanken. Und wie er so in den Boden gewurzelt dastand und immer noch auf seinen Feind hinstarrte, warf dieser auf ihn einen kalten Blick des Hasses und tückischen Frohlockens, ging vorüber und verschwand.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, seine Entdeckung nicht sogleich seinen Obern anzuzeigen, sondern sich von der Identität der Person noch mehr zu überzeugen. Er erfuhr nun, daß der gefürchtete Mann Sohn eines Kabelischen Häuptlings von einiger Bedeutung sey, und als wirklicher Offizier in russischen Diensten stehe; die Regierung, um den Vater für sich zu gewinnen, habe dem Sohne den Kapitänsrang bey einem Korps ertheilt, das einige widerspänstige Stämme in jenem Landstriche zum Gehorsam bringen sollte. Ein Theil dieses Korps hatte man zur Verstärkung des Hauptheers an sich gezogen, und der junge Tsch — ky war mit demselben nach Kar Ekklisia gekommen. Er stand im Ruf eines wilden, gefühllosen, ausschweifenden, aber kühnen und unternehmenden jungen Mannes; man übersah seine Ausschweifungen, theils wegen seiner bessern Eigenschaften, theils auch wegen des politischen Einflusses, den sein Vater übte. Keine tröstliche Aussicht für Starofsky, der nun sowohl für sich als auch für seine Freunde ernstlich zu fürchten begann. Auch währte es nicht lange, so bemerkte er, wie er nach und nach die Zielscheibe einer Reihe kleinlicher Verfolgungen wurde. Man legte ihm Schlingen zu geringern Dienstvergehen, wobey immer Leute zur Hand waren, die sich darüber beklagen und seine Bestrafung bewirken mußten. Ohne zu wissen warum, sank er allmählig in der Gunst seiner Offiziere und Kameraden.

Daß er all dieses dem Einflusse Tsch—kys zuzuschreiben habe, fühlte Starofsky nur allzuwohl; aber sein Gegner hatte seine Plane zu vorsichtig angelegt, um sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, und unser junger Soldat verdoppelte nun seine Aufmerksamkeit auf alle Theile seines Dienstes und seine Wachsamkeit auf die Bewegungen seines Gegners. Starofskys Hauptmann allein widerstand jenen ungünstigen Eindrücken; er hatte seine Redlichkeit sowohl als seinen Muth erprobt, und die unbedeutenden Dienstversehen, welche man ihm Schuld gab, vermochten nicht das Andenken an seine Ausdauer und Zuverläßigkeit in der Stunde der Gefahr zu verwischen. Aber sein Feind blieb nicht bey diesen kleinen Plackereyen stehen.

Der Frühling war herbeygekommen, und man schritt zu neuen Kriegsoperationen. Der strenge Dienst hatte Starofsky geraume Zeit verhindert, seine Freunde in Khoschanlu zu besuchen; endlich aber erhielt er Erlaubniß, ein Paar Tage bey ihnen zuzubringen, und war eben im Begriff dahin abzugehen, als er in seinem Zelt durch eine Korporalswache verhaftet und unverzüglich vor die versammelten Offiziere seines Regiments gebracht wurde. Schon der feyerliche Ernst der Versammlung hätte ihm gesagt, daß die gegen ihn vorgebrachte Anklage von höchster Bedeutung sey; wie groß aber war seine Bestürzung, als er eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt ward; er sollte den Sirdar *) von Erivan aufgefordert haben, einen Angriff auf gewisse Dörfer und Vorpostenstationen der Russen zu machen, welche unvertheidigt seyen. Starofsky war wie vom Donner gerührt. „Guter Gott!“ rief er kummervoll; „ich bin angeklagt, mit den Persern zu verkehren? ich, der ich mein Vaterland so sehr liebe, der ich gegen die elenden Perser so oft schon gefochten habe! Es ist nicht wahr! Ich schwör' es bey der heiligen Jungfrau! Es ist schändlich gelogen! Aber wo sind Eure Beweise? Wer ist mein Ankläger?“ — „Kapitän Tsch—ky tretet vor!“ versetzte ernst der Präsident. Starofsky erblaßte, als sein Todfeind öffentlich als Zeuge gegen ihn auftrat. Die Veränderung in seinem Gesicht fiel den Mitgliedern des Kriegsgerichts auf und brachte sichtbar einen dem Gefangenen nachtheiligen Eindruck hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Oberbefehlshaber der Gränzdistrikte Persiens nächst dem russischen Gebiete.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Beschluß des dritten Artikels).

Ein gleiches Verhältniß findet in nicht wenigen deutschen Residenzen statt: nicht nur daß die Oper dort vom Staate oder vom Hofe dotirt ist, sie erhebt auch eine bedeutende Abgabe von dem mit ihr verbundenen Schauspiele; mit dem Unterschiede nur, daß diese Abgabe in Paris eine *direkte*, in Deutschland eine *indirekte* ist. Gerade dieß aber bestreitet man, und freylich müßte der Beweis dafür aus vielfach langen Zahlenreihen der getrennten Ausgaben und Einnahmen für Oper und Schauspiel gezogen werden. Aber man versuche es: man trenne, vorläufig nur für wenige Jahre, beyde Gattungen. Das Schauspiel mache gar keinen Anspruch auf Zuschuß, überlasse die übliche Dotirung ausschließlich der Oper, und es wird ungestört, bey verdoppelter Liebe und redlichem Fleiße, nicht nur bestehen, sondern in künstlerischer wie in ökonomischer Hinsicht gedeibliche Früchte tragen. Die Oper dagegen wird den schönen Vortheil haben, in unvermischter Reinheit, wie es einer großen fürstlichen Kunstanstalt zukommt, dazustehen, fern von der nicht ziemlichen Nähe der Lokalposse, fern von der Tragödie, deren dunkle Schrecken nicht geeignet sind, glänzende Hoffeste zu verherrlichen. — Fragt man aber: wie sollen sich die Häuser füllen, wenn z. B. drey Mal wöchentlich große Oper, und zugleich täglich

Schauspiel stattfände? so ist hierauf Folgendes zu erwiedern: Es gibt in den größern Städten Deutschlands ein Publikum, ein jezt vom Theater zurückgezogenes, aber stimm- und urtheilsfähiges; es ward theils von früheren Bühnen, theils in andern Kunstregionen gebildet. Dieses Publikum wieder in das Theater zu bringen und in und durch sich selbst zu vermehren, ist die Hauptaufgabe einer neuen Direktion, und sie beginnt sie zu lösen, wann sie die heterogenen Gattungen so scheidet, daß jeder weiß, was er zu erwarten hat. Alle Gattungen werden dadurch gewinnen: die große Oper, weil man nicht Tags zuvor in demselben erhabenen Raum ein Lustspiel oder ein Vaudeville sah, das Schauspiel, weil es nichts weniger als die Zuschauer der großen Oper brauchen kann, weil jenes heut zurückgezogene, sein eigentliches, Publikum ihm zuströmen wird. Welchen Einfluß aber bestimmte Lokale auf die Darstellung bestimmter Gattungen ausüben, wie sie das Publikum so wohlthätig für die Kunst scheiden, und ganz verschiedene Zuschauermassen bilden, das beweisen die Pariser und Wiener, nach dramatischen Gattungen getrennten Bühnen. — Alle, ihre Kunst wahrhaft liebenden Schauspieler größerer Bühnen werden die faktische Wahrheit dessen, was ich hier vorbrachte, bezeugen; sie werden, vertrauungsvoll aufgefordert, für die Nothwendigkeit der oben vorgeschlagenen Trennung sich erklären; im Schooße der Verwaltung aber wird sie — selbst wenn die theoretische Richtigkeit nicht bestritten werden kann — doch immer als praktisch-unausführbar bey Seite geschoben werden. Wer sich nicht überzeugen lassen will, und dazu seine eigenen Gründe hat, den werden fremde Gründe, auch dann selbst, wenn sie ihn überzeugen, doch nicht überzeugen. Ueberdieß aber kann hier, im Gebiet der absolut-praktischen Ausführung, nur ein kräftiger Wille, keineswegs eine Deduktion den Beweis führen. Ein kräftiger Wille nur kann hier die wirklichen und vorgespiegelten, die natürlichen und die fabrizirten Hindernisse besiegen. Indessen bin ich von der Nothwendigkeit dieser Maßregel so überzeugt, daß sie mir gewiß ist wie Leben und Tod. Daß sie aber früher, als im äußersten Nothfalle möge ergriffen werden, dieses ist, als thätiger Freund der Bühne, mein sehnlicher Wunsch, und nur deßhalb habe ich das Resultat, so wohl eigener als fremder, überdachter und besprochener Erfahrung öffentlich mitgetheilt.

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

3.)

Hannover, 10. März 1779.

Meine Abhandlung von der Einsamkeit ist zu Anfange des Januars in Hannover ans Licht getreten. Schon ist eine zweyte Auflage in Leipzig unter der Presse. Diese Schrift hat in Deutschland einen tiefen Eindruck gemacht; sie ist von allen Menschen bis zu den Thronen gelesen worden und in Hannover haben meine Feinde entsetzlich dagegen gelärmt. Die größten Philosophen von Deutschland haben mir hingegen ihren Beyfall mit einem Feuer bezeigt, über das ich erstaunte, und mit dem gleichen herzerhebenden Beyfall beehrten mich außer vielen andern hohen Personen der Herzog und die Herzogin von Braunschweig, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Braunschweig und die Königin von Dänemark. Aber, eben wie in der Schweiz, habe ich alle kleinen Geister gegen mich, nur mit dem Unterschied, daß diese hier meine Feder ganz entsetzlich fürchten. Ein allgemeiner Lärm entsteht in Hannover, so oft etwas von mir in das Hannöverische Magazin kommt, welches hier beynahe von jedem Menschen gelesen wird und worüber also Jeder, von dem Minister bis zur Dienstmagd, sein Urtheil spricht. Je gröss er der Lärm ist, desto mehr belustigt mich derselbe. Ob ich gleich die größere Anzahl gänzlich gegen mich habe, so ist doch bey alle dem nicht die allergeringste Gefahr, denn der Minister des Polizeywesens, Freyherr von Gemmingen (der mir das Schreiben allein verbieten könnte), ist mein großer Patron und dankt mir jedesmal schriftlich auf die allerverbindlichste Art, daß ich nicht nur Arzt für den Körper, sondern auch ein Arzt der äußerst gebrechlichen Seelen seyn wolle. Der König liest Alles, was ich schreibe, bezeigt, wenn hier Alles dagegen schreyt, seinen höchsten Beyfall, liebt die Satyre und lacht dabey so herzlich, als Sie über manchen Zug meiner Schriften gelacht haben.

Ueber den Salzgehalt des mittelländischen Meeres.

In das mittelländische Meer strömt beständig vom atlantischen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar eine ungeheure Wassermenge herein, welche nebst den einströmenden Flüssen das Wasser ersezt, das fortwährend durch die Verdünstung verloren geht. Durch die Verdünstung kommt aber bekanntlich blos süßes Wasser weg, während der Meerstrom blos gesalzenes hereinführt. Wie kommt es nun, daß die chemische Zusammensetzung dieses Meeres fortwährend gleich und mit der des großen Oceans übereinstimmend bleibt? Der natürlichste Gedanke ist, daß der Ueberschuß von Salz jeden Augenblick durch einen Gegenstrom in der Tiefe hinausgeführt wird. Da nun dieser Gegenstrom, wenn er vorhanden ist, blos einen Theil des eingeströmten Wassers wieder hinausführt, indem der andere durch Verdünstung weggeht, dagegen alles überschüssige Salz entfernen soll, so muß er in gleicher Wassermenge mehr Salz enthalten, als der obere Strom. Bis jezt fand man aber zwischen den obern und den untern Schichten des Wassers im Mittelmeere durchaus keinen Unterschied; das Wasser war aber wohl immer nicht tief ge-

ung geschöpft worden, denn vor einiger Zeit entdeckte der englische Chemiker Wollaston in einer Quantität Meerwasser, das 670 Faden, oder 1225 Meter tief, und nur 50 Meilen diesseits der Meerenge geschöpft war, wirklich viermal mehr Salz, als das Wasser an der Meeresfläche enthält. Ein nach diesem Verhältniß zusammengesezter Gegenstrom von gleicher Breite und Tiefe, wie der obere, braucht blos den vierten Theil der Geschwindigkeit des lezteren, um in jedem Augenblick eben so viel Salz auszuführen, als dieser einführt, und dadurch der Anhäufung der Salzes vorzubeugen. Das Resultat bleibt dasselbe, wenn bey gleicher Geschwindigkeit der tiefere Strom viermal weniger Wasser hat als der obere.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

(Fortsetzung.)

Die Anwesenheit der heitern, lebenslustigen Neapolitanerin, der Herzogin von Berry, hat unsere Stadt für einige Tage aufgeregt und auf eine ganz andere Art beschäftigt, als vorigen Monat die Ankunft und das Verweilen Lafayette's, das eigentlich nur eine Repräsentation, die Darstellung eines Stücks war. Erst kam sie am 17. Oktober inkognito mit einem sehr kleinen Gefolge durch, hielt sich gar nicht auf und sah Niemanden, sondern wechselte an der Post nur die Pferde, um die Ihrigen in Grenoble zu empfangen. Dies ging aber nicht so geschwind, als sie dachte, denn der Tanaro und alle übrigen Flüsse der Gegend waren ausgetreten, und Se. neapolitanische Majestät mußte mit ihren fünfundzwanzig Kutschen warten, bis sich die Wasser verlaufen hatten. Diese Verzögerung veranlaßte die Herzogin von Berry, nach Lyon zurückzukommen und einige Tage da zu verweilen. Diese Zeit wollte sie benutzen, um unsere merkwürdigen öffentlichen Anstalten, unsere Fabriken und die schönsten Punkte in der Umgegend zu besuchen. Sie kam am 20. mit dem spanischen Infanten Don Francisco und der Prinzessin Charlotte von Neapel, seiner Gemahlin, an, und stieg im Hôtel de l'Europe ab. Noch an demselben Abend machten sie einen Spaziergang an die reizenden Saoneufer bis zur Barbeinsel, und besuchten in Sauvagère die interessante Werkstatt des Herrn Berne. Am Abend gab man der lebenslustigen Prinzessin einen Privatball, auf dem sie nach Herzenslust tanzte und wo ihre unbefangene, natürliche Weise sehr gegen die spanische Grandezza des Infanten und seiner Gemahlin abstach. Am folgenden Tage wurde wieder Manches besichtigt, das Palais des arts et du commerce, das religiöse Monument des Brotteaux und das Hospital. Die Herzogin trat in mehrere Magazine, lobte Vieles und kaufte Einiges. Am Abend wollte man dem Infanten im Theater eine Artigkeit erweisen; deßhalb wurde die Oper Ferdinand Cortez gegeben, eine royalistische Anspielung auf die jetzige spanische Expedition nach Mexiko. Es ging mit der Darstellung erbärmlich, die Chöre waren ganz auseinander und man wußte nicht, was lauter war, das Pfeifen und Lachen, oder das Singen. Im Palais des arts war am folgenden Morgen eine kleine Gemäldeausstellung von Lyoner Künstlern. Die Herzogin schien sehr zufrieden und kaufte Manches, sagte auch den versammelten Malern viel Schmeichelhaftes. Dergleichen gewinnt doppelt in ihrem Mund, da sie Kennerin ist und große Anmuth jedes ihrer Worte verschönert. Von hier besuchte die Herzogin eine Ausstellung von Industrie-Produkten, die ihr zu Ehren in der Schnelligkeit veranstaltet worden war. Von unsern vierhundert Fabrikanten wurden nur siebenzig dazu eingeladen, und von diesen hatten nur dreißig etwas hergegeben. Demungeachtet war die Ausstellung so gut, als sie in der Schnelligkeit gemacht werden konnte. Die schweren Stoffe für Kirchenzierden, Paramente und dergleichen waren die Hauptsache; die Meßgewänder, die Altartücher und ein prächtiger Vorhang mit dem französischen Wappen, desgleichen ein Stück drap d'or, mehrere Vorhänge in Gold und Seide, Silber und Seide, und prächtige Möbelzeuge mußten durch ihren Reichthum, den Geschmack der Zeichnung, das treffliche Gewebe und die harmonische Farbenpracht der Herzogin gefallen. Sie äußerte auch darüber ihr Erstaunen. Was aber gerade die Hauptsache der Lyoner Fabrikation ist, die Colifichets und Modeneuigkeiten, waren hier nur in geringer Menge und Auswahl, weil die Fabrikanten fürchteten, es würde eine Ausstellung ihren Artikeln den Werth der Neuheit nehmen, den sie doch gegen das neue Jahr in Paris haben müssen.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Ein Aufsatz in dem New Monthly Magazine theilt interessante Skizzen aus Rußland mit, wovon wir Einiges ausheben: „Eines Morgens besuchte ich einen russischen Edelmann von großem Ansehen und Vermögen zu Moskau. Ich fand ihn beym Frühstück auf seinem Bette sitzend, welches ihm zugleich als Sopha diente, und auf welchem sein Hund ebenfalls Platz gefunden hatte. Es war ein wirklicher Sopha, blos mit dem Feldmantel und einem alten ledernen Pfühl bedeckt. Der Tisch war ohne Tischtuch und der Herr hatte eine Schnitte rohen Schinken, eine einzige Tasse Kaffee und Schwarzbrod vor sich; er war ungewaschen, ohne Beinkleider, und die Bequemlichkeiten des Schlafzimmers standen und lagen überall umher. — Einen andern russischen Edelmann, bekannt als Rußlands Anakreon, sah ich in noch lächerlicherem Aufzug. Er war ebenfalls beym Frühstück und zwar in demselben schmuzigen und unbequemen Styl; aber sein Schlafrock, welchen er viele Jahre lang getragen zu haben schien, war so durchlöchert, daß, trotz des sorgfältigsten Zusammenschlagens, Theile des Körpers durchblickten. Ich werde es nie vergessen, welche Mühe er sich gab, seine Blößen zu verbergen. Der einzige Edelmann, dessen Zimmer ich bequem und reinlich fand, war der Fürst Theodor Gagarin; er war viel gereist und konnte in dieser Hinsicht Manchem als Muster dienen. — In einem Hause auf dem Lande findet man nie über ein bis zwey Betten; die Töchter schlafen auf den Sopha's, welche das Zimmer umgeben, ohne andere Bedeckung als ihre eigenen Kleider. Selten ziehen sie die Strümpfe aus; und dieß wohl nur aus Trägheit, indem man die Zimmer fast beständig in gleicher Wärme erhält, und man daher selbst im strengsten Winter nicht viel Bedeckung bedarf. Ein einziges Waschbecken ist für ein Haus genug, und man hat mir nicht selten, wenn ich nach einem fragte, einen Suppenteller und eine Flasche Wasser gebracht. Handtücher, Nachtmützen und dergleichen sind im Innern noch nicht gebräuchlich. Die Russen wissen außerhalb der Hauptstadt überhaupt wenig von häuslichen Bequemlichkeiten; wenn sie aber ein Essen geben, die Prunkzimmer beleuchten und die Dienerschaft in Livree erscheinen lassen (was sehr selten der Fall ist), ist Alles schön, ja prächtig, und sie machen die übertriebensten Ausgaben. Eine russische Gesellschaft ist selten langweilig; denn wenn es an Unterhaltung fehlt, lassen sie die Zigeuner kommen."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. December 1829.

Der Mensch ist frey geschaffen, ist frey,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrey,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.

Schiller.

Dissonanz und Auflösung.

Recht, Unrecht zu erkennen,
Frey Deinen Willen nennen,
Ist Blendwerk, ist ein Wahn!
Du bist der Zeit, des Ortes,
Des vorgefund'nen Wortes
Geschöpf und Unterthan.

Aus Molochs Volk entsprossen,
Wärst Du wie die Genossen
Der finstern Zeit gesinnt:
Du legtest gläubig-heiter
Auf angeflammte Scheiter
Dein schuldlos armes Kind.

Erzeugt im wilden Stamme,
Der, jubelnd um die Flamme,
Den Feind sich schmecken läßt,
Du würdest ohne Grausen,
Du würdest ruhig schmausen
Beym grausen Siegesfest.

Das gräßlichste Verbrechen,
Das drohend auszusprechen
Hier schon ein strafbar Wort,
Die Eltern zu ermorden,
Sobald sie alt geworden,
Geböte Pflicht Dir dort.

Und was Du Dir erlaubest
Und rein und schuldlos glaubest
In unsern Kreisen hier,
Ein Nachgebor'ner Brama's,
Ein Diener Dalai-Lama's
Erschien' es sündhaft Dir.

Recht, Unrecht zu erkennen,
Frey Deinen Willen nennen,
Ist Blendwerk, ist ein Wahn!
Du bist der Zeit, des Ortes,
Des vorgefundnen Wortes
Geschöpf und Unterthan. —

Es sey! — ich kann nicht streiten —
Hangt auch der Mensch von Zeiten,
Hangt er auch ab vom Ort:
Doch fühl' ich frey den Willen
Und Kraft, es zu erfüllen,
Das inn're Gotteswort.

Ich glaube dem Gewissen,
Weil in ihm Glauben Wissen;
Und Wissen Glauben wird;
Weil, wo sich Beyd' umschlingen,
Lebendig sich durchdringen,
Der Irrthum selbst nicht irrt.

Ich weiß von Weiterschreitung,
Zugleich von Gottes Leitung,
Und freyer Menschenwelt;
Und schau', mit Dank im Blicke,
Zum Lenker der Geschicke,
Der hier mich hergestellt.

Ludwig Robert.

Skizzen aus dem Kafferland.

Hexerey. Der Glaube an Hexerey ist allgemein im ganzen Lande. Der Regenmacher macht, wenn etwas verhext ist, seine Ceremonie, und nennt dann irgend eine ihm verhaßte Person, welche viel Vieh hat. Er bedarf keines Beweises, und alle Betheurungen der Unschuld helfen nichts. Der Unglückliche wird mit Riemen und Pfählen an den Boden befestigt. Es werden ihm glühende Steine auf den Leib gelegt und Nester voll großer schwarzen Ameisen über den wunden Theilen aufgebrochen. In seinem Schmerze gesteht er, was man will, worauf man ihm befiehlt, den Talisman auszuliefern, womit er das Böse bewirkt haben soll. Er gibt nun etwas, was es auch sey, eine Schnur Glaskorallen, oder sonst einen Zierrath, und wird hierauf als Bettler aus dem Stamme verwiesen. Das Kafferland leidet sehr oft an Regen, und in den Stämmen, welche sich von Mais und Kaffee nähren, sterben die Menschen in trockenen Jahren zu Hunderten. Wenn ihnen eine solche Landplage drohet, erlangt der Regenmacher, Prophet und Arzt, denn er vereinigt alle diese Eigenschaften in sich, große Wichtigkeit und erhält ein Geschenk an Ochsen, um Regen zu verschaffen. Dieses verspricht er; zu einer gewissen Zeit sollen die Gewitterwolken brechen und der Regen in Strömen fallen. Bleibt er aus, so heißt es, das Vieh, das man ihm geschickt, sey schlecht und der Regengeist ungehalten darüber. Man schickt ihm also besseres Vieh, und der Prophet sezt einen andern Termin fest, an dem die Wünsche des Volks befriedigt werden sollen; verfließt auch diese Frist, so muß er einen Lieblingsochsen des Fürsten haben. Man zögert, ihm diesen zu gewähren, und er gewinnt immer mehr Zeit; endlich erhält er auch diesen, und sezt einen neuen Termin an. Der Doktor hat nun keine Ausflucht mehr, und wenn der Regen noch immer ausbleibt, so nennt er irgend einen Mann oder ein Weib, von dem sein Zauber vernichtet worden, und der Unglückliche muß sterben, um des Regenmachers Ansehen zu retten.

Religion der Kaffern. Der Kaffer wählt sich die Seele eines verstorbenen Fürsten oder Fremdes zum Schutzgeist; zu diesem betet er bey jeder Noth, dankt ihm bey jeder überstandenen Gefahr, opfert ihm einen Theil des Ochsen, den er schlachtet, und des Wildes, das er erlegt, und in der Ernte streut er ihm etwas von dem gesammelten Getreide. Er ruft ihn an, wenn er über einen angeschwollenen Strom zu setzen hat, und wenn das Band, an welchem seine Zierrathen hängen, zufällig aufgeht, und er entdeckt es zeitig genug, um dieselben nicht zu verlieren, so schreibt er es dem guten Geiste zu, der ihm den Gedanken eingegeben, nachzusehen. Schlägt der Blitz in den Kraal, so wird der Ort entweder verlassen, oder ein Ochse an der Stelle verbrannt oder begraben, als ein Opfer für den erzürnten Uhlanga, den Geist des Donners. Man glaubt, der Geist eines Verstorbenen besuche zuweilen den Kraal, wenn seine lezten Wünsche nicht erfüllt worden sind, und man opfert einen Ochsen, um ihn zu versöhnen.

Wenn einem Kaffer die Frau stirbt, wird er unrein, verläßt den Kraal und lebt eine Zeitlang allein im Busch; wenn er wiederkehrt, legt er einen neuen Mantel an und verbrennt den, in dem er getrauert hat. Man sieht hie und da im Lande Steinhaufen, welche man der gemeinen Sage nach da errichtet hat, wo europäische Soldaten erschlagen worden sind. Die Kaffern selbst aber sagen von denselben: wenn ein Kaffer sich müde fühle und lege einen Stein dazu, so verlasse ihn im Augenblick alle Müdigkeit; ihre Eltern und Voreltern hätten dasselbe gethan; wie aber der erste Stein dahin gekommen, wußten sie nicht zu sagen.

Eine Liebschaft im Kafferland. Namarkeb war die Tochter eines vornehmen Kriegers in Slamby's Land, und würde in ganz Afrika für schön gegolten haben; ihre Züge waren stark ausgeprägt, ihre Gestalt groß und auffallend. Auch ihr Anzug war sehr artig: ihre Mütze, ein um den obern Theil des Kopfes gebundenes lederues Band, war mit weißen und blauen Glasperlen geziert, welche angenehm gegen ihr schwarzes Gesicht abstachen; ihr Hals war mit Schnüren von granatfarbigen Glasperlen und Tigerklauen geziert, ihr Karoß (Mantel) hing in reichen, weichen Falten um ihre Person und bedeckte mehr von derselben, als vor vierzig Jahren die europäischen Damen im Ballzimmer von der ihrigen zu bedecken pflegten. Morgens, als wir unser Gezelt aufgepackt hatten und zum Aufbruch bereit waren, erschien Namarkeb noch einmal. Sie hatte sich viele Mühe mit ihrem Putze gegeben, und es war ihr gelungen, sich mit rother Erde ganz abscheulich zu machen; als man ihr aber

sagte, daß sie uns auf diese Weise weniger gefalle, versteckte sie sich hinter einen Haufen Kaffern, rieb die Schminke ab und kam wieder hervor. Der Landdrost war sehr freygebig mit seinen Geschenken gewesen und Alles in guter Laune; die Pferde standen gesattelt, die Ochsen an den Wagen gejocht, als ich durch den Dolmetscher dem Mädchen sagen ließ, sie gefalle mir sehr, und es wäre mir lieb, wenn ich auch ihr gefiele; sie sagte: „Ja.“ Dieß war ein vortrefflicher Anfang. Ich fragte hierauf, ob sie mit mir gehen wolle; da antwortete ihr Vater, welcher dabey stand, statt ihrer, ich müßte ihr so und so viel Haufen Glasperlen geben. Ich, als ächter Liebhaber, versicherte ihn, sie sey mehr werth als alle Perlen in der Welt. „Aber was gebt Ihr mir?“ fragte der Krieger. Als ich ihm antwortete, ich verlange nicht ihn, sondern seine Tochter, wieß Namarkeh ihre schönen Zähne, und der Vater schlug mir mit der Vertraulichkeit eines ächten Schwiegervaters auf die Schulter und sagte: „Das ist sehr gut, aber ich muß 50 Kühe haben. Ihr seyd auf der Reise,“ setzte er hinzu, „und habt keine bey Euch; aber kommt wieder, dann wollen wir weiter davon sprechen.“ Ich gab ihr meine Hand zum Kusse, worauf sie die Spur ihrer rothgefärbten Lippen hinterließ, und damit endigte unsere Liebschaft.

Das Mittel, dessen sich die Kafferdamen bedienten, um ausfindig zu machen, wer von uns ein Vornehmer sey, war merkwürdig genug: sie betrachteten und befühlten die Manschetten unserer Hemden, ob dieselben fein und weiß seyen, wobey jedoch dieselben bald leztere Eigenschaft verloren.

Peter Starofsky.

(Fortsetzung.)

Tsch—ky gab vor dem Kriegsgerichte an: als er mit seiner Abtheilung die persischen Vorposten beobachtet, seyen zwey seiner Leute auf einen Mann in armenischer Tracht gestoßen, der ein persischer Spion gewesen und von dem Sirdar von Eriwan gebraucht worden sey, Kundschaft von den Bewegungen der Russen einzuziehen. Dieser habe sich so hartnäckig gewehrt, daß seine Leute ihn nicht lebendig in ihre Gewalt bekommen; bey dem Erschlagenen seyen aber Briefe an den Gefangenen gefunden worden, die sich offenbar auf Eröffnungen von des leztern Seite beziehen. Die Briefe wurden vorgezeigt; sie trugen das Siegel und die Unterschrift eines persischen Offiziers, der eine Truppenabtheilung zu Aberan kommandirte, und bezogen sich auf vorgängige Mittheilungen, denen gemäß jener Offizier einen Trupp Reiter zum Angriff der als unvertheidigt bezeichneten Posten und Dörfer absenden wollte. Die Aechtheit dieser Dokumente ward durch einen Brief erhärtet, den man bey Peters Verhaftung unter dessen wenigen Habseligkeiten gefunden haben wollte, und welcher von demselben Offizier in demselben Ton und über denselben Gegenstand geschrieben war. Auch war darin auf eine Belohnung angespielt, die der Soldat von dem Prinzen selbst erhalten sollte. Starofsky hatte auf alle diese Anschuldigungen keine Antwort, als die feyerliche Versicherung seiner Unschuld. Er konnte keinen Beweis zu seinen Gunsten führen, und sich blos auf sein gutes Verhalten berufen. Allein er glaubte es jezt sich und andern schuldig zu seyn, seinen Ankläger zu entlarven, und erzählte umständlich alles, was ihm mit Tsch—ky begegnet war; da er aber keinen Beweis als seine eigene Ueberzeugung von der Identität der Personen hatte, diente seine Anklage blos dazu, seine Lage zu verschlimmern, da man in ihr die Absicht sah, seinen Gegner in den Augen der Richter verdächtig zu machen. Sein Hauptmann allein suchte, unter Berufung auf Staroskys frühere gute Aufführung, ihn während der ganzen Untersuchung in Schutz zu nehmen; er erklärte, daß das wider ihn vorgebrachte Zeugniß, so glaubwürdig es sey, ihn doch nicht überzeuge, und bat ernstlich um Aufschub des Urtheils, damit der Gefangene Zeit hätte, nähere Beweise seiner Unschuld beyzubringen; allein vergeblich. Nach langen Debatten ward der Gefangene schuldig gefunden und verurtheilt, am folgenden Tage nach Kriegsrecht gerichtet zu werden. — Peters Gefühl, als er sein Urtheil vernahm, war halb Erstaunen, halb Entrüstung. Er war in seinem Bewußtseyn als ehrlicher Soldat und treuer Unterthan auf's tiefste gekränkt; und obgleich sein natürlicher Muth ihn ohne Entsetzen seinem Loose entgegen sehen ließ, so erfüllte ihn doch die Aussicht auf ungerechte Beschimpfung und die Zerstörung all seiner Hoffnungen auf Glück, mit dem bittersten Schmerze. Gefesselt ward er in das Gefängniß geführt. In der ersten Stunde der Nacht lag er da, sein Schicksal überdenkend, und nur der eintönige Tritt oder der Ruf der Wache vor der Gefängnißthüre weckte ihn zuweilen aus seinen peinlichen Betrachtungen. Sein Gefängniß, eine alte Wachstube, aus Holzblöcken gebaut, stieß auf einer Seite an den Paradeplatz und lag nicht fern vom Rande eines kleinen Abhangs über dem Dorfe; ein Fußpfad, welcher von lezterem zu dem Kantonirungsplatze führte, lief wenige Schritte von dem Gebäude hin.

Eine Stunde vor Mitternacht, als es ganz stille geworden war, hörte der Gefangene die Wache anrufen. Man antwortete, eine Frage gab die andere, und bald ging der barsche Ton der Schildwache in einen freundlichern, und dieser bald in ein leises Lachen über. Andere Stimmen mischten sich jezt in die Unterhaltung, unter welchen Starofsky, obgleich sie nur leise sprachen, einige nicht unbekannte zu unterscheiden glaubte. Er horchte neugierig, und vernahm bald ein anderes Geräusch hinter

seinem Gefängniß, als versuche man, sich in dasselbe hereinzuarbeiten. Staroffky hatte keinen Grund, dieses Beginnen zu stören. Verurtheilt, am nächsten Morgen zu sterben, konnte er keinen weitern Angriff seiner Feinde erwarten; im Gegentheil, ein schwacher Hoffnungsstrahl leuchtete ihm, und er beschloß daher, den Ausgang stillschweigend zu erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

„Die Zigeuner," heißt es in dem New Monthly Magazine weiter, „welche Familienweise nach Moskau kommen, verdienen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Ich wollte diese Wanderer in ihrer eigenen Wohnung sehen, und von den Fürsten Wiasemki und Gagarin und meinem Reisegefährten begleitet, begab ich mich in ein Zigeunerhaus, welches mir mehr Bequemlichkeiten zu enthalten schien, als die Hälfte der andern Häuser in Moskau. Wir hatten ein Abendessen beym Gastwirth bestellt und uns vorgenommen, uns nach einem kalten und unangenehmen Tag recht lustig zu machen. Die Zigeuner waren bey unserer Ankunft nicht zu Hause, was mir Gelegenheit gab, ihre innere Oekonomie genauer zu beobachten. Das Zimmer war ungefähr 30 Fuß lang; auf beyden Seiten waren Betten mit Lacken, wollenen und gesteppten Decken, und auf einem Bette zählte ich nicht weniger als acht Polster und Kissen; Alles war reinlich und nett, und die halbe Stunde, die wir zu warten hatten, ging schnell vorüber. Endlich erschienen fünf Weibspersonen und drey Männer. Das erste war, daß wir die jungen küßten und den älteren die Wangen streichelten. Die Prima Donna hatte nicht nur ein sehr hübsches Gesicht und eine nette Hand, sondern auch einen sehr artigen Fuß. Die älteste sezte sich mit ihrer Zither auf einen Ofen, die übrigen nebst uns bildeten einen Kreis mitten im Zimmer. Die Musik fing mit der Zither an, bald aber fiel eine Sängerin mit einem Liede ein, das sie mit einer an Raserey grenzenden Wildheit vortrug; die andern stimmten im Chore ein, und der Ausdruck ihrer Blicke und das Spiel ihrer Geberden war so lebendig, wie ich es nie gesehen. Plötzlich hielt der Chor inne und die Prima Donna sang mit der süßesten Stimme von der Welt eine Strophe, worüber selbst die erstaunt seyn würden, welche Tausende für ein Paar Vorstellungen erhalten. Eine der Syrenen flog darauf leicht wie ein Schatten im Tanze dahin. Die Musik hob aufs Neue an und ein Mann führte mit dem Weibe einen Tanz auf, welcher in seinen wollüstigen Bewegungen einigermaßen dem kolumbischen Palato glich. Die Uebrigen trieben die Tänzer durch heftiges Klatschen und Stampfen zu den wildesten Anstrengungen; diese blieben aber immer aufs Genaueste im Takte; die Stimmen wurden lauter, die Bewegungen immer schneller, bis es beyde so weit getrieben hatten, als menschliche Kräfte vermögen, worauf ein allgemeiner Schrey dem Spiele auf einmal ein Ende machte. Wir waren alle so entzückt, daß wir erst gegen drey Uhr aufbrachen. Wenn diese bezaubernden Geschöpfe das Geld einsammeln, worauf sie sehr erpicht sind, so singen sie dem Gebenden einen Vers vor; dieses thun sie bey jedem Anwesenden und jeder gibt ihnen dann gewöhnlich 25 Rubel. Diese Weibspersonen sollen übrigens meistentheils sehr spröde seyn. Der berühmte Graf Tolstoy und Fürst Gagarin heyratheten Zigeunerinnen; bey solchen Gelegenheiten wird die Braut vom Patriarchen des Stammes übergeben und er heischt dabey eine Bürgschaft, daß das Weib nicht weggeschickt werde. Die russischen Edelleute haben überhaupt besondere Vorliebe für Zigeunerinnen; diese geben aber niemals ihre Tugend auf, wenn man ihnen nicht die glänzendsten Aussichten eröffnet."

Lyon, November.

(Beschluß.)

In der Ausstellung der Industrie-Produkte kaufte die Herzogin von Berry viel, und es schien ihr bey den Möbelzeugen die Wahl schwer zu werden. Lange verweilte sie bey den Schawls des Herrn Morfeuil, welche an Zartheit, Feinheit des Gewebes und Farbenschmuck der Borduren den bisher in Frankreich fabrizirten, selbst den Ternaux'schen weit vorzuziehen sind, und sehr schwer von ächten indischen Shawls unterschieden werden können. Die Herzogin fand hier überall den ungekünstelten Ausdruck des Wohlwollens beym Volk, das in ihr nicht nur die Mutter seines künftigen Königs, sondern auch die heitere, harmlose Fürstin sieht, die sich ganz fern von aller politischen Parteyung und von Hofintriguen hält, und überdieß unendlich viel im Stillen wohlthut. Am 23. Oktober reiste sie wieder von hier ab, um sich abermals nach Grenoble zu wenden. Sie wurde von fünfzig jungen Leuten aus den ersten Familien zu Pferd begleitet, und das Volk jauchzte ihr überall herzlich zu.

Von unserm Theater füge ich nur Einiges bey. Christine de Suede, die in Paris so viel Glück machte, hat hier im großen Theater nicht gefallen. Da aber bey uns die Tragödie so schlecht bestellt ist und an den Darstellungen dieser Art so viel ausgesezt werden muß, so kann man nicht wohl sagen, wer an dem Mißlingen schuld war, das Stück oder die Schauspieler. Ich denke, leztere. Möchte man doch einmal von dem Gedanken zurückkommen, Tragödien bey uns in der Provinz zu geben! Dieß ist aber so lange nicht möglich, als die Hauptstadt für uns einem großen Spiegel verglichen werden muß, in den wir tagtäglich hineingucken, um zu sehen, was die Leute dort treiben. So ist es auch mit dem Theater. Wehe dem Direktor, der nicht in vierzehn Tagen das Stück — gleichviel ob Tragödie, Komödie, Vaudeville oder Oper — aufführen läßt, das den Parisern gefallen hat!

Zum Schluß meiner Korrespondenz will ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die manchem Ihrer geneigten Leser nicht unlieb seyn wird. Die traurige Aussicht auf unsern diesjährigen Wein hat — sich sehr aufgehellt. In Burgund und Macon und hier fällt der Wein viel besser aus, als wir je geglaubt hätten. Die Gährung geht so schnell vor sich, wie in den besten Jahren, und der Wein ist stark gefärbt.

Räthsel.

Es macht mit Klingeln kurz und klein,
Es donnert unter Flammenspei'n,
Das Ding, das mit verschied'ner Kraft
Vernichtet Pulver, Pulver schafft.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. December 1829.

— Die Höll' ist wider mich im Bunde,
Und neuen Feind bringt jede neue Stunde.

Otway.

Peter Staroſsky.

(Fortsetzung.)

Beynahe eine Stunde war verflossen, da hörte das Geräusch auf, und eine Minute später hörte Peter dreymal deutlich an die Wand pochen (als wollte man ihn aufmerksam machen) und durch eine Ritze in der Wand mit leiser, aber deutlicher Stimme, in armenischer Sprache die Worte flüstern: „Gefangener, schlafe nicht, zwey Stunden nach Mitternacht hoffe auf Hülfe!“ Alles verstummte; auch die Stimmen der Schildwache und ihrer Gesellschafter hörte er nicht mehr. Um Mitternacht ward die Wache abgelöst, und der neue Soldat begann in abgemessenem Schritt vor dem Wachthause auf und ab zu gehen. Doch nicht lange, so kehrten dieselben Stimmen wieder, die seinen Vorgänger unterhalten hatten. Er rief an, man antwortete; die Wache gab sich zufrieden, und dieselbe Unterhaltung begann wie zuvor. Man lachte und schwazte vorne, und hinten begann wieder der räthselhafte Minirer seine Arbeit. Bald zeigten sich auch die Früchte derselben. Ein Stück des hölzernen Bodens bewegte sich, und es erschien ein Arm, der die Oeffnung erweiterte, ein Kopf und Schultern stiegen empor, kaum sichtbar in dem Nachtdunkel; „Peter,“ flüsterte leise eine Stimme, an der Staroſsky alsbald Evannes, den Sohn des alten Gurgin erkannte; „säume nicht, Peter, Dein Leben steht auf dem Spiel, folge mir durch diese Oeffnung und Du bist in Freyheit! Die Zeit ist kostbar, ein Augenblick kann uns alle verderben!“ — „Evannes! ist's möglich? konntest Du so Dein Leben wagen? und für mich?“ — „Still! folge mir!“ — „Ich kann nicht, ich bin gefesselt; und wie darf ich meine Fahne verlassen! besser erschossen, zu Tod gepeitscht! ich kann nicht mit Dir gehen!“ — „Thor, der Du bist! Willst Du Dein Leben und Deine Ehre wegwerfen? Dein Feind hat jezt die Ueberhand. Aber wenn Du nur lebst, so können bessere Tage kommen; stirbst Du morgen als Verbrecher, so ist Leben, Ehre, Alles für immer verloren.“ — „Das ist nur zu wahr!“ versezte Peter. „Ich möchte es schon versuchen, und wollte es der Zukunft überlassen, meine Ehre zu retten, aber diese Handschellen — ich kann mich nicht rühren!“ — „Thut nichts, leg Dich nieder, gerade wo die Oeffnung ist, ich wette, wir kommen durch!“ Evannes Kopf und Schultern verschwanden, und seine kräftigen Arme zogen Staroſsky hinunter. Lang kämpfte sich dieser ab; aber Ausdauer thut Wunder; die Erde gab allmählich nach; ein zweyter Holzblock ward etwas zurückgeschoben, und Evannes hatte endlich die Freude, seinen Freund, wiewohl halb erstickt und gequetscht, außerhalb der Wände seines Kerkers zu sehen.

„Jezt, Freund, nimm alle Deine Kräfte zusammen!“ flüsterte Evannes. „Siehst Du den Gipfel jener Höhe? Dorthin müssen wir unbemerkt kommen, damit wir die Reihe der Schildwachen hinter uns bekommen, sonst feuern sie auf uns, und wir sind im Augenblick eingefangen. Folge mir und thue, was Du mich thun siehst!“ Evannes legte sich auf den Boden und kroch vorsichtig auf allen

Vieren langsam vorwärts, indem er jede Unebenheit benutzte, um sich dem Auge der Wachen zu entziehen. Starofsky folgte seinem Beyspiel. Nach kurzer Zeit gelangten sie, immer kriechend, an das Flußufer und mit einiger Mühe und Gefahr auch hinüber. „Beym Segen des heiligen Gregor!“ sprach jezt Evannes, „ich hoffe, wir sind gerettet. Die Pferde stehen nahe bey, und wir werden ihrer bedürfen.“ Er ging nach einem Busch, wo sie einen Mann mit Pferden fanden, der ihre Ankunft ungeduldig zu erwarten schien. „Ach, Evannes, bist Du es? Wir dachten schon, es sey Euch mißlungen, der Vater war in der tödtlichsten Angst und wollte nicht länger warten. Doch seht, da kommt er.“ Der alte Gurgin fiel, als er Starofsky sah, ihm jubelnd um den Hals. „Mein Sohn! Dank dem Himmel und der Jungfrau, daß wir Dich wieder sehen. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren; schnell, den Hammer und die Zange, nehmt die schändlichen Fesseln ab und auf und davon!“ Starofskys Fesseln waren alsbald abgeschlagen; er bestieg das eine Pferd, der Alte das andere, und sie sprengten fort nach dem Dorf zu.

Einer von Gurgins Söhnen kam in Geschäften nach Kar Ekklisia. Hier hörte er zufällig Starofskys Verhaftung und benachrichtigte sogleich seinen Vater davon; welcher mit zwey andern Gliedern seiner Familie sogleich hineilte, um seinem Freund jeden möglichen Beystand zu leisten. Man denke sich aber sein Entsetzen, als er vernahm, daß Starofsky nicht blos verhaftet, sondern schon gerichtet und zum Tode verurtheilt sey und morgenden Tags erschossen werden solle.

Doch verzweifelte Gurgin nicht an seiner Rettung. Er entwarf kühn einen Plan, den zu retten, der ihm zweymal sein eigenes Kind gerettet hatte. Bekannt mit der Vorliebe der russischen Soldaten für Branntwein, den die Armenier besonders gut zu bereiten verstehen, wies er einen seiner Söhne und einen Freund desselben an, sich mit der Schildwache in eine Unterhaltung einzulassen, und ihr dergestalt mit diesem Lieblingstranke zuzusetzen, daß sie nicht mehr darauf achten könne, was hinten am Wachthause zur Befreyung des Gefangenen vorgehe. Da sich dieß aber nicht innerhalb einer einzigen Wachzeit bewerkstelligen ließ, so sollten sich die jungen Leute vor der Ablösung zurückziehen und mit der folgenden Schildwache dasselbe Spiel wiederholen. Den Erfolg kennen wir. Was aber aus Starofsky werden sollte, wußte Gurgins Familie so wenig als Starofsky selbst. Der Wachsamkeit der russischen Militärbehörden in einem ganz unter ihrer Botmäßigkeit stehenden, und nach allen Theilen von Truppenabtheilungen durchstreiften Land zu entgehen, schien kaum möglich; auch versprach die Entweichung in das türkische oder persische Gebiet ebenso wenig persönliche Sicherheit, selbst wenn Starofsky in eine Maßregel hätte willigen mögen, die der gegen ihn erhobenen Klage um so größern Anschein von Wahrheit gegeben hätte; denn er hegte immer noch die Hoffnung, daß seine Unschuld mit der Zeit an den Tag kommen und er seinen guten Namen wieder erhalten werde; diese Hoffnung wollte er einer unsichern Aussicht auf persönliche Sicherheit nicht opfern. Fürerst mußte er sich auf's Strengste verborgen halten. Allein er sollte im heimlichsten Winkel von Gurgins Hause nicht lange versteckt bleiben. Der Tag war vorüber, und am Abend hatte ihm die Familie die Stunden ängstlicher Besorgniß verkürzt. Eins nach dem andern war zur Ruhe gegangen, nur Evannes verweilte noch bey ihm; sie sprachen über das Vergangene und suchten sich die Zukunft mit heitern Farben zu malen, da ließ sich ein fernes Geräusch vernehmen; ein dumpfes Getöse drang allmählich durch die Todtenstille der Mitternacht näher, ward mit jedem Augenblicke lauter, endlich ertönte wildes Geschrey, die Hunde schlugen an. „Gott, was kann das seyn?“ rief Evannes. „Es sind Pferde!“ rief Starofsky; „die Kosaken kommen und suchen mich!“ — „Bleib ruhig, Peter, sie finden Dich hier nicht! Ich will gehen und hören, was sie wollen und sogleich wieder kommen.“ Allein das Geschrey und der Lärm, der nun die Luft erfüllte, überzeugten Starofsky bald, daß etwas Ernstlicheres im Werk sey. Evannes stürzte wieder in das Zimmer: „die Perser! es sind die Perser! *sie überfallen* uns, morden und greifen Alles, *was* ihnen unter die Hände kommt! Meine Mutter und meine Schwester müssen sich hier verbergen; gebe Gott, daß dieser Versteck ihnen entgehe!“ Er eilte wieder hinaus, kehrte sogleich zurück, schob seine Mutter und Schuschan herein, verschloß die Thüre und stürzte fort.

Starofsky, welcher auf die erste Nachricht von dem Angriff der Perser Evannes folgen wollte, hielt ein, als er die Frauen seinem Schutze anvertraut sah. Er faßte die zitternde Schuschan in seine Arme, liebkosete und tröstete sie, sprach Worte der Hoffnung und des Trostes zu der Mutter, und als das Geschrey und das Waffengeräusch immer näher kam, schlang er seine Arme um beyde und schwur, seinen lezten Tropfen Bluts zu ihrer Vertheidigung zu vergießen. „Großer Gott! was ist das?“ rief plötzlich die Mutter, auf helle Lichtlinien deutend, die an den Ritzen des Dachs und der Wand sichtbar wurden, „das Haus steht in Flammen! wir verbrennen!“ Starofsky fuhr mit Entsetzen auf, verzweiflungsvoll stürzte er auf die Thüre zu, schlug Riegel und Barren ein, griff Schuschan in die Arme und trug sie durch Flammen, Rauch und krachendes Gebälk nach einem freyen Platz vor der Hausthür. „O Gott, meine Mutter! rette sie, rette sie, oder ich sterbe mit ihr!“ rief das Mädchen, und Starofsky, kaum einen Blick auf die wilden Gestalten werfend, welche in den Rauchwolken hin und her schwebten, eilte zurück durch die Flammen, erreichte glücklich die fast besinnungslose Mutter seiner Ge-

liebten; und hatte das Glück, sie zu retten; ein starker Arm und ein muthiges Herz führte ihn durch Flammen und Trümmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

4.)

Hannover, 16. September 1782.

Der Monat September des vorigen Jahres 1781 war einer der schrecklichsten meines Lebens. Den 10ten verlor ich meine liebe Tochter, den 21ten meine beste und unvergleichliche Freundin, die Frau von Döring, die als Regierungsräthin nach Ratzeburg kam. Nun war ich der ganzen Welt müde, ich hatte kein Vergnügen mehr an nichts außer meinem Haus, und in meiner Kammer zerfloß ich bey der Betrachtung meines Zustandes in Thränen. Ich wäre eines langsamen Todes verstorben, wenn ich nicht versucht hätte, meine lezten Kräfte zusammenzuraffen und meinen Geist mit etwas zu beschäftigen, das ihm vielleicht einst Vergnügen machen konnte. Ich nahm mir also vor, keine andere Kranke zu besuchen, als die allerwichtigsten, aller Korrespondenz beynahe zu entsagen, und übrigens in meinem Hause zu leben wie in Brugg, das ist, immer zu lesen und zu schreiben. Dieß that ich von Ende Septembers bis in die Hälfte des Decembers 1781. Man merkte das hier bald und beklagte mich sehr, suchte mich herauszureißen, aber ich blieb bey meinen Entschlüssen. Der König selbst und sein Minister in London nahmen Antheil an meinem Zustande. Der Minister kondolirte mir des Verlustes meiner Tochter wegen, suchte mich aufzumuntern, und gab mir zugleich den 6ten November 1781 die vollkommensten Versicherungen der königlichen Gnade, und zum Beweise dessen schrieb er mir, es vermehre der König meine jährliche Pension von 1200 Thalern mit 400 Thalern. Diese Geschichte machte hier, wie Sie leicht denken können, vielen Eindruck. Der Befehl kam von London mit dem gleichen Posttag, daß mir diese Pension von nun an bezahlt werden müsse, so lange ich lebe, aber keinem meiner Nachfolger. Unsere Minister, die von diesem allem nichts gewußt hatten, erstaunten und bezahlten....

Nun fängt eine neue Epoche meines Lebens an, die sich mit einer Hochzeit endet. Meine Herzensfreundin, die Frau von Döring, drang seit dem Tode meiner lieben Tochter und ihrer eigenen Entfernung von Hannover darauf, daß ich heyrathe. Ich wollte lange nicht. Endlich ließ ich mich mit dem Bedinge bereden, daß Frau von Döring für mich wähle. Sie wählte eine Person, die nach Geist und Herz Alles in der Welt ist, was ich mir wünschen kann, und diese Person ist Fräulein von Berger aus Celle. Sie wohnte damals vier Meilen von Ratzeburg bey ihrer Tante in Mecklenburg auf dem Lande. Ich kannte sie von Person; im Jahr 1776 hatte ich sie oft in Hannover gesehen und sie gefiel mir sehr wohl. Frau von Döring invitirte sie also im April dieses Jahres zu sich nach Ratzeburg. Sie gefiel ihr außerordentlich und nach ihrer Erzählung gefiel sie mir eben so. Ich war also entschlossen, mein Glück zu versuchen. Frau von Döring bereitete Alles vor, ohne sich das Geringste von meiner Absicht merken zu lassen. Fräulein von Berger kam indessen am Ende des May wieder nach Celle, und unter dem Vorwand einer Consultation sah ich sie den 2. Junius. Den 3. Junius deklarirte ich ihr meine Liebe. Den 5. Junius machte ich ihr einen Heyrathsantrag. Sie sagte weder Ja, noch Nein. Am Ende des Junius sagte sie und alle ihre Anverwandten Ja. Den 7. Julius kam sie nach Hannover und wir verlobten uns. Den 10. Julius ging ich mit Frau von Döring, ihren zwey Töchtern und Fräulein von Berger nach Pyrmont. Wir wohnten zusammen in Einem Hause und auf Einer Etage, und aßen an Einem Tische. Unsere Familie ward sodann durch meine Einladung mit meinem herzlich geliebten Vetter aus Göttingen, dem Sohn des Hrn. Schultheiß Zimmermann, vermehrt; die liebe Seele war bey uns und mit uns zu unserm größten Vergnügen vom 15. bis zum 22. Julius. Den 31. ging ich wieder nach Hannover zurück. Den 9. August kamen Frau von Döring und Fräulein von Berger von Pyrmont nach Hannover. Den 15. August reiste meine Braut wieder nach Celle. Den 7. September ist meine Freundin von Döring wieder nach Ratzeburg verreiset. Den 30. September kommt meine Braut nach Hannover und den 2. oder 3. Oktober ist, will's Gott, meine Hochzeit. Fräulein von Berger war ein ganz kleines Kind, als sie ihre Eltern in Celle verlor. Ihr Herr Vater war sehr jung, als er starb; ich hatte mit ihm in Göttingen studiert und wir waren Freunde. Er starb als königlicher Hofmedikus in Celle. Ihre Mutter war eine Fräulein von Storren. Ihr Großvater war ein berühmter Mann, der Hr. Leibmedikus von Berger in Celle, Herzensfreund von Haller und Werlhof, dessen Vater der Reichshofrath in Wien. Sie sehen, mein liebster Freund, in was für eine Familie ich gekommen bin. Aber wäre ich nur vermögend, Ihnen auch die zu beschreiben, die ich mir zur Gefährtin meiner noch übrigen Lebensjahre gewählt habe, die ich über alles in der Welt liebe und die mich über alles in der Welt liebt.

Sie ist siebenundzwanzig Jahre alt, groß von Statur, überaus wohl gewachsen, von einem ausnehmend edlen und sanften Ansehen, von einer Würde in ihrem ganzen Aeußern, Wesen und Betragen, die alle Menschen frappirt und allen Menschen gefällt. Sie ist ernsthaft, aber äußerst liebreich. Sie hat braune Haare, dunkelblaue Au-

gen, eine sehr feine, scharfsinnige Physiognomie, vielen Ernst im Ganzen und etwas überaus Liebliches im Munde. Sie spricht französisch, als wenn sie in Frankreich geboren wäre, und vortrefflich deutsch. Sie hat alle Manieren der großen Welt, mit aller Feinheit, Höflichkeit, dem größten Anstand und der größten Würde. Sie ist allgemein verehrt, allgemein geliebt. Sie hat einen hohen, durchdringenden, scharfsinnigen Verstand, bey der größten Bescheidenheit und Zurückhaltung. Ihr Herz ist ganz das Herz meiner seligen Frau. Meine Braut würde in Brugg reich heißen, hier ist sie es nicht, aber ihr Vermögen ist ansehnlich genug.

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, November.

Durch ihre Mühseligkeiten und Gefahren, wie durch den dabey bewiesenen Muth und Eifer haben sich gleich den vorjährigen auch die diesjährigen Alpenwanderungen unsers Professors Hugi ausgezeichnet. Zu Fortsetzung seiner naturhistorischen Forschungen in den Hochgebirgen und um einen Beytrag zur Geschichte der Gletscher zu liefern, entschloß er sich, ein trigonometrisches Netz über die ganze Eisregion der Alpen zwischen Gemmi und Grimsel zu ziehen, und dann mit der topographischen Aufnahme einzelner Gletscher zu beginnen. Für dieses letztere Geschäft insbesondere begleitete ihn der eidgenössische Genieoffizier Walker, andere Freunde schlossen sich als rüstige Reisegefährten an, und mit Instrumenten aller Art wohl versehen, begann man um die Mitte des Juli's die Versuche zu Ersteigung des Finsteraarhorns (zwischen dem Thale von Grindelwald im Kanton Bern und dem Zehnten Gombs in Wallis). Die ungünstige Witterung erschwerte dieselben ungemein. Den 25. Juli zog die kleine Karavane über die weite Gletscherregion hinter der Jungfrau. Hier in Mitte der ewigen Eisgebilde entschloß sich Hugi, etwa vierzehn Tage zu verweilen und die Beobachtungen, Ausflüge, Messungen, Sammlungen u. s. w. fortzusetzen; allein die schlimme Witterung trieb den Forscher bald wieder nach Wallis hinab. Die Wanderung zog sich dann ins Formazzathal, durch Obergestelen gegen den höchsten Kamm der Berneralpen und über das Seidelhorn nach dem Hospiz des Grimsels, wo der erfahrene Bergsteiger aus Solothurn sich wie am heimischen Heerde befand und der freundschaftlichsten Aufnahme sicher ist. Den 1. August wanderte er an der Spitze einer größern Karavane nach dem Unteraargletscher. Unter heftigem Schneyen begann man vom Finsteraarhorn an über den Firn dieses Namens eine Standlinie zu messen und zugleich mit einem andern Theile der Mannschaft eine Hütte zu bauen; zwischen zwey Granitblöcken wurde das Eis ausgehauen, zwey Mauern aufgeführt, und auf acht Balken war noch vor Nacht ein haltbares Schieferdach vollendet. Das feste Dach kam den Reisenden dießmal gut zu statten; die Nacht war eine der schrecklichsten, die Hugi in den Hochgebirgen verlebt; unbeschreiblich war das Toben und Stürmen der Winde, das Wettern und Krachen während der fürchterlich langen Nacht. Den 2. konnte jedoch die Standlinie vollendet werden; Holz und Heu zum Lager auf dem Eis, Wein und Nahrung wurden heraufgeschafft und so die Hütte zum Aufenthalte auf mehrere Tage gehörig eingerichtet. Nach dem vierten Tage wurde die Leitung der topographischen Aufnahme dem Hrn. Walker überlassen und Hugi unternahm mit den meisten Alpengefährten über den Oberaargletscher die Wanderung nach dem Finsteraarhorn, um die frühern westlichen Winkelmessungen zu vervollständigen und die Arbeit auf dem Unteraargletscher der westlichen Triangulation anzuschließen. Hinter dem Finsteraarhorn wurde der Zug in äußerst elendem Nachtlager die erste Nacht eingeschneit, und das Wetter schlug plötzlich so um, daß ihnen kaum der Rückzug möglich war. Auch die Topographen wurden indeß eingeschneit, hatten jedoch den ganzen Tag auf ihrem sichern Lager, in warmer Hütte, in Schutz und Schirm nicht sowohl große Noth, als Langeweile. Den 9. August wurde ein zweyter, dießmal sehr glücklicher Ausflug nach dem Finsteraarhorn unternommen, und der 10. August war der für den Naturforscher, wie für alle seine Gefährten, merkwürdige Tag, an dem sie den Gipfel dieses allerhöchsten Hornes der Berneralpen, wohin vor ihnen noch Niemand sich gewagt, *) mit unsäglicher Anstrengung und unter lebensgefährlichen Strapatzen erstiegen. Auf der Spitze des Hornes, auf einer Höhe von wenigstens 14,000 Fuß über dem Meer, wurde von den muthigen Reisenden in der luftigen, schrecklich kalten Region eine sechs Fuß hohe Pyramide aus Steinmassen aufgeführt und eine Fahne aus Drath und Harzlack darauf gepflanzt, die gar bald von dem Grimsel und andern Punkten aus, zur größten Freude der Freunde des Naturforschers, gesehen und begrüßt wurde. Der Rückzug jedoch brachte ihn in die größte Lebensgefahr, und beynahe wäre er in einen unermeßlichen Schlund hinabgestürzt, hätte ihn nicht im Sturze selbst der junge, wackere Leuthold ab dem Grimsel, einer der besten Alpensteiger, durch Geistesgegenwart und kühne Gewandtheit und durch ein schnelles *Einstecken seines* Alpenstockes in den Felsenabhang aufgehalten und gerettet.

Den 12. August wurde das Wetter äußerst [illegible], und den 13. langten auch Walker und seine Begleiter in erbärmlichem Zustande auf dem Grimsel an. Trotz der ungünstigen Witterung und dem Sturme aller Elemente war, in diesen dreyzehn Tagen, die Aufnahme des Gletschers mit allen Verzweigungen, Schlünden, Formen und Gebirgsmassen vollendet, und Signale eingebauen, um das Vorrücken des Firnes in Zukunft zu bestimmen. Da endlich die Witterung wieder besser ward, konnte auch die von Formazzo angefangene Gebirgsprofillinie bis Luzern vollendet und die Gebirgsmassen untersucht werden. Die letzte Hälfte des Monats August wurde dem Rigi, dem Pilatus und den Gebirgen bis Thun gewidmet. Auf der ganzen Reise wurden Winkelmessungen und, nebst den gewöhnlichen meteorischen Beobachtungen, Untersuchungen über die Temperatur siedender Flüssigkeiten angestellt, und die sechswöchige Gebirgsreise hat eine verhältnißmäßig reiche wissenschaftliche Ausbeute gegeben. Hugi hat davon der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn Bericht erstattet und er will dieselben, weiter ausgearbeitet, diesen Winter unter dem Titel: Naturhistorische Alpenreise, mit Zeichnungen, Ansichten, Profillinien und einer Charte vom Unteraargletscher im $\frac{1}{10000}$ Maßstabe begleitet, erscheinen lassen.

---

*) Vor einigen Jahren hat ein Knecht des Spitalwirths auf der Grimsel, Arnold Abbühl, von zwey Wallisern begleitet, ein Horn, vielleicht aber nicht das nämliche, des Finsteraarhorns mit unbeschreiblicher Mühe erklommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 8. December 1829.

Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundenen Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Schiller.

Vergißmeinnicht.

Von Immermann.

Ich lag an Liebchens warmer, treuer Bruſt,
In Freuden nicht, wir waren leidbewußt;
Ein herber Schmerz entbrannte in uns Beyden:
Der Abſchiedsſchmerz — es ging zum ew'gen Scheiden;
Da weinet ſie, und ihre Lippe ſpricht:
Vergißmeinnicht!

Ich ging hinaus, an Wald und Feld vorüber,
Schwarz war die Erde, ſchwarz der Himmel drüber;
Ich kam zum Bach, ich kam zum Brückenſteg,
Dem tauſendmal geſchrittnen Liebesweg,
Da ſtehn an Baches Rande voll und dicht
Vergißmeinnicht.

Sie blicken zu mir auf ſo innigblau,
In jedem Blümlein hängt ein Tropfen Thau;
Aus allen Blumen ſchauet die Geliebte,
Aus jeder Blume weinet die Betrübte:
Ich bitte dich, ob auch dein Herz zerbricht,
Vergißmeinnicht!

Ich warf die Brücke in den ſchnellen Bach,
Sie ſchwamm dahin, ich aber rief ihr nach:
Du trugſt mich oft zu meinem reinen Glücke,
Das Glück iſt hin! Was ſoll denn noch die Brücke?
Drauf pflückt' ich mit verzweifelndem Geſicht
Vergißmeinnicht.

Die Blum' iſt welk, die Brücke iſt vermodert,
Doch Lieb' iſt friſch, und Lieb' im Herzen lodert!
Es war das leztemal, daß ich ſie ſah;
Wie iſt das nur? Sie bleibt mir immer nah.
Stirbt Liebesluſt, ruft lauter Liebespflicht:
Vergißmeinnicht!

Peter Staroſsky.

(Fortſezung.)

Welche Scene lag vor Staroſsky, als er keuchend, zum Tode erſchöpft, aufblickte! Flammen ſchlugen überall gen Himmel, wilde Geſtalten zu Pferd galoppirten hin und wieder, gleich Dämonen; Männer und Weiber ſchrieen, flohen und fielen unter den Streichen ihrer Verfolger. Wenige Schritte vor ihm lag der enthauptete Leichnam eines Armeniers. Betäubt von dieſem Anblick, ſtarrte er in die Nacht hinaus, da weckte ihn plözlich ein Schrey an ſeiner Seite; „Schuſchan!“ rief er; „großer Gott! Schuſchan! wo iſt ſie?“ Er drehte ſich um, er erblickte ihr flatterndes Gewand und ſah, wie ſie eben von zwey perſiſchen Soldaten, trotz ihres Angſtrufs, fortgeſchleppt wurde. Alles außer dem Schickſal ſeiner Geliebten vergeſſend, ergriff Staroſsky einen Feuerbrand und ſtürzte den Räubern nach, indem er ihnen wüthend zurief, zu halten und ihre Beute herauszugeben. Die Leute hielten, ſahen ſich um, und unſer Soldat machte ſich zu einem hizigen Kampfe fertig,

als in demselben Augenblick ein Trupp Reiter, zwey Anführer an der Spitze, heransprengte. „Dieß ist mein Antheil an der Beute," rief einer derselben; „ich spreche das Mädchen für mich an." — „Sie gehört Dir," versetzte der andere; „Du hast sie wohl verdient." Staroffky wandte sich gegen den, der zuerst gesprochen hatte, und wie groß war sein Erstaunen, sein Ingrimm, als er, trotz der Verkleidung, in diesem Anführer der persischen Plünderer seinen unversöhnlichen Feind Tsch—ky erkannte. „Elender Verräther!" rief er, auf ihn zustürzend, und führte mit seiner Feuerkeule einen wüthenden Streich auf ihn. Scharf sein Pferd zurückwerfend, wich Tsch—ky der vollen Kraft des Schlages aus, so daß er nur seine linke Wange noch empfindlich traf. „Hölle und Teufel! Du schon wieder hier, Staroffky!" murmelte der Räuber zähneknirschend und riß eine Pistole von dem Sattelbogen; „aber meine Zeit ist endlich gekommen, sieh, Bursche, sieh Dein Mädchen in meiner Gewalt, bevor ich Dich zur Hölle schicke!" Er spannte und zielte; aber der persische Offizier schlug ihm den Arm empor, und die Kugel zischte in die Luft. „Halt Freund!" sprach er; „mit diesem Burschen hast Du nichts zu schaffen. Vergreife Dich nicht an des Schachs Gefangenen. Du hast Deinen Antheil an der nächtlichen Beute, gib Dich zufrieden! Ich habe Befehl, jeden russischen Gefangenen nach Tabriz zu schicken, wo der Prinz Topschis und Handwerker braucht. Sey aber ruhig, der Bursche soll Dir nicht mehr lästig werden." Alles Sträuben und Bitten Staroffkys war vergeblich. Er ward ergriffen, geknebelt und aus dem Dorfe geschleppt, während seine Geliebte nach einer andern Richtung hin fortgebracht wurde.

Verwundet, geschlagen, verbrannt, ward unser unglücklicher Soldat an den Zaum eines Pferdes gebunden, und alsbald trat der ganze Trupp der Plünderer mit Beute, Gefangenen, Schaafen und Hornvieh den Rückzug an. Das Dorf war in einen Haufen rauchender Trümmer verwandelt. Mehr denn einmal warf sich der unglückliche Staroffky mit gebrochenem Herzen verzweiflungsvoll auf den Weg nieder, weigerte sich, einen Schritt weiter zu thun, und rief seinen Quälern zu, seinem Elend ein Ende zu machen; aber die Streiche ihrer Keulen und das gewaltsame Zerren an den Stricken, womit er gebunden war, nöthigten ihn immer wieder, seine schmerzliche Wanderung fortzusetzen, während bey dem Gedanken an seine Geliebte, die er in den Händen des Räubers wußte, die Hölle in seinem Busen kochte.

Trotz den Anstrengungen der Perser wurde ihr Rückzug, als sie sich den Gebirgen näherten, die das Thal von der persischen Grenze trennten, langsam und beschwerlich, und lange bevor sie den Eingang des Passes erreichten, verkündigte das graue Licht den nahenden Morgen. Eben bog die Vorhut der Marodeurs um einen vorspringenden Felsen, da erscholl eine rauhe Stimme und drey Reiter brachen aus dem Dickicht hervor. Es war ein russisches Piket; die Perser stutzten. Die drey Kosacken feuerten ihre Pistolen ab und ritten davon; aber nicht lange, so fiel ein ganzer Trupp über die Vorhut der Perser her. Der eilfertige Rückzug derselben auf die bereits unordentliche Masse des Nachzugs brachte die schrecklichste Verwirrung hervor. Die Perser flohen nach allen Seiten hin; einige kletterten die Bergwand entlang, andere flüchteten sich nach dem Thale hinab, alle warfen ihre Beute weg und überließen die Gefangenen ihrem Schicksal. Das Vieh, nicht mehr unter Aufsicht, sprang hin und wieder, schlug aber meist den Heimweg ein, und die Kosacken blieben, nachdem sie Alles, was Widerstand leistete, niedergemacht, Meister des Feldes.

Staroffky, überrascht und dazu gefesselt, dachte an kein Entfliehen. Die Kosacken, Anfangs erfreut, einen Kameraden erlöst zu haben, jubelten noch lauter auf, als sie in dem Gefangenen den Bösewicht erkannten, der, wie sie glaubten, das Dorf den Persern verrathen hatte. Sie brachen ungesäumt mit ihrem Gefangenen nach Kar Kklisia auf und kamen um Mittag daselbst an.

Staroffky ward krank, verwundet und erschöpft in ein sicheres Gefängniß gebracht, um vor Vollziehung des über ihn verhängten Urtheils nochmals strenge verhört zu werden. Ehe er jedoch in seinen Kerker abgeführt wurde, vermochte er einen alten Kameraden, auf den er sich verlassen konnte, seinem kommandirenden Offizier und Gönner, dem Kapitän P., seine unterthänige, aber dringende Bitte vorzutragen, ihn auf ein paar Minuten sprechen zu dürfen, da er ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Erst spät am Abend konnte Kapitän P. den Gefangenen besuchen; er blieb gegen eine Stunde bey ihm und man konnte, als er das Gefängniß verließ, eine heftige Gemüthsbewegung in seinem Gesichte lesen. Nach seiner Rückkehr in sein Quartier wurden mehrere Kosacken in verschiedenen Richtungen abgesandt, und am Morgen warf sich der Kapitän selbst auf das Pferd und verließ die Station.

Am ganzen folgenden Tage erwartete unser Gefangener jeden Augenblick, entweder zu seinem Schlußverhör oder zum Tode geführt zu werden, mit einer Aengstlichkeit, die von seiner peinlichen Lage unzertrennlich seyn mußte. Aber Stunde nach Stunde verging, ohne daß er auch nur einen Fußtritt in seiner Nähe vernahm.

Der dritte Morgen sollte seiner Ungewißheit ein Ende machen. Beschmutzt, verbrannt, mit zerrissenen Kleidern erschien er zum zweyten Male vor dem Kriegsgericht. Das Gericht begann damit, die frühere Untersuchung und Verurtheilung des Gefangenen kurz zu wiederholen, sodann seine Entweichung aus dem Gefängniß und seine Wiedereinbringung durch ein Detachement Kosacken mitzutheilen. Er

ward jezt aufgefordert, zu bekennen, durch welche Mittel er aus dem Gefängniß gebrochen, und wie er in die Lage gekommen sey, in der ihn die Kosacken gefunden haben.

Starofsky warf einen ängstlichen Blick in dem Kreise umher; sein einziger Freund, Kapitän P., war nirgends zu sehen; der Muth sank ihm, er raffte jedoch alle seine Kraft zusammen, und einzig seiner Unschuld vertrauend, erzählte er umständlich, was ihm in Khoschanlu begegnet war; man hörte ihm aufmerksam zu; als er aber auf Kapitän Tsch—ky, als einen der Anführer der persischen Marodeurs kam, gerieth die Versammlung in sichtbare Bewegung; auf einigen Gesichtern war Entrüstung, auf andern Erstaunen zu lesen. Jezt wurde er aufgefordert, seine auffallenden, fast unglaublichen Angaben zu beweisen. Er wies den Richtern seine gefesselten Hände und fragte, wie ein unglücklicher Gefangener, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, Beweise sammeln könne. „Doch," fuhr er fort, „ganz ohne Beweise bin ich nicht. Ich habe einen Zeugen, und zwar in der Person des Kapitän Tsch—ky selbst. Der Streich, den ich auf ihn, als einen persischen Offizier, als den schändlichen Räuber eines unschuldigen Mädchens, führte, hat, obgleich er seinen Zweck nicht erreichte, doch sein Ziel nicht ganz verfehlt. Die Keule, die ich führte, streifte und verwundete ihn an der linken Wange, und wenn Sie wirklich die Wahrheit erheben und Recht zwischen Mann und Mann sprechen wollen, so konfrontiren Sie mich mit dem, der mich fälschlich eines Verbrechens anklagt, das er selbst begangen hat."

(Der Beschluß folgt.)

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

5.)

Hannover, 26. Mai 1792.

Durch Gottes Güte befinde ich mich nebst meiner Frau vollkommen wohl, zufrieden und glücklich. Ich bin mehr und mit mannigfaltigeren Dingen beschäftigt, als sonst vorher in meinem ganzen Leben, und alles, was ich zu verrichten habe, verrichte ich mit Lust und Muth. Einiges von dem, was mich betrifft, will ich Ihnen mittheilen, weil Sie noch immer an allem dem so liebevollen Antheil nehmen.

Am Anfang des Novembers verlangte der Kaiser Leopold von mir ein Gutachten über den Geist der Zeit in Deutschland, und die Mittel und Wege, diesem Schwindelgeist eine bessere Wendung zu geben. Ich schrieb dieses Gutachten (ein ganzes Buch) vom 10ten November bis zum 10ten December 1791, unter folgendem Titel: Memoire an Seine kaiserliche Majestät, Leopold den Zweyten, über den Wahnwitz des Zeitalters und die Mordbrenner, welche Deutschland und Europa aufklären wollen. Den ersten Theil dieses Memoire schickte ich dem Kaiser den 30ten December 1791, den zweyten Theil den 4ten Januar, und den dritten Theil den 11ten Januar. Jedesmal schrieb ich dann auch noch einen besondern Brief an den Kaiser. Nach Empfang des ersten Theils meines Memoire ließ mir der Kaiser sagen: „Er sey außerordentlich wohl mit meinem Memoire zufrieden." Nach Empfang des zweyten Theils ließ mir der Kaiser sagen: „Mein Memoire wirke bey ihm alles, was mein Herz nur wünschen könne." Nach Empfang des dritten Theiles ließ mir der Kaiser sagen: „Er werde mir selbst schreiben." Den 13ten Februar schrieb mir der Kaiser den Brief, welchen ich meiner Verläumder wegen drucken ließ, und dabey schickte er mir eine Tabatiere von zweytausend Gulden an Werth. Urtheilen Sie nun selbst, mein geliebter Freund, wie unaussprechlich mich der Tod des Kaisers betrübt hat. Aber gleich habe ich wieder alle meine Kräfte zusammengerafft, und der erlittene Verlust ist uns, Gott Lob, ersezt.

Eine höchst sonderbare Sache wiederfuhr mir im Monat April dieses Jahres 1792. Der Herr Schultheiß von Steiger in Bern schrieb mir den 12ten April einen langen, äußerst gnädigen und liebreichen Brief, worin, mit Auslassung dessen, was zu ehrenvoll für mich ist, folgende Worte stehen:

„Je vous demande la permission, d'oser vous faire inscrire sur le tableau des personnes, qui vont être présentées au Gouvernement, pour être admises aux droits de la Bourgeoisie privilégiée de notre ville. Je sçais, Monsieur, que notre Bourgeoisie ne peut être pour vous, dans ce moment, ni intéressante ni utile. Je sçais — — — Mais ce sera au moins un hommage, que vous rend la patrie, et pour moi en particulier une bien grande satisfaction d'en avoir été l'organe. Le mode néanmoins dont se fait cette election m'a fait balançer, Monsieur, de vous faire cette ouverture. Celle du Doge de Venise n'est pas plus composée. Ce n'est qu'après nombre de scrutins que le sort décide entre les six qui ont eu le plus de suffrages. L'esprit républicain a craint l'influence du crédit et il s'est soumis aux caprices du sort, souvent injuste et toujours humiliant pour le vrai mérite. Mais je n'ai pu me refuser au plaisir de voir votre nom sur un tableau qu'il honore . . ."

Dieß ist doch wirklich die mir angenehmste und allerunerwartetste Ehre, die mir in der Welt hätte wiederfahren können. Mir ist genug, daß der Herr Schultheiß von Steiger blos an mich gedacht hat. Das Uebrige überlasse ich der Vorsehung. Auf alle Fälle bin ich entschlossen, in Hannover zu leben und zu sterben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stockholm, Oktober.

Wie innig der wahre Volksdichter mit seiner Nation verschmolzen und, in dieser fortlebend, gleichsam persönlich unsterblich ist, das bezeugte neuerdings das Fest, welches am 26. Juli bey der Enthüllung von Bellmanns Büste in dem Thiergarten, nahe bey Stockholm, stattfand.

Der von Professor Byström in Rom modellirten und nach kolossalem Verhältniß in Erz gegossenen Büste ward einer der schönsten Punkte des Parks angewiesen, wo sie auf einem Fußgestell von Granit den Platz einnimmt, wo einst Bellmann vor allen gerne ruhte; von der sanften und von hohen Eichen beschatteten Höhe öffnet sich dort zwischen amphitheatralisch aufsteigenden Hügeln dem Blick zugleich die Aussicht auf das Meer und auf einen Theil der Stadt, in dessen Mitte die hochgewölbte Kuppel der St. Katharinenkirche sich erhebt.

Die Hälfte von Stockholms Bevölkerung hatte sich zur Feyer des Tages rings umher versammelt, und außer den bey dem Hauptplatz angebrachten Schaubühnen sah man, in des Wortes vollster Bedeutung, so weit das Auge reichte, alles mit Menschen bedeckt. Weder Wache, noch polizeyliche Aufsicht war hier sichtbar und kein Lärm, noch sonst störende Laute wurden vernommen. Eine Barriere aus Tannenreisig umschloß den Hügel und die Personen, welche zur Ausführung des Denkmals beygetragen. Mehrere ältere Freunde des am Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Dichters waren gegenwärtig; unter diesen ein 80jähriger Greis, welchem eine von Fredmanns Epistein (so nannte er sich in seinen Dichtungen) zugeeignet ist. Nachdem der König und der Kronprinz von Schweden und ihre Gemahlinnen ihren Platz außerhalb des Kreises eingenommen, begann die Feyerlichkeit mit einer höchst glücklich berechneten Waldhornmusik, die hinter einer Eichengruppe die den Schweden allbekannte Melodie: „Wach' auf, Amaryllis, wach' auf, mein Leben!“ *) spielte, worauf ein, ebenfalls ungesehenes, jedoch näher stehendes, vollständiges Orchester blasender Instrumente sich hören ließ, in welches ein Männerchor einfiel, der, ohne Instrumental-Begleitung, einige vom Dichter Walerius verfaßte einleitende Verse nach eben genannter Melodie sang. Hierauf hielt der, durch Kunstsinn und literarische Leistungen rühmlich bekannte Freyherr von Akerhjelm eine sinnvolle Rede, während welcher die Hülle von des unsterblichen Dichters Bildnisse sank. Jetzt vernahm man die unsichtbaren Orchestertöne aufs Neue, und der Sängerchor stimmte, ebenfalls nach einer Melodie Bellmanns: „Sturm und Wogen schweigen schon“ — ein sehr gelungenes Gedicht von Walerius an, wovon wir beygefolgende Uebersetzung unsern Lesern mittheilen:

Hoben Nordens Dichterschwan,
Zog er seine freye Bahn
In des Aethers Reichen,
Sich nur zu vergleichen;
Licht gelenket,
Glut-getränket,
Fiel er nie, in Staub versenket.

Der Bachanten Pflegesohn,
Lernt' er mit Anakreon
Pindaros vereinen,
In sich selbst, dem Einen;
Und des Wilden
Mit dem Milden
Einklang wußt' er sich zu bilden.

Nimmer der Tod
Hohes verzehrt;
Phöbos gebot:
Seht ihn verklärt!
Lebend, wie der Kunst Gedanke,
Strahlt der Stirne Glanz,
Deren Lorbeerkranz
Epheu hüllt und Weines grüne Ranke,
Unsers Dichters Zier!
Ja, Ihn sehen wir,
Nord'scher Dithyrambe Vater, hier!

Ein Schlußchor nach Bellmanns Lied: „Blaset nun alle,“ bey welchem die entfernte Waldhornmusik von wahrhaft magischem Effekt war, beschloß die Feyerlichkeit. Hierauf begab sich sowohl der König, als der Kronprinz in den Raum innerhalb der Barriere, um die Büste näher zu betrachten, die Wittwe Bellmanns und dessen Sohn begrüßend, welchen dort ein besonderer Platz angewiesen worden, worauf die Umstehenden das Volkslied: „Bewahre Gott den König!“ anstimmten. Bey der Enthüllung der Büste wohnten nicht weniger als drey Bischöfe: Wallenberg, Wallin und Tegnér, selbst Dichter, der Huldigung bey, die dem Andenken des vielleicht größten schwedischen Dichtergeistes, mehr als dreyßig Jahre nach dessen Tode, von seiner Nation dargebracht wurde. Jetzt sammelten sich die Theilnehmer dieses Festes, etwa 300 an der Zahl, auf dem freyen Platze des Thiergartens, Städten (die Ebene) genannt, wo in drey großen, zusammenhängenden Zelten das Abendessen eingenommen wurde, dem die Erheiterung der Tafelmusik und des Gesanges nicht fehlte, wozu besonders Herr von Beskow und Walerius sehr gelungene Gedichte als Toaste geliefert. Jedes Couvert war mit Epheu und Weinlaub bekränzt, und auf einem besondern Altar lag Bellmanns alte Mandoline, welche bereits dessen Großvater, Professor Bellmann, in Rom gespielt, ebenfalls mit Epheu und Weinlaubkränzen umwunden. Der schönste Abend begünstigte die heitere Festlichkeit; bis tief in die Nacht hinein sah man fast alle Fenster des Thiergartens erleuchtet, und zahlreiche Gruppen fröhlicher Spaziergänger ruhig und friedlich umherwandeln. Um zwey Uhr Nachts, ehe die froh aufgeregte Versammlung sich trennte, ging es nochmals zu des Dichters Büste, vor welcher man eine reichliche Libation aus zwey kolossalen Bowlen ausgoß, die, Kardinal und Punsch duftend, zu beyden Seiten neben Bellmanns Zither prangten.

Die Theilnahme, welche sich seit einiger Zeit der nordischen Poesie zuwendet, läßt erwarten, daß auch Bellmanns Dichtungen früher oder später mehr in Deutschland bekannt werden, obgleich die volksthümlichen, ganz auf Lokalbeziehungen beruhenden Gesänge dieses seltenen Geistes der Uebersetzung große, fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegensetzen. So viel ist gewiß, so lange schwedische Sprache und Sitte leben, werden Bellmanns Lieder, von Enkel auf Enkel übertragen, in ihrer kindlich-sinnigen Genußsucht, in ihrer tief-humoristischen Welt- und Lebensanschauung, stets den Schlüssel zu dem scheinbar einfachen, jedoch nicht Jedem leicht zu deutenden Räthsel dieser interessanten Volksindividualität darbieten.

*) Wovon Text und Musik Bellmann angehören.

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. December 1829.

F. Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug
Sind mir bekannt, verhaßt genug.
M. Ey Possen! Das ist nur zum Lachen.

Goethe.

Die Schamane im nordöstlichen Sibirien.

Aus Briefen des Herrn von Matiuschtin (Reisegefährten des Baron Wrangel auf der Nordpol-Expedition) an einen Freund in St. Petersburg, im Jahr 1820.

..... Am 30ten August lagen 9586 Werste zwischen uns; demungeachtet aber haben wir gewiß beyde an diesem Tage einerley Gefühle gehabt, du in der größten und herrlichsten, ich in der kleinsten und jämmerlichsten Stadt auf der Welt. Wirklich kann man dieß mit gutem Gewissen von Werchojansk sagen, denn das ganze elende Nest besteht, nächst der baufälligen Kirche und dem Kabak, aus acht bis zehn Jurten und Hütten, die auf einer Fläche von ungefähr drey Werften zerstreut liegen. — Hier feyerte ich den Geburtstag unsers Kaisers, so gut es sich bey den hiesigen negativen Mitteln thun ließ. Das Diner, zu welchem ich die Honoratioren des Orts, den Priester, den Kommissär und einen hier lebenden Kaufmann, einlud, bestand aus lükala (gedörrter Fisch) Strugánina (gefror'ner Fisch, in dünne Scheiben geschnitten und roh mit Salz gegessen) und geräucherten Rennthierzungen, einem der vornehmsten hiesigen Leckerbissen; zum Desert wurden getrocknete Cedernüsse herumgereicht. Abends regalirte ich meine Gäste mit Thee, wobey ich meine Rumflasche aufthat, welcher wacker zugesprochen ward. Vor dem Hause brannten einige alte Scherben mit Thran und Fett — eine hier unerhörte Illumination! — Dem Straßenpublikum gab ich ein Paar Eimer Branntwein und ein Pfund Tabak zum Besten, und so ward unter dem lautesten Jubel der ganzen Bevölkerung des Orts, dem Beloj Tsar' (weißer Zar), und dem Syn Solnza (Sohn der Sonne), wie die hiesigen Völkerschaften den Kaiser tituliren, ein herzliches Lebehoch gebracht. Die Gesellschaft ging ziemlich spät auseinander, und meine prachtvolle Fete spielt gewiß auf lange Zeit eine glänzende Rolle in den Annalen von Werchojansk.

Am andern Morgen früh zog ich weiter mit meinem Gefolge, bestehend aus einem alten Kosaken, der mein Dollmetscher und meine Eskorte war, und einem Paar Jakuten, die als Wegweiser dienen und mein Packpferd führen sollten. Mit dem Wegweisen war's nun eben nicht buchstäblich zu nehmen, denn Wege gibt es, zumal im Winter, in diesen traurigen Einöden nicht. Wir zogen den ganzen Tag längs dem Ufer des Tabalog, eines ziemlich bedeutenden Flusses, hin (der, trotz dem 30ten August, schon breite Eisränder ansezte), ohne auch nur eine Spur menschlicher Wohnungen anzutreffen. Gegen Abend stellte sich ein eiskalter, schneeartiger Regen mit heftigem Winde ein, der mich bald so vollkommen durchnäßte, daß ich sehnlichst wünschte, auf irgend eine Jurta zu stoßen, wo ich ein Obdach finden und meine triefenden Kleider etwas trocknen könnte. Ich fragte den jakutischen Führer, ob denn gar keine Wohnung in der Nähe sey? „Nein," sagte er; „keine Jurta weit und breit, außer der großen Teufelsjurta im Alar Sáät, d. h. im Mordwalde." Auf meine Bitte um eine genauere Nachricht über die ominose Jurta und den schauerlichen Wald, erfuhr ich folgendes:

Zur Zeit der Eroberung Sibiriens fand eine Schlacht zwischen den damals vereinigten Tunguſen und Jakuten, und den Ruſſen in dieſer Gegend ſtatt; leztere hätten, vermöge ihres Schießgewehres, gewiß in dieſem, wie in allen übrigen Gefechten, die armen Eingebornen, die nur Pfeile und Bogen beſaßen, überwältigt, wenn ſie ſich nicht in dieſen, ihren Göttern geheiligten Wald zurückgezogen hätten. Hier aber kamen ihnen die Schamane mit ihren Beſchwörungen zu Hülfe; ſie überwanden die Ruſſen und machten ſie alle nieder. Als Dokument und unumſtößlichen Beweis für die Wahrheit dieſer Thatſache, zeigte mir mein Cicerone hier auch wirklich einen hohen, ganz allein daſtehenden pyramidenförmigen Fels, den die Schamane damals zum Andenken an dieſe Begebenheit aus dem Schooße der Erde hervorgezogen haben. — Seit dieſer Zeit hieß dieſer Wald der Mordwald; er iſt übrigens angefüllt mit den Geiſtern der erſchlagenen Ruſſen, und es iſt ſehr gefährlich, ſich zur Nachtzeit hinein zu wagen, beſonders in die Nähe der tief darin liegenden Jurta. „Nun," ſagte ich, „da die Geiſter in dem Walde Ruſſen ſind, ſo werden „ſie ja mir und meinen Leuten kein Leid anthun; wir „können alſo dreiſt hinein und die große Jurta zu unſerm „Nachtlager benützen." Mit dieſen Worten bog ich rechts in den Wald. Die beyden Jakuten flehten zitternd und bebend, ich möchte doch mich (eigentlich ſie) nicht ſo muthwillig dem Teufel in den Rachen liefern; ſie wurden zur Ruhe verwieſen. Bald ſtießen wir auf eine Art von gebahntem Weg, und ich erblickte zu meiner nicht geringen Freude in der Entfernung eine vom Feuer röthlich gefärbte, hoch aufſteigende Rauchwolke. „Da gibts Menſchen!" rief ich freudig aus. „Da iſt des Teufels Werkſtatt!" brummte mein Koſak. Voll Ungeduld zu dem Feuer zu gelangen, das für mich ganz Durchnäßten und Erſtarrten ſo reizend war, trieb ich mein Pferd an und ritt ſo raſch, als es die Dunkelheit und die über mir dicht verwachſenen Aeſte und Zweige verſtatteten, vorwärts dem Scheine zu. Endlich ſtehe ich vor einer großen Jurta; der dicke Rauch, der oben und auch an den Seiten daraus hervordringt, und ein verworrener Lärm von allerley Stimmen, deuten mir an, daß die Jurta bewohnt iſt. Ich ſpringe raſch vom Pferde (meine Begleiter waren zurückgeblieben), binde es an einen Baum und gehe auf die Jurta los. Plözlich wird das Rennthierfell, mit welchem die Thüre verhängt war, zurückgeworfen, und ein wilder Haufe Tunguſen, auf deren Geſichtern Schrecken, Furcht und Wuth ausgedrückt ſind, ſtürzt mir entgegen. Die Leute ſahen ziemlich teufelmäßig aus, ich ſtuzte; aber da war nun einmal nichts anders zu thun, als herzhaft zu ſeyn oder wenigſtens zu ſcheinen, und das that ich denn auch, indem ich raſch vorſchritt. Ein zunächſt an der Thüre ſtehender Tunguſe will mir den Eingang wehren; ein tüchtiger Stoß vor die Bruſt ſchleudert ihn in die Jurta zurück, und ich trete hinein. — Mit einem durchdringenden Geſchrey dringt nun der ganze Haufe auf mich ein und umringt mich, ſo daß ich mich durchaus nicht mehr rühren, keine Bewegung mehr machen kann. Es wäre mir vielleicht übel ergangen, und die Teufelsjurta hätte ihren Ruf an mir beſtätigt, wenn nicht plözlich ein Deus ex machina zu meiner Rettung aufgetreten wäre: ein alter Tunguſe drängt ſich durch den dichten Haufen hervor, nimmt mich freundlich bey der Hand und ſpricht zu den Uebrigen: „Brüder, dieſer „iſt ein guter Tajon *), — ich kenne ihn — der uns nichts zu „Leide thun wird; er hat mir viel geholfen, als ich beym „Sommereisgang **) an den Terech-Urjafluß zum Fiſchfang „gegangen war und der Geldtajon mich drückte." — Die Empfehlung des alten Herrn, der einer von den Honoratioren zu ſeyn ſchien, wirkte, mir ward ſogleich Platz gemacht und ich trat in die Jurta. Hier wandte mein Mäcen ſich zu mir und ſprach in gebrochenem Ruſſiſch: „Guter Tajon, hindre nicht unſern Schaman." — „Nein, lieber Freund," antwortete ich, „weit entfernt ihm hinderlich zu ſeyn, will ich ihn vielmehr ſelbſt über mein Schickſal befragen; deßhalb bin ich hieher gekommen, und habe einen Bündel ſcharfen tſcherkeſſiſchen Tabaks mitgebracht." — Meine Erklärung ward der Geſellſchaft überſezt, das Tabaksargument wirkte ganz beſonders, die Geſichter klärten ſich auf, und ich trat als willkommener Gaſt vollends in die Jurta, wo eine Menge Weiber an den Wänden herumſaßen. Hier, bey ruhigerer Anſicht, erkannte ich nun auch meinen Beſchüzer, dem ich wirklich Gelegenheit gehabt hatte früher einen kleinen Liebesdienſt bey dem Steuereinnehmer zu erweiſen. — Man wieß mir den Ehrenplatz gegenüber der Thür an, ich ſezte mich, und nach und nach lagerte ſich die ganze Verſammlung wieder längs den Wänden herum. Auch mein Koſak hatte ſich eingefunden und bey der Thüre Poſto gefaßt.

Jezt überſah ich mir die Scene: in der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit ſchwarzen wilden Schaaffellen ausgelegt war; auf dieſem ging in abgemeſſenem, taktmäßigen Schritt, langſam ein Schaman umher, indem er dabey halblaut ſeine Beſchwörungsformeln herſagte. Sein langes ſchwarzes und ſtruppiges Haar bedeckte ihm faſt das ganze aufgedunſene, dunkelrothe Geſicht; zwiſchen dieſem Schleyer blizten, unter den borſtigen Augenbraunen, ein Paar glühende, blutrünſtige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Thierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuleten, Ketten, Schellen, Stückchen Eiſen und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er ſeine, gleichfalls

*) Tajon heißt ein Anführer oder Befehlshaber unter ihnen, ſo wie auch jeder ruſſiſche Beamte.

**) So wird der Frühling hier bezeichnet; die Benennung iſt charakteriſtiſch für den hieſigen Lenz.

mit Schellen verzierte Zaubertrommel, in Form eines Tambourins, und in der Linken einen abgespannten Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grausenerregend. Die Versammlung saß schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählig erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel in derselben; der Schaman warf sich zur Erde nieder, und nachdem er ungefähr fünf Minuten unbeweglich da gelegen hatte, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen oder unterdrückten Geschreyes aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her. Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefacht, es loderte hoch empor; der Schaman sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das obere Ende desselben stützte, fing er an, zuerst langsam, dann allmählig immer rascher, im Kreise um den Bogen herum zu laufen. Nachdem dieß Drehen so lange gedauert hatte, daß mir vom bloßen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich, ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel, stehen, und begann mit den Händen allerley Figuren in die Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art von Begeisterung seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang, und mit unbegreiflicher Schnelligkeit seinen ganzen Körper auf die seltsamste Weise verzuckte; vornehmlich auffallend war dabey sein Kopf, der sich unaufhörlich und mit einer solchen Geschwindigkeit drehte, daß er einer an einem Bande umhergeschleuderten Kugel glich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter Starofsky.

(Beschluß.)

„Dein Begehren ist gerecht, antwortete der Präsident; „es soll Dir willfahrt werden; aber, Gefangener, bedenke, wenn auch die Schuld Kapitän Tsch—kys klar erwiesen ist, so ändert dieß nichts in Deiner Lage. Der Beweis Deines Verbrechens beruht auf einem Dokument, das durch den Charakter des Anklägers nicht entkräftet werden kann. Du bist durch dieses Dokument überwiesen, verrätherischen Verkehr mit dem Feinde gepflogen zu haben, seine Briefe fand man in Deinem Besitz, und dafür bist Du zum Tode verurtheilt.“ — „Ich ergebe mich in mein Schicksal,“ antwortete Starofsky; „aber ich sterbe ruhiger, wenn mein Verderber durch mich entlarvt worden ist, und nicht länger die Unschuldige verfolgen kann, die er zu seiner Beute ausersehen hat.“

Eine Bewegung am Eingang des Gerichtssaals zog jetzt die Aufmerksamkeit der Versammelten auf sich. Kapitän Tsch—ky trat ein. Er war in Uniform, hatte aber den Kopf ganz in einen Shawl gehüllt. Eben wollten die Richter sein Verhör beginnen, da trat auch Kapitän P., mit Staub bedeckt, in den Sitzungssaal. Nachdem er die Erlaubniß erbeten, reden zu dürfen, klagte er Kapitän Tsch—ky förmlich an, seinen Posten verlassen zu haben, um zu einem Trupp Perser unter einem Offizier des Sirdar von Erivan zu stoßen, diese verrätherischer Weise zur Plünderung und Niederbrennung des Dorfes Khoschanlu angeführt, und hinterlistiger Weise, mittelst mehrerer, hierzu selbst geschmiedeter Dokumente, den Soldaten Peter Starofsky eines Einverständnisses mit den Feinden des Vaterlandes beschuldigt zu haben.

Das finstere Gesicht Tsch—ky's wurde schwarz wie die Nacht, als er diese Beschuldigungen hörte, und seine Lippen waren leichenblaß, als er in trotzigen Worten den Ankläger aufforderte, auch nur ein Wort von dieser giftigen Lästerung zu beweisen. Wie er aber einen Mann erblickte, dessen blasse Wange und blutiger Verband um Kopf und Arm bewies, daß er an frischen, schweren Wunden leide, erblaßte er und schwieg.

Dieser Mensch, ein alter Dienstmann des Kapitäns Tsch—ky und Helfershelfer bey seinen Ausschweifungen, sagte aus: er habe in jener Nacht Kapitän Tsch—ky auf einem angeblichen Rekognoscirungsritt begleitet, dessen wahrer Zweck aber gewesen sey, zu den vorgeschobenen Truppen des Sirdars von Erivan zu stoßen und im Verein mit diesen das Dorf Khoschanlu anzugreifen, wobey sein Herr die Absicht gehabt habe, sich eines jungen Mädchens, der Tochter des Aeltesten, zu bemächtigen, die schon mehr als einmal seinen Entführungsversuchen entgangen sey. Das Dorf sey verbrannt und geplündert, das Mädchen von ihnen fortgeschleppt worden. Auf der Rückkehr in ihr Lager habe er sich wegen Vertheilung der Beute mit seinem Herrn entzweyt, in der Hitze einige Drohungen gegen denselben ausgestoßen, dieser ihn aber mit schönen Versprechungen für den Augenblick beschwichtigt. Bald darauf habe Kapitän Tsch—ky dem Rest der Parthie befohlen, vorauszueilen, und sey mit ihm zurückgeblieben; da habe er plötzlich die Pistole gezogen, sie von hinten auf ihn abgefeuert und ihn für todt liegen lassen. Er sey vom Vater und Bruder des jungen Mädchens, welche dieses verzweiflungsvoll gesucht, gefunden, aufgehoben und in ihrem Hause verpflegt worden.

Dieß war Beweises genug gegen Tsch—ky; in Betreff Starofsky's aber erklärte er, jene Korrespondenz, wegen der die Richter unsern Soldaten schuldig gefunden, auf Veranlassung Tsch—ky's selbst gefertigt und zum Theil, am Tage von Peters Verhaftung, unter seinem Gepäcke versteckt zu haben. Er bestätigte ferner Staroso-

ky's sämmtliche Aussagen, indem er gestand, seinen Herrn bey seinen beyden Entführungsversuchen zu Tiflis und zu Kboschanlu, welche durch den muthigen Widerstand des jungen Soldaten vereitelt worden, begleitet zu haben.

Tsch—ky's Versuche, die Aussagen dieses Zeugen zu verdächtigen, vereitelte das einstimmige Zeugniß des alten Gurgin und seines Sohnes Evannes, welche Staroffky unter den persischen Scimitars gefallen glaubte, die aber jezt zu seiner großen, unaussprechlichen Freude vortraten, um seinen boshaften Ankläger zu überweisen. Wie groß aber war sein Entzücken, als auf ein Zeichen von Kapitän P. eine verschleyerte weibliche Gestalt, an deren Stimme er seine liebenswürdige Schuschan erkannte, aus den Händen ihres schändlichen Verfolgers gerettet und an Ehre und Leben ungefährdet, in den Gerichtssaal trat. Mit leiser, bebender Stimme erklärte sie die Identität des Räubers, welcher sie dreymal zu verderben gesucht.

Tsch—ky wurde, trotz Namen und Rang, verurtheilt, den Tod eines Verräthers zu sterben. Dagegen ertheilte das Kriegsgericht Staroffky für seine musterhafte Ausdauer unter so vielen Verfolgungen, die manchen guten Soldaten seiner Pflicht entfremdet hätten, das gebührende Lob und empfahl ihn aufs Angelegentlichste dem Wohlwollen seines Generals.

So endete das wichtigste Abentheuer in Peter Staroffkys Leben, und hier schließt auch unsere Geschichte. Wir vermuthen, daß Staroffky, der, aus dem Soldatenstande entlassen, wenige Jahre nachher zu Tiflis an der Seite eines reizenden Weibes einen hübschen Knaben auf den Knieen wiegte, seine Kameraden, die, mit Ruhm bedeckt, in Adrianopel einzogen, kaum beneidet haben wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. November.

— — — —

N°. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. December 1829.

So verkündigte Ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist! —

Klopstock.

Münstersage,

von

L. Uhland.

Am Münsterthurm, dem grauen,
Da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach den vier Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwin's, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war. —

Der Name war geschrieben,
Von Wenigen gekannt;
Doch ist er stehn geblieben
Und längst mit Preis genannt.

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? *)

*) Auf der Plattform des Straßburger Münsters steht unter vielen auch Goethe's Name, von seinen akademischen Jahren her, eingehauen.

Die Schamane im nordöſtlichen Sibirien.

(Fortſetzung.)

Während aller dieſer Operationen hatte der Schaman einige Pfeifen des ſchärfſten tſcherkeſſiſchen Tabaks mit einer gewiſſen Gierigkeit geraucht und zwiſchen jeder einen Schluck Branntwein getrunken, welches beydes ihm auf ſeinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dieß und die Drehoperation mußten ihn doch endlich ſchwindlich gemacht haben, denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb ſtarr und leblos liegen. Zwey der Anweſenden ſprangen ſogleich hinzu, und begannen dicht über ſeinem Kopfe ein Paar große Meſſer gegen einander zu wetzen. Dieß ſchien ihn wieder zu ſich zu bringen; er ſtieß von Neuem ſein ſeltſames Klaggeſtöhne aus und fing an, ſich langſam und krampfhaft zu bewegen. Die beyden Meſſerträger hoben ihn auf und ſtellten ihn aufrecht hin; ſein Anblick war ſcheußlich. Die Augen ſtanden ihm weit und ſtier aus dem Kopfe; ſein ganzes Geſicht war über und über roth; er ſchien in einer völligen Bewußtloſigkeit zu ſeyn, und außer einem leichten Zittern ſeines ganzen Körpers, war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich ſchien er aus ſeiner Erſtarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf ſeinen Bogen geſtützt, ſchwang er mit der Linken die Zaubertrommel raſch und klirrend um ſeinen Kopf, und ließ ſie dann zur Erde ſinken, was, wie die Umſtehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig begeiſtert ſey und daß man ſich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm; er ſtand da, regungslos, mit völlig lebloſem Geſicht und Auge, und weder meine Fragen, noch ſeine ſogleich und ohne Nachſinnen darauf erfolgenden Antworten brachten auch nur die mindeſte Veränderung in ſeinen erſtarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn über den Verlauf und den Erfolg unſrer Expedition, von der gewiß Niemand in der ganzen Geſellſchaft auch nur den entfernteſten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen, zwar etwas im Orakelſtyl, aber dennoch mit einer Art von Sicherheit, nach welcher man hätte ſchließen ſollen, er ſey ganz vertraut mit dem Hauptzwecke, ſo wie mit den Nebenumſtänden meiner Reiſe. Hier ſind ein Paar ſeiner Antworten, möglichſt wörtlich: „Wie lange wird unſre Reiſe dauern?“ — „Ueber drey Jahre.“ — „Werden wir viel ausrichten?“ — „Mehr als man bey Dir zu Hauſe erwartet.“ — „Werden wir alle geſund bleiben?“ — „Alle, außer Dir, aber Du wirſt nicht krank ſeyn“ *). Ich fragte ihn unter andern auch, wie es einem unſrer Reiſegefährten (dem Lieutenant Anjou), von dem ich ſchon ſeit einiger Zeit getrennt war, jezt ergehe? „Er iſt jezt drey Tagereiſen von Bulun, wo er einen fürchterlichen Sturm auf der Lena ausgehalten und ſich nur mit großer Mühe gerettet hat“ *). Viele ſeiner Antworten waren aber auch ſo dunkel, ich möchte beynahe ſagen poetiſch, daß keiner meiner Dragomane im Stande war, ſie mir zu überſetzen; ſie erklärten dieſe Ausſprüche für hohe, oder, wie es hier heißt, Mährchenſprache. Als nach mir alle Neugierigen in der Geſellſchaft befriedigt waren, fiel der Schaman wieder hin, und blieb, unter den heftigſten Verzuckungen und innern Krämpfen, ungefähr eine Viertel Stunde lang am Boden liegen. Man erklärte mir, daß während dieſer Zeit die Teufel wieder aus ihm hinaus zögen, weßhalb denn, außer ihrem gewöhnlichen Wege, dem Rauchfange, auch noch die Thüre geöffnet ward. Ihr Abmarſch ſchien übrigens leichter von Statten zu gehen als ihr Einzug, zu welchem über vier Stunden erforderlich geweſen waren.

Endlich war alles vorüber, der Schaman erhob ſich, und auf ſeinem Geſichte lag der Ausdruck des Erſtaunens und der Verwunderung eines Menſchen, der aus einem tiefen Schlafe erwacht und ſich in einer großen Geſellſchaft findet. Er betrachtete alle Umſtehenden der Reihe nach, vornehmlich aber zog meine Perſon ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; es ſchien, als erblickte er mich jezt zum erſten Male. Ich wandte mich an ihn und bat mir über einige ſeiner dunkeln Orakelſprüche eine Erläuterung aus; er ſah mich erſtaunt und mit einem fragenden Blick an, indem er verneinend mit dem Kopf ſchüttelte, als habe er nie von etwas dergleichen gehört. Wenn dieß Erſtaunen künſtlich, wenn der Menſch nur Betrüger und ſeine ganze Kriſis nur Gaukeley war, ſo ſind die vollkommenſten Mimiker Europens neben dieſem Wilden nur Pfuſcher. Ich wünſchte wohl, daß *** und *** einigen Schamanenſitzungen beywohnten und mir dann ſagten, ob nicht der Schamanismus ein Magnetismus, und der Schaman ein — freylich Selbſt-Magnetiſeur iſt. Schade, daß wir beyde, mein Schaman und ich, jezt über zehntauſend Werſte von Petersburg entfernt ſind!

So war denn alſo, wie ich nun wohl merkte, die furchtbare Teufelsjurta nichts mehr und nichts weniger, als einer der Verſammlungsorte der immer noch an ihrem alten Zauberglauben hängenden Tunguſen. Da ſie größtentheils ſchon getauft ſind, ſo wird von Seiten der Geiſtlichen ſowohl als auch der bürgerlichen Obrigkeit ſtrenge darauf geſehen, daß dergleichen Recidive des Heidenthums nicht ſtatthaben, weßhalb denn dieſe Verſamm-

*) Dieß traf ſo ziemlich ein, denn Herr von Matjuſchkin litt lange an einer Schnittwunde am Daumen; die durch öfteres Erfrieren ſehr übel ward.

*) Es wieß ſich in der Folge aus, daß Herr von Anjou wirklich um dieſe Zeit und an dem benannten Orte auf der Lena in einer großen Lebensgefahr geweſen, der er nur mit Mühe entgangen war.

lungen immer in entlegenen Gegenden und insgeheim gehalten werden. Uebrigens habe ich an vielen Orten ächte Russen gefunden, die, wenn sie irgend etwas wichtiges unternehmen wollten, recht gerne zuvor den Schaman aufsuchten und sich von ihm prophezeyen ließen, welchen Erfolg sie zu gewärtigen hätten, und die steif und fest an die Untrüglichkeit seiner Prophezeihungen glaubten. Sehr oft ist aber der Schaman auch nur, besonders unter den Russen, eine Art von Zeitvertreib, eine Abendunterhaltung; man läßt ihn holen, und er muß der Gesellschaft etwas vorschamanisiren (poschamänit').

Mein Kosak hatte unterdeß, auf meinen Befehl, die beyden Jakuten durch Erzählung dessen, was wir in der Teufelsjurta gefunden, beruhigt und sie bewogen, mit meinem Gepäcke dahin zu kommen, so daß ich im Stande war, die Versammlung sowohl mit dem versprochenen Tabak als auch mit Branntwein zu bewirthen. Diese beyden Lieblingsgenüsse weckten bald Leben und Vertraulichkeit, und nun ward ich mit eben so vielen Fragen bestürmt als vorhin der Schaman. Unter andern fragten die Weiber und Mädchen wiederholt: „was denn das heiße, große blaue Augen?“ Die ganze Gesellschaft, und vornehmlich der Schaman, der mir doch selbst vorhin in seiner Verzückung von den großen blauen Augen meiner Geliebten vorgeredet hatte, wunderte sich nun über die Maßen, daß es dergleichen in Menschengesichtern geben könne, und schien gar keinen Begriff von andern Augen, als von kleinen schwarzen zu haben, welches fast die einzigen sind, die man hier antrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Beyträge zu Jean Pauls Biographie.

Es war in den 1780er Jahren, als Jean Paul, nach seinem Abgange von der Leipziger Universität, wo er Theologie studiert hatte, bey einem Hammerherrn im Thüringer Walde einige Zeit die Stelle eines Hofmeisters bekleidete. Sein Leben als solcher schien fast nur contemplativ zu seyn; denn sobald seine Lehrstunden, die er gewissenhaft abwartete, vorbey waren, eilte er ins Freye, am liebsten in den Wald, legte sich hier unter den ersten, besten Baum, starrte unverwandt Wald und Himmel an, zog dann und wann ein weißes Blatt Papier aus der Tasche, schrieb darauf einzelne Worte und eilte nicht selten gleich nach dem Schreiben fort, um zu Hause Gedanken und Bilder, die er sich dort nur angedeutet hatte, weiter auszuführen und auszumalen. Jedem, der ihm unterwegs begegnete, wich er von Weitem schon aus; mußte er aber einem Bekannten oder Freunde Stich halten blieb er so einsylbig und kalt, daß man ihn gern bald wieder sich selbst überließ. Ueberhaupt suchte er damals nie Umgang, sondern floh ihn vielmehr, und galt deßhalb für den größten Sonderling, mit dem Niemand gern verkehrte. Wer ihn aber näher kennen lernte, fand stets Gelegenheit, Geist und Witz an ihm zu bewundern. Von seinen damaligen Zöglingen lebt noch zu Oelsnitz im Voigtlande die Wittwe des kürzlich erst verstorbenen Postverwalters Rabe, welche leicht mehr aus seinem frühern Leben berichten könnte.

*

Jean Pauls unzertrennlicher Begleiter war bekanntlich sein treuer Pudel, Ponto genannt. Als dieser einst auf dem Findlaterschen Berge bey Dresden mehr Gesellschaft fand, als seinem Herrn lieb war, und dieser ihn von Hunden oft abrufen mußte, bemerkte er dabey: Die Bestien haben es schon weg, daß Ponto durch den Umgang mit mir ein gelehrter Pudel geworden ist, denn, wie mir's scheint, soll er sich in ihre Stammbücher schreiben.

*

Jean Paul bewohnte, so lange er in Dresden war, ein, einem königlichen Kanzlepoffizianten gehöriges Landhaus vor dem weißem Thore, wo er die herrlichste Aussicht auf den Elbespiegel und die Hoflößnitzer Weingebirge hatte. Als ich ihm dazu Glück wünschte, sagte er: „Wenn meine Schriften mich reich gemacht hätten, hier würde ich mich ansiedeln. Da dieß aber nicht der Fall ist, muß ich schon wieder nach der bayrischen Heimath wandern, und darüber bin ich nicht eben bös, denn — Ihr Dresdner habt spottschlechtes Bier.“

*

Jean Paul gehörte als Dichter noch der alten, guten Schule an. Mit Bild mußte bey ihm Geist, mit Phantasie Verstand verbunden seyn. Das jetzige Nebeln und Schwebeln in der Poesie war ihm fremd und verhaßt. Was Wunder also, wenn er poetische Gaben aus jener Schule nicht achtete. Und doch strömten sie ihm, während er in Dresden war, in Menge zu; denn welcher schöne Geist des Elbathens hätte nicht diesem großen Herrn und Meister in Apolline seine Werke opfern wollen.

Einst, als ich ihn besuchte, lag ein ziemliches Stößchen solcher Liederbücher, herrlich gebunden, auf dem Tische. „Sonder Zweifel Geschenke?“ fragte ich. „Die heillose Berühmtheit!“ entgegnete er; „behandelt man mich doch fast wie einen Götzen, dem man opfern muß. Wenn man nur wenigstens solche Opfer (damit zeigte er auf verschiedene Gedichtsammlungen, die ich nicht nennen will) auch anzündete; denn ich mag nichts von Liedern wissen, die nach Kreuz und Liebste schmecken und einen drehend machen, während man sie liest, wie z. B. — ꝛc.“ Hier nannte er mehrere gefeyerte Na-

men und bemerkte: „Wenn ich mit so einem Dichter spreche, kommt er mir recht vernünftig vor, lese ich aber seine Gedichte, dann wird mir's vor lauter Gemüth und Gemüthlichkeit so ungemüthlich, daß ich alle Lesegeduld verliere.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Der Sohn des Generals, Alfred, Yelva's Geliebter, tritt ein; eine leise Aufwallung von Eifersucht wird durch Yelva's Zärtlichkeit und die Offenheit des ihm befreundeten russischen Magnaten sehr bald beschwichtigt. Er bringt die, gewissermaßen erzwungene Einwilligung seines Vaters, der aus Verdruß sich von Paris entfernt hat, um bey der Verbindung seines Sohnes nicht gegenwärtig zu seyn. Daß diese noch heute stattfinden müsse, behauptet Alfred voll Liebe und Besorgniß; er bittet den Grafen, die Obliegenheit eines Zeugen zu übernehmen, welches auch dieser, sich selbst verbindend, zusagt. Beyde entfernen sich, Alfred, um das Nöthige zu der gesetzlichen Verbindung anzuordnen, der Graf, wie er heimlich sagt, um Yelva mit einem Hochzeits-Angebinde (die in Frankreich übliche corbeille) zu überraschen. Yelva, allein, gibt sich den freudigen Bildern der Zukunft hin. Die alte Haushälterin bringt ihr die Hochzeitsgeschenke; sie wähnt, sie kommen von Alfred, und schmückt sich mit Kranz, Schleyer und Diamanten, bey welcher Gelegenheit der Zuschauer erfährt, daß sie das Bild ihrer unbekannten Mutter trägt, das sie nicht von ihrem Herzen lassen will. Kaum ist sie zur Hochzeit geschmückt, kaum hat sich die Haushälterin entfernt, um sich ebenfalls zu kleiden, so tritt Alfreds Mutter ein. Diese erzählt ihr, daß ihres Gatten frühere Weigerung eine geheime Ursache habe: nämlich die gänzliche Zerrüttung seines Vermögens; glücklicherweise aber habe er sich eine der ersten russischen Familien, die er während des Krieges vor Brand und Plünderung schützte, so verbindlich gemacht, daß er auf die Erbin des Hauses für seinen Sohn rechnen dürfe. Sie erinnert Yelva, was sie dem Vater ihres Geliebten schuldig sey, und fordert das Opfer der Entsagung; in Thränen verspricht die Erschreckte, es zu bringen. Dieß habe sie erwartet, sagt die Mutter; aber leider müsse sie noch Größeres, sie müsse fordern, daß Yelva augenblicklich fliehe und eine weite Reise heimlich unternehme. Nach leidenschaftlichem Kampf willigt Yelva auch hierein, und die beyden Frauen entfernen sich. Jetzt kommt Alfred, die Geliebte zum Altare zu führen, findet sie nicht, findet die zurückgelassenen Diamanten, und indem sein Verdacht auf den Grafen fällt, eilt er fort, von diesem Rechenschaft zu fordern, und der erste Akt schließt. — Im zweyten, der einige Monate später spielt, befinden wir uns in Rußland auf dem prächtigen Landschlosse des Grafen, wo die Hochzeit seiner Cousine mit Alfred stattfinden soll. Der letztere, der nur mit seiner Mutter hier ist, scheint dem Willen seines Vaters nachgegeben zu haben, hat aber Yelva keineswegs vergessen, und, trotz der Versöhnung mit dem Grafen, diesen noch immer in Verdacht, daß er um den Aufenthalt der Entflohenen wisse. Dagegen erfährt der Zuschauer, daß der Graf nicht unempfindlich gegen die Reize seiner schönen Cousine ist. So stehen die Dinge, als Alfreds Mutter einen Brief von ihrem Geschäftsmann aus Wilna erhält, der ihr anzeigt, daß der Wagen, der Yelva (man kann sich nicht wohl erklären, warum gerade nach Rußland, wohin man doch auch den Geliebten sandte) an den Ort ihrer Bestimmung bringen sollte, von Räubern überfallen worden, und man von dem ferneren Schicksale des Mädchens nichts wisse. Im nämlichen Augenblicke klingelt es am Schloßthore, eine Bettlerin soll zurückgewiesen werden, wird aber, auf Fürsprache von Alfreds Mutter, eingelassen. Yelva ist es, der Erkennungsscene folgt die Erklärung, daß Alfred hier und in welcher Absicht er es ist; seine Braut kommt hinzu; nur diesen letzten Moment der Prüfung, sagt die Mutter, solle Yelva überstehen, und diese gewinnt es über sich, ihren Schmerz zu verbergen. Um so unvorsichtiger ist es, daß die Mutter sich mit der Braut entfernt und Yelva in dem offenen Saal allein läßt. Hier nun scheinen der Zurückgebliebenen längst verklungene Erinnerungen wieder vorzuschweben, und eine unerklärliche Heiterkeit mit ihrem Schmerze zu kämpfen. Mitten in dieser Empfindung wird sie von dem Grafen überrascht; er ist erstaunt, erfreut, gütig; sie erkennt dankbar den Antheil an ihren Schicksalen, und in diesem Augenblicke gegenseitiger Herzensergießungen tritt Alfred aus einer offenen Seitenthür; Yelva flieht den, dem sie entsagt hat; Alfred hält den Grafen für meineidig, und sie eilen zum Zweykampf. Die Entflohene tritt vorsichtig wieder ein, naht sich der Thüre, aus welcher der Geliebte kam, und gewahrt an derselben ein Bildniß, das ihr Inneres mächtig aufregt; sie vergleicht es mit jenem, das sie nicht von ihrer Brust gelassen; es ist ihre Mutter, und sie sinkt inbrünstig betend vor dem Bilde nieder. In dieser Stellung wird sie von Alfreds Mutter gefunden, welche die Identität der Bilder bestätigt und ihr sagt, daß sie des Grafen Schwester sey, der im Kriege war, als das Schloß angezündet wurde, bey welchem Ereigniß Yelva, als Kind, die Sprache, ihre Mutter aber in den Flammen das Leben verlor. Jetzt kommt die Braut eilig herbey, den Zweykampf der Rivalen berichtend. Yelva eilt ans Fenster, sie stehen mit den Feuerwaffen schlagfertig einander gegenüber: ein Schuß fällt; Yelva, in der äußersten Anstrengung, zu retten, bringt, nach vergeblicher Bemühung, endlich das Wort „Alfred!“ hervor und sinkt, von der gewaltigen Kraftäußerung erschöpft, ohnmächtig in einen Sessel. Die Unverwundeten kommen herbey; mit wenigen Worten wird ihnen die nöthige Erklärung gegeben, und das Stück schließt, indem Yelva, aus ihrer Ohnmacht erwachend, erst: „Mein Bruder!“ und dann: „Alfred!“ ausruft.

Durch diesen getreuen Auszug des kleinen Drama's ist dessen Lückenhaftigkeit und die unverholene Willkühr des Autors hinlänglich dargethan, und ich kann um so weniger hiebey verweilen, da ich nur auf eine allgemeine Erscheinung des heutigen dramatischen Kunstgeschmacks hindeuten will. Scribe steht da, als der talentvollste Repräsentant dieses Zeitgeschmacks, und jedes seiner bessern Stücke ist ein Prototyp desselben; alle verhalten sich zu einem vollendeten dramatischen Kunstwerke, wie eine flüchtig hingeworfene Skizze zu einem reinlich ausgeführten Gemälde. Sie läßt sich mit einem Blick überschauen, und man freut sich der geistreichen Anordnung, man verweilt auch wohl bey der Hauptfigur, die man, mit etwas nachhelfender Phantasie, sogar bestimmter sieht, als sie der eilige Stift gezeichnet hat; aber näher hinzutreten, aufmerksamer betrachten darf man weder das Einzelne, noch auch das Ganze, wenn man nicht ungewiß werden soll, ob der geistreiche Skizzenzeichner je ein Gemälde zu Stande bringen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. December 1829.

So wandelt hin, lebendige Gestalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde, —
Ergötzen sollt ihr, geistreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichst milde.

Goethe.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

Erster Artikel.

Wer auf eine lange Reihe von Jahren zurücksehen kann, dem wird, neben dem Gange eigner Schicksale, noch so manches begegnen, was diese zum Theil erklärt, oder doch auf innern Zusammenhang und Verständigung hinweist. Es gibt in diesem Sinne nichts absolut Unwichtiges. Auch das Kleine fügt sich aneinander und wächst unmerklich so an, daß man seinen Ursprung nicht wieder erkennt; und gleichwohl läßt sich dieser, bey einigem Zurückdenken, sehr wohl nachweisen.

Es schmeichelt den Kindern der Zeit, daß sie das, was sie so nennen, ihre Zeit, aus sich herausbilden, ihr eigenthümlichen Charakter, Richtung, eine Farbe und Physionomie geben. So herrscht in solchem Bewußtseyn der Gedanke über den Wechsel der Erscheinungen, und sagt sich mit Stolz, daß er deren Erzeuger sey. Er mag aber wohl nicht allzulange bey dieser Ueberzeugung stehen bleiben. Denn es könnte sich bald genug zeigen, daß er eben so oft Sklav als Herrscher ist, und der mächtige Zauberer, abhängig von den eignen Gebilden, dem Einflusse streitender Wechselwirkung erliegt.

Durch nichts bestätigt sich das auffallender, als durch die Mode. Dieß Kind des Ueberflusses und der Muße sprang, wie Athene, aus dem Gehirn des Menschen; nur warf sie, statt Saaten der Weisheit, bunte Spielbälle auf die Erde. Es belacht jeder die Gauklerin, und jeder, auch der Verständige, ist ihr unterthan. Möchte das seyn für die äußere Art und Weise. Scheint es doch ziemlich einerley, ob Rock und Hut von diesem oder jenem Schnitt, von dieser oder einer andern Farbe sind, denn wenig liegt dem gleichgültigen Beobachter daran, wie sich das Vorübergehende eben gestalte, geht es doch vorüber. Allein man erzählt von Leuten, die in neckischem Uebermuthe vor dem Spiegel Gesichter schnitten, daß ihnen der Mund, die Augen so stehen blieben und niemals wieder die natürliche Stellung bekamen. Spiegelbilder spiegeln sich zurück. Wir wissen oft nicht, was ihnen, was uns davon gehört.

Beachten wir den Bilderkram ehemaliger Kleidungen und Moden, rufen wir die Erinnerung jener Tage zurück, wo sich das Fremdgewordene der Sitte, den Ansichten, dem Geschmacke anpaßte, so entdecken wir unvermerkt einen geschichtlichen Faden, an den sich dann Grundsätze über Schickliches und Nothwendiges, so wie das Vorherrschende im Geschmack von selbst anreihen und das Urtheil in den Stand setzen, nicht allein auf die jedesmalige Richtung entwickelter Geisteskräfte zurückzuschließen, sondern auch in wie weit es diesen gelungen ist, sich wirklich frey zu machen, oder nur neue und drückendere Hemmungen zu erzeugen.

Ohne allzuweit ausholen zu wollen, gehe ich die Bilderreihe eigner Erfahrungen durch, wie sie mir ein frisches

Gedächtniß aus den zwey lezten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts zurückruft.

Ich besinne mich sehr genau, daß in den Tagen meiner Kindheit das väterliche Haus drey verschiedene Zeitabschnitte in der Tracht meiner Erzieherin, meiner Mutter und in der meinigen aufzuweisen hatte. Die Erstere, Französin von Geburt, Tochter einer Sous-Gouvernante der königlichen Kinder von Preußen, war it der nachmaligen Erbstatthalterin von Holland auferzogen worden, und dadurch in mannigfache Beziehungen zu der vornehmern Welt gekommen, so daß sie, völlig für diese gebildet, in Formen und Benehmen einer erst kurz verflossenen Zeit angehörte, welche ihre Jugend mit einigem Glanz umgeben hatte. Ernste, ja schwere Schicksale hatten sie später in sich zurückgeführt. Sie ging daher an dem Außenleben der Gegenwart hin, ohne sich sonderlich um dessen wechselnde Gestaltungen zu bekümmern. Am allerwenigsten beschäftigte sie ihr Anzug. Aus Gewohnheit vornehm und sauber gekleidet, behielt sie immer Schnitt und Stoff vergangener Tage bey. So sehe ich sie in Gedanken noch heute vor ihrem Spiegel, das gepuderte, glatt aufgestrichene Haar gegen eine gepolsterte Unterlage sorgfältig angelegt, den Chignon hinten breit und rund ausliegend, und darüber eine Flügelhaube von Flor, ohne Farben, doch öfters durch einen schwarzen Halbschleyer wie überflogen, der sich dann unter dem Kinn in einen Knoten zusammenschlang. Wittwe und die Trauer tief in der Seele tragend, war sie auch meist in schwarze und graue Seide gekleidet; die Robe ronde, sehr faltenreich, fiel über sogenannte Poches, zwey an beyden Seiten über Fischbein gespannte Behältnisse oder Taschen von Leinwand, in welchen Handschuhe, Schnupftuch, Tabatiere, Nadelkissen, Etuis, Flacon u. s. w. bequem neben einander Platz fanden. Die Ausbiegung betrug über einen halben Fuß, der Bügel schloß sich spitz und ganz dicht an die Schnürbrust, so daß die Taille doppelt fein gegen den Auswuchs erschien. Diese merklich herauszuheben, legte zwar die ältere Frau ein schwarzes oder weißes Mäntelchen über die Schultern, steckte aber dessen Zipfel fest und sorgfältig unter der Brust zusammen, und ließ sie dann ganz schmal dem enggeschnürten Latze entlang herabhängen.

Meine Mutter, noch in voller Blüthe der Jugend, von großer Schönheit, aus Wahl und Neigung von der Stadt nach dem Lande gezogen, hatte städtische Sitte und Gewohnheit mit sich genommen. Ihre Verbindungen in der Residenz, die Nähe der leztern ließen sie mit dem, was die Gegenwart heraufführte, fortgehen, so daß neue und gefällige Erfindungen der Mode bey uns wenigstens versucht und geprüft wurden. Da nun zu einem schönen Gesichte auch das Sonderbare und Grillenhafte wohl steht, so blieb dieses auch von der eleganten Toilette meiner Mutter nicht immer fern. Hierzu rechne ich besonders den gelben Puder, der das dunkle Haar nur verunstaltete, statt es in ein künstliches Blond zu verwandeln, was doch die Absicht war, um Augen und Augbraunen durch den Kontrast noch frappanter zu machen. Das schmutzige Gelb des gebrannten Puders war wenig geeignet, eine Illusion der Art zu erzeugen, denn außerdem, daß dieser den Grundton der Naturfarbe niemals verändern konnte, und folglich einen häßlichen Widerstreit in der Mischung veranlaßte, fiel er häufig ab, färbte Kleid und Garnirung, und theilte sich der Haut auf der Stirn mehr oder weniger mit. Mir war diese Mode immer zuwider, und so rufe ich mir denn das Bild meiner Mutter lieber ohne dieselbe zurück. Am erinnerlichsten ist sie mir aus jenen Tagen in einem Kleide von pfirsichblüthfarbenem Gros de Tours, mit eingewirkten Blumen von derselben Farbe, das Stirnhaar in feinen Krepp frisirt, mit langen Haarnadeln fächerartig, sehr breit und hoch aufgesteckt, die Stirn selbst nur zur Hälfte bedeckt, das Hinterhaar in fliegendem Chignon aufgenommen, indeß zwey lange ringelnde Locken von beyden Seiten über Brust und Schultern fielen. Zwar überflog auch hier der Puder das künstlich geordnete Haar, doch nur weißer, und je feiner, staubartiger die Hand des Friseurs diesen aufzustreuen verstand, je mehr näherte sich das Kunstwerk dem Begriff von etwas Lustigem, Aetherischem, der freylich noch etwas verworren in der Phantasie der Modeerfinder lag, doch sich hier und da regte, und mit einer gewissen empfindsamen Seite des Zeitalters zusammenklang. Ans ähnlichem Motiv ward hinter der Frisur, der man schon die gepolsterte Unterlage und den Kammstrich genommen hatte, eine Wolke von Flor aufgepuzt, die, leicht und durchsichtig, zwar den Kopf unverhältnißmäßig vergrößerte, doch das Gesicht wirklich wie aus duftigem Elemente herausehen ließ. Meine Mutter hatte an dem Tage, von dem ich zuvor redete, Brillantnadeln zwischen den Flor gesteckt, die ihren länglichen braunen Augen ganz besondern Glanz gaben, was mir einen unvergeßlichen Eindruck zurückließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schamane im nordöstlichen Sibirien.

(Fortsetzung.)

Ich brachte die Nacht hier zu, und nachdem ich mich vollkommen getrocknet und erwärmt hatte, brach ich am andern Morgen auf, um weiter zu ziehen. Die ganze Gesellschaft begleitete mich ein Stück Weges bis an eine gewisse Stelle, die sie mir als gefährlich bezeichneten. Drauf stimmten die Weiber ihren Abschiedsgesang, Andylschtschina, an, welcher zugleich auch ein Lobgesang auf mich war, und zu welchem die ganze Versammlung im Chor und in gleichmäßigen Zwischenräumen den Refrain Evan, Evaon, Tajou! sang und jauchzte. So schied ich von dem

gutmüthigen Schamanenklub, und lange noch tönte mir durch den Wald ihr Evan, Evaon, nach. Diese Laute, mit denen einst der fröhliche Weingott von seinen berauschten phrygischen Begleitern begrüßt wurde, machten hier (wo sie übrigens gar keine Bedeutung haben) einen höchst sonderbaren Kontrast mit meiner Umgebung: der phrygische Gott war ein halb erfrorner russisch-kaiserlicher Flottenoffizier, die ewig grünen Weinberge waren eine mit ziemlich tiefem Sommerschnee bedeckte Einöde, und die halbnackten Mänaden und Bachanten waren schmutzige, von Kopf bis zu den Füßen in Rennthierfelle eingehüllte Tunguſen, zwar auch berauscht, aber nicht von Rebensaft wie jene, sondern von Kornbranntwein und tscherkessischem Tabak.

Einige Tage später (16ten September) gelangten wir an eine kleine Niederlassung von Jakuten, wo ich beschloß, mich etwas aufzuhalten, bis sich durch den fast unabläßig fallenden Schnee und die ziemlich starken Nachtfröste die Winterbahn eingestellt haben würde. Hier fand ich Gelegenheit, mich in meiner Hypothese über die Verwandtschaft des Schamanismus mit dem Magnetismus zu bestärken. In einer der Jurten stieß ich auf einen Schaman, der mir gleich durch seine stieren, blutrünstigen Augen und seine erdfahle Gesichtsfarbe kenntlich ward. Ich bat ihn, mir seine Künste vorzumachen; lange wollte er nicht daran und entschuldigte sich damit, er habe nicht alles zur Beschwörung erforderliche bey sich u. s. w. Endlich aber wirkten die gewöhnlichen Mittel, das Versprechen von Branntwein und Tabak, und er schickte sich zu der Operation an. Die älteste Tochter der Familie näherte sich mir und bat ängstlich, den Schaman fortzuschicken. „Warum denn das?“ fragte ich. Sie antwortete nicht, aber ihr Bruder erzählte mir, es hauseten Teufel in der Schwester, die sie sehr quälten, sobald der Schaman seine Beschwörung mache; wenn seine Schwester ein Mann wäre, meynte er, so müßte sie gewiß ein ausgezeichneter Schaman seyn, weil sie dann selbst wirken könnte. Auch er bat, seine Schwester zu verschonen, weil sie sehr viel bey der Operation leide; das machte mich nur noch neugieriger auf den Erfolg, und ich gebot dem Schaman fortzufahren. Nach wenigen Minuten ward die junge Dame unruhig, bald blaß, bald roth; endlich zeigte sich auch auf ihrem Gesichte (obgleich schwächer) der symptomatische Blutschweiß, den man immer im Moment der Krise bey den ächten Schamanen findet, und sie fiel bewußtlos zu Boden. Ich erschrak und befahl dem Schaman aufzuhören; aber der war nun einmal im Zug, und als ich ihn zur Jurte hinauswarf, sezte er seine Sprünge und Verzerrungen draußen im Schnee und Frost fort, ohne sich an die Orts- und Temperaturveränderung zu kehren. Die Patientin lag unterdessen starr da; plötzlich bekam sie Krämpfe, schrie, rang die Hände, sprang ungefähr so, wie der Schaman, und sang ganz unverständliche Worte dazu; das dauerte ein kleines Weilchen, bis sie endlich wieder hinsank und in einen tiefen, ruhigen Schlaf verfiel. Als sie nach ungefähr einer Stunde erwachte, war sie vollkommen wohl und wußte von allem Vorgefallenen nichts weiter, als daß der Schaman angefangen habe, die Geister zu beschwören. — Der Vater und der Bruder des Mädchens versicherten mir, daß seit ihrer Kindheit schon die Schamane immer einen solchen Einfluß auf sie gehabt haben, daß, wenn der ganze Cyclus der Beschwörung ununterbrochen durchgemacht werde, sie zulezt selbst in eine Schamanische Extase verfalle; daß sie dann auf alle ihr vorgelegte Fragen über das Zukünftige, Entfernte, Unbekannte antworte, und oft in der ihr völlig fremden tunguſischen oder lamutischen Mundart rede und Lieder singe. Wie viel von dieser Erzählung wahr ist, will ich nicht entscheiden; aber wenn auch nur ein Theil davon Grund hat, so wäre die Aehnlichkeit mit dem magnetischen Schlafe, mit dem Somnambulismus u. s. w. auffallend. Es soll übrigens auch weibliche Schamane geben, von denen ich aber selbst keine gesehen habe. Noch jezt nennt man mit einer Art banger Ehrfurcht eine gewisse Agrafena Shikänskaja, die vor mehr als sechszig Jahren hier ihr Wesen getrieben haben soll. Unter andern schreibt man ihrem Einflusse auch eine Krankheit der hiesigen Frauenzimmer zu, die Miräk genannt wird, und die mir eine Art von St. Veitstanz zu seyn scheint.

Die Schamane stehen, wie gesagt, troz dem Christenthume, immer noch in großem Ansehen im ganzen nordöstlichen Sibirien; nirgend aber ist ihr Einfluß so bedeutend als bey den Tschuktschen, wo sie eines ganz unbedingten, blinden Vertrauens genießen und dieses zuweilen auf eine furchtbare Weise benuzen. Folgender Vorfall, der sich im Jahr 1814 auf dem Markte zu Ostrownoje zugetragen hat, liefert einen schrecklichen Beweis hievon. Unter den daselbst, wie gewöhnlich, zum Jahrmarkt versammelten Tschuktschen brach plötzlich eine ansteckende Krankheit aus, die, troz allem Springen, Trommeln und Beschwören der Schamane, viele Menschen, und noch mehr Rennthiere, den Hauptreichthum der Tschuktschen, wegraffte. Es ward eine allgemeine Versammlung der gegenwärtigen Schamane veranstaltet, und in derselben, nachdem alle mögliche Kunststücke durchgemacht waren, endlich ausgemittelt: „um die erzürnten Geister zu versöhnen, und der schrecklichen Krankheit, die sie über das Volk gebracht, Einhalt zu thun, sey es nöthig, daß Kotschèn, einer der angesehensten Häuptlinge, ihnen geopfert werde.“ (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Scribe weiß es, daß das heutige Publikum die entschiedenste Abneigung gegen jede nähere Aufmerksamkeit hat,

daß es die Aufforderung zu Aufmerksamkeit schon langweilt, daß es nur dem seine Gunst schenkt, der es im Fluge hinreißt, und sich lieber ins leere Blaue, als in gehaltvolle Tiefe führen läßt. Seine, auf die Forderung des Publikums geistreich berechneten Skizzen sind, besonders von nachschaffenden Schauspielern dargestellt, von eindringlicher Wirkung auf der Bühne; die besseren kann man mit Wohlgefallen wiederholen sehen; die besten verlieren bey näherer Betrachtung und mehr noch, wenn man sie liest. Man denke sich das eben erzählte Schauspiel — ich will nicht sagen, von dem Meister der Meister, von Shakespeare — aber nur in dessen Sinn, von einem talentvollen Deutschen behandelt. Es wäre ihm gewiß aus diesem Stoffe ein romantisches Drama entstanden, welches den ganzen Abend ausgefüllt hätte; wir würden Alfreds Vater und das, was in dem Monatlangen Zwischenakt verfällt, auf der Bühne, Yelva auf der Reise von Räubern überfallen, kurz wir würden ein romantisch ausgeführtes, fest ineinander gefugtes, motivirtes und nothwendig so und so sich gestaltendes, aber vermuthlich sehr langes Stück gesehen haben. Scribe wirft eine Skizze hin, äußerst lose zusammenhängend, voller Willkühr, voller Lücken und Unwahrscheinlichkeiten; aber die Scenen sind ergreifend, der Gang rasch, das Ganze kurz zusammengedrängt, und das erschütterte Publikum hat nicht Zeit, näher hinzuschauen, und dankt es dem Dichter und schlägt freudig die Hände zusammen, daß er es so gut kennt und es dieser unerfreulichen Mühe überhebt. Bey alle dem hat das Stück eine leise romantische Färbung; auch dieses ist wiederum ein Zeichen der Zeit, und hierauf und daß dem heutigen Publikum ausgeführte dramatische Gemälde nicht behagen, wollte ich aufmerksam machen. — Was nun Dlle. Lancestre, die Darstellerin der Stummen, betrifft, so hat sie in ihrer pantomimischen Rolle die höchste Kunstvollendung erreicht, eine Vollendung — man verzeihe mir den nothgedrungenen Gemeinplatz — die sich nicht mit Worten beschreiben läßt. Ich versuche es nicht einmal, zu sagen, wie einfach, wie künstlerisch, und so von jeder tänzerartigen Konvention, von jeder Absicht entfernt, jede ihrer Bewegungen erschien, deren jede ein Vorwurf für den Maler und zwar für einen solchen war, dessen Ideal die Natur ist, die ihn, nicht die er erhebt. Noch weniger läßt sich auch nur eine Andeutung geben, mit welcher genialischen Divinationsgabe die junge Künstlerin den Moment darstellt, in welchem sie die Sprache wieder erhält; sie gibt uns die vollste Ueberzeugung, daß es nur auf diese und keine andere Art möglich sey, physisch möglich sey. Das könnte nun freylich sehr pathologisch, sehr häßlich werden, aber es bleibt schön bey der trefflichen Pantomimin, die überhaupt das Glück hat, mit offen weinendem Gesicht und bey höchstem Ausdruck des Schmerzes nichts weniger als entstellt zu werden. Ueberhaupt ist Dlle. Lancestre eine merkwürdige und durchaus neue Erscheinung, nämlich — und dieses ist es, was ich der Mittheilung werth erachte — sie hat hier in Berlin voriges Jahr die Bühne zum ersten Male betreten. Sie ist also, obgleich sie das Bessere der französischen Schule inne (durch Vorübung) hat, nie von hyperkonventionellen Mustern verleitet worden; im Gegentheil, sie hat hier und in Hamburg vielfach deutsches Theater gesehen und die Naturnähe unserer Darsteller scheint auf sie eingewirkt zu haben. Hieraus ist nun eine edle Mischung von französischer, strenger Kunstschule und deutscher, oft nur zu natürlicher Natürlichkeit entstanden, die um so neuer und eigener ist, als Dlle. Lancestre genöthigt ist, sich neue Rollen, die sie auf keiner französischen Musterbühne sah, selbst zu erschaffen. Paris wird uns Deutschen Dank wissen, wenn es einmal diese französische Schauspielerin auf seiner Bühne sehen wird. Die jungen Damen unserer deutschen Bühne sollten Dlle. Lancestre ein Gegengeschenk machen und ein wenig französische Kunstschule in oder wenigstens an sich bringen; aber sie halten es nicht der Mühe werth, dergleichen nur mit anzusehen; haben auch Recht in ihrem Sinne. Doch von diesem Terne will ich mich nicht zur Indiskretion verführen lassen, ich müßte sonst vom Memoiren anfangen, und lieber schließe ich.

Ludwig Robert.

Rom, November.

Man fragt sich hier, wie überall, woher der Wechsel des Klima's, welchem seit Jahren nicht allein Italien, sondern ganz Europa unterworfen ist, rühre? Das Wetter ist hier in Rom dieses ganze Jahr regnerisch und kalt gewesen, selbst in den Monaten Juli, August und September; es hat sogar (etwas Unerhörtes) bereits am 2. November gefroren; ja Landleute wollen versichern, was aber von andern geläugnet wird, auf den Sabinischen Bergen sey bereits Schnee gefallen. Bedenkt man, daß es heut zu Tage in Rom, trotz der modernen Kleidung, trotz der mäßigen Größe und Höhe der Zimmer und trotz mancher anderer Vorkehrungen, nicht mehr möglich ist, in den kalten Wintermonaten ohne Feuer auszuhalten, so läßt sich, will man an keine allmählige Abnahme des Wärmestoffs in Italien glauben, nicht begreifen, wie die Römer noch zu Augusts Zeiten haben halbnackt gehen, in Zimmern, gegen welche der große Gerichtssaal (Sala della Ragione) in Padua ein Toilettenkabinet ist, wohnen und schlafen, überhaupt aber in ihrer leichten Bekleidung Tagelang in freyer Luft zubringen können? Von Ende des August (der hier in der Regel der Regenmonat zu seyn pflegt) bis heute ist es fast unausgesetzt einen Tag um den andern regnerisch gewesen. Dieser sonderbare Umstand hat wenigstens der Hälfte des Oktoberfestes das Leben gerettet, aus welchem sonst dieses Jahr gar nichts geworden wäre. Von dieser Hälfte läßt sich behaupten, daß sie größer gewesen ist, als das Ganze, das heißt, daß man in fünfzehn Tagen mehr gelärmt, getanzt und gesungen hat, als sonst in dreißig. Sollte man nun nicht glauben, es sey auch mehr verzehrt worden? Aber gerade umgekehrt, und zwar darum: Die Römer sind keine Freunde von neuen Moden, es sey denn, sie vertrügen sich mit der Sparsamkeit, oder förderten diese wohl gar. In letzterem Falle geben sie sich ihnen mit einer Bereitwilligkeit hin, welche den Parisern Ehre machen würde. Die alte Mode, während des Oktobers in den Wirthshäusern Geld zu verzehren und dort alles zum dreyfachen, ja vierfachen Preis zu bezahlen, hatte schon längst keinen Beyfall mehr gefunden. Daher war seit Jahren die neue Mode aufgekommen, alle tragbaren Eßartikel völlig zubereitet, mit sich zu führen und vom Wirthe höchstens den Wein zu kaufen, dann und wann sich auch für ein paar Bajocchi von ihm die Maccheronen kochen zu lassen. Aber diese Ausgaben waren immer noch unnütz, denn der Wein war in Rom um ein Drittheil wohlfeiler, und mit den Maccheronen, da sie nun einmal warm gegessen werden müssen, konnte man zu Hause den Grund zur Merenda legen. Man beschloß also, fortan in dem Wirthshause gar nichts mehr zu verzehren, sondern sämmtliche Speisen und Getränke in der Stadt zu kaufen und zuzubereiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. December 1829.

— Sie sind
Dahingeschleudert in des Erdballs Nacht,
In Wüsteneyen, Abgründ' unter Eis
Und kalte Felsen. — Sind sie oder nicht
Geschöpfe seiner Hand, zum Licht ersehn?

Herder.

Die Schamane im nordöstlichen Sibirien.

(Beschluß.)

Dieser Kotschen war so allgemein geliebt und geachtet unter dem ganzen Volke, daß, trotz dem sonst unbedingten Gehorsam gegen die Aussprüche der Schamane, ihre Meynung dieses Mal doch verworfen wurde. Als aber die Seuche fortfuhr unter Menschen und Vieh zu wüthen, und die Schamane sich weder durch Versprechungen von Geschenken, noch durch Drohungen und Mißhandlungen zu einem andern Mittel verstehen wollten, da erklärte endlich Kotschen, ein zweyter Curtius, selbst dem Volke, er sehe nun wohl, daß es der Wille der Geister sey, ihn als Opfer fallen zu sehen, und er sey demnach bereit, zur Rettung seines Volkes sein Leben hinzugeben. Noch immer kämpfte die Liebe zu ihm gegen die Erfüllung des schrecklichen Ausspruches des Schamane; keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich Kotschens eigener Sohn, durch die Ermahnungen des Vaters erweicht und durch Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl ins Herz stieß und den Leichnam den Schamanen übergab. —

So gewaltig ist der Einfluß des Schamanismus, der hier die Stelle der Religion vertritt, der indeß nur äußerst wenige, mährchenhafte Traditionen, aber keine Gesetze oder Dogmen hat, und in dem folglich auch gar keine Art von Unterweisung oder Mittheilung stattfinden kann. Was die Schamane und ihre Anhänger glauben und treiben, ist nicht irgend etwas von einem Menschen erdachtes und auf andere Menschen übergegangenes; es entsteht in der Brust jedes Einzelnen durch den Eindruck der ihn umgebenden Gegenstände. Da diese Umgebungen in den Einöden Sibiriens sich überall eben so gleich sind, als es die Stufe der Aufklärung ist, auf welcher die halbwilden Bewohner dieser Einöden stehen, so sind auch jene Eindrücke mehr oder weniger überall und auf alle Individuen dieselben. Ein jeder sieht und fühlt für sich; aber auch ohne Mittheilung herrscht eine allgemeine Aehnlichkeit unter den Erzeugnissen ihrer Einbildungskraft, und der individuelle Glaube des Einzelnen wird allgemeiner Glaube ganzer Völker. Darin eben, daß dieser Glaube, so zu sagen, die Schöpfung eines jeden Einzelnen, und also einem jeden eigen und lieb ist, darin liegt meiner Meynung nach die Ursache, weßhalb er sich so lange unter den Völkerschaften Sibiriens erhält; er wird sich unter ihnen erhalten, so lange sie als Naturmenschen in den Klüften und Wäldern herum ziehen, so lange dieselben Gegenstände dieselben Eindrücke auf sie machen. Nur dann, wenn die Nomaden angesiedelt seyn werden, wenn Lehre und Beyspiel der gebildetern Nachbarn anhaltend auf sie einwirken können, dann erst wird nach und nach der selbstgeschaffene Glaube an gute und böse Geister, so wie an die Schamane verschwinden.

Fast alle diejenigen, die bisher eine Meynung über die Schamane geäußert haben, stellen sie unbedingt als grobe, gemeine Betrüger dar, deren Verzückung nichts

weiter ist, als ein, schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Mir scheint dieß Urtheil hart und ungerecht. Wenigstens ist es völlig einseitig und gilt nur von den, unter dem Namen Schamane im Lande herumziehenden Betrügern und Gauklern, die durch allerley übernatürlich scheinende Kunststücke, als Anfassen eines glühenden Eisens, Hin- und Hergehen auf demselben, Durchstechen der Haut mit Nadeln u. s. w., den Pöbel in Erstaunen setzen und ihm Geld ablocken. Die wahren Schamane gehören zu keiner besondern Kaste, sie machen keine, zu irgend einem gemeinsamen Zwecke vereinigte Korporation aus; sie entstehen und bestehen einzeln. Unter dem Volke werden Menschen mit einer feurigen Einbildungskraft, mit reizbaren Nerven geboren; sie wachsen mitten unter dem Wunderglauben an die Schamane auf; der Anblick ihrer übernatürlichen Verzückung, das Mystische des Ganzen ergreift den Jüngling tief. Auch er will zu dieser Gemeinschaft mit dem Ungewöhnlichen, Außerirdischen gelangen, aber Niemand ist da, der ihm den Weg dazu weist, denn Niemand, selbst der älteste Schaman nicht, ist sich selbst bewußt, wie er dazu gelangte. Aus sich selbst, aus der ihn unmittelbar umgebenden Natur, muß er die Kenntniß des Unbegreiflichen ziehen. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft, Fasten, erhitzende und narkotische Mittel schrauben seine Einbildungskraft auf's Höchste, er sieht nun selbst die Erscheinungen und Geister, von denen er in früher Jugend hörte, er glaubt fest und unverbrüchlich daran. Endlich wird er zum Schaman geweiht; doch bringt dieß keine Mehrung seiner Kenntnisse, keine sonstige Veränderung in seinem Innern hervor, es ist eine bloße Ceremonie mit seinem äußern Menschen; was er fortan fühlt, was er sagt, was er thut, ist und bleibt immer Resultat seiner eignen innern Gemüthsstimmung, er ist kein kalter, besonnener Betrüger. Wer einen ächten Schaman in der höchsten Extase gesehen hat, wird gewiß diesem Urtheile beystimmen, wird eingestehen, daß er wenigstens in diesem Augenblicke unmöglich betrügen kann, sondern daß das, was da mit ihm vorgeht, Folge des unwillkührlichen und unwiderstehlichen Einflusses seiner auf's Höchste gereizten Einbildungskraft ist. Ein ächter Schaman (denn es gibt deren, wie gesagt, viele, die nur den Namen und das Kleid führen) ist gewiß ein höchst interessantes psychologisches Phänomen.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter trat sehr majestätisch aus dem Ankleidezimmer, um in den Wagen zu steigen, der sie zu irgend einem großen Feste in der Nachbarschaft bringen sollte. Das schwere seidene Kleid schleppte hinter ihr her. Es war vorn offen und ließ, indem es von beyden Seiten zurückfiel, den Rock vom selben Zeuge sehen. Dieser war bis über das Knie herauf mit Flor, Perlen und cordellirten Quasten garnirt. So in vollem Staate, hielt sie einen Fächer von vergoldetem Elfenbein in der Hand, ging dann behutsam auf den spitzen Hackenschuhen über den Flur, und wußte sich mit ihrer Bouffante geschickt in den Wagen zu setzen, damit mein Vater auch noch Platz an ihrer Seite finde. Diese Bouffante, ein sehr verkleinerter Reifrock, wurde an dessen Stelle zur großen Toilette (außer zur Robe de cour, die noch lange das unförmliche Gestell beybehielt) getragen, so wie im häuslichen Kostüme die Bätises, weiche gesteppte Hüftkissen, die Poches verdrängten.

Ganz gegen das Herkömmliche des Zeitgeschmackes bey uns in Deutschland, hatte mir mein Vater eine freye, natürliche Tracht vorgezeichnet. Das Haar hing, ohne Puder, gescheitelt, in langen Locken von der Stirn an beyden Seiten und über den Nacken und Rücken herab. Das Kleid, nach englischem Schnitt, bestand in einem kurzen Rocke und einem Leibchen mit runden Ermeln, wie es einige Jahre später auch erwachsene Frauen zum Négligé, unter dem Namen Fourreau trugen. Schleppen, Staatsroben oder Bouffante, womit man Kinder von fünf Jahren gemeiniglich schon ängstete, blieben mir fremd. Die Schuhe ohne Hacken, der Form des Fußes angemessen, hinderten weder meinen Gang, noch die freyere und schnellere Bewegung, die mich auf solche Weise gleichsam um mehrere Schritte voraus, der nächsten Zukunft entgegen trug, während meine Mutter genau mit der Gegenwart ging, und die vortreffliche Erzieherin einer zurücktretenden Vergangenheit treu blieb.

Indeß stand die denkende Frau keineswegs hinter ihrer Zeit. Je weniger das Leben ihr noch zu bieten hatte, je mehr dachte sie über seine Bedeutung nach.

Wunden Seelen öffnet die Natur zunächst ihre Arme. Was Menschen nicht verstehen, oder nicht mehr hören wollen, das nimmt die Entgegenkommende großartig in ihren weiten, unermeßlichen Räumen auf. Drücken die Wände des Zimmers, die schwüle Luft vollends ein Gemüth nieder, so treibt es die Angst in das Freye hinaus. Hier wird die Klage laut, das Wort von jeder Fessel losgebunden, Thränen strömen ungesehen und ungekannt, es wälzt sich alles vom Herzen weg, was es preßt und drängt, bis das ganze Innere, wie aufgelöst, der stummen Vertrauten an den Busen sinkt. Diesen Weg mochte die Kummervolle, die so vieles zu beweinen hatte, auch wohl eingeschlagen haben. Ueber die Verzweiflung war sie weg, den Trost hatte sie finden gelernt, sie liebte

die Natur um ihrer selbst willen, und beschäftigte sich in den ersten Jahren unseres Beysammenseyns vorzugsweise mit dem, was ihre Begriffe darüber aufklären konnte. Ich weiß sehr gut, auf ihrem Tischchen, wie in ihrer Hand, Buffon, Linné, Bonnet, Sander und ähnliche Schriftsteller gesehen zu haben. Aus diesem Studium gingen ihr denn nach und nach andere Fragen auf, zu welchen sie der eigene, erweiterte Gesichtskreis, die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen und Wahren, so wie die Bewegungen einer Zeit unwillkührlich drängten, die von allen Seiten dumpf und ängstigend anpochte.

Amerikas Befreyung füllte damals Zeitungen, Flugblätter und Gespräche. Das Bild des schnell begründeten Freystaates wirkte wie der Anblick eines neuen Eldorado. Dem Stolze der Männer schmeichelte die Kühnheit der That, Frauen sehen immer bewundernd da hinauf, wo sie nicht selbst hinzureichen vermögen. Eine überall weicher gewordene Sinnesweise, gemeinsamere Theilnahme für die Menschheit im weitesten Begriffe freuete sich, zu Ehren dieser Menschheit, eines Sieges, der sanfterer Sitte wie erweiterten Ansichten eine bleibende Stätte gewonnen, insbesondere aber die Heiligkeit angeborner, allgemeiner Rechte in ein helles Licht gestellt hatte. Niemand dachte daran, was zerrissen, Niemand kannte, was geschaffen war. Nichts destoweniger schwindelte jeder Kopf von dem großen Vorbilde, und meine altväterlich angezogene Gouvernante verweilte am liebsten bey der geographischen Lehrstunde, wo dem neuen Welttheile dann alle Aufmerksamkeit gegönnt ward, welche das Phantom unmittelbarer Weltumstaltung so leicht an sich reißt. Es gab keine Tugend, die nach der herrschenden Meynung hier nicht ihren festen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Man pries diejenigen glücklich, welche der innern sittlichen Aufforderung, nach dem gelobten Lande zu pilgern, Folge leisten konnten. Sich den freygewordenen Kolonisten anzuschließen, galt für die Beglaubigung wahren Menschenwerthes. Auch meine kindische Phantasie mochte sich wohl mit etwas Aehnlichem beschäftigen, denn ich erinnere mich sehr deutlich, daß ich mir von umgelegten Stühlen ein Schiff baute und mit meinen Puppen in Gedanken die Seefahrt antrat, ein Spiel, das nicht unbemerkt blieb, ja obendrein durch beyfälliges, gerührtes Lächeln gelohnt ward.

Eine andere Saite der Zeitstimmung, die, wohl schon längst angeschlagen, dennoch bis jezt unvernehmlich geklungen hatte, drang nunmehr, durch den kürzlich gemachten Riß in dem Bau der alten Welt, heller und allgemeiner durch. Es schien, menschliche Willkühr sey sich nicht umsonst bewußt geworden, äußere Formen zerbrechen zu können, sie dachte auch darauf, die Gesetze des innern Daseyns umzugestalten.

Mehrere Jahrzehnte lang hatte man jede Glaubenslehre auf sich beruhen lassen. Es bekannte sich Einer zu dieser oder jener, oder zu gar keiner, es verschlug in allen drey Fällen so gut wie nichts. Urtheil und Meynung über den Einzelnen wurden dadurch nicht sonderlich erschüttert. Jene Humanität, welche Amerika natürlichen Verpflichtungen entband, hatte einer passiven Moral Zugang verschafft, welche Alles, was in der Region des Geheimnisses an ein absolut göttliches Gebot und dessen Offenbarungen erinnerte, in den Hintergrund verwies. In Kurzem dachten nur noch Wenige hieran. Jezt mit einemmale beschäftigte man sich wieder mit Religion, und zwar in dem Bestreben, etwas Anderes daraus zu machen, als wofür sie sich ausgab. Einmal in dem Geschmack des Umbildens, gingen sie frisch daran, reduzirten alles Tiefe und Hohe auf bequeme praktische Handhabung, wikkelten die hausbackene Lehre in klingende Redensarten ein, und nannten das „christliche Weisheit."

Das sagte Allen zu; denn Alle empfanden ein unheimliches Mahnen an etwas Verlorenes, das sie hierdurch zu ersetzen hofften, besonders die Frauen. Sie, vorzugsweise, griffen deßhalb mit Ungeduld nach solchen Schriften, die, das Höchste entwickelnd, kindische Spielerey damit trieben, oder sie verirrten sich in dem Labyrinthe confuser Abstraktionen, um stetem Widerspruch und ängstigendem Zweifel überlassen zu bleiben. So höre ich immer noch die lebhaften und eifrigen Gespräche über Unsterblichkeit der Seele, die zwischen meiner Mutter und der schon mehr literarisch gebildeten Erzieherin oft bis spät in die Nacht fortgesezt wurden. Mit je leidenschaftlicherem Eifer meine Mutter ihre Ueberzeugung festzuhalten strebte, jemehr wollte sie diese unbestreitbar bewiesen haben. Denn hatte ihre reine, weibliche Natur ihr auch einerseits über die Einflüsse ungläubigen Raisonnements hinausgeholfen, so verlangte das realisirende Prinzip der Zeit in ihr, wie in so vielen Andern, nach mathematischem Beweise solcher Glaubenslehren, von denen die Ruhe ihres Herzens allein abhing. Denn das empfand sie wohl, je menschlicher solche Gegenstände erkannt seyn wollten, je leichter blieben sie möglichen Angriffen bloßgestellt. Sie hatte deßhalb viel zu leiden; denn dergleichen Angriffe erfuhr sie nur zu oft durch geistreiche, witzige Bekannte, Männer, welche mit vielem Scharfsinn sich selbst vernichteten, Humor und Ironie in Spott verkehrten, und den kleinen Selbstgenuß durch öftere Mißstimmung, Zeitenweise durch melancholische Stumpfheit büßten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paganini in Stuttgart.

Hic fidibus magnus,
Cui par nemo fuit, forte nec ullus erit.

Von Corelli an bis auf unsere Tage hat Italien in der Kunst des Violinspiels stets den Vorzug vor allen andern Nationen, durch Corelli, Verazini, Tartini, Nardini, Pugnani, Viotti und deren Schüler behauptet. Vor Corelli war das wahre Violinspiel gänzlich unbekannt. Die Ausübung desselben war der Routine einzelner unwissender Musiker überlassen, deren Namen die Geschichte nicht gewürdigt hat, uns aufzubewahren. Corelli war der Erste, welcher entdeckte, welche geheimen Kräfte in der Violine liegen und was man mit und aus ihr machen könne; sein Genie wies ihm die Stelle an, die er nachher unter den Instrumentisten stets behauptete, das heißt die erste. In der Rotunde in Rom sieht man seine Büste mit der Inschrift: Corelli princeps musicorum. Er war es, der die wahre Stellung der Hand und die Art gelehrt hat, sich des Bogens mit Geschicklichkeit und Grazie zu bedienen. Aus seiner Schule gingen Locatelli, Geminiani, die beyden Somis und von diesen wieder viele andere berühmte Violinisten hervor, die auch auf den Florentiner Verazini vorzüglich Einfluß hatten. Diesen hörte Tartini im Jahre 1714 in Venedig spielen, und sein kühnes und neues Spiel setzte ihn so in Erstaunen, daß er, statt eine Konkurrenz mit ihm zu wagen, Venedig sogleich wieder verließ, sich nach Ancona zurückzog und dort unablässig dem Studium seines Instruments sich hingab. Dieses Studium ließ ihn eine ganz neue Spielart und auch das Phänomen des dritten Tones entdecken, nämlich der Resonanz der dritten Note des Accords, wenn man die beyden höheren Noten tönen läßt. Im Jahre 1728 errichtete er in Padua eine Musikschule, welche Frankreich, Deutschland und England die besten Violinisten geliefert hat und überhaupt als die Hauptschule aller spätern Violinspieler, bis auf unsere Tage, anzusehen ist. Denn die deutsche Violinschule, unter Anführung von Johann Stamitz und Leopold Mozart, von denen Ersterer die berühmte Mannheimer Schule gründete und Letzterer Vater des berühmten Mozart war, so wie die französische, unter Anführung von Leclair und Gaviniez, haben sich nur nach der Tartinischen gebildet, ohne ihr übrigens sklavisch zu folgen und nicht auch ihre Eigenthümlichkeiten im Großen und Glänzenden des Vortrages zu behalten. Aus Tartini's Schule gingen in gerader Linie Nardini, der auch vom Jahr 1762 bis 1767 bey der Kapelle des Herzogs Carl von Würtemberg neben andern großen Künstlern aus Italien angestellt war, Pasqualino Bini, Alberghi, Ferrari, Pugnani, Carminati und die als Sängerin, Tondichterin und Violinspielerin gleich ausgezeichnete Madame Sirman aus Venedig, so wie die größten Violinvirtuosen unserer Tage, Viotti, Pagin, Gaviniez, Rode, Baillot, Lafont, Alday, Libon, la Barre, Cartier, Bacher, Cramer, Salomon, Kreutzer und viele Andere hervor, die alle nicht nur ihr Instrument sprechen lehrten, sondern ihm auch Gefühl und Anmuth einzuhauchen wußten.

Alle diese Meister ihrer Kunst haben Europa mit ihrem Spiele entzückt, und schon glaubte man allgemein, daß die Kunst des Violinspiels nicht weiter gehen könne, als sie besonders Viotti durch sein kühnes, schwieriges, kraftvolles, brillantes und doch zugleich anmuthvolles Spiel gebracht hatte, und daß ein ausgezeichneter Violinspieler jezt nach weiter nichts mehr zu ringen habe, als einen Viotti, Rode, Baillot oder Lafont zu erreichen.

Auf einmal aber fängt nun mit **Paganini** eine ganz neue Epoche für die Kunst des Violinspiels an. Dieser läßt auf einmal alle seine Vorgänger weit hinter sich zurück; er steht, als weithin glänzendes Meteor, vor ganz Europa als der Einzige da, das ihn nur bewundern und anstaunen kann. Auf neuen Bahnen, die sein Genie und seine Beharrlichkeit ihn entdecken ließen, erreichte er den Gipfel seiner Kunst, den sein Genius nur ihn allein geheimnißvoll ahnen ließ. Er steht allein da, als der Unerreichte und sehr wahrscheinlich auch als der Unerreichbare für alle Zeiten; er steht vor unsern Augen als derjenige da, der seiner Kunst ihre letzten und äußersten Grenzen gesteckt zu haben scheint, die nur Er erreichen konnte und — quos ultra nequit consistere rectum.

Die geschicktesten Violinisten unserer Zeit gestehen willig ein, daß sie von einem solchen Spiele früher gar nie auch nur eine Idee gehabt hätten. Mehr bedarf es nicht, um von Paganini's hoher und einziger Kunst sich einen würdigen Begriff zu machen; dieses sagt mehr, als alle Hyperbeln von Lobpreisungen, die überhaupt durch ihre Trivialität wenig geeignet sind, das Genie und die erhabenen Talente eines großen Meisters würdig zu ehren. Wer Paganini noch nicht gehört hat, mag sich sein Spiel auch noch so vortrefflich und einzig in seiner Art vorstellen, stets wird er dieses, sobald er ihn gehört hat, in der Wirklichkeit weit über seiner Vorstellung und Erwartung finden; denn wovon man keinen Begriff hat, davon kann man sich auch unmöglich eine genügende Vorstellung machen. Eben deßwegen ist auch eine Zergliederung seiner Kunst nicht nur jezt schon ganz unmöglich, sondern sie würde auch, wenn sie möglich wäre, zu gar nichts führen, weil man, mit aller Zerlegung des Ganzen in seine Theile, demjenigen, der ihn nicht selbst hört, doch nichts sagen würde, was er verstehen und sich zu Nutzen machen könnte. Alle bisher versuchten Beschreibungen und anatomischen Prüfungen von Paganini's Kunst sind höchstens für diejenigen verständlich, die diesen großen Meister selbst gehört haben; aber auch diese haben von diesem unendlich mehr und Größeres gehört, als jede Feder nachher erzählen kann. Wozu also eine Zergliederung? Hören und sehen muß man den einzigen Mann, wenn man einen wahren und würdigen Begriff von seinem außerordentlichen Spiele haben will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 291:
Mörser.

Räthsel.

O Wiese, meine Qual und Pein,
Stets willst du frisch gemähet seyn!
Komm, edelster von allen Schnittern,
Mäh' sie mir ab, leicht, ohne Zittern;
Glatt sey der Grund, doch habe Acht,
Daß nicht die Sense Löcher macht. —

Halt! bleib' mir fern vom Wiesenflecke,
Hier zwischen Schlucht und Bergesecke;
Den heg' ich, wie das Auge mein,
Da kommt der Rechen nur hinein.
Wird nicht durch die galanten Wische
Die Gegend eine materische?
Hätt' ich, wär' nicht dieß Rasenstück,
Bey Damen solch unglaublich Glück?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. December 1829.

Wie oft schon hörte ich: der Mensch sey nicht allein!
Jezt scheint mir doch der Satz so übel nicht zu seyn.

Regnard.

Der neue Pygmalion.

Erzählung von Karl Immermann.

Der Baron Werner saß nachdenkend am Theetisch, seiner Tante Cordula gegenüber. Das Gespräch mußte wichtige Dinge betreffen, denn auf den Wangen der alten Dame lag eine hohe Röthe, auch goß sie in der Zerstreuung Arrack statt der Milch in ihre Tasse. Da die Reden bejahrter Frauenzimmer nicht schleunig zu enden pflegen, so kann es uns vielleicht gelingen, noch etwas von ihren Worten zu hören. „Welcher Eigensinn, lieber Vetter!“ rief sie. „Warum willst Du Dich nicht überwinden, Fräulein Lucianen näher kennen zu lernen? Der Vater ist Dein Nachbar, die Tochter hat den Ruf des klügsten und sittsamsten Mädchens; es gäbe eine Parthie, welche man nicht schöner wünschen könnte. Wie lange wirst Du noch einsam unter Deinen Ahnenbildern umhergehen? Du stehst in den Dreißigen; es ist die höchste Zeit zu heirathen, das habe ich Dir oft gesagt, und sage es auch heute. Du verlässest Dich auf mich; weil Du mich noch hast, weil Du jezt Ordnung in Deinem Hause siehst, denkt Dein Leichtsinn nicht weiter. Vetter, ich bin alt, und meine Flüsse im Haupte werden mir einmal unversehens ein Ende machen. Dann bist Du verlassen, und wirst es zu Deinem Schaden merken. Ach, gönne mir doch die Freude, die Hälfte meiner Sorgen auf jüngere Schultern legen zu dürfen, damit ich, wenn ich sterbe, sicher seyn kann, daß Dein Vermögen ordentlich zusammengehalten wird. Denn ohne Frauen sind alle Männer schlechte Wirthe, wo nicht gar Verschwender. Nicht wahr, wir fahren morgen zum Nachbar?“ — „Ich werde für Sie anspannen lassen,“ versezte der Baron; „mich wollen Sie gütigst entschuldigen, ich bleibe zu Hause.“ — „Und warum? warum, Du Starrkopf?“ fragte ganz eifrig die Tante. „Mir sind solche absichtliche Freyerritte wie der Tod zuwider,“ antwortete der Baron; „und ich fühle mich um so weniger zu einem Besuche bey dem Nachbar aufgelegt, da ich versichern kann, daß ich zu seiner Tochter nie die mindeste Neigung fassen kann.“ — „Die Neigung findet sich,“ sprach Cordula; „ich möchte wissen was Du an Lucianen auszusezen hast?“ — „Gar nichts,“ erwiederte lächelnd der Neffe; „wenn ich ihr ein Conduitenattest schreiben, und Alles, wenn ich sie zu meiner Frau nehmen soll. Liebe Tante, sie hat viel gelernt: sie musicirt, zeichnet, tanzt sehr gut, und wird gewiß nie von dem Gleise der Tugend weichen. Es ist nur Schade, daß sich alle ihre Eigenschaften beschreiben lassen, und daß ihr die Natur den kleinen Rückhalt von Unbeschreiblichkeit versagt hat, welcher Männer und Frauen erst zu anziehenden Erscheinungen macht. Der Mensch soll nicht seyn, wie eine schlechtverhüllte Charade, deren Auflösung im nächsten Stücke erfolgt, sondern wie ein ewiges und unergründliches Räthsel. Sie müssen es meiner Bizarrerie zu Gute halten, daß ein so vollkommnes Frauenzimmer, wie Luciane, dem Ideale nicht entspricht, welches ich mir von der Weiblichkeit gebildet habe, und welchem ich, wenn nicht hienieden, doch jenseits

zu begegnen denke.“ — „Mit Eurem Ideale!“ fuhr die Tante heraus. „Das Wort gehört zu den verderblichsten, die je erfunden worden sind. Ihr macht einem selbstgeschaffnen Luftbilde den Hof, legt ihm ein ganzes Register von Vollkommenheiten bey, steigert Eure Ansprüche weit über Euer Verdienst, und könnt natürlich in einem braven Mädchen von Fleisch und Blut, welches Euch das gute Glück in den Weg führt, das sogenannte Ideal nicht erblicken!“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Der Gescholtene lächelte über den Zorn der guten Dame, die ihn herzlich lieb hatte. „Welche Mühe sie sich gibt, mich zu verkuppeln!“ sprach er. „Ist denn das so nothwendig?“ Er stand auf und machte einen Gang durch das Zimmer; denn sein Gemüth war doch von dem Gespräche aufgeregt worden. Es hatte ihn näher berührt, als er zugeben wollte.

Die Strahlen der Abendsonne beleuchteten eben die Porträts seiner Eltern, die neben einander an der Wand hingen. Ihm selber unerklärlich war es, wie ihn dieser verehrten Bilder Anblick gerade jezt so tief rühren mußte. Der Vater schaute aus der alterthümlichen Uniform ernst und tapfer, die Mutter blickte unter ihrem Spitzenhäubchen ruhig und sanft, und man sah, daß die beyden Personen zusammengehört hatten. Welche Fülle von Glück haben sie mit einander genossen! dachte Werner, und eine Thräne der Wehmuth trat in sein Auge. Ihm war, als riefen sie ihm zu: Gaben wir Dir das Daseyn, damit Du es müßig und einzeln verträumen solltest? Er trat an das Fenster und sah in die herrliche Landschaft. Sein Blick fiel in den Schloßgarten unter dem Fenster, schweifte dann hinüber zu dem prächtigen Rheine, der den Garten bespülte, zu den grünen Rebenhügeln am jenseitigen Ufer, und den Gebirgen, die sich über den Hügeln in blauen Umrissen erhoben. So weit er Gegenstände unterscheiden konnte, reichte sein Eigenthum. Diese Kornfelder, diese Weinberge, diese Forsten sind mein, rief er aus, und ich bin Niemandens! In meiner Jugend reiste ich durch fremde Länder; nun bin ich zu Hause wie in der Fremde. Sterbe ich, so weiß nur der Kastellan von mir zu sagen, der einem gähnenden Reisenden die Familiengruft zeigt. Bey Gott, ein solches Leben ist ganz leer und elend, und ich muß es aufgeben über kurz oder lang!

In diesen Betrachtungen störte ihn eine kurze, aschgrau gekleidete Figur, die zur Thür herein sprang. Es war der Maler Sterzing, ein alter Bekannter des Barons, der seit einigen Wochen sich auf seinem Gute aufhielt, um Prospekte nach der Natur zu zeichnen. „Thee!“ rief der possirliche Mann; „um aller Götter willen, Thee! Ich bin so dürr im Halse, wie ein trockner Pinsel. Superbe Gegenden, aber wahre Todtmacher für meine krummen Beine! Das verdammte Bergklettern!“ — „Wo seyd Ihr gewesen?“ fragte der Baron. „Erst im Thale, um die Felsen zu kopiren,“ versezte jener, „dann am Waldbrunnen bey dem Försterhause, wo ich höchst wunderbarer und glücklicher Weise die vollkommenste Staffage zu meiner heroischen Landschaft fand.“ — „Lieber Sterzing,“ sagte der Baron, „ich wollte Ihr ließet diese leidige Mittelgattung fahren! Ihr seyd ein wackrer, denkender Künstler; aber bey Euren Lieblingskompositionen weiß man in der That nicht, worauf man blicken soll, ob auf die Bäume, oder auf die Nymphen, die unter ihnen scherzen, ob auf die Felsen, oder auf den todten Adonis, der am Fuße ihrer Wände von der Göttin beweint wird? In jedem Kunstwerke muß etwas die Hauptsache und etwas die Nebensache seyn, sonst entsteht bey allem Verdienste nur Verworrenheit.“

Der Maler lächelte während dieser Rede seinen Wirth mitleidig an, wie einer, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und sprach ganz ruhig: „Ihr habt Eure Meynung, und ich habe meinen Pinsel. Sprecht Ihr, ich male. Euch schüttelt auch das allgemeine Fieber, von der Kunst zu schwatzen, mein lieber Baron. Sie reden in unser Metier mächtig hinein; aber ein braver Knabe kehrt sich nicht daran.“ Werner wollte das Gespräch nicht weiter führen, und fing an, in des Malers Mappe zu blättern. Er sah mit Vergnügen die Umrisse mehrerer, ihm lieb gewordener Plätze von sichrer Hand aufgenommen. Sterzing war ein talentvoller Mensch, und hätte weit mehr leisten können, wenn nicht eine gewisse willkührliche Laune sein produktives Vermögen oft gestört hätte. Der falsche Humor, welcher schon in der Poesie die gefährlichste Beymischung ist, aber ganz unerträglich wird, wenn er in Werken der bildenden Kunst so ruhigen, ernsten Stoffen anhaftet, verleitete ihn zu manchen Abentheuerlichkeiten. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute, in eine sehr liebliche Landschaft Galgen und Rad, grell beleuchtet, gepflanzt zu haben, um durch diese sonderbare Zusammenstellung den Kontrast zwischen der Unschuld der Natur und der menschlichen Verruchtheit anzudeuten. — Das Gemälde aber, welches die Flucht der Daphne vorstellte, war seine ganze Seligkeit: eine Felsenöde ohne alle Figuren, nur am linken Rande das aufgehobene Bein der Nymphe. Sie sey so rasch zu laufen, meynte er, daß man weiter nichts von ihr sehen könne. Fragte man ihn nach dem verfolgenden Gotte, der sich nirgends zeigte, so antwortete er schmunzelnd: der ist noch weit zurück. Er konnte im vollen Ernste versichern, dieses Stück werde ihn der Unsterblichkeit überliefern. Auch seinen bessern Bildern begegnete das Unglück, daß sie der Erklärung bedurften. Vielleicht wäre er für kleine geistreiche Skizzen, zur Verzierung von Büchern, sehr brauchbar gewesen; aber er hatte gegen diese Art, womit seine dürftigen Jugendjahre sich beschäftiget, einen entschiedenen Haß und leidenschaftliche Neigung zu großen,

selbstständigen Werken. Solche verworrene Menschen sprechen die neuere Zeit rasch an, und unser Maler hatte sich über seine Glücksumstände nicht zu beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Der herrschende Ton des Tages verklingt niemals absolut, so wenig wie der Wurf und die Falten einer abgeworfenen Mode beym Beginn der neuen spurlos verschwinden. Deßhalb ist es so übel nicht, einmal einen ganzen Zeitabschnitt zu überschauen, damit man sieht, wie alles untereinander und mit der Gegenwart zusammenhängt.

Der große Friedrich war todt; sein Nachfolger suchte Preußen den Frieden zu bewahren; Joseph der Zweyte hatte mit Ungarn und Türken zu thun, während er anderweitig trachtete, eine neue Zukunft ins Leben zu rufen, die ihm wohl mehr lockend als deutlich vorschwebte; in Frankreich ging die Revolution bereits ihren verheerenden Gang; Polen rüttelte an der, ihm von Rußland aufgedrungenen Konstitution.

Aus alle dem hatte Niemand ein Arg. Paris streuete nach wie vor Hüte und Bänder, Modebilder und Modepuppen über Europa aus. Man kleidete sich vergnügt darnach, und sah mit steigendem Wohlgefallen die eigene Gestalt im Spiegel länger und dünner, den Kopf höher und schmaler werden, Fischbeinröcke, Wülste, Robe volante und voluminöse Garnirungen abfallen, einem nachlässigern, bequemern Putze weichen. Dem schlanken Wuchse stand auch wirklich die glatt angeschnürte Levite sehr wohl. Dieses Kleid, vorn offen, mit einem Rocke von anderer Farbe darunter, zeichnete sich besonders durch lange, enge, bis auf die Handwurzel spitz hinuntergehende Aermeln aus, was dem vereinfachten Anzuge eine gewisse bescheidene und züchtige Beschlossenheit gab, die jungen, zarten Personen sehr vortheilhaft war. An großen Tagen mußten denn freylich die Aermel kurz, mit Flor oder Blonden garnirt seyn, die Falten am Hinterblatt des Kleides, unterhalb der Taille, von dieser abgelöst, verlängert und wie ein engzusammengeschobener Mantel bis zum Ausschnitte am Nacken aufgeschlagen werden. Doch rettete der Wohlstand auf solche Weise noch ein Restchen alten Putzes, so drängte sich dieser schmaler, anschmiegender, weniger scheinbar, weniger Raum einnehmend zusamm en.

Einige Jahre später ward die eben beschriebene Levite an beyden Seiten da, wo sie offen stand, schräg nach hinten zu weggeschnitten. Die spitzen Aermel und ein Laß oder Unterwestchen waren von der Farbe des Rockes, das Kleid, das nun une turque hieß, schloß sich über den Laß mit kleinen Riemchen und Knöpfen zusammen, und wurde so der Vorläufer des Caftan, den die Mode uns, ganz nach Muster und Schnitt des wirklich orientalischen Caftans, bald darauf zuführte. War dieß schon bey weitem zwangloser, als die frühere Tracht, so erhob sich doch das Negligé von indischem Musseline und der feine Strohhut in den Augen sentimentaler Jugend zum Gipfelpunkt des idyllischen Geschmackes. Es hatte sich nämlich hier das Fourreau in eine Chemise umgewandelt; das heißt, die langgebliebene Taille war mit feinen, eng aneinander gelegten und festgenähten Fältchen besezt, die Aermel aber waren über den Ellbogen bauschig, wie die eines Hemdes, und dicht an die Hand angelegt, wodurch sich allein der Name rechtfertigte, den man der neuen Veränderung des vorhandenen Alten beylegte. Saß nun gleich der schweizerische Hirtenhut ziemlich hoch nach hinten auf einem tapirten und kreppirten Lockenbau, puffte sich die Gaze des gefältelten Halstuches über ein Gestell von Drath und Merlin, so hoch und weit hervorspringend, wie es niemals die natürliche Form des Busens zulassen würde, so galt doch der nachlässige Putz für das reizende Ideal romanhaften Schwunges. Allein durch nichts sah man sich dem Ideal des Malergenies wahrhaft näher gerückt, als durch die damalige Art, das Haar zu ordnen. Dieses, noch immer sehr stark tapirt, wurde so krauß und dicht ineinander gearbeitet, daß es, ohne Nadeln, in Höhe und Breite von selbst stand. Aus dem feinen Krepp zog man nun kleine Löckchen heraus, strich sie über dem Finger mit Hülfe des Kammes glatt, rollte sie wieder zusammen und legte eine neben die andere so leicht und luftig, als es die jedesmalige Natur des Haares zuließ. Hiermit fertig, ward das Hinterhaar bis zur Mitte des Rückens heruntergelassen, von da zurück in die Höhe geschlagen, die Spitzen zusammengebunden und an eine spannenlang hervorspringende Stahlnadel des gegen die Frisur eingesteckten Kammes befestigt; darauf schlang die Hand des Friseurs mit der ersinnlichsten Behutsamkeit ein farbiges Band durch die Locken, doch so, daß der steife Berg nicht eingedrückt, noch jene verschoben wurden.

Wir finden die meisten Porträts aus dieser Zeit in dem beschriebenen Kostüme, obgleich die damalige bildende Kunst zu allerley poetischen Freyheiten ihre Zuflucht nahm und bey der eingebildeten Schäfer-, Jäger- und Götterwelt sich herumbettelte, um nur einigermaßen die Gegenwart zu überdauern. Doch jezt war man gewiß, dasjenige gefunden zu haben, was ewig schön, dem Wankelmuthe der Mode trotzend, jedem Gebildeten von wahrhaftem Geschmack vertraut bleiben mußte. Es lassen sich wohl in den meisten Familien noch solche Bilder aufweisen, die uns

Freunde und Verwandte, vorzüglich im Profil genommen, lächerlich carrikirt zeigen. Es sind nicht vierzig Jahre seitdem verflossen. Der Blick hat sich erweitert, das bezeugen ächte Gebilde der Kunst, allein die Mode geht ihre besondern Wege. Man sollte denken, sie stehe in gar keiner Beziehung zu der historischen Entwicklung unserer Gegenwart. Vielleicht irren wir hierin. Wer weiß immer mitten im Strudel, wo die Strömung hingeht? wo sie herkommt? Leichter ist es, dieß anzudeuten, wenn man am Ufer steht und zurücksieht.

So wird es uns denn auch nicht fehlen, in jenen Tagen die allmähligen Versuche mit der Freyheit zu erkennen, die Versuche, wie diese äußerlich zu gestalten und jedem eigenthümlich anzubilden sey. Die Frauen glaubten sich bereits in ihrem gefälligen Putze am Ziele. Die Männer fingen nun auch damit an, die Haarnadeln aus den Locken zu ziehen, ja, diese ganz zu verbannen, und das hierzu bestimmte, in dem Sinne verschnittene Seitenhaar erst blos einzutapiren, sodann aber gekräuselt, mit Puder durchgekämmt, bis zur Hälfte der Wange herabhängen zu lassen. Dieser gewaltige Vorschritt des guten Geschmackes versetzte Alles in Entzücken. Diejenigen unter den anerkannten Elegants, welche zuerst so erschienen, wurden als wahre Befreyer von Sklavenketten angesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paganini in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Daß Paganini's vollendeter Kunst ein langes, unabläßiges und tiefes Studium voranngegangen seyn mußte, ist Jedem, der ihn hört, sogleich klar. Aber wie viele berühmte und talentvolle Violinspieler vor ihm und zu seiner Zeit haben sich nicht auch schon Jahre lang, Tage und Nächte auf ihrem Instrument abgemüdet und keinen Tag ohne Linie an sich vorübergehen lassen, und doch Paganini's schwindelnde Höhe nicht erreichen können? Wenn daher Buffon sagt: Le génie c'est la patience, und wenn auch Helvetius ihm darin beystimmt, so ist dieses doch nur von der Beharrlichkeit desjenigen wahr, in den die Natur selbst schon Großes gelegt hat. Ist dieses nicht, so werden auch die angestrengtesten Bemühungen und jahrelange Nachtwachen doch nie einen Paganini hervorbringen können.

In Paganini sehen wir das personifizirte Genie; sein Zeitalter erkennt ihn dafür mit Freuden an und bringt ihm Huldigungen dar, die nur der Bewunderung und dem Enthusiasmus gleich sind, in den allein Menschen höherer Art, mit dem göttlichen Funken des Prometheus begabt, ganze Nationen versetzen können. Bey welchem Volke der Erde Paganini auftreten mag, überall wird sein Erscheinen ein Phänomen für Andere und ein neuer Triumph für ihn selbst seyn; überall wird sein Genius hoch gefeyert werden; überall wird er die Verzweiflung der geschicktesten jetzt lebenden Violinspieler werden.

Sein Spiel, seine Kompositionen, sein ganzes Wesen sind reines Original, dem stets der Stempel des Genies aufgedrückt ist, dessen Kraft mächtig über seinen Zuhörern waltet, ihren Empfindungen stets gebietet, dieselben den seinigen stets unterwirft und, als wahrer Geisterbezwinger, sie mit seinen Tönen beherrscht, wie er will. Paganini trennt und isolirt gleichsam die Gefühle und Empfindungen seiner Zuhörer von ihrem Verstande, so daß diese, so lange er sie beherrscht, zu keiner Besinnung kommen, sondern erst, wenn er aufgehört hat und sie, um ihren lange verschlossenen Empfindungen endlich Luft zu machen, in den lautesten und ungestümsten Beyfallssturm ausgebrochen sind, wieder Raum für ihre Verstandesthätigkeit gewinnen und über das Außerordentliche seiner Kunst nachdenken können. In Paganini's wunderbarem Wesen und Gestalt liegt Etwas, das eher Furcht, Schrecken und wieder Mitleid, als Zuneigung und Liebe erregt. Letztere Empfindungen wird er nicht leicht hervorbringen, wenn er sein Auditorium auch durch die seelenvollsten Töne, die er von sich gibt, zur tiefsten Wehmuth gestimmt hat; die Ersteren werden ihnen stets im Wege seyn und sie nicht leicht aufkommen lassen. Der in Italien bey dem Spiele ausgezeichneter Künstler so häufige Ausruf: O caro! wird Paganini schwerlich je zu Theile werden; man müßte denn hinter das caro noch das diavolo, übrigens im guten Sinne, setzen. Eine lange und hagere Figur, mit schmalem, bleichem Gesichte, über welches herein schwarze Haare nachläßig hängen, mit hervorragenden Backenknochen, großer Nase, rothen Augenrändern, starkem, schwarzem Backenbarte, und vom Kopfe bis zu den Füßen ganz schwarz und nachläßig gekleidet, bis auf den hohen weißen Hemdkragen, der sich an das bleiche Gesicht anschließt, ist nicht dazu geeignet, als liebenswürdig zu erscheinen. Die Dünne und Magerkeit des Körpers scheint Schwächlichkeit anzudeuten; aber sein Spiel beweist das Gegentheil und, daß er wenigstens für dieses von der Natur mit einer Muskel- und Nervenkraft begabt wurde, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sehr oft ist bey ausgezeichneten Menschen der Geist auf Kosten des Körpers groß und gewaltig. Dieses scheint auch bey Paganini der Fall zu seyn. Die starren Züge seines Gesichts, das fixirte und unbewegliche Auge, der geschlossene Mund, der nur hier und da durch ein leichtes Zucken, ohne sich zu öffnen, bewegt wird, der Ernst der Stirne, die etwas zusammengezogenen Augenlieder während des Spiels, geben eine große Geisteskraft, jenen im Innern waltenden Dämon, jenen diable au corps, nach Voltaire's Ausdrucke, zu erkennen, den man, wie dieser einst der Dlle. Dumesnil sagte, als sie die Rolle der Merope einstudirte, haben muß, pour exceller dans tous les arts. Bey dem Anschauen der ganzen Person Paganini's während seines wundervollen Spiels muß man sich Cäsars bekannter Aeußerung über den bleichen und magern Cassius erinnern, als man ihm den Dolabella und Antonius, zwey wohlgenährte und wohlriechende Herren, verdächtig machen wollte.

Paganini wird in seiner Kunst einen welthistorischen Namen haben. Wäre er mit derselben einige Tausend Jahre früher, im heroischen Zeitalter, geboren worden, so würde man von ihm dasselbe, und gewiß mit mehr Recht, gesagt haben, was die Fabel von Orpheus sagt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. December 1829.

— Ansteckung brachte die Sucht dir,
Bringt sie noch mehrern hinfort, gleichwie von des einigen Schafes
Rände die Heerd' auf der Flur hinstirbt.

Juvenal.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Der steife, wenn gleich so kurz als möglich gehaltene Zopf und der altfränkische Puder trübten zwar immer noch den aufgeklärten Horizont. Allein mancher kecke weibliche Freygeist hatte wirklich schon den weißen Staub abgeschüttelt. Die natürliche Farbe des Haares bewies bereits an mehr als einem Jugendgesichtchen, wie unentbehrlich sie zu der Farbe der Haut und des Auges sey, und wie viel leichter und gefälliger sich die Locken so ringeln lassen. Hie und da wagte sich denn auch bald darauf die Hand eines Gelehrten, eines Künstlers oder solcher, die man unter den Namen Genies begriff, an den verrufenen Zopf. Das rund abgeschnittene Haar stand dann freylich ziemlich starr über dem Kragen ihrer Röcke und von demselben ab, so daß es einem Wetterdache ähnlich, auch durch diese Benennung bezeichnet ward, und neben dem Ungefälligen noch ein weit pedantischeres und steiferes Ansehen gab, als selbst der unschöne Zopf. Herr von Leuchsenring war der erste, welchen ich kurz vor seiner schnellen Abreise nach Frankreich in dieser genialen Umwandlung, ganz im Geschmacke der Neuerer, zu deren Ansichten er sich bekannte, im Salon auftreten sah.

England hatte gleichwohl schon längst mit seinen Pferden und Jokeis, runden Hüten, Stiefeln und Sporen, die elegante Toilette der Herrn über alle Form sonstiger Etiquette hinausgeführt. Nur am Hofe, bey geladenen Festen, in Abendzirkeln, bey Bällen, sah man noch den gestickten Rock, das Jabot und die Manschetten von Spitzen, den kleinen friedlichen Galanteriedegen, weiße seidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und den Hut mit der umherlaufenden Feder. Im gewöhnlichen geselligen Leben trat der gestiefelte Fuß ohne alle Umstände auf den schönsten Teppich im Boudoir der Frau von Welt; der kecke Elegant durfte nicht anstehen, Hut und Gerte in der Hand, neben der Dame Platz zu nehmen und mit Sporengeklirr die Erzählung der neuesten Wunderwerke seiner Pferde zu accompagniren. War er nun vollends in England gewesen, so erließ man es ihm ganz, sich anständig und gerade zu halten. Er brauchte nicht länger auf dem Rande des Stuhles zu schweben, sondern hatte das Vorrecht größerer Bequemlichkeit durch die Seekrankheit erkauft.

In dem Maaße, wie das republikanische Französisch aufhörte, Gesellschaftssprache zu seyn, und das Ehemalige mit den verdrängten Sitten in den Hintergrund trat, lernte die vornehme Welt englisch sprechen, schlecht und und recht, doch immer englisch. Der schwierigen Aussprache wegen, brachten es wenige zu erträglicher Fertigkeit, weßhalb das moderne Bestreben mehr oder weniger ein eleganter Putz blieb, durch welchen man seine Ansprüche auf Bildung behauptete. Da dieß eine Folge der Revolution war, so erklärten die ersten Cirkel dadurch, von welcher Farbe sie seyen und wie verächtlich sie Frankreich den Rücken kehren.

Bey alle dem blieb die Bekanntschaft mit dem Inselande ganz äußerlich. Sie beschränkte sich auf die Lektüre einzelner Romane, oder höchstens auf Thomson und Pope; man pfuschte ferner in Oekonomie und Staatsverfassung, und verweilte am längsten und liebsten in Pferdeställen und Wagenremisen. Hier wußten bald auch Damen Bescheid. Quersättel wurden Gegenstände ihrer Unterhaltung, und gelang es ihnen, in Amazonentracht, stehend, jene hohen vierrädrigen Kabriolets, Whisli genannt, zu lenken, oder mit Männern in die Wette zu reiten, so waren sie gewiß, die Créme der Elegants in ihrem Gefolge zu haben. Niemand ahndete, wie viel mit den fremden Sitten Fremdes in Sinn und Neigung überging. Am wenigsten fiel es den Leuten ein, daß sie eigentlich aus dem Quell desselben Stromes schöpften, dessen Andrange sie andrer Seits aus dem Wege gehen wollten.

Die Gegenwart läßt selten, im Gewirr mannigfacher Lebensgestaltungen, eine Richtung bestimmt erkennen. Noch seltener ist es überhaupt, an eine Richtung zu denken, geschweige denn gar durch vergängliche Grillen des Geschmacks daran erinnert zu werden. Und in der That, wem mochte es damals wohl in den Sinn kommen, daß er durch die allernatürlichste Hinneigung zu freyerer Beweglichkeit im Leben, zu bequemerer Tracht, nachläßigem Tanze, dreistem Witz und freyem Umgange, demselben Geiste schmeichelte, der die Bastille erstürmt, der die Zügellosigkeiten des fünften Oktobers veranlaßte?

Aus ähnlichem unbewußtem Triebe drängte sich das groß- und kleinstädtische Publikum zu Kotzebues Schau- und Lustspielen. Es fand hier ein gewisses dunkles Wollen des gestachelten Innern gewünschte Rechtfertigung. Die Thränen in „Menschenhaß und Reue," wurden mit Entzücken vergossen. Es war Wollust, so die Sünde bereinen zu dürfen, statt vor ihr zurückzuschaudern, und in der Reue größer, bewunderter aufzutreten, als stille Entsagung zugelassen haben würde. Doch nicht sowohl der Sieg einer Reue, die wohl Niemand höher anschlug als wofür sie gelten sollte, nicht das war es, was so unmittelbar mit dem Verlangen der Zeit zusammenfiel. Die Schwäche der Natur auf bequeme Weise mit dem Vorurtheil der Meynung ausgeglichen zu sehen, darin lag die süße Befriedigung, welche jeder triumphirend mit nach Hause nahm und Nachts der wachen Seele als Ruhekissen unterschob. In der „Sonnenjungfrau" ward der Barbarey nun vollends ein Sieg abgewonnen, den die Weltgeschichte verewigen mußte; des Trauerspiels, „Adelheid von Wulfingen," nicht zu gedenken, in welchem die lange, glückliche Ehe zwischen Bruder und Schwester durch pfäffische Intriguen und den Wahn des Volksglaubens höchst tragisch und Mitleid erregend gestört wird. Weniger schauderhaft, doch eben so schmutzig, finden sich im „Kinde der Liebe" die zerstreuten Glieder einer unzärtlichen Familie auf der Landstraße und in der Bettlerherberge wieder, um das Fest der Natur auf Kosten der Sitte rühmlichst zu feyern. Wer jezt eines dieser dramatischen Produkte in die Hand nimmt, legt es sicher in Kurzem mit dem Gefühle bey Seite, mit welchem man rohe und deßhalb lästige Gesellschaft verläßt. Alles in uns wird dadurch beleidigt, Ohr und Gefühl und der edler gewöhnte Geschmack. Und niemals hätte sich die Gunst eines Publikums, das bereits seit längerer Zeit so viel Schönes besaß und es zu würdigen gewußt, so arg verirren können, wäre es nicht die Stimmung der Zeit gewesen, die mit dem angeschlagenen Tone harmonirte. Trifft doch nicht die Deutschen allein der Vorwurf, so großer Verbildung gehuldigt zu haben. Frankreich und England wetteiferten in bewundernder Aufnahme des fremden Produktes. Durch welches Wunder wäre diese Selbstverläugnung wohl bewirkt worden, hätte nicht verwandte Gesinnung die vermittelnde Brücke geschlagen?

Jezt, da man einmal so weit gediehen, so herabgestimmt, so verwirrt war, nachdem man Religion, Ehre und Sitte entthront, edle Natürlichkeit an die Stelle erhabener Natur gesezt hatte, ward der Geschmack eben so unsicher als unstät. Jedes Neue fand Eingang; nach allem griff man und ließ sich davon ergreifen. Die Mehrzahl, im Kreise umhergetrieben, kam gar nicht zum Bewußtseyn. Indessen war ein starker Zug zu dem ganz Nahelliegenden, Alltäglichen, was man das Reinmenschliche nannte, überall vorherrschend.

(Die Fortsezung folgt.)

Der neue Pygmalion.

(Fortsezung.)

Der Baron rief plözlich, indem er ein Blatt zur Hand nahm: „Was ist das? Wer hat Euch diese Idee eingegeben?" In der That bot die Zeichnung ihm das sonderbarste Gemisch von Phantasie und Wirklichkeit dar. Die Landschaft erkannte er wieder; es war ein heimliches Waldplätzchen neben der Wohnung seines alten Försters Konrad. Unter einer Eiche saß eine Figur, welche die größte Aehnlichkeit mit des Försters Tochter, Emilie, hatte, spinnend, in sich gekehrt, und mit dem allerliebsten Zuge des Trotzes auf dem Gesichtchen, welcher ihn schon oft an diesem schönen Kinde ergözt hatte. Um ihr Haupt war der Heiligenschein angegeben, und über ihr gaukelte in Nebel-Umrissen eine zarte Engelgruppe. Ganz links in der Entfernung stand eine männliche Gestalt, im weiten Mantel, mit dem Antlitz des Barons. Sie schien sich der Jungfrau nähern zu wollen, aber von ahnungsvoller

Ehrfurcht an ihren Platz gefesselt zu seyn. Auch ihrem Haupte fehlte der Zirkel nicht. Sterzing weidete sich an dem Erstaunen seines Wirthes und zögerte mit der Antwort. Werner sagte: „Ich muß gestehen, daß diese Skizze einen tiefern Eindruck auf mich macht, als Alles, was ich bis jezt von Euch gesehen habe, und wenn Ihr nicht meinem Konterfei einen Zug von Albernheit gegeben hättet, so würde jener Eindruck ganz vollkommen seyn. Aber redet, woraus entsprang die hieroglyphische Konception? In der Landschaft sind Korrekturen; wie seyd Ihr dazu gekommen? Ihr nehmt doch sonst jede Parthie, ohne zu irren, auf.“ — „Hört die Geschichte,“ antwortete der Maler. „Aber erst sagt mir, wofür haltet Ihr diese Figuren?“ Der Baron meynte, daß sie wahrscheinlich Maria und Joseph bedeuten sollten, worauf der andere sagte: „Ihr habt es getroffen. Es ist der Moment vor der Verkündigung. Maria ist in der Sonnenhitze hinaus gegangen und treibt ein weibliches Geschäft; der Himmel schenkt ihr den Heiligenschein pränumerando, kleine Engelchen schweben höflich über der zukünftigen Mutter des Herrn, eine kräftige Beleuchtung wird sie auf das Schönste herausheben; der ätherische Bote mag erscheinen, wann er will, es ist Alles zu seinem Empfange bereit. Joseph, der seiner Braut in ihre Einsamkeit gefolgt war, merkt plötzlich, da er sie von Weitem unter dem Baume sitzen sieht, daß er nicht recht zu der Jungfrau passe, bleibt aus Respekt, wo er ist, und muß, wie jeder ehrliche Bräutigam in ähnlicher Lage, etwas verlegen oder, wenn Ihr wollt, einfältig aussehen.“ — „Ihr seyd und bleibt ein Parodist!“ rief der Baron; „aber wie kommt Ihr zu dieser Porträtirung von Landschaft und Figuren?“ — „Ich hatte lang im Sinn, ein solches Bild zu machen,“ sagte Sterzing. „Die Landschaft war zusammenphantasirt und auf das Papier geworfen; mit der Staffage happerte es, mein Gehirn wollte nicht in die Wochen kommen. Zufällig trage ich das Blatt heute bey mir, als ich umhersteige. Ich dringe durch den Thalweg zu der Stelle, die Ihr kennt, und sehe auf einmal das ganze Gemälde, wie ich es wünsche, vor mir. Das Försterhäuschen, die Eichen, der Brunnen — fast so, wie meine Phantasie, die mit wenigen Strichen in eine Kopie umzusetzen war. Unter der größten Eiche ein Kind, wie ich mir die Jungfrau denke. Still holte ich den Bleystift hervor, und im Umsehen war das Ding fertig.“ — „Aber Joseph?“ — „Ihn mußte ich dazu haben, wegen des Kontrastes. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir kein anderer Mann einfiel, als Ihr, und so erlangtet Ihr den Heiligenschein.“

Sterzing packte seine Sachen zusammen und trug sie fort. Unser Freund war wieder allein, und in der seltsamsten Stimmung. Die Gestalt des Mädchens unter der Eiche wich nicht aus seinem Geiste, und er erinnerte sich mit einem stillen Behagen, wie ihm das Urbild, wenn er in der Nähe des Försterhauses spazieren ging oder ritt, oft aus einem dunkeln Seitenwege unerwartet entgegengetreten war, ihn heiter und unbefangen grüßend. Er wurde zum Abendessen gerufen, und war bey Tafel zerstreuter, als gewöhnlich. Nur mit halbem Ohre hörte er nach den Possen Sterzings hin, die ihn sonst zu ergötzen pflegten. Dieser hatte durch verschiedene geheimnißvolle Reden der Tante Cordula eingebildet, daß er aus irgend einer illegitimen Verbindung irgend eines Fürsten entsprossen sey, und die brave Frau, welche, bey aller Regelfestigkeit, sobald es sich von Stammbäumen handelte, gewisse Ausnahmen gelten ließ, sah freylich den Maler seit dieser Entdeckung mit andern Augen an, schmückte seinen Namen mit dem bedeutenden von, hielt den vertraulichen Ton zwischen ihrem Neffen und ihm nicht mehr für so anstößig, als früherhin, und tröstete ihn, wenn er über die Dunkelheit seiner Schicksale klagte, mit der Zeit, die oft verborgene Größe an das Licht gebracht habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paganini in Stuttgart.

(Beschluß.)

In Stuttgart spielte Paganini dreymal. Einmal bey Hofe den 5. Dezember und zweymal öffentlich im Theater. In seinem ersten Konzert in letzterem (den 3. Dezember) spielte er zuerst ein von ihm komponirtes Konzert in B. minor, mit einem Allegro maestoso, einem Andante cantabile und einem Rondo allegretto, mit einem obligaten Glöckchen (le campanella); dann eine Sonate über das Gebet aus der Oper Moses, Thema und Variationen auf der G. Saite, komponirt von ihm, und zum Schlusse Variationen über das Thema von Paisiello: Nel cor più non mi sento, ohne Akkompagnement des Orchesters, gleichfalls von ihm selbst komponirt. Das zweytemal (den 7. Dezember) spielte er den ersten Theil eines großen Konzerts in Es dur, eine Sonata militare, auf der einzigen G. Saite, Variationen auf den Contretanz: Le Streghe, oder den Hexentanz um den Nußbaum von Benevento, und zum Schlusse ein Adagio cantabile und Variationen auf die neapolitanische Canzonette: „O mamma, mamma ca,“ lauter eigene Kompositionen. Daß ihm stets lauter, stürmischer Beyfall zu Theil wurde, versteht sich von selbst. Was den Werth seiner Kompositionen an sich, von dem unnachahmlichen und über jedes Lob erhabenen Spiele ganz abgesehen, betrifft, so glauben wir, ohne übrigens dem Urtheile Anderer im Mindesten vorgreifen zu wollen, daß sein Cantabile durch tiefe Gefühle ausgezeichnet ist, die in schönen, sanft fließenden Melodien dieselben Empfindungen in seinen Zuhörern erregen und diese in die lieblichste Schwermuth versetzen müssen, und daß eben deßwegen Paganini's Cantabile jedem Tondichter Ehre machen würde. Was seine übrigen Kompositionen, besonders seine Konzerte, betrifft, so sind sie zwar immer originell, auf eigenem Boden gewachsen, und verrathen eine fruchtbare Einbildungskraft; aber sie scheinen mehr darauf berechnet zu seyn, stets große

Schwierigkeiten herbeyzuführen, um durch deren Ueberwindung zu glänzen, als jene reizenden Melodien hervorzubringen, wo Ein schöner Hauptgedanke gleich mit den ersten Takten das Genie des Tondichters ankündigt, sich dann in einer natürlichen, ganz ungezwungenen Tonfolge immer weiter entwickelt, durch sein Fortschreiten das Gefühl des Zuhörers immer steigert, bis er dieses endlich auf die höchste Stufe, immer elegant, immer im reinsten und edelsten Geschmacke, treibt. Paganini's Kompositionen stehen in dieser Beziehung denen von Cartini, Pugnani und Viotti, nach unserm Urtheile, sehr nach. Er trennt die natürliche Ideenfolge zu viel durch unerwartete und überraschende Sprünge und stört damit auch die Gedankenfolge in seinen Zuhörern, so daß diese zwar immer neu überrascht werden und ihm durch Dick und Dünnes folgen müssen, aber von seinen Melodien nichts behalten können, was gewiß kein Vorzug ist. Vielleicht kennt aber Paganini den gegenwärtig herrschenden musikalischen Geschmack zu gut, um anders zu komponiren; wenigstens beweist sein Cantabile, daß er auch so, wie seine berühmten Vorgänger, komponiren könnte, wenn er nur wollte. Eine eigene Schule wird Paganini schwerlich bilden; denn sein großes und kühnes Spiel wird Niemand finden, der ihn nachahmen, noch weniger ihn erreichen könnte. Sein Spiel von ganzen Sonaten und vielen Variationen auf der einzigen G. Saite ist etwas Unerlebtes und beweist, daß es für ihn keine Schwierigkeit gibt.

Wohl uns, daß dieser neue Orpheus mit seiner tönenden Leyer auch zu uns gekommen ist; denn wir haben nun das Höchste in der Kunst gehört, die der Einzige übt. Wie einst, nach der schönen Mythe, die Lyra des thrazischen Orpheus nach Lesbos schwamm, so wird die des neuen Orpheus jezt auch bald in Paris ertönen und von dort nach London schwimmen, in diesen beyden Hauptstädten Europa's gewiß Aug und Ohr aller gebildeten Männer und Frauen auf sich ziehen und dieselbe Bewunderung, denselben Enthusiasmus und dasselbe Staunen erregen, das er in Deutschland bisher überall erregt hat, weil er auch dort Töne und Kunstwerke hören lassen wird, wie sie noch nie und nirgends gehört worden sind.

Rom, November.

(Fortsetzung.)

Da kein Wirth zu finden war, der unter solchen Umständen Gäste *setzen* wollte, so fing man an, nach der Villa Borghese, die ohnehin zum Spaziergange für Jedermann dient, zu gehen und dort, Anfangs im Gehen und Stehen und aus der Hand (denn man wußte noch nicht, was die Aufseher zu dieser offenen Tafel sagen würden), zu essen und zu trinken, dann aber, als es bekannt ward, daß der Prinz Befehl gegeben habe, während des Oktobers dem Publikum kein Hinderniß in den Weg zu legen, sich's bequem zu machen und die prächtigen blumigen Rasenplätze zu Speisetischen zu gebrauchen, Tischtücher darauf auszubreiten und von Schüsseln und Tellern zu essen, wie zu Hause. Diese neue Sitte hatte schon im vorigen Jahre ziemlichen Beyfall gefunden; dieses Jahr aber ahmte sie ganz Rom nach, so daß oft eine Menschenmenge von dreyßigtausend Individuen jeden Standes, Alters und Geschlechts auf der Villa versammelt gewesen seyn und leztere, welche vier römische (Viertünftel deutsche) Meilen im Umfange hält, nicht Raum genug gehabt haben soll, Jedermann zum Sitzen zu verhelfen.

Aus Kontrasten besteht die moralische Welt, wie die physische aus Gewicht und Gegengewicht. Unmittelbar vor dem Volksthore gibt es ein halbes Duzend Trattorien, und weiterhin noch einmal so viele. Man denke sich die Wirthe derselben, nebst ihren Aufwärtern und Küchenjungen, draußen vor den Thüren stehen und mit auf dem Rücken gekreuzten Armen und mit Gesichtern, welche noch bleicher waren, als ihre Mützen, der Volkswanderung nach der Villa Borghese zusehen! In den Herzen der Menschen läßt sich nicht lesen; aber die Gesinnungen dieser Leute konnte man, ohne ein Lavater zu seyn, aus ihren spizigen Nasen, rollenden Augen, rözchelndem Athem und bebenden Lippen abnehmen.

Il n'y a qu'heur et malheur au monde, sagt Molière; wer heute oben schwimmt, geht morgen unter. Eine weise Einrichtung der Vorsehung, denn stetes Glück würde wahres Unglück seyn. Hatten die Wirthe nicht das liebe Brod, so machten die Olivenhändler desto bessere Geschäfte. Diese armen Teufel, welche in den vorigen Jahren mit ihrem Eimer Viertelmeilen weit laufen mußten, um für ein paar Groschen Oliven zu verkaufen, brauchten dieses Jahr nur zwey Schritte zu gehen und hatten noch obendrein den Vortheil, auf der Villa Borghese mehr Tausende von Menschen beysammen zu finden, als sonst in den Wirthshäusern Einheiten. Auch zeigten sich die Römer dieses Jahr olivensüchtiger, denn je; war es doch die einzige Ausgabe, welche sie draußen machten! So sah man denn ganze Ladungen von dieser Appetit- und Dursterregenden Frucht nach der Villa schaffen. Dennoch zeigte sich fortwährend Mangel daran und das Geschrey: Olivaro: ertönte von allen Seiten.

So endigte der dießjährige Oktober zur Zufriedenheit des ganzen Publikums, ausgenommen der Gastwirthe, welche sich in der Hoffnung, vom Gewinne während desselben ihr ärmliches Daseyn um einige Wochen länger zu fristen, so schmerzlich getäuscht sahen. Ihr einziger Trost soll die Ueberzeugung gewesen seyn, daß von den dreißigtausend Menschen, welche mehrere Tage hindurch die Villa besucht haben, *die Hälfte mit* dem dreytägigen Fieber nach Hause gekommen sey. Das Publikum hegt nämlich die Meynung und die Aerzte theilen sie, daß jedesmal gegen Untergang der Sonne eine ungemeine Feuchtigkeit in der Villa Borghese verspürt werde. Ein Arzt hat mich allen Ernstes versichert, daß, wenn in den lezten dreyßig Jahren die Fieber in Rom abgenommen haben, die Ursache einzig und allein in der Einstellung der Promenaden auf der genannten Villa zu suchen sey, daß *sie sich aber* jezt, bey erneuertem Besuche derselben, *) ohne allen Zweifel in ihre vorigen Rechte wieder einzusetzen wissen werden. Dagegen ist die allgemeine Meinung des Publikums, ja auch mancher Aerzte, die Fieber haben gerade seit jener Zeit durch Umbauung der Wälder in den Pontinischen Sümpfen, zum Behuf der Austrocknung der leztern, sich sehr vermehrt, indem jezt, versichert man, dem Meereswinde oder dem Libecio (dem Südwestwinde), dem die Römer die schrecklichsten Wirkungen zuschreiben, der freye Zug nach Rom gestattet sey; ein Uebelstand, dem die alten Römer durch die Heiligsprechung jener Wälder auf die zweckmäßigste Weise zu begegnen gewußt haben sollen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Sage von der Feuchtigkeit der Villa und den daraus entspringenden Fiebern darf nur im großen Publikum festen Fuß fassen, um augenblicklich dem dortigen Spaziergang ein Ende zu machen. Dasselbe Vorurtheil der Feuchtigkeit hat Frascati außer Mode gebracht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. December 1829.

Wenn Frey'n, wie überall, geh ich den eignen Weg.
Bin ich nicht reich genug? Drum sprech ich ohne Schwanken:
Die Hälfte meiner Wahl hab' Alles mir zu danken.

Molière
école des femmes.

Der neue Pygmalion.

(Fortsetzung.)

„Bemerken Sie nur unsern Eremiten, meine Gnädigste," sagte der Maler, als er sah, daß seine gewöhnlichen Scherze nicht verfingen. „Obgleich in schätzbarer Gesellschaft, befindet er sich doch, wie ich sehe, ganz mit sich allein, höchstens von einigen trübseligen Gedanken umgeben. Ach ja, das Unglück der Zeiten ist schwer und drückt auch kräftige Seelen. Was kann z. B. illegitimen Prinzen das Bewußtseyn ihrer erhabenen Geburt helfen? Sie gehen am Incognito zu Grunde, und die Legitimation geschieht vielleicht nicht einmal jenseits." Er sah die Tante bey diesen Worten melancholisch an, und leerte ein großes Glas Wein aus, als wollte er seine Wehmuth hinter diesem Trunke verstecken. Die Tante Cordula sprach: „Schon das Gefühl einer würdigen Herkunft ist unbezahlbar, werde leztere von der Welt auch nicht erkannt; die Gleichgestimmten finden sie heraus und wissen sie zu achten." — „O meine Verehrliche," rief Sterzing, indem er der Dame die Hand küßte, „solche Aeußerungen beglücken unendlich in der Nacht eines schweren Verhältnisses. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus der Stadt den neuen Hof- und Staatskalender senden darf?" — „Er wird mir ein werthes Angedenken seyn," erwiederte die Tante, und nahm ernsthaft eine Prise Spaniol, worauf sie die Tabatiere dem Maler darbot, der mit gleichem Ernst sich aus ihr bediente.

Der Baron war aufmerksam geworden und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, weil ihn diese Mystifikationen peinigten. „Es ist doch ein sonderbarer Zufall," rief er mit einiger Befangenheit, „der Ihre heutige Zeichnung schuf!" — „Darum verzage kein Junggesell," erwiederte der Spötter, der aus den Persönlichkeiten sich nicht loswinden konnte, „wenn er nicht gleich eine Staffage für seine Landschaft findet. Ich hatte auch die Bäume und Gräser eher, als die Figuren, und es gibt ihrer, die haben Korn und Dorn, Rind und Gesind, den herrlichsten Prospekt von der Welt, nur das charmante Figürchen, welches das Ganze erst beleben muß, fehlt ihnen. Es lebe die heroische Landschaft, wenn sie gleich nur eine leidige Mittelgattung ist, etwa wie der Ehestand und sonst dergleichen!" Die Gläser klangen, Sterzing verkündigte seinen Entschluß, morgen abzureisen. „Ich muß wieder akademische Luft athmen und mit Zunftgenossen plaudern," sagte er. „Sie sollen die Zeichnung haben von Joseph und Maria, Baron, sobald das Gemälde fertig ist. Würden wir vornehmen Personen (ich verstehe hierunter auch Prinzen von gewisser Art) nicht von Standesbegriffen eingezwängt, so würde ich dem Sanct Joseph rathen, ungenirt an die Jungfrau Maria hinzutreten, denn sie ist bey allen Heiligen ein Zuckerpüppchen." Die Tante, welche Alles, was geredet wurde, auf ihre Ideen bezog, sagte: „Sie heißt nicht Maria, sondern Luciane, Herr von Sterzing." — „Nein, sie heißt Emilie!" fuhr Werner heraus. „Wie?" fragte die Tante und der Maler.

„Ich meyne des Förſters Tochter,“ antwortete der Baron verlegen. Die Tante murmelte: „Was will er mit der Förſterstochter ſagen?“ und ging zu Bette. Der Maler lachte und rief: „Hier iſt eine babyloniſche Sprachverwirrung. Gute Nacht, ich wandre morgen ganz in der Frühe. Ihr ſeyd die bravſte freyherrliche Seele unter Gottes Himmel. Schafft Euch Staffage an, ich male Euch dann gratis als nobeln Gatten und Vater.“

In der Einſamkeit der Nacht reifte in dem Baron ein unerwarteter Entſchluß Sein Charakter war von Natur ſelbſtſtändig, und ein mehrjähriger Aufenthalt in England hatte ihm eine gewiſſe Neigung zum Sonderbaren gegeben, welche in der ländlichen Abgeſchiedenheit nur noch eigenſinniger geworden war. Er dachte, oder glaubte wenigſtens über die Begriffe ſeines Standes ganz unbefangen zu denken. Aber was er ſelbſt ſich ausgeſponnen, davon hätte ihn Niemand zurückgehalten. Das ganze Gefühl ſeiner Verlaſſenheit kam in dieſer Nacht, die er wachend und ſinnend zubrachte, über ihn, und er meynte, wie es bey Männern in gewiſſen Jahren gewöhnlich iſt, daß ſich dergleichen abſchütteln laſſe, wie jede andere Unbequemlichkeit. Die Liebe iſt ein Wageſpiel für die Jugend; der Baron befand ſich in der zweyten Hälfte der Dreyßig, er wollte die Heilung ſeiner Schmerzen ſichrer und bequemer finden. „Was koſtet es mehr, als einen raſchen Schritt,“ rief er aus, „und das Glück iſt mein, nach dem meine Seele verlangt! Wo ich bis jezt ſuchte, konnte ich nicht finden; das Verderbniß des Geſchlechts iſt zu groß, die Verbildung zu ungeheuer, als daß ein empfindender Mann auf dem Markte, wo die ſchöne Waare feil ſteht, ſeinen Kauf zu machen im Stande wäre. Nein, ich wähle mir den reinen, unentweihten Stoff; die zärtlichſte Sorge, die liebevollſte Aufmerkſamkeit ſoll daraus die Schöpferin meiner Zufriedenheit mir erziehen. So erkieſet ſich der Künſtler den ſchneeweißen Marmor, und formt daraus das Bild, welches nachher der Gegenſtand ſeiner eignen Anbetung wird. Glücklicher Mann, dem es gelingt, in ſeiner Geliebten ſein Werk zu ſchauen; welche Tage werden ihm mit dem dankbaren Geſchöpfe ſeiner Wahl verfließen!“ Und wer ſollte der Zögling dieſer erotiſchen Pädagogik ſeyn? — Wir wiſſen es nicht, aber wir wiſſen, daß, als die Sonne aufgegangen war, der Baron, froh wie ein Mann, der einen großen Gedanken gefaßt hat, zu Pferde ſtieg, und daß ihn der Braune längs dem Strome raſch auf dem Wege nach dem Förſterhauſe hintrug.

Ueber dem Waſſerſpiegel wallte ein leichter Nebel; es war ihm, als ſehe er die luſtigen Geſtalten der Niren, als höre er ſie Brautlieder ſingen. Der Weg führte über Felder, Wieſen, durch Wald und Geſtein, an mancher lieblichen Stelle vorbey. Unſer Freund bezeichnete in Gedanken ſchon die Plätze, wo dereinſt Ruhebänke für die künftige Gemahlin angebracht werden ſollten. Das Förſterhaus lag vor ihm. Im Garten ging Emilie umher und begoß Blumen. Sie hörte den Hufſchlag des Pferdes und wandte das offne, kecke Geſichtchen nach dem Reiter. Mit einem Sprunge war ſie draußen und begrüßte den Baron, wie er's von ihr gewohnt war, durch einen treuherzigen Handſchlag. Er fragte nach ihrem Vater; ſie verſezte, daß er im Hauſe ſey, und erbot ſich, ihm das Pferd zu halten, bis er ſein Geſchäft mit dem Alten abgemacht habe. Der Baron äußerte Furcht, daß ſie von dem Thiere beſchädigt werden möchte. Sie erwiederte: „es iſt doch nicht anders zu helfen, die Leute ſind alle über Feld; geben Sie mir nur den Braunen, er thut mir nichts, man muß ihn nicht zerren, er iſt ganz ſanft, wenn man ihn ruhig umherführt.“ In dieſem Augenblicke war es Werner, als könne dem Mädchen keine Gefahr etwas anhaben. Er ſtieg ab, gab ihr das Pferd, ſie nahm es breiſt am Zügel und führte das Thier, wie wenn das ihr tägliches Geſchäft wäre, im Kreiſe. Der Braune ging geduldig wie ein Lamm hinterdrein und wieherte luſtig von Zeit zu Zeit, als lache er über den kleinen muthigen Reitknecht. „Was verſchafft mir denn ſo früh die Ehre?“ fragte der alte Förſter Konrad verwundert ſeinen Herrn und Gebieter. „Ich komme, Euch etwas zu nehmen,“ erwiederte der Baron. „Deſſen verſieht man ſich von Ihnen nicht,“ ſagte der Alte; „Sie geben eher. Was iſt's denn?“ — „Eure Tochter.“ Der Weidmann legte die Büchſe, die er puzte, aus der Hand und ſah den verkappten Freyer groß an. Dieſer ſprach mit einiger Verlegenheit: „Ihr ſeyd mein treuſter Diener, und ich habe Euch lange einen Gefallen thun wollen. Ich denke, der Vater bekommt, was man der Tochter gibt. Eure Emilie iſt ein kluges, braves Kind, es kann etwas aus ihr werden. Ich will ſie auf das Schloß nehmen, ſie ſoll Alles lernen, was ihr nüzlich iſt. Schlägt ſie ein, ſo bleibt ſie bey der Tante, oder wenn ich noch heirathen ſollte, bey meiner künftigen Frau als Wirthſchafterin, und iſt für ihre Lebenszeit verſorgt. Was ſagt Ihr dazu?“ Der Alte verſezte trocken: „Ich will mir's abzählen.“ Er ging in eine Ecke und murmelte, an ſeinen Knöpfen zählend: „Mitgeben — Behalten — Mitgeben — Behalten u. ſ. w.“ Der lezte Knopf ſprach für das Mitgeben, er wandte ſich zu dem Baron und ſagte: „Sie können die Dirne bekommen.“ Dieſer rief lächelnd: „Ihr habt ſonderbare Rathgeber befragt.“ — „In Jagdſachen,“ meynte der Alte, „hat man es beſſer: Schweine und alte Weiber bedeuten Unglück, Schaafe und ein junges Mädchen Glück; wer darnach die Jagd einrichtet, wird nie betrogen. Aber wer ſagt uns bey andern Dingen, wie ſie ausfallen werden?“ — „Man ſoll darin ſeiner Vernunft folgen,“ antwortete der Baron. „Vernunft?“ fragte kopfſchüttelnd der Philoſoph vom Walde. „Ich habe früherhin meine Vernunft angeſtrengt, und habe nichts gethan, wofür ich nicht wenigſtens ein Dutzend Gründe hatte;

Digitized by Google

aber wenn ich dann glaubte, das Ding so gleichsam mit Vernunft vernietet und verschäftet zu haben, so brach mir gemeiniglich die Geschichte in der Mitte entzwey, und die Folgen kamen ganz quer und schief heraus. Endlich gab ich aller Ueberlegung den Abschied, zählte an den Knöpfen, und es ist mir seitdem nicht eben schlimmer ergangen. Glauben Sie, gnädiger Herr, jeder Entschluß ist doch nur ein Schuß ins Blaue. Der liebe Gott hat überall eine Parthie Zufall mit untergesteckt, deßhalb verliert man immer halbwegs die Fährte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Ifflands patriarchalische Muse hatte dem Hausaltar frische, lebendigblühende Kränze geflochten. Der unbefangene, wohlmeynende Mensch mußte sich daran erfreuen; doch von nun an hoffte jeder Küchenheerd auf ähnliche Ehre; das bürgerliche Familienstück spielt sich leicht, in jeder Situation, nach. Das Gewöhnliche lief immer breiter aus; in ihm vermißte man nicht Höhe, nicht Tiefe; es machte so ziemlich alles gleich. Die Schicksale der Wohn- und Kinderstube wiederholten sich im Hôtel des Ministers wie in der Behausung dürftiger Beschränktheit ohngefähr auf gleiche Weise. Wenn nun auch das Menschliche und Wahre hierin oft recht warm zur Seele sprach, so ward die Theilnahme doch unaufhörlich durch kleinliche Familienzwiste, niedrigen Betrug und gemeine Geldgier herumgehezt, ein Labyrinth, in dessen Irrgängen man den Helden des Stückes ruhig vorwärts gehen sahe, wußte doch jeder, daß er unfehlbar glücklich heraus kommen, und den vollen Sieg über Präsidentendespotie und Advokatenkniffe davontragen werde. In dieser Sphäre nun an weichliche Rührung, an bequeme Thränen gewöhnt, gerieth das Publikum immer mehr in die Stimmung, sich alles gefallen zu lassen. So ward es möglich, daß Spieß und Cramer in brutalen Ritterromanen, Miß Radclife in den Schreckens- und Schauerscenen ihrer Schloßgeheimnisse, und andre der Art, unwiderstehlich ihre Herrschaft über die willenlose Hingebung der schönen Welt übten. Diese, der natürlichen Erweichung wie dem unnatürlichen Graus entschieden zugethan, gerieth in die ganze krause Fluth litterarischer Produktionen der lezten achtziger und ersten neunziger Jahre. Ohne Unterschied, Eins wie das Andere würdigend, griff der Durst nach Unterhaltung eben so begierig nach dem Mausefallen- und Hechelträger von Spieß, oder dem Wein- und bluttriefenden Haspar a Spada von Cramer, als nach den gediegenen Werken der Madame Neubert und des aufstrebenden Feßler. Der Marc Aurel des leztern, wie Thekla von Thurn von der erstern, waren freylich sehr in der Mode, eben so der Blomberis von Airinger, doch nicht mehr als die obengenannten poetischen Versuche.

Zwischen dem Allen hindurch erscholl die Marseiller Hymne. Die entschiedensten Widersacher des französischen Unwesens sangen begeistert das kühne Freyheitslied, zierliche Lippen lispelten die auffordernden Worte; Niemand ward dadurch gestört. Die Trompeter der Garde du Corps in Potsdam bliesen, von ihren Obern dazu befehligt, das entsetzliche: Ça ira! les aristocrates à la lanterne! während schmuzige Straßenjungen mit lauter Stimme die schlecht übersezten Worte dazu ausschrien.

In ähnlicher Arglosigkeit fabrizirten Modehändlerinnen bonnets à la carmagnole und ehrbare Frauen sezten sie unschuldig am Taustage ihrer Erstgebornen auf. Selbst während unsere Truppen gegen die dreyfarbige Fahne zogen, und tausend blutige Opfer im Kampfe gegen die Neuerer fielen, verschmähete die wechselnde Mode die tricoloren Stoffe und Bänder nicht, die uns Paris herüberschickte. Die verrufene Farbenmischung hatte darum nicht weniger Reiz. Man fand es piquant, sie zu tragen.

Vielleicht, daß sich hierdurch die Phantasie einigermaßen mit dem Bilde der Sansculotten aussöhnte. Wenigstens mußte die Gewohnheit, so Manches im Leben auf sie zu beziehen, der ursprünglichen Vorstellung ihrer Scheußlichkeit das Krasse genommen haben, denn als die ersten französischen Kriegsgefangenen durch unsere Gegend kamen, drängten sich Viele, sie zu begrüßen. Ihr schmuziges und wildes Ansehen hätte wohl zurückstoßen können, doch hielt dieß Niemand ab, den Rundtänzen der neuen Republikaner beyzuwohnen, und mehr wißbegierig als empört, die ausdrucksvollen Figuren dieser Tänze zu betrachten, von denen eine das Waschen der Hände in Aristokratenblute bedeutete, worüber die begleitenden Worte weiter keinen Zweifel ließen. Mit deutscher Bewunderung für alles Fremde beschenkte man die Barbaren, kaufte ihnen artig geflochtene Ringe von Pferdehaar mit gefühlvollen Devisen ab und versagte es sich nicht, kleine, zierlich zusammengesezte Guillotinen, das spielende Produkt ihrer Muße auf dem Marsche, von ihnen zu erhandeln.

Neigte sich so der natürliche Hang zum Neuen und Frappanten nach dieser Seite, so nahmen von einer andern die zahllosen Emigranten sowohl die Theilnahme, als eine alte, tief eingewurzelte Vorliebe für französische Sitte, Sprache und gesellige Liebenswürdigkeit in Anspruch. Bedeutende Städte, kleine und große Höfe zeigten sich durch ganz Europa bereit, die Flüchtlinge aufzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Närrische Spekulanten gibt es in Paris, welche dadurch Aufsehen erregen wollen, daß sie die Unternehmungen Anderer auf eine unsinnige Art übertreiben. Bekanntlich fahren zu jeder Zeit des Tages eine Menge Landkutschen aus Paris nach allen Gegenden, besonders auf den Hauptlandstraßen; da hat denn ein Wagenmacher gedacht, wenn er einen riesenhaften Wagen verfertige, auf welchem sechszig Personen Platz fänden, so werde er fünfmal mehr gewinnen, als der Unternehmer einer Landkutsche mit zwölf Personen. Arithmetisch betrachtet, war die Rechnung allerdings richtig, aber nicht so verhielt es sich mit dem Erfolge, und es bewährte sich hier wieder, daß, um bey einer Unternehmung zu gewinnen, es nicht hinreicht, die vier Spezies zu kennen. Der Mann hatte keinen übeln Vorsatz: er wollte das Fahren allen Ständen erleichtern; deßhalb hatte er auf seinem Gefährt vier- bis fünferley Arten von Plätzen angebracht, von sechs bis zwey Sous für die französische Meile; natürlich waren für die zwey Sous-plätze keine großen Bequemlichkeiten ausgedacht, und die Leute mußten mit der Außenseite unter freyem Himmel vorlieb nehmen; allein die Engländer reisen ja häufig auf diese Art und zahlen ziemlich theuer dafür; wie sollte man auch für zwey Sous mehr fordern können? Die sechszig Personen fassende Landkutsche wurde lange Zeit vorher in den Zeitungen als ein Wunderwerk angekündigt, und die Unternehmung schien so sonderbar, daß Manche die Anzeige davon als einen bloßen Spaß betrachteten. Der Tag der ersten Abreise ward aber endlich doch bestimmt und der Ort angezeigt, wo man sich zur Fahrt nach Orleans einschreiben lassen könne. Mit sechs Pferden bespannt, begab sich die ungeheure Maschine auf den Weg, brauchte natürlich längere Zeit zur Fahrt, als die leichten Landkutschen, die auf dem guten Wege sehr behende rollen, kam auch später zurück, und der Unternehmer begnügte sich vor der Hand mit diesem mißglückten Versuche, den er jedoch nicht eingestehen wollte; denn er ließ in den Zeitungen ankündigen, es sey an dem Wagen etwas auszubessern; sobald er wieder in gutem Stande seyn werde, sollen auch die Fahrten regelmäßig wieder fortgesetzt werden. Seitdem ist aber ein Monat verstrichen, ohne daß das Publikum etwas Weiteres von dem kolossalen Wagen erfahren hat. Ist der Unternehmer klug, so läßt er es bey der erworbenen Erfahrung bewenden und gibt seine übelausgesonnene Spekulation auf. Auf einer glatten Bahn zwischen zwey nicht weit von einander entfernten und sehr stark besuchten Orten könnte allenfalls eine große Fuhrmaschine mit einigem Nutzen und mit Vortheil für den Unternehmer angelegt werden; aber eine so schwere Maschine 30 Stunden weit auf unebenen Wegen mit einem überall aufgerafften Menschenhaufen hin- und herschleppen zu wollen, ist ein thörichter Einfall, dessen Ausführung natürlich sogleich beym ersten Versuche scheitern mußte. Die größten Landkutschen, die aus Paris nach stark besuchten Provinzstädten fahren, können zwanzig bis zweyundzwanzig Menschen aufnehmen, und dieß ist wahrlich die höchste Zahl, die ein solcher Wagen aufnehmen kann, ohne der Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden oder der Schnelle des Fahrens Abbruch zu thun. Nicht viel klüger, als der Unternehmer der sechsziger Fuhren ist der Fabrikant, der neulich einen ganz aus Krystall verfertigten Sessel der Akademie der Wissenschaften vorzeigte. Ich weiß nicht, wie lange der Mann an diesem Meisterstücke gearbeitet hatte, das ihm unsägliche Mühe und Kosten muß verursacht haben. Es war in der That eine schöne Arbeit; beym Lichte und in den Sonnenstrahlen glänzte der Sessel wie ein Thron aus Diamanten in einem Feenpalaste; dabey waren die Stücke so künstlich aneinander gefügt, daß der Sessel dadurch ein sehr festes und dauerhaftes Werk geworden war. Was soll man aber mit einem solchen Stücke anfangen? Hat man es einmal bewundert, so bleibt nichts mehr zu thun übrig, als es in eine Kunstkammer zu stellen. Deßhalb urtheilte denn auch die Akademie der Wissenschaften, daß sie die Arbeit schön finde, aber sonst nichts darüber zu sagen habe; der Mann müsse sich an die „Gesellschaft zu Aufmunterung der mechanischen Künste" wenden.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, November.

(Beschluß.)

Im vorigen Sommer hat hier der Kunstreiter Guerra, ein Römer von Geburt, mit seiner Gesellschaft im Theater Correa (Mausoleum des August) eilf Vorstellungen gegeben, welche sämmtlich einen außerordentlichen Zulauf gehabt haben. Unter der vorigen Regierung war ihm Anfangs die Erlaubniß dazu versagt worden; man hegte die Besorgniß, er möchte zu viel Geld aus Rom mitnehmen. Wenn in einer Provinzial- oder nahrungslosen Residenzstadt dergleichen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, so lassen sie sich (obgleich auch hier manche Einwendungen zu machen wären) gewissermaßen entschuldigen; aber in Rom, der geistigen und geistlichen Hauptstadt der Erde, dem Winter-Sammelplatze vieler hundert, durch Geburt, Gelehrsamkeit und Geistesbildung ausgezeichneter Männer aus ganz Europa, wo, außer den einigen und vierzig Kardinälen, fast eben so viele mehr oder minder reiche herzogliche und fürstliche Familien wohnen, die reiche Prälatur ungerechnet, in Rom, welches nahe an hundert und fünfzigtausend Einwohner zählt, in Rom scheint ein solches Verbot um so auffallender, als die erwähnte *Reitergesellschaft* nicht aus wenigen, sondern aus zwanzig bis dreißig Personen, nebst eben so vielen Pferden, bestand, deren Erhaltung eine nicht geringe tägliche Ausgabe verursachte, welche wieder dem Handel und Wandel zufloß. Oder sollte die Quantität des circulirenden Geldes zu Rom wirklich so gering seyn, als man sie zu schildern pflegt? sollte also die Regierung, der der Finanzzustand des Landes bekannter seyn muß, als dem Publikum, nothgedrungen zu solchen Verboten ihre Zuflucht nehmen müssen?

Am 19. November hat es abermals, bey einem sehr schneidenden Nordostwinde, ziemlich stark gefroren; der Reaumürsche Thermometer zeigte Morgens früh einen und einen halben Grad unter 0. Alle Citronen in Kübeln und an Spalieren, die nicht durch ihre Lage besonders gut geschützt waren, sollen erfroren seyn. Wenn die Strenge des Winter so fortwährt, so behält Rom keinen einzigen Citronenbaum. Die Apfelsinenbäume sind bekanntlich nicht so empfindlich; wenn alle Citronenbäume zu Grunde gehen, erfriert kaum Eine Apfelsine. Es ist sonderbar, daß dieser Baum, der doch sowohl in Hinsicht des Laubes, als besonders der Frucht, weit empfindlicher als die Citrone zu seyn scheint, diese an innerer Kraft und Gediegenheit des Holzes bey weitem übertrifft. — Der Frost nebst dem Nordostwinde hat bis heute (21. November) fortgedauert. Bey den Römern müssen die Kohlenköpfe (scaldini) aus der Noth helfen; die Fremden, die dieselben nicht zu handhaben wissen, nehmen zu den kupfernen Feuerpfannen (fuoconi), welche mitten in das Zimmer gestellt werden, ihre Zuflucht. Diese erwärmen aber jedesmal nur das Glied, welches an sie hingehalten wird, und lassen das Zimmer so kalt, als es an sich ist.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Donnerstag, 17. December 1829.

Und sollt' in aller Welt denn auch kein Mier leben,
Wer wird sich Eulen drum ergeben?

Herder.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Berücksichtigung des Unglücks würde die Aufnahme der Emigranten schon an und für sich geboten haben; doch wirkte hierbey noch eine mächtige Triebfeder. Es fand sich nämlich, daß die neue Generation, weniger aus Ueberzeugung, als durch zeitgemäße Bedingungen einer veränderten geistigen Atmosphäre, unwillkührlich in sehr gemischten Farbenton hinüberschillerte. Das gesellige Leben schied sich in zwey Hälften. Die Ausgewanderten brachten alles mit, was der eine Theil vermißte und der entgegengesetzte nicht haben wollte. Um so entschiedener stimmten die Erstern, als die Mächtigern, für die Fremdlinge, welche denn auch überall in Kurzem festen Fuß faßten.

Es ist nicht unwichtig, hier zu bemerken, daß, ganz verschieden von die Refugiés, die Emigrirten gar keinen Antheil an der Entwicklung der Zeit, des Talentes, der lästigen um des Witzes und behenden Scharfsinnes Andrer willen übersahen, überhaupt den Genuß leichter Mittheilung schätzten, während ein jüngeres, umgewandeltes Geschlecht nichts von Allem, was es suchte, hier fand, nicht den Witz des Tages, nicht den Reiz neuester Gegenwart, noch den Glanz imponirender Vergangenheit. Verblichene alte Mode, mit der Anmaßung ehemaligen Werths, dünkte ihnen lächerlich, und trieb sie dem vorurtheilsfreyen, ungenirten, praktischen England, der patriarchalischen Schweiz oder der Unschuldswelt der Südsee-Insulaner entgegen. Wenn nun auf solche Weise in der alten Welt Voltaire, Racine, Molière, Rousseau u. s. w. mit unverändertem Glauben und treuer Anhänglichkeit gelesen wurden, und man dort ziemlich geringschätzig auf die Poesie des Vaterlandes, auf den bürgerlichen Familienroman oder gar das entadelte Trauerspiel herunter sah, so bahnte sich Lafontaine bey verwandten Seelen einen sichern Zugang. Das Feld für seine Saaten war längst beackert. Ein gewisser, von Kotzebue und Iffland abgesponnener Faden führte zu ima-

menschen geweckt hatte. Dem sehr beliebten Schriftsteller erwuchs ein Publikum, dessen sich wohl kein anderer leicht rühmen dürfte. Doch erkrankte es bald am Uebermaß des Genusses. Es wollte Neues und immer Neues, ohne daß jemand des Alten gedacht hätte.

Nicht Lessing, nicht Schiller, nicht Goethe wurden in dieser Zeit genannt. Bewahrte man gleich „Nathan dem Weisen“ einige Erinnerung, so geschahe das blos in Betreff der freygeisterischen Denkweise, die darin vorherrscht. Die Fabel des Ringes würde allen zugesagt haben, hätte sie allein dagestanden; doch der phantastische Rahmen paßte nicht zu der möglichst verengten Wohnstube, so wenig, wie der orientalische Duft und die poetische Gluth einer fremden Sonne. Die Periode des Werther war vorüber. Man hatte das gehabt und deßhalb war es todt. Egmont, Götz von Berlichingen, selbst Clavigo, dem herrschenden Geschmacke einigermaßen sich anschmiegend, blieben den Meisten fremd und von der Bühne verbannt. Es gibt nichts einen frappantern Beweis für die gänzliche Abwesenheit aller poetischen Elasticität in jenen Tagen, als daß solche Dichterwerke, welche Geschmack und Gesinnung des Augenblickes den Freydenkern oder den zur Selbsthülfe Geneigten näher rückte, viel zu hoch, viel zu erhaben für sie blieben, um sie nur einmal kennen zu lernen. „Don Karlos“ von Schiller ging es lange Zeit nicht besser. Erst als die unzähligen Streitfragen über Menschenrechte, Geistesfreyheit und was dahin gehört, unumwunden zur Sprache und zur Kenntniß der Menge gekommen waren, verschlang man die Scene zwischen Philipp und Posa mit leidenschaftlicher Theilnahme, das Stück trat aus seinem bisherigen Dunkel hervor, beliebte Schauspieler wußten die Charaktere anschaulich herauszuheben. Schöne Stellen fielen auf solche Weise ins Gehör, man behielt sie auswendig, sie wurden klassisch, doch ins Leben ging nichts davon über. Das neueste Schlechte lief ihm den Rang ab. Herder war dazumal gar nicht bekannt. Nur Wieland las man noch aus einer Art blinder Ehrfurcht, die ihren Grund weit mehr in der menschlichen Schwäche als in der wirklichen Anerkennung des begabten Dichters hatte. Der Beweis hiervon ist, daß erst späterhin der Oberon über die Zeichnungen der Lais und der abstoßenden Musarion hinausgehoben ward. Ausnahmen, welche hiervon Gelehrte oder mit ihnen verkehrende Personen machten, können nur in sofern erwähnt werden, als ihr Einfluß auf die Schwingungen der Zeit wohl die geheimnißvolle Arbeit des Lebens förderte, doch wenig mit der äußern Physionomie des Augenblickes zu thun hatte.

Diese Physionomie ist es gleichwohl, welche in der wechselnden Art und Weise, die sie annimmt, Mode genannt wird, und als solche sowohl Kleidung als Ansichten, sowohl gaukelnde Tändeleyen als Gesinnungen beherrscht.

Die Mode jener Periode würde in dem gedankenlosen Wirrwarr, durch den sie uns hinführt, nichts eigentlich Charakteristisches haben, betrachtete man sie allein von der negativen Seite. Allein sie beschränkt sich nicht allein darauf, das Würdige als werthlos zu übersehen, sie legt auf etwas ganz anderes Werth und spricht sich darüber positiv genug aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neue Pygmalion.

(Fortsetzung.)

Der Baron hatte nun genug von diesem Systeme erfahren und sagte: „Also wäre unser Handel richtig?“ — „Ja,“ versetzte der Förster bedenklich, „da ist aber noch Eins zu erwägen. Erst müssen wir wissen, ob sie will. Sie ist ein eigenes Ding, nicht vier Pferde bringen sie von hinnen, wenn sie ihren Kopf aufsetzt.“ Beyde gingen zu Emilien, die dem Braunen den Hals klopfte. „Du sollst auf mein Schloß!“ rief ihr Werner zu. „Wer will mich denn dazu zwingen?“ fragte schnippisch die Kleine. Er erwiederte kleinlaut: „Zwingen wird Dich Niemand, es geschieht nur, wenn Du es selbst wünschest.“ Der Vater schmunzelte wohlgefällig. Es wurde ihr nun die Sache erklärt; sie sagte gleichgültig: „*Das bin ich zufrieden*,“ hielt dem gnädigen Herrn den Steigbügel und ging wieder zu ihren Blumen, um das Begießen fortzusetzen.

Den Rückweg machte der Baron nicht halb so heroisch, als den Hinweg. Er schob seine Verdrießlichkeit auf das Nachtwachen und seine Erschöpfung. Indessen nahm er sich zusammen, denn es galt nun, seinen sonderbaren Plan mit dreister Stirn zu verfolgen. Er fand die Tante auf dem Sopha, von Migraine geplagt, setzte sich zu ihren Füßen und bezeugte ihr sein Beyleid, worauf ihm keine Antwort ertheilt ward. „Ich bedaure,“ hob er etwas bosshaft an, „um so mehr Ihr heutiges Uebelbefinden, als es mir das Vergnügen Ihrer Begleitung entziehen wird. Ich habe eine kleine Parthie vor. — Jedes Ihrer gestrigen Worte hat sich meiner Seele fest eingeprägt, in der Stille bin ich zur Einsicht gekommen; ich will den Nachbar heute besuchen, und wünsche herzlich, daß ich ihm und Fräulein Lucianen gefallen möge.“ Die Tante sprang vom Lager auf, erklärte, daß ihr Kopfweh plötzlich nachlasse, und daß sie bereit sey, den Neffen zu begleiten. Sie rief ihr Kammermädchen, ließ sich sogleich ankleiden, steckte mehr Ringe an als gewöhnlich, und ruhete nicht eher, bis ihr Werner versprach, seine Uniform anzuziehen. Er war mit dem Erfolge der angewandten Kriegslist zufrieden. Geduldig hörte er im Wagen das schon oft vernommene Lob einer glücklichen Ehe an, indem er sich im Stillen dazu das artige Per-

Der neue Pygmalion

(Fortsetzung.)

Frauenzimmer mit einer poetischen Reminiscenz antwortete. Man redete nun zuerst vom gegenseitigen Wohlbefinden, dann vom betrübten Hintritt einer sechszigjährigen Edeldame in der Nachbarschaft, und von den Krankheiten verschiedener Personen, welche für diesen Kreis von Interesse waren. Zwischen durch wurde Kaffee servirt, darauf machte man bey noch hochstehender Sonne einen langsamen Spaziergang durch den Gemüsegarten, welche Mühe zu versüßen, der Nachbar, trotz seiner starken Transpiration, einige Geschichtchen aus seiner Jugend erzählte, die einen gewissen Umfang hatten. Als man in das Haus zurückgekommen war, nahm die Unterhaltung einen höhern Schwung und warf sich mit voller Gewalt auf Kunst und Wissenschaft, eine Veranlassung für die Gäste, Lucianen aufzufordern, ihre Talente zu produciren. Das Fräulein brachte nach einigem Weigern ihre jüngstvollendeten Stickereyen und Zeichnungen hervor, welche gebührend bewundert wurden, und spielte einige Sonaten auf dem Flügel ab, wodurch sie den ungetheilten Beyfall der Fremden erwarb. Die lauten Aeußerungen desselben erweckten den Nachbar, welcher unterdessen in einer Ecke des Zimmers entschlafen war und nun sich neugestärkt fühlte, ebenfalls wieder zum geselligen Vergnügen beyzutragen. Er ließ unter dem Fenster Pferde vorbeyführen, auch wurden neue Lütticher Jagdflinten gebracht, woran die Arbeit wirklich vortrefflich war. Der Anblick dieser tödtlichen Instrumente setzte zwar die Damen in einigen Schrecken, indessen bestätigte sich die Erfahrung, daß die Freude vom Grausen einen schärfern Charakter gewinnt; denn das Gespräch wurde, nachdem diese Schrecknisse wieder hinweggebracht worden waren, noch lebhafter, als zuvor. Eine kalte Collation folgte; Werner saß neben dem Fräulein, sie nöthigte ihn stark und wurde von der Tante mit gerührten Blicken be-

an die Seite zu stellen; ich bin sehr überrascht von dem Eindrucke, der sich nun so entschieden nach langer Gleichgültigkeit gezeigt hat. Es wäre thöricht, dahin und dorthin zu trachten, und nicht vielmehr das Nächste, Beste zu ergreifen. Sie vergeben meiner Schüchternheit, daß sie sich noch nicht deutlicher über diesen delikaten Punkt ausläßt, ich will Ihnen jedoch zeigen, daß es mir damit Ernst ist.“ Und nun erschien die Fabel des Morgens in etwas veränderter Gestalt. Er sprach von einer gebildeten Gesellschafterin, die man annehmen müsse, oder vielmehr von einer jungen Person, die man zur Gesellschafterin der künftigen Hausfrau heranzubilden habe; er sprach zuletzt Sachen, die er selbst nicht verstand, und die Tante noch weniger. Diese sagte: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du willst; heirathe nur erst, die Gesellschafterin werden wir nachher wohl bekommen, wenn wir ihrer bedürfen; sie bieten sich ja, Gott sey es geklagt, in allen Zeitungen an.“ „Ich mag keine aus der Zeitung,“ versetzte der Neffe, „ich mag kein „anständiges Frauenzimmer, welches mehr auf eine gute Behandlung, als auf ein großes Salaire sieht;“ es ist eine Vernunftheyrath, da soll Alles vorher auf das Vernünftigste eingerichtet werden. Försters Emilie habe ich ausersehen, diese will ich bilden lassen, das ist mein Entschluß.“ — Die Tante dachte im Stillen: „Er hat heute ein Glas zu viel getrunken oder er schwärmt vor Liebe,“ lehnte sich in eine Ecke des Wagens und entschlief, da sie denn bald im Traume den Neffen und das Fräulein vor dem Altare hochzeitlich geschmückt sah, hierauf aber an vierundzwanzig kleine Werners und Lucianen erblickte, welche sie um Bonbons ansprächen.

Am andern Morgen brachte der Kammerdiener Werners ein großes Schreiben vor das Bett. Dieser sah ein standschaftliches Siegel, erbrach und fand sich nicht wenig

„Welch ein verdrießlicher Zufall!“ rief der Baron aus. „Dieser Auftrag ist zu ehrenvoll, als daß ich mich ihm entziehen darf, auch ist es hohe Zeit, unsere Gerechtsame aus den Krallen der Advokaten zu reißen; gleichwohl gerade jezt! fatal! sehr fatal!“ Er sprang aus dem Bette, kleidete sich an und ging zur Tante. Nachdem sie erfahren, was bevorstand, sagte sie ebenfalls: „Fatal, sehr fatal! Das Beste wäre, wenn Du durch eine rasche Verlobung mit Fräulein Lucianen die Sache vor Deiner Abreise nach Regensburg in Richtigkeit brächtest.“ — „Mein Gott,“ antwortete er, äußerst verlegen, „das wäre ja überaus unschicklich!“ und wollte sich entfernen. „Frühstückst Du nicht mit mir?“ fragte sie. „Nein,“ erwiederte er; „ich fahre gleich nach dem Försterhause, um Emilien zu holen.“ — „Welche Eile!“ sprach Cordula. „Mit der Gesellschafterin hast Du ja eine Noth, als ob die Welt davon abhinge! Was soll denn das Mädchen jezt hier?“ Aber Werner war schon zur Thür hinaus, und bald darauf hörte sie den Wagen rollen. „Wenn man etwas beschlossen hat, so muß es auf der Stelle ausgeführt werden,“ sagte er im Wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Nützlicher beweist sich der Italiener Albini mit seinem Anzuge gegen Feuersgefahr, obschon der Mann seine Erfindung etwas zu sehr ausposaunt und einen Lärm damit macht, als ob er die größte Erfindung von der Welt zu Tage gefördert hätte. Das Ganze besteht darin, daß er einen Anzug von gesponnenem Asbeste nimmt und einen Panzer, oder eine ganze Rüstung von geflochtenem Eisendraht darüberzieht. Hiemit kann man sich dem Feuer nähern, ohne Gefahr, verbrannt zu werden. In einzelnen Fällen ist solch ein Anzug gewiß von großem Nutzen, besonders für die Pompiers, in deren Kaserne er denn auch mehrere Versuche damit angestellt hat; die Zeitungen haben hierüber sehr ausführliche Berichte abgestattet. Auch eine Kommission der Akademie der Wissenschaften fand sich auf Begehren des Erfinders dabey ein; sie gestand aber hernach, daß sie nicht in Stand gesezt worden, die Versuche selbst zu leiten, sondern blos Zuschauerin gewesen sey, folglich nichts anders thun könne, als berichten, was sie gesehen habe. Ich glaube, Albini macht Anspruch auf den jährlich von der Akademie der Wissenschaften zu ertheilenden Preis aus der Montyonschen Stiftung auf die Erfindung eines Verfahrens, wodurch irgend ein Handwerk das, was es Schädliches, Gefährliches oder Ungesundes hat, verliert. Diesen Preis kann man ihm ja wohl gönnen; denn nun können sich die Pompiers mit etwas mehr Sicherheit als zuvor bey Feuersbrünsten benehmen und vielleicht Menschen retten, die sonst aller Hülfe beraubt seyn würden. Allein zuvor müßte das Asbestspinnen eine geläufigere Fabrikarbeit werden. Bisher hat man in Frankreich aus den Fäden der Pyrenäischen Asbeststeine wohl kleine Gewebe zu Geldbeutelchen und andern dergleichen Arbeiten verfertigt; aber einen großen Zeug daraus zu verfertigen, ist wohl schwerlich versucht worden und muß auch eine mühsame Arbeit seyn. Es kann jedoch seyn, daß man die Asbeststeine nicht sorgfältig genug aufgesucht hat, und daß sich in den Steingruben weit längere Fäden auffinden lassen, die dann auch das Spinnen größerer Gewebe erleichtern würden. Im Kleinen machte neulich Albini einen Versuch mit seinem feuerfesten Anzuge bey der lezten monatlichen Zusammenkunft der Herausgeber und Mitarbeiter der Revue encyclopédique. Es wurde im Hofe ein Feuer angemacht und ein Mann ging zum Theile durch dasselbe, ohne sich im Mindesten zu beschädigen. Es befand sich bey dieser Zusammenkunft ein russischer Prinz, ein mexikanischer Gesandter, ferner Nordamerikaner, Franzosen, Deutsche u. s. w.; mehrere Fremde freueten sich über die nützliche Erfindung und versprachen, sogleich nach ihrem Vaterlande zu schreiben, um es mit derselben bekannt zu machen. Auf diese Art kann also in Zeit von einigen Monaten Albini's Vorkehrung gegen das Verbrennen in beyden Welttheilen verbreitet seyn; das ist der Nutzen der Vereine wohlgesinnter Menschen in großen Städten und in Staaten, welche das Zusammentreffen der Fremden erleichtern, anstatt es durch kleinliche Polizeyplackereyen zu erschweren.

Brunel, der unerschrockene Unternehmer der Landstraße unter der Themse, saß auch da und erzählte, mit einer innigen Ueberzeugung von der Ausführbarkeit seines Unternehmens, alle die Versuche, Erfahrungen und Unfälle bey diesem riesenhaften Werke, das nun in Stocken gerathen ist, aber vielleicht, bey der unermüdlichen Thätigkeit des Mannes, bald wieder aufgenommen werden kann. Brunel spricht von dieser Sache, als ob sie die allergewöhnlichste sey, und kann sich gar nicht einbilden, daß man etwas Unmögliches bey derselben ahnen könne. Ist es Geistesgröße oder Täuschung, was ihn das baldige Ende und Gelingen seines Unternehmens vorhersehen läßt? Vielleicht von beyden etwas. Die Londoner Actionärs, die aber keinen poetischen Geist, sondern einen schlicht prosaischen haben und die Zuversicht des Hrn. Brunel nicht mit ihm theilen können, sind müde geworden, länger ihre Gelder zuzuschießen; das oben von der Themse hineinströmende Wasser des Flusses hat auch ihren Spekulationseifer völlig ausgelöscht; sie wollen den von Brunel so sinnreich erfundenen Schild nicht weiter unter dem Flusse fortschieben, sondern lassen lieber Alles stehen. Brunel aber arbeitet für sie Alle. Lord Wellington hat versprochen, sich für ihn zu verwenden, und im nächsten Parlamente wird man wahrscheinlich der englischen Nation anmuthen, die in Stocken gerathene Privatspekulation zu einem Nationalunternehmen zu erheben und die nöthigen Gelder zur Vollendung der ungeheuern Arbeit herbeyzuschaffen. Ein Theil des Parlaments wird sagen, das Unternehmen sey allzu gewagt, als daß man den Nationalschatz aufs Spiel setzen könne. Ein anderer Theil wird aber wahrscheinlich ausrufen, hier komme die Nationalehre mit ins Spiel, und nichts verschaffe einem großen Volke so viel Ruhm, als gemeinnützige, großartige Arbeiten, welche bis auf das späteste Geschlecht die Weisheit und den großen Sinn der Vorfahren beurkunden; und da John Bull nicht geschworen hat, wie ein Theil der französischen Nation, den jetzigen Ministern alle Subsidien zu versagen, damit sie den Jesuiten nicht in die Hände fallen und zur Unterdrückung der Freyheit verwendet werden, so werden wahrscheinlich die Zuschüsse bewilligt und Brunel, der nun wie ein geschlagener Mensch umherirrt, wird dann wieder in sein wahres Element geraten und seinen berühmten Schild unter der Themse weiter schieben. Welcher Triumph für den französischen Baumeister, wenn es ihm gelingen sollte, endlich am andern Ufer hervorzukommen und er, der Franzose, den Londonern ein vielleicht ewig dauerndes Werk zu überlassen! Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

kein Platz in den Gärten und Höfen blieb unbesucht. Die Lehrer, welche kurz nach des Barons Entfernung anlangten, hatten oft Noth, sie zu finden, wenn die Lektionen beginnen sollten. Auch schien der Geist des Kindes für die todte Art des Unterrichts, welche damals noch allgemein herrschte, nicht sehr empfänglich zu seyn; es hielt schwer, ihre Aufmerksamkeit zu wecken, und wenn sie geweckt war, dieselbe zu erhalten. Dennoch fühlten die Unterrichtenden einen stillen Zug der Neigung zu dem schönen, muntern Mädchen, welches im Grunde nur that, was ihm beliebte. Sie war fünfzehn Jahr alt und, man kann wohl sagen, ganz unwissend. Welche Aufgabe, eine so verspätete Bildung nachzuholen! Verursachte sie den Lehrern wo nicht Bekümmerniß, doch einige Sorge, so war sie dagegen der Tante zur größten Freude in das Schloß gekommen. Diese würdige Frau hatte in ihrem Benehmen gegen Jüngere etwas Sanftes und Mütterliches. Anfangs fühlte sie sich durch den Schritt des Neffen, der ihr wie ein Eingriff in ihre Hausrechte vorkam, verletzt, bald aber hatte Emilie ihr Herz erobert. Ihr zu dienen, flinker als Bediente und Mägde ihr das Verlangte zu holen, zu ihren Füßen sitzend, kleine Arbeiten zu verrichten, war dem Kinde das höchste Vergnügen. Die Tante, gerührt durch diese Aufmerksamkeiten, vergalt mit ihrer Liebe. Nach wenigen Monaten war ihr Emilie schon unentbehrlich geworden, sie wurde auf Besuchen in der Nachbarschaft mitgenommen, zuletzt erhielt sie sogar ihren Ruheplatz in dem Schlafzimmer der Tante. Diese that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß Emilie alles, worin sie das Mädchen unterwies, spielend begriff, und sie konnte sich nicht enthalten, wenn die Lehrer über Mangel an Fassungskraft klagten, die Bemerkung auszusprechen, daß die Kinder oft gescholten würden, wenn die Methode etwas versehen hätte. Uebrigens verlebte sie, sich des vollen Regiments erfreuend, mit ihrem Zöglinge einen Tag nach dem andern in unzerstörlicher Heiterkeit. An Besuchen fehlte es nicht, denn die gute Frau wollte ihr höchstes Vergnügen, da es ihr eine Zeit lang gegönnt war, in vollen Zügen genießen. Der Baron hatte durch eine gewisse Unfreundlichkeit manchen Nachbar, diesen und jenen Bekannten zurückgeschreckt; er war nach der Weise gebildeter und talentvoller Männer intolerant gegen das Mittelgut der Gesellschaft, welches in den Frauen seine gebornen Beschützerinnen verehrt. Nun fanden sich die Verscheuchten, als sie merkten, daß das Feld rein sey, nach und nach wieder ein und wurden von der Tante freundlichst empfangen. Da kamen zärtliche Mütter, gute junge Töchter, alte redliche Männer, Domherrn, Hofdamen, welche sich zurückgezogen hatten, pensionirte Offiziere mit ihren Neffen in der Fähnrichsuniform, Kaufleute, welche ihre Kapitalien in Gütern angelegt hatten, nach einander auf das Schloß und wurden bewirthet. Auch den Musen stand die gastliche Thür offen. Wenn irgend ein Geigenspieler oder Deklamator in der nächsten Stadt mit seiner Leistung verunglückt war, so pilgerte er zu seinem Troste nach dem gastfreyen Schlosse, dessen Ruf sich bald in der Gegend verbreitet hatte.

Solchergestalt zogen die Figuren der Welt in dem angenehmen Schimmer einer Laterna magica an Emiliens offnem Sinne vorüber. Das sonderbare Mädchen war einmal nicht geschaffen, aus Büchern und auf Befehl zu lernen; ihr Geist verlangte Anschauung, und faßte nur, was er von den Dingen sah und hörte. Sie, deren Flatterhaftigkeit in den Lehrvorträgen nicht zu bändigen war, horchte stundenlang zu, wenn der Kaufmann von seinen Reisen, der Krieger von seinen Abentheuern, die Hofdame von den Wundern der Hauptstadt erzählten. Dabey gerieth sie durchaus nicht in den Zustand der Zerstreuung; denn die Tante hatte durch ihren Verstand und durch ihre persönliche Würde eine große Ueberlegenheit, den Menschen gewöhnlichen Schlags gegenüber, die sich in diesen Mauern blicken ließen. Nie trat daher Unruhe oder Schwärmen ein, und die gesellschaftliche Freude drang über die Gränzen eines muntern, belebten Gesprächs nicht hinaus. Mit Klugheit verhinderte die Tante zahlreiche Zusammenkünfte, welche der Tod alles häuslichen Behagens sind. Das Schloß glich einem Kloster, jedem war vergönnt, an seiner Pforte zu klinken und bescheiden einzutreten, Niemand aber durfte hoffen, mit Gevatter Hinz und Kunz wie in einem Gasthofe zusammen zu treffen. Während nun so Emilie, von keiner übermächtigen Erscheinung bedrängt, aber von tausend kleinen belebenden Einflüssen angeregt, der schönsten Entwicklung zureifte, dachte die Tante, wenn ihr Blick über die Gegenwart hinausspähte, an die glückliche Zeit, wo das gebildete Fräulein Luciane hier erst den rechten Hof der Sitte und Geselligkeit gründen werde. Hie und da langten Briefe vom Baron an, die über den Zeitpunkt der Rückkehr entweder ganz schwiegen, oder denselben als sehr fern ankündigten. Die Lehrer sprachen viel von den sonderbaren Gewitterwolken am westlichen politischen Himmel, die gerade damals heraufzusteigen begannen. Diese Dinge waren, wie überall zu jener Zeit im Vaterlande, ein Gegenstand der Unterhaltung, und Niemand dachte an Unglück, welches sich dabey für Land, Handel und Hof ereignen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.

Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es war im Allgemeinen eine sonderbare, fahle Helligkeit über die Welt gekommen, die alle Höhen verflachte

Digitized by Google

Im einzigen Monat December werden jährlich hunderttausend Truthühner und 200,000 Lerchen verzehrt; kein Tag vergeht, wo nicht, trotz des Verbots der Kirche, Tausende von Kapaunen und Hühnern an den Spieß gesteckt werden; die Zahl der jährlich verzehrten Tauben und Hühner beläuft sich auf mehr als zwey Millionen.

Gleich interessant sind andere Kapitel dieser Statistik, z. B. das der Lotterie und der Spiele. Vom Jahr 1821 — 26 nahm allein die Pariser Lotterie die Summe von 162,275,361 Fr. ein, wovon 41,855,261 Fr. in den Schatz flossen. In den privilegirten Spielhäusern werden jährlich 11 Millionen verloren. Welch traurige Lehre enthalten diese Zahlen. — Ein Pariser Bürger bezahlt im Durchschnitt 103 Fr. Abgaben, während ein Bürger in den Departements blos 28 Fr. 24 Cent. bezahlt. Die Zeitungen der Hauptstadt bezahlen für den Stempel über 1,500,000 Fr. jährlich. — Die Briefpost befördert jeden Tag 30,000 Briefe, 25,000 gehen bey ihr ein. Das Maximum der täglichen Einnahme ist im Januar 17,000 Fr., das Minimum im September 15,000. Jährlich gehen 500,000 frankirte Briefe von Paris ab, zwey Fünftheile davon ins Ausland. — Die Pässe tragen gegen 100,000 Franken jährlich ein. 25,000 Pferde reichen kaum aus zur Bespannung von 15,000 Fuhrwerken, die sich beständig in den Straßen kreuzen; man zählt 115,000 bezahlte Dienstboten beyderley Geschlechts, die 40 Millionen Lohn erhalten. Die mittlere jährliche Ausgabe eines Pariserß beträgt 1,020 Franken 98 Cent. Geboren werden im Durchschnitt 28,396 Kinder, darunter 10,000 unehliche; es sterben 24,556 Menschen; 4,700 Kinder sterben im ersten Jahre. Unter den Selbstmördern zählt man etwa ein Drittheil mehr unverheirathete als verheirathete Personen; die gewöhnlichste Todesart ist das Ertränken. In Paris sind 680 Weiberkongregationen, im übrigen Frankreich 19,340; diese beyden Zahlen verhalten sich umgekehrt wie die beyderseitigen Abgaben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, November.

Frühe, als ob die Kürze des menschlichen Daseyns ihm Eile gebote, kündigt sich der Beruf zur Kunst schon vor der allseitigen Entwickelung der geistigen Fähigkeiten in der Seele des Kindes klar und kräftig an. Und dieses erste, vielbedeutende Flügelschlagen des heitern Genius zu vernehmen, ist für Jeden, der vor der hohen Lebensgöttin sich verehrend neigt, nicht nur hohe Freude und reiner Genuß, sondern zugleich ein theures und heiliges Unterpfand, daß das Edelste und Schönste, das die Menschheit aus der Tiefe ihres geistigen Wesens zum Bewußtseyn erhebt, in dem Drängen und Treiben der niedern, auf den Kreis der sinnlichen Bedürfnisse beschränkten Lebensthätigkeiten niemals entweiht werden, und von seiner ursprünglichen Kraft und Fülle, welche das Endliche mit dem Unendlichen auf ewige Weise vereint, verlieren könne; vielmehr in immer neuen Gestalten sich verjünge und in den wechselnden Formen eigenthümlicher Bildung den unerschöpflichen Reichthum seiner selbst offenbare. Darum ist es für den besseren und edlen Menschen — und ein solcher verehrt und liebt die Kunst — eben so rührend und erhebend, als bedeutsam und wichtig, in dem Kinde schon den hellen Anklang ächter Kunst zu vernehmen, und zu erkennen, wie das zarte Gemüth, von dem milden Hauche der Himmelstochter beseelt, Worte und Töne sucht und findet für das, wovon es, ihm selber noch unbegreiflich, bis in die leisesten Regungen hin sich ganz durchdrungen fühlt. Und wann und wo ein kunstsinniger Mensch solches vernommen und erkannt hat, so theile er es den Geistesverwandten mit zu theilnehmender Freude und als eine ernste Mahnung, nach Kräften zu fördern, was wahrhaft schön begonnen, und gebührend anzuerkennen, was würdig ist in sich selber. — Die Schwestern Emilie und Sophie Fleß, eilf und zwölf Jahre alt, gebürtig aus Karlsruhe, und der zehnjährige Adolph Gutmann aus Heidelberg haben vor Kurzem in dem Saale des hiesigen Museumsgebäudes ein Konzert auf dem Fortepiano unter vortrefflicher Begleitung mehrerer ausgezeichneten Mitglieder des Mannheimer Orchesters vor einer zahlreichen Versammlung gebildeter Kunstfreunde gegeben. Sie trugen Kompositionen von Weber, Paganini und Köhler mit einer Fertigkeit und Präcision, einer Kraft und Zartheit vor, welcher die gerechte und freudige Anerkennung des anwesenden Publikums zu Theil ward. Wie sehr auch die Leichtigkeit und Sicherheit zu rühmen ist, mit welcher die kleinen bescheidenen Mädchen selbst bedeutende Schwierigkeiten überwanden, so war ihnen doch der liebenswürdige Knabe an Reinheit des Anschlags, Festigkeit im Takte und vorzüglich an tiefem und lebendigem Gefühlsausdrucke überlegen. Unläugbar hat der zehnjährige Adolph Gutmann den Genius der edlen Tonkunst schon vollständiger und inniger erfaßt, und was ihm an Fertigkeit noch mangelt, dürfte er durch anhaltenden Fleiß und unermüdliche Uebung leichter ersetzen, als seine freundlichen Kunstgenossinnen das Erste, Wichtigste und Höchste, nämlich das in der Seele wunderbar ruhende Kunstgefühl selber, sich zu eigen machen werden. Dem kleinen, lieblichen Schwesterpaare ist ein unverkennbar großes Talent für die Musik gegeben; der Knabe aber ließ in seinen Leistungen die tieferen Regungen wahrer Genialität bestimmt und kräftig vernehmen. Wir machen das kunstliebende Publikum unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes auf diese junge Kunstgenossenschaft aufmerksam, damit es, wenn ihm die Gelegenheit sich darbietet, derselben Freude und derselben Erhebung theilhaftig werde, welche uns in jenem schönen Konzerte geworden sind. — Sehr idyllisch und ehrenwerth war es, daß die Herren Freund und Kühn vom Mannheimer Hoftheater das besprochene Konzert durch ihren meisterhaften Gesang verherrlichten. Auch hat eine Arie von C. M. v. Weber, welche Dem. Schneider (Tochter des königl. preußischen Kapellmeisters Schneider in Berlin) vorzutragen die Güte hatte, und in welcher die noch sehr jugendliche Künstlerin ein vielversprechendes, reiches Talent, so wie ein tüchtiges und glückliches Studium zeigte, uns schönen Genuß gewährt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

4.

Verzückung.

Meine Liebe trug ich nicht
In der Bruſt gezügelt,
Hat ſie mich doch gleich hinauf
Zu dem Licht beflügelt.

Erde bleibet weit zurück,
Ihre Form verſchwindet;
Ueber mir und unter mir
Liegt die Welt entzündet.

Unverwundet ſchweb' ich hin
Durch die lichten Flammen,
Was in mir geſchieden war,
Glühen ſie zuſammen.

Und das Trübe wechſelt ſchon
Helle Farbenſpiele; —
Selig ruh' ich in dem Arm
Ewiger Gefühle.

5.

Entſchwundenes Glück.

Wer will nach der Roſenzeit
Im blühenden Garten,
Wer will nach der Liebe Zeit
Noch was erwarten?

Ich habe die Roſe geſchaut
In ihrem Prangen;
Ich ſah der holden Braut
Roſige Wangen.

Da ſtiegen Götter herab
Auf duftigen Pfaden,
Ließen ſich auch herab,
Den Jüngling zu laden.

Ein ſchöner Morgentraum,
Ein flüchtig Leben,
Wie ſchnell am Wolkenſaum
Die Farben verſchweben!

Bald zog im Roſenſchein
Die Zeit vorüber; —
Denkt ihr noch, Götter, mein,
So nehmt mich hinüber!

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Der Baron führte indeſſen ein ganz verſchiedenes buntes Hof- und Reiſeleben. Dem Geſchäfte am Reichstage waren bedeutende Hinderniſſe entgegengeſezt worden, deren Hebung ſich nur hoffen ließ, wenn die einzelnen deutſchen Höfe, welche in dieſer Angelegenheit konkurrirten, perſönlich beſucht wurden. Er entſchloß ſich zu dieſen Reiſen, und war nach einander wohl in fünf bis ſechs Reſidenzen, ohne ſonderlichen Erfolg zu ſehen. Da jede Schwierigkeit ſeinen Eifer und das hartnäckige Intereſſe für eine unternommene Sache nur vermehrte, ſo widmete er ſich dem Auftrage jezt, wo andre ſich zurückgezogen hätten, um ſo gewiſſenhafter. Er verband ſich mit den einſichtsvollſten Rechtsgelehrten, trat den Kaiſer in Wien ſelbſt um die Sache an, und hatte nach drey mühevollen Jahren auch wirklich die Genugthuung, ſeinen Kommittenten die Anerkennung ihrer Forderung melden zu können. Freylich ſagte ihm ein ſtilles Bewußtſeyn, daß, wenn die Verfaſſung des Reichs noch in voller Kraft beſtände, Anſprüche einzelner Glieder, wie er ſie vertreten hatte, nie hätten durchgefochten werden können. Und ſo lehrte ihn das eigene Gewiſſen, was die Beobachtung andrer ihm laut genug während dieſer Zeit verkündet hatte: daß das deutſche Reich eigentlich ſchon aufgehört habe und den Leichen in manchen Gewölben gleiche, welche noch die vollkommene menſchliche Form zeigen, aber bey der leiſeſten Berührung in ein Häufchen Staub zerfallen. Ueberall hatte er mit Schauder geſehen, daß jeder Stand, vom größten bis zum kleinſten, nach einer unbedingten Freyheit ſtrebte und nur auf die erſte günſtige Gelegenheit *wartete, um* das morſche Band zwiſchen ſich und dem Oberhaupte zu zerreißen. Viele Geſpräche mit Vornehmen und Perſonen des Mittelſtandes überzeugten ihn, daß das Gewebe, welches Jahrhunderte lang gehalten hatte, jezt bis auf den Faden abgenuzt ſey. Das Ungewitter in Frankreich war immer drohender geworden, die Niedern richteten ſehnſuchtsvolle Blicke dahin und hofften im Stillen auf die Früchte des neuen Evangeliums, die Höhern wandten ſich mit ſchroffer Verachtung von der ungeheuren Erſcheinung ab und meynten: nun ſeyen Privilegien und Geburtsvorzüge erſt recht feſt zu halten, da ein raſender Pöbel beabſichtige, dieſe ſchönen Güter für ſich zu rauben. Der Baron gehörte zur leztern Parthie. Bis zu jenen Zeiten war er ein leidenſchaftlicher Vertheidiger der engliſchen und amerikaniſchen Freyheit geweſen. Nun aber fühlte er plözlich, daß er denn doch im Grunde des Herzens ein ächter und aufrichtiger Ariſtokrat geblieben ſey. Indeſſen war er es im edelſten Sinne. Sein Gewiſſen ſagte ihm, daß er Niemanden gedrückt, daß er das Seinige genoſſen, aber keines Andern Genuß geſtört habe. Ein Vater ſeiner Gutsunterthanen, empfand er einen unerträglichen Widerwillen bey dem Gedanken, daß dieſe patriarchaliſche Stellung auf wüſte Art, und ſelbſt zum Nachtheil derer, denen man helfen zu wollen ſchien, zerſtört werden ſollte. In einer gemiſchten Geſellſchaft, in welcher er ſich einſt befand, kamen die entgegengeſezten Grundſäze

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Hamilton, der Verfaſſer des vortrefflichen Romans Cyril Thornton, hat ſo eben unter dem Titel: Annals of the Peninsular Campaigns, in drey Bändchen eine vortreffliche Volksgeſchichte der vom Jahre 1808 bis 1814 in Spanien und Portugal gegen Frankreich geführten Kriege herausgegeben. Der Styl iſt klar, frey von unnöthiger Uebertreibung, die Begebenheiten ſind ſchnell und ohne Anhäufung von Einzelnheiten, jedoch umſtändlich genug erzählt, um dem Leſer einen klaren Begriff von dem Charakter jener Kriege und der darin auftretenden Völker und Hauptperſonen beyzubringen.

Der guten Volksbücher erſcheinen überhaupt bey uns gegenwärtig immer mehrere. Das eben erſchienene Bändchen der Family Library enthält unter dem Titel: Court and Camp of Napoleon, eine vortreffliche Skizze von den Umgebungen dieſes außerordentlichen Mannes, welche in den erſten, deſſen Lebenslauf enthaltenden Bändchen keinen Platz finden konnte. Bourienne's Memoiren ſind dabey, wie billig, fleißig zu Rathe gezogen.

So eben iſt auch das erſte Bändchen von der unter der Leitung Dr. Lardners angekündigten Cabinet Encyclopedia erſchienen. Es bildet den erſten Band einer Geſchichte von Schottland von Sir Walter Scott, und iſt ganz in dem bezaubernden Style des Verfaſſers geſchrieben. Sir James Mackintoſh ſchreibt die Geſchichte von England für dieſelbe Sammlung und, wie man verſichert, Thomas Moore die von Irland. Es iſt eine neue Erſcheinung in unſerer Literatur, daß ſich Männer vom höchſten literariſchen Rufe mit Werkchen der Art abgeben, und ſo zu ſagen ihren Geiſt in kleinen, unſcheinbaren Bächen ſtrömen laſſen; es muß dadurch weit mehr zur Belebung des Volksgeiſtes gewirkt werden, als durch größere Werke, welche, wie die großen Ströme, vielen Landesbewohnern oft in ihrem ganzen Leben nicht zu Geſichte kommen.

Das neueſte Stück der Library of useful Knowledge enthält eine Lebensbeſchreibung Galilei's, die zwar, wie immer, nach Styl und Inhalt für die Klaſſe, für welche das Werk beſtimmt iſt, zu hoch gehalten ſcheint, dagegen aber für den Mittelſtand ſehr lehrreich ſeyn wird, deſſen wiſſenſchaftliche Bildung leider hier, wie anderwärts, bis jezt nur zu ſehr verwahrloſt worden iſt.

The Library of entertaining Knowledge wird fortgeſezt und iſt in ihren naturhiſtoriſchen Mittheilungen eben ſo lehrreich, als unterhaltend.

Die Taſchenbücher, welche gleichfalls für Volksbücher gelten können, ſind zwar größtentheils nur der Unterhaltung gewidmet, dienen aber doch mit dabey, den Kunſtgeſchmack zu bilden. The Keepsake enthält eine von Sir Walter Scott in früheren Jahren geſchriebene dramatiſche Skizze, die freylich nichts Außerordentliches iſt, aber doch als ein Jugendverſuch eines großen Dichters Beachtung verdient. Der Gegenſtand iſt aus Veit Webers Sagen der Vorzeit entlehnt. Man hat es in einem unſerer kleineren Schauſpielhäuſer auf die Bühne gebracht, aber mit geringem Erfolg.

Ich habe ſchon oft erwähnt, daß durch mancherley Umſtände, beſonders aber durch die Vernachläſſigung der Modewelt, das hieſige Schauſpiel ganz in Verfall gerathen iſt. Um ſich nur einigermaßen zu halten, machen nun die Direktionen der beyden großen Schauſpielhäuſer ungeheure Anſtrengungen, beſonders überbieten ſie einander, um die ſogenannten Sterne, d. h. hochberühmte und beliebte Schauſpieler und Sänger beyderley Geſchlechts, zu feſſeln, welche troz der Mittelmäßigkeit der andern Mitſpielenden Parterre und Logen füllen ſollen. Gelingt dieß auch, ſo ſind die Koſten doch ſo groß, daß für den Unternehmer nichts übrig bleibt, welcher wegen der großen Konkurrenz entweder einen übermäßigen Pacht bezahlt, oder wenn ſich das Theater, wie Coventgarden, in den Händen der Eigenthümer befindet, durch Prozeſſe zu Grunde gerichtet wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bey den vielen kleineren Theatern, der zunehmenden Liebhaberey für Konzerte, dem Geldmangel u. ſ. w., kein Publikum da iſt, um die beyden großen Häuſer zugleich zu füllen, und ſo iſt jedes Jahr bald das eine, bald das andere, öfter aber beyde in üblen Umſtänden, und ein Unternehmer nach dem andern muß das Feld als Bankerotier räumen. So kamen die Unternehmer von Coventgarden am Schluſſe der lezten Season in ſolche Verlegenheit, daß Dekorationen und Garderobe verſteigert werden ſollten, und nur eine Subſcription der Theaterliebhaber, das Anerbieten der meiſten Schauſpieler, eine gewiſſe Anzahl Vorſtellungen umſonſt zu geben, beſonders aber die Nachſicht der Gläubiger dieſer Kataſtrophe vorbeugten. Dieſe Season nun ward Coventgarden unter der Leitung Karl Kembles, welcher in dieſem Hauſe ſein eigenes und das von ſeinem Bruder ererbte Vermögen eingebüßt, noch einmal eröffnet, und dießmal gelang es über alle Erwartung; denn während der Unternehmer von Drurylane ſeiner Truppe ihren wöchentlichen Gehalt nicht zu entrichten vermag und ſeine Bänke nur mit Freybillets füllt, iſt Coventgarden wenigſtens drey Abende in der Woche gedrängt voll, und ſoll wirklich Ueberſchuß abwerfen.

(Die Fortſezung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nro. 297:

Bart und Schnurrbart.

Räthſel.

Einſt ſchwebteſt du um jedes edle Haupt,
Du Hehre, bald in dunkeln Wolkenballen,
Bald ſah man dich in weißen Firnen ſtehn,
Bald als ein krauſer Gletſcher niederwallen.

O ſchöne Zeit, da unter deinem Schnee
So kühl und friedlich wohnten die Gedanken,
Wo biſt du hin? In ſeinem irren Sinn
Zwang dich der Menſch in immer engre Schranken;

Ja warf dich endlich frevelnd in den Staub,
Und vor des neigenden Jahrhunderts Sonnen
War alles Große, alles Edle ſchnell
Wie dein bedeutſam prächt'ger Schnee zerronnen.

Noch lebſt du zwar, doch bitter ärmlich Loos:
Was du im hohen Styl, im ungemeinen,
Es bergend, idealiſch dargeſtellt,
Das ſollſt Du jezt proſaiſch wirklich ſcheinen.

Einſt ſchritt man unter dir mit Selbſtgefühl,
Jezt treibt nur Nothdurft, dich ſich anzueignen;
Der ſchämt ſich dein, der hegt und pflegt dich nur,
Um dich mit frecher Stirne zu verläugnen.

F. B.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Doch Du bist eingefahren
Mit rüst'gem Knappenlauf',
Und aus den Tiefen klang es:
„Zum Licht! Glück auf! Glück auf!"

3.

Der Frühling ist erstanden!
In buntem Zauberkleid
Durchwandert er die Auen;
Jedwedes Herz wogt weit,

Wogt weit in heller Freude;
Das Auge blinkt und winkt,
Dieweil Dein zaub'risch Walten
Mild auf uns niedersinkt.

Und Blumen streust Du nieder;
Es tönet die Schalmey;
Von Schmerzen und von Klagen
Jedwedes Herz wird frey.

4.

Es klagt in mächt'gen Tönen
Ein düstrer Rittersmann,
Schaut nur im Trauerkleide
Berg', Au'n und Wälder an.

Es liegt die Welt so öde
Vor seinem dunkeln Blick;
Starrt trostlos in die Weite,
Sucht das verklungne Glück.

Da lacht er ob den Wehen,
Da lacht er ob dem Leid;
So steht er fest, ein Felsen,
In rüst'ger Männlichkeit.

Ach! wohl in tiefstem Grame
Lacht auf manch Menschenherz,
Und springt, wie lust'ge Buben,
Und überspringt den Schmerz.

So hast Du Schmerz und Freuden
Geleitet Hand an Hand,
So hast Du klagend und scherzend
Geführt in's Zauberland!

J. N. K — mm.

Der neue Pygmalion.

(Fortsetzung.)

„Da der Trieb zum Wissen bey Emilie nun einmal geweckt war," fuhr die Tante in ihrem Brief an den Baron fort, „so verlangte sie selbst, etwas von den Nachbarländern zu erfahren; ihr Geist betrat den Ocean und wurde in eine schrankenlose Ferne fortgerissen, bis ihr die fremden Welttheile als willkommene Haltpunkte entgegenstiegen, kurz, sie erlangte bald, wie auf einem großen Spaziergange, hinreichende geographische Kenntnisse. In der Geschichte war der Unterricht ähnlicher Art. Der Lehrer fragte sie nach ihrem Vater und seinen Lebensumständen, davon wußte sie Bericht zu erstatten; nun sollte sie von ihrem Großvater erzählen, da ging es ihr, wie allen Personen ihrer Herkunft, sie hatte kaum etwas von dem Manne gehört. Der kluge Lehrer ließ das Hausbuch des alten Konrad holen, in welchem die kleinen Begebenheiten dieses guten Mannes und seiner Vorfahren mehrere Geschlechtsfolgen hindurch aufgeschrieben waren, und las es mit Emilien durch. Sie fand viel Vergnügen daran. Ihr Großvater war Büchsenspanner bey einem benachbarten Fürsten gewesen, und hatte im Gefolge seines Herrn dieses und jenes allgemein interessante Ereigniß mit angesehen. Durch solche Beziehungen erhielt die Hausgeschichte eine Richtung gegen die allgemeine, die der Lehrer sehr geschickt zu benutzen wußte, um Emilien nach und nach in immer größere historische Kreise zu locken. Die Methode glückte vollkommen, und ich versichere Dich, daß das Mädchen jezt von jeder einigermaßen bedeutenden Thatsache in der deutschen Geschichte Rede und Antwort zu geben weiß. Auch die ruhmvollen Handlungen der Alten sind ihr nicht fremd geblieben. Er schien unsre Natur durchaus zu kennen, dieser Lehrer. Er wußte, daß Frauen sich nur mit demjenigen fruchtbar beschäftigen, was eine Beziehung auf das Gemüth hat, oder in irgend einem Zusammenhange mit ihrer nächsten, täglichen Umgebung steht. Er pflegte zu sagen: daß der Mann vom Wissen zur Erfahrung, die Frau hingegen von der Erfahrung zum Wissen fortschreite. Ich mußte ihm ganz vertrauen; darum ließ ich ihn gewähren, auch wenn ich ihn nicht begriff; so z. B. in dem Religionsunterrichte. Ich glaubte, daß er diesen ebenfalls leicht und faßlich einrichten würde, er befolgte aber hier einen entgegengesezten Weg; denn er erzählte Emilien die biblische Geschichte ohne die mindeste Erklärung der Wunder, und ließ sie Vers für Vers, Spruch für Spruch, im eigentlichen Sinne des Worts, auswendig lernen. Als ich mich darüber erstaunt zeigte, sagte er: „Freyheit und Beschränkung im rechten Gleichmaß ist die höchste Bestimmung des Menschen. Zu jener führt das Wissen, zu dieser die Religion. Alles andere soll dem Menschen leicht und deutlich werden, sie allein muß schwer und ein Geheimniß bleiben. Der Erfolg hat seine Weisheit bestätigt. Emilie ist fromm geworden, ohne zu frömmeln, und jene geheimnißvollen Sprüche und Verse haben der Heiterkeit ihrer Seele keinen Eintrag gethan. Sie ist ein außerordentliches Geschöpf, und ich bedaure oft die Niedrigkeit ihrer Geburt, welche ihr den Eintritt in die höheren Kreise des Lebens versagt; denn sie würde auch

Digitized by Google

an manchen Orten Deutschlands gegen diese thierische Thier begt. Wie lang ein Esel bey guter Pflege brauchbar ist, beurkundet der alte Esel des Hrn. Rob. Lill zu Tattersball, der 36 Jahre alt ist und täglich seine guten und treuen Dienste leistet.

Zu Glentham, Lincolnshire (wo der größte bisher bekannte Ochs erzogen wurde), lebt gegenwärtig eine Gans, die nun bereits über 100 Jahre alt ist.

Galignani.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Die Gunst des Publikums hat sich dem Coventgarden-Theater fast ausschließlich zugewandt. Was aber besonders an jenen drey Abenden das Haus so sehr füllt, ist das Auftreten der Mlle Fanny Kemble, Tochter Karl Kemble's, an denselben, die jetzt zwar nur in einer Rolle, nämlich der der Julia in

Jefferson, welche manches neue Licht auf die Begebenheiten der amerikanischen Revolution werfen, und Memoirs of Simon Bolivar von General Holstein, weiland Chef des Stabes des Präsidenten. In welchem Geiste das letztere Werk geschrieben ist, läßt sich aus folgender Stelle entnehmen: „Alles, was sich von Bolivars Patriotismus mit Wahrheit und Unparteylichkeit sagen läßt, ist, daß er vom Jahre 1813 an ein eifriger, feuriger Patriot war, weil er vom 6. Januar jenes Jahres an bis auf den heutigen Tag (Juli 1828) fortwährend entweder die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt in sich vereinigt, oder wenigstens, nebst der vollziehenden Gewalt, die Leitung aller bürgerlichen und Kriegsangelegenheiten in Händen gehabt hat, da der Kongreß von Columbia und von Peru sich den Wünschen seines Präsidenten, Befreyers oder Beschützers immer aufs Vollkommenste gefügt hat." Diese Memoires enthalten indessen doch sehr viel Neues und Wissenswerthes nicht allein über Bolivarn, sondern über die ganze Geschichte des Freyheitkampfes in Columbia und Peru.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

deren mächtige Großartigkeit die Zartheit einer Ophelia Lügen ſtraft; es gibt kleine rundliche Figuren, denen man es auf keine Weiſe glauben wird, daß ſie Thekla oder Iphigenie ſind. Eben ſo gibt es Mängel in der Ausſprache, ja oft nur Stimmorgane, die alle Erhabenheit der Tragödie in hausbackene Natürlichkeit verwandeln; andere, die es nie zur Geläufigkeit der geſelligen Rede bringen, und deren Zunge man eine hochtrabende nennen könnte, wenn ſie ſich nicht ſtets im breit gedehnten Schritte langſam bewegte. — Ehmals hatten Schauſpieler und Schauſpielerinnen beſtimmte Fächer, aus denen herauszutreten ihnen nicht beyfiel. Die Franzoſen (was man lange nicht glauben wollte), überall pedantiſcher als die Deutſchen, hielten mit übertriebener Strenge auf dieſe Beſchränkung, und ſind jezt — bey der ſogenannten romantiſchen Richtung ihrer Bühne — genöthigt, in etwas davon nachzulaſſen. Bey uns, die wir das entgegengeſezte Aeußerſte, die Grenzen einer totalen Verflüchtigung erreicht haben, ſollte von neuem eine heilſame Beſchränkung auf beſtimmte Fächer eingeführt werden. Sie kann auf eine doppelte Weiſe zu Stande kommen: einmal von Seiten der beſſeren, tonangebenden Schauſpieler ſelbſt; und dieſe Selbſtbeſchränkung wäre freylich die ſchönſte, wenn ihr nur nicht zwey ſo mächtige Hinderniſſe entgegenſtänden, als da ſind: das allen Menſchen ſo ſchwere nosce te ipsum, und jene beſondere Eitelkeit, die noch kein Künſtler ganz beſiegte. Andern Theils aber ſollte die Schauſpielerſchule ..... ja aber beſitzen wir denn eine ſolche? In einigen unſerer großen Städte, heißt es, ſollen dergleichen exiſtiren; ich will es recht gerne glauben, obgleich mir nichts näheres davon bekannt wurde; wohl aber weiß ich, daß für Erziehung und Ausbildung nationaler Schauſpieler in Petersburg eine Schule beſteht, wo Knaben und Mädchen eigens für dieſen Kunſtberuf erzogen werden. Was nun in unſerem ſonſt ſo gerne nachahmenden Deutſchland geſchehen wird: ob es zuerſt eine eben ſolche Schule gründen, oder zuvor einem andern dortigen Beyſpiele folgen, nämlich Geſetze geben wird, die den dramatiſchen Dichter vor hergebrachter Beraubung ſeiner handſchriftlichen Werke ſchützen, und ihm einen verhältnißmäßigen Ertrag ſeiner Arbeit ſichern, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Indeß hätten bis dahin unſere nahmhaften Künſtler und Künſtlerinnen vollkommen Zeit, ſich der Erziehung junger Talente anzunehmen. Die franzöſiſchen Heroen und Heroinen der Bühne haben von jeher in dieſer edeln Beſchäftigung eine ſtolze Genugthuung gefunden, und haben ſo in dieſer tranſitoriſchen und, wie der Dichter ſagt, an der Gegenwart verübergehenden Kunſt ein wenigſtens negativ Beſtehendes und Bleibendes gegründet: gewiſſe Mißſtände, gewiſſe Mängel werden auf der franzöſiſchen Scene nicht geduldet; ſie würden Auge und Ohr auch des lezten im Volke beleidigen. Da nun unſere jungen Autodidakten gerade von dieſen negativen Kunſtgeſetzen am allerwenigſten wiſſen, ſo ſollten unſere älteren nahmhaften Mimen ſich der Bildung junger Talente unterziehen, eine Aufgabe, die ihnen heut zu Tage, wo von Seiten der all- und einzigbegünſtigten Oper dem Schauſpiele der langſame Tod der Auszehrung droht, zur ganz beſondern Pflicht wird. Was in dieſer Art von wohlwollenden Meiſtern hin und wieder geſchieht, iſt keineswegs genugthuend. Sich eines jungen Schauſpielers anzunehmen, der bereits die Bühne betreten, ſich irgend ein unverſtandenes, verführeriſches Muſter gewählt hat und bereits auf Abwege gerathen iſt, wird ſchwerlich belohnend ſeyn. Von Jugend auf muß die theatraliſche Erziehung und, je nach beſtimmter Individualität, zu einem beſtimmten Fache begonnen werden. Wie dieſes geſchehen ſoll, wird in der nächſten Rubrik wenigſtens angedeutet werden.

(Beſchluß des vierten Artikels.)

Der neue Pygmalion.

(Fortſezung.)

Die ganze Schaar der Landleute begann jezt ein geiſtliches Lied, und der Baron fühlte ſich bey dieſen frommen Tönen aus der wüſten, albernen und fürchterlichen Welt, woher er kam, wie auf eine ſtille Inſel gerettet. Der Geſang war beendet, die Menſchen theilten ſich und bildeten zwey Reihen, durch welche unſer Freund, ſeine bekränzte Schöne gleich einer Braut an der Hand führend, ſchritt. Von beyden Seiten wurden die Hüte emporgeworfen, und Jubelgeſchrey erfüllte die Luft. Der Baron dankte rechts und links, und kam zur Ehrenpforte, an welcher ihn der Schulmeiſter mit einer feurigen und überaus langen Rede bewillkommte. Ein junges Bauernweib rief halblaut: „Was für ein ſchmuckes Paar!“ Er ſah ſich heiter nach der Frau um und beſchloß, an ſeinem Hochzeittage ſie mit einer anſehnlichen Gabe zu bedenken. Vor dem Schloſſe fragte er Emilien nach ihrem Vater. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen; leiſe verſezte ſie: „er iſt todt.“ Sie lächelte durch die Thränen und ſagte: „Auch ſeinen Sterbetag hat er ſich an den Knöpfen abgezählt.“ Werner tröſtete die ſchöne Traurige; er that einen tiefen Athemzug, als fiele ihm ein Stein von der Bruſt. „Weinen Sie nicht, Emilie!“ rief er aus; „weinen Sie, aber der Schmerz erzeuge Ihre Thränen, nicht die Sorge. Sie ſind bey mir wohl aufgehoben.“ — „Gewiß,“ erwiederte ſie und blickte ihn mit den großen Augen ruhig an, daß er meynte, er ſähe in den Himmel und ſeine tiefe unendliche Bläue. Sie nahm den Kranz ab und ſagte: „Nun begrüßen Sie die gnädige Frau, ich will den Kranz in dem Eckzimmer aufhängen.“ Er ging zur Tante. Das Wiederſehen war ſehr herzlich. Er

Digitized by Google

Die intereſſanteſte Parthey von beyden iſt unſtreitig die romantiſche, nicht als ob ſie die weiſeſte wäre, im Gegentheil fällt ſie in manche Uebertreibung, die denn auch in Paris, wo man gern ſcherzt, nimmer ihre ergötzliche Wirkung verfehlt, ſondern weil ſie am meiſten und thätigſten ihre Geiſteskräfte aufbietet, um genialiſche Werke hervorzubringen und das Gebiet der franzöſiſchen Literatur zu erweitern. So viel Streben und Verſuchen wird gewiß etwas Merkwürdiges hervorbringen und der franzöſiſchen Dichtkunſt eine neue Richtung geben. Die Klaſſiker fragen immer: wo ſind denn die neuen Götzen, die wir anbeten ſollen, nachdem wir unſere Götter dem Befehl nach verbrannt haben? Darauf erwiedern die Romantiker: behaltet, ihr Herren, die Götter, die ihr anbetet und von denen auch wir manche anbeten, obſchon ihr das Gegentheil behauptet; nur haltet uns nicht ab, auch Anderes zu verehren und nachzuahmen, wenn es ſchön iſt. Das Genie hat mehr als einen Weg, um zum Ruhme zu gelangen; geht ihr den eurigen; wir wollen einen noch wenig betretenen verſuchen; vielleicht wird er auch eurer Parthey einmal reizend vorkommen. So lange die romantiſche Parthey oder Sekte nicht mehr anerkannt wird, muß ſie wie ein verfolgtes und verſpottetes Häuflein feſt zuſammenhalten; ſie hat ihre beſondern Zuſammenkünfte und Geſellſchaften, wie auch ihre Journale und Verleger. Eine ächt romantiſche Pariſer Geſellſchaft finde ich in einer Provinzialzeitſchrift, dem zu Nantes erſcheinenden Lycée armoricain, geſchildert. Ich will die Schilderung abgekürzt hier geben, und nur noch zuvor bemerken, daß Hr. Nodier, bey dem ſich die romantiſche Geſellſchaft beyſammenfindet, einer der älteſten Romantiker in Frankreich iſt, daß er ſich durch einige Arbeiten für Ultrablätter bey der Oſturantenparthey in Anſehen geſetzt und dadurch eine Bibliothekarſtelle an der Bibliothek de Monſieur (der ſogenannten Arſenalsbibliothek) erlangt hat. Daß er ziemliche bibliographiſche Kenntniſſe beſitzt, hat er vor einiger Zeit durch ein intereſſantes Werk über ſeltene Bücher beurkundet. Die Bibliothekgeſchäfte rauben ihm aber nicht viel Zeit, denn die Bibliothek de Monſieur iſt mit einer Menge von Ober- und Unterbibliothekaren verſehen, wovon mehrere es ſich ſehr bequem machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, December.

(Beſchluß.)

Das eben erſchienene neunte Stück des Foreign Quarterly Review enthält einen Aufſatz über die griechiſchen Angelegenheiten, welcher allen bisher gehegten Zweifeln und Muthmaßungen hinſichtlich der Inſtruktionen des Admirals Codrington, ob ſie ihn zur Schlacht mit der türkiſch-egyptiſchen Flotte rechtfertigten oder nicht, ein Ende macht. Codrington hatte, wie weltbekannt iſt, Befehl erhalten, alle Sendungen der Türken von Truppen oder Kriegsvorräthen nach Morea, Kandia u. ſ. w., kommen ſie nun von den Dardanellen, Egypten oder der Barbarey, zu verhindern, und Griechen und Türken auf dem Meere nicht handgemein werden zu laſſen. Ehe aber noch ſeine Flotte ſtark genug war, um es zu hindern, hatte Mehmed Ali eine bedeutende Flotte mit Hülfstruppen in den Hafen von Navarin zu werfen gewußt. Codrington ſah nun wohl ein, daß, wenn er dieſer Flotte geſtatten müſſe, ungehindert von einem Hafen Morea's nach dem andern zu ſegeln, der Untergang der Bewohner der Halbinſel unvermeidlich ſey; aber ſeine Inſtruktionen ſagten hierüber nichts, und er wandte ſich ſogleich nach England ſowohl, als an den brittiſchen Geſandten zu Konſtantinopel um Verhaltungsbefehle. Ehe er noch von der Admiralität eine Antwort erhalten konnte, die aber am Ende mit der des Geſandten auf Eins hinauslief, erhielt er von dieſem das Protokoll einer am 4. September in der türkiſchen Hauptſtadt ſtattgefundenen Konferenz, worin entſchieden worden, die Admirale ſollen den von den Türken verweigerten Waffenſtillſtand erzwingen, denſelben durchaus keine Zufuhr geſtatten, den griechiſchen Kontinent nebſt den nahen Inſeln (welche alle genannt waren) gegen die Angriffe der Türken ſchützen, ja ſie ſollen die Griechen auffordern, ihnen die Häfen blokiren zu helfen, worin die Türken ſich hielten. Auf der andern Seite ſollen ſie denjenigen türkiſchen oder egyptiſchen Kriegsſchiffen oder Transporten, welche, allen Feindſeligkeiten entſagend, nach Konſtantinopel oder Egypten zurückzukehren wünſchten, ſicheres Geleit geben, während die, welche hartnäckig an den Häfen von Modon und Navarin blieben, nebſt den Feſtungen, ſich allen Gefahren eines Krieges ausſetzen müßten. In Folge dieſer Inſtruktion machten der engliſche und franzöſiſche Admiral mit Ibrahim den feyerlichen, obgleich nur mündlichen Vertrag, daß derſelbe die auf weiteren Befehl von ſeinem Vater oder der Pforte alle Feindſeligkeiten einſtellen und keinen Theil ſeiner Flotte aus dem Hafen gehen laſſen wolle; und da der rohe Türke, ſeinem Worte untreu, mit dem größten Theil ſeiner Flotte nach Patras ſegeln wollte, trieb ihn Codrington nach Navarin zurück und feuerte ſogar auf deſſen Schiffe, bis ſie ihre Flagge zeigten. Hätten die Türken die Schüſſe erwiedert, ſo hätte es damals ſchon zur Schlacht kommen müſſen, welche aber wahrſcheinlich für die Engländer unglücklich ausgefallen ſeyn würde, da ſie nur mit drey Schiffen zur Stelle waren. Da ſich aber Ibrahim ohne Widerſtand fügte, ſo glaubten die drey Admirale, als ſie ihre Flotten vereinigt hatten, ohne Gefahr, daß es zu einer Schlacht kommen würde, in den Hafen von Navarin ſegeln zu können, um Ibrahim, deſſen unmenſchliches Verfahren in Morea ihr Gefühl empören mußte, wenn ſie es auch ihren Inſtruktionen gemäß hätten zugeben dürfen, den Vorſchlag zu machen, er ſolle Morea räumen und unter ihrem Schutze ſeine Flotte und Armee zurückführen. Das Weitere iſt bekannt; doch wird hier meines Wiſſens zum erſtenmale öffentlich erwähnt, daß die angegebene Urſache der Zurückberufung unſeres Admirals nicht die „unglückliche“ Schlacht, ſondern der Umſtand war, daß er Ibrahim nicht daran verhindert, Griechen in die Sklaverey zu führen, wozu, allem Anſcheine nach, keiner von den Admiralen in ſeinen Inſtruktionen befugt war. — Der Aufſatz theilt noch mehrere andere bisher geheim gehaltene Dokumente mit. Da aber die Wiederholung derſelben an dieſer Stelle mich zu ſehr ins Gebiet der Politik führen würde, ſo muß ich die Leſer auf die Zeitſchrift ſelbſt verweiſen, die auch ſonſt noch mehrere vortreffliche Aufſätze enthält; unter andern eine Kritik von Lidières Wallenſtein, der eine intereſſante Analyſe von Schillers Wallenſteins Lager mit ſehr gelungenen Ueberſetzungen vorausgeſchickt iſt; ferner einen Aufſatz über Heerens Ideen über Politik u. ſ. w. der alten Welt.

Unter den kürzlich erſchienenen Reiſebeſchreibungen verdient die Reiſe des Lieutenants Hardy ins Innere von Mexiko die meiſte Beachtung. Dieſer Offizier reiſte für eine der tollen Geſellſchaften, welche das Jahr 1825 ſo merkwürdig gemacht haben, nach dem Norden von Mexiko, um in dem Golf von Californien Perlen zu fiſchen und ſich nach den Bergwerken in jenen Gegenden zu erkundigen. Hardy iſt weder ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, noch ein ſonderlicher Menſchenkenner; aber ſeine Nachrichten von der Perlenfiſcherey ſind merkwürdig, und ich werde in meinem Nächſten darauf zurückkommen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

denke, Emilie, sey Dir Bürgschaft dafür, daß ich immer Dich denken werde. Der erste Moment unsres Wiedersehens hat mein Schicksal unabänderlich entschieden und mich Dir ganz zu eigen gegeben. Laß mich in Deinen Armen Ruhe, Trost, Frieden, Glück finden! Sey die Meinige, wie ich der Deinige bin!“ Er überlas den Brief, der ihm nicht besonders gefiel. Alles sollte noch feuriger, noch energischer seyn. Am Ende aber fühlte er, daß keine Feder dem Herzen genugthun kann; er siegelte das Papier zu und warf sich angekleidet auf das Sopha, wo er nach langem Wachen endlich einen kurzen, unruhigen Schlummer fand.

Emilie beruft am Morgen die Frau, welche den Todten die lezten Kleider anlegt, und gebietet ihr das traurige Geschäft. Erschöpft, ausgeweint, begiebt sie sich nach ihrem Stübchen, um zu schlafen. Eben als sie sich niederlegen will, fällt ihr Blick auf die Kommode, sie gewahrt ein versiegeltes Papier. Neugierig nimmt sie es in die Hand; die Adresse ist an sie. Sie öffnet, und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die Zeilen des Barons überlesen hatte? Um sich nur einigermaßen zu sammeln, tritt sie an das Fenster. Draußen steht noch die Ehrenpforte von gestern mit ihren im Winde wehenden Schildern und Bändern, die Blumen liegen noch am Boden, welche die Mädchen gestreut haben. Die Todtenfrau kommt und fragt, wann die Leiche in den Sarg gelegt werden solle? und in der Hand hält sie den kühnen Liebesantrag eines, nach den Andeutungen der Verstorbenen zu schließen, Halbverlobten. Diese Gegensätze sind zu schroff; der armen Emilie schwankt das Haupt.

In solchen Fällen kommen dem durch das Leben geängsteten Menschen die Gräber wie Asyle und die Todten wie Heilige vor. Emilie flüchtet in das Sterbezimmer, wo sie sich, den Kopf in die Hände gestüzt, niedersezt. Sie ahnet, daß es nun mit ihrem Schicksale Ernst werde, und bittet Gott, ihr Kraft zu verleihen. In jener Stellung findet sie der Baron. Mechanisch hält sie noch immer den Brief in der Hand. Er nähert sich ihr lebhaft und ruft: „Geliebte Seele, hast Du entschieden?“ Sie hebt ihren Kopf empor und versezt: „Ja,“ indem sie unsern Freund mit einem durchdringenden Blicke ansieht. Er deutet diese Antwort zu seinen Gunsten und will sie entzückt umarmen. Aber ernst, wie die Nemesis, sagt das Mädchen: „St! Sie wecken diese Todte auf. Lassen Sie uns vom Begräbniß reden; das wird denn doch wohl jezt vor der Hand das Nöthigste seyn.“ Er gerieth in Verlegenheit, er wußte dieses Benehmen nicht zu deuten. War sie nur überrascht? oder stand die Sache schlimmer? Dieser Tag verging, der folgende dazu, Emilie war oder schien ruhig zu seyn. Welche Höllenstunden für Werner! Nach der Beysetzung traf er mit ihr in den Zimmern, welche die Tante bewohnt hatte, zusammen. Sie trug mehrere von ihren Sachen auf dem Arme und wollte sich damit nach ihrem Gemache begeben. Werner hielt sie auf. „Bin ich nicht einmal einer Antwort werth?“ rief er leidenschaftlich. „Was haben Sie mir auf meinen Brief zu sagen?“ — „Daß ich Sie nicht liebe,“ versezte das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen. „Wie ist das? Was wollten Sie *mit* mir? *Von* mir? Warum haben Sie mich erziehen lassen? Spotten Sie über ein armes Mädchen? Sie kennen mich nicht; glauben Sie, daß zwölf in Lärm und Verwirrung hingegangene Stunden genügen, eines Menschen Sinn zu ergründen?“ Der Baron war ganz vernichtet in einen Stuhl gesunken. Emilie fuhr mit milderem Tone fort: „Lassen Sie uns friedlich scheiden! Ihnen den Kummer, mir ein ängstliches Leben zu ersparen, muß ich aus Ihrem Schlosse fort: Sie sehen ein, daß wir unter solchen Verhältnissen hier nicht zufrieden mit einander wohnen können. Ich will diese Sachen zu meinen übrigen packen; Sie geben mir wohl eine Fuhre bis zur Stadt?“ Er sprang auf und sagte: „Alles andere, nur dieses nicht! Ich müßte verzweifeln, wenn ich mir dächte, daß meine Leidenschaft Ihnen die sichere Stätte genommen, Sie heimathlos in die Welt hinaus getrieben hätte. Ersinnen Sie, was angemessen ist; *ich will alles* eingehen, nur strafen Sie mich nicht durch Ihre Flucht!“ „Wir sind in einer sonderbaren Lage,“ erwiederte Emilie. „Niemand fühlt es mehr, als ich, *wie undankbar es* wäre, wenn ich Sie jezt verließe. Sie haben an mir gethan, was ich Ihnen nie vergelten kann; das Warum darf mich nicht kümmern; meine Pflicht ist, Ihnen Zeitlebens zu dienen. Sie werden mich bey sich zurückhalten, wenn Sie eine Bedingung erfüllen, die unerläßlich ist.“ — „Welche?“ — „Sie geben mir Ihr männliches Ehrenwort, daß Sie nie etwas anderes in mir sehen wollen, als ihre Dienerin, Wirthschafterin — Freundin, wenn ich dieses Namens Ihnen würdig erscheine.“ — „Ist das Herz nicht wandelbar? Sind Sie Ihrer Gleichgültigkeit denn für ewige Zeiten gewiß?“ fragte Werner seufzend. — „Also muß ich doch in die weite Welt!“ — rief Emilie schmerzlich. „Nein!“ versezte Werner; er reichte ihr seine Hand und sprach: „Empfangen Sie hiemit das Wort, welches Sie von mir verlangten.“

(Die Fortsezung folgt.)

Etwas über den Einfluß der Civilisation auf physische Beschaffenheit.

Wenn die kleinen Kinder in unsern Tagen, wenigstens nicht mehr allgemein, eingewickelt und eingeschnürt werden, so haben sie es den Vorstellungen der Philosophen zu danken. Zwar hatten die Aerzte schon lange zuvor dawider geeifert; ihre Stimme war aber, obgleich sie die ein-

Digitized by Google

mich zu und empfing mich [illegible]
ich mich in Paris etwas abgewöhnt hatte. Er faßte mich bey
der Hand und stellte mich seiner Familie vor. Ich sah nun
den „schönen schwarzäugigen Engel,“ den ich schon aus den
Dichtungen der Mad. Tastu kannte, und welche mir eine der
lustigen und übersinnlichen Gestalten zu realisiren schien, die
ich so oft in den Gedichten des Vaters bewundert hatte. Ich
blieb in stummer Betrachtung stehen und ward nur durch die
Stimme meines Wirthes, welcher mir die eintretenden Perso-
nen nannte, aus meiner Träumerey gerissen. Es war die
ganze junge Literaturwelt da, die sich „weiß und schön, wie
geheimnißvolle Blumen auf alten Gräbern,“ über die Trüm-
mer unserer Revolution emporgehoben hat. Ich hörte mit
Bewunderung alle diese mir schon bekannten Namen; mit
kindischer Neugier betrachtete ich die Männer, deren Verse
ich so oft gelesen, und in jedwedes Zügen suchte ich etwas von
der idealen Physiognomie, die meine Phantasie ihnen zuge-
theilt hatte. Ich unbekannter und grober Bretagner stand da
mitten unter einer Welt von Genie, Ruhm und Poesie, und
betrachtete mit trunkener Freude solch ein ungewöhnliches
Schauspiel. Aus einer Ecke des Saals, wohin ich mich zu-
rückgezogen hatte, konnte ich frey meine Blicke umherschwei-
fen lassen. Sie blieben auf einer Gruppe vor mir haften.
Im Hintergrunde unter einem nachlässig aufgeschürzten Vor-
hange saß ein rothwangiger Jüngling, neben ihm eine junge
Frau, in der vollen Schönheit der ersten Ehejahre; zwischen
ihnen ein bildschönes Kind, das seinen Blondkopf unter den
Armen seiner Mutter versteckte. Es war, als ob ich eine
der reizenden Malereyen Deverias sähe, wo Licht, glän-

Ma pensée avec joie autour d'elle s'arrête:
Hélas! quoique ces tems soient déjà loin de nous,
J'en aime et l'allegresse et les details si doux;
J'étais enfant alors, bien enfant: la tristesse
N'effleurait point encor ma rieuse jeunesse
Et de mes neuf printemps, plein d'espoir et de fleurs,
Le cercle avait fini sans me couter de pleurs;
Et ce fut, je l'ai dit, une heureuse journee.
Belle, mais passagère, et trop vite éloignee,
Et regrettée encore entre tous ces instants,
Que l'avenir rappelle, et qu'on pleure long temps.
La nuit se déploya molle et délicieuse,
La nuit qui ramenait la danse gracieuse.
Et les blanches lueurs des flambeaux *rallumés*
Éclairèrent bientôt les yeux accoutumés.
C'est alors qu'on en vint à cette walse douce
Que le coeur incertain applaudit et répousse.
Et j'apperçus alors (il me semble la voir)
Une jeune inconnue aux traits blancs, à l'oeil noir,
Et sous les plis légers de sa parure noire,
Dérobant a demi son front d'un pale ivoire.
Hélas! et je disais, la voyant s'avancer:
Avec un oeil si doux, comment peut on walser!
Et cependant mon coeur palpitait de sa joie,
Car elle me toucha de sa robe de soie.
Et j'avais cru la voir sourire, et par hasard,
Son oeil timide avait rencontré mon regard.
Mais comment pouvait elle en ces douces journées
[illegible] enfant qui comptait neuf années?

Digitized by Google

Gänge ſeines Parks, in die Schatten ſeiner Forſten, und die Bäume hörten manche rührende Jünglingsklage von dem ernſten, gereiften Mann. Indeſſen gehörte er zu denjenigen, welche, wenn es darauf ankommt, ſich bewundernswürdig zuſammennehmen können. Er erwog, ſobald der erſte Schreck und Schmerz vorüber war, ſein ganzes Verhältniß. Ziemte es ihm, in der Mitte eines wohlbeſchäftigten Lebens, den Siegwart zu machen? Ein gerechtes Selbſtgefühl erwachte in ihm, die Kräfte ſeiner von wollüſtelnder Empfindſamkeit nicht unterhölten Natur meldeten ſich und gaben ihm Haltung; er fühlte ſich bald nach außen hin vollkommen gerüſtet. Sein Benehmen gegen Emilien wurde ruhig, gleichförmig, kalt, wenn man will. So verfloſſen einige Monate dem ſeltſam zuſammengerückten und auseinandergehaltenen Paare. Er hatte einen Plan mit Eifer wieder aufgenommen, der ihm ſchon ſeit lange theuer geweſen war. Was viel ſpäter an andern Orten geſchah, das beabſichtigte er jezt ſchon in ſeinem Kreiſe wirklich zu machen. Die Reſte der Leibeigenſchaft ließ er ſtillſchweigend abkommen, indem er nichts derartiges mehr forderte; wegen der übrigen Laſten arbeitete er mit dem Gerichtshalter ein Regulativ aus, nach welchem dieſelben zu Gunſten der Leute, und ohne gar zu großen Schaden für die Herrſchaft, allmählig verſchwinden ſollten. Wenn ihn etwas aufzuheitern vermochte, ſo war es die Hoffnung, daß ſein Nachfolger unter lauter freyen Menſchen wohnen werde. Er dachte mit einer Art von Freude an ſeinen Tod, und ſah ſich für den Haushofmeiſter an, der in fremdem Namen verwaltet. Das ſagte er einſt Emilien. „Ach,“ fragte ſie mitleidig, „wollen Sie denn nicht ſelbſt noch glücklich werden? Sie haben ja Alles, was der Menſch bedarf.“ — „Und wer ſagt Ihnen, Emilie,“ verſezte Werner mit Feſtigkeit, „daß ich mich unglücklich fühle, wenn ich an den Genuß anderer denke, die nach mir kommen werden?“ Sie ging, betroffen, und ſann dem Schickſale ihres Herrn und Freundes nach. „Was kann ich doch dafür,“ ſagte ſie unſchuldig, „daß ich ihn nicht geliebt habe?“ Es war ihr traurig zu Muthe, ſie wußte nicht warum. Schon lange hatte ſie das kalte, ſtille Weſen des Barons geängſtigt, ſie war in eine Unruhe gerathen, die mit ihrem früheren Gleichmuthe ſonderbar genug kontraſtirte. Sie fragte ſonſt nicht leicht nach etwas, das in ihr Departement gehörte, weil ſie darin ſelbſt ſo ziemlich feſt war. Jezt ſchien es, als ob ihre Kenntniſſe in manchen Dingen gelitten hätten; häufig kam ſie zu dem Baron und trug ihm Zweifel vor, die ziemlich gemacht ausſahen. Er ſcheint mit mir unzufrieden zu ſeyn; ich muß mich ſicherſtellen und in Allem ſeinen ausdrücklichen Willen treffen, dachte ſie für ſich. Hatte ſie den Speiſeſaal verlaſſen, wo der Baron nach der Tafel noch einige Zeit zu verweilen pflegte, ſo war meiſtens ein Schlüſſel, oder ein Tuch, oder ſonſt Etwas von ihr dort liegen geblieben, und das arme Mädchen mußte ihn dann in ſeiner Zeitungslektüre ſtören, welches ihr, wie ſie jederzeit verſicherte, ſehr leid that. Einſt war der Baron allzuvertieft und blickte nicht auf, während Emilie umherſuchte. Sie war zulezt genöthigt, ihn geradezu anzureden und nach dem Buche zu fragen, welches ſie geſtern zurückgelaſſen hatte. „Dort iſt es,“ verſezte er und wies auf eines, welches dicht vor ihren Augen lag.

Seit ſeiner Heimkunft war er noch nicht bey dem Nachbar geweſen, und konnte jezt einen Beſuch nicht länger verſchieben. Er wollte eines Tages die läſtige Viſite abmachen, ließ ſeinen Fuchſen vorführen, und ritt hinüber, ohne Emilien, welche gerade nicht im Hauſe war, Adieu zu ſagen. Drüben bemerkte er eine gewiſſe Verlegenheit. Sobald Luciane das Zimmer verließ, machte der Nachbar ſeinem Herzen Luft. Ein Maler in der Stadt hatte verſprochen, das Fräulein zu porträtiren, war aber leichtſinnig fortgereist, ohne ſein Wort zu halten. Das Bild mußte in acht Tagen fertig ſeyn, man wußte keinen Rath, wie es zu ſchaffen. Der Nachbar rief, daß man alle Hallunken von Farbenkleksern ins Zuchthaus ſtecken müſſe, da ſey man ihrer doch gewiß. Seit die Kerls ſich Künſtler ſchimpfen laſſen, eiferte er, iſt es wie eine Gnade und Barmherzigkeit, wenn man für ſein ſchweres Geld von ihnen etwas bekommt! Der alte Mann war ganz erboßt und forderte Selterſerwaſſer, um ſich abzukühlen. Fräulein Luciane trat herein. „Ich höre,“ ſagte der Baron; „in welcher Verlegenheit Sie ſich befinden.“ Sie entgegnete: „Es iſt ein bekannter Satz, Herr Baron, daß das menſchliche Leben aus fehlgeſchlagnen Wünſchen und Hoffnungen beſteht, und ſehr ſchön ſagt der Dichter in dieſer Beziehung:

Schweigend herrſcht des Schickſals unberathne Schweſter!“

Werner lächelte über dieſes Pathos. „Wenn das Schickſal feindſelig iſt,“ ſagte er, „ſo kann es auch wohl einmal hülfreich ſeyn. Es iſt der Wink des Fatums, der mich heute zu Ihnen gerufen hat. Ich porträtire ſo ziemlich; wenn Sie mir ſitzen wollen .....“ Die Geſichter heiterten ſich auf; das Fräulein ſprach in den zierlichſten Worten ihren vorläufig gefühlten Dank aus, der alte Phlegmatikus umarmte Wernern und ſagte ihm unten beym Abſchiednehmen: „Unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, Luciane iſt verlobt mit dem Grafen Erdmann, der aus Konſtantinopel zurückgekommen iſt. Sie wollte durchaus das Türkiſche von ihm lernen, und dabey hat ſich die Sache gemacht. Sein Geburtstag iſt über acht Tage, und dazu ſoll ihm das Porträt geſchenkt werden. Herr Nachbar! unter Freunden, und beſonders unter Oekonomen muß Offenheit herrſchen. Es war nicht hübſch, daß Sie der ſeligen Tante die Sache mit meiner Tochter in den Kopf ſezten. Wir haben gewartet wie die Narren, und ſäßen

Digitized by Google

Digitized by Google

wirkt, daß sie sich die ehrenvolle Anerkennung des wohlwollenden Landesherrn erwarb. Ein anderes preiswürdiges Zeichen des schönen Sinnes, nach Möglichkeit im gegebenen Kreise für das Beste gemeinsam zu wirken, ist der ebenfalls nicht allzu lange erst entstandene Verein mehrerer der angesehensten Frauen unserer Stadt, zur Aufsicht und Sorge für die sogenannten Ziehkinder. Diese kleinen Wesen, meist die Früchte illegitimer Verbindungen und die Sprößlinge von Müttern aus der dienenden Klasse, hatten nur zu oft das Unglück, von ihren Erzeugern zur Wartung und Pflege Händen anvertraut zu werden, in welchen ihr Loos sehr traurig war. Als natürliche Folge zeigten sich eine unverhältnißmäßige Sterblichkeit und physische und moralische Verkrüppelungen. Diesen Uebeln vorzubeugen, bildete sich der erwähnte Verein. Edle Frauen übernahmen, angetrieben von ihren menschenfreundlichen Herzen, das mühselige, mit manchen Unannehmlichkeiten verbundene Geschäft, die Aufsicht über die Ziehmütter und deren Pflegebefohlene zu führen, sich persönlich von dem Aufenthalte, der Wartung, Nahrung und dem Befinden der Kleinen zu überzeugen, rathend und helfend beyzustehen, wo es Noth thut, und so mit mütterlicher Liebe über dem Loose von Armen und Hülflosen zu wachen, denen das Geschick gleich bey dem Eintritt in die Welt versagt, was der Jugend Stab und Freudenquell ist, den Schutz und die Sorge elterlicher Pflege. — Ich gestehe, unter allen Frauenvereinen, die zu verschiedenen Zwecken in der lezten Zeit an mehreren Orten sich bildeten, erscheint mir eine Verbindung solcher Art, wie die hier angegebene, am hochachtbarsten und geeignetsten für ein Geschlecht, in dessen eigenthümlicher Milde und Zartheit der Beruf gegründet ist, die helfenden Engel schutzloser Jugend zu werden. Bemerkt mag hier noch seyn, daß von Seiten dieses preiswürdigen Vereines zu bestimmten Zeiten auch Holzvertheilungen an die Ziehmütter gemacht werden, damit es in den rauhen Tagen den kleinen Pfleglingen nicht an wohlthätiger Wärme fehle.

Nachdem auf diese Art bey uns ein schöner Sinn für das bessere Befinden einer Menge heranwachsender Wesen gesorgt hat, muß man wünschen, daß bald auch für denjenigen Theil der Jugend etwas geschehe, der vermöge der bürgerlichen Stellung seiner Eltern häufig in einem Alter sich aussichtslos findet, wo Obhut noch so unentbehrlich ist. Ich spreche hier von Kleinkinderschulen oder Anstalten zur Aufbewahrung kleinerer Kinder, während die Eltern ihren Tagesgeschäften nachgehen. Gewöhnlich sind solche Kinder, während Vater und Mutter auf die Arbeit gehen, entweder ganz sich selbst überlassen, wo sie dann in die Wohnung eingeschlossen werden, oder ein etwas erwachseneres Geschwister muß die Aufsicht über sie führen, während es, selbst oft noch ganz Kind, derselben für sich selbst noch im hohen Grade bedarf. Welche Unfälle mannichfacher Art hieraus schon entsprungen sind, weiß wohl Jeder; daß sich nicht noch mehrere ereignen, spricht fast für einen besondern Schutzgeist der Jugend. Gewiß ist, daß ein Ort, wie Leipzig, dem so mannichfache Mittel zu Gebote stehen, nicht zögern sollte, dem Beyspiele anderer Städte in diesem Punkt zu folgen und durch Gründung von Kleinkinder- oder Verwahrungsschulen sich ein neues Verdienst in seinen Bestrebungen zum Besten der physischen und moralischen Bildung der heranwachsenden Generation zu erwerben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Der Jüngling schwieg, fährt Jouvestre in seiner Erzählung fort; ein schmeichelhaftes Gemurmel mit einigem Händeklatschen ließ sich um mich herum vernehmen; die Damen betrachteten den Jüngling mit dem feinen Lächeln, welches schmeichelt und liebkoset; dieser aber nahm mit verlegener Freude die Glückwünsche an, die ihm alle Zuhörer zollten. Nodier machte diesem Loben ein Ende, indem er den Dichter bat, er möchte ein neues Gedicht hersagen, das er ihm bezeichnete, und der Jüngling, ohne sich lange bitten zu lassen, sagte das Gedicht: le dernier asyle oder die Ruhe im Grabe, her. Dieses Stück erregte keinen rauschenden Beyfall; allein die Zuhörer waren gerührt und Thränen funkelten in ihren Augen. Victor Hugo belohnte den Dichter mit einem bedeutungsvollen Händedruck. Mir war, als hätte ich André Chénier, Millevoye, Lamartine zusammen gehört. Besonders rührend waren die Verse:

Et ma mère viendra, pauvre mère éplorée,
Visiter loin du bruit cette tombe ignorée,
S'asseoir auprès des fleurs par un matin riant,
Et là, le front pensif s'incliner en priant,
Se dire malheureuse, et toute à sa tendresse,
Pleurer son dernier fils qui mourut de tristesse u. s. w.

Wie kann so viel Schwermuth in der Seele eines Jünglings haften? Während ich eine Antwort auf diese Frage suchte, die ich bey mir selbst aufwarf, ließ sich die Stimme des Jünglings zum drittenmale vernehmen; zum drittenmale horchten die Mädchen und Frauen aufmerksam zu, und der Jüngling sagte sein Gedicht: das Stillschweigen, her:

....le silence,
le doux silence de l'amour,

wie er in dem Gedichte sagte; hiervon waren die lezten Verse:

Regardez-moi long tems de ce régard que j'aime,
O vous dont l'amour pur sera toujours le même;
Dans ma seule pensée isolez votre coeur;
Abandonnez un monde où l'ame est asservie,
Et glissons tous les deux sur les flots de la vie,
Endormis dans notre bonheur.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, ob ihm die Damen nach diesem eigentlich an sie gerichteten Gedichte Beyfall zollten und ihn mit Lobsprüchen überhäuften. Ihm war nicht beyzukommen; endlich konnte ich mich an Hrn. Nodier wenden: wie heißt dieser junge Dichter? — Eduard Turquety, ein Bretagner! — Ich suchte ihn sogleich auf, allein er war schon fort, und am andern Morgen wollte er wieder nach der Bretagne abreisen. Seitdem sind seine poetischen Skizzen (Esquisses poétiques, ein Bändchen, auf Velinpapier, Paris, bey Delangle) erschienen; ich habe darin die drey von ihm hergesagten Gedichte und noch eine Menge anderer und vielleicht schönerer gefunden, und mit Nationalgefühl habe ich ausgerufen: auch wir haben einen Dichter!

So weit der enthusiastische Schriftsteller in der Bretagnischen Zeitschrift. Einerseits sieht man jene schwärmerische Schwermuth, die in neuern deutschen und englischen Gedichten vorherrscht, nun auch einen französischen Dichter beherrschen, was sicher eine seltene Erscheinung ist, zumal da in den Gedichten des jungen Bretagners nicht das Witzige durchschimmert, was Hr. v. St. Beuve in seinen angeblichen Gedichten Joseph Delormes nicht hat verbergen können, und dieser schwermüthige Ton scheint in den romantischen Vereinen, das heißt, in den Vereinen der Romantiker, besonders bey dem schönen Geschlecht tiefen Eindruck gemacht zu haben, woraus sich schließen läßt, daß es dem jungen Turquety nicht an Nachahmern fehlen wird, und daß also die nächsten Musenalmanache mit schwermüthigen Gedichten angefüllt seyn werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſtamm, wie wir ihn in kindlichen Darſtellungen auf den Denkmalen abgebildet ſehen. Die Weiber tragen die Haare geflochten, wie am Hofe des Seſoſtris; ſie altern noch früher als die Männer, und ihr Zuſtand iſt ſo elend als in irgend einem muſelmänniſchen Lande. Ihre Männer und Söhne ziehen faſt ohne Ausnahme nach Cairo oder Alexandrien hinab und treten daſelbſt bey den Franken in Dienſte, die ſie wegen ihres alten Rufes der Ehrlichkeit lieber haben als die Araber. Sobald ſie etwas Geld zuſammengebracht haben, vermag ſie nichts in der Welt an der Rückkehr in die Heimath zu hindern, wo ſie ihr Erſpartes mehr oder weniger ſchnell verzehren. Sie wiederholen dieſe Reiſe ſo lang, bis Alter und Krankheit ſie daran hindern. Einige ſind klug, bereichern ſich und kaufen Ländereyen; aber der größte Theil lebt von einem Tag zum andern, ergibt ſich dem Spiel und der Trunkenheit und nimmt ein klägliches Ende. Zwiſchen dem erſten und zweyten Catarakt, auf einer Strecke von etwa 45 franzöſiſchen Meilen, ſchäzt man nicht mehr als zwanzigtauſend Seelen. Vielleicht eben ſo viele wohnen weiterhin bis zu den Grenzen von Sennaar. Reiſ't man im Lande, ſo verſchwindet dieſe dünngeſäte Bevölkerung faſt ganz. Kaum daß hie und da Erdhütten, nicht Mannshoch, die man ihrer Farbe wegen häufig von den Felſen und dem Erdreiche kaum unterſcheiden kann, von ihrem Daſeyn zeugen. Vor der Regierung Mehemet-Alis gehörte das Land bis über Dongola hinaus Kachefs von türkiſchem Geblüte, den Nachkommen der Häuptlinge, die unter Selim I. Egypten den Mameluken entriſſen. Dieſe Leute hatten die Sitten und Bedürfniſſe des Landes ſo ziemlich angenommen, und unter der Dynaſtie der Haſſan Kachef, Huſſein Kachef u. ſ. w. waren die Barabras an einen ziemlich milden und, wie es bey uns heißen würde, väterlichen Deſpotismus gewöhnt worden. Mehemet-Ali verſchmähte es nicht, von einem Lande Beſitz zu nehmen, das ihm, bey allen Hülfsmitteln einer ſo rückſichtsloſen Verwaltung, ein Jahr ins andere gerechnet, 22.000 türkiſche Piaſter einträgt, wobey die Verwaltungskoſten auf 20.000 Piaſter geſchäzt werden. Während er die Ueberbleibſel der beſiegten Mameluken verfolgt, entreißt er den Herrn des Landes Gut und Macht. Die Nachkommen dieſer herabgekommenen Familien ſtehen noch im Lande in einem gewiſſen Anſehen; ſie ſind übrigens durch die Verarmung ihren ehemaligen Unterthanen ſo ziemlich gleich geworden, und wegen des Verderblutes, das in Folge ihrer vielfachen Verbindungen mit eingebornen Weibern in ihren Adern fließt, betrachten ſie die Türken nicht mehr als die ihrigen.

Vor der erſten Eroberung verdienten die Barabras den Ruf der Sanftmuth und Redlichkeit, deſſen ſie noch jezt genießen, wirklich; aber der häufigere Verkehr mit Egypten, die Berührung mit Fremden, die jezt ihr Land ſo leicht als die Schweiz durchreiſen, vor allem aber die Eröffnung der Schiffahrt über die Catarakten, haben nach und nach die Spuren einer Einfalt und Sittlichkeit verwiſcht, die nicht ſehr tief gegründet ſeyn mochte, und die ja überhaupt oft blos die Folge der vereinzelten Stellung und der Unwiſſenheit eines Volkes iſt. Dieß ſind die hauptſächlichſten Züge des Volks, deſſen erſte Stämme die Felſenhöhlen am Catarakt bewohnen.

Reizlos im höchſten Grade iſt das Land, wenn man nach Philoe Nubien betritt.*) Hohe Granitberge aus ſchwarzen, rundlichen Felſen, die häufig im Dämmerlicht phantaſtiſche Geſtalten bilden, laſſen dem Fluſſe kaum eine enge Bahn. Ueber dieſer Schlucht wird das Thal breiter, verengt ſich noch einmal und erweitert ſich wieder; der Charakter der Landſchaft bleibt ſo ziemlich derſelbe bis da, wo ſich der Nil auf der Höhe von Amada plözlich gegen Südoſt wendet; auf dieſer ganzen Strecke iſt zu beyden Seiten des Fluſſes eine Sandebene, die hie und da, wie in Egypten, blaßgelb, meiſtens aber ſtark okerfarbig erſcheint; hie und da ragen, faſt immer einzeln ſtehend, dunkelroſtfarbige Kegelberge daraus hervor, die ſo kahl ſind als der Sand der Wüſte. Es iſt zu vermuthen, daß vor Alters die hohe Kultur, der Egypten ſeinen großen Reichthum verdankt, ſich einigermaßen auch auf dieſes Thal erſtreckte, und daß der Sand der Wüſte nicht, wie jezt, die Dammerde völlig bedeckte. Sonſt iſt nicht wohl abzuſehen, wo die Hände hätten herkommen ſollen, um Denkmale, deren Ausdehnung auf eine ſehr ſtarke Bevölkerung ſchließen läßt, zu bauen oder auszuhöhlen. Jezt ſieht man im ganzen Thale nichts mehr als einen ſchmalen Streif von Grün, der oft aus nichts beſteht als aus Buſchwerk von ſtachlichten Mimoſen und Senſitiven. Da und dort hört man ein Sakie oder Waſſerrad ächzen, wie man ſie auch in Egypten hat; nur ſind ſie hier, wo ſie das ganze Jahr Dienſte thun müſſen, ſorgfältiger gearbeitet. Sie bewäſſern ein Paar magere Pflanzungen von Dourah und mittelmäßigem Gemüße, und netzen den Fuß der Palmen, die mit ihrem kräftigen, ſchlanken Stamme, ihren langen, dichten Wedeln, ihren reichlichen und im Geſchmack über den egyptiſchen ſtehenden Früchten den Hauptreichthum des Landes ausmachen. Drey bis vier Sakies und dreyhundert Fuß Dattelpflanzung ſind in Nubien ein ganz anſehnliches Beſitzthum. Außer den Ochſen, welche die Räder treiben, ſieht man in der Nähe der Wohnungen auch Schaafe und hie und da Hühner; aber die zahlreichen Heerden von Schaafen und Hornvieh, auf die man von Zeit zu Zeit ſtößt, gehören den unabhängigen Stämmen Ababdeh und Bicharieh. (Der Beſchl. folgt.)

*) Man ſehe

Gau, Fr., neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweyten Kataracte, gez. und vermessen im Jahr 1819 und als Ergänzung des grossen franz. Werkes über Egypten. 15 Hefte. gr. Folio. 1821 bis 1827. Stuttgart in der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Fortsetzung.)

Die in meinem vorigen Berichte erwähnten Vorlesungen des Professors Krug haben ein zahlreiches Publikum gefunden. Näheres über den Geist und die Art derselben nächstens.

Ein Vorfall, der sich vor einiger Zeit hier ereignete, vor Kurzem aber erst öffentlich zur Sprache gekommen ist, zeigt, daß eine gewisse Parthey auch hier ihre Netze auszuwerfen noch immer versucht, obschon geschärfte Edikte der Landesbehörde, erlassen bey Gelegenheit einiger früheren Ereignisse ähnlicher Art, den Umtrieben einen Damm zu setzen suchten. Ein junger Mensch, der Sohn eines in einem benachbarten, jetzt preußischen, Städtchen wohnenden Beamten, befindet sich hier in Pension in einem Predigerhause und besucht zum Unterricht die Nikolaischule; später soll der Knabe bei seiner Mutter, der Tochter eines ehemaligen hiesigen Professors, die wieder nach Leipzig gezogen ist, gewohnt haben. Mit diesem jungen Menschen macht sich ein Fremder, angeblich ein Hr. von S....v, bekannt, findet sich mit ihm auf Spaziergängen zusammen, bearbeitet ihn hier zu Gunsten des römischen Glaubens und nimmt ihm endlich, unter Vorhaltung einer Pistole, einen Eid ab, ferner nicht mehr dem protestantischen Religionsunterricht beyzuwohnen, und nach erlangter Volljährigkeit sich öffentlich zum Katholicismus zu bekennen. Die Sache konnte natürlich nicht verschwiegen bleiben, um so weniger, da der junge Mensch sich beflis, seinem gegebenen Versprechen treu zu bleiben und selbst auf die Vorstellungen der Mutter erklärte, lieber Alles, als die neugewonnene Ansicht aufgeben zu wollen. Auffallend mußte jedoch bey dem ganzen Vorgange der Umstand seyn, daß die höheren Schulbehörden keine Kenntniß von dem Ereignisse hatten oder doch zu nehmen schienen, so allgemein wichtig eine genaue und offene Untersuchung dieser Sache auch seyn mußte. Oeffentlich kam das Ganze erst vor kurzer Zeit im Eremiten zur Sprache, mit dem sehr gegründeten Wunsche, daß, falls von dem Rektor der Schule, als Rektor, noch keine Anzeige bey der kompetenten Behörde gemacht worden, derselbe hierzu von seinen protestantischen Vorgesetzten angehalten werden möge. Einige Nummern später erschien hierauf in demselben Blatte von dem erwähnten Vorstand der Nikolaischule, Professor Nobbe, eine Art von Entgegnung, Darlegung, Entschuldigung oder wie man die Paar Worte sonst nennen will, und aus denen eigentlich weiter nichts hervorging, als daß das Faktum zwar wirklich geschehen, eine genügende Nachforschung in Betreff des Verführers des jungen Menschen aber aus Gründen, die in der Sache selbst zu suchen seyen, noch nicht sich habe vornehmen lassen. Welche Gründe es sind, die in der Sache selbst liegen und zugleich Hinderungsgründe zu der genauen Ermittelung eines doch nicht erst vor wenigen Tagen ereigneten Falles sind, das läßt sich nun freylich aus dieser Antwort nicht abnehmen, aber eben, daß sich dieß nicht thun läßt, dünkt mir schlimm, denn gerade bey dieser Angelegenheit sollte und müßte nicht allein die allerstrengste und genaueste Untersuchung stattfinden, sondern auch die vollkommenste Oeffentlichkeit.

Wie es heißt, beabsichtigt man im Lande die Einführung von Schulräthen, denen namentlich das Landschulwesen untergeben werden soll. Daß dieses zwar im Ganzen gut, ja vorzüglich ist, erwähnte ich bereits in einem frühern Berichte, zugleich aber auch, wie demungeachtet noch manche Besserung zu wünschen bleibt. Soll diese durch das Medium von Schulräthen geschehen, so mag es in Gottes Namen seyn; nur wird dann immer zu wünschen bleiben, daß zu diesen Posten auch stets Männer von wahrem Verdienst und hellen, gesunden Ansichten genommen werden mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Frau von Staël hat den Franzosen schon längst vorgeworfen, daß sie eine nation moqueuse seyen, daß die Ironie bey ihnen vorherrsche und daß sie deßhalb nicht zu dem Gefühlvollen der nordischen Literatur, deren Hauptzug die Melancholie sey, gelangen könnten. Dieß hatte aber nicht geholfen und anstatt sich zu bessern, hat man sich zuweilen über die Frau von Staël selbst etwas moquirt. Seitdem aber ist in der Literatur eine neue Bahn gebrochen worden, und das Schwermüthige hat sich aus der nordischen Literatur in die französische eingeschlichen und Theilnahme bey zarten Seelen gefunden; folglich läßt sich hoffen, daß die Ironie sich jetzt verbergen wird, wofern die klassische Parthey nicht zu derselben, als zu ihren besten Waffen, um den Feind zu schlagen, ihre Zuflucht nimmt. Ferner ersieht man aus des jungen Ed. Turquety's Gedichten, daß auch in der Provinz, die bisher im Dichten nicht glücklich war, junge Dichter erstehen, welche sich nicht nach dem Muster der Pariser bilden, sondern einen eigenen Weg einschlagen. Freylich waren ihnen Victor Hugo, Lamartine und Andere mit ihrem kühnen Beyspiele vorangegangen; hätte nicht ein Journal, le Globe, sie gegen die anfeindenden und moquirenden Klassiker in Schutz genommen und sie eben so übermäßig gelobt, als die klassischen Journale sie übermäßig tadelten, so würde vielleicht kein Provinzialdichter den Muth gehabt haben, solche in der französischen Literatur neue Dichtungsarten öffentlich vorzubringen. Jetzt erstehen fast jeden Monat neue Dichter, meistens junge Leute, denen das Originelle und Kühne besser gefällt, als den bedächtigen Alten; gewiß werden wir nun allerley erleben und manche sonderbaren Phantasieerzeugnisse in der französischen Literatur aufschießen sehen. Es thut aber nichts, wenn auch manches Tolle mit unterläuft; dieß wird sich schon verlieren, besonders vor dem hellen Lichte der den Franzosen eigenen und der Frau von Staël so furchtbar scheinenden Ironie; das Gute wird bleiben und es wird wieder Originalität hervorkommen, die unter den althergebrachten Formen eingezwängt war und ersticken mußte. Uebrigens ist die schwermüthige Dichtungsart doch nicht ganz so neu in der französischen Literatur, als man glauben könnte. Millevoie war ein sehr gefühlvoller Dichter, und einige seiner Elegien, z. B. la chute des feuilles, ein Stück, das auch im Deutschen mehrmals nachgeahmt worden ist, gehören zu den besten Dichtungen dieser Art. Nur hat Millevoie nicht viele Stücke in diesem Tone gedichtet, der ihm wahrscheinlich erst dann eigen wurde, als er sich seinem Tode nahte; denn er ist frühe gestorben, nachdem er allzu heftig nach einem großen Rufe gestrebt und sich in manchen Dichtungsarten rastlos versucht hatte. Aber Millevoie behielt auch in seinen Elegien die klassische Sprache bey, wogegen die jungen französischen Romantiker aus dem Deutschen zu übersetzen scheinen, so fremdartig ist ihr Styl. Deßhalb wird diese Sprache auch schwer Eingang finden. Racine und Voltaire stehen da als beständige Muster für alle diejenigen, welche im Geiste der französischen Sprache dichten wollen. Viel wagen die Kühnen, die sich eine besondere Sprache bilden, in welcher sie ihre Nation ansprechen wollen. Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Sie hatte von den Drohungen jener Rotte gehört, auf einem abgelegnen Landsitze konnte man in so stürmischen Zeiten alles befürchten. Sie beschloß kurz und gut ihren Verwundeten in das nahe Städtchen zu bringen, in welchem die Wittwe von einem seiner Pächter ihre mäßigen Renten verzehrte. Mit dieser Frau, die Wernern ihren ganzen Wohlstand verdankte, wurde sogleich das Nöthige durch einen Boten abgemacht. Der Kranke, in Kissen gepackt, langte bey seiner weinenden und sich verwundernden Wirthin an. Ein kühles, freundliches Zimmer nach hinten hinaus hatte man für ihn zubereitet. Am nächsten Morgen war er fieberfrey. Emilie brachte ihm das Frühstück. Sie legte die Hand an die Wange, wie sie zu thun pflegte, wenn sie in Verlegenheit war. So stand sie einige Sekunden, sinnend, zweifelhaft. Endlich überwand sie sich und sagte: „Soll ich nicht schreiben? . . . .“ — „An wen?“ fragte Werner. „An Ihre Fräulein Braut. Ich muß ihr doch Nachricht von Ihrem Zustande geben,“ antwortete das gute, von mannigfaltigen Empfindungen gepeinigte Mädchen, mit einem jener unbeschreiblichen Blicke, die man nur an den Frauen wahrnehmen kann. „An wen?“ fragte er noch einmal, verwundert. „An Fräulein Lucianen,“ erwiederte Emilie, die ihren Mißgriff einsah. „Liebe Emilie,“ rief Werner, „das Fräulein ist nie meine Braut gewesen; und ich habe jezt am wenigsten Lust, um sie zu werben.“ — „Gewiß nicht?“ fragte sie, von Freude glühend. Er verneinte es, indem er die Hand auf das Herz legte. „Was brauche ich dann zu schreiben!“ rief das Mädchen, im ganzen Gesichte Vergnügen, und hüpfte den Tag über mehr, als sie ging.

Ein starkes Wundfieber quälte den Kranken die nächsten Nächte hindurch. Die Tage waren leidlich. Emilie wich kaum von seinem Lager. Daß sie fast keinen Schlummer genoß, konnte man ihren glänzenden Augen nicht ansehen.

* * *

Eines Morgens wanderte demselben Städtchen ein humoristischer Musensohn zu, das Portefeuille unterm Arm. Es war Niemand anders als Sterzing, der wieder einen Besuch auf dem Gute des Barons machen wollte, und nach Künstlerweise unbekümmert um die Ereignisse in der Welt, von allem Vorgefallenen nicht das Mindeste wußte. Da ihm der Weg lang wurde, so sang er zum Zeitvertreib mit seiner heißern Stimme ein Lied vor sich hin, welches ihm ein jüngerer Kunstgenosse einst in das Stammbuch geschrieben hatte, und von dem einige Verse so lauteten:

Will ein König, stolz und mächtig,
Zeigen sich den Völkern prächtig,
Und ein Erdenbeergott scheinen,
Hilft ihm keiner von den Seinen:
Zu des Architekten Händen
Muß der Fürst sich flehend wenden;
Baut ihm Pallast, goldne Dächer,
Audienz- und Prunkgemächer.
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Haus in allen Gassen.

Will ein braves Chor von Frommen
Gradeswegs gen Himmel kommen,
Fehlt es leider nur an Schwingen,
Die die Seelen aufwärts bringen.
Gebt ein gutes Wort dem Meister,
Der versammelt Klangesgeister,
Melodieen führen weich
Andacht auf zum Himmelreich!
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Haus in allen Gassen.

Will ein Paar von zarten Pinseln
Nicht mehr einsam für sich winseln,
Sondern sich getrost entdecken,
Bleibt das Wort im Munde stecken.
Doch der Maler hilft den Leuten,
Bild und Zeichnung sollen deuten
Tiefe Flammen, wunde Herzen,
Verschen drunter spricht von Schmerzen.
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Haus in allen Gassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Nubien.

(Beschluß.)

Sind der Hausthiere nicht sehr viele, so ist die Fauna überhaupt nichts weniger als reich und mannigfaltig. Zu gewissen Zeiten sollen die tropischen Vögel, von Stürmen aus ihrer Heimath verjagt, sich schaarenweise an den Ufern des Nil niederlassen, und sie auf einen Augenblick mit ihrem bunten Farbenspiel beleben. Aber in der Jahreszeit, in der ich reiste, brach nichts das Schweigen der Wüste, als die Turteltaube mit schwarzem Halsband und violetten, schillernden Flügeln, ungeheure Raben, weißköpfige Geyer und Falken, die fast so zahlreich sind, als bey uns die Schwalben. Zuweilen ruderte ein Pelikan gravitätisch über den Fluß, Brachvögel liefen mit ihrem leisen Klageruf über die Niederung, oder ein Paar wilder Gänse, mit schwarzem Gefieder und orangefarbnen Füßen, stieg mit lautem Geschrey von der kahlen Spitze der Felsen auf. An Krokodilen fehlt es nicht, sie sind aber kleiner als unterhalb Souan und rotten sich seltener zusammen. Kurz, in dieser Natur, wo der Quell des Lebens nur kärglich rinnt, spricht nichts mächtig die Einbildungskraft an als die Unermeßlichkeit der Wüste und des Lichtes ewige Reinheit.

Oberhalb Derr und jenseits des Flußwinkels bey Amada ändert sich die Scene etwas. Die Berge treten stärker hervor, erscheinen mehr unter einander verbunden als früher und streichen nach allen Richtungen durch die Sandebene, aus der sie ragen; zuweilen nähern sie sich dem einen Flußufer, während man sie am andern kaum am Horizont ge-

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Beschluß.)

Ein Buchstäbler oder vielleicht gar ein seichter Kopf, der ungeschickt das Barett des Mode-Mystizismus zu tragen weiß, könnte als Schulrath unendlich schaden, und darum mag ja ein guter Genius über der Wahl walten, wenn solche überhaupt noch stattfinden sollte. Was übrigens unserm Landschulwesen vorzüglich und vor allen Dingen Noth thut, das ist eine Verbesserung der Gehalte eines großen Theiles der Lehrer, deren Besoldungen mitunter wahrhaft Mitleid erweckend sind, so daß es oft als ein Wunder erscheint, wie ein Mann mit Familie mit so Wenigem auszukommen vermag. Gibt es doch selbst im wohlhabenden Leipzig Schulstellen mit so geringem Einkommen, daß eine Versetzung auf einen Posten mit 200 Rthlr. Einkünften als eine Verbesserung betrachtet wird, und dennoch, es ist kaum glaublich, haben sich Menschen gefunden, die von Luxus in den Schullehrerbesoldungen bey uns sprechen konnten! In diesem Punkte ist in Sachsen, wie anderwärts, noch viel zu thun und keinem Freunde des Bessern die trübe Betrachtung zu verdenken, daß es mit dem allseitigen Sinn für wahre Ordnung und Recht nicht allzu weit her ist, so lange sich noch nirgends Mittel zu einer gehörigen Stellung solcher finden wollen, die den schweren Beruf übernehmen, die heranwachsende Generation zu Menschen zu machen, während es fast nie an Geld fehlt, den Künsten einer momentanen Unterhaltung, oder — noch schlimmer — einer müßigen Nachtreterey und Dienstbarkeit einen behaglichen Stuhl zu polstern.

Seit dem Augenblick, wo in Folge der politischen Conjuncturen von 1813 und 14 Sachsen das schmerzliche Schicksal hatte, die eine Hälfte von sich getrennt zu sehen, begann sowohl im täglichen Verkehr, als beym größern Geschäft die preußische Münze das Landesgeld zu verdrängen, und im Lauf der Jahre ist es endlich dahin gekommen, daß man sehr bequem Sachsen von einem Ende zum andern durchreisen, ja sich jahrelang darin aufhalten kann, ohne etwas anders als preußisches Geld zu sehen. Dennoch fährt der Staat fort, alljährlich sein Quantum nach altem Münzfuß zu schlagen, aber die schönen Spezies, Acht-, Vier-, Zwey- und Ein-Groschenstücke bekommt mit Ausnahme der Bankiers und der Angestellten Niemand zu Gesicht, und auch diese leztern erhalten sie nur, um sie den Händen der Ersteren gegen Agio zu übergeben, aus denen sie dann in die preußischen Münzen wandern, um da umgeformt in neuen Gestalten im Vaterlande aufzutreten. Dennoch muß aber der Einwohner seine Abgaben in sächsischem Gelde entrichten, die Posten nehmen nur solches und selbst ein großer Theil der Vermiether in Städten dringt auf Bezahlung in demselben. Es bedarf keines großen arithmetischen Talentes, um zu finden, wie viel der Bürger und Landmann durch diesen Stand der Dinge jährlich verliert und folglich mit ihm das Land, und ebenso, daß die von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Valvationstabellen den wirklichen und wahren Cours des inländischen und Nachbargeldes nicht zu bestimmen vermögen, wenn in der Hand des eigentlichen Volkes von dem ersteren nichts zu finden ist, und dieß zwar aus dem Grunde, weil kein Mensch den Arbeiter, oder Handwerker, oder Kaufmann mehr in demselben bezahlt, sondern selbst der Beamte erst hingeht und seine sächsischen Geldstücke gegen preußische umwechselt. Mehrfach sind diese Verhältnisse mit dem Wunsche zur Sprache gekommen, die Regierung möge sich entschließen, den 21 fl. Fuß statt dem bisherigen 20 fl. Fuß einzuführen, allein so einleuchtend der Vortheil auch für das Ganze ist und so klar auch Alles dargelegt wurde, so haben sich doch immer noch wieder Stimmen gefunden, welche das Althergebrachte vertheidigten, und so ist es denn bis jezt auch immer noch dabey geblieben und wird wahrscheinlich auch noch ferner dabey bleiben, da man in Allem, was Aenderungen betrifft, in Sachsen nur sehr zögernd zu Werke geht, woher es denn auch kommt, daß wir, trotz dem unverkennbaren Wohlwollen der Regierung und der Intelligenz des in Wissenschaften und Gewerben rastlos thätigen Volkes, in gar vielen Dingen um eine hübsche Reihe Jahre gegen unsere Nachbaren in Preußen zurückstehen. Nur einen Punkt zu erwähnen, mit wie viel nutzlosen, die Summe der jährlichen Industrie mindernden Feyertagen ist man in Sachsen noch belastet! Da gibt es außer drey jährlichen Bußtagen mehrere Marientage, dritte Feyertage ꝛc., die zu nichts in der Welt dienen, als das Volk von der Arbeit abzuhalten und auf das Schenkenleben hinzuweisen. Denn daß wahre Religiosität nicht durch die Masse der Festtage befördert wird, glaubt außer einigen Kopfhängern doch wohl Niemand mehr. Auch diese Angelegenheit ist schon oft und viel zur Sprache gebracht worden; es ist aber damit wie mit dem Bau der fast zum Sprüchwort gewordenen Brücke bey Wurzen über die Mulde. Man hofft seit Jahren, aber die Marientage ꝛc. bleiben und die Brücke an einer der frequentesten Landstraßen Sachsens will immer noch nicht erstehen, sondern die alte Fähre transportirt fort und fort, so gut oder schlecht es gehen will, die Reisenden und die Lastwagen über einen Fluß, der durch sein öfteres Anschwellen diese Art von Passage häufig gefährlich macht, zuweilen ganz hemmt. — Bey diesen Umständen muß man dringend wünschen, daß der nun bald wieder einmal zusammentretende Landtag sich mit diesen und so manchen andern Angelegenheiten emsig beschäftigen möge, zumal da bey den nichts weniger als günstigen Conjuncturen für den Verkehr Alles einer doppelten Beachtung bedarf, was sich demselben auf irgend eine Art hemmend entgegenstellt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 303:

Perrücke.

Räthsel.

Als Einzahl lieben mich die Juden sehr,
Als Mehrzahl die Studenten noch viel mehr;
Wer beyde will, ein Herkules, bekämpfen,
Der muß mich in der Ein- und Mehrzahl dämpfen.

Doch wird die Einzahl dann für ihn ein schlimmer .....
Doch plagt die Mehrzahl ihn alsdann für immer;
Und Jud' und Bursche treiben doch mein Wort
Als Ein- und Mehrzahl unbezwungen fort.

F. B.

Berichtigung.

In der heutigen außerordentlichen Beylage ist bey Anzeige unserer Zeitschriften und Tageblätter, die im Jahre 1830 fortgesezt werden, aufzuführen vergessen worden:

Hesperus, encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgegeben von C. C. André. gr. 4. Preis des Jahrgangs fl. 16.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Außerordentliche Beylage zum Morgenblatt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Alſo, licht und farbeglühend,
Schwebt der Zauberleuchte Bild
An der finſtern Mauer blühend,
Wie im Sonnenſcheine mild.

Müde ſank die Wimper nieder,
Feſt geſchloſſen iſt der Mund;
Doch im Buſen tönen Lieder,
Zieh'n Geſtalten friſch und bunt.

Es verblendet mir die Augen
Nur von innen her ein Licht:
Komm', o Schlaf! es auszuhauchen,
Meine Lippe kann es nicht.

Daß verhall' mein leiſes Klimpern,
Sink' ich in die Arme dir:
Ach! wie müd ſind meine Wimpern,
Ach! wie glüht die Stirne mir!

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Sterzing war bey dieſen Worten an das Städtchen gekommen und bog hin, um darin zu frühſtücken. Emilie ſtand vor der Thür ihres Hauſes. Sterzing ſah ſie. Sein ſcharfes Malerauge erkannte ſie ſogleich wieder; aber wie erſtaunt war er über die Verwandlung, welche mit ihrer Geſtalt vorgegangen war. In einer Art von komiſchem Entzücken ließ er ſeine Mappe fallen, kniete darauf und rief, indem er die Arme gegen Emilie ausbreitete: „Ave Maria! Wo iſt St. Joſeph, der Zimmermann?“ Sie machte große Augen, ſagte: „Sie ſind wohl närriſch!“ und verſchwand. Sterzing war raſch hinterdrein. Im Flur kam ihm die Pachterin entgegen; mit wenigen Worten hörte er, wer verwundet im Hauſe liege. Er wollte gleich zu ſeinem Freunde, die Frau hielt ihn aber zurück und meynte, eine Ueberraſchung möchte dem Kranken gefährlich ſeyn. Sie ging, ihn anzumelden. Sterzing ſezte ſich hin und blätterte in ſeiner Mappe. Er hatte die Skizze von Maria und Joſeph, deren wir uns aus dem Anfange dieſer Geſchichte erinnern, für den Baron mitgebracht und ſah ſie jezt mit einem beſondern Vergnügen an; denn er hielt Emilie und Wernern für ein Paar, und betrachtete ſich als den Gründer ihres Glückes. Voll von dieſem Glauben, betrat er das Krankenzimmer. Der Baron rief ihm entgegen: „Wie in aller Welt kommt Ihr hieher?“ — „So möchte ich Euch fragen,“ verſezte Sterzing, „wenn ich es nicht ſchon wüßte. Wer Teufel heißt Euch Euern hochfreyherrlichen Leib ins Gefecht mit den Plebejern tragen!“ „Ich hätte es eben ſo gemacht, wenn ich ein Mann geweſen wäre!“ rief Emilie. „Bravo,“ ſagte Sterzing; „das wird ein Geſchlecht von Helden geben.“ Der Baron fürchtete von der Unkunde des Malers eine verletzende Wendung des Geſprächs; er entfernte Emilien und ſagte dann: „Sie ſehen mich hier als Opfer einer doppelten Revolution. Die eine geht von unten nach oben; das Volk will die Privilegien der Großen vernichten oder an ſich reißen; ich weiß nicht, was in dem dunkeln Schooße der Zeit gährt. Dieſer widerſezte ich mich meines Orts, und bekam dafür eine Kugel in die Schulter. Die andere geht von oben nach unten; die Großen möchten der Freyheit des Volks genießen, Bündniſſe ſchließen mit den Töchtern der Bürger und alle Standesbegriffe wegtilgen, ſo weit ſie ihnen hinderlich ſind. An dieſer nahm ich ſelbſt Theil, und bekam dafür einen Korb, der mir noch zu ſchaffen macht.“ — „Will Maria St. Joſeph nicht haben?“ fragte Sterzing. „Laſſen Sie uns über einen ſo ernſten Gegenſtand nicht witzeln,“ verſezte unſer Freund. „Gattinnen ſchenkt uns der Himmel, wenn er ſie für uns fertig hat; ich vergaß das, und wollte mir ſelbſt eine erziehen. Für dieſe Thorheit, und dafür, daß ich meine alte ehrwürdige Tante Jahre lang täuſchte, vielleicht durch meine Täuſchung Anlaß zu ihrem Tode gab, büße ich, und büße gerecht. Erwähnen Sie in Emiliens Gegenwart ja nichts von dieſen Dingen; das edle Mädchen iſt nur unter der Bedingung bey mir, daß hierüber ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen beobachtet wird.“ — „Hm, hm,“ murmelte Sterzing; „das iſt ja ein kurioſes Weſen, und ich komme vielleicht gerade zur rechten Zeit an.“ Der Kranke hätte ihn nun gern fortgeſchickt; denn er war in ſeinem jetzigen Zuſtande für Sterzings Laune nicht recht empfänglich. Er ſchlug ihm daher vor, nach dem Schloſſe zu gehen und dort einſtweilen allein ſich die Zeit zu vertreiben. Aber der Maler gehörte zu den Menſchen, die innerlich kalt, bisweilen eine Art von Anlauf zur Empfindung nehmen und dann in ihrer Bizarrerie verharren, welche ſie für vortrefflich halten. Er ſchlug dem Baron rund ab, ihn zu verlaſſen, und ſprach dabey viel von den Pflichten der Freundſchaft. Emilie hatte jezt die doppelte Sorge, ihren Beſchützer zu pflegen und den unruhigen Geſellen von ihm abzuhalten, der mit ſeinen Späßen der Geneſung eher hinderlich als förderlich war. Es gelang ihr ſo ziemlich: Sterzing lief faſt den ganzen Tag umher, bildete ſich aber nichts deſtoweniger ein, daß er dem Baron die erſprießlichſten Dienſte leiſte, und einen unendlichen Edelmuth durch ſein Verweilen zeige. Einmal kam Emilie zu ihrem Freunde und ſagte: „Was mag der wunderliche Mann nur mit ſeinen immerwährenden Anſpielungen auf Maria und Joſeph wollen?“ Krankheiten geben dem Menſchen eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit. Werner erzählte ihr ſo freymüthig, als ſie gefragt hatte, die Geſchichte der frühern Tage, und reichte ihr des Malers Skizze, mit welcher er ſich eben beſchäftigt hatte. Emilie ſchauderte faſt vor der ſeltſamen Zeichnung zurück und

Digitized by Google

Appetit. Der unglückſelige Vater ſah ſich alſo völlig getrennt von ſeiner Familie, indem er zu den Seinigen zwar ſprechen konnte, aber, was ſie erwiederten, nicht mehr vernahm. Indeſſen wurde von ſeiner Frau und von ſeinen Kindern entdeckt, daß eine ſeiner Wangen noch empfindlich geblieben war. Die rege Phantaſie des Kranken brachte ihn auf den Gedanken, ſich auf dieſen Theil ſeines Geſichts Buchſtaben zeichnen zu laſſen; durch dieß Mittel vermochte man ihm einige Sätze verſtändlich zu machen. Die Kräfte ſeines Geiſtes waren in ſolcher Thätigkeit, daß er nach wenigen Tagen gleich bey der erſten Sylbe eines Worts, welche man ihm hinzeichnete, errieth, was man ſagen wollte. Da er ſich nun ſehr für politiſche Ereigniſſe intereſſirte, hatte ſein Sohn die Geduld, ihm die erſte Rede des Königs von Frankreichs, nach ſeiner Wiedereinſetzung, Buchſtaben für Buchſtaben hinzuſchreiben. — Es iſt hieraus wohl zu erſehen, daß, wie groß auch die Seelenſtärke unſeres Kranken ſeyn mochte, ſein Gefühl bey dem allmähligen, ſtufenweiſen Abſterben ſchrecklich ſeyn mußte. Wir kennen außer dieſem kein zweytes Beyſpiel einer ſolchen allmähligen und völligen Zerſtörung aller Mittheilungskräfte. Sollte der Albinoszuſtand der Tochter vielleicht auch eine Folge des zerſtörten Nervenſyſtems des Vaters geweſen ſey?

Im Verhältniß, wie die Funktionen der Mittheilung erloſchen, und beſonders in der lezten Zeit der Krankheit, hatten die intellektuellen Kräfte eine Art von krankhafter Energie bekommen; der Charakter des Mannes hatte ſich verändert, er war ſehr auffahrend, zuweilen faſt wüthend. Die Schwäche des Unglücklichen nahm immer mehr zu, aber erſt nach mehreren Jahren, in welchen er mehr moraliſche als phyſiſche Leiden zu dulden gehabt, erloſch die Flamme des Lebens völlig.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Für das Königsſtädtiſche Theater, welches bey ſeiner Entſtehung eine ſo große Aufmerkſamkeit erregt hatte, die durch fünf Jahre ſich hingezogen hat, manchmal hell aufflakkernd, dann wieder langſam verlöſchend, ſchien endlich mit Ende vorigen Monats die längſt erwartete Kriſis eingetreten zu ſeyn. Hr. Cerf, der königliche Conceſſionär, übernahm gegen Deponirung einer ſehr bedeutenden Summe, zur Befriedigung oder vorläufig nur zur Sicherſtellung der Aktionäre, die alleinige Direktion deſſelben. Da es aber bekannt iſt, daß Hr. Cerf nicht die Mittel beſizt, eine ſo bedeutende Summe aufzubringen, ſo bleibt immer die Frage: Wer hat eigentlich das Geld hergegeben, wer iſt eigentlicher Direktor? Man iſt darin ziemlich einig, daß kein Privatmann ſein Vermögen an ein pecuniär mindeſtens keinen Vortheil bringendes Geſchäft gewagt haben kann. Auf welche Weiſe, mit welcher Abſicht aber eine höhere Perſon ſich der Sache angenommen hat, bleibt vor der Hand Geheimniß. So bleiben kann das Theater nicht füglich, obſchon nicht zu läugnen iſt, daß der gegenwärtige Geſchäftsführer oder Eigenthümer, Hr. Cerf, immer beſſer dirigirt, als beyde frühern Verwaltungen; denn das alte Homeriſche: „Einer ſey Herrſcher allein,“ paßt nirgends beſſer als auf eine Theaterdirektion. Ein Direktor macht ſo gut, was man „dumme Streiche“ nennt, als ein Comité von zehn; er hat aber dann wenigſtens die Erfahrung gewonnen, während bey einem republikaniſchen Vorſtande Einer um den Andern verſucht, keiner durch die Erfahrung des Andern gewizigt, aber Jeder mit dem ſichern Glauben, er habe das Arcanum gefunden. Das Repariren des Schadens muß dem überlaſſen bleiben, der ihn angerichtet hat, und es iſt gut, wenn das zugleich der iſt, der ihn tragen muß. Man ſpricht viel, was aus dem Theater, wenn es königlich iſt, werden kann, man hofft aber nicht viel. Einige wollen von einer italieniſchen Oper wiſſen, von dem Engagement der ehemaligen Sontag (die man jezt mit ziemlicher Gewißheit Gräfin Roſſi nennen will) zu dieſem beſondern Zwecke; Andere nennen bereits einen bekannten Hofmann als königlichen Direktor dieſes zweyten Theaters. Das mag alles ſeyn und kann ſich gewiß anſtändig arrangiren, auch ſind die Schauſpieler des Theaters, deren Exiſtenz in lezter Zeit freylich ſehr ſchwankend war, wohl zufrieden; damit hört aber das Inſtitut auf, für welches das größere Publikum und die Theaterfreunde ſich beſonders intereſſirten. Man betrachtete dieſe Bühne als eine der lezten, welche aus der Volksluſt und dem Volksbedürfniß entſtanden war und durch beyde gelenkt wurde. Theorien und eine höhere Staatskontrolle blieben hier ohne Einfluß. Es herrſchte völlige Parterrefreyheit; der Idee nach durfte dem Publikum nichts aufgedrungen werden, was es nicht mochte. Es konnte ſich hier etwas Nationales entwickeln, der Geſchmack, der ſich in der Mehrzahl des Publikums ausſprach, durfte darauf rechnen, von den Brettern heraus repräſentirt zu werden. Dieß blieben nun meiſt *fromme Wünſche*; die Eitelkeit dieſes und jenes Direktors, links oder des andern Regiſſeurs, die Unwiſſenheit und Unerfahrenheit Anderer, ein verkehrtes Verlangen der Sonntagspopulace, nur ſich und ſich da oben zu ſehen, dem man zu eilig nachgab, führten allmählig den geiſtigen Untergang des Theaters herbey. Demungeachtet war die Idee doch gut, und es gab Perioden, wo das Theater, thätig von Allen unterſtüzt, die etwas leiſten konnten, und vom beſſern Theil des Publikums gern beſucht, doch an das erinnerte, was es hätte werden können. Dieß Alles hört dann auf, wenn es ein königliches Inſtitut geworden, wenn die Schauſpieler nicht für ſich und die Erhaltung des Ganzen arbeiten, ſondern als Angeſtellte, die ihre Gage bekommen, mag es ſchlecht oder gut gehen; wenn ein königlicher Direktor an der Spize ſteht, deſſen Verwaltung zu tadeln, zum Eingriff in die adminiſtrativen Staatsrechte wird; wenn dem Publikum ſeine Freyheit genommen, oder ſelbſt, wenn es nur zur Nebenſache wird. Dagegen verſichern Andere, auch wenn ein Höherer das Geld hergebe und die Sache übernähme, ſolle der Schein der Freyheit und der Reſt von Nationalität wenigſtens bey dieſem zweyten Theater nicht aufhören. Wie ſich das vereinigen läßt mit einer höhern Kontrolle, iſt indeſſen nach den bisherigen Beyſpielen nicht wohl abzuſehen. Bey den reißenden Fortſchritten, welche das Theater nicht in Deutſchland allein, ſondern in der ganzen Welt macht, indem jedes Jahr etwas geleiſtet wird, was man im vorigen noch für unmöglich hielt, kann jedoch noch vielerley ins Leben treten, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Sollten Gladiatoren- und Schiffskämpfe zu den Unmöglichkeiten gehören? Eine Fechterin und einen Elephanten hat man ſchon auf den Brettern geſehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

was ſprach aber Madame Biacchi? von ihrem Gemahle; ſie ſchilderte mit lebhaften Farben die Qualen, die er von der ſardiniſchen Regierung hatte erdulden müſſen; ihre rührende Erzählung hatte die Aufmerkſamkeit aller gewonnen, alle Einflüſterungen des Egoismus zum Schweigen gebracht. Wahrlich eine Frau, eines glücklicheren Looſes würdig! Doch wir wollen den Ereigniſſen nicht vorgreifen, ſondern noch bey anmuthigeren Bildern verweilen; das Schauerliche, das Entſetzliche, nichts wird dem Gemälde fehlen, das ich entwerfen muß, nichts... leider! ſelbſt die Wahrheit nicht. Herr Biacchi, in ſeinem Vaterlande verfolgt, ausgeplündert, verbannt, ohne alle Mittel, außer den armſeligen Trümmern eines großen Vermögens, welche ihm die erfinderiſche Zärtlichkeit ſeiner Gattin zu retten gewußt hatte, Biacchi, ſage ich, hatte unter dem Heere von Buenos-Ayres Dienſte genommen. Man hatte ihm ſeinen Rang als Obriſt gelaſſen, und die dankbare argentiniſche Republik hatte ihn mit einem beträchtlichen Gute, nicht weit von dem Schauplatze ſeiner Thaten, beſchenkt; ſeine Familie, von ihm in ſein neues Vaterland berufen, hatte ſich beeilt, ſich ſeinen Wünſchen zu fügen; der junge Menſch mit der Guitarre war ſein Bruder, und der Obriſt hatte, um durch eine edelmüthige Handlung die Wiedervereinigung ſeiner Theuren zu feyern, die Ueberfahrt für drey piemonteſiſchen Landleute, ſeine Waffengefährten, bezahlt, denen er auch einen Theil der geſchenkten Beſitzungen zudachte. Die beyden franzöſiſchen Offiziere, von denen ich ſprach, hatten ſo eben den Dienſt Griechenlands, in Folge von Uneinigkeiten, die unter den helleniſchen Oberhäuptern herrſchten, verlaſſen. Die Ruhe fürchtend, welche ſie in Frankreich erwartete, wollten ſie der neuen Welt einen Arm anbieten, welchen die alte Welt nicht beſchäftigen konnte. Das offene, freymüthige Weſen dieſer Braven verſprach mir angenehme Unterhaltung, und ich benuzte, um mit ihnen zu ſprechen, jeden Augenblick, welchen Madame Biacchi den Geſchäften ihres kleinen Haushaltes ſchenkte. Voll von Hoffnungen und durch ein herrliches Wetter begünſtigt, ſahen wir, anſtatt die Gefangenſchaft, zu welcher man ſich auf einer weiten Seereiſe freywillig verurtheilt, lang zu finden, die Tage raſch, ohne Eintönigkeit dahinfließen, denn wir trugen Sorge, mit unſeren Beſchäftigungen und Vergnügungen abzuwechſeln, beſonders aber einen mäßigen Gebrauch von denſelben zu machen, ein ſicheres Mittel, um auch des andern Tages Geſchmack daran zu finden. Mit Untergang der Sonne hatten wir immer ein kleines Konzert, deſſen Zierde die liebliche Stimme Madame Biacchi's war.

Du haſt keinen Begriff von den köſtlichen Abenden, welche man an Bord eines Schiffes in ſüßer Vertraulichkeit verlebt. Wenn ſich meine Reiſegefährten zur Ruhe begaben, blieb ich noch auf dem Verdecke und machte Entwürfe zu meinem Glücke, wenn ich nicht an Dich dachte, oder vielmehr, indem ich an Dich dachte; denn ich wollte nur reich ſeyn, um mit Dir das zu theilen, was ich erringen könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der neue Pygmalion.

(Beſchluß.)

Der Maler fing inzwiſchen an, gerade hin geſagt, unausſtehlich zu werden. Er hatte mehrere hübſche Anſichten bey dem Städtchen aufgenommen, einige Karrikaturgeſtalten, die ihm in den Straßen entgegengelaufen waren, gezeichnet, und war jezt ohne Beſchäftigung, daher er die größte Langeweile zu fühlen begann. In dieſem Zuſtande kam nichts ſeinem Mißbehagen und ſeiner Unruhe gleich. Queckſilbrig durchrannte er das ganze Haus, ſchlug die Thüren heftig zu, ſtürmte jeden Augenblick unerwartet ins Krankenzimmer, richtete ſich in einem Saale neben dem leztern unter vielem Geräuſch eine Art Atelier ein, überſchüttete Wernern mit einer Maſſe von barocken Einfällen, forderte ſein Urtheil über abſcheuliche Zerrgeſtalten, die er alle Tage zu Dutzenden fabrizirte, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren, welche den Kranken ganz verdrießlich machten. Emilie bat ihn mehrmals höflich, doch nach dem Schloſſe abzureiſen, aber er blieb unbeweglich; denn er war ſo konſequent in *einer Grille, als er inkonſequent war*, wo es Ernſt galt. Um ihn zu beſchäftigen und ihn einigermaßen unſchädlich zu machen, ſchlug ihm Emilie vor, er möchte insgeheim eine Kompoſition entwerfen und den Freund zu ſeiner Geneſung damit überraſchen; irgend etwas Bedeutendes, Charakteriſtiſches müſſe es ſeyn. Sterzing ergriff dieſe Idee mit allem Feuer. „Ich will etwas liefern,“ rief er aus, „was alle meine bisherigen Werke übertreffen ſoll. Man hat mich ſo oft getadelt, daß ich die Gattungen vermiſche; jezt iſt ein reiner, antiker, erhabener Sinn, wahrſcheinlich durch die Langeweile dieſes Orts, in mir erweckt worden; eine Schöpfung im großen Genre ſoll aus ihr entſpringen, die man nicht ohne gähnende Bewunderung oder bewunderndes Gähnen wird anſchauen können.“

Sterzing hatte die unzarte Idee, den Moment zu zeichnen, wo Pygmalion um die Beſeelung der geliebten Statue fleht. Und wie ſich Alles in ſeinem Geiſte bizarr und überladen ausprägte, die Bildſäule ſollte ein Bild der Liebesgöttin ſelbſt ſeyn, der Künſtler ſollte vor dieſer auf den Knien liegen, die Göttin um ſie ſelbſt anflehend. Natürlich erfuhr Emilie nichts von dieſer Poſſe, der er durch Porträtirung wieder die allerverletzendſte Richtung zu geben keine Scheu trug. Er lebte und webte von nun an ganz in ſeinem geſchmackloſen Gedanken, lief nach Materialien und Vorrichtungen zu einem Gerüſte umher und war zwey Tage hindurch kaum ſichtbar, ſo daß unſer

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Eine „Droschke" ist neulich dort (auf dem Königsstädtischen Theater) verunglückt. So heißt nämlich ein allegorisches Lieberspiel von Hrn. von Holtei, in welchem derselbe einen Versuch gemacht, die allegorischen Zauberpossen eines Raimund von Wien nach Berlin zu versetzen. Allegorien gehören überhaupt nicht mehr auf unser Theater; wir haben andere, bessere Mittel, das auszusprechen, was sie sagen wollen oder sollen. Dann ist der Berliner Boden am wenigsten dazu geeignet; es fehlt hier die lustige Empfänglichkeit, der fröhliche Glaube. Da kamen vom Himmel „hergeschneit," sagte das Publikum, Glaube, Liebe, Hoffnung, noch dazu mit den fremden Namen Spes, Fides, Charitas, in griechischem Kostüm; sie kamen ohne Prolog, ohne Einleitung; man wußte nicht, was sie wollten, was sie sollten; sie bemühten sich um einen Berliner Stutzer, der nach unserer Meynung einen so unmittelbaren himmlischen Beystand und Einspruch wenig verdiente. Das ganze Stück kam uns so fremd vor, die ersten Göttererscheinungen waren so lächerlich, daß, als das Lachen einmal angefangen hatte, es nicht wieder aufhören wollte und manches Gute, was das Stück sonst haben mochte, dem übrigens ein verständlicher Prolog vielleicht aufgeholfen hätte, verloren ging. Sonst hat das Theater wenig oder gar nichts Neues in lezter Zeit geliefert. Es fehlt an Arbeitern dafür, die meistens von den frühern Direktoren, welche die Verfasser von Theaterstücken als Nebensache ansahen, mehr verscheucht, als aufgemuntert wurden. Und doch kann dieses Theater, vermöge seiner beschränkten Concession und der Anforderungen eines Publikums, das nicht Kunstleistungen, sondern stets neue Leistungen sehen will, sich nur durch immer neue Stücke halten. Dekorationen, Anzüge, Feuerwerke, Thiere wollen nichts mehr machen. Nur die frischen Stimmen einiger Stevrischen und Tyroler Alpensänger füllten in den lezten Wochen das Haus und die Kasse. Doch auch diese Natur- und Kunsttöne verlieren am Ende ihre Wirkung. Wenn das Theater untergeht, geht es wenigstens nicht ohne eine Art europäischen Namen unter, da von hier aus die Sontag den übrigen gewonnen hat, und mit ihr gewissermaßen die Anerkennung deutschen Talentes auf dem französischen Theater beginnt.

Von der königlichen Bühne läßt sich zum Jahresschluß nicht viel mehr als Negatives melden. Es lebt sich auf dem Theater nur so fort, damit man nicht sagen kann, daß es gestorben ist. Mit dem Königsstädtischen sänke seine beste Stütze, indem die Blüthe jenes Instituts vor einigen Jahren dieses zu Anstrengungen veranlaßte, die ihm doch für kurze Zeit wieder Zuspruch und Achtung verschafften. Diese Periode der Aufregung und Rivalität ist nun längst vorüber. Man schläft und träumt fort in apathischer Muthlosigkeit. Graf Redern's Stellung und Lust zur Sache scheint noch immer nicht definitiv entschieden. Die negative Kraft thut sich bis jezt in Entlassungen Pensionirungen, Einschränkungen und abschlägigen Antworten kund; dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur etwas Positives dazu käme. Noch ist viel Gutes vorhanden, aber das lebendige Band fehlt. Das Publikum wird zu bittern Glossen aufgefordert, wenn es sich seit Jahren überschlägt, welche Talente hier hätten engagirt werden können — und zu ihrer Zeit für ein Billiges — die man aber hat gehen lassen, in der Erwartung, daß immer noch etwas Besseres kommen könne, daß man daher nicht zu schnell zugreifen müsse.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

Wenige Vaudevilles dieses Jahres haben so viel Beyfall erhalten, als „Marie Mignot," das beynahe schon 30mal auf dem Vaudevilletheater gegeben worden ist, und jeden Abend ein volles Haus zu Stande bringt. Seit seiner „jungen Königin Christine von Schweden" hat der Dichter Bayard kein so beliebtes Stück gedichtet, wie dieses, und Scribe selbst könnte eifersüchtig auf denjenigen werden, den er zuweilen zum Mitgehülfen gehabt und welcher dießmal ein Stück hervorgebracht hat, das besser ist, als manche Scribe'schen. Marie Mignot ist ein Sittengemälde aus der Zeit Ludwigs XIV., in drey Aufzügen, die durch Zeiträume von zehn Jahren von einander getrennt sind. Im ersten Aufzuge ist Marie Mignot eine junge und hübsche Wäscherin und heyrathet aus Ehrgeiz einen reichen Prokurator, indem sie die Liebe eines jungen Prätendenten verschmäht; im zweyten ist sie reiche Wittwe und heyrathet den Marschall von Hopital, was, wie die vorige Heyrath, historisch richtig seyn soll; auch in diesem Aufzuge verschmäht sie wieder die Hand des vorigen Geliebten, der unterdessen Prokurator geworden ist, aber für die ehrgeizige Wittwe nun wieder viel zu tief unter ihr steht. Im dritten Aufzuge endlich ist Marie Mignot wieder Wittwe, wird von Casimir, dem ehemaligen Könige von Polen, geliebt, was wiederum historisch wahr seyn soll, und steht sogar auf dem Punkte, seine Frau zu werden, also die Gemahlin eines Königs, wenigstens eines gewesenen. Unterdessen ist der alte Geliebte ihr zu Liebe in schwedischen Dienst getreten und Feldmarschall geworden, und heyrathet zulezt eine Prinzessin, wogegen Marie Mignot sich ins Karmeliterkloster zurückzieht. Da in diesem Stücke Alles in auf- und absteigender Linie gehen mußte, so haben die Dichter auch die berüchtigte Buhlerin Marion Delorme eingeführt, welche im ersten Aufzuge eine glänzende, reichgeschmückte und lebensfrohe Dame ist, und im lezten Aufzuge bey Marie Mignot um Brod bettelt; eben so ist da ein Oheim der Marie Mignot, der im ersten Aufzuge ein Koch ist und sich allmählig mit seiner Nichte emporhebt, ohne daß er aufhört, sich mit Saucen und Ragouts zu beschäftigen, eine lustige Figur, ganz in Scribe'schem Geiste, obschon ein wenig übertrieben; allein solche possierliche Figuren, wenn sie mit Geist behandelt sind, gefallen immer. Das Stück ist bereits gedruckt, und wahrscheinlich wird Marie Mignot bald auch auf fremden Bühnen erscheinen, wie so manche andere Vaudevilles aus Paris, deren Verfasser zwar nicht viel Originelles geben, aber die Kunst verstehen, leicht und angenehm zu dramatisiren. Manche nehmen ihren Stoff aus Sammlungen von Erzählungen und Novellen; selbst Scribe verschmäht diese Quelle nicht, und viele seiner witzigen Vaudevilles sind dramatisirte Novellen; so hat er neulich aus einer Erzählung Zschokke's den Stoff zu einem Vaudeville genommen, dessen Handlung in der Schweiz vorgeht und auf einem vorgeblichen Gebrauche beruht, nach welchem derjenige, welcher ein Mädchen öffentlich küßt, gendthigt ist, es zu heyrathen. Schon ein anderer Dichter hatte ein leichtes Vaudeville nach diesem Stoffe gedichtet; Scribe hat denselben freyer bearbeitet und anstatt des Küssens etwas Ernsthafteres, nämlich eine förmliche Verführung, zu Grunde gelegt. Dieses Stück ist wiederum keines von den bessern des berühmten Dichters, wird aber dennoch fast jeden Abend mit einigen andern seiner Stücke gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

glücklichen Einfälle in Erstaunen, erschreckte sie aber oft durch seine Lebhaftigkeit. Die Matrosen schenkten ihm große Aufmerksamkeit, und ein Schiffjunge hatte ihn so lieb gewonnen, daß er ihn unterwies, in den Mastkorb zu klettern, was der kleine Mann mit überraschender Behendigkeit ausführte. Der Kapitän selbst hatte, trotz seines Ernstes, seine Freude daran, ihm die Namen des Tauwerkes, der Segel, Masten und unzähligen Stücke, die zum Tackel- und Zimmerwerke eines Schiffes gehören, vorzusagen. Joachims glücklichem Gedächtnisse waren alle diese technischen Worte ein Spiel; alle Welt endlich ergötzte sich an seinen witzigen Einfällen und an der Leichtigkeit, womit er die Strickleitern erkletterte, alle Welt, mit Ausnahme seiner Mutter. Mitten in einer lebhaften Unterhaltung sah Madame Biacchi plötzlich ihren Sohn an den Tauen emporklimmen, da änderten sich ihre Züge, das Wort erstarb auf ihren Lippen, und so sehr wir uns dann bemühten, sie zu beruhigen, so blickte doch immer die mütterliche Liebe und Besorgniß aus ihren unruhigen Mienen.

Eines Tages, und von diesem Augenblick fing unser Unstern an, saßen wir am Steuerborde, beschäftigt, ein mit Fischen, deren Namen ich vergessen habe, gefülltes Netz aus dem Meere ziehen zu sehen; Joachim, rittlings auf einer Raa sitzend, beugt den Körper vor, um den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit besser zu sehen; Madame Biacchi allein gewahrt die gewagte Stellung, welche das Leben ihres Sohnes gefährden kann; sie stößt einen Schrey aus; das erschreckte Kind verliert das Gleichgewicht und stürzt auf das Verdeck. Man drängt sich um ihn; man sieht, man entfernt die Mutter. Joachim war nicht mehr, er hatte sich die Hirnschale zerschmettert, und das arme Kind war bereits leblos, als man es in das Zimmer des Kapitäns trug. Ich versuche es nicht, theurer Freund, Dir die gräßliche Bestürzung zu schildern, in welche uns dieß Ereigniß versezte, noch den Schmerz Madame Biacchis, ihre Verzweiflung, ihr Wehklagen, welches noch in meinen Ohren tönt, ihre Thränen, welche ich noch fließen sehe. Ich muß Dein Gefühl schonen, da es noch andere Prüfungen zu bestehen hat. Das Glück, welches uns der Himmel auf dieser traurigen Reise geschenkt, war zu Ende. Den nämlichen Abend wurde der arme Joachim still in das Meer gesenkt, und ungefähr zwey Stunden nach dieser Ceremonie schlug der Wind um. Ein fürchterlicher Orkan warf sich auf den Steydano; das Meer drohte uns in seinen schauerlichen Abgründen zu verschlingen. Nach der Schätzung des Kapitäns waren wir nicht weit entfernt von den Inseln des grünen Vorgebirges, deren Küsten mit Klippen umringt sind, was unsere Lage äußerst kritisch machte. In der Nacht tobte der Sturm mit solcher Heftigkeit, daß das Schiff seine Segel verlor, selbst diejenigen, die an die Raaen geschnürt waren. Unter einem großen Theil der Passagiere und Bemannung herrschte Bestürzung. Wenn es ein wenig Schande macht, die unfreywilligen Regungen der Furcht zu fühlen, so gehört einiger Muth dazu, es zu gestehen, und aufrichtig gesagt, man sieht mit 25 Jahren den Tod nicht so nahe, ohne gar sehr zu wünschen, daß er sich entfernen möchte. Ich hatte also Angst, instinktmäßige Angst, und beneidete die Unerschrokkenheit der beyden französischen Offiziere in einem Augenblicke, wo das Brett, welches uns von der Ewigkeit trennte, jeden Moment an einem Felsen zerschellen konnte. Madame Biacchi war unempfindlich für die Gefahr; ganz dem Schmerz über den Verlust des Gegenstandes ihrer höchsten Zärtlichkeit hingegeben, hatte sie nur noch einen Wunsch, sich bald mit ihm vereinigt zu sehen, und bey jedem Stoße sah man in ihren Augen eine Freude funkeln, für die ich keinen Ausdruck finde; kaum duldete sie die Liebkosungen des Sohnes, der ihr noch geblieben war, und ihre Hand machte manchmal den Versuch, ihn zurückzustoßen.

Der Sturm dauerte die ganze Nacht; gegen fünf Uhr Morgens ließ er auf einmal nach, der Wind legte sich, aber das Meer war noch sehr bewegt, und das Schwanken des Schiffes unerträglich; wir waren nahe bey der Insel May (einer der Inseln des grünen Vorgebirges), und mit Tagesanbruch sahen wir, welche Gefahren wir bestanden hatten. Die Sonne erschien am Horizonte in ihrer vollen Pracht, und wir begrüßten mit lauter Freude die Erscheinung dieses trügerischen Gestirnes, *in dessen Glanze wir* die Versicherung eines heitern Tages zu lesen glaubten; das Schiff war in seinem Segelwerke sehr stark beschädigt. die gewaltsamen Erschütterungen, welche es erlitten, hatten es in einen kläglichen Zustand versezt; die Mannschaft war völlig erschöpft. Ich trat zum Kapitän, und wünschte ihm zu der plötzlichen Aenderung des Wettere Glück; er antwortete nichts, er drückte mir kräftig die Hand und wies auf das Land, das vor uns lag, und auf die Wogen, die sich an den Felsen brechend, unter lautem Getöse weißen Schaum emporsprizten. Das Schweigen des Kapitäns Nikolao war mir sehr bedenklich; aber ganz verwirrt durch die Beängstigungen der Nacht, stieg ich in mein Zimmer hinab; erschöpft warf ich mich auf mein Bett; ein Schlaf schwerer denn Bley senkte sich auf meine Sinne; gräßliche Träume jagten sich; ich weiß nicht, wie lange ich unter den Qualen dieses furchtbaren Alpdruckes litt; ein Donnerschlag weckte mich, ich hörte schrecklichen Lärmen, Geschrey, Aechzen, bey dem Leuchten der Blitze suchte ich die Thüre, die von dem Zimmer auf das Verdeck führte, und gelangte, nachdem ich wohl zwanzig Mal gefallen, an das Ende der Treppe. Der Himmel stand in Feuer, alle meine Reisegefährten lagen in bunter Verwirrung zwischen den Trümmern der Masten, der Segel und der Taue.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

der beste Komiker unter denen, welche dafür geboren sind, wäre vor mehreren Jahren für ein geringes Fixum zu gewinnen gewesen. Alle diese genannten Talente hatten und haben den unbedingtesten Beyfall des Publikums, und, was noch wichtiger ist, sie füllten das Haus und brachten viel Geld ein. Aber gerade im Augenblicke, wo es gilt, mit diplomatischer Geschicklichkeit einen fremden Künstler zu fesseln, überkommt unsere Direktion, wie ein Erbstück von Iffland's Zeiten, der, aus ganz andern Gründen, keine ausgezeichneten Talente neben sich zu sehen liebte, ein Zögern, eine Verzagtheit in ihr und des Publikums Urtheil, sie sprechen zur unrechten Zeit mit bureaukratischem Stolz und der günstige Moment ist entwischt. Auch „Epstair," erinnern wir uns, hätte einst zu guter Zeit hier engagirt werden können. Denn wenn die Noth am größten, sieht man sich zu plötzlichen Engagements gezwungen, wo man sich nicht viel besinnen kann, und die verhältnißmäßig theurer sind, als die ersten Talente, mit denen man vielleicht um ein Paar hundert Thaler auseinander war, die es aber in einem Abend wiederbringen können. So fehlt ein jugendlicher Liebhaber, ein junger Held. Man hätte „Devrient" vom Leipziger Theater um geringes Geld haben, man hätte „Becker" aus Dresden hierherziehen können, beyde geschickt in ihrem jetzt selten gut besetzten Fache; jetzt sieht das Publikum mit Besorgniß entgegen, wen Noth und Zufall in die dünnen Reihen unserer alternden Heldenphalanx führen wird. Wenn nichts anders da ist, wird aus dem Chor für Herren und Damen rekrutirt, und so weit ist die große Berliner königliche Bühne gekommen, daß eine junge Schauspielerin, welche man auf dem Secondairtheater als nicht brauchbar entlassen, durch Umstände auf dem Hoftheater engagirt, jetzt alle ersten Liebhaberinnenrollen spielen muß! Man hat keine andere. Eine Dlle. „Fournier" aus Dresden, eine artige, gewandte Schauspielerin, die, wenn ihr beschränkteres Talent auch nicht das Glück des Theaters machen konnte, doch brauchbarer für viele Lücken gewesen wäre, scheint auch nicht gefesselt zu seyn. Daß bey einem raisonirlustigen Publikum, wie das Berliner, die beißende Kritik darüber in allen Cirkeln sich Luft macht, mögen Sie denken. Man ist dagegen auch nicht unempfindlich, und will sich entschuldigen. Es ist daher eine alte Taktik in unsern Theaterkreisen, alle Schuld der Vernachlässigung des deutschen Schauspiels auf den Hof zu schieben. Alles, was tadelnswürdig ist, was leicht hätte abgestellt werden können, wird dahin gebärdet. Der Unterrichtere läßt sich davon nicht täuschen, so erfindsam auch die Anschuldiger zu Werke gehen. Es mag bey Hofe das Lustspiel, das Vaudeville, das Ballet mehr geliebt werden, als das Trauerspiel; diese Vorliebe theilt aber der Hof mit vielen Uncourfähigen, und Ihr Korrespondent sieht z. B. auch lieber ein gut aufgeführtes Lustspiel, als eine schlecht gespielte Tragödie. Nur mit allzu gütigem Herzen hört unser gerechtester König auf alle Vorstellungen von denen, welche sie zu machen berechtigt sind. Wenn nichts für das Schauspiel geschieht, wenn man die günstigsten Momente verstreichen läßt, nicht aufmuntert, wo noch zu hoffen, nicht unterstützt, wo zu verlieren ist, so ist das die alleinige Schuld derer, denen obliegt, dafür zu stehen, indem sie ihre Vorstellungen nicht mit genug Würde und dringendem Ernst abgefaßt haben. Das ist auch die allgemeine Meynung, ohne daß Jemand deßhalb eines bösen Willens oder persönlicher Lust, das Schauspiel herunter zu bringen, beschuldigt wird. Im Gegentheil weiß man, daß der obere und niedere Vorstand sich für die Erhaltung des deutschen Schauspiels persönlich interessirt, daß sie so viel Einsehens haben, das Theater, jetzt ein Conseint von allem Möglichen, könne ohne jenes nicht bestehen, die Oper allein, das Ballet allein müssen untergehen, ohne die Zuthaten vom Schauspiel her; sie wünschen auch gewiß, es wieder in die Höhe zu bringen, aber die ganze Direktionsmaschine ist zu verwickelt, ein Rad greift in das andere, keines will das Hauptrad seyn, wenn es Handeln gilt, nur im Verbieten und Hindern, und bis nicht Jemand mit energisch diktatorischem Willen zwischen die Schwäche und Ungewißheit tritt, ist keine Abhülfe denkbar. Das erwartete man vom Grafen Redern, der ein reicher, unabhängiger Mann ist und die Kunst liebt. In diesem Jahre ist es nicht geschehen, vielleicht geschieht's im künftigen.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Das Théâtre de Madame, für welches Scribe beständig dichtet, könnte jetzt einzig von seinen Vaudevilles zehren, wenn es nicht genöthigt wäre, zuweilen auch Stücke von andern Dichtern zu geben, um die Darstellungen etwas zu verändern. Auf dem Théâtre français hat eine fast wörtliche Uebersetzung des Shakespeare'schen Othello großes Aufsehen erregt. Bisher hatte es noch Niemand gewagt, ein Shakespearesches Stück ohne bedeutende Veränderung auf eine französische Bühne zu bringen. Der Dichter Ducis hatte schon vor langer Zeit einige der vorzüglichsten tragischen Stücke Shakespeare's fürs Théâtre français bearbeitet, aber so, daß sie eher Nachahmungen, als Uebersetzungen genannt werden konnten; in der letzten Zeit, besonders seit die englischen Schauspieler die Shakespeare'schen Trauerspiele hier aufgeführt haben, sind die Dichter etwas dreister geworden und haben sich dem Originale zu nähern gesucht; endlich hat denn ein Dichter, Nameus Alfred de Vigny, es gewagt, den *englischen Othello ganz* im Französischen wiederzugeben. Der Globe war fast entzückt über diese Kühnheit und lobte den französischen Dichter außerordentlich. Die Vorstellungen wurden der Sonderbarkeit wegen auch ziemlich häufig besucht, obschon die Damen Anfälle von Vapeurs bekamen beym Anblicke der gräßlichen Auftritte in diesem Stücke; fast alle andern Tagblätter tadelten den Dichter, daß er solch ein monströses Stück den Parisern vorgeführt hätte. In der That läßt sich nicht wohl einsehen, wie ein Dichter, der seine Nation kennt, sich hat einbilden können, es werde ihm gelingen, ein getreu übersetztes Stück Shakespeare's mit allen den Schlacken aus der barbarischen Zeit des großen genialen Dichters, und mit allen den uns großentheils unverständlichen oder doch gleichgültigen Anspielungen in Paris genießbar zu machen. Nun sind die Pariser freylich nicht mehr in Hinsicht des Theaters so zartsinnig, als zuvor. Seit einigen Jahren hat man ihnen so barocke Dinge, so viele in fremdem Geschmacke gedichteten Schauspiele, so manche Gräuel vorgeführt, daß auch ein Shakespeare'sches Stück nicht mehr so unangenehm auffallen konnte, als zuvor; dennoch sind die Pariser nicht bis zu dem Grade von Gleichgültigkeit gelangt, daß sie sich in den Geschmack des englischen Volkes beliebig fügen könnten. Gegen die tragischen Schönheiten Othello's waren sie zwar keineswegs unempfindlich und diese wurden sehr beklatscht, auch waren sie ihnen schon aus den Nachahmungen bekannt; allein um diese erhabenen Auftritte herum sind so manche dem jetzigen Geschmacke widerstrebende Umstände und Ausdrücke gelagert, daß alle Augenblicke den Zuhörern etwas widerlich auffällt und ihren Genuß stört.

(Der Beschluß folgt.)

Extrabeylage zum Morgenblatt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

tem Briefwechsel mit dieser Frau stand, der konnte freilich nicht Zug und Zug aneinanderreihen und das Bild der Wahrheit, der Demuth und des reinen Christensinnes, der sich vom Anfang bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens getreu blieb, aus ihr zusammensetzen. Wahr ist es, nur denjenigen, die sie verstanden, schloß sie ihr inniges Gefühlsleben auf; alle jene aber, die nur in steifer Visitenferne zu ihr kamen, blieben, so nahe sie standen, doch tausend Meilen weit von ihrem Innern entfernt, und nie wird das flache Gehirnleben schäzen lernen, was das Gefühlsleben in seiner Tiefe verhüllt.

Und dieß ist nun auch der einzige ächte Standpunkt, von welchem der unbefangene Kritiker dieser Geschichte ausgehen muß, nemlich der Thatbestand theils in dem genauen Zusammentreffen der Angaben mit der Wirklichkeit, theils in der mehrfachen Uebereinstimmung der Augen und Ohren-Zeugen. Wer diese beide Hauptmomente ins Auge faßt und sie zu erklären vermag, ohne noch ein größeres Wunder als eine Geisterwelt zu Hülfe zu nehmen, dem wollen wir sogleich gewonnen Spiel geben; wer es aber nicht vermag, wird uns nicht verübeln, wenn wir das theoretische Ausklügeln, was nach Gesetzen der Vernunft und der Natur möglich oder nicht möglich sey, für ein leeres Spiel des Witzes oder des Verstandes halten. Alle Theorie der Art verstummt vor der Macht der Thatsachen.

Auch Menzel hat diesen Standpunkt verkannt. Hätte er ihn zu seiner ersten statt zur letzten Betrachtung gemacht, so wären sicher manche nicht ganz leidenschaftlose und unbillige Urtheile weggefallen. Die Annahme einer Ansteckung im Sehen und Hören ist gewiß ein dürftiger Nothbehelf für das Nichterklärenkönnen. Das geringste Recht, was Jeder von der menschlichen Gesellschaft verlangen kann, ist die Anerkennung seiner gesunden Sinne, und der Zweifel daran ist etwas ehrenrühriges. Wäre es erlaubt, den Andern ihre gesunde Sinnen abzusprechen, so dürften der Geschichtschreiber und der Richter, welche auf die richtige Aussagen ihr ganzes Faktum gründen müssen, sogleich ihre Federn wegwerfen. Weit gewisser ist das Miasma, das im Raisonnement des Weltverstandes steckt, der seine Weisheit von einer Thatsache bedroht sieht.

Eine andere Meinung, welche ein Anderer vorbringt, „daß die Seherin in einer Art Wahnsinn und ihre Geisterwelt eine fixe Idee gewesen sey," hat neben ihrer Dürftigkeit noch die größte Inkonsequenz in sich, indem der Wahnsinn gerade darin besteht, daß die fixe Idee nie mit der Wirklichkeit und der Erfolg nie mit der vorangegangenen Aussage übereinstimmt, was bei der Seherin gerade der umgekehrte Fall war.

Und nun gehe ich auf die speziellen Angaben der Rezension selbst über.

Zuerst einige historische Unrichtigkeiten: S. 363. 2te Spalte heißt es: „Im Mittelpunkte des Sonnenkreises lag die Seele, im Mittelpunkte des Lebenskreises der Geist." Wenn dieser Saz so ausgedrückt in dem Buche läge, so dürfte ich meine ganze Erklärung über diese Kreise geradezu ausstreichen; sie hätte schon darum keinen Sinn mehr, weil die Seele mit dem Abfallen des Sonnenkreises auch mit hätte abfallen müssen. Aus der falschen Stellung, welche hier Menzel der Seele giebt, möchte erhellen, daß er überhaupt in das tiefe psychische Verhältniß der beiden Kreise nicht eingegangen ist. Ich erwähne hier beiläufig, daß ich mich drei Tage lang über diese Kreise mit der Seherin selbst besprach und nur ausser dem Werke von Heinroth: Ueber die Selbsterkenntnißlehre, die Gebiete des Geistes, der Seele und des Leibes nirgends so schön dargestellt fand, als ich es in dem einfachen Verkehr von Frag und Antwort aus ihrem Munde vernahm. Gehört diese Darstellung wohl auch in die Theorie der Ansteckung oder des Wahnsinnes?

S. 363. erste Spalte nennt Menzel die kleine Verse eine poetische Spielerei, mit einer nicht undeutlichen Hinweisung, daß der Dichter Kerner mit im Spiele gewesen sey. Ich bezeuge hier, daß ich mehrere Gedichte, die im Buche stehen, von der Hand der H. geschrieben sah, und Kerner nicht den geringsten Antheil hatte. Wer so sehr in der Theorie der Ansteckung befangen ist, wird freilich den aesthetischen Sinn, der dem Gefühlsleben eigenthümlich ist, und den reinen Erguß eines christlichen Gemüths, der sich in den kleinen Gedichten ausspricht, gänzlich verkennen. Solche Urtheile sind lieblos.

Beleuchtung der Rügen.

Noch einmal müssen wir uns in den Larventanz der Geisterwelt einlassen, wie Jean Paul es nennt; sie tragen freilich nicht das Brautkleid des Himmels, sondern das Nachtkleid der Erde.

Die Rügen, welche Menzel vorbringt, betreffen hauptsächlich folgende Momente:

1) Wie mehrere Menschen das, was in Bild und Farbe sich ausdrückt, nicht zugleich sehen sollen.

2) Wie das, was die Seherin Nervengeist nenne, bald verzehrt, bald von andern wieder ersetzt und am Ende doch das Bleibende sey, was die Seele mit sich nehme.

3) Wie unglaublich es sey, anzunehmen, daß die Geister jenseits noch wachsen.

4) Wie unchristlich es sey, tugendhafte Menschen, deren es Millionen unter den Heiden geben könne, darum von der Seligkeit ausgeschlossen anzunehmen, weil sie die christliche Lehre nicht kannten.

5) Wie es gegen allen Plan der Welt streite, anzunehmen, daß die Verbannten auf Erlösungen von solchen begabten Somnambülen warten sollen.

Digitized by Google

größere Hülle, bis sie so groß ist, als nun hier werden kann. Diese hat bei den Kindern eine undenkliche Klarheit, ebenso bei den ganz Seligen. Wir aber in unserem Zwischenreich (der Geist war aus dem Zwischenreich) wissen und fühlen diese ewige Seligkeit, können sie aber nicht ertragen mit unsern alten sündhaften Ueberresten, bei denen wir ehemals unsere Seligkeit suchten, und müssen uns daher an Orten aufhalten, wo eine immerwährende schauerliche Dämmerung ist, fühlen aber eben so gut auch den Ort der ewigen Qual und Verdammung. Wohl können wir uns in diesem Verbannungsort zu dem Herrn und Heiland wenden, aber es geht weit schwerer als auf der Erde.“

Später, als ich sie einmal fragte, wie es sich mit den

nicht den längst verbannten Vater im Lobe zu Gott in die seligen Wohnungen abholen sollen?

Ad IV.

Um die Frage über die Tendenz des Geisterglaubens sammelt sich der bitterste Tadel des Rezensenten. Er glaubt, das Wort für die Menschheit nehmen zu müssen, und befürchtet die höchste Gefahr für die Wahrheiten der Vernunft, Moral und Religion. Erstaunt, als ich dies las, fragte ich mich selbst: „Und wie! Alles dieß sollte dir, der du jeden Gedanken und jede Lehre dem Christenthum zuwendest, so schnöde entgangen seyn?“ Ich prüfte und verglich, und gebe nun das Verglichene, um klar zu machen,

sich vielmehr auch an andere Menschen und vorzüglich an seligere Geister wenden, um die lange vergessene und vernachläßigte Christusreligion wieder anzufrischen. Wer die in den tausend Lastern eingefleischte Welt sucht, und die in selbstgemachten und selbstverschuldeten Irrthümern eingewurzelte Selbstsucht in ihrer psychischen Wurzel zu schätzen weiß, wird sich nicht mehr über die Hartnäckigkeit wundern, womit diese sich selbst überlassenen Geister ihre falschen Neigungen und ihre Irrthümer festhalten, und, wie Böhme sagt, über Gottes Sanftmuth ausfahren und die Hülfe verschmähen. Nur das Gebet, die Lehre und der Name Christi kann noch helfen, und dazu scheint ein vermittelndes Organ wenigstens so lange, bis der erste glimmende Funke des Guten angefacht ist, nöthig zu seyn. Es ist ein eben so schöner als wahrer Gedanke der Seherin, daß die Geister sich selbst erlösen müssen, und daß das Gebet nur das vermittelnde Glied dazu sey, woher es auch komme.

Ad VI.

Bei dem Geisterglauben, wie er theils in dem Dokument, welches die Seherin selbst verfaßte, theils in dem Thatbestand der Geschichten enthalten ist, scheint mir Vernunft, Moral und Religion nicht nur nicht gefährdet, sondern vielmehr in Uebereinstimmung. Es ist nur der ungewöhnliche Anblick, der uns Anfangs erschreckt, womit man sich aber bald befreundet, wenigstens ist es mir so ergangen. Unangenehm ist es freilich für Manchen, daß, wenn er ein Begrifflein aus sich hervorholen will, auf einmal ein Geist vor ihm steht, und wenn er sich in der Komödie des Lebens recht gefallen will, auf einmal eine ganze Larvenwelt ihren mimischen Tanz vor ihm aufführt. Menzel sagt: „Er erkenne nur ein Geisterreich, das geistreich sey.“ Dieß ist eben die Kunst, nach dem Tode da Geist zu suchen, wo im Leben keiner war. Himmelwärts ist es allerdings wahr, wo unsere Ideale ohne Zweifel ins Leben sich gestalten, wo die Wahrheit ihr weißes Lichtgewand anzieht und die Tugend ihre Krone aufsetzt; aber erdwärts geht es nicht, da blickt die schändliche Lust aus hohler Maske, das Laster wird zum Scheusal, und das Verbrechen wickelt sich in den schwarzen Dunst der Hölle. Das Brautkleid des Himmels ist nur denen beschieden, welche zur Hochzeit des Lammes eingeladen sind, das Nachtkleid der Erde aber denen, die draußen stehen müssen und von welchen der Herr sagt: Ich kenne Euer nicht. Menzel sagt: „er erkenne eine Einwirkung bis zur Gränze der Natur.“ Wo läuft diese Gränze? Gehört wohl das, was die Schrift von Himmel und Hölle sagt, auch noch zu dieser Natur? Ich habe nichts dagegen, aber dann müssen wir diese Allnatur in drei große Abschnitte absondern, nämlich in eine himmlische, menschliche und dämonische Natur. Und was hindert uns jetzt, den Menschen, der in dieser Allnatur steht, auch in allseitige Berührung zu setzen? Der Mensch steht eben im Mittelpunkt, und kann sich mit Freiheit seine Richtung nach oben oder nach unten wählen. Welche er wählt, diese Richtung hat er auch nach dem Tode.

Der Hauptpunkt ist, daß die moralischen Gesetze da anfangen, wo die Naturgesetze aufhören, und daß die Gerechtigkeit Gottes sich eine andere Verfassung ausbedungen hat, als wie wir sie auf unserer Erde und in unserem Sonnensystem vor uns haben. Da nützen unsere idealen Vorstellungen nichts; wer zum Zwischenreich verbannt ist, den werden wir umsonst in die Gärten der Hesperiden setzen, wie ja auch schon auf der Erde die Zucht- und Arbeitshäuser für die Verbrecher kein Elborado sind. Einen Ort der Reinigung und Läuterung müssen wir für solche Seelen annehmen, welche sich in der Welt so sehr verunreinigt haben. Wenn eine Seele alle ihre Neigungen, Laster und Irrthümer zur Welt ziehen, wie soll sie eine Richtung gegen den Himmel gewinnen können? dieß wäre ja gegen alle Naturgesetze. Mit unreinen Trieben und der lastenden Sünde ist keine Seligkeit möglich, dieß wäre ja gegen alle moralische Gesetze. Die falsche Grundneigung muß heraus, wie die Seherin sagt, und die Irrthümer und Thorheiten (theoretische und praktische) müssen aufgelöst werden. Um dieß zu bewirken, darf keine Zerstreuung und Weltbeschäftigung mehr seyn, in schauerlicher Dämmerung, die größtentheils aus den falschen Neigungen und Irrthümern der Seele selbst hervorgeht, wie ein dichter Nebel, muß der Geist sich isoliren, damit er in sich selbst zurückkehre und an sich selbst arbeite. Diesen Ort nennen die Geister ihren Verbannungsort, der aber sehr heilsam ist, um sie nach und nach zur Besinnung zu bringen. Dieß ist der Ort der seufzenden Kreatur, und wahrhaftig, der erste Seufzer, der aus der Kreatur hervorquillt, ist auch der Anfang der Rückkehr und das Element der Rettung; aus ihm erwächst der Trieb zum Gebet, sie sehnen und suchen nach Hülfe, denn immer klarer und durch die Klarheit peinlicher wird ihnen ihr erbarmungswürdiger Zustand, und nun kommen ihnen die seligern Geister freundlich entgegen, nehmen sich des verlornen Bruders an und führen ihn durch Gebet und Lehre zum allgemeinen Welterlöser zurück, von dem sie abgefallen waren. Und welche Freude mag es im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut! Während dieses Geschäfts aber löst sich zugleich der graue Nebel auf, denn das Licht, das in die Seele scheint, durchdringt auch ihre Hülle, sie wird reiner, leichter und heller, und nun vermag sie sich auch aus dem Verbannungsort in lichtere Höhen zu heben.

So können und müssen wir uns Millionen erlöste Seelen denken ohne menschliche Hülfe und ohne die Gabe der Somnambülen; aber deßwegen ist doch die menschliche Hülfe nicht ausgeschlossen, die im Gebet und im Namen Jesu überhaupt liegt.

Das fromme Weib in Weinsperg ist das willenlose Organ, das uns diese Lehre anschaulich machen sollte; denn das Predigen blos hilft nichts, die That muß es lehren. Schon seit fünfzig Jahren hat sich der Kreis der magnetischen Erscheinungen für uns geöffnet, wir blicken hinein, staunen sie an, denken ein wenig nach, und fahren zuletzt doch wieder im Alten fort. Und doch lag schon lange die gleiche Lehre in ihm so vorbereitet, daß wir sie nur hätten herausnehmen dürfen. Darum muß jetzt, weil es Zeit ist, die Lehre durch die Thatsachen durchbrechen, und zwar durch solche, welche allen Erklärungen auf einmal die Quelle verstopfen. Darum ist der Thatbestand das wichtigste, und gegen diesen Thatbestand sind die Theorien von Ansteckung und Wahnsinn eine bloße Spiegelfechterei.

Ein zweiter Gesichtspunkt ist die Moral, die in dieser Geschichte liegt, und die Belehrung des Volks, damit es die Ohnmacht der armseligen Spukwelt erkenne und alle Furcht vor ihr ablege. Wie schön erhellt die Lehre daraus, daß das Schatzerheben und das Geisterlösen unter Vorspiegelung von Gewinn lauter Lüge und Täuschung ist, und daß das Gebet in allen Anfechtungen die einzige Waffe ist. Der Name Jesus ist das Donnerwort, welches das ganze finstere Reich erschüttert, und vor welchem alle böse Geister zittern.

Die Philosophie hat bisher den Wahn gehabt, durch

Digitized by Google

Geister u. s. w. kein Wahnsinn seyn, und da sie hier mit unserer Seherin übereinstimmen, so muß auch ihr Schauen nicht so ganz albern und wahnsinnig gewesen seyn. M. spricht von der Beobachtung (1. Th. S. 148), wo die Seherin durch einen magnetischen Stab die Sterne (Planeten) in solcher Nähe sah, daß ihr der kleinste so groß, wie der Mond erschien, und sagt: „ich wage nicht daran zu zweifeln; allein da der Verfasser diesen wichtigen Umstand so leichthin nur eben berührt, und dieser wichtigen Entdeckung nicht weiter nachgeht, so hat vielleicht einige Täuschung dabei obgewaltet.“— Diese Beobachtung wurde erst zur Zeit gemacht, (was allerdings im Buche hätte gesagt werden sollen,) als die Seherin sich kaum noch ein paar Minuten lang im Bette aufrecht erhalten konnte und längeres Schauen nach den Gestirnen ihr unmöglich war. Wäre es ihr aber auch wirklich möglich gewesen, und hätte sie vor Gruithuisen im Monde das zu sehen behauptet, was dieser sieht, — was wäre es gewesen? Magnetischer Wahnsinn wäre es gewesen, alberne Vision! — Weiter sagt M., woran ich aber bestimmt und aus gutem Grunde zweifle: „das ist die Meinung des Verfassers, seine Kranke habe die letzten Jahre ihres Lebens nur von den Nervenausströmungen Anderer leben können u. s. w.“ — Hierauf ist schon durch E. geantwortet, ich gebe hier noch folgende eigene Erklärung. Daß die Anwesenheit anderer Menschen auf die Seherin wie ein Pabulum vitæ wirkte, daß sie, wurde sie längere Zeit allein, oder nur bei schwächern Menschen gelassen, immer schwächer wurde, und mehr zum Tode kam, ist eine Wahrheit und Thatsache, für die auch andere Aerzte zeugen können. Wahrheit ist auch, daß selbst stärkere Menschen, verweilten sie sich länger um sie, eine Abnahme ihrer Kräfte fühlten. Das Mißverständniß liegt wohl nur darin, daß statt: sie lebte von den Nervenausströmungen Anderer, gesagt wurde: „sie lebte von dem Nervengeiste Anderer.“ Ihr Nervengeist blieb ungeschwächt. Die Schwäche, nicht ihres Nervengeistes, sondern ihres Körpers, bestand darin, daß sich ihr Nervengeist von den Nerven zu leicht entband, wie sie auch sagte: „wenn nur meine Seele fester an den Nervengeist gebunden wäre, dann würde sie sich auch fester an die Nerven selbst binden, aber das Band meines Nervengeistes wird immer lockerer.“ Nie sagte sie: mein Nervengeist wird immer schwächer. Durch magnetische Ausströmungen aus andern stärkern Körpern schien sich ihr Nervengeist wieder eine Zeitlang fester an ihre Nerven zu binden und dadurch wieder ihr Körper stärker zu werden. Hier liegt für denjenigen, der das magnetische Leben, und überhaupt das Nerven- und Seelenleben kennt, kein Widerspruch und wird auch für M. nicht mehr liegen. M. nennt die Verse, die in dem Buche von der Seherin angeführt sind: überflüssige Poesie, Spielerei, und läßt merken, seiner Meinung nach seyen sie erst von mir gemacht, oder in die Seherin durch meinen magnetischen Einfluß gebracht. Er sagt: „sie sind einigemal so lange und verrathen eine so lebhafte Stimmung, daß man gerechte Zweifel hegen muß, ob sie so langsam haben gesprochen und so schnell abgeschrieben (soll wohl heißen nachgeschrieben?) werden können.“ Hier muß ich abermals sagen, was ich schon im Buche sagte: „da ich schon Verse machte, so war es das Nächste (und war nun auch für M. das Nächste) zu sagen: Frau H. habe dieses Talent durch meine magnetische Einwirkung. Da ist aber zu bemerken, daß Frau H., schon ehe sie in meine Behandlung kam, solche kleine Verse machte. Nicht ohne tiefe Bedeutung (die man aber jetzt nicht mehr verstehen will) war Apollo der Gott der Dichter, der Seher und der Arzneikunde zugleich. Schlafwachen geht im Innern die Kraft zu dichten, zu sehen, und zu heilen auf. Wie herrlich verstanden die Alten diesen Zustand des Innern, wie klar lag er wohl in ihren Mysterien aufgedeckt! Hierüber wäre ein Buch zu schreiben, es würde aber auch nicht verstanden. — Nur eines dieser Gedichte durfte nachgeschrieben werden, sonst alle schrieb sie selbst, nur eines diktirte sie. Man sehe im Buche nach. Das einzige, längere (1. Th. S. 212), das sie in magnetischem Traume sprach, schrieb ich und ihre Schwester ihr zugleich nach. Wer schon Schlafwache in Träumen, die sie meistens auch mimisch aufführen, sprechen hörte, der weiß, wie sie sprechen, weiß, ob es eines englischen Schnellschreibers bedarf, ihre Reden nachzuschreiben. Dieses und andere größere Gedichte der Seherin sind gerade eine so überflüssige Poesie, gerade eine solche Spielerei, als meine Gedichte oder die Gedichte irgend eines Andern es sind. Als eine solche könnten etwa nur (wenige andere kleine Reime abgerechnet) die Verse in der Geschichte von K. (2. Th. S. 70) erscheinen, zu welcher Spielerei ich die Veranlassung war. Ich fing sie an, und die Seherin antwortete mir in einem, meinem Anfange nachgebildeten Metrum. Ich gab sie, der Spielerei ungeachtet, da diese Geschichte so treu als möglich gegeben werden mußte. Was wäre aus der Treue dieser Geschichte geworden, hätte ich sie, wie M. wollte, vorher weise (weltklug!!) gesichtet und bearbeitet? Was ich empfing, gab ich, wie ich es empfing, ohne alle Bemalungen und Zusätze, mit allen anscheinenden Widersprüchen und Absurditäten: denn hier ist es einzig um die Treue des Empfangenen zu thun. Theorieen kann dann jeder, auch noch so schiefe, aus ihm machen, Ansteckungstheorieen, Wahnsinnstheorieen u. s. w. M. nach sollte man wirklich meinen, daß es mit der Ansteckungstheorie nicht so grundlos sey, und selbst das Buch mit Visionen anstecke. M. sagt: ein Geist sey bei dem Auskleiden einer „jungen, hübschen Frau“ zugegen gewesen. Er meint die Thatsache, 2. Th. S. 216. Man lese aber dort nach, und man wird sich dort vergebens nach einer „jungen hübschen Frau“ umsehen. Wie kam aber M. dort zu dieser Vision? das ist der ansteckende Wahnsinn dieser Geschichte, die es auch noch gedruckt den Menschen anthut, den Männern selbst mit „jungen, hübschen Frauen,“ und daher rathen wir Jedem, der den Glauben an diesen ansteckenden Wahnsinn hat (bekanntlich bringt der Glaube das, an was man glaubt, leicht hervor), diese Geschichte nur ungelesen zu lassen.

Von der Geschichte dieser Seherin sagt der bekannte Schubert: (Morgenblatt, 11. Sept. 1829). „Es liegen in dieser Geschichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Verhältniß zum Leibe.“ Was Herr Menzel von derselben Geschichte sagt, möge der geneigte Leser noch einmal in seiner Recension nachlesen.

Digitized by Google

ſchauerliche Gebrülle des Donners etwas nachzulaſſen; ich glaubte ſchon, der Himmel habe ſeine Rache von uns abgewandt; allein in dem Augenblicke, wo ich die Augen aufſchlug, um ihm dafür zu danken, ſah ich das ganze Verdeck in Feuer, ein furchtbarer Schlag, ein Schrey: der Blitz hatte in das Wrak geſchlagen, und zwey Paſſagiere, die er getroffen, rollten in die Fluthen. Der ſchwefelige Dampf, der ſich um mich verbreitete, betäubte mich, meine Augen ſchloſſen ſich, ich ſank in die Tiefe des Meeres und verlor aufs neue das Bewußtſeyn.

Als ich aus der langen Betäubung, in welche ich verſunken war, erwachte, hörte ich Trauergeſänge um mich ertönen; ich machte eine Bewegung, um mich zu erheben, fühlte mich aber von allen Seiten eingeſchloſſen; nur meinen Kopf konnte ich noch nach vorne bewegen; ich fühlte, ich mußte in dieſer Lage erſticken; allein welcher Schauder durchdrang mich, als ich, nachdem ich dieſen Geſängen ein aufmerkſames Ohr geliehen, das Todtenamt erkannte! Ich war lebend in einen Sarg eingeſchloſſen! Ich ſtieß einen Schrey aus, aber meine Stimme war ſo ſchwach, daß ſie außerhalb des ſchrecklichen Orts, in welchem ich eingeſchloſſen war, nicht tönte; denn der Geſang dauerte fort. Er ward einen Augenblick unterbrochen, und ich benuzte dieſen Moment der Stille, um aufs Neue zu ſchreyen, und zwar mit ſolcher Kraft, daß ich vernommen ward. Man kam auf mich zu, und ich glaubte unter den vielen Stimmen, die eine mir unbekannte Sprache redeten, die Stimme des Kapitän Nikolas zu unterſcheiden; mein Sarg wurde mit der Schonung geöffnet, welche die Umſtände erheiſchten; denn der zu ſchnelle Uebergang aus meinem engen Gefängniſſe in die freye Luft konnte ſchlimme Folgen haben; ich ſah noch einmal das Licht wieder, aber, großer Gott, an welchem Orte! Ich war in einem Sarge unter fünf Särgen, umringt von Prieſtern im Trauergewande. Man trug mich in die Sakriſtey; Kapitän Nikolao, zwey Matroſen und einer der piemonteſiſchen Landleute, die einzigen, welche dem Tode entronnen waren, bemühten ſich aufs Liebreichſte um mich; man hob mich aus meinem Grabe; das Leichentuch, das mich umhüllte, wurde mit warmen Kleidern vertauſcht, und der Pfarrer des Kirchſpiels ließ mich in ſein Haus bringen, wo ich die edelmüthigſte Gaſtfreundſchaft fand. Wie es kam, daß ich, ſtatt zu ertrinken, beynahe lebendig begraben worden wäre, iſt mit wenigen Worten erzählt.

Die Bewohner der Inſel May, welche ich beym Leuchten eines Blitzſtrahles am Geſtade erblickt hatte, dachten auf Mittel, uns zu retten. Sobald der Sturm ſich gelegt hatte und Böte in die See zu ſetzen erlaubte, kamen mehrere Fiſcher, uns aufzuſuchen; ſie fanden bald das Verdeck der Stephano, aber alle Unglücklichen, die ſich darauf befanden, hatten das Leben eingebüßt; man brachte ſie und mich unter ihnen in ein kleines Haus am Meeresufer; der zu Hülfe gerufene Arzt erklärte, daß ſeine Kunſt nichts mehr vermöge, und überließ der Großmuth der Fiſcher, die uns ans Land gebracht, die Sorge, uns die lezte Ehre zu erweiſen; vier-und-zwanzig Stunden nachher brachte man uns in die Dorfkirche. Natürlich wurden auch die Särge meiner unglücklichen Gefährten geöffnet, aber der Tod hatte alle dahin gerafft. Madame Biacchi hatte ihr geliebtes Kind nicht lange überlebt. Laß uns weinen, mein Theurer!

Die Bildung der Alpenpflanzen und die Schneelinie in der Schweiz.

(Beſchluß.)

Die Gletſcherlinie iſt alſo für jeden beſondern Gletſcher, je nach der Höhe der Berge, die das Eismeer begrenzen, verſchieden, ſo wie ſie ſich auf der Nord- und Südſeite einigermaßen abweichend darſtellt. Auf die Vegetation ſelbſt haben die Gletſcher folgenden Einfluß. Vor jedem Gletſcher liegt eine ſandige, größere oder kleinere Ebene oder ein Abhang, gleich dem ſandigen Ufer eines wilden Flußes, der öfters übertritt. Es finden ſich daher auf denſelben nicht gerade Pflanzen, welche in der Nähe des ewigen Schnees vorkommen, ſondern ſolche höhere oder tiefere Alpenpflanzen, welche im Sand der Alpbäche oder kleinen Flüſſe, je nach der Höhe, gedeihen. An den Seiten des Thals finden ſich ebenfalls diejenigen Pflanzen, welche auf ſolchen Höhen gewöhnlich vorkommen, zum deutlichen Beweis, daß die Gletſcher im Grunde nur Verſander ſind. Bloß an Stellen, die beſtändig von ſchmelzendem Eis naß bleiben, können höhere Alpenpflanzen auf tieferem Standpunkt in den Thälern vorkommen. Der Schnee ſelbſt iſt ungleich in ſeiner Ausdehnung; an ſchattigen Stellen der Nordſeite bleibt er tiefer unten liegen, als an freyen und mehr flachen Orten, eben ſo in Vertiefungen, und dieſer Schnee heißt geſchützter Schnee. Die Linie deſſelben, beſonders im öſtlichen Theil der Schweiz, ward zu ungefähr 7000′ über Meer beſtimmt. Wichtiger als die Beſtimmung dieſer Linie iſt aber die der eigentlichen Schneelinie, und nach mancherley Meſſungen und Beobachtungen iſt man auch wirklich dahin gelangt, dieſelbe ziemlich genau auszumitteln. Denkt man ſich nämlich Schnee und Eis auf der einen Seite, und ſchneefreyes, mit Vegetation beſeztes Gelände auf der andern, als zwey ausgezackte Linien, welche man auf eine einzige gerade bringen will, ſo können weder die Lücken der einen noch der andern als Beſtimmungspunkte angenommen werden, ſondern der Durchſchnitt. Nun bleibt die Schneedecke in Gebirgen, die mit höheren, mit Eis und Schnee mächtig belaſteten Bergen zuſammenhängen, tiefer und überhaupt länger liegen als auf einzeln ſtehenden, gleich hohen; aber dieſes tiefere Hinabſteigen kann ſo wenig zum

Digitized by Google

kespeare's Stücke, wie sie sind, werden dem französischen Publikum nimmer behagen können, und wenn auch die Hauptrollen von den größten Schauspielern übernommen würden; dieß kann man kühn vorhersagen. Uebrigens ist es interessant, zu sehen, wie sich die vielen Schauspieldichter und die Theaterdirektoren in Paris abmühen, das Publikum durch etwas Neues herbeyzuziehen. Bey der großen Anzahl von Schauspielen geschieht ein so starker Verbrauch von allen möglichen dramatischen Kombinationen, daß kaum ein schöpferisches Genie im Stande ist, etwas noch nicht Versuchtes zu erdenken; die Boulevardstheater schätzen sich noch glücklich, wenn sie zuweilen irgend ein lebendiges Wesen, Mensch oder Thier, erhaschen können, welches, in Ermangelung guter neuer Stücke, das schaulustige Publikum durch etwas Unerhörtes eine Zeitlang herbeyziehen kann. So hat das Ambigutheater eben einen grotesken Tänzer engagirt, Namens Ravel, welcher die sonderbarsten Kabriolen macht. Besonders geht der Mann auf Stelzen, als ob sie die Fortsetzung seiner Beine wären; man sollte nicht glauben, daß es möglich wäre, es so weit zu bringen. Er tanzt mit seinen Stelzen, macht sogar Entrechats damit im Springen, spielt den Betrunkenen und fällt zuletzt mit ausgespreizten Beinen nieder, so daß diese beyden Beine und die daran befindlichen Stelzen eine gerade Linie von ungefähr 12 Fuß Länge ausmachen. Ich glaube nicht, daß je solch ein Salto mortale versucht worden ist; das Publikum stößt unwillkührlich einen Schrey aus, wenn es diesen Ravel, wie ein aufgemachtes Zirkelinstrument, daniederfallen sieht. Eben so hat die Direktion des Cirque olympique jetzt ein Kerlchen, Namens Leach, der an die Stelle des so verständigen Elephanten getreten ist und das Publikum durch seine sonderbare Gestalt und seine Purzelbäume belustigen muß. Der Mann hat nämlich keine Schenkel und ganz kurze Beine; der Constitutionnel sagte von ihm, er sey ein unvollendeter Mensch, da die Natur versäumt habe, den Untertheil seines Körpers mit dem Obertheil ins gehörige Verhältniß zu setzen. Dieser unvollendete Mensch nun hat seine ganze Kraft im Obertheile, vorzüglich in den Händen. Mit den kurzen Beinchen trippelt er behende und schnell, und was diesen an Stärke abgeht, ersetzt er vermittelst seiner Arme. Er klettert, springt und wendet sich, ungefähr wie die Affen, und wenn er einen Affenpelz um sich hat, so kann man ihn sehr leicht mit einem Pavian verwechseln; wenigstens sollte man kaum glauben, daß ein menschliches Wesen darunter steckt. Die Ravels und die Leachs gehören eigentlich in die Marktbuden; allein die Pariser Theaterdirektoren verstehen die Kunst, solche Leute zu ihrem Zwecke zu benutzen. Sie lassen nämlich Pantomimen verfertigen, worin dieselben eine Hauptrolle zu spielen haben, staffiren die Pantomime mit Tänzen, Märschen und allerley Prunke aus, und dadurch bekommt das Ganze ein stattliches Ansehen, so daß sich auch die große Welt zu den Boulevardtheatern herabläßt und herbeykommt, um dergleichen Ungewöhnliches einmal mit anzuschauen. In dem Cirque olympique hat der kurzbeinige Leach die Rolle eines Gnomen, welcher einem verliebten und bedrängten Prinzen durch seine Schlauheit und Gewandtheit beständig aus der Noth hilft, und also ein schützender Engel in Affengestalt wird. Für den Stelzenmann Ravel und seine fürchterlichen Bocksprünge hat man aus Voltaire's Erzählungen den Entwurf zu einer lustigen Pantomime, Namens Cocambo, gezogen. Ravel spielt den Begleiter eines neapolitanischen Gesandten, der nach China oder nach einem andern weit entfernten Lande gesandt wird und dort seine Frau, die ihm wahrscheinlich längst abhanden gekommen, im Harem des Kaisers oder Königs wiederfindet, nachdem sie von Cocambo, dem possierlichen Hanswurst oder Legationsnarren, der sich in den Harem geschlichen, dort ausgewittert worden ist. Die Pantomime ist nicht immer deutlich, und aus den Geberden und Bewegungen der handelnden Personen läßt sich nicht wohl der Sinn derselben errathen; allein die drollichte Figur des Cocambo belebt das Ganze, und seine Kabriolen und Stelzentänze sind für Jedermann verständlich. Das neue Ambigutheater ist ein niedliches Gebäude, von den Baumeistern Hittorf und Lecointe; der Foyer ist geschmackvoll und gleicht einem großen Saale in einem eleganten Hôtel. — Die italienische Oper, die schon lange das Theater der reichern Welt geworden ist, hat nun alle ihre Prime Donne beysammen, und daher sind denn die Darstellungen auch sehr glänzend und werden stark besucht. Mad. Malibran in der Gazza ladra und Dlle. Sontag in der Donna del lago, in der Semiramide und andern Rossinischen Opern sind zum Entzücken; so sagen die eifrigen Dilettanti, die keinen dieser köstlichen Abende versäumen. Eine Benefizvorstellung muß wohl der Dlle. Sontag in ihrem Kontrakte versprochen worden seyn, obschon sie auch das vorige Jahr eine erhalten hatte. Dergleichen Gunstertheilungen kosten den Direktor wenig und sind für die begünstigten Prime Donne wichtig; das Publikum allein hätte sich darüber zu beklagen, daß man so oft auf seinen Beutel spekulirt; allein warum läßt es sich immer anreizen? und was hat es zu sagen, wenn es hingeht und für sein Geld vielen musikalischen Genuß bekommt? Zur Benefizvorstellung der Dlle. Sontag war Mozarts Don Juan ausersehen worden. Sie und Dlle. Heinefetter, mit Hülfe der Mad. Malibran und ihres Vaters Garcia, wollten dem unbillig verdrängten Mozart wieder zu seinem Ansehen verhelfen. Die Vorstellung fiel vortrefflich aus; Dlle. Heinefetter, die bisher noch immer viel zu wünschen übrig ließ, zeichnete sich dieses Mal neben den beyden Meistersängerinnen aus; allein es steht zu befürchten, daß es mit Mozarts Opern in Frankreich zu Ende geht. So vortrefflich diese Darstellung war, so sehr auch die Kunstliebhaber Mozarts dramatisch-lyrisches Genie bewunderten, so gestanden doch am folgenden Tage mehrere Theaterkritiker in ihren Blättern, die Darstellung sey den Logeninhabern etwas langweilig vorgekommen; Manches sey in Mozarts dramatischer Musik veraltet, und Rossini's lebhafter Styl habe den feyerlichern, künstlichern, aber minder unterhaltenden des deutschen Tonsetzers den Franzosen verleidet. Dieß scheint auch wirklich der Fall zu seyn. Schon einigemal hat man in den letzten Jahren versucht, Mozarts Opern wieder in Aufnahme zu bringen; jedesmal ist der Versuch, wo nicht schlecht, doch unter der Erwartung ausgefallen; man konnte glauben, es liege an den Schauspielern; dießmal aber waren die Frauenrollen einigen der ausgezeichnetsten Sängerinnen in Europa zugetheilt, und gewiß haben sie Mozarts Gesänge nicht verdorben. Auch Garcia, obschon seine Stimme viel verloren hat, ist noch ein vortrefflicher Sänger und ganz zu einem Don Juan gemacht; dennoch war kalte Bewunderung das Einzige, was der Haupttheil der Zuhörer äußerte; nur das kleine Häuflein der ächten Musikkenner zollte enthusiastisch dem hohen Meister seine Verehrung. Uebrigens hatte diese Vorstellung das eigene, daß die von einem deutschen Tonkünstler gesetzte italienische Oper von deutschen Sängerinnen, einer Engländerin (Mad. Malibran), von einem Spanier (Garcia) und von einigen Italienern und Franzosen aufgeführt wurde.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 309:

Handel. — Händel.

Beylagen: Kunstbl. Nr. 105. u. Monatsreg. December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google